Süddeutsche Monatshefte

unter Mitwirkung von

Josef Hofmiller, Friedrich Naumann,
Hans Pfitzner, Hans Thoma, Karl Voll

herausgegeben von Paul Nikolaus Cossmann

Fünfter Jahrgang • Zweiter Band

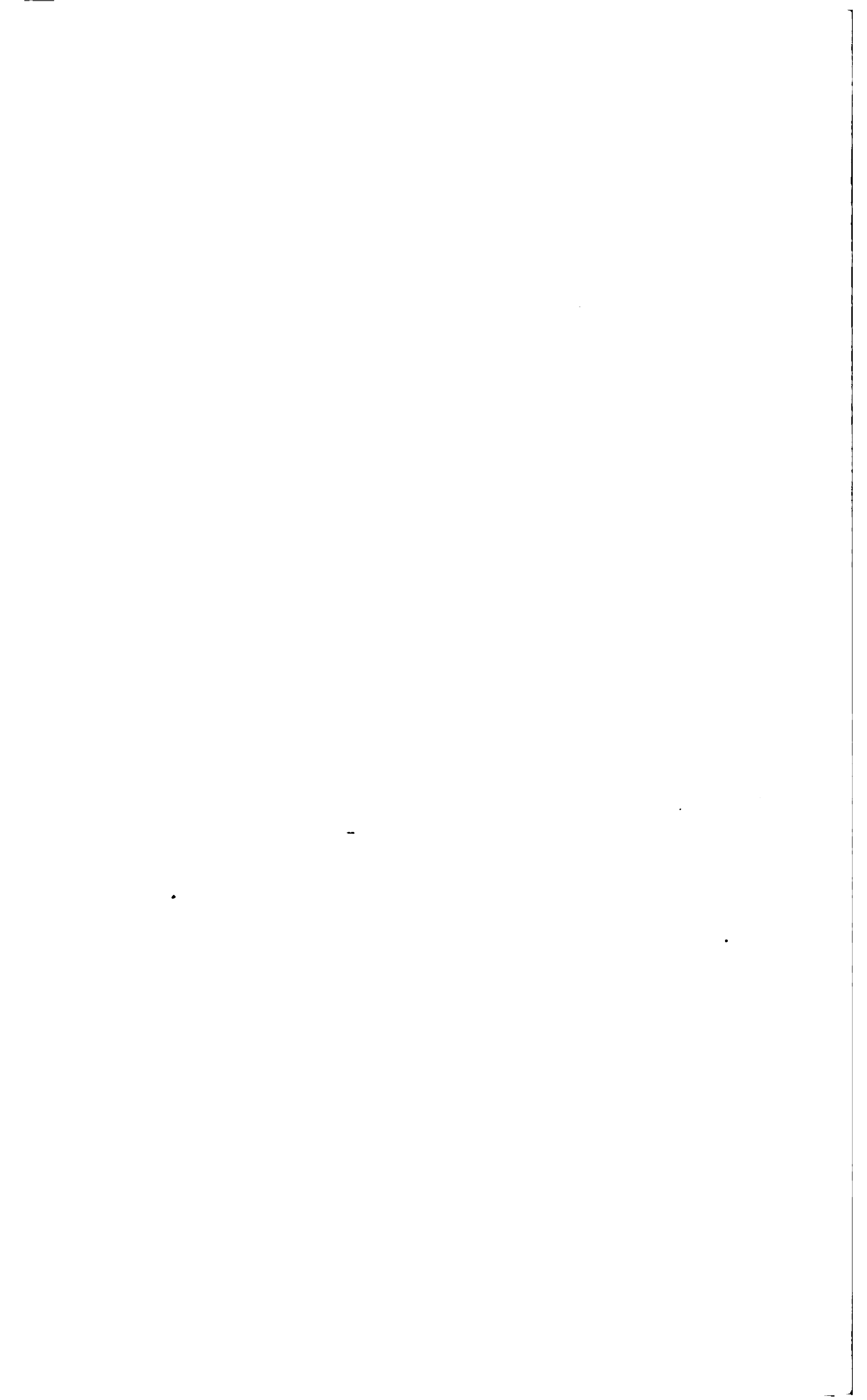
1908

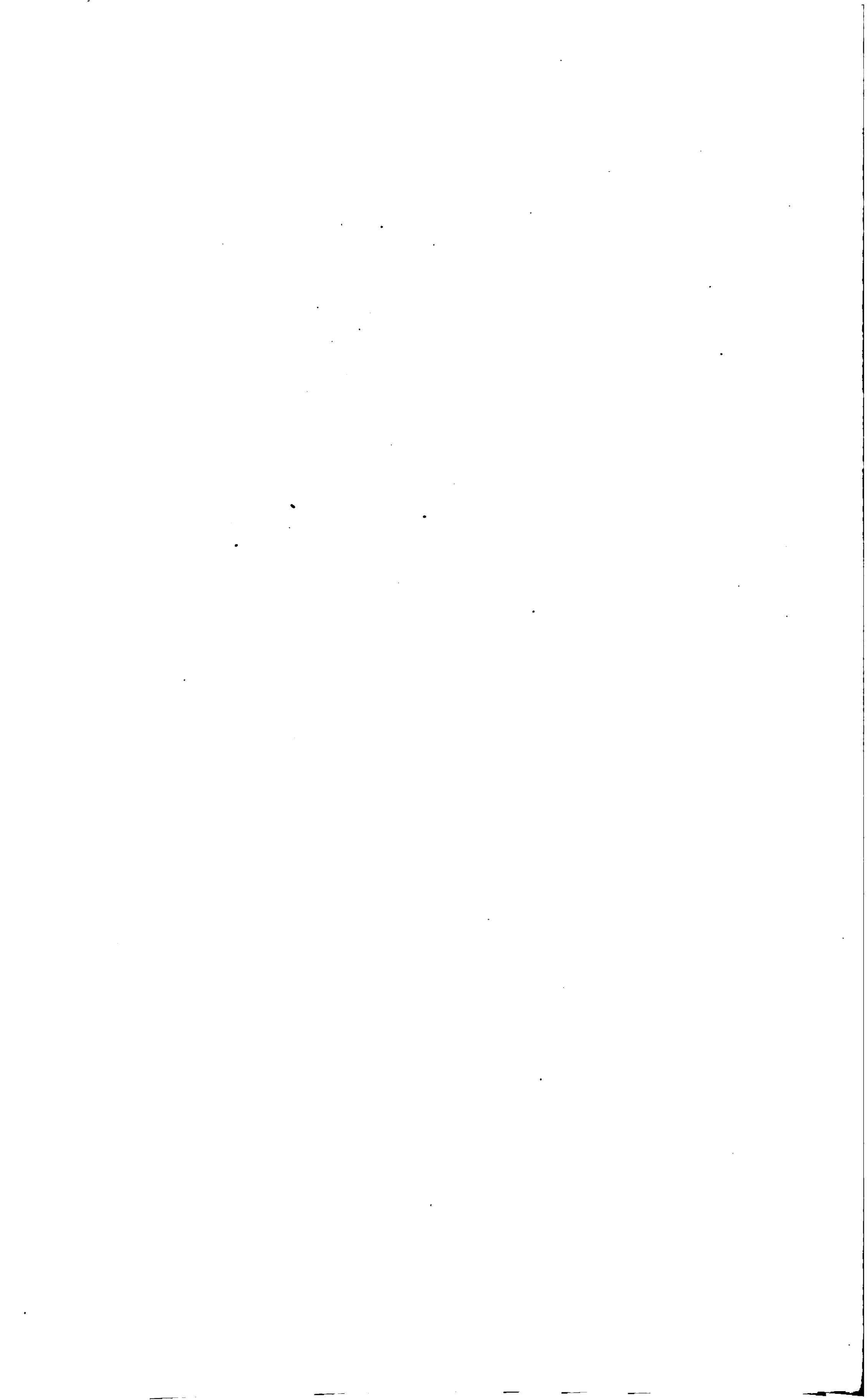
Juli bis Dezember

Süddeutsche Monatshefte G. m. b. H. München

Druck von Kastner & Callwey, kgl. Hofbuchdruckerei, München.

Inhaltsverzeichnis.





Die bayerischen Kunstsammlungen.

Von Karl Voll in München.

Vor mir liegt ein Buch von Wilhelm Bode: Rembrandt und seine Zeitgenossen in der zweiten, vermehrten, 1907 bei E. A. Seemann in Leipzig erschienenen Auflage. Es enthält Charakterbilder der großen Meister der holländischen und vlämischen Malerschule im 17. Jahrhundert.

Das ist das zweite Mal, daß Bode sich an diese Aufgabe macht. Das gleiche Thema hat er vor 25 Jahren in seinen Studien zur holländischen Malerei behandelt, die nicht wenig zu seinem Ruhm und Erfolg beigetragen haben. Im einzelnen bringt das neue Buch vieles, was das alte nicht gehabt hat: aber im allgemeinen spricht sich noch immer derselbe Geist aus, der nichts unbeachtet läßt und sich mit lebhaftester Aufmerksamkeit den verschiedensten Dingen zuwendet. Bode hat Recht, sein altes System beizubehalten; denn es hat sich für die Zwecke, denen es dienen soll, bewährt. Das Buch verfolgt hauptsächlich wissenschaftliche Interessen, obschon der rasche Absatz beweist, daß es nicht nur von wissenschaftlichen Kreisen benutzt wird. Die vielen Details, die in den Studien zur holländischen Malerei zusammengetragen waren, sind weggelassen; aber noch immer ist es Bodes Hauptabsicht, den Entwicklungsgang eines jeden Künstlers zu schildern. Das ist für Männer wie Rembrandt oder Rubens der natürliche Standpunkt, und ihre Entwicklung läßt sich auch verhältnismäßig leicht feststellen; aber bei den kleineren Malern wie Goijen und Salomon Ruysdael oder bei den Stillebenmalern, ist es doch nicht jedermanns Sache, so ohne weiteres, gewissermaßen auswendig und ohne alle Vorbereitung wie das eben Bode tut, die einzelnen Phasen ihrer Tätigkeit zu charakterisieren. Dazu gehört eine langjährige Erfahrung und eine unermüdliche Beschäftigung mit dem umfangreichen, weitversprengten Material. Aus Büchern und aus dem Besuch einiger großen Museen allein kann niemand die sehr notwendigen positiven Kenntnisse schöpfen, um die Entwicklung einer solch großen Anzahl von Künstlern zu geben, über die auch die allermeisten Kunstgelehrten nur eine sehr allgemeine Vorstellung haben. Ein anderes Ding ist die Beurteilung der künstlerischen Bedeutung der einzelnen Maler und Werke. Da wird man oft anderer Meinung als Bode sein können; ich wenigstens bin es in sehr vielen Fällen. Aber das hindert nicht, daß das Buch seit langem immer in bequemer Nähe mir zur Hand ist; denn es gewährt häufig guten Aufschluß. Nicht umsonst ist es der Niederschlag der langjährigen Tätigkeit in der Direktion der Berliner Museen, um die sich Bode ein so großes Verdienst erworben hat, daß ihm nicht nur Berlin, sondern ganz Deutschland danken muß.

Nun höre ich aber manchen Leser fragen: Wie kommt Dr. Voll dazu, einen Mann zu loben, der mit ihm oder mit dem er aufs grimmigste verfehdet ist? Die Antwort fällt mir nicht schwer, und es liegt mir sehr viel daran, daß ich sie jetzt, wo ich nicht mehr Museumsbeamter bin, mit möglichster Deutlichkeit gebe, so deutlich, daß die kleinen Schürer der Feindschaften sie nicht verdrehen können. Trotz der scharfen künstlerischen und wissenschaftlichen Gegensätze, die mich stets von Bode getrennt haben und wohl auch immer von ihm trennen werden, halte ich dafür, daß seine Tätigkeit als Direktor der Berliner Museen schlechterdings großartig ist, daß ich unter den Lebenden niemand kenne, der imstande wäre, auch nur annähernd das gleiche zu leisten. Wo so viel Licht ist, da ist auch viel

Schatten, und in den letzten Jahren werden diese Schatten in Bodes Tätigkeit sogar immer länger: aber wenn ich auch durch rein äußerliche und sachliche Umstände häufig genötigt war, gegen einzelne Schriften von Bode zu polemisieren, so zolle ich dem Berliner Generaldirektor meine ungeheuchelte und rückhaltlose Bewunderung für die Tätigkeit, die er im Kaiser Friedrich-Museum entfaltet hat.

Nun höre ich aber wieder manchen der Leser sagen: Schon gut, schon gut; wenn Voll sich mit Bode vertragen will, so ist das ja recht schön, aber was geht das uns denn hier in einem Artikel an, der die Ueberschrift führt: die bayerischen Kunstsammlungen. Auch darauf fällt mir die Antwort nicht schwer, und mit ihr komme ich zur Sache. Wer als ein vorurteilsloser Mann, weder als borussischer noch als bajuwarischer Partikularist, die Entwicklung unserer deutschen Kunstverhältnisse verfolgt, muß sagen, daß Berlin nicht nur in Sachen der modernen, sondern auch der alten Kunst der stärkste Konkurrent ist, den München in Deutschland hat. Ich persönlich finde das sogar sehr gut; denn München wird nie aus seiner Lethargie aufwachen, wenn es nicht durch harten Existenzkampf aufgerüttelt wird. Aber es besteht nun einmal diese Konkurrenz auch in Sachen der alten Kunst. Die Berliner Museen wollen die Münchener überflügeln und haben das in mancher Hinsicht, durch die persönliche und die organisatorische Tätigkeit Bodes und seiner Kollegen auch bereits getan. Darum glaube ich, daß der Generaldirektor der Berliner Museen nicht im Nebenamt auch der Generaldirektor der Münchener Museen sein kann. Das ist er aber in der Tat seit einigen Jahren, wenn es auch nicht von amtswegen ist. Ich schalte Bodes Persönlichkeit dabei ganz aus. Wenn mein bester Freund oder ein Engel vom Himmel Generaldirektor der Berliner Museen wäre, würde ich auch sagen, daß er nicht zugleich Generaldirektor der Münchener sein kann. Aber seit geraumer Zeit wird in Münchener Museen nicht leicht eine Frage, in der man Bode für bewandert hält, entschieden, ohne daß sein Gutachten eingeholt würde. Das ist ein ungesunder Zustand. Ich will auf keine besonderen Fälle eingehen, will auch nicht darüber handeln, ob Bodes Ratschläge sich immer bewährt haben: ich konstatiere nur, daß die bayerischen Museumsbeamten dadurch, daß sie neben allen übrigen Bevormundungen, auch noch so oft Bodes Autorität in den Gang der Dinge eingreifen lassen müssen, in ihrer Selbständigkeit ganz besonders bedroht sind. Man wird mir ferner wohl zugeben, daß in diesem Umstand — immer von Bodes Persönlichkeit abgesehen — einerseits was die Stellung des Ministeriums zu seinen Beamten anbetrifft, kein Vertrauensvotum erblickt werden kann, und daß anderseits Beamte, die sich das gefallen lassen, auch Verzicht auf die persönliche Verantwortung und Initiative leisten.

Hiermit komme ich zu einer der Hauptfragen, die mir bei unserem Thema zu erörtern am Herzen liegt. Der ganze Zuschnitt unserer Museumsverwaltung, wie er sich in den letzten Jahren entwickelt hat, läuft darauf hinaus, die Beamten zu Vollzugsorganen zu machen. Sie haben das Material beizuschaffen, aus dem dann andere Stellen die Entscheidung ableiten. Das ist so ziemlich alles. Nun gibt es ganz gewiß bei der Verwaltung unserer Museen nicht wenig Angelegenheiten, die von einer Zentralinstanz, d. h. vom Kultusministerium zu verbescheiden sind; aber es gibt auch Angelegenheiten, für die gar kein anderer Mann als der jeweilige Museumsdirektor die Entscheidung treffen kann. Das sind vor allen Dingen die

Ankaufsangelegenheiten, sind aber ferner auch die Anordnungen in bezug auf die von den Unterbeamten zu leistenden Arbeiten. Welche Kunstwerke zu kaufen nötig sind, was sie wert sind, und was alles mit dem Ankauf zusammenhängt: das muß der Direktor wissen; dafür ist er eben der Direktor. Ihm muß das Vertrauen entgegengebracht werden, daß er sein Bestes tut und damit er sein Bestes tun kann, muß er die entsprechenden Mittel — pekuniärer und autoritativer Art — haben. Die Ratifizierung ist mehr formeller Art und kann dem Ministerium nicht genommen werden, soll ihm auch nicht genommen werden. Ich erinnere nur an die Entwicklung der Berliner Museen. Diese sind nicht durch das preußische Kultusministerium so glänzend geworden, sondern durch die Tätigkeit der Direktoren, zum nicht geringen Teil durch Bode. Preis sei aber den verschiedenen preußischen Kultusministern, daß sie Bode gestützt und gefördert haben; das ist kein geringes Verdienst.

Ich weiß wohl, daß im bayerischen Kultusministerium für derartige Anschauungen, wie ich sie hier entwickle — NB. es sind das nicht meine persönlichen Anschauungen allein, sondern sie werden von den besten Fachmännern geteilt — nicht das geringste Verständnis herrscht und herrschen kann. Es handelt sich eben hier um den Kampf gegen althergebrachte Auffassung. Darum will ich auch betonen, daß so wenig ich Bode persönlich in diese Diskussion einbeziehen will, ich das gegenwärtige Ministerium verantwortlich machen möchte. Zum Zeichen dafür sei an einen wohl schon längst vergessenen Aufsatz erinnert, den ich vor 12 Jahren in dem Feuilleton der Münchener Allgemeinen Zeitung veröffentlicht habe und in dem ich die gleichen Grundsätze — nebenbei bemerkt, die gleiche Meinung über Bode — ausgesprochen habe.

Ich muß im heutigen Aufsatz öfters an Aeußerungen anknüpfen, die nach den Zeitungsreferaten vom Ministertisch aus kürzlich im Finanzausschuß unseres Landtags über unsere Museen gefallen sein sollen, und muß sie manchmal und sogar bei wichtigen Punkten als unzutreffend und auf mangelhafter Information beruhend bezeichnen: aber auch dann, wenn ich sie richtig stelle, leitet mich der Grundsatz, daß das verrostete System, nicht der Vertreter des Ministeriums Schuld an den unrichtigen Angaben trägt. Auch in Bayern wechseln die Ministerien: aber in allen wird der gleiche Geist herrschen, und alle werden sie sich in der gleichen Zwangslage befinden: daß sie nämlich in letzter Linie es sind, die vor dem Land die Verantwortung für die Verwaltung der ihnen unterstellten Aemter und für die Verausgabung der vom Landtag bewilligten Mittel tragen. Hier kreuzen sich die Interessen: unsere Museen können nur gedeihen, wenn die Direktoren selbständig handeln dürfen und die Verantwortung z. B. für die Ankäufe tragen: aber vor dem Lande tragen die Minister die Verantwortung, und das letzte Wort wird eben in den beiden Kammern gesprochen. Die Gegensätze sind schwer zu vereinigen; aber daß sie zu vereinigen sind, sehen wir in dem beneidenswerten Geschick der Berliner Museen, und es muß mit allem Nachdruck darauf gedrungen werden, daß in München dasselbe geleistet wird wie in Berlin. Man hat zur Lösung der Frage vorgeschlagen, den Posten eines Generaldirektors zu schaffen. Das muß auch trotz allen Widerstrebens geschehen, aber hiervon will ich jetzt noch nicht reden.

Die Entwicklung der Berliner Museen knüpft sich an Bodes Namen, und so ist zu fürchten, daß jenen, die für die bayerischen Museumsdirektoren dieselben Rechte fordern, wie sie Bode hat, geantwortet wird: nennt

1*

uns in Bayern einen Mann wie Bode, und wir wollen ihm gern alle Befugnisse einräumen, die ihm nur irgendwie einzuräumen sind. Diesen kalten Spott muß man nun nicht fürchten; denn wenn Bode viel für die Größe der Berliner Museen getan hat, so wurde er auch durch die ausgezeichnete Organisation dieser Museen groß. In München aber würde es Bode nie weiter als zum Konservator gebracht haben, wahrscheinlich aber wäre er freiwillig gegangen oder wegen Insubordination entlassen worden. Zeuge dafür ist Adolf Bayersdorfer, der mit 60 Jahren als Konservator der Pinakothek starb, und für den keine bessere Stellung geschaffen wurde, obschon er eine weltberühmte Persönlichkeit war und es für seine Zeit auch mit Recht war. Ich bin lange genug in der Alten Pinakothek gewesen, um zu wissen, welche Gegengründe für die Zurücksetzung dieses Mannes angegeben werden; aber sie sind alle nur formalistischer Art. Zeugen für meine obige Behauptung sind auch diejenigen, die aus dem Münchener Museumsdienst frühzeitig geschieden sind: Zeugen endlich, fürchte ich, werden diejenigen sein, die aus ihm scheiden werden, wenn sich die Verhältnisse nicht bessern.

Welche Umstände sind es nun, die Bode und seine Kollegen groß gemacht haben? Vor allem der, daß sie viel Kaufgelegenheiten hatten und daß sie reisen durften: daß sie reisen mußten, um zu lernen so viel nur zu lernen war. In München ist das nicht der Fall. Der bayerische Staat gibt seinen Museumsbeamten im allgemeinen keine Mittel zu reisen und in neuerer Zeit scheint er sogar ihnen die genügende Zeit nicht mehr geben zu wollen, daß sie auf ihre eigenen Kosten reisen. Wenn gerade in einem Museum Ersparnisse zur Verfügung stehen, werden sie ja meistens — nicht immer! — dazu verwendet, die Beamten auf Studienreisen zu schicken; z. B. sind im Nationalmuseum zurzeit die Verhältnisse in dieser Beziehung sehr lobenswert. Wo keine Ersparnisse sind, wird sehr wenig gereist. Das ist ein Krebsschaden unserer Museen. Es müßte unter allen Umständen darauf gesehen werden, daß die Beamten möglichst viel nach auswärts kommen, die Ausstellungen, Auktionen, Privatsammlungen besuchen und immer wieder die großen Museen studieren.

Nun herrscht in bezug auf solche Reisen, wie auch aus manchen früheren Landtagsreden zu erkennen war, die Anschauung, daß hier mit Stipendien zu helfen sei. Das ist eine entwürdigende und jedenfalls unrichtige Auffassung. Diese Reisen sind, wie im Finanzausschuß von einem Abgeordneten richtig bemerkt wurde, Dienstsache. Es gehört zur Aufgabe des Museumsbeamten, daß er durch persönlichen Verkehr Kenntnis davon hat, welche Kunstwerke gerade zu kaufen sind, welches die Marktpreise sind, daß er ferner berechnen kann, was wohl die nächste Zukunft bringen wird und daß er immer wieder sein Auge durch das Studium der fremden Museen übe. Mit einem einzigen Besuch einer Stadt hat man sich nicht für sein Leben lang die Kenntnis aller ihrer Kunstschätze angeeignet.

Im Finanzausschuß wurden kürzlich die vom Ministerium angesetzten 3000 Mk. bewilligt, aus denen jährlich Studienreisen der Museumsbeamten bezahlt werden sollen. Das ist zum Leben zu wenig und zum Sterben zu viel. Diese Summe würde allenfalls für die Alte Pinakothek reichen und da nur knapp. Wenn nun Bayerns Finanzlage zurzeit nicht gut genug ist, um die 15000—20000 Mk., die mindestens nötig sind, für Reisen zu gewähren, so kann doch eine einfache Klausel Hilfe schaffen. Man genehmige im Landtag, daß 10 Prozent der für den Ankauf genehmigten, bezw. der

aus anderen Quellen fließenden Mittel für Studienreisen verwendet werden und man wird z. B. für die graphische Sammlung jährlich 2000 und für die Alte Pinakothek 3000 Mk. für Studienreisen zur Verfügung haben. Wenn gesagt wird, daß dadurch ja die Ankaufsfonds, die ohnehin nicht groß sind, noch mehr beschnitten werden, so hat, wie im Finanzausschuß richtig hervorgehoben worden ist, die gegenwärtige Praxis doch deutlich genug gezeigt, daß wir viel teurer kaufen, wenn unsere Beamten nicht auf Reisen gehen und nicht wissen, wo und wann sie gerade rechtzeitig für billiges Geld etwas Gutes kaufen können. Jedenfalls darf man sagen, daß die Berliner Museen jährlich sehr viel Geld dadurch ersparen, daß sie eine schöne Summe für Studienreisen zahlen.

Zur Erläuterung will ich hier einen Fall aus meiner Praxis berichten. Vor zwei Jahren wurde mir in London von einem Kunsthändler, dem ich gefällig gewesen war, für die Alte Pinakothek ein sehr schönes Porträt für 11000 Mk. angeboten. Da aber die Galeriekommission in München und das Porträt in London war, so kam man nicht zusammen und das Bild wurde nicht gekauft, obschon mir von hervorragender Seite bestätigt wurde, daß es eine ausnahmsweise glückliche Erwerbung für die Pinakothek gewesen wäre. Dasselbe Bild wurde mir dann im gleichen Jahre von einem Münchner Kunsthändler um 45000 Mk. für die Pinakothek offeriert. Macht 34000 Mk. Differenz, je nachdem man hier oder auswärts kauft. Unter solchen Umständen sah man natürlich wieder von dem Ankauf ab. Nebenbei bemerkt war der Münchner Händler nicht unbescheiden. Das Bild hatte inzwischen seinen Besitzer gewechselt und war geschickt lanciert worden. Das ist nicht der einzige Fall der Art; es gibt noch mehr und noch betrüblichere.

Nun scheint in bezug auf diese Reisen auch die Meinung zu bestehen, daß sie eine zu große Annehmlichkeit sind, um sie den Beamten oft zukommen zu lassen. Auch diese Anschauung ist unberechtigt. Es ist im Gegenteil ein sehr geringes Vergnügen, 24 Stunden oder mehr im Zug zu sitzen, sofort nach durchgefahrener Nacht ins Museum zu gehen, den ganzen Tag Besprechungen zu haben, abends noch mit den ausländischen Fachgenossen, Sammlern usw. Konferenzen zu halten und dann, nachdem man sich weidlich abgehetzt hat, sich wohl auch den Magen verdorben hat, wieder in aller Eile heimzufahren. So lange man jung ist, tut mans gern, weil man ja auch sonst noch allerlei Schönes auf der Reise sieht; aber im Laufe der Jahre findet man doch, daß das Vergnügen bei solchen Reisen weniger groß ist, als die Plage. Es ist ein regelrechter Dienst, der da geleistet wird, und dessen Kosten sollen nun auch ganz regelrecht von dem Amt getragen werden, für das er geleistet wird.

So wie man derartige Reisen zur Pflicht macht, fallen dann auch die meisten größeren Urlaube weg, die man bis jetzt für Studienreisen bewilligen mußte und damit fällt auch die Wahrscheinlichkeit, daß ein skrupelloser Beamter ja einmal des Vergnügens halber auf Staatskosten eine Reise tut.

Im Finanzausschuß wurde von den Landboten mit Recht verlangt, daß die heuer zum erstenmal ausgeworfene Summe von 3000 Mk. für Studienreisen, deren Einstellung freudig begrüßt wurde, noch erhöht werde. Hierauf soll nach den Zeitungen vom Ministertisch aus die Antwort gekommen sein, daß die 3000 Mk. nur für freie Studienreisen bestimmt seien; für sonstige Reisen stünden andere Mittel bereit. Nun sind die bayerischen Museumsbeamten gewiß abgehärtet und haben mit Horaz gelernt, über

nichts mehr in Verwunderung zu geraten. Aber diesmal waren sie doch verdutzt; denn für den Kenner der Verhältnisse ist diese Antwort ganz unverständlich. Wenn sie wirklich in der angegebenen Form gefallen ist, so kann sie doch nur besagen, daß für Studienreisen bis jetzt keine Mittel da waren, daß dagegen in bestimmten Einzelfällen jederzeit, wenn es nötig war, die Mittel zur Verfügung standen und natürlich auch aufgeboten wurden. Aber das ist ja gerade nicht der Fall. Wir müssen hier, um Klarheit zu schaffen, auseinandersetzen, worum es sich handelt. Es kommen in der Verwaltung der Museen und des Generalkonservatoriums immer Fälle vor, wo Inspektionsreisen gemacht werden müssen. Diese geschehen meistens in Bayern, seltener treffen sie auch für das übrige Deutschland auf. Sie werden natürlich gemacht. Aber um diese handelt es sich nicht. Nötig ist dagegen der Besuch der großen Auktionen und vor allem jener, die in Italien, Frankreich und England abgehalten werden. Die deutschen Auktionen werden zwar, soweit z. B. die graphische Sammlung in Betracht kommt, häufig und soweit die Pinakotheken in Betracht kommen, mitunter besucht, aber die außerdeutschen, die gerade die wichtigsten sind, werden nie besucht. Ferner werden nie die großen kunsthistorischen Ausstellungen im Staatsauftrag besucht, weil eben die Mittel dafür nicht vorhanden sind und auch nicht aus dem jetzt ausgesetzten Betrag von 3000 Mk. gewonnen werden können.

In bezug auf die vom Ministertisch aus angeregten Studienreisen sei hier noch bemerkt, daß die Berechnung, es würde aus dieser Summe jeder der Museumsbeamten alle 3—4 Jahre 400—500 Mk. für eine Reise bekommen, sehr ungünstig ist. Alle 3—4 Jahre eine Reise macht in 10 Jahren drei Reisen; das ist viel zu wenig. Der Museumsbeamte ist in kurzer Zeit völlig veraltet, wenn er nicht alle Jahre wiederholt auswärts war. Und was kann man mit 400—500 Mk. anfangen? Allenfalls kann man damit für 3 Wochen in Italien oder in Deutschland reisen, wenn man sich einschränkt. Aber wer nach Frankreich, England, Holland oder in fernere Länder fährt, kann mit 400 Mk. gerade eine gute Woche leben; denn er braucht mit den unvermeidlichen Droschkenfahrten, Entrées 2c. pro Tag 25 Mk., d. h. in 10 Tagen 250 Mk. und das Billet kostet mit allem, was noch dazu kommt, 150 Mk. Alle 3—4 Jahre aber 10—14 Tage fortzukommen, ist gewiß keine genügende Weiterbildung, und die muß nun einmal sein, wenn wir nicht, nach dem oben aus meiner Praxis mitgeteilten Fall, ganz unverhältnismäßig teuer kaufen wollen. Nebenbei bemerkt ist die Berechnung von 25 Mk. pro Tag für Kosten in Paris oder London mäßig.

Im Interesse eines zweckmäßigen Ankaufsmodus liegt es nun auch, daß eine große Photographiensammlung und eine einheitliche Museumsbibliothek geschaffen wird; denn unsere Sammlungen werden nur dann gut verwaltet und in wünschenswerter Weise vermehrt werden können, wenn den Beamten alle Mittel an die Hand gegeben sind, um etwas zu lernen und sich auf dem Laufenden zu erhalten. Wenn z. B. die Neue Pinakothek ein Bild von Turner kaufen sollte, so hätte sie nicht nur kein Material an Photographien, um Vergleiche mit Turners gesicherten Bildern in anderen Galerien anzustellen, sondern auch weder die Alte Pinakothek noch die Graphische Sammlung könnten ihr mit ausreichendem Material an guten Einzelblättern dienen. Bücher über Turner sind ja vorhanden; aber ihre Illustrationen tun nicht denselben Dienst wie die einzelnen Photographien. Aehnliches gilt natürlich nicht nur für Turner, sondern

für eine Anzahl von wichtigen Meistern des 19. Jahrhunderts, deren Werke tatsächlich nur auf Treu und Glauben, d. h. auf gut Glück gekauft werden können. Aehnliches gilt aber endlich auch für die Alte Pinakothek, die ebenfalls keine genügende Photographiensammlung hat und in dieser Beziehung auf die Unterstützung durch die Graphische Sammlung angewiesen ist. Diese besitzt nun zwar eine Kollektion von ungefähr zwanzigtausend Reproduktionen nach Bildern älterer und neuerer Meister: jedoch sind das meistens nur die billigen sogenannten Pigmentdrucke, die von Bruckmann und Hanfstängl als Pflichtexemplar abgeliefert werden, und mit diesen Drucken ist im Ernstfall nicht viel zu machen. Wenn z. B. ein Giovanni Bellini gekauft werden sollte, so wäre der Direktor der Alten Pinakothek genötigt, die Mitglieder der Kommission mit den wenigen Pigmentdrucken, die die Graphische Sammlung nach den Werken dieses Künstlers besitzt, auszustatten, und aus solchem ganz dürftigem, durchaus ungenügendem Vergleichsmaterial müßte dann das Urteil der Kommission geschöpft werden. Man sieht leicht, daß das ein Unding ist. Es darf darum behauptet werden, daß eine große, gute, systematische Photographiensammlung eines der dringlichsten Bedürfnisse unserer Museen ist. Dieser Wunsch ist nun gar nicht so schwer zu erfüllen. Andere Galerien wissen sich große Sammlungen an Reproduktionen kostenlos zu verschaffen, indem sie den photographischen Anstalten nicht gestatten, Aufnahmen zu machen, ohne daß ein Entgelt durch Photographien gegeben wird. Nur in München weiß man das nicht zu machen.

Ebenso dringlich ist eine Zentralmuseums-Bibliothek. Ich habe schon wiederholt Gelegenheit genommen, in Aufsätzen der Allgemeinen Zeitung darauf hinzuweisen, daß ein solches Institut geschaffen werden muß. Nun will ich heute diese Forderung wieder stellen und will dazufügen, daß die Erfüllung dieses Desideratums gar nicht so teuer kommt. Wenn das Ministerium einmal die Kataloge der einzelnen Münchener Kunstbibliotheken, deren wir gar nicht so wenig haben, einfordern wollte, so könnte es sich leicht überzeugen, daß jährlich eine nicht unbedeutende Summe dafür ausgegeben wird, große kostbare Werke und Zeitschriften in München 3—5 mal für den Staat zu erwerben. Würde eine Zentralbibliothek für Kunst eingerichtet, so brauchte man diese Werke nur einmal anzuschaffen, und wenn man gar noch sich mit der Staatsbibliothek ins Einvernehmen setzen wollte, dann könnte man wohl einen nicht geringen Teil der jährlichen Kosten für die Zentralbibliothek aus den Ersparnissen decken, die gegenüber dem jetzigen Betrieb zu machen sind. Die Einrichtungskosten selbst wären zum Teil aus dem Verkauf der Dubletten zu decken; denn es hat doch z. B. wenig Sinn, daß sowohl die Bibliothek der Alten Pinakothek wie die der Graphischen Sammlung, die beide im selben Geschoß des gleichen Gebäudes untergebracht sind, solch kostbare Werke wie Bodes Rembrandt, Lippmanns Dürercodex, die Gazette des Beaux-Arts, die Jahrbücher der Kunstsammlungen des Allerhöchsten Kaiserhauses in Wien ꝛc. ꝛc. besitzen. Für diese wenigen Werke sind eben doch schon mehrere Tausend Mark gezahlt worden, bezw. wieder zu bekommen. Wenn man sie aber nicht verkaufen will, dann könnte man sie den Bibliotheken der Universitäten Würzburg und Erlangen, sowie ähnlichen Instituten zuweisen.

Auch der Raum für diese Bibliothek wäre wohl nicht schwer zu beschaffen. Herr Geheimrat v. Reber hat eben in der Zeitschrift Frühling einen teilweise sehr beherzigenswerten Aufsatz über die Münchener Museen

geschrieben und auch die Möglichkeit eines Umbaues der Alten Pinakothek besprochen. Man kann, wie das kürzlich vom Ministertisch aus geschehen ist, Herrn v. Reber darin Recht geben, daß sich dieser Umbau noch einige Zeit hinausschieben läßt, aber man darf doch sagen, daß es gut wäre, ihn ziemlich bald in Angriff zu nehmen. Es sind genug Gründe dafür vorhanden, um die sehr prekär gewordenen Raumverhältnisse der ganz unzweckmäßig gebauten Alten Pinakothek zu bessern. Der von Herrn v. Reber erörterte Vorschlag ist zwar alt, aber ausgezeichnet und würde unter anderem auch Platz für die auf jeden Fall anfänglich gar nicht große Bibliothek erübrigen lassen. In Berlin ist diese Bibliothek ja auch auf einem sehr geringen Raum untergebracht.

Würde eine Zentralbibliothek geschaffen, so könnte der Fonds der Graphischen Sammlung entlastet werden, die unverhältnismäßig viel Geld für ihre Bibliothek ausgeben muß und darum ihrer Hauptaufgabe nicht so gut nachkommen kann wie es nötig wäre.

Mit der Gründung der Museumsbibliothek ist nun allerdings eine Ausgabe verbunden, für die die Mittel ganz neu einzusetzen sind: das ist der Gehalt des Bibliothekars. Bis jetzt hat aber immer eine gewisse, nicht allein von Sparsamkeitserwägungen eingegebene Scheu bestanden, das Personal unserer Museen zu vermehren. Man fürchtete, daß dann eine Art von kunsthistorischem Proletariat, von Stellenanwärtern geschaffen würde, für die kein weiteres Avancement möglich sei. Diese Politik hat sich als sehr kurzsichtig erwiesen. Wir haben jetzt in Bayern eine höchst fatale Notlage; denn es sind, beziehungsweise werden mehrere sehr wichtige Museumsposten frei, ohne daß für den entsprechenden Nachwuchs gesorgt wäre. Es würde sich darum sehr empfehlen, damit wenigstens in Zukunft die gleiche Kalamität nicht wiederkehre, noch eine Anzahl von kunsthistorischen Stellen zu schaffen. Hier kämen in erster Linie unsere Filialgalerien in Betracht, die bis jetzt sehr summarisch von München aus verwaltet wurden. Man darf aber doch ohne Uebertreibung sagen, daß Galerien wie die Augsburger, Aschaffenburger und Bamberger viel zu wichtig sind, als daß sie nicht einer ständigen kunsthistorischen Pflege dringend bedürftig wären. In all diesen Galerien ist noch viel Arbeit zu tun, wobei noch zu erwägen ist, daß sie ein reiches kunstgeschichtliches Hinterland haben. Wenn an diese Galerien regelrechte kunsthistorisch gebildete Konservatoren gesetzt würden, so hätten wir zu gleicher Zeit wichtige Stützpunkte für die Inventarisationstätigkeit, die in keinen bayerischen Provinzen so nötig ist wie in den fränkischen. Man braucht also gar nicht fürchten, daß solche neuzugründende Konservatorenposten nur Sinekuren wären. Außerdem aber würde dadurch der Beamtenstab, aus dem die zukünftigen Museumsdirektoren zu wählen sind, größer, und endlich hätte man Gelegenheit, die Museumsbeamten vielseitiger als bisher in der Praxis auszubilden. Darauf kommt es aber in erster Linie an. Die Assistenten der Berliner Museen werden nicht wie bei uns zu Spezialisten gedrillt, sondern sie müssen an den wichtigsten Sammlungen der Reihe nach dienen. Dann sieht man ja am besten, für welche Disziplin sich jeder eignet, und das sollte man in Bayern auch einführen. Um es jedoch einführen zu können, müßten mehr Stellen da sein als bis jetzt. Selbstverständlich genügt es nicht, an diesen auswärtigen Galerien neue Posten zu schaffen, sondern auch die Münchener Museen müssen mehr als bisher mit pragmatischen Beamtenstellen ausgestattet werden. Es

herrscht im Museumsdienst bei uns die gleiche Assistentenwirtschaft wie an unseren Mittelschulen, nur ist sie insofern noch unheilvoller, als nicht einmal genügend Assistenten vorhanden sind.

Hier will ich nun Halt machen. um auf mehrere Punkte zurückzukommen, die bis jetzt nur gestreift wurden. Zunächst sei noch einmal davon gesprochen, daß die Studienreisen als eine Dienstobliegenheit der Museumsbeamten angesetzt werden müssen. Im letzten Landtag wurde schon — wenn auch nur schüchtern — davon gesprochen, daß die Konservatoren und Direktoren mehr reisen sollen. Darauf kam die ministerielle Antwort, daß zu wenig Beamten da seien, um solche Reisen häufiger machen zu lassen. Wenn nun das so ist, und wenn ferner auch die Reisen im Interesse eines rationellen und hauptsächlich eines sparsamen Ankaufssystems nötig sind, dann hilft eben auch von diesem Standpunkt aus nichts als eine Vermehrung der Beamtenstellen.

Damit würde dann sich der weitere Vorteil ergeben, die Arbeit in unseren Museen sachgemäßer einzurichten als sie besonders seit zwei Jahren eingeteilt zu werden pflegt. In den letzten Jahren hat sich immer mehr die Praxis herausgebildet, auf die vielen Klagen über unpraktische Verwaltung der Museen durch Vermehrung der Bureaustunden zu antworten. Man scheint der Meinung zu sein, daß im Museumsdienst die Zahl der amtlichen Berichte, die Reihe der registermäßig katalogisierten Bilder oder Blätter so wie die Menge der im Bureau verbrachten Stunden den Gradmesser für die Tüchtigkeit der Beamten abgeben, und man scheint nicht zu wissen, daß jener Museumsbeamte der beste und wertvollste ist, der am meisten versteht. Er muß einen guten Blick, einen zuverlässigen Geschmack haben und Bescheid wissen über das, was für sein Museum in Betracht kommt; aber all dies lernt er nur in der Praxis, d. h. wenn er Freiheit hat, zu arbeiten so wie sein Fach das verlangt. Wenn er dann weniger im Bureau und dafür mehr in den Sammlungen, Bibliotheken, Archiven, bei den Kunsthändlern und auf Reisen ist, so ist das wohl im Auge der Bureaukratie ein schlimmer Fehler: aber der Mann ist doch gut. Ich kann hier aus eigener Erfahrung sprechen. So lange ich die Dienstordnung hatte wie sie Dr. Bayersdorfer hatte und meine Arbeit richten konnte, wie sie selbst es verlangte, war ich — ohne Selbstlob — ein guter Museumsbeamter. Aber als ich auf Grund einer zwar geschickt maskierten, aber doch jämmerlichen Denunziation, im Bureau auf meinen Amtssessel gebunden wurde, war ich im Grunde ein schlechter Beamter, obschon ich nun nach den jetzt herrschenden Begriffen keinen Grund mehr zu Beschwerden gab. Ich habe daraufhin mein Amt an der Pinakothek aufgegeben, weil ich es nicht vor mir verantworten konnte, einen schnöden Augendienst zu betreiben, vor allem aber, weil ich nicht in meinen Kenntnissen und Fähigkeiten herunterkommen wollte. Um der Pinakothek, mit der ich nun einmal eng verwachsen bin, dienen zu können, mußte ich ihren Dienst aufgeben.

Man wird vielleicht sagen, daß das doch ein wenig paradox und wohl auch übertrieben ist. So will ich hier eine kleine, wörtlich wahre Geschichte erzählen, die so unbedeutend sie an sich ist, doch ein sehr helles Licht gibt. Ich ersuchte vor einigen Jahren einmal einen Beamten der Graphischen Sammlung, mit mir in den 1. Stock des Hauses vor ein Bild der Pinakothek zu gehen, weil er über eine hier schwebende Frage wahrscheinlich mehr wußte als ich. Der Herr ging nicht mit mir vor das

Bild. Er sagte, er dürfe während der Bureauzeit nicht in die Pinakothek gehen; er fürchte Verdrießlichkeiten zu erleben. Nun glaub ich nicht nur, daß hier eine allzu große Aengstlichkeit vorliegt, ich bin auch überzeugt, daß sowohl das Ministerium wie auch die Direktion der Graphischen Sammlung nichts dagegen haben, wenn mal einer der Herren statt der Kupferstiche unsere Bilder ansieht: aber im Grunde hatte besagter Herr doch Recht. Er konnte nicht wissen, ob ihm, wenn er solche Gelüste zeigte, nicht von einem der Kollegen der Makel angehängt würde, daß er die Bureauzeit nicht heilig halte.

Dieses Mißtrauen, die Angst vor der Denunziation und die Besorgnis, daß im Ernstfall nur derjenige recht bekomme, der Buchstabengehorsam gegen die Instruktion nachweisen kann, lähmen die Arbeitsfreudigkeit unserer Museumsbeamten. Es hat sich darum auch in der letzten Zeit die Anschauung herausgebildet, daß es am besten sei, wenn ein im Staatsdienst verwendeter Kunsthistoriker nichts mehr publiziere; denn er setzt sich dem Verdacht aus, daß er seine Dienstzeit zu „Privatarbeit“ benütze. Ist das nicht schrecklich! Ist das nicht der Tod unserer Museen! Man weiß offenbar nicht, daß ein Museumsbeamter desto wertvoller für den Staat ist, je mehr er studiert und versteht. Ich bemerke dabei, daß das Wort wertvoll hier ganz wörtlich zu fassen ist. Bei unseren Ankäufen, zumal bei denen für die Pinakothek, handelt es sich um große Summen, kann es sich leicht um Hunderttausende handeln. Die Fähigkeit bei solch schwierigen Fällen ein zuverlässiges Urteil abzugeben, erwirbt man sich nicht auf dem Wege des sogenannten Bureauhocks, sondern in der breiten Tätigkeit als freier Gelehrter. Bode wird uns Bayern so oft als Muster vorgehalten. Warum wird sein Beispiel nicht gerade in dieser Kardinalfrage befolgt? Man vergleiche die amtlichen Publikationen der preußischen Kunstsammlungen mit dem, was bayerische Kunsthistoriker auch noch in den letzten Jahren veröffentlichten, und man wird erkennen, daß uns ein Bode not tut, der dafür sorgt, daß an unseren Museen wissenschaftlich gearbeitet wird, und daß diese Arbeiten von oben gefördert werden. Darum sollte bei uns das Berliner System eingeführt werden, daß die Museumsbeamten nur fünf Stunden Dienst haben. In München zwingt man sie so viel Stunden und zu so unpraktischen Zeiten in das Bureau, daß sie, wenn der Dienst getan ist, die noch übrige Zeit nicht mehr gut für Studien verwenden können, weil dann die anderen Museen, die Archive 2c. geschlossen sind. Wenn sie gar noch Assistenten und also erst recht weiterbildungsbedürftig sind, verbietet man ihnen wohl auch ausdrücklich, während der Dienstzeit etwas anderes als eben Dienstarbeit zu verrichten. Wie soll daraus sich ein brauchbares Geschlecht von Museumsbeamten entwickeln! Hier tut vor allem Reform not. Wer als Assistent im Schreibewesen verknöchert ist, wird später nicht mehr die Freiheit zurückgewinnen, um im großen Stil den Museen vorzustehen.

Endlich muß auch Stellung zu dem traurigen Umstande genommen werden, der die Neubesetzung mehrerer unserer wichtigsten Direktorposten betrifft. Ich darf kühnlich sagen, daß man nicht nur in Bayern, sondern in ganz Deutschland mit Spannung und sogar Angst auf die Lösung der Frage wartet. Es sollen auch hier persönliche Anspielungen irgend welcher Art vermieden werden: aber da nun einmal gerade das Beamtengesetz und das Gehaltsregulativ im Landtag zu beraten ist, möchte ich unsere Volksvertreter dringend auffordern, bei den einschlägigen Etats dem Lande die

Gewähr dafür zu verschaffen, daß diese Stellen in zweckmäßiger Weise besetzt werden. Es schwirren bereits die übelsten Gerüchte und so, wie ich mit Bedauern seit zwei Jahren die rapide Verschlechterung in den Grundsätzen beobachte, nach denen die Instruktionen, Dienstverordnungen 2c. für unsere Museen gemacht werden, stehe ich nicht an zu sagen, daß ich das Schlimmste für unsere Pinakotheken und das Nationalmuseum befürchte, auch daß es mit mir die besten Elemente nicht nur der bayerischen, sondern der deutschen Kunstwelt fürchten.

Die erforderliche Gewähr kann uns keineswegs durch die Versicherung gegeben werden, daß alles nach bestem Wissen und Gewissen geregelt werden solle; denn vom jetzigen Kultusminister kann man, auch ohne daß er es erst versichert, überzeugt sein, daß er streng korrekt und mit der größten Gewissenhaftigkeit vorgehen und die Entscheidung nur treffen wird, wenn er sich erst reichlich hat informieren lassen. Die Gewähr muß in anderer Weise gegeben werden, nämlich dadurch, daß sowohl die Pflichten wie die Rechte festgelegt werden, die die Direktoren unserer Museen haben sollen, daß ferner grundsätzlich festgelegt wird, aus welchen Kreisen solche Direktoren zu nehmen sind und daß endlich auch die Vorbedingungen möglichst genau bestimmt werden, die sie erfüllt haben müssen, ehe sie in Betracht gezogen werden können. Mit einem Wort: wir brauchen das, was Berlin schon vor Bodes Zeit gehabt hat und wodurch seine Museen immer wieder ganz vorzügliche Leiter bekommen haben: ein Gesetz für die Museumsbeamten. So lange das nicht geschaffen ist, wird keine Ruhe in unsere Sammlungen kommen.

Damit hängt aufs engste die Frage zusammen, ob die neu geschaffene Generalkommission ihr von Anfang an sehr wenig reges Leben fortsetzen soll oder nicht. Sie darf es nicht; denn sie hat sich sehr schlecht bewährt. Sie birgt die Gefahr, die jeweils zu behandelnden Materien zu verzetteln und öffnet, wie die Erfahrung gelehrt hat und trotz aller gegenseitigen Versicherungen, den Intriguen von seiten Dritter Tür und Tor. Sie ist endlich auch dadurch, daß nicht immer stets alle Mitglieder geladen werden, daß dagegen beliebige Ergänzungsmitglieder zu einer Beratung zugezogen werden können, keine Körperschaft, in der sich eine Tradition auszubilden vermag. Ohne ihren Mitgliedern nahezutreten, möchte ich sagen, daß die Generalkommission eine Institution ist, die wenig Gewähr für die von ihr erwarteten Dienste bietet. An ihre Stelle sollte der von nahezu allen Seiten begehrte Generaldirektor treten und, nach den ministeriellen Aeußerungen, die kürzlich im Finanzausschuß gefallen sind, darf man auch hoffen, in absehbarer Zeit einen zu bekommen. Aber nun ist es eine Tatsache, daß sowohl das Ministerium sagt, es sei jetzt keine geeignete Persönlichkeit für diesen Posten zu finden und erhältlich, und daß auch alle anderen Parteien keinen geeigneten Mann nur vorzuschlagen wissen. Aber wenn man jetzt nicht in der Lage ist, den Posten des Generaldirektors endgültig zu besetzen, so könnte man doch wenigstens den Versuch machen, eine geeignete Persönlichkeit heranzuziehen. Unter allen Bedürfnissen unserer Sammlungen ist das weitaus dringendste, daß das Ministerium einen verantwortlichen sachverständigen Beirat bekommt, damit unser Kunstleben endlich von der Alleinherrschaft der Juristen befreit wird. Es ist bloß eine Fiktion und noch dazu eine unhaltbare Fiktion, daß die mancherlei rechtlichen Fragen, die bei der Verwaltung unserer Kunstpflege unstreitig mitsprechen, es nötig machen, die ausschlaggebende Stimme in

sämtlichen Fragen den Juristen zu geben. Was rein rechtlich ist und auch das Personalreferat, das mögen oder müssen die Juristen behalten: aber es gibt sonst so viel Dinge in der Kunst, die nur der Fachmann beurteilen kann und die von solch großer Wichtigkeit sind, daß es eben eines amtlichen sachverständigen Vertreters dieser rein künstlerischen oder kunstwissenschaftlichen Angelegenheiten im Ministerium bedarf. Das Militär, die Geistlichkeit, die Post und Eisenbahn, die Volks- und Mittelschullehrer, die Juristen selbst und eine Menge anderer Stände haben ihre tatsächlich sachverständigen Vertreter in den Verwaltungsbehörden; aber die Künstler und im weitesten Sinn des Wortes die Gelehrten haben es noch nicht erreichen können, daß ihnen dies gleiche Recht zuerkannt wurde. Man weiß doch, was gerade heutzutage und im besondern in Bayern die Pflege der Kunst für eine eminent wichtige Bedeutung hat, man hat auch in den gegenwärtigen trostlosen Verhältnissen den Beweis dafür, daß die ausschließlich juristische Verwaltung nicht zureicht: so sollte man eben den Versuch machen und einen sachverständigen Beirat in das Ministerium aufnehmen, der jedoch nicht nur mitunter — wie die jetzige Generalkommission — sondern täglich und eben amtlich im Ministerium sitzt. Man betrachte nur einmal den Fall von der Gegenseite und lasse die Kunsthistoriker das Verlangen aussprechen, die gesamte Verwaltung der Justiz zu leiten. Da würde doch gewiß und mit Recht gesagt werden, daß das nicht angeht, weil nämlich die Kunsthistoriker im allgemeinen wenig oder gar nichts von der Jurisprudenz verstehen. Ich hoffe, daß kein bayerischer Kunsthistoriker über diese Behauptung indigniert sein wird, und so wird man es wohl im anderen Lager nicht verübeln, wenn ich sage, daß Aehnliches für die Verwaltung der künstlerischen und kunstgeschichtlichen Institute gilt. Sie können nicht ausschließlich von Juristen verwaltet werden, weil die Juristen nicht entsprechend vorgebildet sind und sich in ihrer späteren Praxis nicht die nötigen Kenntnisse erwerben können. Der sogenannte gute Geschmack und der gesunde Menschenverstand tut es da durchaus nicht.

Auch die Geschichte lehrt es, daß die Kunst und die Sammlungen unter der Leitung eines Fachmanns stehen müssen. In alter Zeit übertrug man sie Künstlern, als dann späterhin sich erwies, daß für zweckmäßige Ausbildung der Sammlungen auch gelehrte Kenntnisse nötig sind, nahm man Laien als Generaldirektoren. So erinnere ich an die glänzende Tätigkeit, die Hagedorn im 18. Jahrhundert zugunsten der weitverzweigten Dresdener Sammlungen entfaltet hat. Es ist das eine der wichtigsten Lehren der Kunstgeschichte, daß die Museen nur durch künstlerische oder kunsthistorisch geschulte Persönlichkeiten sinnvoll geleitet werden können und in alter Zeit eben auch geleitet wurden. Dabei ist der Nachdruck nicht nur auf künstlerisch oder kunsthistorisch gebildet, sondern auch auf Persönlichkeit zu legen. Paragraphen helfen da nicht. Es ist auch kein Zufall, daß gerade in Berlin, wo die vortrefflichste Museumsorganisation der Gegenwart besteht, der Wunsch aufgetaucht ist, vom Kultusministerium ein eigenes Kunstministerium abzuzweigen.

Die unerfreulichen Zustände, wie sie innerhalb der Kreise unserer jüngeren Museumsbeamten durch die Jagd nach den nächstens zu besetzenden Direktorstellen geschaffen worden sind, tragen auch nicht wenig zur Verschärfung der Situation bei: aber sie sind nicht Ursache, sondern Folge. Hätten wir einen Generaldirektor, der die Arbeiten der einzelnen

Beamten selbst zu beurteilen verstünde, der selbst anordnen könnte, was geschehen soll und was zu unterlassen ist, dann würde nicht nur mehr geleistet werden, sondern es würden auch die unfähigen Elemente nicht so emporsteigen können, wie sie es jetzt tun. Besonders schlimm ist die gegenwärtige Lage. Da in Museumskreisen, wie schon oben gesagt, die Meinung besteht, wissenschaftliche Arbeit sei nicht gern gesehen, wird in der Tat wenig Wissenschaftliches publiziert: aber infolgedessen wird die Tüchtigkeit der Beamten nach ihrer Tätigkeit beim Katalogisieren, Inventarisieren und Neuordnen der Sammlungen beurteilt. Man wird leicht einsehen, daß sich hiernach keine Anschauung über die tatsächliche Brauchbarkeit eines Museumsbeamten gewinnen läßt. Die Note wird da nach der Stückzahl der Arbeit, aber nicht nach der Qualität gegeben. Dieser Betrieb ist höchst äußerlich; denn die Museen sind nicht der Inventare wegen da, sondern sie dienen ganz anderen Interessen. Die Inventare sind nötig; aber sie stehen doch erst in zweiter Linie. Wichtiger ist es, gute Kunstwerke zu erwerben und sie wissenschaftlich zu verwerten, als sie im Akt schön säuberlich zu verzeichnen. Der Konservator, der ein systematisches Verzeichnis der notwendigerweise anzuschaffenden Kunstwerke aufstellt, der die Orte und Gelegenheiten aufsucht, wo die fehlenden Bilder, Kupferstiche, Antiquitäten rc. zu günstigen Bedingungen zu haben sind, der Konservator oder Direktor, der sich die nötigen autoritativen Kenntnisse erwirbt, um rasch und sicher urteilen zu können, leistet entschieden verdienstlicheres als derjenige, der tagaus, tagein registriert und im Bureau sitzend die liebe Zeit mit Schreiben von Berichten oder Etiquetten vertut.

Weil doch eben das Wort systematisches Verzeichnis gefallen ist, sei noch näher darauf eingegangen und zwar in Hinsicht auf unsere zwei Pinakotheken. Beide haben große und viele Lücken; besonders kläglich sind die der Neuen Pinakothek, und zwar deswegen, weil diese Sammlung schon seit langen Jahren mit reichen Mitteln ausgestattet ist. Diese Lücken können nicht anders gefüllt werden als daß streng systematisch festgestellt wird, welche Meister noch fehlen, welche ihrer Werke vor allem in Betracht kommen, wo diese sich zurzeit befinden, ob sie voraussichtlich in absehbarer Zeit zum Verkauf kommen, welches die Preise sind, die für sie angelegt werden müssen und was eben alles zu einer umsichtigen, an die Zukunft denkenden Sammeltätigkeit gehört. Es ist ein reger — aber nicht aufdringlicher — Verkehr mit den Privatsammlern zu unterhalten, diese sind ausgiebig mit Rat und allem möglichen Entgegenkommen zu unterstützen, es sind die opferwilligen Kunstfreunde in den Verkehr der Museen einzubeziehen, und wenn ein reicher Mann vielleicht mehr der Freund eines schönen Titels oder ausgiebigen Ordens ist als der Kunst, so ist er um dieser seiner Anschauung willen nicht zu verachten, sondern auch für die Sache der Museen zu gewinnen. Mit dem auswärtigen, vor allem aber mit dem ausgezeichneten Münchener Kunsthandel sind gute Beziehungen anzuknüpfen und dabei ist die kunstgeschichtliche Literatur, besonders inbezug auf die Gemälde in unseren Sammlungen sehr sorgfältig zu verfolgen. Das macht nicht wenig Arbeit und erfordert auch viel guten Takt.

Selbstverständlich ist dieses Bild einer idealen Direktortätigkeit nicht unbekannt geblieben: aber wie sieht nun der Mann der neuen Zeit in der Vorstellung bei manchen ausschlaggebenden Herren aus, die sich um die Reform unserer Museen bemühen: Repräsentativ sieht er aus. Das ist das Wort, an dem man sich begeistert. Der zukünftige Direktor der

Pinakothek soll repräsentieren können, wird seit ungefähr einem Jahre als erste Bedingung genannt. Ein Glück ist es nur, daß die Idee nicht auf Münchener Boden gewachsen ist. So wird sie sich wohl auch nicht bei uns halten; denn nicht der Repräsentationskünste bedarf es, sondern einer unbeugsamen Energie, nicht der schönen Worte bedarf es, sondern der Autorität. Man träumt von einem Direktor, der die Mäcene heranzieht, und denkt noch in goldener Unschuld, daß die reichen Leute um eines liebenswürdig lächelnden Direktors willen ihre Börsen aufmachen. Wenn sie es tun, dann tun sie es nur für einen Direktor, dem sie vertrauen, von dem sie wissen, daß er was versteht, und ob dieser Direktor dann in Lackschuhen und mit spiegelndem Zylinder oder im harmlosen Allerweltsgewand kommt, ist ihnen ganz gleichgültig. Ich habe auch noch nie gehört, daß Bode und seine Kollegen durch hohe gesellschaftliche Künste die Berliner Kunstfreunde für ihre Ideen gewonnen hätten. Man vertraut ihnen, weil sie ihr Gebiet beherrschen.

Wäre ein systematisch ausgearbeiteter Plan für unsere Galerien da, dann würden dieselben Kommissionen, die jetzt das Unglück unserer Sammlungen sind, sehr zweckmäßig sein können. Dann stehen sie mit einem wohldurchdachten Plan in Verbindung, an dem mitzuarbeiten ihren Mitgliedern wohl selbst ein Vergnügen sein würde und es würden nicht wie jetzt fast immer nur unvorbereitete, vom Zufall plötzlich dahergewehte Beratungsgegenstände zur Sprache kommen.

Es darf hier wohl öffentlich ausgesprochen werden, was in den Fachkreisen ohnehin jederman sagt, daß unsere Kommissionen, obschon sie selbstverständlich ganz bona fide ausgewählt und eingesetzt wurden, doch nichts anderes als Entlastungsapparate für das Ministerium sind. Es ist kein einzelner Mann mehr, der die Entscheidung trifft, sondern eine oder vielleicht mehrere Kommissionen tagen so und so oft; ihrem Beschluß wird dann nach reiflicher Erwägung und nach Zuziehung von noch weiteren Sachverständigen in der jeweils gebotenen Form Rechnung getragen. Des Pudels Kern ist, daß vernünftigerweise niemandem mehr die Verantwortung zuzuschieben ist, und daß für die Kommissionen auch wirklich nicht immer mit dem nötigen Verantwortlichkeitsgefühl gerechnet werden kann. Ich bitte, diesen Satz nicht nervös zu betrachten und ihn ganz kühl zu prüfen; denn er enthält keine Anklage gegen irgend einen bestimmten Mann. Er enthält nur die Konstatierung der Tatsache, daß, wenn viele Leute zusammen einen Fall beraten und oft zusammenkommen, sehr leicht bei einem Teil der Anwesenden eine gewisse Gleichgültigkeit entstehen kann. Es weiß ein jedes Mitglied, daß nicht es allein haftbar gemacht werden darf, sondern daß, wenn eine Torheit begangen wird, das Odium auf die ganze Kommission fällt und also bis zur Wesenlosigkeit in die Breite gedehnt wird. Wenn dann noch — wie das in den letzten zwei Jahren auch schon geschehen ist — die Kommissionen bei ihren Beratungen unter gewisse Pressionen gestellt werden, dann kommt wohl auch eine Art von Unlust heraus, und es kümmert sich vielleicht mancher nicht mehr recht um die ihm gerade gestellte Aufgabe. Auch die Mitglieder der zahlreichen bayerischen Kunstkommissionen sind Menschen, das sollte man nicht vergessen.

Die Kommissionen müssen vor allem beweglicher gemacht werden. Nach dem Wortlaut der Installation und nach den offiziellen Versicherungen sind sie es ja; de facto aber sind sie es nicht. Es hat sich in dieser Hinsicht gegenüber den alten Verhältnissen wenig oder nichts

geändert. Kunstwerke, die sich außerhalb von Deutschland befinden, sind nach wie vor schwer zu erwerben, weil die Direktoren nicht aus eigener Machtvollkommenheit mehr als die ersten einleitenden Schritte tun können, und weil alles was sie tun, ganz unverbindlich ist. Die Kommissionen aber für einen ungewissen Ankauf nach auswärts zu schicken, begegnet mancherlei Schwierigkeiten. Darum ist die vom Ministertisch kürzlich im Finanzausschuß getane Aeußerung, unsere Kommissionen hätten bis jetzt nicht geschadet, sehr optimistisch und auch nicht ganz zutreffend. Durch die Schwerfälligkeit einer mit nicht genügend Kompetenzen ausgestatteten Kommission ist uns im vorigen Jahr eine vortreffliche italienische Plastik entgangen, die sich in Florenz befand. Dafür haben wir später eine Fälschung gekauft, die zurückgegeben werden mußte. Durch die Schwerfälligkeit der Kommissionen haben sich unsere Pinakotheken nicht an den sehr wichtigen Auktionen beteiligen können, die im vorigen und heurigen Jahre in Paris stattgefunden haben: ich meine die Auktionen Biau, Sedelmeyer und Cheramy. Durch die Schwerfälligkeit unserer Kommissionen hat endlich die Alte Pinakothek nichts aus der Sammlung Kann bekommen, deren Verkauf trotz der hohen Preise die günstigste Erwerbsgelegenheit war, die wir bei der Natur unserer Sammlung uns wünschen konnten. Ich will dabei nicht nur davon reden, daß wir bei all diesen Auktionen leer ausgegangen sind, sondern auch davon, daß sie von bayerischer Seite aus nicht besucht wurden. Es wäre dort viel über Handel und Wandel des großen Kunstmarktes zu lernen gewesen. Die Auktionen sind die hohe Schule für unsere Museumsbeamten, in der sie sich fortwährend weiterbilden müssen, wenn sie das leisten wollen, was das Land — nicht nur das Ministerium — von ihnen verlangen darf. Die Kommissionen jedoch sind eines der Hindernisse, die unsere Direktoren und Konservatoren nicht solche Gelegenheiten aufsuchen lassen. In Berlin ist es auch hierin anders; aber es scheint wirklich durch den unglücklichen Stern, der über den bayerischen Museen steht, bestimmt zu sein, daß wir das Schlechte der Berliner Einflüsse übernehmen, jedoch das Gute uns kein Vorbild sein lassen.

Bis jetzt war von den bayerischen Museen im ganzen die Rede und es könnte danach scheinen, daß sie alle gleichmäßig übel daran seien. Das ist nun nicht der Fall. Eine Gruppe hebt sich leuchtend von der traurigen Finsternis ab: das sind die Sammlungen antiker Kunstwerke. In ihnen wird vernünftig und segensreich gearbeitet, sie wachsen und gedeihen in rühmlicher Weise und bilden überhaupt eine höchst erfreuliche Ausnahme innerhalb unseres bayerischen Museumswesens. Ich konstatiere das gern, rein um der erfreulichen Tatsache willen, ferner auch aus methodischen Gründen. Es ist ja immer gut, wenn man die Gegenprobe antritt, und sie erst wird die letzte Gewähr für die Wahrheit geben. Warum kann man die Verhältnisse unserer Antikensammlungen so sehr loben? Weil sie von einem Manne verwaltet wurden, der sich um die offiziellen Anschauungen in bezug auf Arbeitszeit, Pünktlichkeit und Präsenz nicht im geringsten kümmerte. Furtwängler war nicht umsonst der größte Archäologe seiner Zeit. Er war auch unbestreitbar die bedeutendste wissenschaftliche Persönlichkeit und Fähigkeit innerhalb unserer bayerischen Sammlungen und war ein geschworener Feind jeder Stagnation. Er hatte noch nicht alles erreicht, was er wollte und manche Hauptfragen, besonders in bezug auf würdige Unterbringung der Sammlungen waren ihm noch unerfüllt, als er so früh sterben mußte: aber er hat die ihm anvertrauten

Sammlungen als lebendige Organismen hinterlassen, die der Pesthauch der Bureaukratie nicht treffen kann. Obschon die Mittel, die ihm zur Verfügung standen, sehr gering waren, hat er besonders das Antiquarium und die Vasensammlung außerordentlich gehoben. Auch hat er, der kein repräsentativer Mann war, gewußt, die Kunstfreunde und Mäcene für seine Museen zu interessieren, und so hat er als letzte Tat seines arbeitsreichen Lebens noch die vornehme Schenkung der Arndtschen Sammlung durch einen hier nicht zu nennenden Herrn an das Antiquarium veranlaßt. Was aber mindestens ebenso wichtig ist: er hat einen Beamtenstab herangezogen, der nach dem Tode des Meisters tadellos weiterarbeitet. Erst vor kurzem ist es gelungen, Bayern die Gelegenheit zu einer großartigen Erwerbung zu sichern, durch die wir voraussichtlich für lange Zeit hinaus alle anderen deutschen Antikensammlungen übertreffen werden, und wir dürfen daher sicher sein, daß die Früchte von Furtwänglers Lehre uns noch weiterhin zu gute kommen werden. Gerade die Geschichte dieser Statue zeugt glänzend für Furtwänglers Organisationstalent. Die Anregung zu dem wohl kaum mehr zu vereitelnden Erwerb der Statue gab ein außerhalb der Museen stehender Herr: aber er wurde so verständnisvoll und bereitwillig von den hier beamteten Archäologen unterstützt, daß zunächst einmal das prachtvolle Werk für München gesichert ist, dem es wohl auch fernerhin erhalten bleiben wird. Ob in allen unseren bayerischen Museen solche Einmütigkeit und Sachlichkeit, solche vornehme Freiheit von Eifersucht und Tatendrang zu finden wäre? Furtwängler hat ja seine sehr großen Schwächen gehabt, hat auch als Gelehrter viele Hypothesen gebaut, die wieder zerfielen und nicht selten gerade durch ihn selbst beseitigt wurden: aber er war doch ein gewaltiger befruchtender Strom, der durch unser Museumswesen ging und nicht nur manchen Kiesel, sondern viel, sehr viel Gold mit sich führte. Er hat gezeigt, daß in München noch immer Gelegenheit zu bedeutender Wirksamkeit ist, hat aus den bescheidensten Mitteln Großes gemacht: aber nur dadurch, daß er sich seine Selbständigkeit nicht verkümmern ließ und alle Kräfte zu energischer wissenschaftlicher Arbeit anspannte. Das ist nun der Kern und Ausgangspunkt unserer Betrachtungen. Nur die in der Praxis der gesamten internationalen Museumskunde stehende Wissenschaft kann unsere Museen fördern. Der Kenner muß auch ein Gelehrter sein: aber man erzieht Gelehrte nicht in den Bureaux. Furtwängler, der ein rastloser Wanderer war und sein halbes Leben auf Reisen verbracht hat, ist es gewesen, der den Gewinn seiner überall gesammelten Erfahrungen unseren Sammlungen zukommen ließ und der als Lehrer den ausgezeichneten Nachwuchs heranzog, gegenüber dem der Tod des Meisters menschlich betrachtet als ein ungeheures Unglück erscheinen mag, aber keine Krisis wurde. Das ist eine vorbildliche Direktortätigkeit gewesen: aber die Gerechtigkeit erfordert es, zu konstatieren, daß Furtwängler als Archäolog in einer besseren Situation war, als die anderen Museumsdirektoren. Die Archäologie ist eine alte Wissenschaft und blickt auf lange Erfahrungen zurück, während die Kunstgeschichte der neuern Zeit noch sehr jungen Datums ist. Es hat sich da noch keine sichere Methode herausgebildet, und es mag schwerer sein, hier den tüchtigen Nachwuchs heranzuziehen. Trotzdem hätte wenigstens der Versuch gemacht werden müssen, damit nicht die Neubesetzung der Direktorstellen zu solcher Kalamität würde wie es jetzt der Fall ist.

Aber es wird wohl der Einwand gemacht, daß z. B. an der Alten

Pinakothek schlechterdings keine Arbeit zu vergeben ist, an der man den Nachwuchs heranziehen könnte. Das ist nun ein Irrtum und ich will hier zunächst angeben, was de facto die Tätigkeit der Konservatoren an der Pinakothek ist. Sie haben um 9 Uhr früh die Pinakothek aufzuschließen und sie nachmittags wieder abzusperren. Mit dieser Handlung ist ein Kontrollgang verbunden. Außerdem hat der Konservator noch die Ueberwachung der Tätigkeit der Kopisten. Sonst hat er amtlich gar nichts zu tun als seine Gehaltsquittung zu schreiben. Der erste Teil seiner dienstlichen Obliegenheiten fällt in glücklicheren Ländern dem Portier zu; der zweite dem Oberaufseher. So ist eine ernsthafte Tätigkeit für die Konservatoren überhaupt nicht da. Allerdings kommt ein Umstand in Betracht. Das Bureau der Beamten der Pinakothek ist der reine Taubenschlag. Wer irgend ein Bild oder einen Kupferstich hat, oder einen Freund besitzt, dessen Tante ein Bild hat, wer auf der Dult um 50 Pfg. ein schwarz geräuchertes Bild gekauft hat, kommt zu dem Direktor oder zu den Konservatoren und fragt, ob er nicht einen echten Raffael oder Rembrandt besitzt. Das ist abscheulich zeitraubend: aber sehr würdig ist diese Tätigkeit doch nicht. In anderen Museen sind die Beamten vor solcher Zudringlichkeit geschützt und sie brauchen nur jene Anfragen zu beantworten, die berechtigterweise an sie gestellt werden. Man schützt nun anderswo die Beamten davor, so ganz unnötigerweise überlaufen zu werden, indem man ihnen Arbeit gibt und so kehren wir doch zu der Frage zurück, ob für die Konservatoren der Pinakothek nicht eine bessere Tätigkeit zu finden wäre. Das Ministerium verzweifelt seit Jahren daran und trägt sich mit der Idee, überhaupt einen der zwei Posten einzuziehen: in der Tat ist eine Vermehrung des Personals dringend nötig. Wenn die Pinakothek endlich, was nach den Anforderungen der modernen Forschung sehr not tut, wissenschaftlich neu durchgearbeitet werden soll, dann gibt es viel zu tun. Dazu kommt, daß so wie in Köln und Hamburg bereits schon lokalgeschichtliche Kunstsammlungen bestehen und so wie sie jetzt gerade Herr v. Seidlitz für Dresden beantragt, wir sie auch für München schaffen müssen. An dieser ehren- und mühevollen Arbeit ist der bayerische Staatsgemäldeschatz eminent beteiligt. Wenn endlich einmal die Provinzsammlungen besser ausgebaut werden und in vernünftigeren Kontakt mit der Pinakothek gebracht werden als bisher, dann gibts wieder viel zu tun, und so wäre manches zu sagen über ein reiches Arbeitsprogramm für mehrere Konservatoren und Assistenten an der Pinakothek, von denen dann keiner Zeit hätte, Portiers- und Aufseherdienste zu leisten.

Die Zustände unserer Museen sind unhaltbar. Wenn man in Zukunft nicht wieder erleben will, was man jetzt erlebt: wenn man die Entwickelung unserer Museen auf gesunde Prinzipien stellen will, dann muß man Furtwänglers Beipiel befolgen, muß ferner die falsche Sparsamkeit aufgeben und man muß vor allem es zugestehen, daß die Museumsbeamten eine Kategorie bilden, deren Tätigkeit nicht über denselben Leisten zu schlagen ist wie die von jenen Beamten, die z. B. im Verwaltungsdienst hauptsächlich an Lesen und Verfassen von Akten gebunden ist. Beide Tätigkeiten sind wichtig im Staatsleben: aber sie sind grundverschiedener Art und müssen sich darum verschieden äußern. Die verhängnisvolle Absicht mancher deutschen regierenden Kreise, in unserem Staatshaushalt alles zu nivellieren, was irgend zu nivellieren ist, ist bei unseren Museen besonders unpraktisch.

Es wäre noch viel über Mißstände an den bayerischen Kunstsamm-

lungen zu sagen: aber es ginge das nicht, ohne daß Einzelheiten zum Beleg herangezogen werden. Das kann hier nicht geschehen. Erstens weil nur das System im allgemeinen als verfehlt bezeichnet werden soll, zweitens weil es mir ferne liegt, Persönlichkeiten anzugreifen, drittens allerdings auch, weil es etwaigen Dementis gegenüber vielleicht gut sein wird, wenn das Pulver trocken gehalten wird: hauptsächlich aber, weil die Verhältnisse so gründlich verfahren sind, daß schwer zu entscheiden ist, wer gerade die Schuld hat. Aus diesem Grunde rufe ich auch den Volksvertretern, die sich heuer wieder mit unseren Museen zu beschäftigen haben, zu, daß sie sich nicht um Einzelheiten kümmern mögen. Wenn sie z. B. die Neue Pinakothek behandeln, genügt es, darauf hinzuweisen, daß auch im vorigen Jahre das Geld nicht genau in der vom Landtag gewünschten Weise ausgegeben wurde und dafür zu sorgen, daß in Zukunft die Kommissionen nicht mit dem Hinweis auf die Wünsche von hohen und sehr hohen Persönlichkeiten beeinflußt werden; aber über die einzelnen Bilder wird man am besten kein Urteil fällen. Wo viel gekauft wird, sind ja Fehlkäufe nicht zu vermeiden. Man wird dem Ministerium und den Direktoren durch eine großzügige, von aller Nörgelei freien Behandlung der schwebenden Fragen die Arbeit viel leichter machen. Man wird die Ratlosigkeit, die jetzt herrscht, beseitigen müssen, indem man sich nicht um Details kümmert und vor allen Dingen keinen auf Persönlichkeiten zugespitzten Ton anschlägt. Aber darauf muß gedrungen werden, daß unsere Sammlungen endlich zu systematisch gegliederten Organismen ausgebaut und daß sie mit Geldmitteln unterstützt werden, die nicht nur den unmittelbaren Ankaufszwecken dienen, sondern eine fortlaufende wissenschaftliche Tätigkeit ermöglichen; denn helfen kann unseren Sammlungen nur — um nochmal an Bodes und Furtwänglers Beispiel zu erinnern — die autoritative Wissenschaft, nicht aber die immer wieder auf sogenannte sachverständige Gutachten, zum Selbstzweck ausgebildete juristische Verwaltungsschablone. Ich bin nicht in der Lage, darüber zu urteilen, ob Graf Törring in seiner bekannten Kritik unseres bayerischen Forstwesens überall Recht hat: aber mutatis mutandis darf alles, was er über die Verwaltung der bayerischen Forsten gesagt hat, auch über die der bayerischen Museen gesagt werden.

Wenn es sich dabei freilich nicht um die gleichen hohen Summen handelt, so geht es eben doch ums Geld. Wen die Notlage unserer Museen nicht vom Standpunkt der Kultur und der nationalen Ehre aus interessiert, der möge bedenken, daß unsere Sammlungen jährlich Hunderttausende kosten, und daß wir für das viele Geld es erreicht haben, der Spott unserer Nachbarn zu sein. Das gilt besonders von der Neuen Pinakothek. Man kann das herbe Urteil nicht dadurch abschwächen, daß man auf die große Anzahl von guten und sogar bedeutenden Werken hinweist, die gerade in der Neuen Pinakothek sind. Ein schöner Mantel, auf dem ein verfetzter und beschmutzter Aufputz sitzt, ist eben keine Zierde. Aber schlimmer als der Umstand, daß die bewilligten Mittel so oft für Werke ausgegeben werden, die dann bei anderer Gelegenheit aus der Pinakothek abgestoßen werden, ist der weitere Umstand, daß das Nötige und Wichtige nicht zur rechten Zeit gekauft wird. Unserer Galerie fehlen nicht nur in würdiger Vertretung die Böcklin und — trotz der jüngsten Schenkung — Menzel, sondern gerade die Münchener selbst von Cornelius über Schwind bis zu Leibl und den guten Neuen sind leider teils ungenügend, teils gar nicht vertreten. Die Werke der Aelteren waren einmal billig zu haben: aber jetzt

kosten sie, wenn sie überhaupt noch zu haben sind, Summen, die kaum erschwinglich sind, und doch hilft uns gar nichts: wir müssen sie kaufen. Es handelt sich hier tatsächlich um ein Stück unseres Nationalvermögens, das man aus dem Lande gehen ließ, weil zur geeigneten Zeit nicht diejenigen da waren, die wußten, was zu kaufen sei. Die Kommissionen haben sich als unfähig erwiesen, ohne starken Direktor die Schwächen unserer Museumsverwaltung auszugleichen; denn gerade die vielen jammervollen Ankäufe, die für die Neue Pinakothek gemacht wurden, sind das Werk der Kommissionen.

Lange Zeit hat man geglaubt oder wenigstens gesagt, daß es hauptsächlich die Künstler seien, deren früher oft wirklich unheilvolle Einmischung die Hauptschuld an unseren traurigen Museumsverhältnissen trägt. Ich bin selbst dieser Meinung gewesen. Aber gerade die allerletzten Jahre, wo so viele Reformversuche gemacht wurden, haben die entscheidenden, für unmöglich gehaltenen Verschlechterungen gebracht und an diesen sind die Künstler durchaus unschuldig. Die Bureaukratisierung ist das Hauptunglück. Ihr muß Einhalt geboten werden und das geht nur, indem man einen Generaldirektor entweder schon jetzt ernennt — der aber kein Jurist sein darf — oder wenigstens einen sachverständigen Beirat in das Ministerium beruft, der aber auch nicht juristisch angehaucht sein darf. Nicht minder wichtig ist vorsichtigste Besetzung der Direktionsposten; denn es geht hier um die Zukunft unserer Museen vielleicht für ein Menschenalter.

Darum sollte sehr bedacht werden, daß die gegenwärtige Notlage der Museen und unserer sonstigen öffentlichen Kunstpflege zum nicht geringen Teil darauf beruht, daß das Ministerium offenbar seit sehr langen Jahren in diesen Fragen schlecht beraten ist. Nichts kann heilsamer sein als die Erkenntnis, daß jene Ratgeber, die sich in der Vergangenheit so wenig bewährt haben, nicht mitsprechen dürfen bei den Maßregeln, die eine gesunde Zukunft schaffen sollen: das ist eben bei den Beratungen über die Besetzung der Direktionsposten. Helfen können der bayerischen Kunst und den bayerischen Museen nur Direktoren, die die Gegenwart und das jetzige Leben verstehen. Es gibt solche Männer in Bayern. Ich konstatiere das gern und noch mehr freut es mich zum Schluß den Satz aussprechen zu dürfen, den ich mir bis jetzt aufgespart habe: Größer noch als die gegenwärtige Misere unserer Kunstpflege ist die innere Kraft gerade der bayerischen Kultur und unserer alten Sammlungen. Unsere Museen sind nicht abgestorben; sie sind nur schlecht gepflegt. Es wird bloß ein bischen Verständnis und Liebe bedürfen, um sie wieder zu neuer Blüte zu wecken.

Der philosophische Gehalt des Struwwelpeter.*)

Das *Titelbild* des Struwwelpeter portraitiert charakteristisch und prägnant den „Einzigen und sein Eigentum". Hier steht er, der sich sein Eigentum (Haare und Nägel) von Niemandem beschneiden läßt; breitbeinig steht er da. Auf dem Sockel der Statue die Embleme der überwundenen Konvention: Kamm und Schere. Natürlich ruft „Ein Jeder", das heißt, jeder, der nach altem Rezept alle Menschen über Einen Kamm scheren möchte, aus: „Garst'ger Struwwelpeter".

In der *Geschichte vom bösen Friederich* nimmt der Dichter selbst Partei, und führt die individualistische Tendenz, die er mit dem Struwwelpeter gezeichnet hat, durch ihre eignen Konsequenzen ad absurdum. Der böse Friederich ist der typische Uebermensch, der Tiere, Menschen und Welt zu seinem Selbstgenuß verbraucht; für Friederich gibt es kein Gebot der Sittlichkeit und Pietät, kein Mitleid, kein Ideal außer dem Egoismus. Aber Friederichs Egoismus zerbricht am Egoismus des Hundes; und der Hund ist der Stärkere. Die Gestalt des altmodischen Arztes symbolisiert die von Friedrich verhöhnte Gesellschaftsordnung, die dem Entarteten nicht ohne schadenfrohe Genugtuung die bittere Arzenei des Altruismus eingibt.

In der *gar traurigen Geschichte mit dem Feuerzeug* zeigt sich der Dichter als tiefgründigen Psychanalytiker, wenn nicht Psychiater. Hier ist die Tragödie der sich in ihrer Leidenschaft selbst verzehrenden, selbst verbrennenden Persönlichkeit geschildert; sich selbst überlassen („die Eltern waren beide aus") verfällt Pauline rettungslos ihrem Wahn. Die

---

*) Der Struwwelpeter erschien im gleichen Jahre 1845 im Druck wie Max Stirners: Der Einzige und sein Eigentum. Im Manuskript war jedoch der Struwwelpeter schon 1844 bekannt und weiteren Kreisen zugänglich. Soviel steht fest, daß die von Stirner introduzierten, von Nietzsche, Ibsen u. a. weiter ausgeführten Fragen, die für die Geistesrichtung der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts maßgebend werden sollten, im Struwwelpeter nicht nur aufgeworfen, sondern größtenteils beantwortet sind. Mit dieser Feststellung wahrt sich Verfasser die Priorität, die Priorität des Struwwelpeterdichters als Begründers einer Epoche nachgewiesen zu haben. Die vorliegende Arbeit hat aber mehr als dieses historische Interesse; sie lehrt, wie Kunstwerke fruchtbringend zu behandeln sind. In jeder Dichtung, jedem Kunstwerk überhaupt, schlummert hinter einer dichten Rosen-Dornengestrüppshülle als Dornröschen der Kern der Sache. Der naive faule Genießer schaut sich die Sache vergnüglich von außen an, nennt das seine Impression und denkt grundsätzlich nichts dabei; er hat, mit einem Wort, keine Idee. Schon gründlicher verfährt der gemeine Verstand; er beseitigt die unnütze Rosenhülle des ästhetischen Scheins und bringt in die Dornenregion, wo Gründe und Zwecke lehrsam walten; so entdeckt er die Moral von der Geschicht. Aber erst der tiefe Denker merkt, daß auch das nur Hülle ist; jenseits von Schön und Häßlich, jenseits selbst von Gut und Böse weiß er den schwer faßbaren Kern der Sache mit der Nadel geschärften Geistes festzuspießen; erst er, der Philosoph, der tritt heran und läßt das Dornröschen wach und erweckt so, was dem Künstler selbst unbewußt im Kunstwerk verzaubert schläft, nämlich, mit Grabbe zu reden, Scherz, Satire, Ironie und tiefere Bedeutung.

schuldlose Natur, personifiziert in dem Katzenpaar, kann nur warnen, klagen, weinen um das entfremdete, verlorene Menschenkind.

In der Geschichte von den schwarzen Buben ist der Verfasser nicht neu; er bringt uns das Boccaccio-Lessingsche Märchen von den drei Ringen in veränderter Gestalt wieder. Ich wage nicht zu entscheiden, in wieweit der Verfasser durch die Symbole des Reifs, der Fahne und der Bretzel bestimmte Richtungen oder Sekten zu differenzieren beabsichtigte, die inzwischen darin sich brüderlich gleichen, daß sie sich dem, ein naives sonnenfreudiges Heidentum personifizierenden Mohren in taktloser Weise superior fühlen. Die ewige Macht (Nikolas), weist die drei Pharisäer einfach dadurch in ihre Schranken zurück, daß sie sie in eine schwere Schicksalslage, gewissermaßen in die Tinte schickt, wo sie sich denn auch derart bewähren, daß sie schwärzer als der verhöhnte Schwarze daraus hervorgehen, und ihre Kultsymbole, insbesondere die Bretzel, als gänzlich unbrauchbar sich erweisen.

Die Geschichte vom wilden Jäger ist eine feine Satire auf den subjektiven Idealismus. Der subjektive Idealist, der wilde Jägersmann mit grasgrünem (!) Röcklein, Ranzen, Pulverhorn und Flint', d. i. mit seinem Apparat sinnlicher Anschauungsformen und Verstandeskategorien, mit einem Wort, mit seiner Brille, ausgerüstet, läuft hinaus ins Feld der weiten Welt geschwind und will schießen tot den Has', bewältigen die objektive Realität, das Ding an sich. Aber das Reale läßt sich in die Netze der Subjektivität nicht einfangen; „es lacht den wilden Jäger aus" und setzt ihm höhnend, verfolgend, bedrohend so zu, daß das Subjekt, an sich verzweifelnd, mit Selbstmord im Brunnen endet. Auch die Kaffeetasse der Frau des Subjektivisten, das Symbol der weiblichen beschränkten Subjektivität, die, wie der Mann theoretisch, so praktisch, gefühlsmäßig die Welt genießen will, wird von der Gewalt der objektiven Realität entzwei geschossen. Und das ganze tiefsinnige Gedicht klingt aus in einen Triumphgesang des in seinem Kind, dem kleinen Has', unsterblich, unbezwinglich fortlebenden Realen, das den Kaffeelöffel, den Umrührer der subjektiven Gefühlswelt, an sich gerissen hat.

In der Geschichte vom Daumenlutscher wendet sich der Dichter mit gerechtem Zorn gegen jene Dogmatiker, die alle Weisheit glauben a priori aus den Fingern saugen zu können, und er befriedigt seinen Grimm damit, daß er dem repräsentierenden Konrad vom Schicksal diese bequemen Quellen eingebildeter Wahrheit einfach wegschneiden läßt.

Es hieße, den philosophischen Tiefsinn des Dichters sowohl als seinen Charakter gering einschätzen, wenn man die Geschichte vom Suppenkaspar platter Weise als eine Reklame für den Ring der Suppenmehlfabrikanten erklären wollte. Nichts davon. In Kaspar sehen wir vielmehr den Geist der absoluten Negation, des reinen Pessimismus, der, die Suppe der Welt abscheulich findend, mit eiserner Konsequenz in charaktervoller Askese dem Nirvana zuschreitet.

Der Zappel-Philipp steht in schneidendem Kontrast zu seinen Eltern. Repräsentieren diese den konservativen, im engen Kreis des Angestammten maßvoll genießenden Bürgersinn, so ist Philipp der an allem Bestehenden rüttelnde, ruhelose und zerstörende Skeptiker und Freigeist, ja Anarchist. Nicht nur vergällt dieser sich selbst allen behaglichen Lebensgenuß, er zieht auch seiner unschuldigen Umgebung, weithin das Gift seiner umstürzenden Lebensanschauung verspritzend, die Grundlage sicherer Existenz unteraus: „haben nichts zu essen mehr". —

Die rührendsten Töne läßt der Dichter in Hans Guck-in die Luft erklingen; hier spricht er ganz mit dem Herzen. Zwar auch hier verurteilt er; aber seine Liebe ist doch mit dem Verurteilten. Hans Guck-in die Luft ist die sympathischste aller Struwwelpetererscheinungen. Der Geist, die Schwäche wie die Schönheit und Größe des transzendentalen Idealismus ist vielleicht sonst in der Literatur mit größerem Aufwand von Gelehrsamkeit, nie aber mit so viel Liebe dargestellt worden wie hier. Wie wehmütig klingt es: Den ganzen Himmel sah er, nur „vor die eignen Füße dicht, ja, da sah der Bursche nicht". So fällt er notwendig den Hemmungen des gemeinen Lebens zum Opfer. Er strauchelt nicht nur (über den Hund), er stürzt sich ungewitzigt, immer hochgehobenen Kopfs, endlich in höchste Lebensgefahr. Wie wahr ist das Erstaunen der drei Fischlein, dieser Repräsentanten der niedrigen Natur, die dem Idealismus völlig ohne Verständnis, staunend, ja „erschreckt", endlich höhnend gegenübersteht. Scheinbar stellt sich der Dichter auch hier auf den Standpunkt des gemeinen Menschenverstandes, denn ohne die Hilfe der zwei Männer, die den praktischen Realismus symbolisieren, und ihr schnelles Eingreifen mit dem Material der Stangen, wodurch sie als Materialisten gezeichnet werden, wäre der transzendentale Idealist Hans verloren. Trotzdem, wer tiefer sieht und liest, fühlt die Sympathie des Dichters mit dieser Figur heraus, die trotz alle und alledem etwas Großes, etwas Heiteres, Befreiendes, etwas Seinsollendes, aber leider Unmögliches, kurz ein Ideal darstellt, zu hoch für diese Welt. Und wie ergreifend endlich das Bild der sich im Strom immer weiter entfernenden Brieftasche, des Symbols materiellen Wohlstandes, der dem Idealisten versagt bleibt.

Seine ganze herbe Kraft faßt der Dichter zusammen in der Schlußgeschichte vom fliegenden Robert, wo er, Ibsen lang vorgreifend, das elende Schicksal eines „Halben" darstellt. Robert ist nicht tugendhaft genug, um bei Regenwetter überhaupt zu Hause zu bleiben; aber er ist auch wieder nicht frei genug, um ohne Regenschirm hinauszugehen. Diese Halbheit ist sein Verderben; so führt ihn der Sturmwind hinweg, was weder möglich gewesen wäre, wenn er zu Hause geblieben wäre, noch auch, wenn er, frei von allen Banden der Konvention, ohne Schirm ausgegangen wäre, oder wenigstens die Kraft besessen hätte, denselben loszulassen.

Karlsruhe. Dreßler.

Holunderduft.

Erzählung von Auguste Supper in Stuttgart.

Nicht weit vom letzten Haus von Schwarzenstein steht ein Brunnen mit flacher Schale, um deren Rand bis tief hinein ins Wasser dickes grünes Flechten- und Mooswerk wächst. Ein dünner Strahl kommt mißmutig und schuckweise aus der Brunnenröhre, als sei es ihm zuwider, ans Licht zu treten.

Hinter dem Brunnen steigt ein Rain an, an dem Holunder und wilde Rosen wachsen. Ein Kirschbaum, groß wie eine alte Eiche trägt Tausende von winzigen, steinigen Früchten, die zum größten Teil die Vögel unter dem Himmel ernten.

Im Frühsommer wars, und der Holunder blühte, als ich dereinst vor diesem Brunnen stand. Mütze und Band trug ich damals. Mütze und Band, denn auch mir wars Blütezeit, nicht nur den Hecken, die ringsum in ihren Farben standen.

Ich gedachte nach langem Marsch in Schwarzenstein zu nächtigen, um in der Morgenfrühe weiter zu wandern. Die weite Hochebene lag im letzten Schein des gelbroten Glanzes, der tief im Westen verglühte. Ein paar Gespanne sah ich wie Silhouetten am Horizont, und an des weitverstreuten Dorfes Häusern flammte da und dort ein Fensterlein, als lodere ein heller Brand dahinter. Ich trank das stille friedensvolle Bild in mich und wandte mich dann dem Brunnen zu, um die heißen Hände in sein erfrischendes Naß zu tauchen. Dunkel schaute das Wasser aus der Schale mir entgegen. Wenn die langsam, wie zögernd ausgreifenden Ringe bis zum Rande herzogen, dann lief ein metallischer Glanz mit, der mir nach und nach Blick und Hirn sonderbar erstarren ließ.

Ich schaute und schaute und kam nicht dazu, meine Hände einzutauchen. Wie festgebannt stand ich und starrte ins Wasser. Auf einmal kam mirs zum Bewußtsein, daß ich furchtbar müde sei. Nicht schlechtweg müde, wie man ist nach langem Tagesmarsch. Es war ein anderes Gefühl. Ein hoffnungsloses, als hätte ich einen hundertjährigen Lauf und unerhörte nutzlose Mühsal hinter und vor mir. Und dann geschah mir Seltsames. Ich wußte, daß ich stand und ins Wasser schaute; aber nebenbei war ich ganz wo anders. Einen kleinen Garten sah ich, um den ein gedeckter Gang mit spitzbogigen Fenstern lief. Ein Rosenbusch stand im Garten, den überrieselten unzählige kleine rote Blüten. Irgendwo wurde gesungen. Leis und langgedehnt. Ich kannte das Lied, aber der Text fiel mir nicht ein. Mitten durch den Garten lief ein schmaler Weg, den große Steinplatten deckten. Ich sah, daß Ecken an diesen Steinen fehlten. Und zwei flinke Eidechsen sah ich, die scheu unter dem Rosenbusch hervorkamen und unter die Wegplatten huschten. Sie schauten mich mit ihren blanken Aeuglein an, als wüßten sie etwas.

Die eine Hälfte des Gartens lag im Schatten, einem spitzen Schatten, den ich langsam zurückgehen sah, die andere Hälfte glänzte im Morgensonnenlicht.

Pfingstrosen und Frauenherzen sah ich an dem schnurgeraden Weg entlang in reicher Blüte stehen, und der Duft des Holunders füllte die Luft mit seiner süßen Schwere. Ich wollte mich umwenden, wollte etwas fragen, aber ich konnte nicht. Keine Spur von Kraft war in mir. Noch fühle ich, wie mich das erschreckte. Wille und Kraft waren meinen einundzwanzig Jahren immer wie gleiche Begriffe erschienen. Und nun sah ich eine Kluft dazwischen, die mich hilflos machte.

Ich mühte mich, vorwärts zu gehen; aber mein Fuß war festgebannt. Immer klang mir Wasserplätschern in den Ohren und dazwischen das leise, ferne Singen.

Auf einmal war ein Mann im Garten. Ich konnte nicht entdecken, woher er so plötzlich gekommen war. Sandalen trug er und eine weiße Kutte. Sein Gesicht konnte ich nicht sehen. Er hielt es beharrlich von mir abgekehrt.

Irgendwo begann ein Glöckchen mit schmetterndem Klang zu läuten. Es kam eine Unruhe in mich, als ob ich gerufen würde und doch nicht kommen könnte. Gespannt sah ich nach dem Kuttenmann. Es war mir, als müßte der für mich tun, was ich nicht selbst tun konnte.

Aber der schien den frommen Klang gar nicht zu hören. Auf den blühenden Rosenbusch schritt er zu, langsam und unbekümmert. Dann stand er davor und schien sich der lachenden Pracht zu freuen. Das machte mich sonderbar ungeduldig. „Greif zu!" rief etwas in mir. Aber der Mann brach keine Blüte. Nur die Hand hob er einmal. Es war eine junge Hand, an der ein Reiflein steckte, wie ich selbst eines trage. Ich habe das meine schon als Knabe von meiner Mutter bekommen, die mir dazumal sagte, es sei ein uraltes Ding und Erbstück unseres Geschlechtes, und ich solle es tragen an ehrlicher und treuer Hand.

Ein dünnes Reifchen aus Golddraht geflochten ists. Nichts Besonderes. Leises Grauen beschlich mich, als ich dieses Ringlein an der Hand des Kuttenträgers sah. Ich fürchtete mit einemmal, der Mann könnte sich umwenden, und er könnte mein eigenes Gesicht zeigen. Ich weiß nicht, warum es mir schien, als ob dies etwas Furchtbares sein müßte.

Aber er sah nicht um. Still stand er vor den Rosen, in denen der Tau lag. Er schien nicht loskommen zu können von der leuchtenden Schönheit.

Auf einmal sah ich ihn taumelnd zur Seite treten, als habe er einen Stoß bekommen. Ich wollte auffahren, zu ihm hineilen. Aber ein anderer war jetzt bei dem Rosenbusch. Ein größerer, hagerer, fremder. Seine Kutte sah ich und sein schwarzes Haar, nicht aber sein Gesicht.

Der Holunder duftete stärker, so daß mirs lästig ward. Es ist, als liege nichts Gutes in diesem schwülen Duft. Und plötzlich sah ich den schwarzhaarigen Mann mit beiden Händen wild in den Rosenbusch greifen und die Blüten wütend herunterreißen und auf den Steinen des Weges zertrampeln wie in heißem Haß. Kein Röslein blieb, — nicht ein einziges.

Ich wollte aufschreien in Schmerz und Zorn, da stieß mich jemand an,

und eine grobe Bauernstimme rief in der ungefügen Sprache, die sie dort reden: „He do! Was ist? Ander Leut wöllet au an de' Brunnetrog! Platz g'macht endlich! J stand jetzt scho' lang g'nueg do und wart' bis 's Jhne g'schickt ist."

Jch war wie aus einem tiefen Traum herausgerissen und konnte mich nur langsam zurechtfinden.

Der Bauer vor mir warf seine Sense ins Gras und trat an den Brunnenrand. Prustend und plätschernd tauchte er Kopf und Arme ein, und das Wasser sprühte auf, daß kühle Tropfen mein Gesicht trafen.

Das machte mich völlig wach. Jch hörte das schetternde Betglöcklein von Schwarzenstein, hörte heimkehrende Mädchen langsame, getragene Weisen singen und merkte, daß weit und breit nichts war, als die in Abendlicht getauchte, nüchterne Markung des Dorfes.

Jch wandte mich, zu gehen und mir Atzung und Nachtquartier zu suchen, da kehrte sich der Bauer mit triefendem Kopf zu mir. „Nix für unguet", sagte er, „aber weil Sie gar net noreg'macht hänt — — —. Und mer sait ällemol, 's sei nix, wenn mer z'lang in Bronne'trog guck'! Net e mol em Vieh tut's guet; — es find' d' Stalltür nemme. —"

Es war mir gar nicht zum lachen. Ganz glaubhaft und natürlich kam mirs vor, was der Bauer sagte.

Er nahm seine Sense auf und schritt neben mir ins Dorf.

„Stand ich denn gar so lange vor dem Brunnentrog?" fragt ich mit leiser Scheu.

Er lachte. „D' Stalltür findet S'e no'. Sie wöllet doch ins Lamm zum Uebernachte?"

„Ja, das wollte ich, sofern das Lamm das beste Wirtshaus wäre."

„Wills meine", sagte der Bauer, „d'r Schulmeister hockt fast älle Obed dort. Do ganget Se weiter, g'radaus, und i' muß jetzt hist. Gut' Nacht."

Der Mann stapfte davon und ich suchte das Lamm.

Heute ist es ein stattliches Anwesen von fast städtischem Anstrich. Damals aber war es ein niederes, langgestrecktes Bauernhaus, in das unten die Ställe eingebaut waren. Die Wirtsstube schien mir leer als ich eintrat. Tiefe Dämmerung füllte den dumpfen Raum, nur durch ein Fenster an der unteren Schmalseite fiel letztes, schwindendes Tageslicht.

Und dort, an einem kleinen, runden Tisch, sah ich jetzt auch einen einsamen Gast sitzen. Er hatte den Kopf auf die Hand, den Ellbogen auf den Tisch gestützt und starrte unbeweglich in sein Glas, das er mit der anderen gefaßt hielt. Auch als ich Ränzel und Mütze abwarf und nach der Wirtschaft rief, sah er nicht auf.

Aus der Nebenstube kam ein Mädchen, die trug eine brennende Lampe herzu und stellte sie auf einen der Tische. Voll fiel der gelbe Schein auf ihr Gesicht und ich sah, daß sie jung war; auch so mitten im blühenden, nein, im knospenden Leben wie ich.

Wie sie dann vor mir stand und nach meinem Begehren fragte, da war mirs, als falle alle Wandermüdigkeit, als falle Hunger und Durst von mir ab, so frisch und froh grüßte die eine Jugend die andere.

Ich weiß nicht, was wir zusammen redeten. Vom Woher und Wohin. Gleichgültige Worte, die man mit wildfremden Menschen redet. Aber es war ein Unterton da, ein Etwas, irgend ein Strom von Pol zu Pol. Flink und leis ging sie ab und zu. Ländliche Tracht trug sie und redete kaum gemilderte Bauernsprache. So alltäglich war alles und doch so besonders: Wie wenn die Alltäglichkeit nur eine Maske wäre, die in jedem Augenblick abfallen könnte.

Ich aß und trank, was mir vorgesetzt wurde und war voll der tiefen, unbewußten, wundersamen Lebensfreude, die die Jugend so golden macht, und von der man erst weiß, wenn sie dahingegangen ist.

Ein paar Bauern kamen und setzten sich unten an den Tisch. Auch die Wirtin ließ sich blicken. Sie war dick, klein und rot vom Küchenfeuer, an dem sie mir mein Nachtmahl bereitet hatte.

„Mariele", rief sie der geschäftigen Tochter zu, „bring doch au' em Herr Schulmeister e' Licht".

Das Mädchen schaute mit einem kurzen, unruhigen Blick zu dem einsamen Gast in der dunklen Ecke hinüber.

„Der will kei's heut' wieder", sagte sie halblaut.

Alle wandten für einen Augenblick die schweren Köpfe; aber keiner sagte etwas.

Spärlich und bedachtsam, wie Tropfen vor einem Gewitterregen, kamen die Gäste, und nicht viel munterer floß das Gespräch. Das Mädchen zündete die Hängelampe am Nebentisch an und ging ab und zu.

Jetzt trat auch mein Bekannter vom Brunnen in die Stube und setzte sich dicht neben mich her.

Vielleicht wollte er nicht, daß die andern solche Vertraulichkeit falsch auslegen sollten, — er erzählte drastisch und breit, wie er mich kennen gelernt habe. „Verguckt hätt' sich der Herr, wenn i ihm net en Puff ge' hätt'."

Sie lachten alle und nickten und zogen stärker an den qualmenden Pfeifen.

Einer hob die Hand. „'s ischt e wetterliche Sach' mit dem Brunne' am Rain. Wenn i' dr Schultes wär', i' wüßt, was i' tät. Sie send net dr Erst', wo sich dra' verguckt hat." Er warf einen scheuen Blick nach dem Schulmeister und winkte kurz mit dem Kopf nach ihm hin. „'s ischt net sauber mit dem Brunne'. J' kann's jo net sage', ob's so ist; aber es heißt, er sei in alte Zeite' z' Heiligenau im Klosterhof g'stande' und —"

„Nein", klangs da scharf aus der dunklen Ecke, „in der Brunnenkapelle ist er gestanden. In der runden Ausbuchtung im Kreuzgang, wo jetzt die Schaukel steht für die Pfarrerskinder von Heiligenau. Ich habs Euch doch deutlich gezeigt, Breitling, als ich kürzlich mit Euch dort war".

Die Worte klangen ärgerlich; aber der gemaßregelte Bauer nickte nur

phlegmatisch: „Woll, woll, Herr Schullehrer. Mer vergißt halt so Dengs, wenn mer alt ist und andere Sache im Kopf hot. Do — dem junge Herre do müsset Se's verzähle, der verstohts besser als Unsereiner. —"

Der in der Ecke stand auf und kam an den Tisch her. Er war ein großer, hagerer Mann, dessen gelbliches Gesicht von einem kurzen, schwarzen Bart umrahmt wurde. Ich fühlte seine Augen mit seltsamer Schärfe auf mir ruhen. Aber als ich ihm voll entgegenblickte, schaute er weg. Er kam mir bekannt vor. Ich mußte ihn schon einmal irgendwo gesehen haben. Und es mußte bei keinem besonders erfreulichen Anlaß gewesen sein. Doch konnte ich mich nicht erinnern, wo und wann. Das gab mir ein quälendes, unruhiges Gefühl. Meine frohe Unbekümmertheit ging auf einmal verloren.

Die Bauern rückten zusammen. Der Schulmeister setzte sich an den Tisch, und das Mädchen trug ihm Glas und Flasche herzu. Ich schaute sie an. In ihren klaren, freundlichen Augen war etwas Fremdes; ein Unmut, den ich fühlte und nicht zu deuten wußte. Ich rief sie zu mir. Ich weiß selbst nicht warum. Es war mir, als ob ich ihr etwas Gutes sagen, sie vor etwas schützen müsse. In ihrer herben Frische stand sie da und sah mich an. Die Grübchen in den blühenden Wangen, das glatte, lichtbraune Haar, die junge, dralle Gestalt sah ich, und es wachte in mir etwas auf, was kein Begehren war — nein, es war die hohe Freude, das sichere Bewußtsein eines Besitzrechtes.

Da stieß der Schulmeister mit seinem Glas an das meine. „Ihr Wohlsein, Herr Studiosus, wenn Sie erlauben!"

Ich hob mein Glas. Wieder hatte ich wirr und nebelhaft die Empfindung, als ob ich eine Situation zum zweiten Male erlebe. Eine Situation, bei der der Mann neben mir keine Freundesrolle gespielt habe.

Unsere Gläser stießen aneinander. Ohne Klang, mit hartem, schetterndem Ton, wie es bei den plumpen Gläsern billigster Sorte sein muß. Aber es trug doch dazu bei, mein Unbehagen zu verstärken.

Immer suchte ich in meiner Erinnerung: wo — wann — wie wars doch? Zuweilen schaute ich auf; dann sah ich jedesmal des Schulmeisters Blick an dem alten Fingerring an meiner Hand hängen.

Ich hörte den Mann sprechen wie aus weiter Ferne. Die Bauern sah ich mit den schweren Köpfen nicken. Die Pfeifen qualmten, und um die Flamme der Lampe tanzten dann und wann langbeinige Schnaken, die zuletzt zuckend auf dem Tisch verendeten.

Vom Kloster Heiligenau erzählte der Schulmeister. Wie dort gelehrte Benediktiner gelebt und geschrieben hätten, und wie das Kloster eine Hochburg, ein Mittelpunkt für die Kultur weiter Länder und Zeiten gewesen sei. Und wie er redete, mit dem leisen Stich ins Ueberkluge, ins Schulmeisterliche, da hatte ich immer die Empfindung, als rede er um den eigentlichen Kern herum, als hätte er mir unter vier Augen etwas zu sagen, was alle diese Bauern nicht zu wissen brauchten.

Es war noch früh, als die arbeitsmüden Männer nach und nach davongingen. Einer um den andern verschwand; nur den süßlichen Rauch ihrer Pfeifen ließen sie zurück in der Stube, in der ich zuletzt noch allein mit dem Schulmeister saß.

Ich stand auf und öffnete eines der kleinen Fenster, um die frische, kühle Abendluft herein zu lassen.

Ich mußte mich bücken, um den Kopf aus dem niederen Rahmen strecken zu können.

Der Mond stand im zweiten Viertel. Plastisch und frei ohne jeden Dunstkreis hing er droben zwischen tausend klaren Sternen, deren wundersame Bilder, leuchtender als ich es je gesehen, auf dem blauschwarzen Grunde standen.

Vor dem Fenster, das auf die Rückseite des Hauses ging, dehnte sich eine Wiese weit hin. Unzählige Grillen zirpten im Gras, daraus ich hohe Blütenstengel aufragen und im leisen Nachtwind sich neigen und beugen sah, als grüßten sie unsichtbare Wesen.

Links drüben zog eine Straße wie ein weißliches Band gegen den Horizont. Rechts ragten ganz nahe dunkle, hohe Büsche, von denen her der schwüle Duft blühenden Holunders in dicken Schwaden gezogen kam.

Ich atmete tief und trank den Zauber der Sommernacht in vollen Zügen. Den Mann, der hinter meinem Rücken saß und in sein Glas starrte, den wollte ich vergessen. Er ging mich ja gar nichts an. Morgen wanderte ich weiter und würde den Schulmeister von Schwarzenstein nie wieder sehen.

Wie ich das bei mir dachte und meiner Seele einredete, da war mirs, als teilten sich rechts drüben die Holunderbüsche. Ich rührte mich nicht; aber ich sah scharf hinunter mit meinen jungen Augen.

Jawohl, etwas Helles bewegte sich dort. Und dann trat das Mariele auf die Wiese, gerade in den schwachen viereckigen Lichtschein, den eines der kleinen Fenster aufs Gras warf. Sie schaute zu mir herauf, hatte die Hand auf den Mund gelegt und machte mit der andern Hand Zeichen, die ich nicht recht verstand.

Ehe ich mich besinnen konnte, was gemeint sei, rief hinter mir der Schulmeister: „Profit, Herr Studiosus, wenns erlaubt ist". Ich hatte die ärgerliche Empfindung, als sei mir der Becher von der Lippe zurückgezogen worden. Das Mädchen sah ich in die Hecke huschen, dann setzte ich mich an meinen Platz am Tisch. Ich nahm mir vor, sobald das Mariele ins Zimmer trete nach meinem Quartier für die Nacht zu fragen und zu Bett zu gehen. Aergerlich war mir das. Ich hatte keinen Schlaf und würde gar zu gerne noch mit dem Mädchen geplaudert haben — aber der Mann neben mir war mir einfach ungemütlich, und ich sah keine andere Möglichkeit, ihn abzuschütteln. Er hatte sich eben erst neuen Wein bestellt und die Lammwirtin selbst trug ihn herzu. Aber ehe ich meinen Entschluß ausführen konnte, rückte der Schulmeister seinen Stuhl näher an den meinen. „Herr Studiosus", sagte er, „Sie müssen mir schon erlauben, daß ich Ihnen noch ein Stündlein Gesellschaft

leiste. Sie wissen nicht, wie das ist, wenn Unsereiner, der immer zwischen den Bauern da oben leben muß, einen gebildeten Menschen erwischen kann. Ich tu den Leuten ja nichts; sie sind fleißig und rechtschaffen; aber es ist ein harter plumper Schlag mit kaltem Blut und einem dicken Fell."

„Mag sein", gab ich zurück, „aber Sie wissen ja nicht, ob ich nicht auch kaltes Blut und ein dickes Fell habe."

Er lächelte auf eine unbehagliche Weise. „Glauben Sie, ich wisse das nicht? Ich habe so meine Zeichen. Von den Schwarzensteinern hat schon mancher in den Brunnentrog dort draußen geschaut; aber noch keiner hat sich verguckt."

Wieder rieselte eine unklare Erinnerung über meine Seele. Ich lachte in seltsamer Verlegenheit und sagte nichts, weil ich dem Manne nicht zustimmen wollte und nicht widersprechen konnte.

Er schien auch auf keine Antwort zu warten. Sein Glas schob er hin und her, dann beugte er sich vor auf meine Hand.

„Was haben Sie da für einen Ring, das scheint ein Altertum zu sein."

Unwillkürlich zog ich die Hand zurück. „Er stammt von meiner Mutter". sagte ich kurz.

Er lachte leis. „Jede Mutter hat wieder eine Mutter gehabt."

Das Mädchen trat jetzt ins Zimmer. Gespannt sah ich ihr entgegen. Aber sie blickte nicht zu mir her. Hinter den niederen Verschlag, an dessen Staketen oben die umgestürzten Biergläser hingen, trat sie, und ich hörte sie laut zu ihrer Mutter sagen: „Wege' zwei Gäst' muß mer so viel Erdöl verbrenne'".

Die Lammwirtin gab leise etwas zurück, was ich nicht verstand. Der Schulmeister aber sah mir ins Gesicht und murmelte: „Es ist ihr nicht ums Erdöl".

Hastig trank er ein Glas Wein hinunter, dann fragte er mich: „Um Vergebung, Herr Studiosus, was ist denn Ihr Fach?"

Ich sagte ihm, daß ich Jurist im dritten Semester sei.

Er trommelte mit den Fingern auf dem Tisch. „Ich, wenn ich kein so armer Schlucker wäre, ich hätts mit der Philosophie gehalten".

Ich konnte mir's nicht versagen, meine billige Weisheit auszukramen und warf hin: „Ein Kerl, der spekuliert, ist wie ein Tier, auf dürrer Heide von einem bösen Geist im Kreis herumgeführt, und rings umher liegt schöne grüne Weide".

Er schaute auf. In seinen Augen glimmte etwas. „Ja", sagte er leis, „und: „„nachher vor allen andern Sachen, müßt Ihr Euch an die Metaphysik machen! Da seht, daß Ihr tiefsinnig faßt, was in des Menschen Hirn nicht paßt!""

Ich versuchte zu lachen. „Na also."

Hart stieß er mit dem Glas auf den Tisch. „Na also! Der eine krepiert am Typhus, der andere an dem, was für sein Hirn nicht paßt. Deshalb

trinkt wer Durst hat, doch immer wieder Wasser wo ers findet, und wer das Sinnieren und Spekulieren nicht lassen kann, der tuts eben und fragt nicht lang, ob für alles, was er findet, Platz ist in seinem Hirn."

Es klang wie finsterer Trotz, wie grimmige Entschlossenheit, was der Mann sagte.

Nach einer Weile fuhr er leiser, fast lauernd fort: „Ich bin schon manche Stunde am Brunnentrog dort draußen gestanden. Was halten Sie davon? Kennen Sie sich aus?"

Er schien keine Antworten auf seine Fragen zu erwarten. Hastiger, aufgeregter, aber immer leiser sprach er weiter.

„Kennen Sie die indischen Lehren? Haben Sie schon darüber nachgedacht? Wissen Sie, daß wir schon oft, oft inkarniert waren? Sind Sie noch nie erschrocken, wenn Sie merkten, daß Sie etwas zum zweitenmal erlebten? Kleinigkeiten meist; sonderbare Situationen, die wie fluoreszierende Punkte aus dem dunkeln Meere steigen, das wir Vergangenheit nennen? —"

Ich schob meinen Stuhl zurück. Wie unter dem raschen Licht eines Scheinwerfers sah ich plötzlich, wo und wann ich diesem Manne begegnet war. Das Klosterglöckchen hörte ich bimmeln, und ich sah den blühenden Rosenstrauch. Aber blitzschnell, wie es gekommen, versank das Bild.

Der Schulmeister streckte die Hand über den Tisch wie zur Beschwichtigung. Langsam und in sonderbar trockenem Dozententon fuhr er fort: „Alles ist immer vorhanden. Das Ding, das wir in drei Teile reißen, in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, es ist eine Einheit und ist ewig da. Aber zwischen uns und dieser ewigen Einheit steht ein Spiegel, der so geschliffen ist, daß er uns nicht das Ganze zeigt. Verflucht! Nun plage ich mich da immer ab, den Blick aufs Ganze zu erhaschen! Immer plage ich mich! Einmal muß das doch gehen! Glauben Sie nicht, daß ich's einmal so weit bringen kann?" Aengstlich fragte er, und er sah mich mit seinen stechenden Augen fast bittend an.

Ich wollte antworten, da machte das Mädchen hinter des Schulmeisters Rücken mir hastige Zeichen. Sie tippte an die Stirne, schüttelte hastig den Kopf und deutete nach der Türe.

Ich verstand das so, als ob ich nicht länger mit dem Schullehrer reden solle, da es bei ihm nicht ganz richtig sei, und daß ich zu Bett gehen möge.

Ich markierte ein Gähnen, der jungen Schönen zulieb und stand auf, mich mit meinem frühen Aufbruch am andern Morgen entschuldigend.

Auch der Schullehrer stand auf. Ein sonderbarer, mir unverständlicher Ausdruck war in seinem Gesicht. Hämisch möchte ich ihn am liebsten nennen.

„So", sagte er, „jetzt spart ja das Mariele ihr Erdöl. Das hat sie ja gewollt."

Das Mädchen hatte eine Kerze angezündet und stand nahe an der Türe, als warte sie auf mich.

Da trat der Schullehrer zu ihr hin, nahm ihr die Kerze aus der Hand, gab sie der Mutter und sagte laut: „Die Mutter zeigt die Stube."

Das klang so eisern, so zwingend, daß keines ein Wort dagegen sagte. Nicht einmal fragen mochte ich die rundliche Frau, die vor mir herschritt, woher der schwarzbärtige Mann sein Befehlsrecht nehme.

Ich schlief schlecht in jener Nacht. Der Mond schien eine zeitlang in die kleine Stube und nachher ward mir das hochgetürmte, ländliche Staatsbett zu heiß. Ein halbes Dutzend Kissen und Decken warf ich zur Seite; aber auch dann noch fühlte ich mich unbehaglich. Fremdes, der robusten Frische meiner einundzwanzig Jahre Fernliegendes, war heute Abend an mir vorübergestreift, ohne daß ich es fassen und greifen und mit Namen nennen konnte. Das Mädchen, das mir von der Wiese und dann wieder von ihrem Verschlag aus zugewunken und Zeichen gegeben hatte, mochte vielleicht dieses Fremde kennen und wollte mich davor warnen. Ueberhaupt — dieses Mädchen! Warm durchströmte michs, wenn ich an sie dachte.

Am Morgen wachte ich zerschlagen auf und erhob mich später, als ich gewollt hatte. Ich warf einen Blick durchs Fenster. In Sommermorgenpracht lachte die Höhe, auf der Wiese glitzerte der Tau und kein Wölkchen stand am Himmel. Jugend- und Wanderlust schwellte mir die Brust. Das Gestern lag hinter mir.

Ein kleiner Garten stieß ans Lamm. Die blühenden Holunderbüsche und eine Laube aus Lattenstücken gehörten dazu. In dieser Laube trank ich Kaffee. Mächtige Pfingstrosenbüsche, Frauenherz und Rittersporn säumten den einzigen Weg, der durch den Garten führte, und die gelben Ringelblumen, die man dort oben Soldatenblumen nennt, wucherten als Unkraut auf Salat- und Kohlbeeten.

Dicht vor der Laube stand ein Rosenbusch, den Hunderte von Blüten überrieselten. Und wie ich hinsah und mich freute an den Tautropfen, die in der Sonne glitzerten wie eitel Diamanten, da huschten zwei graugrüne Eidechsen unter dem Busch hervor und verschwanden unter den Steinplatten des Weges, die Risse und fehlende Ecken zeigten.

Einen Teil des Gartens deckte noch der spitze Schatten des Hausgiebels; aber lautlos und stetig wich er zurück, Linie um Linie.

Das Mädchen trug jetzt herzu, was das Lamm zu bieten hatte. Vorsichtig hielt sie das schwere Brett und sah nicht vom Weg auf. Aber vielleicht spürte sie doch, wie meine Augen an ihrer jungen Frische hingen. Ein helles Rot stieg ihr langsam bis an die Stirne.

Ich nahm ihr die Last ab und schüttelte dann ihre Hand zum Morgengruß. Da schaute sie auf und die klaren, freundlichen Augen hatten etwas Stilles, Inniges.

„Gute Morge", sagte sie in ihrer Sprache, die mir jetzt noch, nach so langen Jahren in den Ohren liegt als etwas ganz besonders Ruhesames, fast möchte ich sagen: Mütterliches. „Habet Se guet g'schlafe?"

Ich erzählte ihr, daß der Mond und der Schulmeister mich einigermaßen aus der Bahn geworfen hätten.

Sie nickte hastig und fiel mir ins Wort: „Deswege' hab i' Ihne' g'wunke'. Von d'r Wies' aus und nachher wieder. Ich' hab' Ihne' sage' wolle, Sie sollet sich mit dem auf nix ei'lasse'. Er spinnt. Er ist verdreht im Kopf. J' sag's immer zur Mutter. Aber sie läßts net aufkomme. Sie meint, er sei e' rechter und e' g'scheiter Mann, bloß studir' er e' bißle z'viel. Wenn er e' Frau hätt' wärs besser, meint d' Mutter."

Hart sprach das Mädchen, fast bitter, und sie sah mit finsteren Augen an mir vorüber.

Da ward ich auf einmal hellsehend.

„Mariele", sagte ich, und ich faßte ihre Hand, die sie mir ließ, „er will Sie zur Frau haben? —"

Ihr frisches rundes Gesichtchen war plötzlich ganz verändert. Farblos, schmal, gealtert. „Eher geh' i' in de' Bach" — sagte sie leise und schaute starr in den Rosenbusch.

Mir lagen meine einundzwanzig Jahre und der Sommer im Blut. Die Stirne war mir heiß, und ich legte den Arm fest um die junge Gestalt. „Wenn aber ich der Schulmeister wäre?" flüsterte ich ihr ins Ohr.

Ich fühlte, wie sie willenlos war in meinem Arm, wie die heiße Glut um uns beide lohte, da klang hinter den Holunderbüschen von der Wiese her ein Lachen. „Guten Morgen Herr Studiosus, schon reisefertig?"

Der Arm sank mir herunter. Das Mädchen stand kreideweiß und schaute mir einen Augenblick wie ratlos ins Gesicht. Dann warf sie den Kopf zurück und stieß hervor: „Immer der, immer der." Hastig schritt sie davon, den gepflasterten Weg zwischen den Pfingstrosen und Frauenherzen hinunter.

Es ist das letztemal gewesen, daß ich der Lammwirtin von Schwarzenstein schönes, junges Töchterlein gesehen habe.

Der Schulmeister setzte sich zu mir an den Frühstückstisch. Vom Wetter sprach er und von der Sommermorgenpracht. Kein Wort von dem Mädchen. Auch kein Wort, das hätte andeuten können, daß er von meiner jähen Vertraulichkeit etwas wahrgenommen habe. Ich gab mir Mühe, den Aerger über sein unzeitiges Dazwischentreten und meinen ganzen Widerwillen zu verschlucken. Unbefangen wollte ich sein und sachliche Antworten geben. Aber es ging wie ein knechtender Zwang aus von dem schwarzbärtigen Mann: man wurde unruhig, um nicht zu sagen scheu in seiner Nähe.

Bald brach ich auf. Der Wirtin selbst bezahlte ich meine Schuldigkeit, und als ich nach dem Mädchen fragte, da schüttelte die freundliche Frau bekümmert den Kopf. „J weiß net, was wieder mit 'r ist. Sie sitzt in ihrem Stüble und heult. J soll Ihne no 'en Gruß sage!"

Die Frau winkt mir noch einmal zu, als ich den Weg an den Wiesen entlang davonschritt. Ich spähte nach jedem Fensterlein am niedern Haus. Aber die, die ich so gerne noch einmal gegrüßt hätte, die sah ich nicht. Der

Schulmeister stand zwischen den Holunderbüschen und lächelte. Mir aber wars wie ein Schatten auf den lichten Tag gefallen.

* * *

In München habe ich meine Studien fortgesetzt. Zwei Jahre gingen hin. Tolle Jahre. Aber vor der Mutter altem Ringlein an meiner Hand habe ich doch nie erröten müssen.

Unserer zehn oder zwölf waren wir durch den flimmernden Tag gewandert. Der Holunder blühte am Isarufer und in den Hecken schlugen die Finken. Von den mächtigen Kastanienbäumen in dem schattigen Wirtsgarten, wo wir Rast machten, fielen die letzten rostigen Blütenreste auf unsere roten Mützen.

Müde und wohlig streckten wir die Beine unter die Brettertische und ließen uns herzutragen, was zu haben war.

Ich weiß nicht, wie es kam, — vielleicht war es die Reaktion auf unser tolles Lachen und Singen von unterwegs, — auf einmal steckten wir tief in den schwierigsten Fragen unserer Fakultäten. Medizin, Philosophie, Juristerei rollten nacheinander vor den gefüllten Maßkrügen ihre dunkeln, verwickelten Probleme auf. Laut und ungestüm, von unserer ganzen Jugendkraft durchdrungen, erscholl der Kampf, und die wuchtigsten Autoritäten prallten aufeinander. Nun weiß ich nicht mehr genau, wie der Zusammenhang war; aber ich höre deutlich, als wäre es eben gewesen, einen Kommilitonen, einen Norddeutschen, von oben am Tisch her mir zurufen: „Du mußt doch den Fall gelesen haben, Phryx, er spielt ja in der Nähe deiner Heimat. Schwarzenstein, oder wie, heißt das Nest, wo er sich zutrug."

Ich hatte nicht gehört, was die dort oben am Tisch zuvor erörtert hatten. Und doch weiß ich, daß mich ein Unbehagen überschlich.

„Schwarzenstein", rief ich, „ja, das gibts bei uns. Was soll dort passiert sein?"

Die wirr durcheinander Redenden waren plötzlich alle stumm geworden und schauten mit mir nach dem Erzähler.

„Dort hat der Schullehrer vom Ort, ein vollständig ruhiger Mann, der weder selbst trinkt, noch erblich belastet ist, ganz ohne erfindlichen Grund letzte Woche seine Braut erwürgt, ein neunzehnjähriges, unbescholtenes Mädchen, einer Witwe einziges Kind. Er hat sich dann selbst der Behörde gestellt und gab an, er habe es getan, weil er es habe tun müssen."

Einen Augenblick lang war es ganz still in dem schattenkühlen Garten. Ich hörte die kleinen, rostigen Blättchen niederrieseln und fühlte, wie das Herz mir kalt und schwer wurde in der Brust.

Dann schrieen schon wieder alle wirr durcheinander.

Einzelne Worte, einzelne Namen schwirrten an meinem Ohr vorüber. Von Lombroso und Gall, Virchow, Du Prel, Zöllner hörte ich reden und schreien, aber jeder Zusammenhang ging mir verloren, weil nur das Eine vor mir stand, das Gräßliche.

Mechanisch bin ich aufgestanden und von hinten her zu dem Erzähler getreten. „Wie hieß sie?“

Er sah mich an; aber er war nicht bei meiner Sache. „Wer, Phryx? Wen meinst du?“

Ich mußte schlucken. „Die, die er erwürgt hat.“

Nun lachte der andere. „Ach so, das Schwabenmädele? Ich denke Mariele oder Sophiele oder Minele. So heißen sie ja alle. Uebrigens war sie der Lammwirtin Töchterlein. So viel weiß ich noch. Aber das hat mit der psychologischen Seite — —“

Ich hörte nicht mehr hin. Heiß stritten sie weiter.

Ich aber bin hinunter gegangen zum Fluß.

Dort habe ich den grünen Wassern nachgeschaut, wie sie dahinziehen ohne Wahl, ohne Willen, ohne Rast.

Schwül duftete der Holunder der nahen Sommernacht entgegen. Und ich habe meine Hände vors Gesicht gelegt, und die Tränen tropften an meinem uralten Ringlein hernieder.

* * *

Und nun? — Nun bin ich ein alter Mann und weiß vielerlei. Ich weiß auch, daß ich in meiner Jugendzeit vor einem Rosenbusch gestanden bin, der tausend Blüten trug. Ich habe sie nicht gebrochen. Wenn ich die Hand hob, war meiner Mutter Ringlein dran.

Aber ein anderer ist gekommen und hat den Busch zusammengerissen, und die Rosen zertreten.

Habe ich das jetzt einmal erlebt oder zweimal, oder wie wars denn? Gib mir Antwort, Sphinx! Wie wars denn? Ich bin ein alter Mann und weiß vielerlei. Aber just das, — das weiß ich nicht.

Die letzten Polarfahrten von Amundsen und Peary.

Von Erich von Drygalski in München.

Von den beiden in der Ueberschrift genannten Verfassern rühren zwei kürzlich erschienene Werke her, welche eine interessante Bereicherung der geographischen Literatur darstellen und über Forschungen berichten, die einiges Aufsehen erregt haben. Sie beschreiben die erste Vollendung der Nordwestpassage, also des Seewegs vom Atlantischen zum Stillen Ozean um das Nordende von Amerika herum und die Erreichung der höchsten geographischen Breite, welche bisher gelungen ist. Beide Reisen haben nördlich von Amerika stattgefunden, wodurch es sich rechtfertigen mag, daß sie hier eine gemeinsame Besprechung erfahren.

Roald Amundsen, ein norwegischer Seemann, hatte sich schon früher einen Namen gemacht durch seine Teilnahme an der belgischen Südpolar-Expedition 1897—98, welche das große Verdienst hatte, die erste Ueberwinterung im Südpolargebiete auszuführen und uns damit unter anderem die erste meteorologische Jahresreihe aus der Antarktis zu bringen. Bis dahin war noch keine Wintertemperatur im Südpolargebiete gemessen worden, was eine große Lücke in unserer Kenntnis der Wärmeverteilung auf der Erde bedeutete. Hiernach hatte Amundsen in kleineren Fahrten Studien im europäischen Nordmeer ausgeführt, welche interessante meereskundliche Ergebnisse brachten, insbesondere über Meeresströmungen. Durch die Lektüre der Beschreibung früherer Polarexpeditionen, besonders der von Nansen, sowie der älteren Versuche, die Nordwestpassage zu vollenden, insbesondere des von Franklin, hatte Amundsen dann den Plan zu einer eigenen Fahrt im Gebiete der Nordwestpassage entworfen. Er verband ihn mit dem Wunsche, eine Neubestimmung des magnetischen Poles der Erde vorzunehmen, da er auf der belgischen Südpolar-Expedition für erdmagnetische Arbeiten besonderes Interesse gewonnen hatte.

Die Vollendung der Nordwestpassage ist ein alter Plan, dessen Ursprung auf die Fahrten von Vasko da Gama und Magalhaes um die Wende des 15. Jahrhunderts zurückreicht. Als diese beiden Seefahrer durch Umschiffung der Südspitzen von Afrika bezw. von Amerika erwiesen hatten, daß es ein weiter und schwieriger Weg wäre, Indien von Europa her auf dem Seeweg zu erreichen, zumal der kürzere, direkt westliche Weg, den Kolumbus 1492 gewählt hatte, sich nicht als Seeweg nach Indien erwiesen, sondern zur Entdeckung von Amerika, das Kolumbus zuerst fälschlich für Indien hielt, geführt hatte, begann man Pläne zu fassen, Ostasien und Indien auf nördlicheren Meeresstraßen von Europa her zu gewinnen, indem man nun versuchte, die Kontinente im Norden zu umfahren.

Eine lange Reihe von Unternehmungen hat diesem Ziel gedient. Im 18. Jahrhundert hatte die britische Regierung sogar den Preis von 20000 £ ausgesetzt für den, der das Problem der nordwestlichen Durchfahrt löste.

Viele Expeditionen sind dabei zugrunde gegangen, unter welchen nur die von Franklin erwähnt sei, der in den vierziger Jahren des 19. Jahrhunderts mit der größten Polar-Expedition, welche die Welt geschaut hat, vollkommen zugrunde ging. Der Erfolg dieser Fahrten und insbesonders der Franklinsucher, die das Schicksal Franklins aufklären und die Reste seiner Expedition suchen wollten, ist es aber gewesen, daß sie die Verhältnisse jener nördlichen Seewege klärten. Man wußte seit den fünfziger Jahren des 19. Jahrhunderts, seit den Fahrten von Mc Clintock und Mc Clure, daß nördlich um Amerika herum ein Weg existiert, wenn er auch noch nicht vollendet war. Die beiden letztgenannten Forscher hatten sich auf demselben von Osten und von Westen getroffen, hatten dann aber nach dem Verlust ihrer Schiffe auf anderen Wegen zurückkehren müssen. Man glaubte hiernach, daß der vorhandene nordwestliche Weg jeder praktischen Bedeutung entbehrte; und ähnlich war es mit der Bewertung der nordöstlichen Durchfahrt um Asien herum, nachdem dieselbe 1878/79 durch A. E. Nordenskjöld auf der Vega tatsächlich vollbracht worden war.

Auf diese in gewissem Sinne negativen Ergebnisse ist eine Zeit der Ruhe gefolgt, die erst ganz neuerdings wieder einer Tätigkeit gewichen ist. Praktische Bedürfnisse, insbesondere des russischen Reiches haben zur Wiederaufnahme der Fahrten auf dem nordöstlichen Weg geführt. Es galt von dorther das reiche Sibirien durch Verkehr auf seinen großen Strömen zu entwickeln, und es galt vor allem auch, für militärische Zwecke einen Weg innerhalb des russischen Machtbezirks nach Ostasien, also nach Japan zu sichern. Anders stand es mit den neuen Bestrebungen im Gebiet der nordwestlichen Durchfahrt. Auch hier lagen praktische Bedürfnisse, seit in Klondyke reiche Goldfunde gemacht worden waren, insofern vor, als man ähnliche auch auf den Inseln erwarten zu dürfen glaubte, die nördlich von Amerika, also im Gebiete der Nordwestpassage, gelegen sind. Diese Bedürfnisse haben aber nur kleinere Fahrten gezeitigt, welche die Hoheitsrechte über jene Inseln dem kanadischen Staate sichern sollten. Die Vollendung der Nordwestpassage selbst schloß sich an das wissenschaftliche Problem des magnetischen Pols, der 1832 durch J. C. Roß auf der Westküste von Boothia Felix gefunden worden war. Da nun die Lage dieses Poles mit der Zeit Veränderungen unterworfen ist, wie man weiß, und es sehr wünschenswert war, sie jetzt neu zu bestimmen, um eben die Lage des Punktes zu kennen, nach welchem die Magnetnadel im Kompaß weist, also die Richtung, welcher die Schiffahrt zu ihrer Steuerung bedarf, entstand der Plan, eine Expedition für diesen Zweck zu rüsten und daran eine Vollendung der nordwestlichen Durchfahrt zu schließen.

Der Urheber dieses Planes war Roald Amundsen. Was aus dem ersten Teile desselben geworden ist, weiß man noch nicht, da die umfangreichen magnetischen Beobachtungsreihen noch nicht verarbeitet worden sind. Amundsen hat zwecks dieser Beobachtungen fast zwei Jahre in der Nähe von Boothia Felix geweilt und die Gegend, in welcher der von Roß bestimmte Pol lag, mit Messungen umgeben, so daß man wertvolle Resultate für die jetzige Lage

des Poles wohl erwarten darf. Der zweite Teil des Planes aber, die Vollendung der Nordwestpassage ist gelungen. Der Ernst der Vorbereitungen und der Durchführung der Expedition hat zu diesem glücklichen Resultate geführt. Amundsen hat von seinen Vorgängern zu lernen verstanden, und wenn er dort hindurchkam, wo andere gescheitert sind, so lag das in erster Linie wohl an der überlegten Wahl seines Weges.

.Das Gebiet der Nordwestpassage besteht aus zwei wesentlich verschiedenen Teilen. Ihr östlicher Teil führt durch einen reichen Inselarchipel, der von der Nordküste Amerikas her sich bis über den 83° n. Br. hinauf nach Norden erstreckt. Der westliche Teil ist von Inseln frei und führt durch die Beaufort-See. Dieser letztere Teil ist schon viel befahren worden. Jahr für Jahr umschiffen amerikanische Walfanger die Nordwest- und Nordküste Amerikas, um dort in der Beaufort-See vor der Mündung des Mackenzie ihren Fang zu betreiben. Man weiß, daß die Schiffe sich nicht zu weit von der Küste Amerikas entfernen dürfen, um nicht von Strömungen erfaßt zu werden, in das zentrale Eismeer hinauszutreiben und dort den Eispressungen zu unterliegen, wie es bereits häufig geschah.

Unbekannt und schwieriger ist der Weg im östlichen Teil der Nordwestpassage zwischen den Inseln hindurch. Man kennt dort freilich viele Straßen und Sunde, und streckenweise sind die meisten auch schon befahren gewesen; doch noch keinem Schiffe war es vergönnt, den Archipel ganz zu durchqueren. Erst Amundsen ist auch dieses gelungen. Er wählte die denkbar südlichste Route, welche dort möglich ist, während alle seine Vorgänger, auch Franklin, sich auf nördlicheren Meeresstraßen bewegt haben, die zwar breiter sind, als die südlichsten, aber auch mehr vom Eise blockiert. Amundsens Route verläuft durch enge Straßen, die an der Westküste der Halbinsel Boothia Felix entlang nach Süden führen und dann die Nordküste des Kontinents begleiten. Durch die Franklinsucher und durch die Unternehmungen, welche die Nordküste Canadas erforscht haben, waren diese Straßen bekannt, aber durchfahren waren sie vor Amundsen noch nicht. Boothia Felix ist eine Halbinsel, welche von der Nordküste des Kontinents weit nach Norden emporreicht und von Inseln umgeben ist. Amundsens Vorgänger fuhren von der Nordspitze dieser Halbinsel, die von Osten her leicht erreicht werden kann, direkt nach Westen; Amundsen selbst ging aber zunächst an ihrer Westküste nach Süden und dann erst nach Westen, wodurch er die Eispackungen in den nördlichen Straßen vermied.

Auch in anderer Hinsicht beruht Amundsens Erfolg darauf, daß er von seinen Vorgängern geschickt gelernt hat. In der „Gjöa" wählte er ein ganz kleines Schiff, das auch nur eine kleine Besatzung verlangte. Die geringe Größe des Schiffes brachte den Vorteil, daß er über Klippen hinwegkam, die ein tiefer gehendes Schiff gehindert hätten, und daß er enges Küstenwasser zwischen dem Eis und dem Land zu durchfahren vermochte, wo ein größeres Schiff festgesetzt worden wäre. Die geringe Zahl von nur sieben Mann

brachte den Vorteil, daß die Expedition nicht soviel Proviant mitzuführen brauchte und sich aus den Hilfsmitteln des Landes leicht verpflegen konnte, sowie den ferneren Vorteil, daß die Bemannung im Winter nicht an Arbeitslosigkeit litt, woraus leicht Krankheiten entstehen, weil für alle genug Beschäftigung war.

Bei der Ausführung seiner Fahrt ist die Kleinheit des Schiffes häufig von Bedeutung gewesen; freilich hatte es, seiner Größe entsprechend, auch nur eine kleine Maschine, einen Petroleummotor, der ihm nur geringe Geschwindigkeit zu geben vermochte. Es dürfte kein Zweifel sein, daß eine stärkere Maschine mehr leisten kann, doch würde eine solche auch ein größeres Schiff bedingen und damit sicher mehr Schwierigkeiten bei der Fahrt über Klippen und durch Engen. Nach den Schilderungen Amundsens scheint es, daß ein größeres Schiff dort auch hindurchkommen könnte, doch schwerer wäre es einem solchen jedenfalls, besonders, wenn es nicht so günstige Eisjahre treffen würde, wie es bei Amundsen der Fall war und wie es die Durchführung seiner Expedition auch wesentlich erleichtert hat.

Darin, daß der Erfolg, wie Amundsen meint, auch auf der geringen Zahl der Besatzung beruht hat, wird man ihm wohl nicht vollkommen beistimmen können. Das Gebiet, durch welches er kam, hatie überall eskimoische Bewohner, die hin- und herziehend ihre Wohn- und Nahrungsstätten wechselten, doch überall solche zu finden vermochten. Bei richtiger Nutzung der Zeiten, in welchen man dort Proviant zu sammeln vermag, würde sicher auch eine größere Besatzung, als sie Amundsen hatte, für die Zeit des Winters versorgt werden können; da die kleine Zahl aber für das Schiff genügte, war sie deshalb richtig gewählt.

Amundsens Expedition hat auch andere Ergebnisse von Bedeutung gebracht, so Kartierungen bisher unbekannter Küstenstrecken am Viktoria- und Albertland zwischen dem 69. und 72.° n. Br., erdmagnetische Bestimmungen, von denen ich schon sprach, und viele Nachrichten über die dortigen Eskimos und ihre Lebensgewohnheiten, über welche man in dem vorliegenden Buche manches erfährt. Dasselbe enthält schlichte, ansprechende Schilderungen und fesselt durch die Darstellung der sicheren Durchführung eines wohlüberlegten Plans, sowie durch die Schilderung immerhin reichlicher Existenz- und Arbeitsbedingungen in einem unwirtlichen Gebiet.

Sehr verschieden von Amundsens Werk ist R. E. Pearys Buch: „Dem Nordpol am nächsten". Der Verfasser ist in der Wissenschaft lange bekannt durch seine mehr als zwanzigjährigen Arbeiten, die ihn immer wieder nach den nördlichsten Teilen von Grönland und den amerikanischen Inseln dort gegenüber geführt haben. Seine Reisen sind eigenartig. Scheinbar dienen sie nur dem Sport, da sie vor allem große, unbekannte Gebiete schnell zu durchqueren bezwecken. Unsern Gefühlen ist es fremd, wenn Peary in der Einleitung zu dem vorliegenden Werk sagt: „Wenn hin und wieder die Meinung ausgesprochen wird, daß die Erreichung des Pols keinen Wert und Interesse

hat, so möchte ich eines hervorheben: Sollte ein Amerikaner der erste sein, das Sternenbanner an der gepriesenen Stelle zu hissen, so würde es weder in der Heimat noch im Ausland einen amerikanischen Bürger geben — und es gibt Millionen von uns —, der sich nicht mit etwas größerer Freude und größerem Stolz daran erinnert, ein Amerikaner zu sein. Und allein diese Steigerung des Stolzes und Patriotismus von Millionen würde reichlich alle Opfer, die für Erreichung des Pols gebracht sind, aufwiegen". In Deutschland hat man kaum ein Verständnis für diese Worte und bewertet den Gehalt der Polarforschung' anders, und ebenso fremd mutet Pearys Versuch an, die Erreichung des Nordpols der Erde mit dem Durchstich der Landenge von Panama in ihrem kulturellen Wert in Parallele zu stellen, wie er es in einer Ansprache an den Präsidenten Roosevelt tat.

Und doch liegt in Pearys Streben ein tieferer Sinn, nämlich der, durch die Tat zu zeigen, daß die amerikanische Nation zu leben und zu wirken vermag, wo man sonst nicht an Existenz- und Arbeitsmöglichkeit glaubt, sowie zu erproben, was eine solche Existenz der Kultur an Vorteilen bringt. In der Unterwerfung einer unbezwungenen Natur und in ihrer Nutzung, soweit es möglich ist, gipfelt das Streben Pearys. In diesem Sinne sind seine Expeditionen ausgeführt worden und besonders die letzte, die ihn bis 87° 6′ n. Br., also so weit nach Norden geführt hat, wie es noch keinem andern gelungen war. Peary betont mit Recht einen gewissen Gegensatz gegen die Methode von Nansen, der sich von einem Strom durch hohe nördliche Breiten tragen ließ, während er selbst höhere mit eigener Kraft erreichte. Eskimos und Eskimohunde sind die Hauptmittel, auf die er sich stützt, weil sie ihm die größte Erfahrung in der Nutzung der Polarwelt gewährleisten. Sein Buch liest sich wie eine Robinsonade, da er alles, was er findet, zu nutzen versucht und versteht.

Der äußere Verlauf seiner letzten Expedition ist der gewesen, daß er an der Westküste Grönlands nordwärts fuhr, bis er das zentrale Eismeer erreichte, was vor ihm in jenem Gebiete nur zwei Schiffen gelungen war. Dort, an der Nordküste des Grantlandes, wo der amerikanische Inselarchipel in Kap Columbia jenseits des 83° n. Br. ausläuft, wurde überwintert und alles für den Plan, den Pol zu erreichen, vorbereitet. Dann brach er im Februar 1906 auf, also so frühzeitig, wie man der Kälte wegen im Nordpolargebiete sonst nicht zu reisen pflegt. Er rechnete in dieser frühen Jahreszeit mit einer festen Lage des Meereises. Die ganze Besatzung wurde in sieben Gruppen geteilt, deren jede unter der Führung eines Amerikaners stand und sonst aus Eskimos bestand. Einzeln drangen diese Gruppen nordwärts vor, Pearys Gruppe selbst in der Mitte, so daß er die Eishäuser zur Unterkunft benutzen konnte, welche die voraneilenden Schlittenpartien gebaut hatten, und damit Kraft ersparte, gleichwie er von den nachdringenden Gruppen Proviant empfing, wenn sie ihn trafen; diese kehrten zurück, wenn sie ihren Zweck erfüllt hatten.

An einer breiten Rinne offenen Wassers, an welcher sich die nördlichen Schollen nach Osten bewegten, während die südlichen in der Hemmung des Landes ruhiger lagen, fand er Aufenthalt. Dann wurde die Rinne von ihm und einigen der anderen Gruppen überschritten, und er selbst drang immer weiter und weiter vor, bis er durch Stürme, offenes Wasser und zergehendes Eis unter 87° 6′ n. Br. zur Umkehr gezwungen wurde. Mühsam erreichte er, wie auch die anderen Gruppen, alle einzeln, wieder die Küste und dann, an derselben entlang fahrend, das Schiff, doch nur, um sofort von neuem aufzubrechen und nun nach Westen hin in weiteren langen Schlittenreisen noch neue Küstengebiete zu erschließen. Im ganzen haben die Schlittenreisen Pearys unter den schwierigsten Verhältnissen fast 6 Monate gewährt.

Die Ergebnisse der Expedition bestehen in den Erfahrungen über die Existenzbedingungen und die Möglichkeit der Nutzung des dortigen Landes; sie bestehen aber auch in der Kartierung unbekannter Küsten und Mitteilungen über Gesteine, Tiere und Pflanzen, die er dort fand, in Beobachtungen über Ebbe und Flut und die Strömungen des Meeres, die diese Küsten bespülen, sowie über die Eiswelt, die Land und Meer überdeckt. In Pearys Buche finden sich viele interessante Bemerkungen eingeschaltet, die davon Kunde geben, daß er mit offenem Sinne geschaut hat, und die noch weiteres erwarten lassen, als bisher geboten ist. Das Buch ist der beste Ausdruck der starken Persönlichkeit, auf der alles beruht hat. Peary ist sich seiner Kraft bewußt, ohne sie zu überschätzen; er versteht das Leben und Wirken in der Polarwelt, wie kein anderer, und man kann von ihm lernen, wie man die Natur dort nutzt. Sicher wird kein anderer Peary in gleicher Weise zu folgen vermögen, denn was er leistet, ist das Produkt einer zwanzigjährigen Erfahrung. Doch wer von ihm lernen will, wird in dem Buch das Seinige finden, und so werden Pearys Expeditionen eine Grundlage bleiben für viele spätere Arbeiten, die den einen oder den anderen Teil seiner Forschungen ausbauend der Polarwelt ihre Geheimnisse abzuringen bestimmt sind.

Afrikanische Grubenstädte.

Von M. J. Bonn.

Als die Buren sich vor 70 Jahren im Gebiete der heutigen Orange-Flußkolonie niederließen, teilten sie den einzelnen Familienhäuptern Farmen in der Größe von 3000—6000 Morgen zu. Eine Farm von diesem Umfang reichte damals aus, um ihrem Besitzer eine allen Anforderungen entsprechende Lebenshaltung zu sichern. Die Bedürfnisse des Farmers sind seitdem in Süd-Afrika nicht unbeträchtlich gestiegen; dagegen beträgt der Durchschnitt der Farmen in der Orange-Flußkolonie heute nicht ganz 1000 Morgen, es finden sich sogar viele Farmen, deren Größe heute nur 5—600 Morgen ausmacht. Ueberdies sind Teile von vielen Farmen an arme Weiße (meist Verwandte) verpachtet, die als sog. Bywoner eine eigene Wirtschaft betreiben. Die Gründe dieser Veränderung sind mannigfach. Sie ist in hohem Maße durch das Entstehen von Kimberley und Johannesburg beeinflußt worden, die eine rege Nachfrage nach Ackerbauprodukten entwickelten und damit eine intensivere Wirtschaft ermöglichten. Im Jahre 1905 hat z. B. Transvaal 70 Mill. Ctr. Mais aus den übrigen Teilen von Britisch-Südafrika eingeführt.

I.

Kimberley galt ursprünglich als wahres Eldorado. Von allen Seiten der Welt strömten Menschen ein, ihr Glück zu versuchen. Der Abbau der Diamant-Felder ging zuerst im Kleinbetrieb vor sich; es sollen dabei einmal 10—12000 Diamantengräber an Ort und Stelle tätig gewesen sein. Auf dem stillen afrikanischen Veldt entstand nun eine lärmende Abenteuererstadt, wo geldgierige genußhungrige Menschen nach des Tages Arbeit ihren Gewinn in Genuß umsetzten und die erhofften Erträge einer goldenen Zukunft in der Gegenwart verspielten. Lange bevor die Eisenbahn nach Kimberley vollendet war, brachte der Ochsenwagen Massen europäischer Güter nach den Gruben. Die Kapkolonie hatte noch 1870 eine Einfuhr von nicht 50 Millionen M. gehabt; sie war bereits 1874 auf über 110 Millionen gestiegen.

Heute sind diese wilden Tage längst vorüber. Technische und wirtschaftliche Momente haben zur Ausscheidung der kleinen Existenzen geführt. An ihrer Stelle ist, nach mannigfachen Fusionen als einzige Gesellschaft die De Beers' Gesellschaft getreten. Sie hat nicht nur die Diamantproduktion in Händen, sie ist Kimberley. Die Diamanten werden nicht auf dem freien Markte verkauft, sondern werden vor allem, um Diebstähle zu verhüten, nur bestimmten konzessionierten Händlern angeboten, die in ihrer Gesamtheit das Diamantsyndikat bilden und die Produktion der verschiedenen De Beers Gruben erstehen; die Mitglieder des Syndikats sind im wesentlichen dieselben Firmen, die auch die Hauptaktionäre der De Beers Gesellschaft sind. Grubenbeamte und Diamantagenten bilden daher heute einen wesentlichen Teil der Bevölkerung von Kimberley.

Es gibt natürlich eine Anzahl von Kaufleuten und Händlern, die nicht als Beauftragte, sondern auf eigene Rechnung Geschäfte treiben. Aber auch auf sie ist der Schatten von De Beers gefallen. Der „Kaffernhandel", der Verkehr mit den Eingeborenen gewährte früher große Erwerbsmöglichkeiten, da De Beers Tausende von Eingeborenen beschäftigten. Hierdurch war aber auch Gelegenheit geboten, gestohlene Diamanten zu erwerben. Der Diamantendiebstahl nahm einen solchen Umfang an, daß eine besondere Gesetzgebung nötig wurde. Auf Grund derselben beschlossen De Beers ihre Eingeborenen

zu kasernieren. Sie wurden in großen Baracken untergebracht, die durch einen Tunnel mit den Gruben verbunden sind. Während der Dauer seines Arbeitsvertrages kann der Eingeborene die Baracke nicht verlassen, außer um zur Arbeit zu gehen. Wenn sein Vertrag um ist, wird er erst einer gründlichen Visitation unterworfen, ehe man ihn in seine Heimat abziehen läßt.

Man hat auf diese Weise den Diamantdiebstahl wesentlich vermindert; man hat aber auch ein bedeutendes Element der Konkurrenz aus Kimberley verdrängt. Die Eingeborenen verpflegen sich selbst, sie decken ihren ganzen Bedarf in den Läden der Baracken, die von Angestellten der Gesellschaft geführt werden. De Beers sind verpflichtet, alles in Kimberley zu kaufen; sie dürfen nur zu Preisen verkaufen, die denen in Kimberley entsprechen; sie müssen den Gewinn zu gemeinnützigen Zwecken verwenden. Sie verteilen ihre Aufträge möglichst gerecht an die verschiedenen Firmen. Sie gewähren diesen so ein reichliches Auskommen — De Beers sind immer freigebig gewesen — aber sie erschweren naturgemäß die lebendige, atemlose Konkurrenz, die sich vielleicht im Eifer zu Grunde richtet — die aber doch in einzelnen Fällen das große Los gewinnt. Ein plötzliches Aufsteigen, ein schnelles Reichwerden über Nacht ist heute in Kimberley ebenso unwahrscheinlich, wie etwa in Essen.

Diese Politik der De Beers-Gesellschaft schützt den Eingeborenen vor Ausbeutung durch gewissenlose Händler, sie bewahrt ihn besonders vor dem Mißbrauch geistiger Getränke; sie ermöglicht es ihm, seinen Lohn zu ersparen. Der Eingeborene in ganz Süd-Afrika ist stets bereit nach Kimberley zu gehen; Kimberley kennt keinen Arbeitermangel. Sie hat aber Kimberley zu einem stillen, wohlgeordneten Provinzialstädtchen gemacht. Es scheint mit seinen einstöckigen Häuschen in den Vorstädten und den winkeligen Gassen des von unschönen Gebäuden eingefaßten Zentrums, eine Stadt zurückgezogener Bureaukraten zu sein.

Nimmt man ein paar leitende Ingenieure und Beamte und ein paar ansäßige Mitglieder des Aufsichtsrates aus, so erscheint heute Kimberley als eine Stätte der Routine. Die geistige Leitung liegt in London. Das mag jetzt vielleicht anders werden, da der Sitz der Gesellschaft nach Kimberley verlegt wird, um eine Doppelbelastung durch koloniale und englische Steuern zu verhindern. Einstweilen aber ist Kimberley der Sitz von Stellvertretern, von behäbigen Würdenträgern, die ein festes Gehalt beziehen und sich in Kimberley als Salz der Erde fühlen, die aber trotz des Selbstbewußtseins den Argwohn nicht verlieren, der die Wiegengabe aller derartigen Stellvertreter zu sein pflegt.

So matt aber auch heute das Leben in Kimberley zu pulsieren scheint, so ist seine Bedeutung als Markt auch heute nicht zu unterschätzen. Die Gruben beschäftigten 1905 etwa 3000 Weiße und 15000 Farbige; die Bevölkerung von Kimberley und der Vorstadt Beaconsfield beträgt 44000 Köpfe, darunter über 16000 Weiße. Der Wert der Jahresproduktion im Zensusjahr war fast 100 Millionen. Das Leben ist behaglich und reichlich. Man kann zwar kaum dort Millionär werden; die weiße Bevölkerung bezieht aber in guten Zeiten — jetzt sind wie bekannt schlimme Tage über die Diamantindustrie hereingebrochen — vielfach ein behäbiges Einkommen. Und wenn dieses Einkommen auch nicht ganz in Kimberley verbraucht wird, so haben doch die Bedürfnisse der dortigen Einwohner großen Einfluß auf die Produktion des umliegenden Landes gehabt. Seit Kimberley mit Johannesburg in direkter Bahnverbindung steht, ist überdies sein Hinterland mit einem weit aufnahmefähigeren Markt verknüpft.

2.

Johannesburg ist in mancher Beziehung der Sproß und Erbe von Kimberley. Die Diamantkönige Kimberleys sind die ersten Pioniere des Witwaterrandes gewesen; die gleichen Leute, die De Beers kontrollieren, haben vielfach den entscheidenden Einfluß in den großen Gruppen des Randes. Wie heute Kimberley so ist Johannesburg eine Stätte der Gesellschaften, des Großbetriebes. Es hat von Anfang an dem kleinen Manne, dem einzelnen Goldgräber wenig Chancen geboten. Die kleine Grube, mit einem Pochwerk von 2—10 Stempeln, die heute in Rhodesien blüht, ist am Rande eigentlich nie in Erscheinung getreten; von Anfang an lag der entscheidende Einfluß in der Hand kapitalkräftiger Gruppen. Ein engerer Zusammenschluß wie in Kimberley war nicht nötig, für Gold bedarf es keines Monopols, da Gold einen festen Preis hat; die gemeinsamen Interessen ließen sich völlig sichern, wenn die einzelnen Gesellschaften Vertrauensmänner in die Aufsichtsräte der anderen Gruben entsandten. Dabei handelte es sich um die Bewältigung ganz gewaltiger Aufgaben. Nimmt man doch die Länge der Rand-Goldfelder mit ihren Fortsetzungen auf über 300 englische Meilen an, also eine Strecke, die größer ist als die Entfernung von München nach Frankfurt.

Von Krügersdorp — 21 Meilen westlich von Johannesburg — fährt man eigentlich fortwährend an Gruben vorbei. Ueberall sieht man Schachte, Wasserteiche, überall weiße Tailinghaufen, hohe Schornsteine und dröhnende Pochwerke. Schon 1891 waren zirka 75 Gruben in Betrieb, von denen 67 über 2000 Weiße beschäftigten. Schon damals betrug der Ertrag über 700000 Unzen Gold im Werte von über 50 Millionen M. An landwirtschaftlichen Produkten des Transvaals wurden etwa für 10 Mill. Mark von den Gruben verbraucht.

1905 produzierten 9 Gesellschaften fast 400 Millionen M. Im gleichen Jahre waren über 17000 weiße Arbeiter und fast 2000 weiße Beamte angestellt, die zusammen Gehälter von über 110 Millionen M. bezogen; dazu kamen 130000 farbige Arbeiter, deren Jahreslöhne über 60 Millionen M. betrugen; dazu sind noch 13 Millionen M. für Verpflegung der eingeborenen Arbeiter zu rechnen.

Die Goldfelder des Witwaterrandes beherbergen heute eine lange Kette eng aneinandergeschlossener Grubenstädte. Eine Grube bildet hier nicht nur einen selbständigen Betrieb, sie ist vielmehr eine kleine abgeschlossene Stadt, in der neben Verwaltungsgebäuden, Schächten, Krähnen, Pochwerken und mächtigen Tanks die Behausungen der Angestellten stehen.

Die verheirateten Beamten und Arbeiter leben in kleinen Familienhäusern, die, wie die Villen einer Vorortkolonie in kleinen Gruppen beieinanderstehen. Sie zahlen der Grube, in deren Besitz diese Häuser sind, eine Miete von 3 £ im Monat. Die Junggesellen und die verheirateten Arbeiter, für die keine Familienhäuser zur Verfügung stehen, wohnen in Baracken, die gleichfalls den Gruben gehören. Diese Baracken sind meist einstöckige, wellblechgedeckte Behausungen, deren weit vorspringende Dächer Raum für eine Veranda gewähren. Sie enthalten eine Anzahl Zimmer, deren Türen sich nach der Veranda öffnen. Diese Zimmer werden den weißen Angestellten zum Preise von 10 Mk. den Monat vermietet. Je zwei Leute teilen sich ein Zimmer, das sie auf eigene Kosten zu möblieren haben. Neben diesen Wohnhäusern befindet sich das sog. Boarding-House, eine Art Messe, die von einem Unternehmer unter Aufsicht der Grube geführt wird. Dort erhalten die Angestellten Verpflegung gegen Zahlung von 100—140 Mk. im Monat. Das Boarding-

House enthält auf den größeren Gruben meist zwei getrennte Speisesäle, einen für die Grubenbeamten, den andern für die Arbeiter. Viele Verwaltungen haben ein Klubhaus für ihre Angestellten errichtet mit Lesezimmer, Versammlungsräumen usw. Auf den meisten Gruben befindet sich überdies ein manchmal sehr gut eingerichtetes Spital, das streng gesonderte Abteilungen für Chinesen und Eingeborene enthält.

Etwas entfernt von den Behausungen der weißen Angestellten liegen die Baracken der farbigen Arbeiter, der Eingeborenen und der Chinesen. Es sind das vielfach große Häusergevierte, die sich im Quadrat um einen weiten Hof schließen. Sie bestehen meist aus einstöckigen Gebäuden, die in eine Anzahl Schlafsäle zerfallen; die Türen der Schlafsäle gehen nach dem Hofe. Die Außenwand enthält allenfalls kleine Fenster, oder Luftlöcher, aber keine Oeffnung, die groß genug wäre, um das Entweichen eines Menschen zu gestatten. Der einzelne Schlafsaal enthält bis zu 40 Pritschen, die in der verschiedensten Weise angebracht sind, bald in einer Reihe nebeneinander, bald zwei Reihen hoch übereinander. Im allgemeinen sind die Baracken der Chinesen weit besser eingerichtet, als die der Eingeborenen, aber auch hier finden sich weitgehende Unterschiede bei den verschiedenen Gruben; überhaupt ist die Beschaffenheit der Baracken ein recht gutes Kennzeichen für die Verwaltung und die finanzielle Stärke der Gruben.

Im Hofe befinden sich Küche, Speisehalle, Waschhäuser usw. In Johannesburg wird der Farbige von der Grube verköstigt; in Kimberley tun sich die Eingeborenen zu einer Art Messe zusammen und kochen selbst ab; sie beziehen nur das Rohmaterial aus den Läden, die die Verwaltung in den Baracken (Compouds) eingerichtet hat. Der Eingeborene darf in Kimberley die Baracke nur durch den Tunnel verlassen, der in die Grube führt. Während der Dauer seines Vertrages ist er an sie, den „Compoud" gefesselt. Der Johannesburger Eingeborene kann den Compoud auf Grund des Erlaubnisscheines verlassen. Er genießt also scheinbar weit größere Freiheit, fällt dafür aber häufig in die Hände gewissenloser Händler, die auf den Gruben selbst oder in den nahegelegenen Städten auf ihn lauern und ihm oft in kurzer Zeit seinen Lohn abnehmen. Während in Kimberley wenig Raum für die Ausnützung eines derartigen Handelsbetriebes vorhanden ist, besteht in Johannesburg und Umgebung eine weitgehende lebendige Konkurrenz. Nicht nur finden sich konzessionierte Läden auf jeder Grube, die mit Weißen und vor allem mit Eingeborenen und Chinesen umfangreiche Geschäfte treiben, — alle paar Meilen liegt eine kleine Stadt, ein Grubenzentrum mit Läden, Wirtshäusern, Vergnügungsanstalten und Versammlungsräumen. Dem Weißen wie dem Farbigen wird dort reichlich Gelegenheit gegeben, einen Teil des erworbenen Lohnes schnell wieder unter die Leute zu bringen und sich in nächster Nähe der Grube solchen Genüssen hinzugeben, die ihm als Ansporn zur mühseligen Arbeit begehrenswert erscheinen. Ja, den Eingeborenen winkt dabei die Möglichkeit, sich, trotz aller Verbote, das einzige Erzeugnis der europäischen Zivilisation zu verschaffen, das ihm jede, auch die beschwerlichste Arbeit, anziehend erscheinen läßt: den Schnaps. Eine nicht unbedeutende Anzahl gewissenloser Weißer macht es sich zur Aufgabe, derartige Neigungen der Eingeborenen zu befriedigen. Sie verdienen Geld dabei — ein ausreichendes Einkommen für jeden Weißen gilt dem Durchschnittsafrikaner europäischer Abkunft als selbstverständliches Ziel jeder Politik — und wenn sie etwa den Eingeborenen demoralisieren und mit Verachtung für den „armen Weißen" erfüllen, was tut das? Sie sind so sehr von dem Gefühl der „weißen

Herrenwürde" überzeugt, daß ihnen die Uebertretung der Gesetze, wo ihnen dienlich, als gutes Recht einer herrschenden Klasse erscheint.

Im Zentrum dieser Baracken und Grubenstädte liegt das eigentliche Johannisburg, zwischen weißen Tailinghaufen und hohen Schornsteinen, eine lechzende, erwerbsbegierige Großstadt, die selbst in der Zeit der Depression über 80 000 Weiße beherbergt. Himmelhochragende Geschäftspaläste stehen dort neben den einstöckigen wellblechgedeckten Häuschen, die noch aus der Gründerzeit herrühren. Gerade die Krise, die jetzt herrscht, zeigte die Größe der Stadt. Zwar stehen 1144 Häuser leer, aber 818 Neubauten sind errichtet und 1610 Erweiterungen sind in einem Jahre vorgenommen worden. Eisenbahnzüge rollen mit kurzen Unterbrechungen von dem großen heftig pulsierenden Zentrum nach den außenliegenden Grubenstädten. Elektrische Straßenbahnen durchjagen die Stadt und verbinden die schmutzigen Vorstädte mit den Villenquartieren. Sie befördern durchschnittlich 50000 Menschen im Tage. Wer die Mittel hat, kann hier leben wie in London und Paris. So schlecht die Zeiten sind, der Lebensgenuß und die Lebenshoffnung sind nicht erstorben. Das große Palasthotel mit seinen 500 Zimmern steht zwar ziemlich leer, aber in den Bars wird noch immer getrunken und gespielt; Banden von arbeitslosen Weißen ziehen in den Straßen herum, aber wenn man sie zu 4 M. den Tag bei Erdarbeiten verwenden will, murren sie unzufrieden; vier Mark ist kein weißer Minimallohn. Die Taglöhne der Bergarbeiter werden von 20 M. auf 18 M. und 16 M. reduziert, viele hunderte, die nach dem Kriege kamen und ein goldenes Zeitalter erwarteten, sind enttäuscht abgewandert. Die Preise in allen Läden fallen, die Kaufkraft der 50 000 eingeführten Chinesen hat den Niedergang nicht aufzuhalten vermocht. Die Händler grollen, weil man jetzt Eingeborene aus Pondoland anwirbt, die in ihrer Heimat mit Vieh gezahlt werden, und daher keine Löhne in Johannesburg verausgeben können. Radikale Weiße verlangen, daß die 150 000 farbigen Arbeiter aus den Bergwerken verdrängt werden sollen und alle Bergarbeit den Weißen vorbehalten werden soll. Manch' großer Finanzier, den man noch vor kurzem als Magnaten betrachtete, ist völlig mittellos. Seine unverkäuflichen Aktien sind der Bank verpfändet, die ihm einstweilen auf diese Sicherheit hin ein Jahresgehalt zahlt. Sie läßt ihn nicht fallen. Wie schwer auch die finanziellen Sünden sind, die begangen wurden, wie blind auch der politische Haß ist, der sie durch völlige Umgestaltung aller Dinge gut machen will, — ein jeder weiß im innern, daß ungezählte Reichtümer vorhanden sind. Und wenn das Schreien und Toben des Tages verhallt, dann trägt einem der Wind auf einmal ein rastloses, dumpfes Dröhnen zu: Das hastige Stoßen und Schlagen der mächtigen Pochwerke, die im Tage über 30 000 Tonnen Erz zerkleinern.

Und im Abendlicht sieht man deutlich wie kleine schwarze Gestalten winzige Wägelchen auf die weißen Schutthalden hinaufschleppen und sie dort kippen, daß diese wachsen und ansteigen, bis schließlich die lebendigen Betriebe neben diesen toten weißen Wällen zu verschwinden scheinen.

3.

Ein derartiges industrielles Leben findet sich in Deutsch-Süd-West-Afrika einstweilen nicht. Es sind dort wohl Metallschätze vorhanden; sie berechtigen aber kaum zu der Annahme, daß ein zweites Johannesburg entstehen werde.

Bei Gibeon wird heute auf Diamanten geschürft; vielfach wird, allerdings nicht immer in ernsthafter Weise, nach allen Sorten von Erzen gesucht.

Einstweilen findet in Otjisongati ein Kleinbetrieb auf Kupfer statt, die Gorubmine bei Swakopmund wird ausgebeutet und einige alte Gruben werden wieder in Betrieb gesetzt. Das alles sind versprechende Anfänge, es sind aber Unternehmungen von kleinem Umfang.

Der einzige größere Betrieb, der bis jetzt vor sich geht, ist der Kupferbergbau der Otavi-Minen- und Eisenbahngesellschaft. Der Otavi-Gesellschaft gehören die Minen in Otavi, Klein-Otavi, Guchab und Tsumeb, im Bezirk Grootfontein. Sie hat zum Zweck der Erschließung dieser Gruben die 580 km lange Bahn von Swakopmund nach Tsumeb errichtet, wo die Kupfergewinnung bereits vor sich geht. Die South West Africa Co. hat im letzten Jahre Grootfontein durch eine 91 km lange Linie mit Otavi verbunden.

Angelehnt an einen Hügel, an dessen Fuße Erz durch Tagbau gewonnen wird, liegen Schmelzöfen, Aufbereitungsstätten usw., ihnen schließen sich in einigem Abstande ein paar Häuser an, die Wohnung des Direktors, des Arztes und das für Süd-West-Afrika ganz vorzüglich angelegte Spital der Gesellschaft. Vor dieser Reihe von Gebäuden breitet sich eine größtenteils schon von Buschwerk gelichtete Senkung aus, in der ein paar weitere Häuser stehen, die Polizeibaracke, die Post, die Messe für die Beamten. Auf der andern Seite der Mulde stehen ein paar einstöckige Stores, der eine der Damara- und Namaqualandgesellschaft gehörig, der andere der Kolonialgesellschaft; an sie reihen sich ein paar Eßbuden, und dann kommt das Gasthaus, das verhältnismäßig sehr gut geführte Hotel Tsumeb. Ein paar Schritte von dort führen uns in den tiefen Wald. Denn wir sind nicht länger in der Steppenlandschaft, wir sind in der großen Waldgegend des Nordens, wo das Holz so reichlich ist, daß die Gruben mit Holzkohle arbeiten sollen. Selbst die Sohle der Mulde, in der Tsumeb liegt, ist noch teilweise mit Gestrüpp bedeckt. Zwischen dem Buschwerk stehen kleine Holzhäuschen mit winzigen Fensterlöchern; allenfalls dem Häuschen eines Brückeneinnehmers vergleichbar. Dort wohnten die weißen Arbeiter der Gruben. Die Gesellschaft baut eben Baracken für sie, einstöckige Häuser mit großer Veranda; jedes Zimmer bildet eine selbständige Wohnung, in der je nachdem 1—2 Arbeiter — man rechnet ja wohl nur auf unverheiratete Leute — wohnen werden. Die Eingeborenen, meist Ovambos, sollen in großen Baracken kaserniert werden; man hofft sie dadurch leichter am Ausreißen hindern zu können. Einstweilen leben sie in Hütten, die sie aus Zweigen errichtet haben. Die Zahl der beschäftigten Eingeborenen wechselte im letzten Jahre zwischen 112—740. Sie werden von der Gesellschaft verköstigt und erhalten einen Lohn von 15—20 Mk. per Monat. Sie sind meist durch Vermittlung der Damara- und Namaqualandhandelsgesellschaft oder der in Ovamboland ansässigen Missionare angeworben worden; sie kommen nur für 3 Monate und sind schlechte Arbeiter, keinesfalls den kriegsgefangenen Hereros ebenbürtig. Die Zahl der weißen Arbeiter schwankte zwischen 96 und 17. Sie sind meist auf Kosten der Gesellschaft herausgebracht worden und werden von derselben nach Ablauf des Kontrakts wieder zurückbefördert. Die Vertragsdauer ist 3 Jahre, der Gehalt eines Schachtmeisters beträgt etwa 450 Mk. den Monat; der niedrigstgelohnte Weiße erhält 10 Mk. pro Tag. Die Leute werden von der Gesellschaft in Messen verköstigt, zu einem Preise von 3—4 Mk. Wer das nicht wünscht, kann in den Speisehäusern ein Abonnement zu 4 Mk. den Tag haben.

Wenn der Betrieb der gesamten Anlage in Gang sein wird, wird möglicherweise die Zahl der beschäftigten Weißen etwas anwachsen, aber selbst wenn das mögliche Maximum einer Förderung von 700 tns im Tage erreicht

würde, so wäre zu deren Bewältigung keine allzu große weiße Minenbevölkerung notwendig.

Tsumeb wird allem Anschein nach ein kleines Grubendorf bleiben, denn auch zur Ansiedlung von Kaufleuten und Händlern ist wenig Raum vorhanden. Die Gesellschaft hat einen Store errichtet, der alle Bedürfnisse ihrer Angestellten befriedigen kann. Weder das Hotel noch die Läden haben eine Schanklizenz, da man die Eingeborenen vor dem Alkohol schützen will. Die Gesellschaft allein verkauft alkoholische Getränke und zwar nur an ihre weißen Angestellten, da sie dann deren Verwendung kontrollieren kann. Der legitime wie der illegitime Handel ist also arg eingeschränkt. Mit der Einführung des Barackensystems für die Eingeborenen wird die Möglichkeit, Gewinn an denselben zu machen, noch weiter vermindert werden. Ein gleiches Ergebnis wird die Fertigstellung der Wohnungen für die Weißen zur Folge haben.

Der Holzpontok, den der Weiße heute bewohnt, ist kein angenehmer Aufenthalt; er ist in der Nacht eiskalt und glühend heiß am Tage. Das Hereroweib, das halb als Konkubine, halb als Aufwärterin fungiert, vermag ihn kaum besonders wohnlich zu machen. So geht man allenfalls in die Speisehäuser, und wenn diese auch nichts anderes verschenken dürfen als dünnes südwestafrikanisches Bier und die fürchterlichen Mineralwässer, die der Heimat unbekannte deutsche Quellen zum Besten unserer in den Kolonien befindlichen Landsleute sprudeln, so ists doch immer eine Gelegenheit, Geld springen zu lassen. Die Kaufkraft der Angestellten ist dabei nicht sonderlich groß, wenn man die Kosten für Verpflegung in der Messe abzieht. Auf der andern Seite sind die Unkosten eines Händlers sehr beträchtlich. Das Land gehört der Gesellschaft; ein Block 25×30 Meter im Geviert kostet Mk. 30 Monatsmiete; will der Mieter einen Store aufmachen, so muß er sogar Mk. 60 entrichten. Das Wasser wird aus dem 20 km entfernten Otjikotosee, — ein entzückender Einsturzsee — hergeleitet; der Weiße muß der Gesellschaft im Tag 50 Pfennig Wassergeld zahlen. Hält er Vieh, so kostet das Wasser für den Ochsen 30 Pf. im Tage, ein Gespann von 24 Ochsen also Mk. 7.

Es ist daher kaum wahrscheinlich, daß Tsumeb je die fieberhafte Atmosphäre einer Grubenstadt kennen lernen wird. Für ein schnelles Aufstreben zahlreicher Existenzen ist ja bei einem Unternehmen nicht Raum, dessen Betrieb sich auf wenige Gruben konzentriert und dessen Lebensdauer eine beschränkte ist.

Man soll daher auch nicht erwarten, daß die Erfolge der Otavigesellschaft, die man wohl erwarten darf, eine Umgestaltung des südwestafrikanischen Wirtschaftslebens bringen werden. Sie mögen den Absatz einiger Farmen heben, aber sie bedeuten nicht das Entstehen unbegrenzter aufnahmefähiger Märkte. Im letzten Jahre, wo der Betrieb allerdings erst aufgenommen wurde, verausgabte die Gesellschaft nur etwa Mk. 100 000 für Löhne. Da sie zudem in dem Grubenbezirke gutes Land im Umfang von 500 englischen Quadratmeilen besitzt, so wird sie auch ihre eigene Produktion zu entwickeln trachten. Ihr Viehbesitz steht nach dem letzten Berichte mit 200000 Mk. zu Buche, ihr Ackerbau mit 40000 Mk.

Trotzdem wäre es sehr verkehrt, die Bedeutung der Gruben des Bezirks Grootfontein für die Entwicklung des Schutzgebiets zu unterschätzen. Ohne diese Gruben wäre die Otavibahn mit ihren 580 km nicht gebaut worden, ebensowenig die Bahn von Otavi nach Grootfontein (91 km), die vor einiger Zeit eröffnet worden ist. Die 18 Millionen Mark, die auf den Bau der Otavi-Bahn verwendet worden sind, stellen das erste großzügige Unternehmen dar, das im Schutzgebiete zustande gekommen ist. In diesem Lande, wo jedermann

über die Untätigkeit der Privatgesellschaften sich erbost, ist die erste sachliche Leistung durch eine der befehdeten Gesellschaften erfolgt. Die Otavibahn hat hierdurch die fruchtbarsten Teile des Schutzgebiets erschlossen. Es sind Gebiete, in denen ein gewisses Maß von Ackerbau möglich ist, in denen Farmen von nur 3000 Hektaren Größe ihre Inhaber in behäbigem Wohlstand zu erhalten vermögen. Und hinter diesen bereits erschlossenen Bezirken liegt das Gebiet des Okavango, dessen landwirtschaftliche Entwicklungsmöglichkeiten recht bedeutend sein sollen.

Die Bahn als solche kann natürlich keinen Markt von Bedeutung schaffen, da die Voraussetzungen eines solchen einstweilen nicht vorhanden sind. Sie stellt aber eine Verbindung mit dem Weltmarkt her und ermöglicht durch erleichterte Einfuhr die billigere Einrichtung der Betriebe; wenn diese erst einmal zu Weltmarktspreisen minus Frachten produzieren können, wird sie ihnen den Anschluß an den Weltmarkt vermitteln. Sie erleichtert naturgemäß die Besiedlung der noch nicht vergebenen Farmen in ihrem ganzen Bereiche, aber weder Bahn noch Bergwerksbetriebe ermöglichen einstweilen eine Masseneinwanderung.

Kimberley und Johannesburg haben Süd-Afrika langsam umgestaltet; sie haben Industrien aufzuweisen, deren Art und Umfang einzig in der Welt sind. Ihr Einfluß auf das Land wird noch fühlbar sein, wenn das letzte Karat Diamanten aus der letzten Last blauen Grundes gewonnen sein wird und wenn der Witwatersrand nichts mehr ist als ein verlassenes Gewirre von Stollen und Gängen, ein Riesenklumpen Bienenwachs, dem aller Honig entnommen ist.

Sie haben aber Süd-Afrika nicht zu einem Einwanderungslande machen können. In der Grube fröhnen die Farbigen: auf 16763 Weiße am Witwatersrand zählt man 156850 Farbige. Der weiße Bergmann kommt nach Süd-Afrika, um ein Einkommen als Aufseher zu beziehen, und sich dann mit seinen Ersparnissen in die Heimat zurückzuziehen. Der Betrieb beruht mehr und mehr auf Eingeborenen, die aus allen Teilen von Süd-Afrika angeworben werden; von den Eingeborenen, die heute in Johannesburg beschäftigt sind, stammen 60% aus Portugiesisch-Süd-Afrika. Der Eingeborene ist teuer; sein Lohn allein ohne Verpflegung kommt auf über 2 Mk. im Tage zu stehen, aber er ist billiger als der Weiße. Wird das in den Grubenbetrieben in Süd-Westafrika anders sein? Sollten die dortigen Unternehmungen, deren Umfang gegenüber Kimberley und Johannesburg verschwindend ist und deren Kapitalkraft entsprechend kleiner ist, ausschließlich mit weißen Arbeitskräften wirtschaften können? Sollten sie imstande sein, Süd-West-Afrika zu einem Lande der Weißen zu machen, wo die eingeborenen Hilfskräfte ausgeschaltet sind und alle Arbeit von Weißen verrichtet wird? Eine Politik, die dieses erreichen will, findet heute manche Anhänger in Transvaal. Sie ist aber eingestandenermaßen nur möglich, wenn höhere Produktionskosten ohne Belang sind. Das mag vielleicht einmal bei den Goldgruben der Fall sein; die gesamten Produktionsbedingungen von Süd-West-Afrika sind kaum günstig genug, als daß sie die Durchführung einer derartigen Politik ermöglichten.

Rodion Raskolnikoff.*)

Von Dmitri Mereschkowski.

Die beiden gleichzeitigen und doch so verschiedenen Auseinandersetzungen des russischen Geistes mit Napoleon als der Verkörperung des westeuropäischen Geistes — gleichsam zwei Wiederholungen des Jahres 1812 — sind in der russischen Literatur: „Krieg und Frieden“ und „Rodion Raskolnikoff“.

Die erste Auseinandersetzung hat nicht mit einem Siege, sondern nur mit einer Religionsverdrehung geendet. Ob der russische Geist auch in der zweiten eine Niederlage erlitten hat oder nicht, das bleibe dahingestellt. Jedenfalls hat er hier gezeigt, daß er würdig ist, seine Kräfte mit einem solchen Gegner wie Napoleon zu messen, hier ist er dem Feinde entgegengetreten — Auge in Auge, wie es dem Kämpfer im Kampfe gebührt.

„Ich wollte ein Napoleon werden, darum erschlug ich. Ich stellte mir einmal die Frage: wie, wenn zum Beispiel an meiner Stelle Napoleon gewesen wäre und er weder Toulon noch Aegypten, noch einen Uebergang über den Mont Blanc gehabt hätte, um seine Laufbahn zu beginnen, sondern anstatt all dieser schönen und großartigen Dinge nur irgend ein lächerliches Weib, eine alte Registratorenwitwe, die er noch dazu hätte erschlagen müssen, um aus ihrem Kleiderkasten Geld stehlen zu können (für den Anfang seiner Laufbahn — du verstehst doch?). Nun also, würde er sich denn dazu entschlossen haben, wenn ein anderer Ausweg für ihn nicht möglich gewesen wäre? Hätte ihn das nicht abgestoßen, weil es doch gar zu wenig „großartig“ war und . . . Sünde wäre?“

Raskolnikoff begreift nur zu gut den Unterschied zwischen Napoleons „geglücktem“ und seinem eigenen „mißgeglückten“, den Unterschied in der „Form“ und in der Eigenschaft der geistigen Kraft. Er vergleicht sein Verbrechen mit den blutigen Heldentaten berühmter, gekrönter, historischer Verbrecher, doch Dunja, seine Schwester, protestiert gegen einen solchen Vergleich: „Aber das ist doch etwas ganz anderes, Bruder, das ist doch nie und nimmer dasselbe!“ — Da ruft er wie rasend aus: „Ah! Es ist nicht dieselbe Form! Es hat kein so ästhetisch schönes Aeußere! Ich aber verstehe wirklich nicht, warum eine regelrechte Schlacht mit Kanonenkugeln auf die Menschen feuern — eine ehrenwertere Form sein soll? Die Furcht vor der Aesthetik ist das erste Anzeichen der Kraftlosigkeit! — Napoleon, die Pyramiden, Waterloo — und eine hagere, häßliche Registratorenwitwe, eine alte Wucherin mit einem roten Koffer unter dem Bett, — nun, wie soll das selbst ein Porfirij Petrowitsch (Der Untersuchungsrichter) verdauen! . . .“

Wenn wir uns nun von der „Furcht vor der Aesthetik“ befreien, werden wir dann nicht zugeben, daß der erste, sagen wir, mathematische Ausgangspunkt der sittlichen Bewegung Napoleons und Raskolnikoffs ein und derselbe ist? Beide sind sie aus derselben Nichtigkeit hervorgegangen: der kleine Korsikaner, der auf die Straßen von Paris hinausgeworfen war, der Fremdling ohne Titel, ohne Herkunft, dieser Bonaparte — ist ganz ebenso ein unbekannter Vorübergehender, ein junger Mann. „der einmal in der Dämmerstunde aus seiner Dachkammer heraustrat“, wie der Student der Petersburger

---

*) Wir stellen aus Mereschkowskis Einleitung zu Dostojewskis großem Roman die Stellen zusammen, in denen der Verfasser sich mit den „Verwandten“ Rodion Raskolnikoffs beschäftigt. Wir benutzen die Gelegenheit, die Gesamtausgabe der Werke Dostojewskis, die bei Piper & Co. in München erscheint und die Einleitung Mereschkowskis unverkürzt bringen wird, den Lesern zu empfehlen.

Universität Rodion Raskolnikoff. „Er war auffallend schön, er hatte dunkle Augen und dunkelblondes Haar, war schlank und wohlgestaltet" — das ist alles, was wir zu Anfang der Tragödie von Raskolnikoff wissen und nur ein wenig mehr von Napoleon.

Die Revolution war ein ungeheurer politischer, schon in viel geringerem Maße sozialer, die Stände betreffender, und überhaupt kein moralischer Umsturz. „Du sollst nicht töten", „du sollst nicht stehlen", „du sollst nicht ehebrechen" — alles ist geblieben wie es war, wie es die Tafeln Mose vorschreiben; alles hat, ganz abgesehen von den äußeren kirchlichen und monarchischen Ueberlieferungen, seine innere sittliche Notwendigkeit vor dem Henker (Robespierre), ebenso wie vor dem Opfer (Louis XVI.) aufrecht erhalten. Trotz der „Göttin der Vernunft" war Robespierre ein ebensolcher „Deist" wie Voltaire, und trotz der Guillotine ein ebensolcher „Menschenfreund" wie Jean Jacques Rousseau. Man muß seinen Nächsten lieben, man muß sich für seine Nächsten opfern — dem widersprach kein einziger, weder die Henker, noch die Opfer. Hierbei vollzog sich keinerlei Umwertung der sittlichen Werte.

Am allerwenigsten dachte an die Rechte der Menschenpersönlichkeit, an die Umwertung aller sittlichen Werte Napoleon, als er die Läufe der Touloner Kanonen auf den revolutionären Volkshaufen richten ließ, um, nach dem Ausdruck Raskolnikoffs, „mit Kanonenkugeln auf Schuldige und Unschuldige zu feuern, ohne sie auch nur eines Wortes der Erklärung zu würdigen." Und darauf folgt eine ganze Reihe ganz ebenso geglückter Verbrechen. „Ich erriet damals", sagt Raskolnikoff, „daß Macht nur dem gegeben wird, der es wagt, sich zu bücken und sie zu nehmen. Hierbei ist ja nur eines, nur eines erforderlich: man muß nur wagen, nur erkühnen muß man sich! . . . Es stand plötzlich sonnenklar vor mir, wie denn noch kein einziger bis jetzt gewagt hat und nicht wagt, wenn er an diesem ganzen Blödsinn vorübergeht, einfach alles am Schwanz zu nehmen und zum Teufel zu schleudern! Ich wollte mich dazu erkühnen!" Dem Bewußtsein Napoleons zeigte sich dasselbe natürlich nicht „sonnenklar": nur aus dem dunklen, uranfänglichen Instinkt der sich empörenden Persönlichkeit heraus „wollte er sich erkühnen."

Napoleon hat den Brand der großen Revolution nicht gelöscht, er hat nur den Feuerfunken derselben aus dem äußeren, politischen, weniger gefährlichen Gebiet in das innere, sittliche, um soviel mehr explosionsfähige geworfen. Er wußte selbst nicht, was er tat, ahnte selbst nicht, „wes Geistes er war"; aber mit seinem ganzen Leben, durch sein Beispiel, durch die Größe seines Glücks und die Größe seines Unterganges hat er die tiefsten Grundfesten der ganzen christlichen und vorchristlichen Sittlichkeit erschüttert: ohne seinen Willen, gegen seinen Willen hat er die „Umwertung aller Werte" begonnen, hat er noch nie dagewesene Zweifel an die Uroffenbarungen des Menschengewissens erweckt, hat er — wenn auch mit halbverschlafenen Augen — in das „Jenseits von Gut und Böse" geblickt, und hat er auch anderen erlaubt und andere gezwungen, dorthin zu blicken. Das aber, was der Mensch dort erblickt hat, das kann er nie mehr vergessen. Die alte politische „Große" Revolution erscheint uns trotz all ihrer äußeren blutigen Greuel, vollkommen unverletzend und ungefährlich, fast gutmütig und klein wie ein Kinderspiel, fast wie Schülerunart, im Vergleich zu diesem kaum sehbaren, kaum hörbaren innerlichen Umsturz, der sich noch bis auf den heutigen Tag nicht vollzogen hat und dessen Folgen wir unmöglich voraussehen können.

Ein ganzes Jahrhundert angestrengten philosophischen und religiösen

Denkens Europas hat es bedurft — von Goethes „Prometheus" bis zu Nietzsches „Antichrist" —, um den ewigen Sinn der napoleonischen Tragödie als universalhistorischer Erscheinung zu erfassen: der Wille der Selbstbejahung, der „Wille zur Macht", der dem Willen zur Selbstverleugnung, zur Selbstvernichtung entgegengesetzt ist; die Empörung gegen die alte, gegen die neue, gegen jede gesellschaftliche Einrichtung, jeden „gesellschaftlichen Verband", gegen alle „beengenden Fesseln der Zivilisation", nach dem Ausdruck Napoleons, den er gleichsam von dem Urahn der Anarchisten, Jean Jacques Rousseau, entlehnt hat; die Empörung gegen die Menschheit (Kain), gegen Gott (Lucifer), gegen Christus (der Antichrist-Nietzsche): das sind die emporführenden Stufen dieser neuen sittlichen Revolution.

Am auffallendsten ist die aufrichtige oder vorgetäuschte Ruhe, die Selbstbeherrschung, mit der Raskolnikoff seine Lehre wie irgend ein abstraktes mathematisches Axiom auseinandersetzt. Ein Mensch spricht von Menschlichem, als wäre er selbst kein Mensch, sondern ein Wesen aus einer anderen Welt, oder wie ein Naturforscher von einem Ameisenhaufen oder Bienenstock spricht. Er untersucht nicht das, was sein sollte, sondern das, was ist, nicht Gewünschtes, sondern Vorhandenes. Als gäbe es zwischen der sittlichen und der religiösen Welt überhaupt keine Verbindung, als gäbe es zwischen dem Gedanken an das Wohl der Menschen und dem Gedanken an Gott keinerlei Beziehung, als hätte es diesen Gedanken an Gott überhaupt nie im Menschengewissen gegeben. Aber man muß Raskolnikoff Gerechtigkeit widerfahren lassen: seit Machiavelli hat kein einziger von sittlichen und politischen Fragen, die doch die größten Leidenschaften erregen, mit einer solchen Leidenschaftslosigkeit gesprochen. Und selbst die Sprache der Petersburger Nihilisten erinnert durch ihre schneidende Schärfe, Kälte und Klarheit der Dialektik, die „scharf wie ein Rasiermesser" ist, an die Sprache des Sekretärs der florentinischen Republik.

Nur ein einziges Wort zum Schluß des Gespräches fällt aus dieser zynischen Leidenschaftslosigkeit heraus und enthüllt zu gleicher Zeit unter den abstrakten Gedanken eine noch viel größere Tiefe, als selbst Raskolnikoff es ahnt.

„Nun, aber die wahrhaft Genialen", unterbricht Rasumichin halb ärgerlich, „diese, denen das Recht zu morden gegeben ist — die müssen dann also überhaupt nicht leiden, auch nicht einmal für vergossenes Blut?"

„Wozu hier das Wort ‚müssen'?" entgegnet Raskolnikoff. „Hier gibt es weder Erlaubnis noch Verbot. Mögen sie doch leiden, wenn ihnen das Opfer leid tut ... Leiden und Schmerz sind stets mit umfassender Erkenntnis und einem tiefen Herzen verbunden. Ich glaube, die wahrhaft großen Menschen müssen in der Welt eine tiefe Schwermut empfinden", fügte er plötzlich wie in Gedanken versunken hinzu, so daß es sogar aus dem Ton der Unterhaltung herausfiel. —

Auch auf dem Gesichte desjenigen, dem Raskolnikoff nachahmt, auch auf dem sonderbar unbeweglichen Gesichte Napoleons, in seinen Augen, die scheinbar „in die Ferne, oder auf einen einzigen fernliegenden Punkt gerichtet sind", finden wir den Stempel dieser tiefen Schwermut, dieser großen Trauer, — kein Anzeichen von Reue oder Gewissensbissen, oder Leiden, sondern gerade nur von schwermütiger Trauer: als hätte er das erblickt, was Menschenaugen nicht sehen sollten, irgend ein letztes Geheimnis der Welt vielleicht, und seit der Zeit verläßt dieser Schatten sein Antlitz nicht mehr, selbst nicht im blendendsten Lichte des Ruhmes und Glückes.

Ja, dieses sonderbare Wort ist, „nicht im Tone der Unterhaltung" ge-

sagt: es mag ihm gleichsam aus Versehen entschlüpft sein. Es ist ein jenseitiges, fast religiöses Wort. Denn, wenn in den Fragen von Gut und Böse alles so mathematisch klar und einfach ist, wenn das sittliche Gesetz nur das Gesetz der „Natur", der natürlichen Notwendigkeit, der inneren Mechanik ist — worüber trauert er dann, woher kommt dann dieser Schatten, vielleicht nicht aus der göttlichen, aber jedenfalls auch nicht der menschlichen Welt? Hat Raskolnikoff sich nicht versprochen, verraten? Verrät uns nicht dieses eine Wort, daß seine ganze wissenschaftliche Leidenschaftslosigkeit nur Aeußerlichkeit, nur Membran ist — übrigens ganz so wie auch die Leidenschaftslosigkeit Machiavellis, der das Geheimnis seines „tiefen Herzens" ahnungslos aufdeckt, sobald er nur auf die Zukunft Italiens zu sprechen kommt? Es scheint, daß bei beiden unter der Leidenschaftslosigkeit eine große Leidenschaft loht . . . wie ein „Feuertrank in einem Becher von Eiskristall".

Machiavellis „Principe", Raskolnikoffs „Herrscher", Nietzsches „Uebermensch" — das sind wieder die emporführenden Stufen, die Stufen eines besonderen, nicht ins Vergangene, sondern ins Zukünftige gerichteten, zerstörend schöpferischen, zügellos aufrührerischen Aristokratismus, der aufrührerischer als jegliche Demokratie ist, — eines Aristokratismus, der in der Politik wie in der Sittlichkeit allen Wiedergeburten, die sich bis jetzt vollzogen haben, eigen ist.

Nicht umsonst hat Nietzsche, der seine Einsamkeit in der Weltliteratur fast krankhaft empfand und ihr solchen Wert beilegte, Nietzsche, der so anspruchsvoll war im Anerkennen von Verwandten oder Bundesgenossen, nicht umsonst hat er unter seinen wenigen Vorgängern Machiavelli und Dostojewski nebeneinandergestellt: „diesen tiefen Menschen, den einzigen Psychologen, bei dem ich etwas zu lernen hatte".

Ein Stück Frauenarbeit — Frauenhilfe.

Von Pauline Gräfin von Montgelas.

Seitdem die Heimarbeitausstellung in Berlin ein so anschauliches Bild von der Arbeit und den Arbeitsverhältnissen vieler tausend deutscher Männer, Frauen und Kinder gegeben hat, ist das Wesen der Heimarbeit auch jenen bekannt geworden, die bisher nicht gewohnt waren in die dunklen Tiefen des Elends zu blicken. Der poetische Zauber, den romantische Vorstellungen um die Arbeit im Heim gewoben, ist verflossen; an seine Stelle wurde die harte Wirklichkeit in klaren Umrissen gezeichnet. „Ein froher Familienkreis im traulichen Stübchen" so dachte man sich wohl die Heimarbeit; statt dessen sehen wir elende Behausungen, in denen blasse abgehärmte Gestalten von frühester Morgenstunde bis in die tiefe Nacht hinein unausgesetzt arbeiten, oft um den kärglichsten Lohn! In die düsteren Winkel der Räume dringen die Wohltaten des Kinderschutzgesetzes nicht ein, um den müden, hungernden Kleinen die langen, langen Arbeitsstunden zu kürzen und die geraubte Nachtruhe zu ersetzen.

Ueber alle Gauen des deutschen Vaterlandes erstreckt sich die Heimarbeit. Sie hat sich eingenistet in den entferntesten Gebirgstälern und wird ausgeübt im Strudel der Großstädte. Ihre Erzeugnisse bedecken den heimischen Markt oder gehen über das weite Meer in ferne Weltteile.

Wie stark sie in unserem engeren Vaterlande verbreitet ist, berichtet die Denkschrift über die Heimarbeit in Bayern, die als Anhang der Jahresberichte der kgl. bayer. Fabrik- und Gewerbe-Inspektoren für 1906 gedruckt ist. Der Bericht zählt 46616 Heimarbeiter; 27565, das ist mehr als die Hälfte, sind Frauen. Ein Stück Frauenarbeit liegt in diesen Zahlen; Frauenarbeit, die sich auf alle Arten industrieller Erzeugnisse erstreckt; Frauenarbeit, die — wie immer, so auch hier — niedriger gewertet und schlechter entlohnt wird.

Blechspielwaren und Bleifiguren; Nadeln, Christbaumschmuck, Bleistifte, Textilerzeugnisse, Stickereien und Klöpplereien, Zigarren, Konfektion, Strohhüte, Schuhwaren und Handschuhe, künstliche Blumen und anderes mehr; Erzeugnisse, bei deren Herstellung die Frauen ausschließlich oder als Mitarbeiterinnen ihrer Männer beschäftigt sind. Und unter welchen Bedingungen vollzieht sich dieses Stück Frauenarbeit, das einen Teil der Bedürfnisse anderer Frauen deckt! Da finden wir Stundenlöhne von 20—30 Pfg. und von 15—20 Pfg., aber auch solche von 8, 6, 4, von 3, ja 2½ Pfg. — Tageslöhne von 1.80—2 Mk. bei 9—10stündiger, von 2.80 Mk. bei 10—11stündiger Arbeitszeit neben solchen von 1—2 Mk. bei 16stündiger Arbeit; von 70 Pfg. bis 1 Mk. und von 40—60 Pfg. bei 12—14stündiger, von 30—40 Pfg. bei 12—15stündiger Arbeit! Diese nackten Zahlen des amtlichen Berichtes geben ein erschreckendes Bild von den armseligen Existenzbedingungen, mit denen ein Teil der Frauenwelt zu kämpfen hat; von den Entbehrungen und Sorgen, unter denen hunderte und tausende von Müttern unseres Volkes zusammen-

brechen; denn für viele bedeutet der armselige Lohn den einzigen Lebensunterhalt für sich und die Ihrigen! Sie müssen arbeiten in fiebernder Angst, müssen arbeiten bis zur Erschöpfung der Lebenskraft, arbeiten Tag ein, Tag aus und halbe Nächte hindurch, in der gleichen, einförmigen, stumpfmachenden, mechanischen Weise, um den kranken, erwerbsunfähigen Mann dem Tode abzuringen, um den Kindern das bißchen Brot und die Kartoffeln zu erkämpfen, um den Mietzins aus den täglich erworbenen Pfennigen herauszuwinden.

In diesen traurigen Zahlen liegt der Vorwurf, daß in der sozialen Fürsorge unserer Zeit jene vergessen werden, die mit ihrem Herzblut für uns arbeiten, die Aermsten der Armen, die auch ihren Teil leisten an der großen nationalen Produktion.

Führwahr eine eindringliche Mahnung ist ergangen, daß geholfen werden muß, wenn nicht deutsche Lebenskraft in engen Mansarden an Ueberanstrengung und Unterernährung zu Grunde gehen soll.

Auf wen richtet sich nun der flehende Blick all der hinsiechenden Frauen, deren Erwerbsverhältnisse durch die Klarheit wissenschaftlicher Arbeit bekannt geworden sind? Wie kann hier geholfen werden? Ist die Heimarbeit überhaupt lebensfähig oder gibt es nur ein Ziel, alle hausgewerbliche Tätigkeit in Fabrikarbeit umzuwandeln? Kann das geschehen, und was wird dann aus all den Frauen, die verdienen müssen, und doch durch häusliche Pflichten an ihr Heim gebunden sind? Sollen auch sie in die Fabrik gehen und ihre Kinder fremden Händen überlassen, soll eine noch weitere Lockerung des Familienlebens stattfinden?

Die Novelle zur Gewerbeordnung und der Gesetzentwurf über die Errichtung von Arbeitskammern bilden den Rahmen für Verordnungen und Einrichtungen, die geeignet wären, den schreiendsten Mißständen abzuhelfen und die Heimarbeit zu einem gleichberechtigten Glied des gewerblichen Organismus emporzuheben. Kontrolle der Heimarbeit durch Listenführung und Lohnbücher, obligatorische Einführung der Kranken-, Invaliden- und Unfallsversicherung, Ausdehnung der Gewerbeinspektion auf die Werkstätten der Heimarbeiter; vor allem aber Tarifverträge, um auf friedlichem Wege mit den Verlegern einen der Arbeit entsprechenden Lohn festzusetzen.

Es gibt aber noch andere Hilfsmittel, die in den Händen jener liegen, zu deren Nutzen so viele Männer, Frauen und Kinder in der Heimarbeit sich abmühen; die „Konsumenten" sollten endlich erkennen, daß sie Pflichten haben gegenüber den Heimarbeitern. — An die Frauen in erster Linie ergeht diese Forderung, denn in den meisten Fällen obliegt ihnen die Sorge um die Einkäufe des Hauses; sie sind es, die den Konsum aller Gebrauchswaren des täglichen Lebens regeln. Als Hausfrauen und als Konsumentinnen ist ihnen daher eine große Macht übertragen, die vielen zum Segen oder zum Schaden werden kann.

Ihre Augen müssen scharf werden, um an den eingekauften Gegen-

ständen die Tränen zu erkennen, die geflossen, das Lebensblut, das sie gekostet! Hat einmal der Verstand erkannt, dann weitet sich das Herz zum großen sozialen Mitleid, das fähig ist, Opfer zu bringen, und auf den Einkauf von Waren verzichtet, denen der Stempel elendesten Lohnes aufgedrückt ist. Es ist ja nicht einmal eine Ersparnis, um billigen Preis schlechte Ware zu erwerben, die nach kürzester Zeit als unbrauchbar beiseite gelegt wird. Kleine Eitelkeiten müssen überwunden werden, wenn es gilt, zu verzichten auf Modeartikel, die wohlfeil nicht hergestellt werden können! Und noch eines! Der größte Nachteil der Heimarbeit ist ihr Saisoncharakter, der es mit sich bringt, daß während eines Teiles des Jahres mit Hochdruck gearbeitet wird, worauf dann während Wochen und Monaten lange Arbeitslosigkeit herrscht. Auch hier können die Frauen helfen, indem sie die kleine Unannehmlichkeit auf sich nehmen, und rechtzeitig, ja vorzeitig ihre Bestellungen machen, um so Arbeit zu schaffen, die Lebensunterhalt vieler bedeutet. Ueber bleiche Mütter, die für sie nähen und sticken, über arme Kinder, die mit ihren kleinen Händchen Spielwaren für ihre Lieblinge herstellen, in enge Dachstuben und dumpfe Kellerwohnungen und in entlegene, niedrige Dorfhütten würden Sonnenstrahlen hereinbrechen, die Gesundheit geben und Frohsinn wecken!

Nach vollem, ganzem Erfassen der Wirklichkeit sehnt sich die Frau der neuen Zeit. Der Dämmerschein eines ästhetischen Scheinlebens kann ihr nicht mehr genügen; möge sie hineinblicken in die Tiefen der Menschheit, wo die Lebensschicksale ihrer Schwestern sich entscheiden. Hier strecken sich ihr Hände entgegen, die ihre Hand zu ergreifen suchen, um hinaufgezogen zu werden aus Elend und Not und schweigendem Leide zu menschenwürdigem Dasein!

Kirchenpolitische Briefe.

II.

Der Modernismus in Deutschland.

Als man einst den Kardinal Richelieu bat, den Abbé Saint-Cyran, der in der Bastille saß, freizulassen, erwiderte er: „Wissen Sie auch, von wem Sie sprechen? Der Mann ist gefährlicher als sechs Armeen!"

So gibt es wohl auch heute noch Leute, die glauben, es lohne sich nicht, vom Modernismus zu sprechen, und meinen, es handle sich hiebei doch nur um leeres Theologengezänk. Auch Leo X. urteilte einst so, als Luther auftrat; und sieh da, — eine Welt stand in Flammen!

Viel ernster und mit tiefster Unruhe betrachtet Pius X. die Lage, wenn er alle Blitze aus seiner reichausgestalteten Rüstkammer holt, um sie wider die Modernisten zu schleudern. Und ein katholischer Schriftsteller sieht im Modernismus einen geschichtlichen Vorgang, dessen Größe nicht zu ermessen ist. „Soweit unsere Geschichte reicht", schreibt er,[1] „und wir vermuten können, hat sich noch nichts Gewaltigeres vollzogen und, man darf es sagen, solange vielleicht die Geschichte der Menschheit noch dauern wird, kann sich nichts gewaltigeres mehr vollziehen, als jetzt in Erscheinung tritt, da wir die römische Kirche, die Erbin der Cäsaren, dem Falle sich nähern sehen. Denn mögen auch noch ungeahnte Entdeckungen den Kreis des menschlichen Erkennens und Vermögens erweitern, es werden doch nur Taten einer selbstherrlichen Menschheit sein, die im freien Spiel der Kräfte alles wagen und erreichen will. Keine Tat der Befreiung wird mehr geschehen können, welche einen ähnlichen Druck zu lösen hätte, nie mehr wird eine so eigenartige Spannung der Geister einen Kampf begleiten können, ja man wird nie mehr zu ahnen vermögen, wie Gewaltiges da eigentlich vorgegangen ist."

Man mag dieses Urteil übertrieben finden.[2] Wer aber die weltgeschichtliche und weltumspannende Größe des Katholizismus zu würdigen weiß und im Modernismus den Beginn einer Zersetzung dieser riesigen Weltmacht schaut, der wird erkennen, daß er eine furchtbare Gefahr für den Katholizismus bildet, diese einzige Macht, die festzustehen schien, wo alles andere wankte.

Vielfach behauptet und gerne glaubt man es, es gebe in Deutschland keinen Modernismus. Es ist etwas Wahres daran; aber in dieser Allgemeinheit ist der Satz entschieden unrichtig, man könnte im Gegenteile mit Fug Deutschland als die Hochburg, als den Herd und Ausgangspunkt der ganzen modernistischen Gedankenwelt bezeichnen. Denn wie man den

---

[1]) Armin Krok, Das freie Wort, 8. Jahrg. 1. Heft S. 9.

[2]) Aehnlich urteilen aber auch französische Katholiken; auch sie halten den Modernismus für eine Krisis, die den größten der Kirchengeschichte gleichkommt. Vgl. Lendemains de l'Encyclique p. 32.

Modernismus auch fassen mag, ob man nun seine philosophische, theologische oder kirchenpolitische Seite in den Vordergrund rückt, immer wird man entdecken, daß er mit starken Wurzeln in deutscher Erde haftet. Nirgends erfuhr die scholastische Philosophie einen so furchtbaren unverwindlichen Stoß, als überall dort, wo die deutsche Philosophie, wo Kant, wo Hegel, wo Schelling und Schleiermacher Boden gewann; auch die von der Enzyklika als Agnostizismus und Immanentismus gebrandmarkte französische Philosophie eines Blondel, Laberthonniere, Le Roy u. a. hat der deutschen Philosophie ihr Bestes zu danken. Daß man sich dem unwiderstehlichen Zauber der modernen Philosophie am allerwenigsten in deutschen Landen zu entziehen vermochte, liegt auf der Hand. Mit heller Begeisterung ward ja die kantische Philosophie gerade in den katholischen süddeutschen Gegenden aufgenommen; aber auch Schelling und Hegel hatten unter katholischen Theologen nicht wenige Anhänger. Selbst Gelehrte, welche die allzu kühne deutsche Philosophie bekämpften oder sie mit der alten, scholastischen aussöhnen wollten, zeigten sich von den Ideen der Denker, die sie überwinden wollten, so sehr beherrscht und durchdrungen, daß sie Roms Zensuren herausforderten oder nur mit Mühe vermieden; es sei nur an so achtunggebietende Namen wie Franz Baader, Hermes, Günther, Martin Deutinger, Frohschammer, Johannes Huber, W. Rosenkranz, Franz Brentano, H. Haid erinnert.

Einer Aussöhnung der scholastischen Geisteswelt mit den unverlierbaren Errungenschaften der neuesten Zeit galt auch das Lebenswerk unseres edlen Hermann Schell. Wie wohl kaum ein anderer katholischer Theologe war er in den entlegensten Gedankengängen der modernen Philosophie heimisch. Nicht a priori verdammen wollte er sie, sondern ihren Wahrheitskern herausschälen und dem Katholizismus dienstbar machen, ihre Bedenken und Einwände gewissenhaft prüfend, ihre Vorgänge schonungslos aufdeckend. In ihm pulsierte und zitterte, rang, litt und stritt das philosophische Denken der Neuzeit. Noch ehe der Modernismus modern war, vertrat er seine hehrsten Ideale, wenn er sich auch mit der einschneidendsten Seite desselben, der bibelkritischen, nie zu befreunden vermochte. Daß er ein durch und durch modern gerichteter Theologe war, das war und blieb sein größtes Verbrechen in den Augen der streng kirchlichen Pharisäer und Schriftgelehrten, obschon er durchaus kein prinzipieller Gegner der Scholastik war und aus seiner aufrichtigen Bewunderung für das großartige System des Aquinaten niemals ein Hehl machte. Um seiner beiden Reformschriften willen: „Der Katholizismus als Prinzip des Fortschritts“ (1897) und „Die neue Zeit und der alte Glaube“ (1898), die seinen Namen zuerst weit über Deutschlands Grenzen hinaus bekannt und populär machten, um seiner fortschrittlichen Gedanken, nicht um seiner theologischen Sondermeinungen willen ward er in

Rom angeklagt und verdammt[1]); die Sturmglocken wider Schell läuteten die Verfolgung des Modernismus ein. Im ersten kirchenpolitischen Briefe wurden die Erlasse Pius X. wider den Modernismus verzeichnet. Wie man sich auch zu ihnen stellen mag, — sie alle bieten eine Seite dar, von der man sie verstehen, ja bis zu einem Grade sogar rechtfertigen kann. Aber unbegreiflich und unverzeihlich ist und bleibt des Papstes unglückseliges Schreiben an den polenstämmischen Deutschenfresser Commer, den aus Berlin gebürtigen Wiener Dogmatiker, der dem lebenden Schell, seinem alten Freunde, nach eigenem Geständnis so viel zu danken hatte,[2]) dem wehrlosen Toten aber in einem niedrigen Pamphlete[3]) rohe Fußtritte versetzte; nicht leicht hat je etwas dem Prestige des Papsttums selbst in den Augen bestgesinnter Katholiken so schwer geschadet, als dies päpstliche Schreiben vom 14. Juni 1907, das das Andenken eines um die Kirche hochverdienten Mannes verunglimpfte, um ein sittlich minderwertiges Buch mit Lobsprüchen auszuzeichnen.[4]) Von den Tagen seiner berühmten Fortschrittsschriften an hatte Schell keine Ruhe mehr; er wurde von seinen Gegnern unablässig verfolgt und verdächtigt, ja zur größeren Ehre Gottes buchstäblich zu Tode gehetzt: konstatierte doch sein Hausarzt in öffentlicher Gerichtsverhandlung, die unaufhörlichen Aufregungen, denen Schell in seinen letzten Jahren ausgesetzt war, seien Schuld an seinem jähen Tode gewesen. Selbst unter dem Rasen hatte er keine Ruhe. Haßerfüllte Hyänentheologen wühlten in seinem Grabe und suchten sein Andenken zu beschimpfen; aber die giftigen Pfeile, die sie abschnellten, prallten an dem lauteren Charakter des Mannes ab, der im Tode von sich sagen konnte:

Ich falle unbesiegt,
Und nicht gebrochen sind meine Waffen, —
Nur das Herz brach!

Die heimischen und auswärtigen Feinde Schells wußten sehr wohl, was sie taten, als sie ihn und sein Lebenswerk stürzten. Sie wollten die einzige Stätte in deutschen Gauen verwüsten, da ein anderer als scholastisch-jesuitischer Geist zu Worte kam, und eine neue, vielverheißende, deutsche Theologen-Schule emporzublühen begann. Sonst überall war in den katholisch-theologischen Lehranstalten die scholastische Philosophie zu alleiniger und unbestrittener Herrschaft gelangt. Es war und ist hier, als hätte es nie einen Kant und eine deutsche Philosophie gegeben, die man im Auslande, in Frankreich, in Italien, in England, so fleißig studiert. Die dickscholastischen Lehrbücher von Stöckl, Hagemann, Lehmen feierten

---

[1]) Vgl. die vorzügliche Schrift von Dr. K. Hennemann „Widerrufe Hermann Schells?“ S. 81; „XX. Jahrhundert“ 1908 Nr. 12 S. 137.

[2]) Vgl. das vernichtende Schriftchen von Dr. K. Hennemann, Ernst Commers Briefe an Hermann Schell, 1907.

[3]) E. Commer, Hermann Schell und der fortschrittliche Katholizismus, 1907.

[4]) Bei Michelitsch, Der neue Syllabus[2] S. 26 ff.

ihre Triumphe. Schon sind auch sie nicht mehr scholastisch genug. Der Kardinal von Köln führte, wie im Falle Schrörs bekannt wurde[1]), in seinem Bonner Konvikt das lateinisch geschriebene Lehrbuch eines italienischen Dominikaners Lottini ein; erst jetzt glaubte er die philosophische Orthodoxie gerettet zu haben und ruhig schlafen zu können. Ruhig und ohne einen Widerspruch befürchten zu müssen, dürfen wir von einem beklagenswerten Tiefstand der philosophischen Studien an den katholisch-theologischen Lehranstalten Deutschlands sprechen. Da kann überall von einem Modernismus, soweit wenigstens seine philosophische Seite in Frage kommt, keine Rede sein!

Was aber dem Modernismus sein charakteristisches Gepräge aufdrückt und ihn zum Inbegriff aller Häresien, zum Gifte aller Gifte macht, das ist die Bibelkritik und die Dogmengeschichte. Und gerade diese schneidigsten aller Waffen sind in Deutschland geschmiedet worden. Wohl ist der Vater der Bibelkritik, Richard Simon († 1712), der geniale, seiner Zeit weit vorauseilende Mann, Franzose; aber ihre volle Ausbildung und sorgsamste Pflege erlangte sie erst durch deutsche Gelehrte. Deutsche Theologen waren es, die fast anderthalb Jahrhunderte lang mit einem Aufgebote höchsten Scharfsinnes, eisernen Fleißes und unverdrossener Geduld an der Lösung einer der wichtigsten und verwickeltsten Fragen der ganzen Geschichtsforschung, an der Evangelien- und Lebenjesufrage arbeiteten, und wenn auch der positive Ertrag dieser unermeßlichen Arbeit nicht in allweg der aufgewandten riesigen Mühe entsprach, so gelangte man doch zu Erkenntnissen, die der Wissenschaft nicht mehr verloren gehen und von niemanden, der sich in diesen Dingen ein Urteil erlauben will, ungestraft außer acht gelassen werden. Wohl wurden Mißgriffe gemacht, grobe Fehler begangen. Indem man bohrte und grub, mußte man so manches auf die Seite räumen, was Unzähligen seit Jahrhunderten lieb und teuer war; manches hätte wohl auch behutsamer angefaßt, mit größerer Schonung angerührt werden können. So erregten gerade die Bahnbrecher peinlichsten Anstoß: Reimarus, der verwegene Zweifler, D. Fr. Strauß, der unerbittliche, viel verkannte Kritiker, dem sein Landsmann Th. Ziegler soeben das längst verdiente herrliche literarische Denkmal setzt. Aber es wurde doch nicht bloß abgebrochen und niedergerissen, sondern auch bedächtig aufgebaut. Um von den älteren, Neander, Hase, Schleiermacher und der Tübinger Schule mit ihrem scharfsinnigen Haupte, dem großen F. Chr. Baur, zu geschweigen, sei nur an die unvergänglichen Verdienste erinnert, die sich H. J. Holtzmann, der Meister der exegetisch-neutestamentlichen Wissenschaft, erworben hat, und Gelehrte von Weltruf, Harnack, Wellhausen, B. Weiß, Pfleiderer, Jülicher, Bousset,

[1]) Vgl. H. Schrörs, Kirche und Wissenschaft, 1907 S. 115 f. — Früher war und noch heute ist in Deutschland viel verbreitet das Lehrbuch des Jesuiten Liberatore, Institutiones philosophiae.

J. Weiß, Wernle, Wrede trugen das Ihrige redlich dazu bei, um dem Leben und Lehren Jesu, soweit es geschichtlich überhaupt noch erreichbar ist, so nahe als möglich zu kommen.

An den unverwelklichen Lorbeeren, welche sich die protestantische Theologie Deutschlands im 19. Jahrhundert um diese fundamentalste Frage des Christentums erwarb, hat die deutsche katholische Theologie so gut wie gar keinen Anteil. Nicht als ob es ihr an tüchtigen Exegeten gefehlt hätte; Allioli, Hug, Aberle, Bisping, Haneberg, Schegg, Schanz, Loch und Reischl sind Namen, die auch im akatholischen Lager mit Ehren genannt werden. Aber in den großen, alles entscheidenden Fragen kam ihnen keine führende Rolle zu.[1]) Nur wie aus der Vogelperspektive sahen sie den furchtbaren Kämpfen zu, die im Bereiche der protestantischen Forschung um die Grundlagen des Christentums entbrannt waren, und wie von einem Schauer des Entsetzens geschüttelt über die schrecklichen Verheerungen, die hier in der Hitze des Gefechtes angerichtet worden waren, schlichen sie mit schlotternden Knien an den gefährlichen biblischen Schlachtfeldern vorbei und versteckten sich hinter die vermeintlich uneinnehmbaren Festungswälle ihres kirchlich-dogmatischen Lehrsystems, von dem aus sie ihre harmlosen Blitze wider die pulvergeschwärzten Kämpen schleuderten, die auf dem offenen Felde freier wissenschaftlicher Forschung stritten und bluteten. Die biblischen Kommentare katholischer Exegeten, Bisping und Schanz etwa ausgenommen, weisen fast durchwegs den süßlich-salbungsvollen Ton der landläufigen Predigt- und Betrachtungsbücher auf, manche sind geradezu auf homiletische und asketische Zwecke angelegt, wie die einschlägigen Werke von Fonck, Belser, A. Schäfer, Hoberg, Pölzl u. a.; und bei den katholischen Lebenjesuwerken tritt dieser Charakter erst recht hervor, denken wir nur an Grimm, Schegg, Le Camus und Didon. Macht sich je einmal ein katholischer Theolog an eine streng wissenschaftliche, exegetische Arbeit, so darf man wetten, daß es entweder eine unverfängliche textkritische oder eine ebenso ungefährliche literarische Aufgabe ist. Daß unter solchen Umständen von einem ebenbürtigen Wettstreit der katholischen deutschen Exegeten mit ihren protestantischen Kollegen keine Rede sein kann, liegt auf der Hand;[2]) und diese unleugbare Inferiorität der katholischen Exegese ist umsoweniger verwunderlich, als die Schrifterklärung der einzigartigen Stellung der Bibel im Protestantismus gemäß im Organismus des protestantischen Studienbetriebs eine Stellung einnimmt, mit der sich die bescheidene Rolle, die der Exegese in katholischen Schulen zugestanden wird, entfernt nicht messen kann.

Nicht besser steht es mit der Dogmengeschichte. So beliebt sie sicht-

[1]) Der vorwiegend apologetische Charakter der exegetischen Arbeiten eines Aberle, Hug wird katholischerseits offen anerkannt; vgl. Kirchenlexikon² I, 63; VI, 340.

[2]) Dieses Urteil bleibt bestehen trotz der neuestens erscheinenden „Biblischen Zeitfragen“ von Nikel-Rohr, die durchaus im apologetischen Gewässer plätschern.

lich im Lager des Modernismus ist — wir verweisen auf den breiten Raum, den sie im Programm der italienischen Modernisten und bei Loisy einnimmt — so verdächtig, ja direkt verhaßt ist sie der römischen Kurie und Orthodoxie. Wagt sie es doch, mit pietätloser Hand, ein neuer Cham, die dichten Schleier zu lüften, die den oft, ach! so menschlichen Ursprung so mancher von der Kirche als göttliche Offenbarung verkündeten Lehren verschwiegen den Blicken verhüllt hatten. Die Dogmengeschichte, die in der Vergangenheit wühlt und die kirchliche Ueberlieferung nicht unbesehen annehmen, sondern erst von Fall zu Fall prüfen will, ist eine ganz unkatholische Wissenschaft, und der Kirche umso unsympathischer, als sie in dem ihr so verhaßten Aufklärungszeitalter geboren ist und überdies noch von Eltern abstammt, die bei der römischen Orthodoxie im schlimmsten Rufe stehen: von Deutschen und Protestanten. Samuel Gottlieb Lange war es, der die erste ausführliche Geschichte der Dogmen in Angriff nahm (1796); W. Münscher lieferte in 4 Bänden das erste Handbuch (1797—1809), dem er bald darauf das erste kürzer gefaßte Lehrbuch folgen ließ (1811). Und nicht nur ihre Entstehung, auch ihre ganze weitere Ausbildung hat die Dogmengeschichte den deutschen Protestanten zu danken. Ausgezeichnete Gelehrte, wie, um nur die Spitzen zu nennen, Neander, F. Chr. Baur, Thomasius, Seeberg und Loofs, haben sie großgezogen, Harnack aber hat sie zu einer Höhe der Vollendung emporgehoben, die wohl auf lange hinaus nicht überboten wird. Was haben nun die deutschen Katholiken diesen glänzenden dogmengeschichtlichen Leistungen der Protestanten an die Seite zu stellen? Nichts! Der deutsche Katholizismus hat nicht ein einziges, die gesamte Dogmengeschichte umfassendes, bedeutendes Werk hervorgebracht. Zwar hat J. Schwane eine umfangreiche Dogmengeschichte geschrieben, die sich durch Fülle des Materials, lichtvolle Darstellung und übersichtliche Anordnung auszeichnet; leider ist sie nicht als wirkliche Dogmengeschichte, sondern nur als geschichtliche Dogmatik anzusprechen, und nicht der Historiker, sondern der Dogmatiker hat hier den Griffel geführt. Ob dieser auffallende Mangel an zusammenfassenden katholischen dogmengeschichtlichen Werken, dem eine überraschende Menge kirchengeschichtlicher Lehrbücher gegenübersteht, auf bloßem Zufall beruht? Und dieser Mangel springt umsomehr in die Augen, wenn man die Fülle dogmengeschichtlicher Monographien betrachtet, die die deutschen Katholiken aufzuweisen haben. Freilich dienen auch diese Einzeluntersuchungen zum guten Teil nur dogmatischen und apologetischen Zwecken; aber es fehlt doch auch nicht an wirklich gediegenen, historisch-wissenschaftlichen Arbeiten. Nur daß diese letzteren durch ebenso tüchtige protestantische Leistungen wieder wettgemacht werden, so daß der Protestantismus vor dem Katholizismus seine ganze reiche und bedeutende Literatur an Lehr- und Handbüchern der Dogmengeschichte voraus hat und die katholische Inferiorität auch hier wieder augenfällig hervortritt.

Allerdings fällt sie nicht dem deutschen Katholizismus allein zur Last; aber eben deshalb, weil sie nicht bloß dem deutschen, sondern dem Katholizismus überhaupt zum Vorwurf gereicht, ist sie um so bemerkenswerter; denn auch die romanischen Völker können sich einer vollständigen, auf der Höhe wissenschaftlicher Forschungen stehenden Dogmengeschichte nicht rühmen. Aber schon zeigen sich in Frankreich verheißungsvolle Anläufe, um diese Scharte auszuwetzen. Tixeront legte jüngst eine Histoire des Dogmes (1905) vor, deren bis jetzt allein erschienener erster Teil die vornizänische Theologie behandelt und als eine treffliche Leistung zu bezeichnen ist, die das Erscheinen der weiteren Bände und den Abschluß des ganzen Werkes mit Freude begrüßen läßt. Durch eine Reihe gründlicher dogmengeschichtlicher Untersuchungen, zuletzt noch durch seine vorzügliche Histoire de la Théologie Positive ragt J. Türmel hervor, ebenso verdient Duchesne schon um der dogmengeschichtlichen Partien seiner großangelegten Histoire ancienne de l'Église (1907) willen, Batiffol ob seiner gediegenen, vom hl. Stuhl sehr übel vermerkten Études d'Histoire et de Théologie Positive (1905/6) alle Anerkennung, und das gleiche Lob gebührt dem die Anfänge des Christentums mit seltener Unbefangenheit aufrollenden Manuel d'Histoire Ancienne du Christianisme (1906) von Guignebert, der soeben auch eine lesenswerte Abhandlung über Modernisme et tradition catholique en France in der Grande Revue (1907) veröffentlicht. Auch an guten Monographien ist in Frankreich kein Mangel; wir nennen nur, ohne natürlich den geringsten Anspruch auf Vollständigkeit erheben zu wollen, Guillaume Herzog mit seiner aufsehenerregenden Schrift „La sainte Vierge dans l'histoire (1908), Rivière, Le Dogme de la Rédemption (1905); Dupin, Le Dogme de la Trinité dans les premiers siècles. Eine bei deutschen Katholiken ungewohnte Weite des Blickes bekunden die lehrreichen religionsgeschichtlichen Schriften von Saintyves: Les Saints successeurs des Dieux (1907) und: Les Vierges-Mères et les Naissances miraculeuses (1905), Bücher, die von symptomatischer Bedeutung sind, weil sie die so notwendige und unaufhaltsame Ausweitung der Dogmengeschichte in die Religionsgeschichte nun auch schon in katholischen Kreisen anbahnen. Jedenfalls ist soviel gewiß, daß die französischen Katholiken die deutschen im Bereiche der dogmen- und religionsgeschichtlichen Forschung bereits überflügelt haben.

Und noch vielmehr ist dies auf bibelkritisch-exegetischem Gebiete der Fall. Ein ehemaliger katholischer Theolog war es, der das Leben Jesu verfaßte, das sich mit dem bestrickenden Reiz seiner Sprache und dem duftigen Schmelz seiner landschaftlichen Schilderungen den Eingang nicht bloß in die Stuben der zünftigen Gelehrten, sondern auch in die vornehmen Salons der eleganten Welt eroberte. Ernst Renan stand auf den Schultern eines Strauß; er kannte und beherrschte die Evangelien- und Lebenjesuforschung der Protestanten nicht bloß, er bewunderte sie un-

verhohlen und hatte auch für ein in orthodoxen Kreisen so verrufenes Buch, wie es das Leben Jesu von Strauß war, Worte warmer Anerkennung. Allerdings schien dann Renans Beispiel die französischen Theologen auf Jahrzehnte hinein vor weiterer Beschäftigung mit der deutschen Evangelienkritik abgeschreckt zu haben, bis der französische Abbé auf den Plan trat, der an geschichtlichem Sinn und philologischer Gelehrsamkeit, an kritischer Begabung und unbestechlicher Wahrheitsliebe unter den katholischen Theologen Frankreichs nicht bloß, sondern der Gegenwart nicht seinesgleichen hat, Alfred Loisy. Mit staunenswerter Spannkraft und Ausdauer hat er fast schon eine eigene Bibliothek gründlicher Schriften über die wichtigsten Fragen des alten und neuen Testaments geschaffen, von seinen zahllosen Abhandlungen und Besprechungen in verschiedenen Zeitschriften gar nicht zu reden; seine letzten und größten Werke, die nahezu 3000 Seiten umfassenden Kommentare zu den Evangelien, stellen nach dem Urteile des kompetentesten protestantischen Fachgelehrten[1]) „ein Meisterwerk allerersten Rangs" dar. Loisy steht nun aber durchaus auf dem Boden der deutschen Bibelkritik, die er aufs beste kennt und verwertet; man darf sogar sagen, daß er eine Art höherer Mission erfüllte, indem er die Ergebnisse der deutsch-protestantischen Bibelforschung nach Frankreich übertrug und erst hiedurch nicht bloß den Franzosen, sondern auch den Italienern erschloß. Nun erst wurde die katholische Welt und allmählich sogar ein guter Teil der deutschen Katholiken staunend gewahr, daß es eine höchst bedeutsame deutsche Theologie gebe, die dann in und mit Loisy freilich sofort die tiefste Entrüstung der Orthodoxie und die ernste Besorgnis des hl. Stuhles erweckte. Was unausbleiblich war, kam. Loisys Bücher wurden verdammt, er selbst mit dem großen Kirchenbanne belegt. Aber diese schwerste Zensur, weit entfernt, wie ehedem, zu entehren, gereicht ihm in den Augen der wissenschaftlichen Welt nur zur Empfehlung und Auszeichnung, wie „ein unsichtbar anhängender Orden, der höchste, den der römische Stuhl zu vergeben hat."[2]) Und Loisy war durchaus nicht der Einzige, der die Wichtigkeit der deutschen exegetischen Literatur würdigte. So setzte sich Batiffol mit ihr in seinen „Six leçons sur les Evangiles" (1897) wie in seiner Schrift über „L'Enseignement de Jésus" (1905) auseinander; auch der Dominikaner P. Lagrange, schon durch Gründung einer exegetischen Schule[3]) in Jerusalem um die Bibelforschung hochverdient, schenkte den von der protestantischen Theologie aufgeworfenen Problemen die größte Beachtung und ging bei ihrer Lösung soweit, daß er es nur seinem Ordenskleide zu danken hatte, wenn er der römischen

---

[1]) H. J. Holtzmann, Prot. Monatshefte 1908 S. 64.

[2]) Holtzmann a. a. O. S. 50.

[3]) Sie gibt die treffliche „Revue biblique internationale" heraus, die zugleich das Organ der päpstlichen Bibelkommission bildet.

Zensur noch mit knapper Not entrann![1]) Das sind nur die bekanntesten und hervorragendsten Gelehrten; für die frühere, namentlich durch Mgr. D'Hulst angeregte bibelkritische Bewegung in Frankreich, die dann bekanntlich zur Bulle Providentissimus Deus führte, müssen wir auf Houtin verweisen.[2])

Und schon ringen mit den Franzosen die Italiener um die Palme. Als der gelehrteste Bibelkenner, den Italien gegenwärtig besitzt, ist wohl Mgr. Fracassini zu bezeichnen, Direktor des Klerikalseminars in Perugia, von Leo XIII. hochgeschätzt und in die Bibelkommission berufen, von Pius X. um seiner wissenschaftlichen Richtung willen abgesetzt, ein Gelehrter, der in seinem glänzenden Aufsatz: „La Critica dei Vangeli nel secolo XIX"[3]) eine staunenswerte Vertrautheit mit der deutschen protestantischen Evangelienkritik an den Tag legte, um die nicht wenige katholische deutsche Theologen ihn mit Fug beneiden dürften. In vorderster Reihe unter den italienischen Exegeten steht auch Salvatore Minocci, der ausgezeichnete Orientalist, Uebersetzer der Genesis, der Psalmen und des Isaias, Gründer und Herausgeber der um die Weckung und Verbreitung wissenschaftlichen Sinnes und Lebens unter dem italienischen Klerus hochverdienten Studi religiosi, die auch im katholischen Deutschland nicht ihres gleichen hatten und „die ahnungslose Seele vieler Priester zum erstenmale mit deutscher Kritik, mit der spiritualistischen französischen Apologetik und mit den besten Strömungen des englischen Katholizismus bekannt machten",[4]) und darum von Pius X. selbstverständlich unterdrückt wurden. Ernster Bibelkritik huldigten ferner der junge Genueser Federici und der treffliche Orientalist Mari. Der Barnabit Alexander Ghignoni erwarb sich nicht bloß mit seiner Geschichte der altchristlichen Kunst, sondern noch mehr mit seinen homiletischen Vorträgen über die Evangelien einen Namen, in welchen er echt modernistisch auf die wahre Lehre Jesu zurückgriff, mit packenden Nutzanwendungen auf den Geist des Pharisäismus und der Scheinheiligkeit, der Welt und Kirche auch noch heute beherrscht: Vorträge, die in Rom das größte Aufsehen erregten und vom Vatikan natürlich verboten wurden.[5]) Noch berühmter ist sein

---

[1]) Wer sich einen Begriff von der schamlosen Hetze bilden will, wie sie gegen Lagrange von frommer kirchlicher Seite unternommen wurde, der lese z. B. den Aufsatz „Il Criterio della nuova esegesi biblica" in der von den Jesuiten herausgegebenen Zeitschrift „Le Armonie della Fede" 1908 p. 16 ff.

[2]) La Question biblique chez les Catholiques de France au XIX siècle (1902).

[3]) Veröffentlicht im ersten Jahrgang der Studi religiosi.

[4]) Vgl. Lettere di un prete modernista S. 101 f.

[5]) Lettere di un prete modernista S. 108 f. — Volle Anerkennung gebührt auch dem Missionär vom hl. Herzen P. Joh. Genocchi, früher Lehrer der hl. Schrift am römischen Seminar, aber von Leo XIII. abgesetzt, weil er einer zu freien Richtung huldigte, Veranstalter einer in mehr als 300 000 Exemplaren verbreiteten guten italienischen Uebersetzung der Evangelien. Vgl. Houtin, La question bibl. au XX. siècle p. 209, 222.

ebenso gelehrter als beredter Ordensgenosse Johann Semeria, der es meisterhaft verstand, die Ergebnisse der modernen philosophischen Spekulation wie der urchristlichen Forschung in zündenden Vorträgen, aber auch in geistvollen Werken zum Gemeingut weitester Kreise zu machen; wir nennen nur: Venticinque anni di storia del cristianesimo nascente (1900); Dogma, Geracchia e Culto nella chiesa primitiva (1902); Il primo sangue Cristiano, 2 ed. (1907); Il pensiero di S. Paolo nella lettera ai Romani (1903); La Messa nella sua storia e nei suoi simboli, 2. ed.; Scienza e fede (1903). Der Missionär vom hl. Herzen Jesu, Bonaccorsi, gründete in Rom mit dem Imprimatur Lepidis, des Magister sacri Palatii, die mit Recht angesehene und weit verbreitete Rivista storico-critica delle scienze teologiche; voll unerschütterlicher Zuversicht auf die sieghafte Macht der historischen Kritik nahm er mit seltenem Scharfsinn wichtige biblische Probleme, wie das des Pentateuchs und der synoptischen Evangelien, in Angriff, sah sich aber, wie vorauszusagen war, nur zu bald genötigt, die Leitung seiner Rivista niederzulegen, die nun E. Buonaiuti übernahm, Professor der Kirchengeschichte am römischen Seminar,[1]) Verfasser einer auch in protestantischen Kreisen geschätzten Geschichte des Gnostizismus. Das sind nur einige der geläufigsten Namen, die leicht vermehrt werden könnten, aber genügen, um uns die geistige Rührigkeit und Strebsamkeit der vielfach so verschrienen italienischen Geistlichkeit im besten Lichte erscheinen zu lassen. Mit leidenschaftlichem Ungestüm stürzt sich wie in Frankreich, so in Italien alles, was im jungen Klerus an Talent und wissenschaftlichem Interesse vorhanden ist, auf die großen, durch Loisys, Fracassinis und Minocchis Maßregelung erst recht populär und brennend gewordenen Tagesfragen; der italienische Klerus vollbringt wahre Wunder der Sparsamkeit, um sich bei seiner elenden wirtschaftlichen Lage wenigstens die wichtigsten fortschrittlichen Schriften kaufen zu können, und die modernistischen Führer entfalten einen selbst durch die Rücksicht auf eine glänzende kirchliche Laufbahn nicht zu brechenden Idealismus und Heroismus, der auf unsere Bewunderung vollen Anspruch hat.

So macht sich denn allenthalben in französischen und italienischen Landen ein wissenschaftlicher Aufschwung bemerkbar, der unsere rückhaltlose Anerkennung verdient und uns deutsche Katholiken aufs tiefste beschämt. Eitles Beginnen, verschweigen zu wollen, was nicht mehr zu leugnen ist: Die deutsche katholische Theologie steht nicht etwa nur hinter der einheimischen protestantischen, sondern nachgerade schon hinter der ausländischen, sicher hinter der französischen, weit zurück. Mag der deutsche Klerus dem romanischen seiner Durchschnittsbildung nach im allgemeinen über-

[1]) Buonaiuti, gefeierter akademischer Lehrer, wurde im Oktober 1907 seines Professorats enthoben.

legen sein; seine Rückständigkeit offenbart sich sofort, wenn man ihn mit dem französischen nach der dreifachen Richtung der biblischen, historischen und philosophischen Wissenschaft vergleicht. „Wo haben wir in Deutschland einen Aufschwung in den biblischen Studien, der sich mit dem von Loisy, von Lagrange oder auch nur von Vigouroux herbeigeführten messen und vergleichen ließe? Die Arbeiten eines Cornely, eines Hummelauer, eines Knabenbauer, eines Fonck, — vier Jesuiten — der „Biblischen Studien"[1]), der „Biblischen Zeitschrift"[2]), halten keinen Vergleich aus; sie bringen nur aufgewärmten Kohl, oder sie sind, wie die Schriften von Euringer und Hoberg, zwar wackere bestkritische Arbeiten, aber wahrlich nicht imstande, eine Förderung dessen darzustellen, was man den Fortschritt der biblischen Frage nennt. Wenn wir im Bereiche der Kirchen- und besonders der Dogmengeschichte in Frankreich den unvergleichlichen Duchesne, einen Türmel, einen Tixeront, einen Batiffol und nicht wenige andere haben, so kann man sich in Deutschland auf Namen wie Merkle, Ehrhard, Bardenhewer, Koch berufen; aber vom Standpunkte der innersten wissenschaftlichen Entwicklung aus tragen ihre Werke doch nur den Charakter von Materialiensammlungen sekundärer Bedeutung, und was Ehrhard betrifft, so hat er noch immer sein Werk über den Katholizismus im XX. Jahrhundert[3]) abzubüßen, worin er, wenn auch sehr vorsichtig, den Finger auf die Wunde zu legen wagte. Und auf dem philosophischen Gebiete, — wo hat man in Deutschland eine Zeitschrift, die den Annales de Philosophie Chrétienne oder der Revue de Philosophie gleichkäme? Wo Männer wie einen Laberthonnière, einen Blondel, einen La Roy oder einen Kardinal Mercier mit der stattlichen Schar der Löwener Neuthomisten?[4]) Schell freilich, den armen Schell, — den hatten sie, die Deutschen."

„Die Rückständigkeit des deutschen Klerus erscheint aber in noch viel schlimmerem Lichte, wenn wir erwägen, daß er sich in so viel besseren Verhältnissen befindet, als der lateinische Klerus, und zwar aus zwei Gründen: 1. Weil der Staat die Priester zwingt, sich die zeitgenössische Kultur ihrer Gesamtheit nach anzueignen und Prüfungen und Promotionen von ihnen verlangt, während man bei den Lateinern unter der Zustimmung oder bei der Gleichgültigkeit des Staates mit einer besonderen, von der der

[1]) Herausgegeben von O. Bardenhewer-München.

[2]) Herausgegeben von J. Göttsberger-München und J. Sickenberger-Breslau.

[3]) „Der Katholizismus und das XX. Jahrhundert im Lichte der kirchlichen Entwicklung der Neuzeit" (1902).

[4]) „Wer unsere Behauptung übertrieben fände, der lese aufmerksam den Artikel über die internationale Lage der kath. Theologie von A. Ehrhard in der Internat. Wochenschrift vom 1. Juni 1907, wäre es auch nur in der gedrängten Uebersetzung des Demain vom 7. Juli 1907." Anm. des Verfassers.

Universitäten verschiedenen Bildung zum Priestertume gelangt; 2. weil der deutsche Klerus die anfänglichen Schwierigkeiten nicht zu überwinden braucht, mit denen die Lateiner zu kämpfen haben, um sich den unermeßlichen Behelf zu nutzen machen zu können, den die Arbeiten und Forschungen der Protestanten für die Erkenntnis des Wahren in allen wissenschaftlichen Fragen zu gewähren vermögen. Jeder von uns weiß, wenn er aufrichtig sein will, von welchem Nutzen die deutsche Wissenschaft, auch die protestantische und rationalistische, in unseren biblischen, geschichtlichen und philosophischen Arbeiten ist; und wir wissen, wie schwer die deutsche Sprache zu erlernen ist und wie viele Jahre es braucht, um sich mit ihr vertraut zu machen. Warum ignoriert nun der deutsche Klerus oder tut doch, als ignoriere er diese gegnerische Literatur, die für uns von so großem Nutzen ist? Wie ist es möglich, daß die wissenschaftliche Leistung des deutschen Klerus angesichts so vieler materieller Förderungen jeder Art, die den Theologiestudierenden zu Gebote stehen, angesichts so vieler, wenigstens im Verhältnisse zu unseren Seminarien reich ausgestatteter und den katholischen Geistlichen vorbehaltener Lehrstühle an den Universitäten, unseren Leistungen nachsteht, die wir doch nur wenige, spärlich gesäte Arbeiter sind und unter so vielen gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Schwierigkeiten zu leiden haben? Auf eine geringere Rassenbegabung läßt sich diese Tatsache nicht zurückführen, da die Deutschen, — ein reiner, noch heute wie schon zu Tacitus Zeiten sich selbst gleicher Stamm — in anderen Gebieten eine so große Genialität und Gedankenschwung, eine so reiche Originalität und Fruchtbarkeit an kritischer Methode bekunden. Ebensowenig läßt sich ein solcher wissenschaftlicher Niedergang dem Katholizismus als solchem, so wie er vom deutschen Volke erfaßt und gelebt wird, zur Last legen; die Religion, in der ein Friedrich Schlegel und ein Winkelmann ihre Geistesruhe gefunden haben; die Religion, die den Genius eines Möhler und Görres belebt hat, ist imstande, die Wunder, die sie vor kaum einem halben Jahrhundert gewirkt, auch heute noch hervorzubringen."

Dieses vernichtende Urteil über den unleugbaren Tiefstand der deutschen katholischen Theologie stammt nicht etwa von übelwollender protestantischer Seite. [1]) Es ist vielmehr das Urteil eines katholischen, mit unseren deutschen Verhältnissen seit langen Jahren wohl vertrauten Theologen, des schon oben erwähnten berühmten Orientalisten Salvatore Minocchi. [2]) Und er steht nicht allein. Joseph Prezzolini, „der italienische Spezialist in Modernismus", schließt sich ihm an. „In Deutschland, sagt er, [3]) ist die

[1]) Wird aber von nicht übelwollender protestantischer Seite bestätigt; so von H. Holtzmann, Prot. Monatshefte 1908 S. 45.

[2]) In seinem vorzüglichen Aufsatze: „La Crisi odierna del Cattolicismo in Germania" im letzten Hefte der „Studi religiosi" 1907 fasc. V, VI; auch als eigene Schrift erschienen.

[3]) In seiner neuesten Schrift: „Cos' è il Modernismo? (Milano, Treves 1908) p. 84 f.: „In Germania il movimento d'evasione è assai minore, e parallelamente

Abfallbewegung viel geringer, und parallel damit der Modernismus weniger verbreitet und weniger heftig. Kein origineller Geist, ganz im Gegenteil ... Schon die Umwelt ist wenig günstig. Die katholischen Deutschen, (die als Deutsche und Professoren die historische Methode gut kennen sollten), sind absolut im Rückstande nicht nur den Protestanten, sondern sogar manchen Katholiken in Italien gegenüber."

Aehnlich spricht sich Don Romolo Murri aus[1]) und einer der hervorragendsten deutschen katholischen Theologen der Gegenwart, Albert Ehrhard, ist ehrlich genug, zu schreiben:[2]) „Es muß sogar zugestanden werden, daß die katholische Theologie Frankreichs diejenige Deutschlands in der Gegenwart überflügelt hat. Neben ihren zahlreichen Organen und Zeitschriften (L'Université catholique, Revue de l'Institut catholique de Paris, Revue des facultés catholiques de l'Ouest, Bulletin de littérature ecclésiastique publié par l'institut catholique de Toulouse, Revue biblique internationale, Revue d'histoire et de littérature religieuses, Revue de l'orient chrétien, É'chos de l'orient, Revue du clergé français, Annales de philosophie chrétienne, Revue catholique des églises, Revue pratique d'apologétique u. a.) nehmen sich die unsrigen ziemlich mager aus. Ihre theologischen Sammelwerke: Bibliothèque de l'enseignement de l'histoire ecclésiastique publiée sous la direction de P. Batiffol, Bibliothèque de théologie historique, Études d'histoire des dogmes et d'ancienne littérature ecclésiastique, Patrologia orientalis, Nouvelle collection d'études bibliques publiée sous la direction du R. P. Lagrange, Bibliothèque de l'enseignement scripturaire, Documents pour l'étude de la bible publiés sous la direction de F. Martin, Études de philosophie et de critique religieuse, La Pensée chrétienne (textes et études), Les Saints, Science et religion (mehr als 400 Hefte)[3]) u. a. übertreffen unsere Sammlungen theologischer Lehrbücher und Fachstudien um ein bedeutendes, nicht bloß der Zahl, sondern auch vielfach der Qualität nach, und ihre Mitarbeiter nehmen beherzter als wir Stellung zu den neuen Problemen."

---

il Modernismo è meno sparso e meno acuto. Nessuna mente originale, anzi tutto . . . Gia l'ambiente è poco favorevole. I Cattolici tedeschi (che in quanto tedeschi e in quanto professori dovrebbero conoscere bene il metodo storico) sono assolutamente in ritardo non solo ai protestanti, ma persino a certi cattolici in Italia."

[1]) In seiner auf päpstlichen Wink inzwischen eingegangenen trefflichen Rivista di Cultura (1907, Nr. 19, 1. Okt. p. 262) sagt er: „I Cattolici tedeschi ... si erano un poco, in questi ultimi tempi, addormentati intellettualmente ed hanno parecchio cammino da fare."

[2]) Vgl. seinen höchst beachtenswerten Aufsatz „Die internationale Lage der katholischen Theologie" in der Internationalen Wochenschrift 1907 Nr. 8 und 9.

[3]) Dabei fehlen noch bedeutende Enzyklopädien und große Nachschlagwerke, wie Dictionnaire de Théologie Catholique, Dictionnaire d'Archéologie Chrétienne, Dictionnaire de la Bible u. a.

Die letztere Tatsache ist die betrübendste. Handelte es sich nur um einige Zeitschriften und gelehrte Werke, die die katholische deutsche Theologie weniger aufzuweisen hätte, als die französische, so würde der Vorsprung, den die französische Theologie gewonnen hat, zwar immerhin beträchtlich, aber schließlich erträglich sein. Leider liegt aber die Sache viel schlimmer. Es sind innere Schwächezustände bedenklichster Art, an welchen die deutsche Theologie krankt; Ehrhard bezeichnet sie als „innere Hemmungen" und führt als solche mit dem scharfen Blicke des erfahrenen Fachmannes auf: „hyperkonservative Geistesrichtung, Angst vor jeder neuen Problemstellung oder gar neuem Lösungsversuch, Mangel an Interesse für die streng wissenschaftlichen Arbeiten und Leistungen der katholischen Theologie in den breiteren Schichten des katholischen Seelsorgsklerus selbst und ähnliche Erscheinungen. Darin liegt zum großen Teil die Erklärung dafür, daß die katholische Theologie sich so wenig und, wenn sie es tut, so zurückhaltend beteiligt an der Diskussion über die brennenden theologischen Probleme, die in wachsender Zahl und zunehmender Aktualität von den protestantischen Kollegen aufgeworfen und mit bewunderungswürdigem Fleiße und voller Hingabe verhandelt werden."[1])

Wie ist nun diese tief beklagenswerte, dem Ansehen des deutschen Namens im Auslande so abträgliche Tatsache zu erklären? Minocchi leitet sie aus den eigenartigen kirchenpolitischen Verhältnissen des deutschen Katholizismus ab. „Die kirchlichen Behörden überließen dem Zentrum die Leitung des deutschen katholischen Volkes, und erklärten sich bereit, die Maßnahmen des Zentrums auch ihrerseits gutzuheißen und zu befolgen, unter der Bedingung jedoch, daß an den wissenschaftlich-dogmatischen Grundlagen des traditionellen Katholizismus, wie ihn uns das scholastische Mittelalter systematisch ausgebaut überlieferte, nicht gerüttelt werde."[2]) Und diese Erklärung hat sehr viel für sich.[3]) Der deutsche katholische

[1]) a. a. O. Sp. 238. — Noch bedauerlicher ist der Umstand, daß man im katholischen Deutschland meist gar kein Gefühl für diese Rückständigkeit hat. Man tröstet sich mit politischen Erfolgen, mit der Görres- und Leogesellschaft und mit einigen Worten der Anerkennung, die katholischen Leistungen von protestantischen Theologen gespendet werden, und gibt sich nun dem beseligenden Glauben hin, es sei alles in schönster Ordnung, — ein Glaube, der nach allem doch nur als blinder Köhlerglaube erscheint.

[2]) a. a. O. S. 78.

[3]) Ihr pflichtet auch Dr. Albert Schäffler bei, der in seiner Besprechung Minocchis im XX. Jahrhundert (1908 Nr. 10 S. 114) sagt: „Was ist aus dem Ruhme der deutschen katholischen Theologie, die noch in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, da Möhler, Görres, Deutinger, Döllinger, Haneberg hellleuchtenden Gestirnen gleich an unseren Hochschulen strahlten, so verheißungsvoll emporblühte, geworden? Am Zentrum und an dem vom Zentrum gehegten Ultramontanismus ist sie elendiglich zugrunde gegangen! Oder ist es ein Zufall, daß es, als jene großen katholischen Gelehrten blühten, noch kein Zentrum gab, und daß, seitdem das Zentrum herrscht, die deutsche katholische Gelehrsamkeit erstorben ist?"

Ebenso urteilt Prezzolini a. a. O. S. 85: „Il Centro, à detta di tutti, è,

Klerus, — es ist nicht zu bestreiten — geht im politischen Leben, in der Arbeit für das Zentrum, in dem Grade auf, daß ihm für die Wissenschaft an Zeit, Kraft und Lust nur wenig mehr übrig bleibt. Und es ist ebenso wahr, daß der deutsche Klerus vor dem französischen und italienischen eine ungeheure politische und soziale Arbeitsleistung voraus hat. Der unerschütterliche Bestand des trotzigen Zentrumsturmes, und die Tausende und Abertausende, über das ganze Reich, die größten Städte wie die kleinsten Flecken hin zerstreuten, vortrefflich organisierten Vereine und Vereinchen beweisen es. Erwägt man überdies, daß die Seelsorge in Deutschland viel angelegentlicher und intensiver betrieben, und daß namentlich dem Schulwesen und dem Religionsunterricht eine den Romanen ganz unbekannte, nach Tiefe wie Umfang von Jahr zu Jahr noch immer steigende Aufmerksamkeit gewidmet wird, so wird man ohne weiteres begreifen, daß ähnlich wie in Amerika auch in Deutschland hinter so respektablen praktischen die mehr wissenschaftlich-theoretischen Leistungen naturgemäß zurückstehen müssen. Das erklärt viel, aber nicht alles. Deutschland besitzt eine ganze Menge philosophisch-theologischer Lehranstalten mit einer so stattlichen Schar wissenschaftlich geschulter Kräfte, daß man zu höheren Erwartungen allerdings umsomehr berechtigt ist, als man von den Theologieprofessoren doch nicht durchweg behaupten kann, sie seien durch politische Verpflichtungen von wissenschaftlichen Bestrebungen abgehalten; wenigstens sollten sie sich nicht abhalten lassen. Hier muß also der Grund tiefer liegen.

Renan spricht einmal vom Segen schlechter Schulen, die den Geist, eben weil sie ihn nicht sättigen, zu eigenem Suchen und Grübeln drängen. Er hatte es am eigenen Leibe erlebt und zahlreiche Stimmen bezeugen es laut[1]), daß die romanischen Theologenschulen den Anforderungen keineswegs genügen, die an wissenschaftliche Bildungsanstalten nun einmal gestellt werden, daß namentlich die Dogmatik alle anderen Unterrichtsfächer überwuchert und auf Unkosten der letzteren an Hypertrophie leidet. Diese Ueberspannung zieht nun aber naturgemäß einen Umschlag ins Gegenteil nur zu leicht nach sich.[2]) Ein wahrer Heißhunger nach den so schmerz-

---

con le sue preoccupazioni politiche, una zavorra alla intelligenza dei cattolici, i quali, per dieci posti al parlamento e per un relatore di più nei bilanci, darebbero venti scienziati e cento rianimatori morali."

[1]) Vgl. besonders Saintyves, La reforme intellectuelle du Clergé (1904), Ehrhard a. a. O. S. 235 ff.

[2]) Das war der Entwicklungsgang eines Renan, eines Tyrrel, eines Loisy, die alle von der Scholastik herkamen. „Tutti i giovani ecclesiastici di qualche capacità si sono accorti presto o tardi del colossale inganno di cui erano stati vittime, con la loro educazione scolastica." Lettere di un prete modernista (Roma 1908) S. 52. Siehe auch Loisy, Quelques Lettres (1908) S. 181. Auch Murri und Minocchi in Italien sind Jesuitenschüler.

lich entbehrten historischen, kritischen und exegetischen Studien stellt sich wenigstens bei begabteren Zöglingen ein, und je eindringlicher vor den rationalistischen und protestantischen Theologen gewarnt wird, umsomehr wächst mit dem Verbote das Verlangen, sie selbst kennen zu lernen. Dagegen ist dem allzu einseitigen Betrieb der Dogmatik auf unseren deutschen theologischen Schulen ein heilsames Gegengewicht in den exegetischen und historischen Fächern geschaffen, die hier besser gepflegt werden, als in den romanischen Ländern. Ueberdies hat der Protestantismus für uns Deutsche nicht den Reiz der Neuheit wie für die Romanen, im Gegenteil obwaltet als Ueberrest des früheren wilden Glaubenshasses noch immer eine Art latenten Kriegszustandes, der den Protestanten und gar den protestantischen Theologen als den geschworenen und geborenen Erbfeind des katholischen Glaubens erscheinen und eine unbefangene Würdigung protestantisch-theologischer Leistungen nur schwer aufkommen läßt. Was den katholischen vom protestantischen Theologen scheidet, ist überdies die wesentliche Verschiedenheit der wissenschaftlichen Arbeits- und Betrachtungsweise. Der protestantische Theologe, auf die hl. Schrift als einzige Glaubensquelle angewiesen, pflegt vor allem die exegetischen Fächer, die hohe Anforderungen an eine gründliche philologische, kritisch-historische Vor- und Ausbildung stellen, während die spekulativ-systematischen Fächer mehr in den Hintergrund treten. Der katholische Theologe hat es viel leichter; er braucht den göttlichen Offenbarungsinhalt der hl. Bücher nicht erst wie sein protestantischer Kollege mühsam zu erheben, sondern nimmt ihn aus dem Munde des unfehlbaren kirchlichen Lehramtes fix und fertig entgegen. Für ihn steht daher die Kirchenlehre, das Dogma, in der Dogmatik zum wissenschaftlichen Lehrsystem ausgebaut, bei weitem an erster, alles überragender Stelle. So bringt er den protestantischen, exegetisch-kritischen Fragen von vorneherein geringeres Verständnis und Interesse entgegen. Für ihn sind es ja keine Fragen; für ihn steht alles schon fest. Die Kirche, die Dogmatik lehrt ihn an der Hand bevorzugter Väter die hl. Schrift lesen, und nur wie die Kirche sie versteht, darf er sie verstehen und auslegen. Durch die Brille der Kirche und des sie repräsentierenden heiligen Stuhles, mit den Augen des Dogmas betrachtet er alles, auch die Geschichte; denn das Dogma korrigiert die Geschichte. Die Dogmatik, das theologische Fach κατ' ἐξοχήν, beherrscht als Königin alle, auch die profanen Wissenschaften[1]); erst recht sind ihr natürlich die theologischen Fächer mit gebundenen Händen, mit verbundenen Augen ausgeliefert. Die Kirche lehrt aber in der Dogmatik nicht bloß den Glaubensinhalt kennen, sondern auch die rechte Art, ihn zu „beweisen". Denn nur, wenn man ihn auf die echte Art, d. h. im kirchlichen Sinn und gemäß der Methode, wie sie

[1]) Daß alle anderen Wissenschaften und Künste der (dogmatischen) Theologie als Mägde dienen müssen, lehrt unter Berufung auf ein Schreiben Leos XIII. vom 10. Dezember 1889 noch die Enzyklika Pascendi.

von der Scholastik mit unübertrefflicher Virtuosität ausgebildet wurde, führt, gelingt dieser Glaubensbeweis, der doch dem Glauben keinen Eintrag tut, da man eben auch die „Beweise" selbst und die Beweiskraft der „Beweise" gläubig hinnehmen muß. Ausdrücklich verwirft der Syllabus Pius IX. die Meinung, als dürften die theologischen Fächer wie die philosophischen behandelt werden, oder als könnten die Methode und die Prinzipien, nach welchen die alten scholastischen Lehrer die Theologie ausgebildet haben, den Bedürfnissen unserer Zeit und dem Fortschritte der Wissenschaft nicht mehr genügen.[1]) Diese dogmatisch-scholastische Lehrweise bringt es mit sich, daß die Fundamentallehren, die Gottheit Christi, die göttliche Einsetzung der Kirche und des Papsttums, die göttliche Eingebung der hl. Schrift stillschweigend immer schon von allem Anfang an als selbstverständlich vorausgesetzt werden; von diesen Voraussetzungen wenn auch nur rein wissenschaftlich absehen und wähnen, die Geschichte habe es wie jede Wissenschaft nur mit Phänomen zu tun, und nur die geschichtlichen Tatsachen selbst, nicht aber die ihnen wirklich oder vermeintlich zugrunde liegenden Fügungen Gottes könnten Gegenstand der unmittelbaren geschichtlichen Erkenntnis sein, ist für die jüngste Enzyklika abscheulicher Agnostizismus, in den die Modernisten eben nur aus philosophischer Voreingenommenheit verfallen seien: — wobei die Enzyklikamänner nur übersehen, daß gerade ihre eigene Forderung, bestimmte Eingriffe von vorneherein schon als unmittelbare göttliche Wirkungen aufzufassen, auf der allergrößten Voreingenommenheit ruht. An all diesen Voraussetzungen hält man katholisch-theologischerseits um so entschiedener fest, je mehr man sich vor den Ergebnissen entsetzt, zu welchen die freie protestantische Bibel- und Lebenjesuforschung vielfach geführt hat. Diese Forschung, deren Resultate man gerade in Deutschland am greifbarsten vor Augen zu haben meint, kann nicht richtig sein, wie man sich in katholischen Kreisen sagt, schon aus dem einfachen Grunde, weil sie nicht richtig sein darf; denn wohin führt sie? Sie würde ja die Grundfeste der Kirche erschüttern, in der und von der wir leben! Ueberdies hat ja die Kirche von ihrem göttlichen Stifter die Verheißung ewiger Dauer, keine Macht, keine Wissenschaft kann daher je wider sie aufkommen. So pflegt man denn selbst in gelehrten katholischen Kreisen die von der Kritik aufgeworfenen schweren Bedenken nicht für ganz voll zu nehmen; man hält sie für längst widerlegt oder doch für ganz leicht widerlegbar, wenn sich die katholische Wissenschaft nur erst einmal ernstlich an sie heranmachen wollte, — wobei sich die Jungen auf die Alten, die Pfarrer auf die Gelehrten, die Dogmatiker auf die Exegeten, alle auf die Jesuiten verlassen, die sich ihrerseits wieder auf die „Kirche" oder auf die „Väter" zurückziehen, die alle Schwierigkeiten gekannt und gelöst haben sollen, selbst solche, die erst tausend Jahre

[1]) Vgl. auch Jehan de Bonnefoy, Le Catholicisme de Demain p. 120 f.

nach ihnen auftauchten! Diese aprioristische Denkweise kennzeichnet nun allerdings die dogmatisch-scholastische Lehrrichtung überhaupt, ist aber doch der deutschen katholischen Theologie in ganz besonderem Maße eigen, da sie einem Grundzuge des deutschen Wesens entspricht. Denn der Deutsche ist von Haus aus konservativ,[1]) er hängt in allen Dingen und vorab in religiösen zäh am Althergebrachten und hegt überdies ein tiefes Autoritätsbedürfnis, während die leichtbeweglichen Romanen, namentlich die nervös wandelbaren Franzosen für Neuerungen aller Art viel empfänglicher und zugänglicher sind. Zudem hat die Kirche nirgends so sehr wie in Italien und Frankreich abgewirtschaftet und das Vertrauen weitester Volksschichten eingebüßt. Ist es ein Zufall, daß die zu Intriguen stets aufgelegten Romanen die Meister der Staatsstreiche sind? Ist es ein Zufall, daß Frankreich, das klassische Land des Revolutionarismus, das klassische Land des Modernismus ist?[2])

Alle diese angeführten Momente dürften es als begreiflich erscheinen lassen, daß der Modernismus gerade in Deutschland am schwächsten vertreten ist, obschon ihm doch nirgends so sehr wie gerade in Deutschland der Boden bereitet ist. Es ist ein sehr zweifelhaftes Lob, das man dem deutschen Katholizismus spendet, wenn man ihn als nicht modernistisch rühmt. Er ist es nicht, weil er in den grundlegendsten Fächern der theologischen Wissenschaft, in der Bibelkritik und Dogmengeschichte, aber auch in der Philosophie, nicht auf der Höhe der Forschung steht und die Führung an die Franzosen verloren hat. Frankreich ist das klassische Land des Modernismus,[3]) weil es auch wissenschaftlich modern ist; nirgends

[1]) Damit hängt auch der von Ehrhard a. a. O. betonte hyperkonservative Zug der deutschen katholischen Theologie zusammen.

[2]) Darauf weisen gerade die Romanen selbst hin; so Bonnefoy, Le Catholicisme de Demain p. 189; Prezzolini, Cos' è il Modernismo p 70. Wenn letzterer den Aufschwung des Modernismus in Italien und Frankreich mit der traurigen wirtschaftlichen Lage des Klerus dieser Länder in Zusammenhang bringt (S. 70), so können wir ihm nicht beipflichten. Denn der Modernismus kann seinen Jüngern alles, nur keine wirtschaftlichen Vorteile bieten, „sein Reich ist nicht von dieser Welt“; wohl aber hält die Kirche und Hierarchie die Schlüssel zur Macht und guten Pfründen in Händen. Auch der österreichische Seelsorgeklerus ist vielfach sehr kümmerlich besoldet und steht der modernistischen Bewegnng dennoch fast gänzlich ferne; anders liegen die Dinge allerdings in Böhmen. Viel mehr hat dagegen Prezzolinis Bemerkung in seiner vorzüglichen Schrift „Il Cattolicismo Rosso“ (Napoli 1908, p. 341) für sich, daß die angelsächsisch-germanischen Völker, le nazioni d'azione, den großen Kampf a colpi d'azione — non a colpi di libro e di teoria ausfechten. Aber auch hier kommt er zu dem Ergebnis: „Il moto modernista è veramente latino; cioè teoretico, astrattore di quintessenze, rivoluzionario, offediente alla raison raisonnante, che ha fatto, basandosi sui principi puri, la rivoluzione francese. Negli altri paesi pure moderni il Cattolicismo continua a resistere soltanto perchè conserva un carattere pratico e sociale.“

[3]) Vgl. Bonnefoy, Catholicisme de Demain p. 188 f. Prezzolini a. a. O. S. 70. „Uebrigens dürfte es Tatsache sein, erklärte der Münchener Nuntius Früh-

bringt man der religiösen Frage ein so tiefes, allseitiges, brennendes Interesse entgegen als in Frankreich, nirgends leidet man an ihr so schwer wie in Frankreich. Wie in allen weltgeschichtlichen Umwälzungen marschiert Frankreich auch in der großen religiösen Bewegung der Gegenwart an der Spitze der katholischen Völker. Frankreich, die älteste Tochter der Kirche, ist heute ihr Schmerzenskind, das Pius X. mit seinem Syllabus und mit seiner Enzyklika vor allem im Auge hatte.

Und erst in diesem Zusammenhange wird uns die Tragweite der Fälle Engert und Schnitzer klar. Noch ist in aller Erinnerung, wie Dr. Th. Engert [1]), Benefiziat in Ochsenfurt bei Würzburg, der nicht nur in Würzburg als Schüler Schells und des katholischen alttestamentlichen Exegeten Scholz, sondern auch in Berlin bei Delitzsch, Gunkel und Harnack seine Studien gemacht hatte, mit einer gelehrten Schrift über die „Urzeit der Bibel“ hervortrat (1907), die in gediegenen religionsvergleichenden Untersuchungen die Abhängigkeit der in den ersten Kapiteln der Genesis niedergelegten Berichte von babylonisch-mythologischen Ueberlieferungen und die sich daraus für den Inspirationsbegriff von selbst ergebenden Folgerungen darlegte. Um dieser Schrift willen wurde Engert vom Bischofe von Würzburg mit Exkommunikation belegt, die natürlich den Verlust seiner kirchlichen Pfründe nach sich zog und ihn damit um seine materielle Existenz brachte, — der sprechendste Beweis für die Verknechtung der katholischen Exegese unter das drückende Joch der Dogmatik. Und was den Fall Engert noch krasser macht und die dogmatische Befangenheit selbst solcher Exegeten, die vielfach sogar als Vertreter einer freieren Richtung gelten wollen und gelten, im grellsten Lichte zeigt, das ist der wirklich beschämende Umstand, daß der Bischof den Bann über Engert auf Grund eines Gutachtens verhängte, das dessen einstiger Lehrer, der eben erwähnte Scholz, ausgestellt hatte! Möge Dr. Engert, der trotz aller Anfechtungen und Anfeindungen und ohne menschliche Rücksicht seiner wissenschaftlichen Ueberzeugung nicht bloß seine augenblickliche, berufliche Stellung, sondern auch die wohlbegründete Aussicht auf eine spätere akademische Laufbahn, die ihm bei seinen reichen Talenten und Kenntnissen ohne Zweifel gewinkt hätte, zum Opfer brachte, Trost und Genugtuung aus der rückhaltlosen Bewunderung schöpfen, die ihm von allen, für ehrliche Ueberzeugungstreue empfänglichen Herzen gezollt wird!

Noch bekannter ist der Fall Schnitzer.

Nicht so fast sein Aufsatz wider die Enzyklika in der Internationalen Wochenschrift, wie man vielfach glaubt, denn vielmehr sein Artikel „Legenden-

wirth offen, daß das päpstliche Rundschreiben viel weniger Deutschland im Auge hat, als andere Länder, besonders auch Frankreich.“ Vgl. Bayr. Kurier vom 22. Dez. 1907 Nr. 356/7.

[1]) Nunmehr Redakteur des „XX. Jahrhunderts“, des Organs des fortschrittlichen Katholizismus.

Studien“ im Februarheft der Süddeutschen Monatshefte (1908) war es, was den heftigsten Unwillen der kirchlichen Kreise hervorrief. Zwar enthält der Artikel nur eine Besprechung des unter dem gleichen Titel erschienenen Buches des Tübinger Historikers Günter. Aber er geht weit über das Güntersche Buch insoferne hinaus, als er den von Günter erbrachten Nachweis, daß mit wunderbaren Zügen ausgestattete Heiligenbiographien legendären Charakter tragen und das Werk späterer Schriftsteller sind, während sich die den Ereignissen gleichzeitigen Berichte zuverlässiger Augen- und Ohrenzeugen durch schlichte Natürlichkeit auszeichnen, nun auch auf die Lebensgeschichte Jesu zu übertragen und von legendären Zügen in den Evangelien zu sprechen wagte. Dieser Artikel erregte aber umso größeren Anstoß, als man in ihm nur den literarischen Niederschlag einer von Schnitzer in seinen dogmengeschichtlichen Vorlesungen längst eingeschlagenen, höchst bedenklichen Richtung sah. Hinter dem Artikel der Süddeutschen Monatshefte stand das dogmengeschichtliche Kolleg Schnitzers, und dieses Kolleg, das war längst offenes Geheimnis, entfernte sich weit von der beliebten Schablone. Befremden mußte es schon, daß er die Dogmengeschichte mit einer Darstellung der Lehre Jesu und, noch weiter zurückgreifend, der jüdischen Religiosität im Zeitalter Jesu begann, unseres Wissens der erste katholische Theolog Deutschlands, der diese für Katholiken so außerordentlich heikeln und doch zugleich gerade für sie außerordentlich wichtigen Fragen in eigenen Vorlesungen eingehend behandelte. Ist ja doch nichts geeigneter, den weiten Abstand so recht augenscheinlich zum Bewußtsein zu bringen, der zwischen der schlichten Reichgottespredigt Jesu und dem reich und künstlich ausgeführten Dogmengefüge der heutigen Kirche obwaltet, ein Bewußtsein, ganz dazu angetan, den in Deutschland sich noch immer eher verschärfenden als abschleifenden konfessionellen Gegensätzen in der Erkenntnis die Spitze abzubrechen, daß sich ja diese Gegensätze doch nur auf menschliche, im Laufe der Jahrhunderte ausgebildete und daher im Laufe der Zeiten wieder wandelnde Lehrpunkte beziehen. Freilich hätte aber selbst die Darstellung des Christentums Christi in streng kirchlichen Augen unter Umständen sogar ein hohes Verdienst bedeutet, dann nämlich, wenn sie auf eine möglichste Angleichung der Lehre Jesu an die jetzige Kirchenlehre hinausgelaufen wäre. Auch dieses Verdienst ließ sich Schnitzer entgehen. Was aus seinen Vorlesungen in die Oeffentlichkeit drang — und man sprach allmählich sehr viel von ihnen und auch die Nachschriften wurden nach allen Seiten verschickt — ließ vielmehr erkennen, daß er es auf das Lob seiner kirchlichen Oberen offenbar nicht abgesehen habe. Mit Staunen erfuhr man, daß er die Evangelien auf ihr gegenseitiges Verhältnis untereinander wie auf ihren historischen Quellenwert ebenso angesehen habe, wie sonst Historiker historische Quellen prüfen, daß er die Authentie des vierten Evangeliums bestritten, von einem Irrtum Jesu und einer Nichterfüllung seiner Weissagungen über die unmittelbare

Nähe des Endgerichtes, von einem Befangensein in dem zeitgenössischen Wahn eines dämonischen Ursprungs verschiedener Krankheiten geredet, von Kindheitslegenden Jesu gesprochen und die evangelischen Wunder kritisch, ja skeptisch beurteilt habe. Dinge, die darauf schließen ließen, daß er sich in seinen Vorlesungen nicht auf den dogmatischen, sondern auf den historisch-kritischen Standpunkt gestellt habe. Ein Theologe, gewohnt, alles unter den streng dogmatischen Gesichtswinkel einzustellen, wird nun freilich ein solches Verfahren für ganz und gar unkirchlich und undogmatisch erklären und sich gebührend entrüsten. Der Historiker dagegen wird es für selbstverständlich erachten und sich nur wundern, daß man sich wundern konnte. Der Historiker sieht in Jesus die historische Persönlichkeit, die eben als solche denselben Gesetzen der historischen Kritik und Forschung unterliegt wie jede andere; er hält sich daher für berechtigt und verpflichtet, das Leben und Wirken Jesu und die Quellen, die darüber berichten, mit derselben Unbefangenheit zu prüfen, mit welcher er das Leben eines anderen berühmten Mannes behandeln und erforschen würde. Davon kann ihn auch der Umstand nicht abhalten, daß er es in Jesus mit einer historischen Persönlichkeit von ganz unvergleichlicher religiöser Bedeutung zu tun hat; denn diese religiöse Bedeutsamkeit kann den Anrechten des Historikers auf die geschichtliche Persönlichkeit Jesu so wenig Eintrag tun, als etwa ein menschliches Skelett der Kompetenz des Anatomen mit der Berufung auf die Tatsache entrückt werden kann, daß es sich hier um das Skelett eines Heiligen handle; nicht anders als mit dem Leibe eines Weltkindes verfährt der Mediziner mit dem des Propheten oder des Papstes, und ähnlich stellt sich der Historiker zu seinen historischen Gegenständen. Im Gegenteil muß er, je mehr eine Persönlichkeit Gegenstand religiöser Verehrung geworden und somit der Gefahr ausgesetzt ist, der verklärenden und verherrlichenden Apotheose schwärmerischer Begeisterung zu verfallen, die kritische Sonde nur umso tiefer und schärfer ansetzen; und der Theologe, weit entfernt, die menschliche Persönlichkeit Jesu der historischen Untersuchung entwinden zu wollen, sollte dem Historiker von Herzen dankbar und ängstlich bedacht sein, alles zu meiden, was auch nur den leisesten Schein erwecken könnte, als habe die Person Jesu und die für das Christentum grundlegenden Tatsachen seines Lebens das volle, helle Licht der strengsten kritischen Prüfung zu scheuen. Und wie gar ein akademischer Lehrer auf dem Katheder einer Hochschule, der doch nicht erbaulichen, sondern lediglich wissenschaftlichen Zwecken dient, anders vorgehen sollte, erscheint vollends unbegreiflich. Genau besehen, handelt es sich also im Falle Schnitzer um eine methodologische Prinzipienfrage: Sind die allgemeinen historischen Grundsätze auch der historischen Persönlichkeit Jesu gegenüber anwendbar? Soll bei Beurteilung des Lebens und Wirkens Jesu der historisch-wissenschaftliche oder der theologisch-dogmatische, an gewisse, a priori feststehende und unantastbare Voraussetzungen ge-

bundene Maßstab den Ausschlag geben? Die Frage stellen, heißt sie beantworten. Höchstens könnte man sagen, daß die Dogmengeschichte als theologisches Fach von einem Theologen eben nach theologischen und nicht historischen Grundsätzen zu geben sei. Und wir bestreiten nicht im geringsten, daß sie theologisch behandelt werden **kann** und, soweit sie von katholischen Theologen vorgetragen wird, meistens auch wirklich nur, wie das Beispiel Schwanes zeigt, theologisch-dogmatisch behandelt wird, wobei nur fraglich ist, ob eine solche dogmatische Dogmengeschichte überhaupt noch als Dogmengeschichte und nicht vielmehr als Dogmatik in geschichtlicher Fassung anzusprechen ist. Ebenso ist aber gewiß, daß sie nicht dogmatisch behandelt werden **muß** und, wenn sie wirklich streng wissenschaftlich und unvoreingenommen behandelt werden soll, nicht dogmatisch, sondern nur historisch-kritisch aufgefaßt werden **darf**, ganz gleichgültig, ob sie von einem Theologen oder Laien behandelt wird. Denn die Dogmengeschichte ist eben **Geschichte** und gehorcht als geschichtliches Fach keinen anderen als den von der geschichtlichen Wissenschaft geforderten, ihr immanenten Gesetzen, deren Höchstes die Wahrheit ist. Nicht kirchlich, nicht katholisch hat also der Dogmenhistoriker zu sein, sondern wahr, nur wahr; je wahrer und ehrlicher er ist, umso katholischer sollte er, möchte man glauben, wenn wirklich die Kirche die Hüterin der religiösen Wahrheit ist, sein. Die Dogmengeschichte „kirchlich" geben, ist nicht bloß kein Vorzug und Ruhm, sondern ein Fehler; denn sie „kirchlich" geben, heißt sie einseitig, parteiisch geben, da jede Kirche und jede Konfession Partei ist. So darf es denn gar keine katholische und protestantische, sondern nur eine wissenschaftliche Dogmengeschichte geben, die eben als solche überkonfessionell und überkirchlich sein muß.[1]) Im Namen der Wissenschaft muß auch der katholische und theologische Gelehrte volle Selbständigkeit und Unabhängigkeit der historisch-kritischen Forschung heischen und sich alle dogmatische Bevormundung aufs ernstlichste verbitten.[2]) Freilich wird nun, je mehr man mit dem streng historisch-wissenschaftlichen Gesichtspunkt ernst macht, der unausbleibliche Kampf zwischen Geschichte und Dogma nur umso heftiger entbrennen; und dieser ewig alte und ewig junge Kampf verkörpert sich unseres Erachtens auch im Falle Schnitzer. Der Fall ist aber auch symptomisch insofern, als mit Schnitzer — und dasselbe gilt zugleich von Engert — die modernistische Bewegung in ihrer für die Kirche gefährlichsten und furchtbarsten Form, der historisch-kritischen und religionsgeschichtlichen, nun auch in Deutschland aufleuchtet, während sie

---

[1]) Vgl. auch Jehan de Bonnefoy, Le Catholicisme de Demain p. 166: „Il n'y a plus ni science catholique, ni science anticatholique, ni science vraie, ni science fausse. Il y a la science."

[2]) So auch Bonnefoy a. a. O.: Au nom de la science, les catholiques modernistes revendiquent donc l'indépendance de la critique historique et philosophice et ils protestent contre toutes les réticences mens.

bisher, wie wir gesehen, nur in den romanischen Ländern, am schärfsten durch Loisy in Frankreich, vertreten war.

Die viel erörterte Frage, was nun mit Schnitzer wohl weiter geschehen und ob er sich unterwerfen werde oder nicht, dürfte, weil persönlicher Natur, am besten auf sich beruhen bleiben. Allerdings ist, sofern es sich in seiner Sache doch auch um sehr einschneidende prinzipielle Fragen handelt, ein Widerruf nicht recht denkbar, falls der Mann nicht etwa seinen ganzen wissenschaftlichen Standpunkt verleugnen und einen intellektuellen Selbstmord sollte begehen wollen, was wir kaum glauben. Freilich wird sich der Versucher auch ihm nahen, und ihm im Falle der Bekehrung den Himmel, wo ja bekanntlich größere Freude herrscht über einen Sünder, der Buße tut, denn über 99 Gerechte, die der Buße nicht bedürfen, in den lockendsten Farben ausmalen, im Falle der Weigerung aber die Hölle heiß machen, insbesondere auch mit dem Hinweise auf die schreckliche Verantwortung, die er ob des von ihm den Gläubigen gegebenen schweren Aergernisses zu tragen habe. Wir lassen es dahingestellt sein, ob er ein solches Aergernis überhaupt gegeben hat, sind vielmehr der Ansicht, daß er gerade durch seine offene Stellungnahme das Vertrauen in die Ehrlichkeit und Wahrhaftigkeit der Theologen erst recht bestärkt und gefestigt hat, das immer mehr in die Brüche gehen mußte, wenn sich gar niemand fände, der seiner Ueberzeugung Ausdruck zu leihen wagte. Jedenfalls aber würde er allerschwerstes Aergernis erst recht durch seinen Widerruf erregen, da er ja damit nur zu erkennen gäbe, entweder daß er seine in den Vorlesungen vertretene wissenschaftliche Auffassung nicht mehr aufrecht erhalten könne, also wohl schon früher ohne zureichenden Grund, d. h. leichtfertig und oberflächlich eingenommen habe, oder daß er sie nicht mehr aufrecht erhalten wolle, also den Mut nicht besitze, sich zu dem von ihm als wissenschaftlich richtig Erkannten zu bekennen, — das eine so schmählich und eines akademischen Lehrers so unwürdig wie das andere. In alten, gotischen Kirchen kann man zuweilen das Bild von Martyrern sehen, die in einer Schüssel ihren eigenen Kopf tragen, und die Legende erzählt von einem hl. Dionysius, einem hl. Alban und anderen, daß sie, vom heidnischen Richter zur Enthauptung verurteilt und vom Henker hingerichtet, ihren Kopf aufgehoben und hunderte von Schritten weit ihrem Verfolger zugetragen haben. So hoch wir nun das Martyrium auch verehren und so sehr wir von der Frömmigkeit unserer Theologen und ihrem Drange, das Beispiel der Heiligen wenigstens im geistigen Sinne nachzuahmen, überzeugt sind, — allzuviele Kephalophoren möchten wir unter ihnen doch lieber nicht antreffen!

Der Modernismus hat aber nicht bloß eine wissenschaftliche, philosophisch-theologische, sondern auch eine sehr wichtige kirchenpolitische Seite, mit der sich die Enzyklika Pascendi und das Programm der Modernisten befassen. Ist der Scholastizismus und Jesuitismus theokratischer Absolutismus, so ist der Modernismus Demokratie. Wie die Enzyklika der den

Gelehrten auf sich selbst stellenden und vom Gängelband der kirchlichen Hierarchie emanzipierenden freien Forschung den Krieg bis aufs Messer erklärt, so haßt sie alle Bestrebungen, die auf eine materielle, kulturelle und politische Hebung der niederen Volks- und Arbeitermassen und ihre Befreiung aus klerikaler Bevormundung abzielen.[1]) Die römische Kurie verfolgt die Demokraten nicht etwa nur oder doch hauptsächlich um ihres religiös-wissenschaftlichen Modernismus willen, sondern als Demokraten, selbst wenn sie mit den modernistischen „Häresieen" nicht im geringsten behaftet sind, wie man sich denn überhaupt gar wohl hüten muß, Modernisten und Demokraten ohne weiteres in einen Topf zu werfen,[2]) sintemalen es Demokraten, ja Demagogen gibt, die nicht bloß nichts von Modernismus wissen wollen, sondern seine wütendsten Gegner sind. Der erbitterte Kampf des Vatikans wider den genialen Organisator Romolo Murri, das durchaus rechtgläubige Haupt der christlichen Demokratie in Italien, ist zu bekannt, als daß wir näher darauf einzugehen brauchten, und wird überdies in einem der nächsten kirchenpolitischen Briefe von berufenster Hand geschildert werden. Nichts kennzeichnet aber besser den Wandel der Dinge, wie er sich seit Leo XIII. im Vatikan vollzogen hat, als das rücksichtslose Vorgehen Roms wider die orthodox-makellosen Abbés Naudet und Dabry, die feurig beredten Anwälte der in Frankreich nun einmal zu Recht bestehenden demokratisch-republikanischen Staatsverfassung. Schon unter Leo XIII. hätte man sie gerne gepackt, man wagte sich aber nicht offen an sie heran, da man nur zu gut wußte, daß sie beim Papste Schutz gesucht und gefunden hätten. Kaum hatte Pius X. den Stuhl Petri bestiegen, als sich das Blatt sofort wandte. In den Augen der allmächtigen, aus Jesuiten und Kapuzinern zusammengesetzten Kamarilla, die sich der Schlüssel Petri bemächtigt hat, gibt es, besonders für einen Priester, kein größeres und unverzeihlicheres Verbrechen, als sich der arbeitenden Klassen annehmen und eine Besserung ihrer staatsbürgerlichen und ökonomischen Lage herbeiführen wollen; das ist Modernismus der schlimmsten Art! So wurden denn die christlich demokratischen Zeitschriften Justice Sociale und Vie Catholique vom Vatikan unterdrückt und ihre Herausgeber Naudet und Dabry mit der suspensio a divinis bedroht, falls sie auch nur noch eine Zeile zu schreiben wagten. Diese Maßregel, der sich die beiden Geistlichen sofort loyal unterwarfen, bedeutete die materielle Vernichtung. Die Zeitschriften hatten ihr Brot gebildet. Abbé Dabry sah sich auf das Pflaster geworfen; die Pariser Erzdiözese mußte er verlassen, der Bischof von Avignon, von wo er stammte, nahm ihn nicht auf und die übrigen französischen Bischöfe wiesen ihn aus Furcht vor Rom

[1]) Vgl. auch Jehan de Bonnefoy, Le Catholicisme de Demain (1908) p. 194.

[2]) Don Romolo Murri, das anerkannte Haupt der christlichen Demokratie Italiens, ist seiner philosophisch-theologischen Richtung nach Scholastiker; vgl. Lettere di un prete modernista p. 97.

und um nicht als Modernisten zu gelten, gleichfalls ab. Der Abbé Naudet, ein gefeierter Kanzelredner, der die Justice Sociale geleitet und zuvor Einladungen von allen Seiten erhalten hatte, die Fastenpredigten zu halten, erhielt sofort eine Absage nach der anderen und wurde gleichfalls aufgefordert, Paris zu verlassen. Muß er dies wirklich tun, so wird es der Tod seiner alten Eltern sein, die er bei sich und für die er zu sorgen hat.[1])

Gibt es in Deutschland keine christlichen Demokraten vom Schlage Murris, Dabrys und Naudets, so sind die Demagogen im Priestergewande umso zahlreicher vertreten. Johannes Huber, der treffliche Münchener Philosoph, hatte schon 1875 in einer noch heute lesenswerten Schrift: „Die religiöse Frage" mahnend und warnend auf die religionsfeindliche Haltung sozialistischer Führer und Schriftsteller hingewiesen und einen Ausspruch Mirabeau de Verviers angeführt, wornach die Gottesidee, weil ein Hemmnis jeglichen Fortschritts, unsittlich sei; derselbe Mirabeau gefiel sich in seiner unsäglich niedrigen Beschimpfung des Priesterstandes, die noch immer niedriger gehängt zu werden verdient. „Sehet den Hanswurst, der in einer Tonne sich abquält, wie der Teufel in einem Weihkessel, um der liebenswürdigen versammelten Herde beizubringen, daß sein Rotwälsch reine und gesunde Moral sei, von einer übernatürlichen Macht herrührend. Dieser Hanswurst mit traurigem Gang donnert in seiner Tonne wie der Blitz und schneidet Fratzen und verzerrt seine Glieder wie ein Fallsüchtiger .... Tanzet, Marionetten, Gliederpuppen, meine Lieblinge, um euren Firlefanz kümmert sich der Teufel." Immer gebärden sich unsere Zentrumsführer und -Blätter als die festesten Stützen des Thrones und des Altares, als die treuesten Paladine der christlichen Weltanschauung; und mit dem vollen Brustton heiligster Entrüstung jammern sie über die entsetzlichen Umtriebe der gottlosen Sozialdemokratie, die dem gemeinen Mann die Religion aus dem Herzen reißt. So sollte man meinen, schon die persönliche Selbstachtung wie die Rücksicht auf die Gefühle des christlichen Volkes müßte es katholischen Priestern oder gar Prälaten verbieten, Arm in Arm mit den Männern zu wandeln, die sie selbst stets als die grimmigsten Feinde des Christentums und der Kirche schelten. Aber freilich der Utilitätsstandpunkt! Nicht umsonst ist das Zentrum so eng mit den Jesuiten verbündet. „Der Zweck heiligt das Mittel", ist auch sein Wahlspruch. Am Morgen wird auf der Kanzel das Evangelium der christlichen Liebe verkündigt, und am Abend wird in der Wahlversammlnng Brüderschaft mit den „religionsfeindlichen", „gottlosen" Sozi getrunken und fanatischer Haß wider den politischen Gegner gepredigt, — und Gott allein weiß, wie fromme Zentrumsmänner hassen können! Aus „taktischen Gründen" ist ja alles erlaubt: ein echt machiavellistischer Grundsatz, der seinen klassischen Ausdruck in

[1]) Eine ergreifende Beleuchtung des Falles Dabry-Naudet brachte die Neue Züricher Zeitung 1908 Nr. 116.

der Aeußerung eines materialistischen Schriftstellers fand, alles sei gut, was sich als angenehm und nützlich erweise. „Gut ist die Wahrheit, solange sie uns Genuß bereitet; gut sind aber auch die Lüge, der Meineid, Verstellung, List und Schmeichelei, wenn sie uns Vorteil bringen. Gut ist die Treue, solange sie belohnt wird; gut ist aber auch der Verrat, wenn er höher im Preise steht als die Treue und wenn die Treue zum Verbrechen wird“.[1]) Dem theologischen Modernismus wirft man vor, daß er Christentum und Kirche zerrütte; der politische Modernismus unserer heimischen Zentrumsdemagogie ist aber nicht minder gefährlich, da er durch sein unaufhörliches Liebäugeln mit einer seinem eigenen Geständnisse nach religionsfeindlichen Partei das religiöse Gefühl der Gläubigen abstumpft und die Massen zu einem praktischen Indifferentismus erzieht, der so verderblich wie der theoretische ist. Auf dem Domberg zu Freising, der von Kirchlichkeit und Rechtgläubigkeit trieft, war die Losung ausgegeben, aus „taktischen Gründen“ hätten katholische, königstreue Männer, hätten selbst katholische Geistliche sozialdemokratisch zu wählen! Und als dann zwei erlauchte bayerische Kirchenfürsten pflichtgemäß die warnende Stimme wider das schmähliche Judasabkommen erhoben, wurden sie in ultramontanen Versammlungen aufs heftigste angegriffen, in „katholischen“ Blättern geschmäht, mit zahllosen anonymen Zuschriften unflätigsten Inhalts überschüttet. Das ist die in bayerischen Landen so wohlbekannte Freisinger Richtung, die mit ihrem unerträglichen Terrorismus alles zu beherrschen und einzuschüchtern trachtet und Religion und Patriotismus im Munde führt, solang sie damit auf ihre Rechnung kommt!

Und Rom? Es war so schneidig wider die italienische und französische Demokratie eingerückt; aber die deutschen Demagogen ließ es ganz unbehelligt. An der wüsten Hetze gegen die Erzbischöfe hatten sich nicht bloß die sogenannten „kirchlich gesinnten“ Laien, sondern auch nicht wenige, meist sehr junge Geistliche beteiligt; für sie hatte Pius X., der so drakonische Maßregeln gegen die modernistischen Gelehrten anordnete, kein Wort des Tadels. Im Gegenteile, es verlautete, daß die Kirchenfürsten, die den priesterlichen Demagogen in die Arme zu fallen gewagt hatten, auf den Bericht eines schlecht unterrichteten Nuntius hin, dem die diplomatischen Hasen aus der Redaktionsstube eines Münchener Zentrumsblattes in die Küche gejagt wurden,[2]) von Rom desavouiert worden seien!

Man mißverstehe uns nicht! Es fällt uns im Traume nicht ein, die politische Selbständigkeit katholischer Staatsbürger römisch-hierarchischen

[1]) Bei Johannes Huber, Die ethische Frage (1875) S. 17.

[2]) Es war ein offenes Geheimnis in München, daß in der Redaktion eines Münchner Zentrumsblattes schärfster Richtung ein fremder katholischer Geistlicher namens Hase wie zu Hause war, der auch in der Nuntiatur aus- und einging und den Nuntius Caputo im Sinne jener Zentrumsrichtung informierte. Wie gut, daß der neue Nuntius keine Sprachlehrer und Uebersetzer mehr braucht!

Gelüsten preiszugeben und einem Papst oder Bischof das Recht einzuräumen, irgend jemanden, sei es wer immer, Laie oder Geistlicher, den Beitritt zu einer bestimmten Partei oder eine gesetzlich zulässige Betätigung seiner parteipolitischen Gesinnung zu gebieten oder zu verbieten. Auch der Katholik, auch der Geistliche will und muß freier Staatsbürger sein, der in seinen parteipolitischen Entschließungen niemanden als Gott und seinem Gewissen Rechenschaft und Gehorsam schuldet. Die Kirche muß jedermann völlige Freiheit in der Wahl seiner Partei und Abstimmung lassen, sie darf kein Ansehen der Partei, keine schwarzen und keine roten Seelen, sondern eben nur Seelen kennen. Katholiken bezw. Priestern die Zugehörigkeit zu einer politischen Partei gestatten, zu einer anderen aber um angeblich kirchlich-konfessioneller Bedenken willen wehren zu wollen, erscheint uns als eine Anmaßung, die, wenn sie von einem kirchlichen Oberen seinem Untergebenen gegenüber ausgeübt wird, zum Mißbrauch geistlicher Amtsgewalt ausartet. Müssen wir nun aber schon unseren kirchlichen Vorgesetzten gegenüber volle Freiheit politischer Haltung und Abstimmung in Anspruch nehmen, so können wir umso weniger fanatischen Parteipäpsten das Recht zugestehen, katholische Wähler zur Abgabe eines ihren monarchischen und religiösen Gefühlen widersprechenden Stimmzettels terrorisieren zu wollen. Kurz, — die katholischen Modernisten wollen denken und handeln als freie Gläubige und freie Bürger.[1])

Welche Aussichten der Modernismus in Deutschland hat? Bessere, als manche glauben und vielen lieb ist. Ihm gehört die Zukunft, denn ihm gehört die Jugend, — die gewaltige Erregung, die im Falle Schnitzer die Studentenschaft durchzitterte, bewies es deutlich. „Was hilft ein Vertuschen", schreibt ein gut katholisches Blatt,[2]) „es muß einmal ausgesprochen werden: es gibt einen Modernismus in Deutschland, es gibt unter dem Klerus, besonders dem jüngeren, sehr viele Modernisten, nur sind sie vorsichtiger als Dr. Schnitzer, weil sie ihre Existenz nicht aufs Spiel setzen wollen ... Was nun die Laienwelt betrifft, ist gewiß keine Kirchentrennung oder Sektenbildung zu befürchten, dazu ist die Welt nicht mehr religiös genug. Nicht Dogmen werden bekämpft, sondern die Fundamente sind unterwühlt. Alles, was der Kirche und dem Christentum feindlich gegenübersteht, das wird mit wahrer Gier ergriffen; Wahrmunds Broschüre prangt hier in allen Läden ... wöchentlich erlebt die Schrift sechs Auflagen, dank der Konfiskation in Oesterreich. Da wird wohl keine Untersuchung mehr nötig sein darüber, wie sich die Laienwelt zum Modernismus stellt."

Spectator Novus.

---

[1]) „Les catholiques modernistes veulent, en d'autres termes, penser et agir comme des croyants libres et des citoyens libres." Bonnefoy, Le Catholicisme de Demain p. 166, 167; vgl. insbesondere auch Brügerette Abbé Jos., Die Lehren der Niederlage (Stuttgart, Strecker 1907) S. 99 f.

[2]) Katholische Kirchenzeitung (vormals Salzburg. Kirchenbl.) 1908 Nr. 25, S. 198.

Bildende Kunst.

Die Verbindung für historische Kunst.

Ein Brief.

> Eine falsche Lehre läßt sich nicht widerlegen; denn sie ruht ja auf der Ueberzeugung, daß das Falsche wahr sei, aber das Gegenteil kann, darf und muß man aussprechen. Goethe 1821.
> Kunst und Altertum.

Bremen, 15. April 1908.

Gleich heute sollst Du von mir Nachricht erhalten über den Verlauf der diesjährigen Hauptversammlung der Verbindung für historische Kunst, die zwei Tage in Bremen tagte und abgesehen von den eigentlichen Sitzungen uns anregende Bekanntschaften vermittelte und prächtige fröhliche Festessen veranlaßte, von denen dasjenige, das der Senat unserer freien Hansestadt in seinem roten Staatszimmer gab, besonders farbig und würdig verlief. Du hättest unsere Rathaushalle mit ihrem alten Renaissancegebälk und den kostbaren Schnitzereien sehen sollen, wie sie hell und strahlend durch viele altertümliche goldene Kronleuchter und Wandlichter erleuchtet und belebt war und mit den überall herumstehenden großen weiß und roten Lehnsesseln und den zahlreichen Dienern im roten Frack und weißer Kniehose feierlich und stilvoll aussah, und wie schön die Tafel mit roten Tulpen, Kerzen und vielem Silber gedeckt war. Auch Deine verwöhnte Zunge wäre zu ihrem Recht gekommen; denn die sorgfältig gewählten Speisen und vor allem die unerreichten und in ihrer Steigerung raffiniert ausgesuchten Weine waren über alle Kritik erhaben. Natürlich taten die Festredner ihr Möglichstes, um als Wirte freundlich willkommen zu heißen und als Gäste lebhaft zu danken und dennoch, trotz aller dieser ausgleichenden Aeußerlichkeiten, will uns diese Hauptversammlung der Verbindung für historische Kunst gewissermaßen als ein inneres Fiasko des ganzen Unternehmens erscheinen.

Ich war Sonntag Nacht durchgereist, hatte meinen Winteraufenthalt im Süden abgekürzt, um rechtzeitig in Bremen einzutreffen und meine Stimme beim Ankaufe gut gemalten Bildern, gleichgültig welchen Gegenstandes, zu geben.

Ich war darauf vorbereitet, die Mitglieder der Verbindung in zwei Lager geteilt zu finden, in ein reaktionäres und ein fortschrittliches und glaubte an einen erbitterten parlamentarischen Kampf, bei dem jede Partei mit möglichst schlagenden, aber doch sachlichen Gründen, kämpfen und das Zünglein der Entscheidungswage sich schließlich jener zuneigen würde, die die meisten Anhänger gefunden hätte. So war es auch im Anfang! Der Vorstand befürwortete im Sinne der Gründungsidee der Verbindung und nach gebundener Marschroute den Ankauf von Bildern historischen Inhaltes, zum großen Entsetzen einiger anwesender Maler, die Bilder anderen Vorwurfs ausgestellt hatten (— warf doch ein Witziger im Scherz die Frage auf, ob er seine „Kuh im Grünen“ nicht schnell „Am Grabe des Alcibiades“ umtaufen könne —). Wir Jüngeren dagegen, geführt von dem Direktor der Bremer Kunsthalle, als Sprecher, fragten erstaunt an, wo sich denn heute noch meisterlich gemalte Bilder historischen Inhalts

6*

befänden, und ob man wirklich sich in dem Glauben wiegen dürfe, daß sich irgend eine Art von Malerei durch Unterstützungen, Wünsche und Befehle züchten ließe, und ob sich nicht schließlich jede Kunst aus innerer unerbittlicher Logik nach eigenen Gesetzen entwickelt hätte und weiterhin entwickele. Dann wurde von unserer Seite behauptet, daß wir dem ersten Paragraphen der Statuten der Verbindung für historische Kunst, der sich als Ziel gesteckt hat, die Kunst — nicht etwa die Künstler — zu fördern, nur dadurch gerecht werden könnten, daß wir Gemälde jeden beliebigen Gegenstandes, sofern sie in sich geschlossene, bedeutende Kunstwerke repräsentieren, ankauften.

Was dagegen an Vorschlägen vorgebracht und später durchgesetzt wurde, war nun unserer Meinung nach so schwach begründet, so unklar formuliert, so durchsetzt mit persönlichen, freundschaftlichen, politischen, sentimentalen Rücksichten, nach oben und unten, nach rechts und nach links, daß von einer sachlichen, kunstkritischen Behandlung der ganzen Angelegenheit keine Rede mehr war. Geschlossen gingen eigentlich nur die Vertreter verschiedener Regierungen, staatlicher Institute, die Mandarinen also, mit ihren zusammen getrommelten Myrmidonen vor, die trotz alledem und wenn schon und nichtsdestoweniger und nun grade und erst recht, einer neuen historischen Kunst das Leben schenken wollten, sich aber vorläufig in Ermangelung ihrer Lieblinge mit einer Propaganda für akademisch beglaubigte Größen begnügen mußten.

Ja, mein Guter, glaubst Du nicht auch, daß wir uns alle von Herzen freuen würden, wenn plötzlich ein neuer Marées oder Puvis de Chavannes unter uns erstände und die Wände eines Schlosses oder Rathauses, einer Kirche oder Aula mit dekorativen Kompositionen geschichtlichen Inhaltes schmückte. Und wäre es in Berlin oder Reuß-Gera-Schleiz-Lobenstein-Ebersdorf? Ja um dieses einen Gerechten willen sollte von uns aus das ganze überlebte Sodom und Gomorrha der Verbindung für historische Kunst mit seinen Utopien in Ehren weiter bestehen, falls es diesen einen Gerechten dann wenigstens beschäftigen will. Aber wo hernehmen und nicht stehlen? Schließlich haben wir ja einen Lebenden, dem man einen derartigen Auftrag geben könnte, Einen in der Schweiz. Allerdings fürchte ich, daß er einen solchen Auftrag in einer Stärke ausführen würde, die den oder jenen Auftraggeber umwerfen könnte.

Da nun Bilder historischen Inhaltes und Darstellungen großer Taten aus der vaterländischen Geschichte nicht aufzufinden waren, einigte man sich auf einige Bilder großen Formates, kleinere Soldatenbilder und romantische Landschaften, gegen die akademisch nichts einzuwenden war, nachdem man zielbewußt unter allen möglichen Gründen, alle die Vorschläge der jungen und diesmal Bremer Gruppe abgelehnt hatte.

Ich möchte nicht die Namen der angenommenen und abgelehnten Meister nennen und auch ihre Werke hier nicht besprechen, um von vornherein einer ins Einzelne gehenden endlosen Polemik die Spitze abzubrechen und keinen Streit über Geschmacksfragen hervorzurufen, der wie das Hornberger Schießen verlaufen würde. Ich möchte aber feststellen, daß bei der Abstimmung von der älteren, reaktionären Partei in beinahe erfreulich einmütiger Weise vorgegangen wurde. Gleich am Vormittag des ersten Sitzungstages wurde ein Antrag durchgebracht und zum Prinzip erhoben, der sich in seinen Konsequenzen als mörderisch erwies, weil auf seiner Basis ein

Teil der unserer Meinung nach besten vorgeschlagenen Bilder von vorn-herein abgelehnt werden mußte. Es wurde nämlich beschlossen, daß kein Bild aus Kunsthändlerbesitz angekauft werden solle. Der Kunsthändler wurde einmal wieder hingestellt als ein Wucherer und Blutsauger, als ein Mann, der nach Gefallen die Preise der Kunstwerke in die Höhe treiben und ins bodenlose fallen lassen könne, als ob nicht auch die Preise für Kunstwerke durch Angebot und Nachfrage geregelt würden. Es wurde behauptet, daß, wenn der Kunsthändler Geld verdiene, es gleichsam dem Künstler aus der Tasche gestohlen sei. Wir trauten unseren Ohren nicht. Vielleicht sind wir in Bremen zu sehr kaufmännisch infiziert, um nicht zu wissen, daß jegliche Art von Ware der Börse und der Makler bedürfe. Glauben die Herren denn wirklich, daß die deutsche Künstlerschaft davon leben könne, was staatliche Museen und die wenigen Kunstfreunde Deutschlands vom Künstler direkt kaufen?

Aber auf diese merkwürdige Abneigung gegen den Zwischenhändler bin ich früher schon besonders häufig in München gestoßen, sogar unter Malern. Es gab einige, die geradezu in Wutzustände verfielen, wenn darüber gesprochen wurde, daß ein Kunsthändler oder gar ein Privatmann höhere Preise, als er beim Ankauf angelegt hatte, für Kunstwerke erzielte. Ihre Wut artete aber beinahe in Tobsucht aus, wenn es sich um einen Berliner Kunsthändler handelte. Vergessen diese Herren denn gänzlich, daß es gerade für junge unbemittelte Künstler unter Umständen von ungeheurer Bedeutung sein kann, einen Kunsthändler oder Amateur zu finden, der für sein gutes Geld ihnen opfer- und wagemutig, wenn auch zuerst noch zu mäßigen Preisen, ihre Arbeiten abnimmt? So ermöglicht er den Aufstrebenden materiell und moralisch das Leben und die Weiterarbeit und tut seinerseits alles um seine Entdeckung bekannt zu machen, wodurch indirekt doch nur der Produzent gefördert wird. Denn haben dessen Bilder erst einmal Marktwert, gehen sie in den Besitz von Privatleuten und Museen über, so steigert dieses erst die Preise für den Besitzer, der eventuell wie ein Minenunternehmer einen Gründergewinn berechtigter Weise einstreichen kann, dann aber werden sich auch weitere Liebhaber finden, die sich persönlich an die Maler mit nunmehr gemachten Namen wenden, um von ihnen direkt ein Bild zu kaufen, weil sie sich jetzt gegen plötzliche Entwertungen ihres Besitzes gesicherter fühlen, da ein Markt für ihn gegründet ist. Ist unsere Welt doch leider immer noch nicht von lauter Idealisten, reinen Kunstenthusiasten und Krösussen bevölkert.

Aus der fabelhaft glücklichen Entwickelung der französischen Malerei des vorigen und dieses Jahrhunderts ist die Rolle der passionierten und auch der spekulativen Kunsthändler, die verdientermaßen selber bei ihrem Vorgehen Seide gesponnen haben, nicht mehr weg zu denken und wie viele junge beinahe verzweifelte Talente sind durch diese Händler über Wasser gehalten worden, bis die Ruhmeswelle sie selber in die Höhe hob und durch das stürmische Meer des Lebens trug. Wenn alle Bilderkäufer Deutschlands denken wollten, wie die Verbindung für historische Kunst, dann müßten auch viele unserer bedeutendsten und berühmtesten Maler große Geldmittel flüssig machen, um ihre Produktion, die sie gern und willig aus Bequemlichkeits- und Geschäftsgründen dem Kunsthändler anvertrauten, zurückzukaufen.

So ließen sich noch manche andere Gründe anführen, die gegen den Beschluß, nichts vom Kunsthändler nehmen zu wollen, ins Feld zu führen

wären. Jene Kunsthändlerfeinde sollten sich u. a. nur einmal vorstellen, wie oft durch den Kunsthandel einunddieselbe Summe Geldes vermehrt und immer von neuem umgesetzt wird, was der Kunst und den Künstlern dauernd zugute kommt und die Anfeindungen ihrer indirekten Wohltäter müßten schon darum logischerweise verstummen.

Aber ich erinnere noch einmal an den ersten Paragraphen unserer Verbindung, der die Kunst und nicht den Künstler fördern will. Die Kunst kann unserer Meinung nach nur unterstützt werden, indem möglichst viele und gute Bilder, einerlei wo sie gefunden wurden, angekauft, an öffentlichen Stellen ausgestellt und als Musterbeispiele gezeigt werden.

Wie gesagt, ich will mich nicht über die gemachten Ankäufe verbreiten, ich möchte nur konstatieren, daß Süddeutschland herzlich dabei zu kurz gekommen ist; denn kein Münchner, kein Stuttgarter, kein Karlsruher Bild ging durch, trotzdem viele auf das energischste vorgeschlagen wurden. Aber so gehts. Viele Köche verderben den Brei, besonders wenn ihn jeder einzelne auf seine eigene Art zubereiten will. Gute Kunstsammlungen sind nun einmal, so lange die Welt steht, immer noch nach den Ideen und nach dem Willen einzelner Persönlichkeiten, eines verständnisvollen Fürsten, eines Mäcens, eines Galeriedirektors angelegt worden, nie aber von Kommissionen und Vereinen, deren Mitglieder immer gezwungen sein werden, gegenseitig Konzessionen nach den Grundsätzen „heute mir, morgen dir“, oder „do ut des“, oder „haust du meinen Juden, hau ich deinen Juden“, oder „eine Hand wäscht die andere“ zu machen, und die sich beim Aufeinanderplatzen von Meinungen schließlich auf Mittelmäßiges, Gleichgültiges, Braves, Niemandenverletzendes einigen müssen, ohne dabei jemals eine einheitliche und charaktervolle Galerie zusammenzubringen, wohl aber in Jahrzehnten viele Millionen ohne Sinn und Ziel verbröseln.

Eine kleine Episode wird Dir Spaß machen. Unsere Gruppe hier schlug ein geistvolles Stilleben des verstorbenen Charles Schuch vor. Es sind rahmfarbene Spargel, die an ihren Spitzen in das zarteste Rosa ausklingen, ein Glas halb gefüllt mit goldgelbem Wein auf einer bläulichweißen Tischdecke, daneben eine niedrige, bauchige, braune Keramik und alles das nobel abgetönt vor einem goldig braunen Hintergrunde. Wenn dieses Bild auch nicht sehr weit getrieben ist, so repräsentiert es doch als eine in sich geschlossenene Arbeit, ein so gutes Stück deutscher und Münchner Malerei aus der klassischen Zeit der siebziger Jahre des vorigen Jahrhunderts, daß man mit gutem Gewissen für den Ankauf dieses Bildes, das sicher von den meisten Mitgliedern der Verbindung als Zimmerschmuck gern gewonnen wäre, eintreten konnte. Schon erscholl das Alarmsignal „Kunsthändlerbesitz“, außerdem „der Maler ist tot“; schüchtern warfen wir ein, beides hätte doch nichts mit den Qualitäten der Malerei zu tun, außerdem lebe die Witwe noch. Nun ertönte der Kriegsruf „Schulte Berlin“, wir bemerkten noch schüchterner, daß Schulte von der Witwe des Malers mit dem Vertrieb des ganzen Nachlasses beauftragt sei, also nur indirekt verdiene, oder aber, falls er tatsächlich, wie dann fest behauptet wurde, dies Bild persönlich besäße, mehr von der Witwe erwerben würde, wenn sein Schuchlager sich gut verkaufe. Nichts half, wir wurden überstimmt. — Als wir dann trauernd vor dem Bilde standen und uns über seine Reize unterhielten, trat der Leiter einer großen modernen Bilder-

sammlung in Bayern zu uns, entschuldigte sich, daß er allerdings früher nur Maler gewesen sei, aber trotzdem die Frage an uns riskiere, was dies und das, und dabei zeigte er auf die Spargel, das Glas, das Tischtuch ꝛc. eigentlich bedeute, er könne es nicht erkennen. Da freuten wir uns in unseren sündigen Herzen, daß dies Stilleben nicht angekauft worden war; denn wir dachten an den Fall, daß jene Pinakothek es gewonnen hätte, dachten auch an den Boden oder Keller, wenn es angängig wäre sogar Ofen, in den es dann wohl verschlagen worden wäre.

Ich könnte Dir noch viel erzählen von Sekundantendiensten, von Rücksichtnahme auf die Obrigkeit, moralischen Erwägungen und Schaukelpferdpolitik und anderen Dingen, die ständige Begleiterscheinungen vielköpfiger Generalversammlungen und Abstimmungen sind und mit Kunstkritik und Kunstliebe, wie wir sie verstehen, nichts zu tun haben, wohl aber an das brave Schilda erinnern; doch genug davon.

Nur um eine Gefälligkeit möchte ich Dich bitten, nämlich darum, daß Du, falls sich Dir die Gelegenheit bietet, gegen eine Legende und gegen ein Vorurteil ankämpfst, die in München Glauben finden sollen. Als wir nämlich innerlich enttäuscht, doch äußerlich fröhlich mit der Geste von Wirten und der Haltung von Menschen, die sich zu beherrschen gelernt haben — was uns außerdem durch die große persönliche Liebenswürdigkeit unserer Gäste auf das angenehmste erleichtert wurde — am letzten Abend im Alt-Bremer-Haus beim Wein saßen und der Wein die Zungen löste, wurde der Direktor unserer Kunsthalle von einem bayerischen Kunstmäcen, einem Münchener Kunstvereinsvorstande und einem süddeutschen Maler interpelliert, ob e r d e n n w i r k l i c h e i n s o a b g e s a g t e r F e i n d d e r M ü n c h e n e r M a l e r e i sei, wie man an der Isar erzähle. Wir waren, wie Du Dir als Wissender denken kannst, starr, denn ich kenne wirklich wenige Norddeutsche, die so mit der Feder, Worten und Taten für die Münchener Kunst eingetreten sind, ja soviel persönliche Freunde unter der Münchener Künstlerschaft haben. Wie hat er sich ins Zeug gelegt für das Bismarckdenkmal von Hildebrand, für das Moltkedenkmal von Hahn in unserer Vaterstadt und für eine würdige Vertretung der Münchener in unseren Sammlungen. Sind doch bei uns bis jetzt von diesen u. a. folgende vertreten:

Bürkel, Klein, Wilhelm Kaulbach, Eduard Schleich, Spitzweg, Bamberger, Canal, Fritz Baer, Defregger, Oberländer, Lenbach, Gabriel Marx, Leibl, Trübner, Charles Schuch, Uhde, Zügel, Stuck, Habermann, Dill, Stadler, Samberger, Püttner, Marr, Hengeler, Erler, Feldbauer, Salzmann, Th. Th. Heine, Zumbusch, Lichtenberger.

Diese Statistik mag für sich sprechen. Na ja, Du weißt ebensogut, wie ich, welch fetter Nährboden die Münchener Künstlercafés und Bars sind, Legenden erblühen und üppig ins Kraut schießen zu lassen. Diese eine von den vielen ist aber so leicht zu widerlegen, daß es vielleicht gelingen wird; zumal wenn Du fragst, ob denn in der Münchener Pinakothek alle diese Münchener Maler vertreten sind.

Nun laß uns und unsere Freunde ohne Rücksicht auf Vereine, Verbindungen, Cliquen, nach bestem Wissen und besten Kräften für gute Kunst, wo wir sie zu finden meinen, unbekümmert eintreten, und laß uns, so weit es möglich ist, Fäden spinnen und Brücken schlagen zwischen dem Norden und Süden, Osten und Westen unseres deutschen Vaterlandes, eventuell über alle sogenannten Autoritäten hin; denn nur so können wir

es zu guten öffentlichen und privaten Sammlungen und zu einer gesunden fördernden Kunstkritik bringen, wenn auch jeder Privatmann unmittelbare Fühlung mit den schönen Künsten hält, viel sieht, sein Urteil von Jahr zu Jahr klärt, dann aber sich selber als höchsten Areopag in künstlerischen Dingen betrachtet und sein Urteil immer wieder von neuem vor dem eigenen strengen Forum revidiert, wobei er natürlich nicht die Verbindung mit Gleichgesinnten und Gleichstrebenden verlieren und ihre Anregungen, Bereicherungen und Richtigstellungen meiden darf, wie auch die Gegner immer gehört werden müssen; nicht aber soll er Zeit, Nerven und Geld zu Zwecken, die den seinen entgegenlaufen, verzetteln.

Für diese Art der Kunstpolitik gibt es aber keinen angenehmeren Boden als die freien Städte; denn hier wird man weniger gestört und, wenn man es richtig anfängt, mehr unterstützt, als irgend wo anders, wo die weltliche und geistliche Obrigkeit in vielerlei Gestalt und unter verschiedenen Namen nicht einmal vor der freien Republik der schönen Künste und Wissenschaften Halt machen. Hier weht seit altersher eine frische, geistige Seebrise, bei der Kulturpflanzen aller Art gedeihen und sich frisch entwickeln können; kein scharfer schneidender Ostwind läßt sie frieren und erfrieren, kein heißer, dumpfer, drückender Südwind und Sirocco dörrt sie aus und versengt sie.

Hier kann jeder nach seiner Fasson selig werden und nur der endgültige Erfolg rechtfertigt ein Unternehmen oder macht es lächerlich.

Wir aber wollen mit offenem Visir für eine als gut erkannte Sache, nicht etwa gegen Menschen kämpfen.

Alfred Walter Heymel.

Kopien nach pompejanischen Wandgemälden.

Wir haben uns im letzten Frühjahr, als wir in Neapel vor der verblassenden Herrlichkeit der pompejanischen Wandbilder standen, mit Bedauern gefragt, ob denn kein nördliches Museum es unternehmen wolle, die herzergreifende Schönheit dieser schwindenden Kunstgebilde zum mindesten in ihrem jetzigen Zustand durch dauerhafte, sorgsame Kopien für sich festzuhalten.

Man weiß, daß diese schon durch ihren bloßen Zusammenhang mit der hohen Welt des klassischen Altertums unschätzbaren Malereien — vielleicht nicht einmal allzu sorgfältig behandelt — unter dem Einflusse der Luft und der südlichen Sonne von Jahr zu Jahr blasser werden und, wenigstens zum besten Teil, in absehbarer Zeit verschwinden müssen, wie etwa die untergegangenen Meisterwerke, von denen uns noch ein Umriß oder ein Schatten auf der Mauer venetianischer Paläste erzählt. Trauriges Geschick, bitter vollends für den, der mit malerischem Auge begabt nicht nur durch Verwitterung und Alter hindurch die selige Welt dieser wahrhaft elysäisch leichten und bezaubernden Bildungen zu erkennen vermag, sondern auch da, wo der verflüchtigende und vergröbernde Pinsel eines nur geschickten Arbeiters nicht viel anderes als Gewerbe und Ueberlieferung zeigt, das reiche Wesen einer aufs höchste entwickelten Malerei ahnt, deren handwerklich hergebrachte Grundsätze und Kunstgriffe es auch den Untersten und Spätesten möglich machten, mit

erstaunlich geringen Mitteln Wirkungen zu erzielen, nach denen die Hingabe eben unserer ernsthaftesten Farb- und Flächenkünstler von heute und gestern ringt. —

Eine reiche Regenbogenfolge leicht und lebendig hingesetzter Farben, kühne Verbindung, lockere, flächige Behandlung, die auf die Ferne zielt, überall den Strich und das Absetzen des Pinsels sehen läßt und zu geistreich augenblicklichen Wirkungen benutzt, Bescheidenheit in den Lokaltönen, Zierlichkeit und Vereinfachung des Umrisses, von der Gehaltenheit ruhiger Verklärung bis zur Frechheit der lustigsten Verzerrung und Verzogenheit hin, Streben nach Durchsichtigkeit und Helle und vor allem nach Vermeidung jeglichen Zuviels, alles dies ist im Grunde so ziemlich dasselbe, was unsere Allerneuesten als notwendig erkannt und — zu einem Teil wenigstens — erreicht haben.

Der alte Böcklin hat etwas derartiges vor den bescheidenen, verwitterten Tafeln des Neapler Museums empfunden; und wenn wir auch der Meinung sind, daß ihm bei seiner Vergangenheit und der ganzen Art seiner Veranlagung in der Hauptsache kaum zu helfen war, so ist doch in späten Arbeiten, die unter dem Einfluß solcher noch so lückenhaften Erkenntnisse entstanden sind, etwas wie eine Verjüngung und eine Rückkehr zu malerischen Grundlagen unverkennbar.

Einschaltend möchten wir hier bemerken, daß unsere vor den pompejanischen Wandmalereien gemachten Erfahrungen sich wesentlich bestärkt fanden durch das, was wir in Neapel und anderen Orts, vor allem aber in Rom von alten Mosaiken sehen durften.

Unter der pompejanisch-herkulaneischen Ausbeute befindet sich der kleine Akt eines Ringkämpfers, dessen Färbung von Purpur über bräunlich Weiß bis zu tief blauen und grünen Tönen läuft, alles unvermittelt neben einander und nur durch höhere Uebereinstimmung verbunden. In Rom im Kapitolinischen Museum ist ein Mosaik mit zwei Masken, dessen Farbe eine süße Verschmelzung bräunlicher und grauer Werte darstellt, die Cézanne nicht reicher gelungen ist, ganz abgesehen von den erstaunlichen Frucht- und Blumenstücken vatikanischer Fußböden und den Fischen im Konservatorenpalast, die einen unerreichten Höhepunkt schimmernder Farbigkeit darstellen.

Wenn wir uns vergegenwärtigen, in welchem Verhältnisse die überwiegende Masse dieser schönen Dinge zu der eigentlichen malerischen Tätigkeit des Altertums steht, ein wie großer Abstand sie von den gefeierten Meisterstücken der griechischen Malerei trennt, wenn wir einen Augenblick annehmen, uns sei von den Hervorbringungen unserer klassischen Malkunst durch ein widriges Geschick nichts anderes übrig geblieben als eine Anzahl später Wandmalereien des Rokoko, wie sie hier und da in alten Schlössern vermodern, Erzeugnisse eines greisen und schwächlichen Handwerks, noch immer durch einen dämmernden Abglanz goldener Zeit verherrlicht, vielleicht auch ein kleiner Rest der vatikanischen Loggien, so werden wir erkennen, wie sehr wir genötigt sind, die Namen Apelles, Zeuxis und Polygnot neben die Namen Raffael, Tizian und Rubens zu setzen, möge auch das, was Athen, Jonien und Sikyon hervorbrachten, noch so verschieden sein von dem, das Rom, Venedig und Antwerpen uns geschenkt haben.

Man kann nun nicht einmal behaupten, daß unsere Kunstanstalten sich ihrer Verpflichtung, so ehrwürdigen Resten gegenüber ganz und gar entzogen hätten. Man hat mit Hilfe des Steindrucks recht farbenprächtige Sammelwerke angelegt, die, so achtenswert sie an sich sein mögen, leider zu Muster-

büchern in des Wortes verruchtester Bedeutung geworden sind und manchem Bahnhof, mancher Badeanstalt und manchem Hausflur zu einer pompejanischen Ausmalung nach Vorlage F verholfen haben. Daß aber durch solche kleine, nur das Allgemeinste eines bunten Zierates wiedergebende Blätter das Wesentliche ihrer Vorbilder, die geheimnisvoll hinter dem Schleier des Verfalls dämmernde Welt eines höchsten Kunstschaffens, nicht späteren Geschlechtern überliefert werden kann, und dies noch viel weniger durch die übel berufenen, lackierten Schmierereien jener kopierenden Wanzen geschieht, deren Duldung in den Museen ein Schandfleck für Italien ist, diese Tatsache bedarf kaum der Erwähnung.

Hingegen mußte allerdings der in diesem besonderen Verhältnisse höchst berechtigte Wunsch nach guten Kopien als ein aussichtsloser gelten, da wir es hier mit einer Malerei zu tun haben, die einerseits mit scheinbarer Ordnungslosigkeit andeutend, schnell, auf höchsten Geist und die Benutzung jeder flüchtig schönen Zufallswirkung hinzielt, und in Einzelheiten launisch, bald mißachtend, bald hervorhebend, prickelnd, geschickt, leichtfertig, Verfeinerung und Vergröberung gleicher Weise dem Augenblicke schuldend, ihr herrschaftliches Spiel mit Farbe und Form, mit Licht und Dunkel treibt, und mit der verschwimmenden Weichheit zärtlicher Gestalten oder der ausgelassenen Keckheit eines herausgeschleuderten Umrisses jeder noch so sorgfältig vorgenommenen Uebertragung spottet, während andererseits ein durch Jahrhunderte gefestigtes Handwerk ihrem Malmittel eine Dauerhaftigkeit leiht, die es ihnen ermöglichte, nicht nur die tausendjährige Asche des Vesuv, sondern noch weit gefährlichere Verschüttungen, wie die der Casa Livia, zu überstehen, eine Dauerhaftigkeit, vor der unser Malwesen, das seit vielen Jahrzehnten ein Wanderleben steten Wechsels unter leichten, immer wieder abgebrochenen und erneuten Zelten zu führen gewohnt ist, erschreckt und machtlos Hand und Pinsel sinken läßt.

Wir gestehen, daß auch wir die doppelte Aufgabe eines handwerklich zähen Ausdauerns und Kämpfens um die Wiedererwerbung verlorener, schwierig zu handhabender Mittel und Grundlagen und eines leichten, schwebenden, fügsamen, furchtlosen Anschmiegens an die Wirkungen alter Malermeister und Gesellen und die wechselnden Launen, mit denen die Zeit bald einen fließenden Ueberzug über klare Formen gedeckt, bald ein einheitlich Weiches mit Brüchen auseinandergezerrt hat, für unlösbar hielten. Um so angenehmer waren wir überrascht, als wir vor einigen Wochen in Bremen Gelegenheit hatten, die Kopien zu bewundern, die Frl. Sophie Hormann, zur Zeit in München lebend, nach verschiedenen kleineren und größeren Stücken der neapolitanischen Sammlung angefertigt hat.

Rund heraus gesagt: Diese Kopien sind das Vollendetste, das uns an irgend welchen Nachbildungen hoher Kunstwerke vorgekommen ist. Frl. Hormann hat sich mit jahrelanger Geduld und Emsigkeit die merkwürdige Stukkolustro-Malerei der pompejanischen Wände aufs neue erobert, und hat mit einer völlig genialen Anpassung ihre Tafeln zuerst in Oel, dann unter größester, zunächst oft ergebnisloser Mühsal auf vorbereitete Stuckplatten gemalt und gebrannt, mit dem Erfolg, daß jetzt einige der schönsten alten Darstellungen in Wiederholungen vorhanden sind, die auch nicht einen wesentlichen Reiz der Vorbilder vermissen lassen.

Es ist uns von befreundeter Seite versichert worden, daß Frl. Hormann auch schon vor ihrer Beschäftigung mit den antiken Bildwerken sich als eine ganz vorzügliche Kopistin erwiesen habe. Wir schenken dieser Aussage gern Glauben; denn sie trifft mit unserer eigenen Annahme zusammen, nach der

es kaum ein schwierigeres Kopieren geben dürfte, als das nach diesen uralten Bildern. Frl. Hormann gibt uns in der Tat den ganzen schillernden Glasfluß, mit dem die Zeit das kecke Feuer ursprünglicher Malerei verschleiert hat; und von dieser selbst läßt sie uns keine zarte Helligkeit, kein aufgesetztes Lichtchen, kein noch so zaghaftes Rosa, Grün, Hellblau und Grau, eines huschenden, hingewehten Halbschattens, keine unmerkliche Wendung, mit der ein Umriß oder eine Fleischpartie der Figürchen angedeutet ist, vermissen. Keine Nachlässigkeit wird umgeformt, keine noch so offensichtliche Verzeichnung verschlimmbessert, die ganze schmelzende Lyrik dieser paradiesischen Welt, das ganze Fett einer durch und durch von Kunst und phäakischem Behagen durchtränkten, wollüstig mit ihrem eigenen sicheren Reichtum tändelnden Malweise blüht unter ihrem Pinsel wieder auf.

Tief erschütternd ist es, wenn man aus dem neuzeitlich gotischen Wirrwarr unserer Mittelstädte kommend mitten unter den Abziehbildern und dem sonstigen Dreck eines sogenannten Kunstsalons dem ungeheuren Götterantlitz der Urkadia gegenüber steht, das, verblaßt, entwürdigt, wie es offenkundig ist, dritten, ja zehnten Ranges im Verhältnis zu den eigentlichen Höhepunkten antiken malerischen Schaffens, wie es sein mag, immer noch die göttliche Sprache Homers spricht, und auf Augen und Stirn eine Würde hat, die ihre Trägerin als Verschwisterte der Hera, Athena und Artemis bezeichnet, alles Göttinnen, freilich nicht aus der Sippe der braven Werdandi und ähnlicher Kunstwärterinnen, sondern reines Blut aus den Adern Saturns, wenn man die lichten Gestalten, füllhorn tragend, himmelblaue Nymphen über dem ambrosischen Grün verzauberter Wiesen schweben oder aus dem farbenreichen Schwarz einer nächtlichen Wand hervorschimmern sieht, und neben ihnen und um sie die Ausgelassenheit der roten, gelben und weißen Faune und das ganze lustige Zwergen-Tier- und Still-Leben, und es nicht begreift, wie man am hellichten Alltag aus dem hutzlichen, unrätlichen und verwinkelten Getreibe seines Allerweltsstädtchens plötzlich mitten in diese Götterwelt hineingeriet. Es ist, als wenn unter dem Gedudel eines Jahrmarktes Don Giovannis Komthur heraufsteigen wollte, oder das Abschieds-Duett Konstanzens und Belmontes ertönte, oder als wenn bei gegenwärtigen Zeitläuften Faustens Helena sich zwischen den illuminierten Rosenbeeten des Achilleions erginge.

Da Fräulein Hormann ihre rühmenswerte Tätigkeit schon seit einigen Jahren ausübt, da ferner selbst der vernageltste Stiefel eines preußischen Oberlehrers mit Ehrfurcht aufstampft, wo immer er klassischen Boden wittert, da drittens der Widerwille mancher älterer Herrschaften gegen neue Kunst nur aus ihrem Durchdrungen-, Getränkt- und Verwöhntsein vom Geist und der wahren Quintessenz alter Kunstwerke herkommt, so sollte man annehmen, daß man der hochbegnadeten Künstlerin, als sie mit ihrer Beute aus der klassischsten aller Malereien in den kulturfreudigen Norden zurückkehrte, bis nach Krähwinkel hinein Ehrenpforten erbaut hätte, und unter den besseren Museen ein Kampf um die ja immerhin der Zahl nach beschränkten Erzeugnisse ihres kopierenden Pinsels entbrannt wäre.

Freilich in Preußen hätte selbst Voltaires Ingénu kaum dergleichen vermutet, seitdem man in Kadinen Töpfereien „nach pompejanischer Art" erzeugt, für deren schamlos plundrige Roheit das Wort Verballhornung ein Glimpf und Ehrenname wäre. Aber anderswo? Wie steht es da? Hat sich im übrigen Germanien ein Museum, ein Privatmann gerührt, um Fräulein Hormann den schuldigen Lohn für ihre Taten, der eigenen Sammlung eine unschätzbare Bereicherung zuzuführen? Es scheint, dies ist in keiner Weise der

Fall; und der Künstlerin ist es nicht einmal gelungen, sich für jahrelange uneigennützige Bemühungen einigermaßen zu entschädigen und ihr Unternehmen auf eine wirtschaftliche Grundlage zu stellen.

In Bremen ist es uns mit Mühe gelungen, drei oder vier Täfelchen unterzubringen. Das Museum hegte grundsätzliche Bedenken wegen des Ankaufs von Kopien. Wir würden uns nicht bei diesem einzelnen Fall aufhalten, wenn er uns nicht leider als Vorbild für viele andere gelten müßte, und wir nicht wüßten, daß Grundsätze bei allen Veranstaltungen nur dazu da sind, um an falscher Stelle angewendet zu werden.

Nun, vielleicht kommt man hier und da über solche Bedenken hinweg, wenn es sich darum handelt zu zeigen, welche Ueberlieferung stärker ist, die von Pompeji oder die von Schilda. Allerdings mußten wir mit Entsetzen die böotischen Meinungen kunstbeflissener Pfahlbürger über unsern Gegenstand vernehmen. Die Herrschaften wandten sich entrüstet oder kopfschüttelnd von der anspruchslosen, unverständlichen Ware ab und den geliebten Feld-Wald-Wiesen- und See-Stücken zu, deren lauliche und bekömmliche Zubereitung ihren häuslichen Mägen keine Anstrengungen zumutete.

Und nun gar die Tageblattschreiber! In den von uns gesehenen Proben kommt keiner über eine Anstandsbemerkung, ein „recht hübsch", „geschmackvoll", „begabt" usw. hinaus. Kein Lob wird unserer Künstlerin, das nicht jede kunstgewerbelnde Maid, wenn sie nach einem halben Jahr Debschitzschule mit einem gestickten Rückenkissen vor das Publikum tritt, hold errötend einstecken darf. Wahrlich, wären Fräulein Hormanns Arbeiten aus dem Bestreben nach Zeitungsruhm entstanden, so müßte man sagen: „Parturiunt montes, nascetur ridiculus mus".

Um so eindringlicher möchten wir uns mit Berufung an jeden wenden, dessen Amtes unsere Angelegenheit ist, Sammler, denen die Kunst und nicht nur ihre Besonderheit am Herzen liegt, Kunsthändler, die nicht nur mit Marktware hantieren wollen, ehrenwerte Vorstände klassischer Museen, deren Kunstbegeisterung über die Venus Kallipygos und den Antinous hinaus reicht, und die sich ein Vergnügen daraus machen würden zu zeigen, daß antike Bildnerei nicht ein verstaubtes und verschimmeltes Formel-Schul- und Gyps-Wesen ist, sondern etwas höchst Lebendiges, höchst Anmutiges, höchst Ergreifendes, in dem neben keuscher Strenge und erhabener Gemessenheit alles wohnt, was Rausch, Tanz, Leichtsinn und Taumel an Göttlichem haben, alles Zärtliche, alles Verfeinerte und Erregende, alles Rauschende und Klingende, alles, was zu Sinnen und Gemüt sterblicher Menschen spricht.

Wir denken hier an München, das vor kurzem um eine schöne Sammlung alter Kleinkunst bereichert wurde. Mit einem geringen Aufwande (die Preise der Platten betragen meist nur wenige Hunderte) ließe sich der Raum, in dem diese Sammlung untergebracht wird, aufs Herrlichste schmücken. Wir denken ferner an das Großherzogliche Darmstadt, nachdem in Weimar wieder Sonnenfinsternis geworden ist. Wir denken an das Hagener Museum und an die mancherlei Orte Deutschlands, in denen die Kunst anfängt eine lebendige Angelegenheit zu sein und nicht mühsäliges Herkommen wie der sonntägliche Predigtbesuch eines gleichgültigen Kirchenvorstandes. Möge sich keiner unter ihnen in dem etwas mageren Lenz deutscher Kunst diese Wunderblume entgehen lassen.

Unter andern müßte es auch Herrn Cassierer in Berlin eine Freude machen, wenn er den störrischen Besucher, der für die Kunst der Manet, Renoir, Degas und Cézanne die abgestandenen Witze von ehegestern hat,

vor unsere Nachbildungen führen könnte und zu ihm sprechen: „Sehen Sie, mein Herr, hier dies Gesudel von blauen, grünen, weißen und rahmfarbenen Strichen auf unbestimmbarem Rosa, es stellt einen Hahnenkampf dar. Hier dieses hingespuckte, unkenntliche Etwas auf verschmiertem Grund ist ein fliegender Genius. Dieses liederlich gezeichnete Weibsbild mit farblos nachlässiger Gewandung, schmutzigen, unharmonischen Fleischtönen, steifer, ungeschickter Haltung, unerfreulich verworrenem Blick im trüben Antlitz, ist die Zauberin Medea; und alles sind Tafeln, gemalt vor zweitausend Jahren, zu einer Zeit, in einer Umgebung und aus einer Ueberlieferung heraus, deren verbriefte Unantastbarkeit in Fragen der Kunst Sie mit keinem Muckswörtchen bezweifeln dürfen. Ahnt Ihnen immer noch nicht, daß Deutlichkeit und Glätte ein wesentlicheres Erfordernis für Liebigbilder ist, als für Kunstwerke?"

Also würde Herr Cassirer sprechen und der störrische Besucher müßte beschämt von dannen schleichen, nach dem er noch schnell alles gekauft hätte, was er sollte, schon aus reinem Schrecken.

Wir möchten uns zum Schluß noch mit einer Bemerkung an Fräulein Hormann wenden, da sie — nicht zu unserm Behagen — neben die herrlichen Kopien Erzeugnisse eigenen Schaffens gehängt hat, die bei aller sorgsamen Ausführung sich nicht über den Durchschnitt gewohnter weiblicher Kunstleistungen erheben. Nun gehört das Herabwirtschaften angelernter Kunstgriffe so sehr unter die traurigsten Zusammenhänge unserer Zeit, daß jeder, der es gut mit uns meint, sich davon fern halten sollte; und wir wünschen unsrer verehrten Künstlerin schon deshalb einen recht großen und erträgnisreichen Erfolg ihrer Kopien, weil wir hoffen, sie werde alsdann durch eine immer wieder erneute und verinnerlichte Beschäftigung mit den hohen Gegenständen ihres Amtes, selber zu der Einsicht kommen, daß hier Bescheidenheit und Nachahmung edler sind als ein Wettstreit, bei dem der Neuere doch den Kürzern ziehen muß.

Kassandra und Pythia sollen nicht auf eigene Faust weissagen, sondern warten, bis der Bogenschütze Phöbus Apoll ihnen Stimme und Sinn verleiht.

Bremen. Rudolf Alexander Schroeder.

Literatur.

Franzosen.

Als das wichtigste Ereignis der gegenwärtigen deutschen Belletristik muß die im Verlage von J. C. C. Bruns (Minden i. W.) erscheinende Gesamtausgabe der Werke Gustav Flauberts bezeichnet werden. Je weiter wir uns zeitlich von Flaubert entfernen, desto mächtiger wächst seine einsame Erscheinung. Ihn muß nennen, wer den größten französischen Prosaiker seines Jahrhunderts, ihn, wer den Zertrümmerer des alten, den Bauherrn des neuen Romans nennen will. Er hat die erzählende Literatur in gänzlich verändertem Zustande hinterlassen. Er hat einen ganz neuen Maßstab erzwungen. Er selbst ist dieser neue Maßstab geworden. Madame Bovary ist als ein ewiges Werk längst auch in Deutschland anerkannt. Umso begrüßenswerter ist die Uebertragung der Education sentimentale, und der Tentation de St. Antoine. Für die visionäre Wucht dieses letzteren Buches, das einsam in der Weltliteratur dasteht, war das Deutschland allerdings nicht reif, das Ebers Homo sum goutieren konnte, und aus Buschens derben Späßen seine Kenntnis des Einsiedlers Antonius zog. Vielleicht ist das Deutschland von heute diesen tiefsinnigen und unerhört reichen Visionen entgegengereift. Wie ein Schlüssel zur Versuchung des heiligen Antonius lesen sich Flauberts Briefe aus dem Orient (z. B. S. 40, 42), in denen man Flaubert als einen ungewöhnlich fesselnden Korrespondenten kennen lernt, während die bretonischen Reisebilder Ueber Feld und Strand demonstrieren, was ein eminenter Künstler aus einer an sich wenig dankbaren Gegend Reizvolles machen kann: auch hier lebt jener unvergleichliche Beobachter, dem für jeden Eindruck der prägnanteste Ausdruck und das artistische Bild zur Hand war. Mit stets gleicher Spannung liest man die zwei Bände Briefe über seine Werke, und Briefe an Zeit- und Zunftgenossen (das berühmte Schreiben an Ste-Beuve steht versehentlich in beiden; Taine heißt nicht Henri, sondern Hippolyt Adolph): nicht nur um dessentwillen, daß fast alle erlauchten Namen zeitgenössischer Schriftsteller als Empfänger vertreten sind, sondern vor allem auch, weil in ihnen der künstlerische Ernst aus jeder Seite spricht: die nie zufriedene Arbeit am eigenen Kunstwerke, das ergreifende Ringen um eine Vollendung mehr, um Stil, Größe, Sachlichkeit, um „das“ Wort, „das“ Beiwort, „den“ Tonfall, um jene strengste Notwendigkeit, die sich tödlich feindselig gegen klassizistischen Traditionalismus, romantische Willkür und moderne Stillosigkeit und künstlerische Gewissenlosigkeit kehrt. Diese Bände wünschte man auf den Arbeitstisch unserer Erzähler als stete stumme Mahner. Die Deutschen haben keinen Autor wie Flaubert. Haben sie überhaupt Romanschriftsteller, die man in einem Atem mit ihm nennen darf? Welcher deutsche Autor hätte ähnlich strenge Forderungen an sich selbst, wie Flaubert, nur gestellt, geschweige denn erfüllt?

Alfred de Musset liegt in einer geschickten Auswahl und zum mindesten glatten Uebersetzung vor (Goslar, F. A. Lattmann). Band I enthält die Gedichte, II die Dramen: Andrea del Sarto, Lorenzaccio, Der Leuchter, Man soll nichts verschwören, Caprice, Zwischen Tür und Angel. III die Novellen: Liebe und Liebe, Emmeline, Der Sohn des Tizian, Friedrich und Bernerette IV: Mimi Pinson, Die Geschichte einer weißen Amsel, Die Fliege, Croisilles, Peter und Camilla, Javottens Geheimnis. Musset kann den Deutschen von heute manches werden: er war Dichter bis in die Fingerspitzen, und seine Ungezwungenheit, selbst wo sie ungezogen wird, voll Geist und Anmut. Wenn diese Uebersetzung keine andere Wirkung hätte, als uns den Geschmack an den Versspielen der Blumenthal und Fulda vollends zu verderben: welches Verdienst!

Mérimées Ausgewählte Novellen beginnen bei Georg Müller (München) in der Uebertragung von Richard Schaukal zu erscheinen. Der vorliegende erste Band

bringt, außer einer interessanten Einleitung des Uebersetzers, Mateo Falcone, Ein Gesicht Karls XI., Die Einnahme der Schanze, Tamango, Eine Partie Brett, Die Venus von Ille. Ein Verdienst auch dieser Versuch: all unsere Autoren könnten von Mérimée lernen, wie eine Erzählung zugleich logisch, leidenschaftlich und knapp sein kann. Welcher Fortschritt, wenn Prägnanz, Freude am reinen Umriß, an der edeln Form, artistische Erzählungstechnik auch bei uns Forderungen würden, die der Romancier an sich selbst und der Leser an den Romancier stellt!

Wo haben wir kurze Geschichten von der durchsichtigen Anmut, wie das schmale Bändchen Revolutionsgeschichten von Anatole France deren sechs vereinigt (München, Langen)? Jede dieser Novelletten ist wie eine jener kleinen und zierlichen Medaillen im Oberlichtsaale des Luxembourg von reinen und sparsamen Mitteln, nichts überladen, nichts überscharf, nichts verblasen: fest, köstlich und formschön. Oder diese Neuen Bauerngeschichten von Maupassant (München, Langen), wie ist das erzählt! Jeder Strich sitzt, jedes Wort trifft; nichts Ueberflüssiges; kein Sentiment hineingepumpt; Sparsamkeit in der Schilderung; Geiz in der Verwendung der Arabeske. Wieviel man an Maupassant lernen kann, beweist ein Schriftsteller, der durchaus dritten Ranges ist: Ompteda. Aber er kann erzählen, und an Maupassant hat er das gelernt. Im Zuge las ich neulich den Anfang einer Novelle von Maupassant:

„Vor der Tür des Pachthofes standen die Männer im Sonntagsstaat und warteten. Die Maisonne strahlte hell über den blühenden Obstbäumen, die rosig, duftend und rund waren wie riesige Blumensträuße und den ganzen Hof mit einem Blütendach überdeckten. Unaufhörlich schneiten sie kleine Blumenblätter herab, die wirbelnd und kreisend in das hohe Gras fielen, in dem die Löwenzahnblüten wie Flammen glänzten und die Mohnblumen wie Blutflecken erschienen.

Ein Mutterschwein schlief am Rande des Dunghaufens mit riesigem Bauch und geschwellten Zitzen, während eine Schar junger Ferkel mit ihren seilrunden Rüsseln um es herum tummelte.

Plötzlich erklang drunten hinter den Bäumen des Pachthofs die Kirchglocke. Ihre eherne Stimme sandte ihren schwachen und fernen Ruf in den lichtstrahlenden Himmel hinauf. Schwalben flogen pfeilschnell durch den blauen Raum, den die unbeweglichen Buchenhecken umschlossen. Bisweilen wallte Stallduft auf, vermischt mit dem süßen, zuckrigen Dufte der Apfelbäume."

Wie ist dies alles gesehen! Steht mit einer Sachlichkeit und Sicherheit da, kein Wort zu viel, keines zu wenig! Die Stimmung nicht ein sentimentales Präludieren des Erzählers, sondern gleichsam das Eigenlicht, die Naturfarbe, der gemäße Ausdruck der Sache.

Bei dieser Gelegenheit sei auf eine zweckdienliche Einführung in Maupassant verwiesen: Eduard Maynials Biographie, die im französischen Original beim Mercure de France, in deutscher Uebersetzung bei Marquardt & Co., Berlin, erschienen ist. Der des Französischen mächtige Leser wird gut tun, auch das Original zu erwerben, da die (übrigens hübsch ausgestattete und angenehm handliche) Uebertragung manches kürzt und zahlreiche dokumentarische Belege und Hinweise wegläßt. Wer auch Maupassant selbst lieber im Original liest, erwerbe sich die im Erscheinen begriffene auf siebenundzwanzig Bände berechnete Ausgabe von Louis Conard, von der bis jetzt Boule de Suif, Une Vie, La Maison Tellier und Contes de la Bécasse herausgekommen sind. Jetzt endlich hat Maupassant eine würdige Ausgabe gefunden: nicht greulich illustriert wie die bisherigen; auf eigens beschafftem, mit der Unterschrift des Dichters als Wasserzeichen versehenem Handpapier herrlich gedruckt (in der Imprimerie Nationale) und in festes Halbmaroquin nach guter französischer Tradition gebunden. Diese vier ersten Bände bringen nicht weniger als zehn bisher ungedruckte Stücke,

darunter acht novellistische Studien. Durch ihre Ausstattung ist die Conardsche Ausgabe die des Bücherliebhabers, durch ihre Vollständigkeit und Genauigkeit (sie bringt auch Varianten und gleichzeitige Kritiken) die des Literarhistorikers.

Eine Gabe von geschliffener Feinheit sind die kleinen Erzählungen En Marge des Vieux Livres von Lemaître, von denen nun auch der zweite Band erschienen ist (Société française d'imprimerie et de librairie). Der erste enthielt nachdenkliche und ironische Randzeichnungen wie mit Silberstift zur Odyssee und Ilias, zum Zend Avesta, zur Aeneis, den Evangelien und der Legenda Aurea; der neue bringt, neben neuen Studien zu den Evangelien und Vergil, Variationen über das Ramayana, über die Chansons des Gestes, die Chroniken von Villehardouin und Joinville, das Decamerone, den Pantagruel, Don Quixote, die Briefe der Madame Sévigné, Lafontaines und Fénelons Fabeln, Saint Simons Memoiren und die Proklamationen Napoleons: Literatur eines mit feinem Wissen spielenden und höchst kultivierten Feinschmeckers, bestimmt für Genießer, die all die raffinierte Naivität der Sprache, jede leis ironische Wendung, jede halbe Anspielung behutsam kosten wie alten Wein. Wenn Lemaître als nationalistischer Politiker der Widerpart von Anatole France ist, als Ziseleur kleiner Köstlichkeiten sitzt er neben ihm in der gleichen Goldschmiedewerkstatt einer alten Kultur.

Ein ganz merkwürdiger Band ist im Inselverlag veröffentlicht worden: Arthur Rimbauds Leben und Dichtung. So merkwürdig, wie der vulkanische Mensch selber, dessen spärliches Lebenswerk er enthält. Shakespeare enfant nannte ihn der hyperbolische alte Victor Hugo. Rimbaud hat nicht viel geschrieben, weil er mit neunzehn Jahren schon die Dichtung an den Nagel hängte, um ein Fahrender zu werden. So war er französischer Sprachlehrer in London und in Stuttgart, wurde zwischen Livorno und Siena vom Sonnenstich getroffen, war Arbeiter in Marseille und in Wien, wurde im Schub nach Charleville zurückgeschickt, durchquerte Belgien, aus dem er ausgewiesen war, kam in der Maske eines malaischen Händlers nach Java und Sumatra, desertierte von den holländischen Okkupationstruppen in die Urwälder, ging als Kriegsberichterstatter auf einem englischen Schiff nach Liverpool, wanderte zu Fuß durch Holland (wenn er, der Deserteur, erkannt wurde, war ihm der Tod sicher), wurde in Hamburg Dolmetsch bei einer vagabundierenden Zirkustruppe, sah so Kopenhagen und Stockholm, wurde in Aegypten Kaufmann, auf Cypern Chef einer Steinbruchfirma, in Aden Einkäufer für ein Kaffeegeschäft, und fand endlich in Abessynien eine ihm zusagende und ihn aufreibende Tätigkeit: er half Menelik II. bei der Gründung des neuen Abessynien, besuchte in Schoa, Godscham, Kaffa Länder, die noch kein Europäer gesehen hatte, und starb sechsunddreißig Jahre alt, an Tropengicht. Ganz merkwürdig sind auch seine Gedichte, von denen Le bateau ivre eines der berühmtesten der symbolistischen französischen Lyrik ist: nicht jedermanns Sache, aber der Liebhaber seltener Sensationen und glühender Bilder wird in ihnen bizarre Schönheiten entdecken. Die Uebersetzung von Ammer tut ihr Möglichstes, aber wer Rimbaud wirklich kennen lernen will, muß zum Originalbande des Mercure de France greifen. (Bei dieser Gelegenheit sei auf das Sonderheft der Literarhistorischen Gesellschaft Bonn verwiesen: Oppeln-Bronikowski, Das junge Frankreich. Dortmund, Ruhfus.)

In der vom Mercure de France veranstalteten Collection des plus belles pages ist der lang erwartete Band Stendhal herausgekommen. Er ist vor allem der Persönlichkeit Stendhal gewidmet; bringt die tagebuchartigen acht Kapitel aus dem autobiographischen Roman Vie de Henri Brulard, vier aus den Souvenirs d'Egotisme, fünfzehn seiner charakteristischen Vorreden zu den verschiedensten Werken, je drei Kapitel aus den beiden großen Romanen, ausgewählte italienische und französische Anekdoten, die zwölf schönsten Kapitel aus dem Buche De l'Amour, Briefe

und biographischen Anhang. Eine bessere Einführung in das komplizierte Lebenswerk Stendhals läßt sich nicht denken, als diese Auswahl. Für den Kenner Stendhals kommt gleichzeitig die Uebertragung von Ernest Seillères demokratischem Imperialismus gelegen. Unter diesem mehr als vagen, direkt irreführenden Titel behandelt der geistreiche Franzose so verschiedene Naturen wie Nietzsche, Rousseau, Proudhon, Marx, Fourier und Beyle-Stendhal. Die Studie über den letzteren ist unleugbar klug, selbständig, von dem festen Willen diktiert sich nichts vormachen zu lassen, und geistreich bis zum Paradox (Verlag Barsdorf, Berlin).

Vor kurzem wurde uns der erste Band einer Uebersetzung Montaignes zugeschickt (Berlin, Wiegandt und Grieben), die sehr gediegen ausgestattet ist und siebenundfünfzig Essays enthält. Montaigne gehört zu den ganz wenigen Autoren, deren Wirksamkeit und Einfluß unbegrenzt ist, weil sie immer wieder von Zeit zu Zeit mit einer gewissen geheimnisvollen Gesetzmäßigkeit in „Erdnähe" zu stehen kommen. Immer war es eine geistig regsame Zeit, die sich mit ihm besonders beschäftigte. Ihn riefen die Bayle und Voltaire als Eideshelfer an. Ihm widmete Emerson eines der sechs Piedestale seiner Representative Men: „es war mir als hätte ich in irgend einer Präexistenz dieses Buch geschrieben" — das war sein Eindruck beim ersten Bekanntwerden. An Montaigne hat Nietzsche gedacht als er seinen Aphorismus Seltene Feste schrieb: „Körnige Gedrängtheit, Ruhe und Reife — wo du diese Eigenschaften bei einem Autor findest, da mache Halt und feiere ein langes Fest mitten in der Wüste: es wird dir lange nicht wieder so wohl werden." Que sçays-je ist kein schlechtes Motto für den, dem es mit seiner persönlichen Kultur Ernst ist. Skeptizismus, ist eine Angelrute, mit der man manchen Edelfisch der Erkenntnis aus seiner kühlen Tiefe herauf holt. Tant vaut le doute d'un homme, tant vaut sa foi. Der Skeptizismus Montaignes ist nichts anderes als eine Aeußerung höchster Besonnenheit; Prévost-Paradol hat dies sehr glücklich formuliert: une perpétuelle leçon de tempérance et de modération, puisque toute opinion extrême y est combattue et qu'on y sent partout le désir d'être équitable.

An die ungeheuer schwierige Aufgabe einer Uebertragung der Fleurs du Mal haben sich elf deutsche Autoren gewagt (u. a. Hauser, Schaukal und Zweig). Die Frucht ihrer Arbeit ist ein schmales, handliches und hübsch gedrucktes Bändchen geworden: Charles Baudelaire, Die Blume des Bösen (Berlin, Oesterheld und Co.) Sie hatten einen ganz großen Vorgänger: Stefan George, dessen Umdichtungen Baudelaires bei Bondi, Berlin, schon in zweiter Auflage erschienen sind. Wir hoffen in Bälde diesem größten unserer Verskünstler eine ausführliche Studie widmen zu können, wie wir auch auf Baudelaire zurückzukommen gedenken. Für heute sei noch auf den Band Oeuvres posthumes verwiesen, der u. a. die unterdrückten Vorreden und sechs in allen Ausgaben fehlende Stücke der Fleurs du Mal enthält, dazu die dramatischen Entwürfe, die geheimen Tagebücher, darunter das berühmte Mon Coeur mis a nu, literarische Aufsätze, Studien über E. A. Poe, und eine Reihe interessanter kleiner Artikel (Paris, Mercure de France).

Eine zur Einführung und Anregung wohl geeignete Auswahl französischer Lyrik in Uebersetzung hat Joseph Jaffé zusammengestellt (Hamburg, Gutenberg-Verlag). Sie betont vor allem die neuere Entwicklung und bringt zahlreiche Proben aus Baudelaire, Verlaine, Rimbaud, Verhaeren, Henri de Régnier. Sofort sei aber auch hier wieder auf das Original verwiesen, die Poètes d'Aujourd'hui (1880—1900) des Mercure de France, die schon das dreizehntemal aufgelegt werden.

Die Entwicklung des vor einem Jahr in die Akademie aufgenommenen Maurice Barrès läßt sich ausgezeichnet überblicken nach den pages choisies, die soeben unter dem Titel Vingt-cinq Années de Vie Littéraire herauskommen (Paris, Bloud & Co.). Der außerordentlich reichhaltige Band ist auch durch die hübsche Studie bereichert

worden, die Henri Bremond unlängst in der Revue des deux Mondes über Barrès veröffentlichte. Der nationalistische Abgeordnete und Wortführer eines Teiles der jungen Generation verdient, daß man sich in Deutschland ernsthafter mit ihm befasse, als dies bisher der Fall gewesen ist.

Georges Pellissiers Namen allein bürgt schon für die Vortrefflichkeit seiner Anthologie des Poètes du XIX[e] Siècle (1800—1866). Mit Bienenfleiß und erstaunlicher Kenntnis hat er eine Anzahl schöner, aber gänzlich vergessener Dichtungen neben die geschmackvoll zusammengestellten Auswahlen aus den Größen des Zeitraumes gestellt (Paris, Delagrave).

Der größte buchhändlerische Erfolg ist den reizenden Taschenbändchen zu wünschen, deren Vertreter für Deutschland W. Weicher (Leipzig) ist: niedlich gedruckt, handlich, dabei der Band nur fünfundsiebzig Pfennig: Les cent meilleurs poèmes lyriques de la langue française; Chefs d'oeuvre lyriques de André Chénier; de Ronsard et de son école; de Alfred de Musset. Es ist erstaunlich, daß so gut ausgestattete hübsche Anthologien so billig sein können; die drei zuletzt genannten haben sogar mehrere Bogen starke litterarhistorische Einführungen.

Mit zwei bedeutsamen Publikationen sei dieser bunte Bericht beschlossen. Der Inselverlag kündigt eine umfangreiche deutsche Balzacausgabe an, und bei Cocuaud, Paris, erscheint in Monatslieferungen zu je 65 Centimes eine illustrierte Volksausgabe des Mémorial de Sainte Hélène.

Freising. Josef Hofmiller.

Georg Christoph Lichtenberg, Gedanken, Satiren, Fragmente. Herausgegeben von Wilhelm Herzog. Eugen Diederichs in Jena. 1907. 2 Bände, brosch. 6 Mk., geb. 8 Mk., Pergament 10 Mk.; der Anhang kostet 10 Pfg.!

Als Schopenhauer einmal einem Bekannten „Lichtenbergs vermischte Schriften", die er noch nicht gelesen, empfahl, tat er das mit der Bemerkung, daß er ihn um den noch bevorstehenden Genuß beneide. Auch heute noch gibt es sehr viele, die man darum beneiden dürfte, denn die „Lichtenberg-Gemeinde" ist klein; es wird auch nichts gebessert, wenn man ihn in Brevieren oder ähnlichen geschmacklosen „Lichtstrahlen aus", die bald wieder von der Bildfläche verschwinden sollten, dem großen Publikum zugänglich machen will, dem gegenüber Lichtenberg doch nur ein Humorist ist, dessen Humor der homo novus allerdings nicht entdecken kann — und darum vielleicht von ihm sich abwendet. Es ist unendlich schwer, Lichtenbergs Bedeutung mit einem Schlagwort abzutun: gar nicht schlecht ist die Bemerkung eines ausgezeichneten Lichtenbergkenners, der ihn einmal einen „Paradoxographen" genannt hat.

Als die ersten fünf Bände (1800—03) der nachherigen neunbändigen Ausgabe, die L. Chr. Lichtenberg und Kries besorgten, erschienen waren, richtete Goethes Freund, J. D. Falk einen Brief „über Lichtenbergs Leben und Schriften" an einen ungenannten Freund (abgedruckt in: Falk, Kleine Abhandlungen die Poesie und Kunst betreffend, Weimar 1803, S. 75—100), der in vielen Stücken heute noch recht lesenswert ist. Falk spricht darin die Ansicht aus, daß in diesen zwei kleinen Bändchen von Lichtenbergs Nachlaß mehr Selbstgedachtes, mehr Eignes und Originelles anzutreffen sei als in mancher bändereichen, großen Bibliothek — und doch hatte die Lektüre den Freund auf der anderen Seite so wenig befriedigt, sogar mehr verstimmt, als zu besseren Gefühlen erhoben, mehr helle Ideen in ihm verwirrt, als dunkle ins Klare gesetzt; die Ursache hievon muß etwas tiefer liegen, und diese aufzusuchen, ist der Gegenstand seines lehrreichen Briefes,

dessen Gedankengang zu verfolgen nicht im Rahmen dieser kurzen Anzeige liegt. „Auf jeden Fall“, resumiert Falk, „ist es äußerst interessant, sich gleichsam in die innerste Werkstatt eines so originellen Geistes eingeführt zu sehen, und ein Zeuge von der Entstehung seiner geheimsten Gedanken zu sein.“

Was bietet nun die neueste Auswahl aus Lichtenbergs Werken von Wilhelm Herzog? In dem kurzen Vorwort setzt sich Herzog besonders mit Leitzmann auseinander, dessen Fleiß, Gründlichkeit und seltenem Finderglück wir die erste definitive brauchbare Ausgabe der Lichtenbergschen Aphorismenhefte verdanken; das Beste daraus hat sich Herzog, wie er meint, für seine Ausgabe angeeignet; er ist allerdings im Irrtum, wenn er glaubt, die von ihm geschaffene Auswahl habe Vorzüge, denn sie allein könne den Leser zu den sie bergenden Schätzen hinführen. Ich bin der Meinung, daß gerade die von Leitzmann besorgte Ausgabe wie keine andere dazu berufen ist, den noch Uneingeweihten in Lichtenbergs Gedankenwerkstatt einzuführen; wer diese Aphorismenhefte einmal in chronologischer Folge mit Aufmerksamkeit durchmustert hat —, dem wird es wie Schuppen von den Augen fallen, wie ein Aphorismus manchmal geradezu aus dem anderen geboren wird. Nach Herzogs Anordnung ist Lichtenbergs Gedankenarbeit zerrissen! Das über Band 1, dem eine „Einführung“ von Alexander v. Gleichen-Rußwurm (für 10 Pfg. auch allein käuflich!) beigegeben ist.

Band 2 enthält u. a. die Methyologie, den Timorus, die Briefe aus England, den Anschlagzettel, das Fragment von den Schwänzen, das über den deutschen Roman usw., alle zum erstenmale — wie ich an Stichproben gesehen habe — nach den Erstdrucken und nach den von Lauchert angegebenen Prinzipien.

Herzogs Auswahl aus Lichtenbergs Briefen, gegen die sich nichts einwenden läßt, wird indes die dreibändige von Leitzmann und Schüddekopf besorgte Ausgabe nicht beeinträchtigen, ebenso nicht die von mir besorgte Ausgabe „aus Lichtenbergs Korrespondenz“, die nicht „einige“, sondern über 50 bisher unbekannte Briefe Lichtenbergs enthält. Die Geschichte von Lichtenbergs Mädchen, auf die Brief 38 bei Herzog anspielt, findet sich in meinem so betitelten Büchlein, das ein „Liter. Handweiser für alle Katholiken deutscher Zunge“ zwar wirklich ganz nett, aber des von mir verschwendeten Crepe-Papiers unwert findet.

Leipzig. Erich Ebstein.

Wiesneck.

Kulturgeschichtliche Erzählung von R. Finder (Wilhelm Flinsch).*)

Es wird uns auf niederen, mittleren und höheren Schulen oft gesagt, daß die Geschichte eine große Lehrmeisterin sei.

Aber unsere jungen Leute wachsen trotzdem auf ohne jede Tradition; von keinerlei Pietät beschwert, ergeben sie sich bedingungslos den modernen Ideen. Alle haben sie das selbstbewußte Gefühl, als ob das eigentliche Menschentum eben erst jetzt und mit ihnen begonnen habe.

Diese kulturlose Feindseligkeit gegen Ueberlieferung und Geschichte verschuldet zum großen Teil der Geschichtsunterricht auf unseren Schulen.

Leider ist dies nicht einmal ein schriftstellerisches Paradoxon, sondern ein Erlebnis, das heute viele gemeinsam haben.

*) Verlag von Karl Jügel, Frankfurt.

Man lernt nur Daten und Zahlen; und man erfährt nichts von Zuständen, vom Pathos, das jeweils einem Jahrhundert innewohnte.

Die Methode ist arithmetisch, kulturlos, und kann nicht zur Kultur erziehen; denn mit Zahlen kann man die Vergangenheit nicht zum Leben erwecken.

Nun hat R. Finder etwas gefunden, wonach unsere jungen Leute auf den Schulen umsonst suchen: nämlich das Leben der Vergangenheit.

Ein kleines Tal und ein kleiner Berg. Aber die Menschen sind noch kleiner.

Finder sagt in der Vorrede, daß ihm die Geschichte des Ganzen wichtiger war als die der einzelnen Wesen.

Jener kleine Berg und jenes kleine Tal leben noch heute und geben Zeugnis. Aber die Pfahlbewohner, die Römer, die Burgherren und Bauern leben nicht mehr, oder höchstens noch durch jene historische Oertlichkeit.

Die Erzählung gibt einen lebendigen Begriff von den Zeiten, die über den stillen Ort hingezogen sind. Manchmal glaubt man eine leise feine Ironie zu spüren: vielleicht liegt sie darin, daß der Erzähler, dem hier eine individualistische Ausarbeitung der menschlichen Charaktere sehr ferne lag, das Typische und Gesellschaftliche der beschriebenen Menschen so lebhaft unterstrichen, dagegen das Persönliche gering angeschlagen hat; daher diese Menschen dann bei ihren persönlichen Erlebnissen recht harm- und hilflos dastehen, sogar wenn sie große Uebeltäter sind. Es berührt übrigens sehr wohltuend, jetzt, wo alle von der menschlichen Psychologie ausgehen, wieder einen Schriftsteller der Seele ganzer Zeiten nachspüren zu sehen. Die Sprache seiner Beobachtungen ist demgemäß sehr ruhig, aber gewandt, im wahren Sinne des Wortes, indem sie sich — ohne dabei in Sprachfexerei zu verfallen — den einzelnen Zeitläuften anpaßt und sich mit ihnen wandelt.

Die jeweilige Handlung, die nicht durch sich selbst, sondern durch ihren größeren geschichtlichen Zusammenhang Bedeutung erhalten dürfte, ist bei Pfahlbewohnern, Römern und Germanen, Burgherren und Bauern fast die gleiche. Sie ist vielleicht sogar dürftig.

Aber man muß die Absicht des Verfassers ehren, der dies selbst zugesteht, und wohl zeigen wollte, daß bei aller Verschiedenheit der äußeren Bedingungen das innerste Wesen der kurzlebigen Menschen während der letzten paar Jahrtausende gleich geblieben ist. Die Verwandtschaft mit den vergangenen Menschengeschlechtern fühlen lernen, scheint ja für den Nachkömmling vor allem nötig, wenn er in den Kreis der Kultur eintreten will.

Finders Buch ist für Lernende von großem Nutzen. Der Verfasser greift auf die Tradition zurück und verzichtet auf die Arithmetik.

Wenn manches an dem Buche sehr einfach erscheinen mag, schadet dies nicht: denn es ist besser, einfach als traditionslos zu sein.

R. B. H.

Schillers „Wallenstein“ auf der Bühne. Beiträge zum Probleme der Aufführung und Inszenierung des Gedichtes von Eugen Kilian. München und Leipzig bei Georg Müller 1908.

Unter den dramaturgischen Arbeiten Eugen Kilians nehmen diejenigen ein besonderes Interesse in Anspruch, die der Inszenierung einiger unserer großen klassischen Werke dienen wollen, der Stücke, deren Aufführung ihr Bearbeiter mit Recht als Probleme bezeichnet. Es sind Goethes „Götz von Berlichingen“ und „Faust“, sowie Schillers „Don Carlos“, welchen Kilians theoretische und teilweise auch praktische Bemühungen galten. Diesen Betätigungen stellt sich nunmehr sein Versuch zur Seite, Schillers „Wallenstein“ in die angemessene theatralische Form zu bringen. Dem Laien, der kritik- und gedankenlos am Ewig-Gestrigen hängt, mag dieses Beginnen als Sakrileg oder mindestens als sehr überflüssig erscheinen. Wer aber die Entstehungs- und auch die Bühnengeschichte des Gedichtes kennt, weiß, daß eine Zusammenziehung und Kürzung, wie sie Kilian vorgenommen wissen will, sowohl den ursprünglichen Intentionen Schillers als auch den Anforderungen entspricht, die man an ein mit den höchsten dramatischen Kräften erfülltes Stück stellen kann. Wenn Kilian zunächst den von Goethe gebrauchten Ausdruck von der „großen Wallensteinschen Trilogie“ beanstandet und diese Bezeichnung für die ästhetische Beurteilung des Gedichtes verhängnisvoll findet, so hat er darin insofern Recht, als das Schillersche Drama keine „Trilogie“ im Sinne der Griechen ist; doch kann man das Wort der Kürze halber ebensogut auf die dreigeteilte Tragödie Schillers anwenden, wie es — auch von diesen Dichtern selbst — von Grillparzers Medea- oder Hebbels Nibelungenzyklus gebraucht wurde. Zweifellos aber beabsichtigte Schiller, wie Kilian in gewissenhafter Darstellung der Genesis des „Wallenstein“ motiviert, von Anfang an eine einteilige Tragödie in fünf Akten, aus der sich zunächst die „Wallensteiner“, das spätere „Lager“, als selbständiges Vorspiel loslöste. Im Lauf der Arbeit sprengte sodann der mehr und mehr aufquellende Stoff die Reifen und teilte sich wiederum in die beiden Stücke der „Piccolomini“ und „Wallensteins Tod“. Schiller selbst empfand das Mißliche dieser Teilung und war gesonnen, die Dichtung wieder zu einem einzigen Stück zusammenzuziehen; aber der Plan wurde durch andere Aufgaben verdrängt. Wie lebhaft das Bedürfnis nach einer derartigen Vereinigung war, zeigen die Bearbeitungen der Schauspieler Fleischer und Vogel, sowie der Regisseure Schreyvogel, Immermann und Wolzogen, Versuche, die Kilian einer scharfen Kritik unterzieht. Auch die Geschichte des zweiteiligen, vom Dichter in der Druckausgabe endgültig festgelegten „Wallenstein“, der Form, worin er sich im allgemeinen auf dem Theater erhielt, wird beleuchtet und der Verunstaltungen gedacht, die das Werk teils durch Zusammenkoppelung des „Lagers“ mit fremdartigen Stücken, teils durch Ausschaltung der „Piccolomini“ erfuhr. Die rühmlichen Ausnahmen, die hier Eduard Devrient und die Meininger machten, werden gebührend erwähnt. Der willkürlichen Zerschneidung des Gesamtdramas in zwei Theaterabende, die Kilian mit Recht als ein „Kompromiß“ bezeichnet, suchte zuerst Dingelstedt, dann Barnay durch Aufführung des ganzen Gedichtes an einem Tag zu begegnen, die dergestalt eingerichtet war, daß zwischen den einzelnen Stücken größere Pausen stattfanden, Vorstellungen, die schon am Nachmittage begannen und sich auf sieben bis acht Stunden erstreckten. Abgesehen von der abnormen, ermüdenden Länge dieser Zeit blieb die Dreiteilung bestehen, das Gesamtwerk war in ein elfaktiges, unorganisches Drama gegliedert.

So gelangt Kilian zu seiner völlig berechtigten Forderung, das Trauerspiel in einem Zuge, an einem Tag aufzuführen, in einer festspielmäßigen, dem Wagnerschen Tondrama entsprechenden Dauer von sechs Stunden, wobei das Stück etwa um vier oder fünf Uhr nachmittags zu beginnen hätte. Der alleinige Weg zu diesem

Ziele ist eine verständige Kürzung des Stückes. Wem die von Kilian geplante Streichung eines Drittels der Verse allzu radikal und selbstherrlich erscheint, der beruhigt sich vielleicht bei der Tatsache, daß schon Karl Werder diese einschneidende Operation empfahl und auch neuere Forscher, wie Bellermann, Kühnemann und Minor auf die Notwendigkeit einer Rekonstruierung des früher fünfaktigen Dramas hinweisen. Die Gliederung des Ganzen, die Kilian nunmehr vornimmt, ist unmittelbar einleuchtend. Der erste Akt enthält mit den beiden ersten Akten der „Piccolomini" die Exposition, der zweite die drei letzten Akte der „Piccolomini"; er schließt also nicht mit der zwar effektvollen, aber doch nur episodenhaften Bankettszene, sondern aus Gründen der dramatischen Oekonomie mit dem vortreibenden Momente der Gefangennahme Sesins. Der dritte Akt deckt sich mit dem ersten von „Wallensteins Tod" und führt zum Höhepunkt, dem Abschluß des Helden mit den Schweden. Der vierte umfaßt den zweiten und dritten von „Wallensteins Tod". Chronologische Erwägungen, wie der Wechsel von Tag und Nacht, können hier nicht ausschlaggebend für die Abgrenzung sein. Kilian legt mit Recht das Gewicht darauf, daß die beiden Akte die Umkehr der Handlung darstellen und sich vortrefflich zu einem geschlossenen Ganzen zusammenfügen. Der fünfte Akt entspricht den beiden letzten von „Wallensteins Tod" und bringt die Katastrophe. In einem Punkte nur können wir Kilian nicht beipflichten: in der Wertung der Szene der beiden Hauptleute Deveroux und Macdonald, die er mit Tieck und Werder eher getilgt sehen möchte. Aber nicht immer entscheidet „Einheit und Geschlossenheit" der Handlung für die Beibehaltung eines ihrer Glieder. Wie vieles müßte da bei Shakespeare fallen und wie verlören dessen Stücke an Farbe und Kontrastwirkung! Auch ist der Auftritt der Hauptleute für eine Seite Schillers von solcher Bedeutung, daß wir ihn nicht missen möchten: der humoristischen. Das haben Aesthetiker, wie D. Fr. Strauß, Kuno Fischer und andere stets mit Bewunderung anerkannt. Mit gewichtigen Gründen verteidigt Kilian das heikle Prinzip der Kürzung des Dramas. Er unterscheidet sehr richtig zwischen Leser und Zuschauer, zwischen Buch und Bühne, bemängelt mit Recht die Breite der Diktion und die Ungleichheit des Stiles und verlangt vor allem für die Liebeshandlung und die Familienszenen energisch nach dem Rotstift. Das wichtigste und interessanteste Problem bietet in dieser Rücksicht die Gestalt des Friedländers selbst. Hier erweitert sich Kilians Arbeit zu einer sehr fesselnden literargeschichtlichen Studie. Für den, der tiefer in die Entstehungsgeschichte des „Wallenstein" und in die Psyche seines Helden eingedrungen ist, besteht gar kein Zweifel, daß diese Gestalt Widersprüche in sich trägt, daß sein Charakterbild nicht nur in der Geschichte, sondern auch in dem Gedichte schwankt. Wallenstein ist von Schiller realistisch angelegt und idealistisch retouchiert. Kilian hätte sich in der ausgezeichneten, auch stilistisch vortrefflichen Durchführung dieser Ansicht neben allen andern Argumenten auch auf Schillers ursprüngliche, rein historische Auffassung Wallensteins berufen dürfen, die er im vierten Buch des zweiten Teiles der „Geschichte des dreißigjährigen Krieges" niedergelegt hat: „Die Tugenden des Herrschers und Helden, Klugheit, Gerechtigkeit, Festigkeit und Mut ragen in seinem Charakter kolossalisch hervor; aber ihm fehlten die sanfteren Tugenden des Menschen, die den Helden zieren und dem Herrscher Liebe erwerben". Bei Schiller, dem Dichter, aber haben schließlich die Tugenden des Menschen Wallenstein die des Helden besiegt — sehr zum Nachteil der in Shakespearischem Sinn unternommenen Tragödie. Wir müßten Kilians Kapitel „Wallensteins Charakter und die Aufführung" ausschreiben und es hieße dem künftigen Leser das beste des Buches vorwegnehmen, wenn wir im einzelnen die scharfsinnigen, meist zutreffenden Ausführungen des Verfassers wiedergeben oder auch nur andeuten wollten. Man kann z. B. Kühnemanns hohem Lob der besonderen Schönheiten der Schillerschen Tragödie zustimmen und doch wieder Otto Ludwigs Tadel berechtigt

finden — je nach der Seite, von der mans sieht. Und Kilian sieht es, wie Otto Ludwig, vom Standpunkte des Dramaturgen.

Er stellt zuerst die „Kritik“ dem „Schillerkult“ gegenüber, dann weist er den Widerspruch des ursprünglichen Wallenstein der „Piccolomini“, in die nur leise der „veredelte“ Held mit seinen „gemeinnützigen Plänen“ hineinspielt, mit dem späteren in „Wallensteins Tod“ nach, wo die unbewußte Konzession an „das liebe moralische Publikum“ mehr und mehr zu Tag tritt, des Friedländers „gerades Herz“ läßt er mit der Intrigue gegen Buttler kontrastieren; der große Monolog mit seinem sentimentalen und philosophischen Einschlag wird gegen die apologetische Kritik als dem Charakter und Stil zuwiderlaufend gekennzeichnet, wie die Beeinflussung Wallensteins durch die Gräfin Terzky und die Abweisung des Max Piccolomini ins rechte Licht gerückt wird — Szenen, zu deren Retouchierung Kilian sehr beherzigungswürdige Vorschläge macht. Auch Wallensteins berühmte Rede an Max mit ihrem Sentenzenschwall wird unbarmherzig auf ihre psychologische Unwahrscheinlichkeit hin analysiert. Nicht einverstanden sind wir mit der Auffassung Kilians, wonach er in Wallenstein stellenweise den „Renommisten“ erblicken will, in jenen Szenen, wo er in gehobenem Selbstgefühl von seiner Kraft und seinen Taten spricht und die uns vielmehr eine vom Dichter beabsichtigte Hybris, den Hochmut vor dem Fall, zu bezeichnen scheinen. Hingegen ist wieder das, was Kilian über den „Rhetor“ Wallenstein und namentlich über seine „Freundschaft“ mit Max äußert, durchaus begründet und reiht sich in das unwahr gewordene Gesamtbild ein, zu dem sich der „poetische“ Friedländer verschoben hatte. Sehr wirksam schließt Kilian dieses wichtige Kapitel mit der traditionellen Darstellung Wallensteins ab, wobei er, nach Erwähnung der Verkörperung des Helden durch den dämonischen Fleck und den weichen Graff, Seydelmanns Wort auf die üblich gewordene Theaterfigur des Wallenstein anwendet: „Ein Automatenmaul voll schöner Worte“. Vielleicht wären diese Ausführungen Kilians weniger schroff ausgefallen, wenn er unter der sonst so sorgfältig angeführten Literatur auch das berücksichtigt hätte, was Gustav Freytag in seiner „Technik des Dramas“ über Schillers Umbildung des historischen Stoffes geäußert hat. Der Schluß des Buches gehört der Inszenierung des Wallenstein. Wir müssen uns hier auf diesen Hinweis beschränken, da uns die Besprechung der Einzelheiten dieses Teils, der überdies mehr als die andern nach der Bühnenpraxis ausblickt, zu weit führen würde. Auch hier erweist sich Kilian wie in seiner „Faust“-Bearbeitung als ebenso feinfühliger wie kritischer Dramaturg, der das Recht des Dichters mit den Bedürfnissen der Bretterwelt in Einklang zu bringen strebt, die leicht bei einander wohnenden Gedanken des Buchdramas mit den hart im Raume sich stoßenden Sachen der Bühne. Alles in allem: Eine gründliche Arbeit, die nicht nur durch die völlige Beherrschung der einschlagenden Literatur und Bühnengeschichte den Fachgelehrten befriedigen wird, sondern auch in seiner lebendigen, ansprechenden Form auf weite Kreise zu wirken vermag, besonders auf das Völkchen des Theaters, das Kilian — wie wenig andere — wahrhaft zu belehren und zu fördern versteht und das er aus den starren Fesseln der Tradition zu befreien, aus gewohnheitsmäßigem Hindämmern zu neuem Leben zu erwecken weiß.

Und wie hat die Kritik diese dankenswerte Gabe aufgenommen? Hier nur zwei Proben. Kurt Aram schreibt im zweiten Februarheft des von ihm geleiteten „März“: „Doch, der zurzeit leitende Regisseur geht. Wer kommt? Herr Kilian. Die Hofbühne braucht neben ihrem Intendanten einen Regisseur, der mit Haut und Haaren Theatermensch ist, dem die Bretter über alles gehen, der eine antibureaukratische Natur ist, und wer kommt? Ein Philologe. Einer der Shakespeare bearbeitet und die Wallenstein-Trilogie um einige tausend Verse köpft, damit ein abendfüllendes Stück daraus werde. Eine echte Philologentat. Man muß kein Schillerenthusiast

sein und kann solch Unterfangen doch schädlich finden. Herr Kilian mag an zweiter Stelle sehr heilsam und nützlich sein. Als philologischer Bremser sozusagen. Das Münchener Hoftheater aber hat Bremser mehr als genug. Es braucht einen Führer." So viele Sätze, so viele Unrichtigkeiten, um nicht zu sagen Unwahrheiten. Denn hier ist offenbar ein mißgünstiger Wille im Spiel. Das „abendfüllende" Stück verrät die Gesinnung des Verfassers dieser gehässigen Zeilen und beweist, daß er über Kilians Buch schreibt, ohne es zu kennen, da Kilian ausdrücklich eine sechsstündige, am Nachmittag beginnende Spieldauer voraussetzt. Jedes dieser wegwerfenden Worte Arams enthält eine Beleidigung, eine Kränkung der Berufsehre eines anerkannt verdienten und tüchtigen Mannes, den man hier vom Künstler zum Handwerker degradieren möchte. „Einer, der Shakespeare bearbeitet!" Auch über diesen Punkt würde Aram anders und weniger verächtlich sprechen, wenn er diese Bearbeitungen des theoretisch wie praktisch gleich geschulten Verfassers kennte, Einrichtungen, zu deren Beurteilung es auch nicht etwa genügt, daß man sie flüchtig gestreift hat, nein, die man eingehend studiert haben muß. „Der Philologe und Bureaukrat!" Gerade Kilians „Wallenstein" beweist, wie wenig er sich an Wortlaut und Tradition klammert — was doch jene beiden Menschenkategorien gerade charakterisieren würde — und mit welchem Unrecht Aram dieses Unterfangen tadelt, das selbst Schillerenthusiasten, als die wir uns hiermit feierlich bekennen, nützlich finden können. Aber auch die ganze Vergangenheit Kilians protestiert laut gegen das Bild, das Aram hier von ihm entwirft. Selbst wenn er nichts von der Karlsruher Regietätigkeit Kilians wüßte, sein Austritt aus diesem Theater und die darüber verfaßte Schrift müßten ihm die Augen öffnen, wie verhängnisvoll dem davon so schwer Betroffenen die Eigenschaften eines antibureaukratischen und seiner Kunst mit Haut und Haaren angehörigen Theatermenschen geworden sind.

Die andere Stimme ist die des Dramatikers Max Halbe. Sie erscholl in einem „Münchner Brief" vom 20. Februar dieses Jahres — also fast gleichzeitig mit der Arams — im Berliner Scherlorgan. Seine Auslassungen sind wirklich in den „Tag" hineingeschrieben. In einem Stile, der nirgends einen Dichter verrät, während doch — nach Schopenhauer — jede Kundgebung, auch die kürzeste, die Klaue eines poetischen Löwen zeigen sollte. Hier ist die Mißgunst noch offenbarer als bei Aram: „Dem neuen Manne scheint es nicht an Protektion zu fehlen. Allerlei lobende Artikel in der Presse bereiten seinen Einzug vor. Wieder einmal wird uns das Heil verheißen. Am Horizont taucht der auf einen Bühnenabend reduzierte „Wallenstein", Herrn Kilians Meisterstreich, auf. In einer Zeit, für die jede Wagnersche Note ein Heiligtum bedeutet, sollen an einem dichterischen Nationalbesitz, wie es der Wallenstein ist, kurzerhand ein paar tausend Verse amputiert werden! Ich möchte wissen, was für eine gut-bajuvarische Antwort Herr Mottl geben würde, wenn einer käme und ihm zumuten wollte, den Ring auf einen Abend zusammenzuziehen. Aber das gesprochene Drama ist vogelfrei. Generationen haben sich den dreiteiligen „Wallenstein" vorspielen lassen, ohne durch den dabei gehabten Zeitaufwand in der Fabrikation von Pumpenschwengeln, Gummikissen und Barchentunterhosen wesentlich behindert zu werden. Erst unserem, mit seiner Kultur prunkenden und ach so kulturlosen Zeitalter des Warenhausbetriebes und der Surrogatindustrie war es vorbehalten, zu entdecken, daß zwei Abende für den „Wallenstein" (überhaupt für ein Werk der Dichtung), denn doch ein bißchen zu reichlich sind, und daß das gleiche Quantum Bildung (Büldung) statt in acht Stunden ebensogut in dreien verzapft werden kann." Auch hier der Normaltheaterabend, also auch hier Verurteilung ohne Kenntnis der Tat und des Täters. Weiterhin spielt Halbe „Sankt Bahr" als pietätvollen Leiter des Theaters gegen Sankt Kilian — so soll man doch wohl diese geschmackvolle Wendung ergänzen! — aus. Diese Forderung spricht Bände. Das wäre

den Modernen sehr gelegen gekommen, wenn ein literarischer Landsknecht und alamodischer Reisläufer die Stelle des Hoftheaterregisseurs eingenommen hätte, einen Posten, den Kilian in erster Linie zur größeren Ehre unserer Klassiker verwalten will, mit doppeltem Recht heute, wo die „Richtungen“ und — ismen mehr oder weniger ihren Bankerott erklären mußten. Wahr! Vor dem das bayrische Zentrum — wenn auch hier vielleicht nur als die mephistophelische Kraft, die wider Willen das Gute geschaffen — das Münchener Theaterleben glücklich bewahrt hat.

Bei dieser Abwehr der Auslassungen zweier Mißvergnügter scheint dem Unterzeichneten, zumal in einer Zeit des überall herrschenden Clique- und Konnexionswesens, eine Verwahrung sehr angebracht zu sein, die ihn in den Augen der Unbeteiligten und Unbefangenen gegen den Verdacht jeder Animosität schützen wird. Der Verfasser dieser Betrachtung kennt zwar die Arbeiten Kilians sehr genau, dagegen ist ihm dessen Person, abgesehen von einer flüchtigen Begegnung bei der Weimarer Shakespeareversammlung des Jahres 1894, so gut wie unbekannt. Auch steht er dem Theatergetriebe, insbesondere dem Karlsruher und Münchener, gänzlich fern. Immerhin aber interessieren ihn die Angelegenheiten der Bühne auf das lebhafteste, zumal die Bestrebungen eines Leiters wie Kilian, der noch auf dem veralteten Standpunkt steht, mit dem von ihm so schmählich amputierten Schiller die Bühne als „moralische Anstalt“ zu betrachten. Zu einer derartigen Kraft, die längst die Probe ihrer künstlerischen Befähigung abgelegt hat, die, im Besitze reicher Bildung und Erfahrung, das gute Alte wahren will, ohne dem guten Neuen — wohlverstanden dem „guten“! — den Weg zu versperren, die — man vergleiche seine „Dramaturgischen Blätter“! — jeder vernünftigen Reform Eingang verschaffen will, jeden Schlendrian verwirft, alle Regiemätzchen verabscheut und überall auf das Echte, Geistige, Große dringt, zu solchem Manne hätte, so dächte man, jeder ernste Kritiker, dem Münchens Aufblühen als Theaterstadt wahrhaft am Herzen liegt, der dortigen Hofbühne Glück wünschen müssen. Mindestens aber sollte man ihm seine dornenvolle Aufgabe nicht schon, bevor er dort eingezogen, erschweren. Für ihn heißt es jetzt: hic Rhodus, hic salta! Zu deutsch: Hier in München zeige was du kannst! Wir haben nach seinen bisherigen Leistungen das volle Vertrauen zu seinem Können. Möge er nur die Bewegungsfreiheit von oben finden, die ihm zur Entfaltung seiner Kräfte vonnöten ist. Vielleicht beschert er der Münchener Bühne einmal seinen gekürzten „Wallenstein“ und erweist damit dessen Berechtigung und Lebensfähigkeit. Dann erst mag eine vorurteilslose Kritik ihres Amtes walten. Vorher aber verdient ein Mann wie Eugen Kilian Gehör und Achtung.

Heidelberg. Ernst Traumann.

Rundschau.

Die Lehrbücher an den höheren Schulen Bayerns und der Oberste Schulrat.

Die bayerischen Zeitungen brachten vor einiger Zeit die Mitteilung, daß das Kultusministerium neue Vorschriften über die bei den höheren Lehranstalten zuzulassenden und einzuführenden Lehrbücher erlassen will, welche gewisse Mißstände in Zukunft unmöglich machen sollen. Es wird uns Dank wissen, wenn wir seine und der Allgemeinheit Aufmerksamkeit auf einen noch gröberen Mißstand lenken, der vor allen andern beseitigt werden sollte. Dieser Mißstand besteht darin, daß Mitglieder des Obersten Schulrates Verfasser von Lehrbüchern für die höheren Schulen sind und daß diese Lehrbücher auf der Liste der in Bayern zugelassenen Lehrbücher stehen. Da es der Oberste Schulrat selbst ist, der im wesentlichen über Genehmigung oder Nichtgenehmigung neuer Lehrbücher zu entscheiden hat und da für eine Anzahl von Fächern nur je ein Mitglied im Obersten Schulrat sitzt (so z. B. für Neuere Sprachen, für Chemie und Naturbeschreibung), so ergibt sich der beklagenswerte Mißstand, daß der Verfasser eines Lehrbuches, weil er zufällig Mitglied des Obersten Schulrates ist, darüber zu entscheiden hat, ob in Bayern neben seinem Lehrbuch auch noch andere Lehrbücher gebraucht werden dürfen oder nicht. Obwohl nun die betreffenden Herren noch einige andere (sehr wenige!) Lehrbücher zugelassen haben, so hat der geschilderte Mißstand doch vor allem die Folge, daß die Bücher dieser Herren an der weitaus überwiegenden Mehrzahl der in Betracht kommenden Schulen in Gebrauch sind, daß sie also nahezu eine Art Monopol ausüben. Denn diese nämlichen Herren sind es auch, die die Oberaufsicht über den betreffenden Fachunterricht führen und von denen also Wohl und Wehe der betreffenden Fachlehrer mit abhängt. Eine weitere Folge ist, daß in bezug auf neu erscheinende Lehrmittel in Bayern eine förmliche Stagnation besteht. Es finden sich höchst selten — wie es Vorschrift ist — zwei Lehrerkollegien, die den Antrag auf Einführung eines neuen Lehrbuches zu stellen sich getrauen. Natürlich, da man dem betreffenden Mitglied des Obersten Schulrats doch nicht zumuten kann, das Werk eines andern für besser zu finden als sein eigenes! Natürlich auch deswegen, weil man es ohne Not nicht mit dem hohen Herrn verderben will, der in unvermuteten Revisionen doch vielleicht recht unangenehm werden könnte! Aus diesen Zuständen heraus ergibt sich der weitere Nachteil, daß für einzelne Lehrfächer viel zu wenig Auswahl unter den Lehrbüchern besteht — im Französischen sind z. B. für die 55 Realschulen nur vier verschiedene Lehrgänge zugelassen! — und daß die Verfasser neuer Lehrbücher unübersteigbare Schwierigkeiten finden, für ihre Lehrbücher die Zulassung zu erlangen, auch wenn diese Bücher noch so vorzüglich sind.

Die Oeffentlichkeit hat nun das Recht zu fordern, daß die vom Staat bezahlten Beamten nicht nur nach jeder Hinsicht intakt sind, sondern daß auch jeder Schein vermieden wird, als ob sie es nicht wären. Wie aus diesem Grund dem Lehrer mit Recht verboten wird, daß er an Schüler seiner oder der nächst niederen Klasse Privatunterricht erteilt, so muß den Mitgliedern des Obersten Schulrates verboten werden, daß sie Lehrbücher schreiben und daß sie diese Lehrbücher an bayerischen Schulen zur Einführung bringen. Zur raschen Beseitigung des bestehenden Zustandes muß gefordert werden, daß die beteiligten Herren von ihrem Posten zurücktreten oder daß ihre Lehrbücher von der bayerischen Liste abgesetzt werden. Dieselben Grundsätze gelten selbstverständlich auch bezüglich derjenigen Herren, welche die neuzuschaffenden Fachreferentenstellen im Kultusministerium übernehmen sollen.

Nürnberg. Gustav Herberich.

Das preußische Problem.

Wie soll nun eigentlich Preußen reformiert werden?

Nehmen wir einmal an, daß Fürst Bülow und Herr v. Bethmann-Hollweg die Absicht haben, am preußischen Wahlrechte etwas zu bessern! Wie sollen sie es machen? Fürst Bülow hat vor dem Reichstage erklärt, daß er konstitutionell regieren wolle und man nicht glauben solle, er werde einen preußischen Staatsstreich begehen. Also er will in Gemeinschaft mit dem neugewählten Landtage und mit dem preußischen Herrenhause arbeiten und wird nichts tun, wofür er keine Majorität hat. Das schließt nicht aus, daß er sich Mühe geben wird, eine reformfreundliche Mehrheit herzustellen, aber falls dieser Versuch mißlingt, so hat es eben nicht sein sollen, denn was liegt jetzt dem Reichskanzler am preußischen Wahlrecht? Er hat dann seine Pflicht getan und lebt beruhigt als der Mann, der — einen preußischen Wahlrechtsentwurf eingebracht hat.

Wäre die Landtagswahl anders ausgefallen, so würde vielleicht Bülow etwas mehr tun, aber da die Wähler sich dafür entschieden haben', daß ungefähr alles beim alten bleibt, so wird er sich der Mehrheit anschließen, derjenigen Mehrheit, die auf Grund dieses verdrehten und trügerischen Wahlrechtes gewählt worden ist. Die paar Sozialdemokraten, welche neuerdings durch den Stachelzaun des Dreiklassenrechtes sich durchgedrängelt haben, stören ihn dabei gar nicht. Im Gegenteil, er ist ganz zufrieden, daß sie da sind, denn erstens kann er nun künftig auch im Landtage die Sozialdemokraten rednerisch überwinden und zweitens kann er sagen: ich begreife nicht, meine Herren, weshalb Sie so sehr gegen dieses Wahlrecht wüten, da es ja ihnen eine gewisse Vertretung gewährt, welche Sie durch eifrige Arbeit steigern können, so daß Sie vielleicht einmal in 20 Jahren eine ganz anständige Fraktion besitzen!

Ueberhaupt ist es fraglich, ob die Wahl von sozialdemokratischen Landtagsabgeordneten das preußische Problem erleichtert hat. Selbstverständlich muß man vom Standpunkt der Gerechtigkeit aus es der zahlreichsten Partei gönnen, daß sie wenigstens einige Männer in die „Volksvertretung“ hineingebracht hat. Diese Männer werden innerhalb des Landtages wenig bedeuten, mögen es nun 5 oder 7 von 433 sein. Ihre bloße Existenz jedoch wird den Konservativen eine beständige Veranlassung geben, sich als die Erhalter des guten Tons und der monarchischen Treue aufzuspielen. Die „Kreuzzeitung“ hat die Wahl der Sozialdemokraten sofort in diesem Sinne begrüßt. Und dazu kommt, und das ist das wichtigere, daß die Sozialdemokraten durch den teilweisen Erfolg eher gelähmt als in ihrem Eifer gestärkt sein werden. Das können sie selbst natürlich nicht zugeben, aber es liegt doch auf der Hand, daß jetzt an ein revolutionäres Vorgehen noch weniger zu denken ist als vorher. Bei einer vollen Niederlage waren neue Straßenaufläufe denkbar und es

war denkbar, daß sich von Auflauf zu Auflauf eine größere Leidenschaft anhäufte, die schließlich bis an die Mauern des Schlosses heranbrandete. Sehr wahrscheinlich war das alles nicht, aber es konnte doch kommen und schon das Gefühl, daß es so kommen konnte, gab allen Beteiligten größere Spannkraft. Jetzt ist nun die Phantasie der Sozialdemokraten in den volkreichsten Wahlkreisen in andere Richtung gelenkt, auf Erzwingung von Wahlmännern. Die Kraft, die sonst in Demonstrationen hineingegangen wäre, wird nun in Organisationen gehen. Das wäre an sich ein Fortschritt, wenn nur die Organisationen wirklich etwas erreichen könnten! So wie die Dinge aber in Wirklichkeit liegen, bedeutet es einen Verlust an politischer Spannung.

Die Freisinnigen haben vielfach das Gehen auf die Straße von vornherein verurteilt. Sicherlich kann man darüber reden, ob es einen guten oder schlechten Erfolg haben wird, und man kann verstehen, daß sehr warme Freunde der Wahlrechtsbewegung vor allem warnen, was der Reaktion Anlaß geben könnte, neue Zwangsmaßregeln (Belagerungszustand, Zeitungsverbote) zu ergreifen. Ich meinesteils habe mir nur immer die Frage so gestellt, ob irgendwo in der Welt eine Macht von der brutalen Gewalt der preußischen Konservativen ohne alle blutigen Opfer gebrochen worden ist. Politik war und ist die Einsetzung des Lebens für gemeinsame Ideale. Das trifft sowohl von der äußeren wie von der inneren Politik zu. Auch in der inneren Politik wird eine alte Macht nicht bloß durch Gedanken hinweggeblasen. Das weiß der deutsche Liberalismus aus seiner eigenen Jugend. Er ehrt die „Märzgefallenen“, weil er richtig fühlt, daß ohne ihren Tod kein König nachgegeben haben würde. Es kommt nicht darauf an, daß die Revolution siegt, sondern nur darauf, daß die Herrschenden merken, daß sie bei weiterem hartnäckigen Widerstande würde siegen können. Der Sturm selbst braucht gar nicht zu kommen, aber das Barometer muß auf Sturm gestanden haben. Als im Januar dieses Jahres die Berliner Arbeiter auf die Straße gingen, da bewegte sich das Quecksilber im politischen Barometer ein wenig. Jetzt liegt er wieder in Ruhe. Man wird vielleicht im Herbst die Neuerwählten mit etwas Getöse in das Abgeordnetenhaus begleiten, aber selbst in diesem Falle ist der Eindruck ein sehr viel milderer als er bei völliger Niederlage gewesen wäre, denn man hat ja doch eben Vertreter.

Und auch in einer anderen Richtung liegt in dem teilweisen Erfolge der Sozialdemokratie eine gewisse Gefahr, über die ich offen reden will, obwohl es meine eigenen Parteigenossen betrifft. Bisher waren die Freisinnigen im preußischen Landtage der linkeste Flügel. Auch sie konnten nicht viel ausrichten, denn sie besaßen nur etwa ein 1/14 der Gesamtheit, aber sie wußten, daß sie die Vertreter der politischen Kritik sein mußten. Mag es ihnen gerade an dem 10. Januar nicht recht geglückt sein, die

nötige Schärfe des Wortes zu finden, so ist es doch im übrigen ganz falsch, wenn man den Freisinnigen im Landtag den Mut abspricht. Sie haben in einer grenzenlos schweren Lage das Menschenmögliche getan und verdienen deshalb Anerkennung. Es ist keine Roheit, wenn die Sozialdemokratie diese Männer verunglimpft, da sie selbst an ihrer Stelle auch nichts anderes tun kann als protestieren. Diese Roheit aber wird leider wahrscheinlich sich steigern, denn nun will ja der Sozialdemokrat auf Kosten des Freisinns noch einige weitere Wahlkreise gewinnen und deshalb muß er ihn schlecht machen. Das aber wird, so fürchten wir, die Folge haben, daß der Freisinn nicht nur nach rechts, sondern auch nach links kämpfen muß und dabei in Gefahr gerät, seine Frontstellung gegen die Konservativen gelegentlich zu vergessen. Dieses würde ein Unglück sein, denn dadurch würde der Kampf gegen die konservative Ueberherrschaft noch mehr erschwert. Wir brauchen in Preußen eine einheitliche Linke, eine Partei der Wahlrechtskämpfer, die sich nicht in sich selbst auffrißt. Diese Linke aber ist heute ferner als vorher, da die Sozialdemokraten diese Linke nicht wollen und ein Teil der Freisinnigen auch nicht. Der Wahlrechtskampf wird von zwei sich streitenden Parteien betrieben, die zusammen auch im neuen Landtage nur etwa 10% der Gesamtheit ausmachen.

Was also soll nun werden?

Es ist nicht viel sicheres, was wir sagen können. Die deutsche Geschichte nähert sich, wie es scheint, einer großen Krisis, deren Verlauf noch ganz dunkel ist. Aus dieser Krisis kann die Freiheit entstehen, aber auch die allgemeine Hilflosigkeit und Verworrenheit. In Preußen allein werden die preußischen Fragen sicherlich nicht entschieden werden, sondern im Reich. In Preußen ist durch die letzten Wahlen die konservative Macht aufs neue gefestigt. Wir werden nicht müde werden dürfen, diese Macht zu unterwühlen, wo und wie wir können. Dazu haben wir den freisinnigen Wahlrechtsausschuß. Wir werden weiterhin in Wort und Schrift das elendeste aller Wahlsysteme brandmarken und werden alle Waffen des Geistes und der Ironie, alle Kraft heranwachsender freiheitlicher Jugend gegen diese Zwingburg werfen müssen. Das ist unsere Pflicht und jeder Tag der konservativen Herrschaft gibt uns neuen Anlaß zum Zorn. Was wir aber damit tun können, ist nichts als die Aufstellung der kampfeslustigen Mannschaft für den Tag, wo einmal die allgemeine deutsche Krisis auch das preußische Problem mit berührt. Wenn einmal im Reiche der Block zu Ende sein wird, wenn hier die Finanzvorlage der Regierung keine Mehrheit findet, wenn ein Chaos entsteht, das für den Fürsten Bülow unheimlich wird, dann erst beginnt der große Tanz, die Frage nach der Herrschaft im Reich. Es gibt dann zwei Möglichkeiten: das Reich kehrt unter die Zentrumsherrschaft zurück oder es liberalisiert sich, um zentrumsfrei bleiben zu können. Wahrscheinlich

wird es dabei an festem Willen fehlen und wir bekommen eine Zeit der widersprechendsten Maßregeln und der entsetzlichsten Parteiwirnisse, ein politisches Interregnum, in dem die Schulden weiter wachsen und in dem die militärische Kraft durch die Unsicherheit der Reichsfinanzen gefährdet sein wird. Die Schuld daran wird bei der preußischen Regierung liegen, die einer Neugestaltung der finanziellen Reichskraft widerstrebt, und bei den Konservativen, die ihr dabei helfen. Preußen will keine selbständigen und freien Reichsfinanzen, denn Preußen will ein von ihm in jeder Richtung abhängiges Deutschland. Es verweigert dem Reiche die Erhebung eigener direkter Steuern, weil in einem Reiche, das nicht von Matrikularbeiträgen lebt, die Organe der Reichsverwaltung sich freier bewegen können trotz aller Verfassungsparagraphen, die das Reich zu einem Vorhof des Preußentempels machen. In dem Finanzkampfe Sydow contra Rheinbaben lebt das auf, was vor 40 Jahren als Bundesstaat contra Staatenbund debattiert wurde. Ist das deutsche Reich ein Staat oder ist es kein Staat? Ist es finanziell souverän oder nicht? Wird es vom Bundesrate verwaltet wie es den Einzelstaaten (d. h. Preußen) paßt, oder hat es ein eigenes Leben, eine eigene Regierung, eigene Steuern und eigene Verantwortung vor der Weltgeschichte? Bisher war das Reich tatsächlich nichts anderes als ein Staatenbund, ein Syndikat der deutschen Souveränitäten unter Preußens Vorsitz und unter begleitender Kontrolle eines Reichstages. Als Staatenbund ist es in den Sumpf einer endlosen Verschuldung hineingeraten. Das ist kein Wunder. Auch das alte heilige römische Reich litt an der gleichen Krankheit, daß es in Wirklichkeit nur ein Staatenbund war, in dem Niemand für das Reich sorgte, weil sie alle nur an sich dachten. Im ersten Rausche hinter 1870 glaubte man, das neue Reich sei besser konstruiert. Es ist wohl auch etwas besser gebaut, aber ein fester Staatsbau wurde es trotzdem nicht, denn — wer nimmt sich des Reiches gegen die konservative Gewalt an, die ihm die direkten Steuerformen sperrt? Um die Reichssouveränität wird gerungen werden; in welchen Zwischenstadien, in welchen Kampfesformen, das kann heute noch Niemand beschreiben. Noch ruht alles im Nebel einer unenthüllten Zukunft, aber die Luft ist voll von elektrischen Spannungen, es kommt ein Gewitter, ein Zusammenstoß zwischen konservativ preußischer Macht und deutschem Reichsbedarf. In der Frage der indirekten oder direkten Reichssteuern wird der Prozeß der 60er Jahre von neuem aufgenommen, was denn das deutsche Reich sei. Man wird viele Vermittelungen und Verkleisterungen versuchen und es ist möglich, daß vorläufig eine Lösung auf etliche Jahre gefunden wird, eine neue Art von „Finanzreform" nach dem Rezept des guten Herrn von Stengel: nimm etliche konservative Steuern und etliche fiskalische Einnahmen und etwas liberale Besteuerung und versprich, daß davon 250 Millionen Mark einkommen sollen! Es ist möglich, daß so eine schlechte Verdokterung der Reichskrankheit noch einmal gelingt oder doch zu gelin-

gen scheint. Sobald aber dann einige Jahre vorübergegangen sein werden, seufzt Germania wieder nach Golde und die Schulden schreien zum Himmel. Dann muß mit den Konservativen Fraktur geredet werden, damit das Reich nicht zu Grunde geht, Preußen muß unter die Finanzhoheit des Reiches gebeugt werden — — wer wird das wohl ausführen?? Bülow nicht! Er will ja als agrarischer Reichskanzler sterben! Wer wird das tun, was vor fast 70 Jahren Robert Peel in England tat? Wer macht das deutsche Reich finanziell lebensfähig? Sicherlich ein Mann, der aus den Konservativen herausgewachsen ist, aber ihnen Mores beibringt. Wenn er auftaucht, dann ändert sich das politische Wetter im ganzen! Wenn?

Man mag über die einzelnen Sätze dieser Zukunftsdarstellung so oder anders denken! Wir selbst wissen, wie schwer es ist, sich irgend ein Bild von den schweren politischen Kämpfen zu machen, denen wir alle entgegengehen. Das, worauf es ankommt, ist der Grundgedanke, daß wir innerpolitische Erschütterungen im Reiche haben, deren Zittern sich nach Preußen hinüber fortpflanzen wird. Aus sich selbst heraus wird sich Preußen schwerlich jemals reformieren können. Dazu ist der Panzer aus den Jahren 1849 bis 1854 zu fest. Das Kaisertum muß als Reichsmacht auftreten, um die Kanalrebellen in ihrer Eigenschaft als Reichssteuerversager zu bändigen. Gern wird es das Kaisertum nicht tun, denn der deutsche Kaiser ist ja König von Preußen, aber in Geldsachen hört bekanntlich die Gemütlichkeit auf. Was nutzt den Hohenzollern ein verschuldetes Reich? Es wird ihnen von da an eine Last, wo die Verschuldung zur Hinderung der Mobilmachung wird. Heute haben wir 4,4 Milliarden Mark Schulden, bald aber werden es 6 Milliarden sein. Das bedeutet, daß es unmöglich sein wird, noch viel mehr zu borgen, wenn nicht die finanzielle Reichssouveränität hergestellt wird. An diesem Punkte beginnt der Umschwung. Es wird endlos viel geredet und geschrieben werden, ehe die Wucht der Finanzfrage allseitig begriffen wird. Aus allen offiziellen, offiziösen und konservativen Verschleierungen heraus aber wird jährlich ein Tag zur neuen Besinnung rufen, der Tag, an dem die neue Reichsrechnung vorgelegt wird. Das Defizit hat eine Stimme, die schließlich selbst auf dem Throne gehört wird. Das Defizit aber ruft: Demokratische Finanzpolitik rettet die Reichsmacht! Von da aus steigt Demokratie und Liberalismus und der Schlaf der Gleichgültigkeit wird aus den Augen gewischt. Demokratie und Kaisertum gegen konservatives Regiment!

Es gibt Anzeichen, daß man in Preußen fühlt, was kommen kann. Schon daß man von der Aenderung der Selbständigkeit der Minister und von ihrer Unterordnung unter den Ministerpräsidenten redet, gehört hierher. Erst muß das preußische Ministerium als solches vom Reichskanzler abhängig gemacht werden, ehe ein weiterer Schritt zur Reichserhaltung getan werden kann. Vielleicht führt Bülow diese erste Maßregel der Reform noch persönlich durch. So wenig Eindruck nach Außen sie machen

wird, so wichtig ist sie für die spätere Stellung dessen, der den Zukunftskampf durchführen soll. Jetzt kann der Ministerpräsident überstimmt werden, das hindert ihn an jeder folgenschweren Aktion. Er braucht aber freie Arme, denn das Ringen wird ein Männerkampf sein müssen, wenn es gelingen soll. Einen Staat wie Preußen gestaltet niemand um, wie wenn man ein Haus neu anstreicht. Hier geht es hart auf hart. Irgendwann aber in diesem Ringen wird die preußische Wahlrechtsfrage in die Arena geworfen werden etwa so wie Bismarck seiner Zeit die Forderung des Reichstagswahlrechtes brauchte, um alle Kräfte für 1866 mobil zu machen. Das ist der Zeitpunkt, für den unser Wahlrechtsausschuß Vorarbeit leistet und für den alle vorarbeiten, die überhaupt in irgend einer Form gegen das Verfassungselend protestieren, unter dem jetzt Preußen leidet. Wer helfen kann, der helfe!

Berlin. Friedrich Naumann.

Verantwortlich: Paul Nikolaus Cossmann in München.

Kgl. Hof-Buchdruckerei Kastner & Callwey.

Die Kunst des Wohltuns.

Zum Gedächtnis Charles Hallgartens.

Von Karl Flesch in Frankfurt am Main.

Am 19. April verstarb zu Frankfurt a. M. Charles Hallgarten; ein Mann ohne Rang und Titel, ohne Orden und Ehrenzeichen; ein Mann, der in seinem Leben kein Buch geschrieben hat und nie Mitglied des Reichstags oder Landtags, ja nicht einmal der Frankfurter Stadtverordnetenversammlung war. So fehlte natürlich bei seinem Begräbnis alles offizielle Gepränge; Reich und Staat hielten sich fern. Aber betrauert wurde er nicht nur von seinen nächsten Angehörigen und dem großen Kreis seiner Freunde und Bekannten, sondern von der ganzen Stadt Frankfurt, wo er keinem Werke der Wohltätigkeit oder der Gemeinnützigkeit fern geblieben war; von seinen Glaubensgenossen — er war Jude — in allen den Ländern, in denen sie tatkräftiger Hilfe bedürfen, um sich gegen die physische und geistige Not und Verwahrlosung zu schützen, die durch systematische Bedrückung hervorgebracht wird. Und betrauert muß sein Tod werden von allen, denen zwar seine großartige Gebefreudigkeit nicht unmittelbar zu gut gekommen ist; die aber wissen, wie sehr wir in unserer Zeit des sozialen Unfriedens, des Klassen-, Rassen- und Massenhasses der Männer bedürfen, die den Willen und die Macht haben, versöhnend zu wirken, — weil sie Meister sind in der Kunst, die zwar nicht die Heilung, wohl aber die Linderung der sozialen Schäden, die Beseitung der Not im einzelnen Fall ermöglicht; Künstler im Wohltun. — Was gehört dazu, daß jemand ein Künstler ist? Daß er die Technik vollkommen beherrscht, d. h., daß er alles gelernt und auszuüben versteht, was auf dem Gebiet menschlicher Betätigung, in dem er wirken will, erlernt werden kann; daß er die Grenzen genau kennt, die der Stoff, den er bearbeitet, seinem Schaffen auferlegt; und vor allem, daß er „künstlerischen" Geist und Verständnis hat, d. h., daß er Ideale besitzt und den Blick beim kleinsten wie beim größten Werk, an das er Hand anlegt, auf diese Ideale gerichtet hält, damit alle, für die er tätig ist, diesen Idealen näher geführt werden. In diesem Sinn war Hallgarten Künstler und die Kunst, die er übte, war das Wohltun. Nicht das bloße Almosengeben, sondern die Armenpflege im modernen Sinne, und darüber hinaus die soziale Fürsorge, durch welche die Heilung gesellschaftlicher Schäden, die Linderung des Loses der unterdrückten Klassen und Rassen vorbereitet werden soll, bis die Gesetzgebung und öffentliche Verwaltung ihr Werk tun, oder bis das allgemeine kulturelle Niveau im Land sich zu heben vermocht hat. Der Staat schützt ja den einzelnen in seinem Privatvermögen. Er hält die auf den Arbeitsvertrag begründete Rechtsordnung aufrecht, und er nimmt gutgläubig an, daß innerhalb dieser Wirtschaftsordnung auch da, wo Privatvermögen nicht vorhanden ist, und wo Arbeitsverträge nicht

geschlossen werden können, die Familienbande hinreichen werden, um den Unvermögenden und um den Kindern und Greisen die erforderliche Hilfe zu gewähren. Wer aber kein Privatvermögen hat, wer in keinem Arbeitsvertrag steht, und nicht im Schirm einer Familie lebt, für den sorgt nicht mehr die Rechtsordnung, sondern nur noch die Armenpflege in ihren verschiedenen Formen: bald die hauptsächlich den Lehren der Religion entsprungene Privatwohltätigkeit, bald die öffentliche Armenpflege, die entstanden ist, weil die kirchliche nicht genügte und polizeiliche Strafmaßregeln keinen ausreichenden Schutz gegen die Begehrlichkeit der Notleidenden darboten — Not kennt kein Gebot —; bald die gemeinnützige Tätigkeit, die sich unter dem Druck der Erkenntnis entwickelt hat, daß es Pflicht und wohlverstandenes Interesse der Begüterten ist, das Elend zu lindern, das die Notleidenden zur Erbitterung und Verbitterung führt. Namentlich in den Vereinigten Staaten von Amerika hat diese letztere Art der Armenpflege das Uebergewicht. Bei uns in Deutschland nimmt, zur Zeit wenigstens, die öffentliche, durch Gesetz angeordnete Armenpflege den größten Raum ein, so daß sich die Privatwohltätigkeit wie die kirchliche Armenpflege und die gemeinnützigen Organisationen der Armenfürsorge um sie herumgruppieren. Hallgarten hatte nicht nur große geschäftliche Erfolge in Amerika errungen, sondern auch seine Lehrjahre in der Armenpflege dort durchgemacht. Nachdem er dann, vor 25 Jahren, sich in Deutschland, in Frankfurt a. M. niedergelassen hatte, sah er schnell den Unterschied zwischen der zielbewußten, gut organisierten, mit großen Mitteln arbeitenden amerikanischen Wohltätigkeit und dem planlosen Nebeneinanderarbeiten der kleinen Vereine und Stiftungen in Deutschland. Aber er erkannte auch bald, daß hier, anders als in Amerika, die öffentliche Armenpflege mindestens gleichwertig neben der privaten stand und widmete demgemäß den beiden Arten der Armenpflege gleichmäßig seine Kraft. Das preußische Ausführungsgesetz vom 8. März 1871 zum Unterstützungswohnsitzgesetz erlaubt, daß in die zur Leitung der öffentlichen kommunalen Armenpflege bestellten Aemter, anders als zu den übrigen Gemeindeverwaltungsbehörden, außer den Bürgern auch „andere Ortseinwohner“ gewählt werden können. So war es möglich, ihn kurz nach seiner Niederlassung in Frankfurt, nachdem sein opferwilliger Sinn und seine liebenswürdige Persönlichkeit bekannt geworden war, zum Mitglied des Frankfurter Armenamts zu wählen. Und er hat viele Jahre hindurch kaum eine Sitzung des Armenamts versäumt; an allen Arbeiten, an der Abmessung der Unterstützung in jedem einzelnen Fall, an den langwierigsten und langweiligsten Kontrollsitzungen und Revisionssitzungen teilgenommen und die Armen, die Unterstützung verlangten und die kleinen Leute, die Pflegekinder bei sich hatten oder zu sich nehmen wollten, in ihren Wohnungen besucht. Und ebenso hat er in den Vereinen, denen er beitrat und die er mit großartiger Freigiebigkeit unterstützte, sich jeder, noch so mühevollen Kleinarbeit unterzogen, während

er sich zugleich bemühte, sie nach dem Vorbild der New-Yorker Charity-Organisation zu gemeinsamer Arbeit, zu gegenseitiger Auskunftserteilung, zur Pflege enger Beziehungen mit der öffentlichen Armenpflege zu vereinigen. Aus dem Bureau, das er, gemeinsam mit gleichgesinnten und gleichgünstig gestellten Männern (Merton, Speyer, Lucius usw.) zur Ausübung einer großartigen Privatwohltätigkeit errichtete, entwickelte sich die bekannte „Centrale für private Fürsorge“, die ein Mittelpunkt für alle Arbeiten auf dem Gebiet der Armenpflege, und vorbildlich in Deutschland geworden ist. So erlangte er Das, was wir oben die Technik seiner Kunst genannt haben: die genaueste Kenntnis der örtlichen Verhältnisse, aber auch der Armengesetzgebung und aller der Erfahrungssätze und Regeln, die man im täglichen Handwerk der Armenpflege anwenden muß, um sich vor Täuschung zu schützen, um die Hilfe richtig abgrenzen zu können.

Und mit dieser Herrschaft über die Technik der Armenpflege verband er auch die über die äußeren Mittel, gewissermaßen den Stoff zur Ausübung seiner Kunst. Wir meinen damit nicht nur, daß er ein reicher Mann war; ein reicher Mann, der sein Leben im Sinn des schönen Goetheschen Wortes geführt hat: „Jeder suche den Besitz, der ihm von der Natur, vom Schicksal gegönnt war, zu würdigen, zu erhalten, zu steigern; er greife mit allen seinen Fertigkeiten so weit umher, als er zu reichen fähig ist; immer aber denke er dabei, wie er andere daran will teilnehmen lassen: denn nur insofern werden die Vermögenden geschätzt, als andere durch sie genießen.“[1])

Zum Wohltun gehört nicht der persönliche Reichtum. Männer wie Bodelschwingh in Deutschland, Booth in England haben, auf dem allerdings begrenzteren Gebiet der reinen Armenpflege arbeitend, sogar größeres erreicht als Hallgarten, ohne selbst vermögend, geschweige denn reich genannt werden zu können. Aber es genügt auch nicht, wenn man, sei es als Eigentümer, sei es als Vorstand eines Vereins, einer Stiftung usw. die Macht hat, über äußere Mittel zu verfügen, nicht einmal dann, wenn zu dieser Macht, dem „Vermögen“, der Wille zum Helfen hinzutritt. Kein geringerer als Lessing hat das, worauf es ankommt, was man zu tun und was man zu meiden hat, wenn man „mit guter Weise Bettlern geben“ will, gekennzeichnet: In Nathan dem Weisen läßt er den Derwisch erzählen, warum Sultan Saladin, „der den Bettlern so feind ist, daß er mit Stumpf und Stiel sie zu vertilgen sich vorgesetzt, — und sollt' er selbst darüber zum Bettler werden“, ihn, den Derwisch, zum Verwalter seiner Wohltätigkeit gemacht, und warum er dieses Amt rasch wieder niedergelegt hat:

> Dein Vorfahr, sprach er, war mir viel zu kalt,
> Zu rauh. Er gab so unhold, wenn er gab,

[1]) Wanderjahre I, 6.

Erkundigte so ungestüm sich erst
Nach dem Empfänger; nie zufrieden, daß
Er nur den Mangel kenne, wollt' er auch
Des Mangels Ursach' wissen, um die Gabe
Nach dieser Ursach filzig abzuwägen.
Das wird Al-Hafi nicht! So unmild mild
Wird Saladin im Hafi nicht erscheinen!
Al-Hafi gleicht verstopften Röhren nicht,
Die ihre klar und still empfangnen Wasser
So unrein und so sprudelnd wiedergeben.
Al-Hafi denkt, Al-Hafi fühlt wie ich! —

Er habe sich auch hierdurch betören lassen, er sehe aber jetzt die Torheit ein, die er durch Uebernahme des Amtes begangen habe:

Es wär' nicht Geckerei.
Bei Hunderttausenden die Menschen drücken,
Ausmergeln, plündern, martern, würgen; und
Ein Menschenfreund an Einzeln scheinen wollen
Es wär' nicht Geckerei, des Höchsten Milde,
Die sonder Auswahl über Bös' und Gute
Und Flur und Wüstenei, in Sonnenschein
Und Regen sich verbreitet, — nachzuäffen,
Und nicht des Höchsten immer volle Hand
Zu haben? . . .

Das ganze Problem der Armenpflege, der ganze ungeheure Weg, von dem bloßen Verteilen überflüssigen Reichtums bis zur planmäßigen sozialen Hilfeleistung, welche die Bahn frei macht für die Gesetzgebung und öffentliche Verwaltung — ist in diesen scharf pointierten Worten enthalten. Sie dürfen hier um so eher angeführt werden, weil Lessing, der während seines Hamburger Aufenthalts mit den Fragen der Armenpflege enge Fühlung zu nehmen Gelegenheit hatte,[1]) nicht etwa dem Derwisch unbedingt recht gibt. Nathan, an den dieser seine Erzählung richtet, weist sofort darauf hin, wie sehr bei dieser Auffassung, die ja vielfach an die bekannten sozialistischen Brandreden usw. erinnert, das versöhnende menschliche Moment zu kurz kommt („Al-Hafi, mache, daß du bald in deine Wüste wieder kommst, ich fürchte, gerade unter Menschen möchtest du ein Mensch zu sein verlernen"). Und hier, in den Worten der Erinnerung, die wir einem Künstler des Wohltuns widmen, der wie Nathan Jude, großartig

[1]) Reimarus, der berühmte Verfasser der Wolfenbütteler Fragmente, dessen Kopf den Sockel des Hamburger Lessingstandbildes ziert, war der Mittelpunkt des Kreises, aus dem 1765 in Hamburg die „patriotische Gesellschaft" hervorging, deren unablässigen Bemühungen die spontan —1785 — erfolgte Reorganisation des Hamburger Armenwesens zu danken ist. (Melle, die Entwicklung des Armenwesens in Hamburg, p. 69.)

wohltätig und reich war, muß vor allem betont werden, daß dies milde, echt menschenfreundliche Wesen gerade auch ihm eigen war. Man könnte sagen, es mußte ihm eigen sein; denn die überlegene, abgeklärte Ruhe des Urteils ist — in der Armenpflege wie in jeder andern Kunst — nicht nur Ausfluß der persönlichen Sinnesart, sondern vor allem die Folge des genauen Erkenntnisses der Unzulänglichkeit aller schulmäßigen Regeln und Vorschriften, ohne die freilich die gewöhnliche handwerksmäßige Ausübung schwer gelingen möchte. Der Amtsvorgänger des Derwischs kannte offenbar alle Regeln der Armenpflege; man soll ohne peinliche Prüfung des Falles, ohne Aufnahme eines Fragebogens, strenge Untersuchung aller Verhältnisse in der Wohnung, Nachforschung bei den Arbeitgebern und Bekannten des Hilfesuchenden keine Unterstützung geben. Ein Mann wie Hallgarten konnte die Befolgung dieser Regeln nicht, wie Saladin bei Lessing, generell tadeln. Unterhielt er doch zur Unterstützung der Privatwohltätigkeit, die er selbst und andere ausübten, ein großes Bureau mit geschulten Beamten. Aber er war sich ebenso klar über die Notwendigkeit, von jenen Regeln im einzelnen Fall auch abzuweichen und ohne ängstliche Untersuchung und mißtrauische Nachprüfung der ihm vorgetragenen Tatsachen zu geben, wenn der Fall darnach angetan schien. Und er wußte anderseits auch, daß die Armenpflege, die am einzelnen Fall geübt wird, vielfach mit Notwendigkeit unzulänglich ist; da nämlich, wo der einzelne Fall selbst nur eine Folge des Vorhandenseins allgemein wirkender Verarmungsursachen ist. Solchen allgemein wirkenden Verarmungsursachen kann der Einzelne, und wenn er über alle Schätze Saladins verfügt, nicht steuern; sie abzuschwächen ist die Aufgabe, der innere Zweck der gesamten Staatstätigkeit und der unaufhörlich sich vollziehenden, volkswirtschaftlichen Entwicklung. Aber völlig machtlos ist wohl ihnen gegenüber der Einzelne nicht. Er braucht die Notleidenden nicht, wie der Derwisch, und wie die moderne Sozialdemokratie, auf ein besseres soziales Jenseits zu vertrösten; und er braucht auch nicht, wie es seitens mancher opferwilliger und gebefreudiger Wohltäter geschieht, gewissermaßen zu resignieren, sich zufrieden zu geben, wenn er da oder dort augenblickliche Hilfe und vorübergehende Erleichterung schafft. Er kann Einrichtungen ins Leben rufen oder bei ihrer Entstehung mitwirken, die wenigstens für einzelne Gruppen von Menschen, und bezüglich einzelner Uebel vorbeugend wirken, und aus deren Wirksamkeit die Erfahrungen gewonnen werden, auf welche allein die Maßregeln der Gesetzgebung und der öffentlichen Verwaltung aufgebaut werden können, durch die das Uebel an der Wurzel gepackt wird. Das ist dann nicht mehr die gutmütige planlose Wohltätigkeit von Fall zu Fall, deren Ohnmacht gegenüber den Grundgesetzen der jeweils geltenden Staatsordnung und Volkswirtschaft Al Hafi nicht ohne Grund schmäht, sondern es ist ziel- und zweckbewußte Tätigkeit, die in der Gegenwart freilich nur Einzelnen nützt, die aber wenigstens für

diese Einzelnen die Ursachen der Verarmung beseitigte; und die zugleich für die Allgemeinheit die Befreiung von jetzt unheilbar scheinenden Uebeln vorbereitet. Auf diesem Gebiet liegt das Verdienst aller Meister des Wohltuns, liegt auch das Hallgartens. Wo es galt, Anstalten zu errichten, neue Einrichtungen ins Leben zu rufen, Vereine zum Studium einzelner sozialer Uebel, oder Arbeiten zur Erforschung einzelner Probleme ins Leben zu rufen, war er zur Stelle; mochte es sich um Linderung der Wohnungsnot in Frankfurt a. M. durch Gründung der bekannten Aktienbaugesellschaft für kleine Wohnungen handeln, die jetzt über ca. 1200 Wohnungen verfügt; oder um das Studium der Wohnungsfrage im ganzen Land, durch Begründung des Vereins für Wohnungsreform (Reichswohnungsgesetz), der 1904 den ersten deutschen Wohnungskongreß abhielt; mochte es der Fürsorge für das Herbergswesen der Arbeiter durch Unterstützung der Arbeiterherberge im Gewerkschaftshaus in Frankfurt, oder der Hilfe für die völlig Mittellosen durch Errichtung des Asyls für Obdachlose in Frankfurt gelten, das, wie die vorbildliche Anstalt in Berlin auf dem Prinzip der Anonymität begründet ist; — oder aber der Förderung planmäßiger Studien über die Bewegungen am Arbeitsmarkt, über Umfang und Ursachen der Arbeitslosigkeit. Und wie er der „Unterernährung", um den bekannten höflichen Ausdruck zu gebrauchen, von Hunderten von Kindern bedürftiger Eltern abhalf, indem er dafür sorgte, daß sie in von ihm und Merton begründeten Kinderhorten kräftige Kost erhielten, wie er den in Frankfurt a. M. zuerst in Deutschland begründeten Verein für Hauspflege unterstützte, der erkrankte und schwächliche Mütter vor Siechtum bewahrt, indem ihnen die Hausarbeit (Kochen, Waschen, Zimmerreinigen usw.), in den Zeiten der Verhinderung besorgt wird; wie er die Kinderheilstätte in Soden unterstützte, welche schwächliche Kinder kräftigen und widerstandsfähiger gegen die ihnen von den Eltern überkommene Anlage zu Tuberkulose und chronische Krankheiten machen sollte, — so stand er auch an der Spitze bei Begründung des Vereins zur Bekämpfung der Schwindsuchtsgefahr, der die Aufmerksamkeit auf die sozialen Ursachen dieser Volkskrankheit lenken will; so unterstützte er mit großen Summen die wissenschaftlichen Forschungen und Anstalten zur Vermehrung unseres Wissens über die naturwissenschaftlichen und medizinischen Ursachen der Seuchen und ansteckenden Krankheiten. Und mit dieser Aufzählung ist die Reihe der humanitären, wissenschaftlichen und sozialen Aufgaben, bei deren Lösung er sich beteiligte, längst nicht erschöpft. Gab es doch in Frankfurt keinen diesen Fragen gewidmeten lokalen Verein, und in Deutschland keine den Problemen der Armenpflege gewidmete Zentral-Organisation, gab es doch in Europa kaum eine zum Wohl seiner Glaubensgenossen errichtete internationale Anstalt, zu deren Förderern er nicht gehört hatte. Und zwar zog er diese Art der opferwilligen Tätigkeit mit Recht derjenigen vor, die sich darauf beschränkt, eine einzelne Anstalt zur Abschaffung eines einzelnen Uebels

ins Leben zu rufen, und diese dann nach eigenem Gutdünken zu verwalten. Er wollte nicht allein geben; sondern er wollte die andern vermögenden Leute, „seine Klassengenossen", wie der sozialdemokratische Terminus technicus lautet, veranlassen, mit ihm zu geben; und er wollte nicht allein in einer von ihm begründeten Anstalt herrschen und verwalten, sondern er wollte die Mittätigkeit derjenigen in Anspruch nehmen, die mit ihm das Interesse an der Linderung des einzelnen Notstandes teilten. Wollte man seine Tätigkeit mit Schlagworten aus dem politischen Gebiet kennzeichnen, so müßte man sagen, daß er, jedenfalls so weit die Aufgaben der Armenpflege und Wohltätigkeit und der sozialen Hilfeleistung in Frage kamen, nicht Monarchist oder Aristokrat, sondern Demokrat im besten Sinn war. Im Atelier, am Schreibtisch oder im Laboratorium mag der Einzelne, wie der Soldat im Gefecht, „auf sich selber ganz allein stehen." Beim Kampf gegen soziale Schäden wird er, selbst wenn seine geistigen Kräfte und die äußeren Mittel, über die er verfügt, ungewöhnlich groß sind, doch dem Heer von Uebeln und der Vielheit der Ursachen und Verhältnisse gegenüber, mit denen zu rechnen ist, nicht das gleiche leisten können, wie eine Mehrheit von Leuten in gemeinschaftlicher Arbeit. Hallgarten wußte dies; und wenn ihm weder die berufliche Beamtenorganisation des Staats oder der Gemeinde zu Gebot stand, noch die auf Grund religiöser Ueberzeugung geleistete Gefolgschaft von Anhängern und Jüngern, so kannte er dafür die Bedeutung der freien Vereinstätigkeit. Der Verein, der freiwillige Zusammenschluß von Leuten, die demselben Ziel zustreben, ist ja nicht nur, wie Ihering glaubt, der Vorläufer des Staats[1]), der das unvollkommen tut, was später der Staat in vollkommener Weise erreichen wird, sondern er hat seine selbständigen Funktionen im Staat und neben dem Staat; er kann, besonders auf dem Gebiet der sozialen Fürsorge, die Gesetzgebung nicht nur vorbereiten, sondern unter Umständen auch unnötig machen. Und wenn eifrige Anhänger der jeweils in einem bestimmten Staate herrschenden Staatsordnung oder sozialistische Fanatiker der Staatsomnipotenz wenigstens die sozialen Uebel am liebsten ausschließlich durch Gesetze, durch Gebote und Verbote und durch Begründung staatlicher Anstalten heilen möchten; wenn Leute, die von religiösen Ideen beherrscht werden, überall die Mittel der kirchlichen Armenpflege — Almosen, Ordenstätigkeit, Stiftung frommer Werke — zur Anwendung bringen möchten, so war für Hallgarten mit seiner echt modernen, sozialen Denkungsart der Verein in allen seinen Rechtsformen, der „e. V." des B. G. B., die handelsrechtliche Gesellschaft oder Genossenschaft, die freie, lose Vereinigung, die

---

[1]) Der Ausspruch Iherings, des ersten deutschen Juristen (aus: der Zweck im Recht I, S. 304) ist mit der schönen, im Sinn der obigen Ausführung gehaltenen Lobpreisung der freien Vereinstätigkeit Krapotkins (Memoiren II, 164) zusammengestellt in meinem Referat über Verfassung und Verwaltungsorganisation der Städte. (Schriften des Vereins für Sozialpolitik; Band 125, Seite 148 ff.)

Begründung juristischer Personen mit einer auf den besonderen Zweck hin zugeschnittenen Verfassung das Mittel, durch das er seine Absichten auf allen Gebieten der Wohltätigkeit und Gemeinnützigkeit am liebsten verwirklichte.

Dies Mittel ist nicht einfach anzuwenden. Wer einem Verein Vermögen übergibt, verzichtet auf die selbständige Verfügung. Aber es hat auch große technische und sachliche Vorzüge. Wer einen Verein dotiert, begrenzt das Maß seiner Aufwendungen, ermöglicht die Teilnahme anderer, insbesonders der Gemeinde an dem Zweck, dem der Verein dienen soll, und sichert sich die Mitarbeit aller derer, die dem Verein beitreten wollen. Und vor allem ist für jedes gemeinnützige Werk, das nicht seiner Natur nach der Allgemeinheit im weitesten Sinn dient — öffentlich ausgestellte Kunstwerke, Parks, öffentliche Museen und Lesezimmer usw. — die Vereinsform das beste, ja, das einzige Mittel, um das Mißtrauen zu besiegen, das die Unbemittelten allen Veranstaltungen entgegenhalten, die an herablassend erwiesene Wohltaten erinnern. Und gerade darin, daß Hallgarten dies erkannte, daß er den Unabhängigkeitssinn, der ihn selbst beseelte, auch bei den Unbemittelten achtete, denen seine Aufwendungen zu gute kamen, zeigte er sich als Meister im Wohltun. Es ist leicht, mit großen Mitteln und einem gutgeschulten Beamtenapparat vieles zu gunsten der Aermeren ins Werk zu setzen. Es gibt Vorstände von Armenämtern, die glauben, daß alle sozialen Forderungen, wenigstens auf gesundheitlichem Gebiet und auf dem Gebiet der Jugendfürsorge sich einfach durch entsprechende Organisation der öffentlichen Armenpflege verwirklichen lassen. Sie rechnen nicht damit, daß die Unbemittelten, die das Objekt dieser ausgedehnten Armenpflege wären, den weitaus größten Teil der Bevölkerung ausmachen. Diese Mehrzahl des Volks will aber nicht Geschenke erhalten von der kleinen Minorität der Besitzenden, die heutzutage den Staat, die Gemeinde und insbesonders fast alle Organisationen der Armenpflege verwalten; sondern sie alle, einerlei zu welcher politischen Partei sie sich bekennen, erstreben eine Gestaltung des Staats, die den Unterschied zwischen ihnen und der vermögenden Minderheit verringert. Und bis dies erreicht ist, wollen sie wenigstens selbst an der Verwaltung der Anstalten teilnehmen, die jetzt da und dort eine Milderung des auf ihnen lastenden Druckes herbeiführen. Hallgarten war viel zu gerecht, um diese Auffassung nicht zu würdigen; und viel zu scharfsinnig, um zu glauben, daß die Kluft, die durch sie zwischen der besitzenden Minderheit und den großen Massen gegraben wird, durch die Armenpflege geschlossen werden könnte. Aber was von jeder Kunst gilt, daß sie über sich hinausstrebt, daß sie die Ideen und Ideale ihrer Zeit zu verwirklichen sucht, das gilt auch von der Kunst des Wohltuns, wenn sie von einem Meister geübt wird. Und so gibt jedes Werk der Wohltätigkeit und des Gemeinsinnes, an das er Hand anlegte, Zeugnis davon, daß er sich nicht mit der Linderung der Not begnügen, sondern

den Unbemittelten auch Anteil an allen Kulturgütern schaffen wollte, und daß er stets bemüht war, durch das für Einzelne Geschaffene die Besserung der Verhältnisse für die Gesamtheit anzubahnen und vorzubereiten. Es genügte ihm nicht, daß die Aktienbaugesellschaft für kleine Wohnungen einer Anzahl Arbeitern Arbeiterwohnungen der gewöhnlichen Art — 2 Zimmer mit dem erforderlichen Zubehör — zu relativ billigen Preisen zur Verfügung stellte: er unterstützte auch als Vorsitzender des Aufsichtsrates tatkräftig alle Bemühungen, die in dieser Gesellschaft gemacht wurden, um durch Aufwendungen von Mitteln, die der Gesellschaft außer dem Aktienkapital zur Verfügung standen, die engen Wohnungen „zu ergänzen", tauglich auch zur Befriedigung der Kulturbedürfnisse zu machen: den Mietern wurde durch Einrichtung von Krippen, Kinderhorten usw. Beistand zur Erziehung der Kinder geleistet; in den einzelnen Baublocks wurden Lesezimmer, Vortragssäle und Erholungsräume für die Erwachsenen und Spielplätze und Gartenbeeten für die Kinder eingerichtet, so daß einzelne der Wohnungsanlagen dieser Gesellschaft wohl als vorbildlich für dasjenige gelten können, was künftig bei der Herstellung von Unterkunft für Arbeiterfamilien allgemein erreicht werden muß. Als sich in Frankfurt, noch unter der Herrschaft des unheilvollen Sozialistengesetzes, der Ausschuß für Volksvorlesung bildete, eine freie Vereinigung von Arbeitern und Gelehrten, die den in Verfolgung ihrer Klasseninteressen ungerecht behinderten Arbeitern wenigstens Bildungsgelegenheit jeder Art — Vorträge, Volkskonzerte, Theatervorstellungen, Führungen durch Museen usw. — schaffen wollte, und wie beiläufig bemerkt sein mag, auch tatsächlich geschaffen hat, da war es Hallgarten, der sofort, während die meisten anderen Vermögenden sich bedenklich oder ängstlich fernhielten, seine Mitwirkung anbot; und er hat als Vorstandsmitglied an allen den schwierigen Beratungen teilgenommen, die ausschließlich in den von den Arbeitern besuchten Wirtslokalen stattfanden und oft bis in die späte Nacht hinein währten, und bei denen es galt, die volle Gleichberechtigung der verschiedenen im Ausschuß wirkenden Elemente, der Arbeiter, der Gelehrten und der vermögenden Förderer der neuartigen Organisation zum Ausdruck zu bringen, ohne Rücksicht darauf, daß das Maß positiven Wissens ein verschiedenes war und daß pekuniäre Beihilfe von den Arbeitern nicht geleistet werden konnte. Es war ihm eine Genugtuung, daß dieser Ausschuß seine Wirksamkeit allmählich immer mehr ausdehnen konnte, stets neue Gebiete aus dem Bereich der Wissenschaft und der Kunst den Arbeitern zugänglich machte, und sogar auch, durch Organisation des Rhein-Mainischen Verbands für Volksvorlesungen, seinen Grundsätzen — der vollständigen Neutralität gegenüber allen politischen Richtungen, der Beteiligung der durch Delegierte der Gewerkschaften usw. vertretenen Arbeiter an allen Beschlußfassungen, der Unterlassung aller Beschlüsse, in denen irgend eine der zur Mitarbeit bereiten Vereinigungen eine Schädigung ihrer politischen

und wirtschaftlichen Ziele erblickt — Geltung über das Weichbild Frankfurts hinaus verschaffte. Wer heute in dem großen Kampf der Zeit versöhnend und mildernd eingreifen will, — und das ist doch das letzte Ziel alles gemeinnützigen Wirkens, also auch aller echten Wohltätigkeit —, kann sich eben nicht mehr begnügen, teilnehmend „für das Volk" zu arbeiten, sondern er muß wissen, daß er selbst zum Volk gehört, und muß im Volk zusammen mit denjenigen, für die gesorgt werden soll, Hand anlegen. Diese Art des Arbeitens ruft freilich, insbesondere bei unseren heutigen politischen Verhältnissen Angriffe nicht nur von rechts, sondern auch von links hervor. Auch auf dieser Seite gibt es ja Elemente, die sich nur durch getreues Nachbeten der Parteidogmen, durch kritiklose Lobpreisung aller Parteibeschlüsse und durch gehässige Anfeindung aller Andersdenkenden die Stellung als Führer sichern möchten. So wenig Hallgarten aber gewillt war, sich diesen oft recht minderwertigen Lokalgrößen zu beugen, so zögerte er doch keinen Augenblick, seine Ueberzeugung von der Notwendigkeit der völligen Unabhängigkeit der sozialen Bildungsbestrebungen da zu bekunden, wo ihm dies notwendig erschien, um die gegen die gemeinschaftliche Arbeit erhobenen Angriffe zu entkräften. In diesem Sinn hat er bekanntlich noch kurz vor seinem Tode die Mitgliedschaft im Ausschuß der von ihm lange Jahre hindurch unterstützten Gesellschaft für Volksbildung niedergelegt, als man im Vorstand dieser Gesellschaft aus taktischen Gründen sich veranlaßt sah, der preußischen Regierung einen gewissen Einfluß auf die Auswahl der durch die Volksbibliotheken verbreiteten Bücher zu gewähren. Er handelte hierbei nicht etwa aus Demonstrationslust oder in unfreundlicher Gesinnung gegen die hochverdiente Gesellschaft und deren von ihm hochgeachteten Leiter. Daß er, als Mitglied des Vorstands des Frankfurter Ausschusses für Volksvorlesungen und des Rhein-Mainischen Verbands diesen Schritt tat, sollte lediglich der Tatsache gerecht werden, daß die Vertreter der 60—70 Gewerkschaften und Arbeiterorganisationen im Ausschuß zu jener Rücksichtnahme gegenüber den Wünschen der Regierung nicht bereit gewesen wären, und daß deshalb der Frankfurter Ausschuß auch Beschluß in jenem Sinn nicht hätte fassen können. Seine Stellungnahme sollte den Mitgliedern des Ausschusses die Gewähr bieten, daß seine Begründer nicht ein bloßes Werk der Wohltätigkeit ins Leben rufen wollten, sondern eine Organisation, die den Unbemittelten die Möglichkeit der Mitarbeit auf einem Gebiet schaffen wollte, das ihnen bisher verschlossen und ausschließlich Domäne der Besitzenden gewesen war.

„Durch das römische Recht über das römische Recht hinaus", lautet das Schlagwort, mit dem vordem Ziel und Zweck der romanischen Studien bezeichnet wurden, zu einer Zeit, als ein bürgerliches Gesetzbuch für Deutschland noch ein unerfüllbarer Traum schien. Durch die Armenpflege und Wohltätigkeit über die Armenpflege und Wohl-

tätigkeit hinaus, so könnte man heute die Aufgaben bezeichnen, die dem sozialen Pflichtgefühl der Vermögenden bei Betätigung des Wohltätigkeitsinnes gestellt sind. Das ganze Wirken Hallgartens bewegte sich in dieser Richtung. Die Armenpflege als Ausgangspunkt; die von allen Schranken und Beschränkungen freien, wenn irgend möglich auf der Mitwirkung der Destinatäre beruhenden dem Gemeinsinn der Vermögenden entstammenden Organisationen als Mittel, und die Tätigkeit des Staats, und zwar eines auf breitester Grundlage beruhenden Staates, eines Staates, wie ihn das zweite Vaterland Hallgartens, die nordamerikanische Union, darstellen möchte, als Ziel. Wir haben wenig Männer, die den Willen und das Vermögen, in diesem Sinn zu wirken, so betätigt haben, wie er. Und so verdient das Andenken des Mannes hoch und dauernd geehrt zu werden, bei dem die wohltätige Gesinnung den Antrieb zu bedeutungsvollen sozialen Bestrebungen bildete; und der bewiesen hat, daß das Wohltun, wenn es richtig geübt wird, die Bedürftigen nicht zu demütigen braucht, sondern ihnen ein Hilfsmittel sein kann in dem gerechtfertigten Kampf gegen materielle Not, gegen sozialen Druck, und um die gleichberechtigte Teilnahme an den ihnen bisher vorenthaltenen höchsten Kulturgütern der Kunst und Wissenschaft.

Herrn Salomon Bringolfs Enttäuschung.

Eine Erzählung von Ernst Zahn in Göschenen.

1.

Oberstleutnant und Kaufmann Salomon Bringolf kam von einem Spazierritt zurück. Das Pferd hatte er in der Geschäftsstallung gelassen und schritt in seinen glänzenden Reitstiefeln auf das in einem Garten stehende Privathaus zu, das er, der Junggeselle, mit seinem verheirateten Bruder David teilte.

Die Straßen der Stadt waren sonntäglich sauber gekehrt und eine sonntägliche, reine Frühlingssonne beleuchtete sie, die an diesem Morgen und zur Gottesdienstzeit noch wenig begangen waren. Etwas sonntägliches lag auch über der geschmeidigen Erscheinung Bringolfs. Diese Eigenschaft war jedoch offensichtlich nicht an den Sonntag gebunden, sondern bedeutete ein hervorstechendes Merkmal des Menschen. Sie lag in der ganzen Sorgfalt seines Aeußern, dem knapp an der wohlgebauten Gestalt sitzenden Reitanzug, dem gepflegten blonden Schnurrbart, dem glatt gescheitelten Haar und den weißen schönen Händen, von denen er jetzt, noch vor dem Oeffnen der Gartentüre, die grauen Lederhandschuhe streifte. Sie stand an der Grenze der Geschniegeltheit und hinterließ dennoch keinen nachteiligen Eindruck, weil sie mit dem Wesen des Mannes in Einklang schien, das von überlegener Vornehmheit war und weil sie ein Gegengewicht in einem Ausdruck von Verstandesschärfe und Entschlossenheit hatte, der auf der hohen weißen offenen Stirn und in den hellen blauen Augen Bringolfs zu lesen stand.

Salomon Bringolf gehörte zu den angesehensten Bürgern der Stadt, saß in ihrem Rate und war in vielen andern öffentlichen Beamtungen tätig, ein Mann von schlagfertiger und geschickter Rede, erstaunlicher Arbeitskraft und Vielseitigkeit, der Angehörige eines alten Geschlechtes, reich und gewandt. Obgleich er durch seine Offizierspflichten dem großen Importgeschäfte häufig fern gehalten wurde, das er gemeinsam mit seinem Bruder und in Nachfolge einer langen Reihe von Vorfahren betrieb, hatte er sich doch volle Einsicht und Kenntnis bewahrt und bei den Untergebenen der Firma neben dem eigentlichen Leiter, seinem schlichten Bruder, alles Ansehen sich erhalten.

Bringolf schritt über einen breiten mit Steinplättchen belegten Zugang zur Tür des weißen villenartigen Hauses. Der Garten, den dieser durchschnitt, war hier nur schmal; ein Gitter schied ihn von der breiten bergansteigenden Straße, seine andere beträchtlich größere Hälfte lag zu den drei übrigen Seiten des Hauses und dehnte sich hauptsächlich gegen den See hinab aus, hier ziemlich steil abfallend, aber zwischen alten hohen Bäumen und Büschen lauschige, gewundene Wege enthaltend. Das Haus hatte nichts, was ihm besondere Bedeutung verlieh. Es war eines jener rasch entstandenen, an Stelle eines baufällig gewesenen einfachen Patrizier-

hauses hingesetzten, stillosen Gebäude, an denen die Fremdenstadt in ihren neuen Quartieren reich ist. Es hatte etwas Unpersönliches wie die Stadt mit Ausnahme ihres alten Teils selbst und wie ihre Bewohner, die den Gästen Neußhausens, den vielen Fremden aller Nationen, in Kleidern und Manieren unbewußt nacheiferten und dabei ihre Eigenart immer mehr einbüßten. Seine Lage über den Bäumen des Gartens, in der Tiefe der See, war herrlich. Es war überhaupt ein Glück, in Neußhausen, der Stadt zu wohnen, die den Schlüssel zum nahen Hochgebirge bildete. Lieblich spülte der See seine Wellen an die flachen Ufer, aber an seinem jenseitigen Strand erhob sich vieltürmig ein machtvollerer Bau als das von Menschenhand errichtete Neußhausen. Grüne Hänge, schwarze drohende Felskuppen und reine, hohe Schneefelder standen dort unter dem Himmel und Neußhausen war die Zeugin der Sonnenfeuer, die über ihnen flammten, der gewaltigen Gewitter, die zu ihren Häupten mit zuckendem Blitz und krachendem Donner ihre Schlachten schlugen, und der sternenreichen, wundervollen Nächte, die das geheimnisvolle Leuchten zwischen sie warfen.

Salomon Bringolf betrat das Haus und stieg über teppichbelegte Holztreppen nach dem zweiten Stockwerk, das er bewohnte. An der Wohnung seines Bruders im ersten Stock war die Flurtüre nur angelehnt und aus einem Zimmer in der Nähe vernahm der Vorübergehende das Kichern und eifrige Sprechen junger Stimmen. Da erinnerte sich Salomon, daß seine Nichte Maria an diesem Morgen den Besuch einer Institutsfreundin erwartete, die aus dem Norden Deutschlands für einige Zeit zu ihr kam. Das junge Mädchen mußte vor kurzem eingetroffen sein. Der Klang der Stimmen schmeichelte sich wohlgefällig in Salomons Ohr. Er trug ihn vergnügt mit sich treppan, denn es war eine Musik, die ihm in seinem Leben nie unangenehm gewesen. Der jetzt vierzigjährige hatte nicht nur bei der männlichen Bevölkerung Neußhausens seine besondere Geltung, er war auch ein verwöhnter Liebling der Frauen und noch jetzt, trotzdem er so lange ihrem vielfachen Entgegenkommen widerstanden, richteten die Mütter heiratsfähiger Töchter mit Vorliebe die Blicke auf ihn als einem der begehrenswertesten Ehekandidaten im Lande. Erfolg jeder Art weckt eine gewisse Eitelkeit. So war es nicht ausgeblieben, daß trotz seines vorhandenen inneren Wertes Salomon Bringolf auf seine Siege über Frauenherzen vielleicht stolzer war als auf manche andere lobenswerte und bedeutsame Tat. Er hatte bei seinen Liebeshändeln seiner Würde nie etwas vergeben, war nie über die Grenze desjenigen hinausgegangen, was ihm seine Selbstachtung gestattete, aber es schuf ihm manchmal Behagen, all der kleinen Abenteuer und leichten Siege zu denken, die sein Leben auf diesem Gebiete zu verzeichnen hatte. Frauenreiz hatte so allmählich eine gewisse Bedeutung für ihn gewonnen und es erfüllte ihn auch jetzt fast unbewußt eine angenehme kleine Neugier, den, vorher ihm von dieser

in allen Tonarten gerühmten jungen Gast seiner Nichte kennen zu lernen. Als er jedoch in seinem Wohnstock ankam und in seinem Arbeitszimmer nach der inzwischen eingelangten Post sah, fand er zwei Briefe vor, die einer raschen Erledigung riefen und er vergaß angesichts der Arbeit der neuen Bekanntschaft, die er hatte machen wollen, vergaß ihrer so gründlich, daß er bis gegen die Mittagszeit schreibend auf seinem Zimmer verblieb.

Gegen Mittag hatte sich in einem schönen mit Rokokomöbeln wohnhaft gemachten Empfangszimmer David Bringolfs eine kleine Gesellschaft von Gästen angesammelt, die mit der Familie zu Tisch gehen wollten. Man saß und stand in einzelnen Gruppen beisammen, unterhielt sich und wartete auf Salomon, den Oberstleutnant, der ausnahmsweise lange zögerte. David Bringolf, der Kaufmann, ein schmächtiger, schlichter Mann, Mitte der Vierziger, stand auf der Schwelle zum nebenanliegenden Eßzimmer und hielt Flasche und Korkzieher in der Hand. Er war im Begriff den Wein für die Tafel zu richten und plauderte während dieser Beschäftigung ungezwungen mit den nahen Freunden des Hauses, dem langen blondbärtigen Bankier Suter und seiner kleinen, runden, lebendigen und hübschen Frau.

Sie sprachen von einer Rede, die Salomon jüngst im großen Rate seines Kantons gehalten und die Aufsehen erregt hatte. Suter rühmte Salomons Mut, alle Dinge beim rechten Namen zu nennen und seine rotwangige Frau genoß mit sichtlichem Behagen und zuweilen aufleuchtenden Augen das Lob, das dem Abwesenden gespendet wurde, denn Frau Josephine hatte bis vor einigen Jahren, dem Zeitpunkte, da sie ihrem jetzigen Gatten folgte, für Salomon Bringolf das lebhafteste Interesse an den Tag gelegt und zählte zu den Vielen, von denen die redselige Stadt behauptet hatte, die und keine andere werde endlich und bestimmt als Siegerin in der großen Lotterie um den Junggesellen hervorgehen.

Das Gesprächsthema erweckte auch die Aufmerksamkeit der beiden Frauen, die auf einem zierlichen Sofa bisher in eine stille Unterhaltung vertieft gesessen. Die schwarzgekleidete von ihnen hob das kluge, nicht mehr junge, ernsthafte Gesicht und warf die ruhige Ansichtsäußerung dazwischen, Salomons Rede fordere zum Widerspruch heraus, es spreche daraus das herrische Wesen eines Mannes, der durch seine Erfolge eigenmächtig geworden sei und Salomon schaffe sich vielleicht mancherlei Feinde dadurch, daß er für seine achtenswerte Meinung unbedingte und, als gebe es keine gegenteilige Ansicht, blinde Anerkennung fordere. Fräulein Lina Schnyders klangvolle Stimme war sehr ruhig und sicher. Keinerlei Schärfe, noch die Absicht zu verletzen, lag in dem, was sie sagte, aber es bewies, daß sie das Recht eignete, in diesem Hause und über Salomon Bringolf frei zu sprechen. Sie war eine Jugendfreundin der Brüder, hatte in dem alten Geschäftshause in der Stadt mit ihnen Mauer an

Mauer gewohnt und war vielleicht die einzige Frau, die dem viel umworbenen Salomon nicht schmeichelte. Gerade sie aber hegte eine tiefe Neigung für ihn, um die Salomon wußte. Um ihretwillen war sie ledig geblieben und hatte sich von der Geselligkeit der Jugend früh zurückgezogen.

„Lina hat vielleicht nicht Unrecht“, stimmte Frau Klara Bringolf, die Gattin Davids, in das Gespräch ein. Sie war eine unscheinbare Frau in hellem, etwas altväterischen Kleide, das zu ihrem Wesen paßte und redete mit der leisen Schüchternheit, die manchen Menschen eignet, wenn sie sich in Gesellschaft überlegener oder redekundigerer Gefährten befinden.

„Warum nicht gar“, widersprach Frau Josephine Suter mit heißem Gesicht und blitzenden Augen. „Das ist das Mitsichfortreißende an unserem Freunde Salomon, daß er keiner Gegnerschaft achtet, sondern die Fahne seines Willens und Wissens gleichsam mit einem sieghaften Sprung auf einen Hügel stellt: da steht sie, daß jedermann sie sehe“.

Das Gespräch wurde eifriger. David Bringolf setzte seine Flaschen beiseite und trat vollends ins Zimmer. Salomons Wesen und Leben bildeten eine Fundgrube für scharfsinnige Bemerkungen, die sie abwechselnd machten und aus ihren Worten formte sich das Bild eines bedeutenden Menschen. Sie sprachen so lebhaft, daß die beiden jungen Mädchen, die bisher am Fenster gestanden und unter leisem Plaudern in den Garten hinab geblickt hatten, sich umwendeten und auf Hin- und Widerrede der übrigen lauschten.

„Das ist dein Onkel, von dem sie sprechen“, wendete sich Rosamunde Stein flüsternd an ihre Freundin Maria, die Tochter des Bringolfschen Ehepaares. Diese nickte. „Alle Welt spricht immer vom Onkel Salomon“, flüsterte sie mit Eifer und Wichtigkeit zurück, wie die Jugend gerne von Besitztümern spricht, an denen sie Miteigentumsrecht hat. „Er ist ein wundervoller Typ“, fügte sie in burschikoser Backfischweise hinzu. „Ich freue mich, daß du ihn kennen lernst“.

In diesem Augenblick gerade trat Salomon Bringolf ein. Es war, als hätte er auf das Schlagwort gewartet, das seinem Auftritt besondere Wichtigkeit gab. Die Tür, durch die er kam, lag dem Fenster gerade gegenüber. Ihre Schwelle war deshalb von zwei Helligkeiten übergossen, derjenigen des frohmütigen Flurs und derjenigen des Fensters, an dem die Mädchen standen. So wurde seine Gestalt wie vom Lichte eines Scheinwerfers überflutet und zog unwillkürlich die Blicke aller auf sich. Er hatte sich umgekleidet, ging in Schwarz. Sein blondes Haar, das sich auf dem Scheitel lichtete, glänzte. Sein gesundes Gesicht trug einen warmen, gewinnenden Ausdruck und keinem in der Stube war das Jähe, Leuchtende und Freudige seines Blickes entgangen, als er mit einem fröhlichen Gruß allen gleichzeitig guten Tag bot. Er schüttelte den ihm zunächst stehenden die Hände und wechselte ein paar Worte mit ihnen.

Lina Schnyders Finger schloßen sich fest um die seinen und sie hatten eine stille und ernste Art sich zu begrüßen, so als ließe das Bewußtsein des gegenseitigen Wertes es nicht zu, daß ein alltägliches oder schmeichlerisches Wort zwischen ihnen falle. Die kleine Frau Josephine, als die Reihe der Begrüßung an sie kam, hob die schönen Augen zu dem einstigen Verehrer und er erwiderte den Blick. In dem Kreuzen dieser Blicke wie in ihrem raschen Händedruck lag eine Bedeutung, ein leiser Hinweis auf das, was gewesen war.

Und dann — er hatte eben in herzlicher Weise die Schwägerin begrüßt, der er an dem Morgen noch nicht begegnet war — fiel Salomon Bringolfs Blick auf die beiden Mädchen. Sie standen noch immer mit abwartender Bescheidenheit am Fenster. Das Licht des sonnigen Tages floß ihnen um die Häupter und schlanken Schultern. Beide trugen weiße Kleider, dasjenige der anmutigen, blonden Maria war jedoch von neuzeitlichem Schnitt, während Rosamundes langwallendes, um den Gürtel durch ein weißes Seidenband zusammengehaltenes Gewand etwas fremdartiges, an vergangene Zeiten gemahnendes und doch nicht Altväterisches hatte, sondern nur in wundersamem Einklang zu der ganzen Erscheinung, die noch fast diejenige eines Kindes war, stand. Die Aermel dieses Kleides waren kurz, ein weißes Seidentuch war breit über die Schultern gelegt und wurde an der Brust durch eine weiße Schleife niedergehalten, so daß ein zierlicher, tiefer Halsausschnitt entstand. Das nicht sehr lange aber weiche und schön gelockte braune Haar fiel offen auf die Schultern und erhielt durch ein um die Stirn geschlungenes weißseidenes Band einen eigenartigen Schmuck. Rosamunde stand etwas abgewendet und drehte nur den Kopf leicht nach Salomon. Hierbei war es eigentümlich zu sehen, was für einen leuchtenden Schmelz das Weiß ihres Auges hatte, von dem sich der schöne dunkle Stern abhob.

Salomon Bringolf vergaß unwillkürlich seine Umgebung und schritt wie unter einem Zwang, obwohl mit weltmännischer Sicherheit auf das fremde Mädchen zu. Seine Nichte hatte den Arm um Rosamundes Hüften gelegt und führte sie ihm einen Schritt entgegen.

„Mein Onkel", stellte sie ihn der Freundin vor.

Dann spürte Salomon den festen Druck einer kleinen Hand, dessen ernsthafte abgemessene Sicherheit ihn überraschte. Er stellte ein paar Fragen an den jungen Gast, über ihre lange Reise und ob sie nicht müde sei.

Sie antwortete mit einem ruhigen Lächeln, die vornehme, fast steife Würde ihres Wesens stand in drolligem Gegensatze zu ihrer Jugend und ihrem kindlichen Aussehen.

Die übrigen traten inzwischen heran und umgaben Rosamunde, sich am Gespräch beteiligend, so daß sie bald zum Mittelpunkt desselben wurde.

Dann ging man zu Tische.

Ueber dieser Mahlzeit nun fügte es der Zufall, daß Salomons Vielseitigkeit und Beliebtheit durch allerlei kleine Vorkommnisse hell beleuchtet wurde. Kaum hatte man sich gesetzt, so brachte ein Austräger einer Gesellschaft ein für den Oberstleutnant bestimmtes Paket, das dieser lächelnd beiseite legen wollte. Auf Drängen seines Bruders öffnete er es jedoch und entnahm ihm eine schöne Bronze, die ihm jene Gesellschaft für ihr geleistete hervorragende Dienste stiftete. Man war noch damit beschäftigt, das Kunstwerk zu bewundern, als eine Depesche einlief, die Salomon für den nächsten Tag in ehrenvollster militärischer Angelegenheit nach der Bundesstadt berief. Noch vor Schluß der Mahlzeit aber meldete das Dienstmädchen, daß eine Frau den Oberstleutnant zu sprechen wünsche und aus einigen Bemerkungen, welche die beiden Brüder unwillkürlich auch hierüber wechselten, ging für die übrige Gesellschaft hervor, daß es sich um eine Witwe handelte, die der Vogtschaft Salomons unterstellt war. Es war keineswegs verwunderlich, daß das Gespräch abermals sich seiner ausgedehnten Tätigkeit zuwendete. Rosamundes Interesse für ihn wurde dadurch in dieser ersten Stunde ihres Zusammentreffens geweckt und ihre Augen ruhten häufig und bewundernd auf ihm. Sie empfand eine leise Freude, als sie Gelegenheit hatte, beim Nachtisch mit ihm allein sich zu unterhalten und geriet abermals in Erstaunen, als er sie nach ihrer Heimat fragte, nach den Ländern der Ostsee, nach dem Meere selbst und aus seinen Erkundigungen hervorging, daß er alles das aus eigener Anschauung kannte.

Salomon zeigte aber auch eine Sieghaftigkeit und Lebendigkeit, die selbst seine nächsten Bekannten in Erstaunen setzte. Er beherrschte die Unterhaltung vollständig. Seine Blicke und treffende, witzige Bemerkungen blitzten dahin und dorthin. Er scherzte mit den jungen Mädchen, führte mit Frau Josephine eines der geistreichen Wortgeplänkel, die sie beide liebten und in denen sie Meister waren, sprach mit den Männern mit klarem Urteil über wichtige Dinge und antwortete hie und da Lina Schnyders stillem Blick und gemessener Rede mit einem Unterton von Weichheit in der Stimme. Es lag eine gewisse Erregung in seinem Wesen, deren er vielleicht selbst nicht inne wurde. Sie entsprang der unbewußten Freude an seiner eigenen Ueberlegenheit und der Genugtuung, diese gerade jetzt zeigen zu können. Dabei ahnte er noch kaum, daß er um Rosamunde Steins willen diese Freude empfand.

Nachdem der schwarze Kaffee in dem kleinen von Mittagsonne freundlichen Salon, in dem man sich zuerst befunden, eingenommen worden war, verabschiedeten sich der Bankier und seine Frau. David Bringolf zog sich zurück, während seine Frau mit Fräulein Schnyder sich in den Garten begab. Salomon setzte sich ans Klavier und die beiden jungen Mädchen schickten sich an, den andern Frauen zu folgen. Maria hielt jedoch die Freundin zurück, als Salomon zu spielen begann.

„Onkel spielt selten", sagte sie. „Wir müssen es benützen ihn zu hören. Du wirst dich freuen."

Salomon hatte gewußt, daß die Mädchen bleiben würden. Mit der Absicht, sie festzuhalten, hatte er sich ans Klavier gesetzt. Die Stunde reute ihn schon, die ihm von Rosamundes Gesellschaft verloren ging.

Maria und Rosamunde nahmen ihre vorigen Plätze wieder ein.

„Oeffnet die Fenster", bat er, „laßt den Frühling herein".

Als sie gehorcht hatten und nun im Rahmen des Fensters standen, ließ er die Finger die Tasten finden. Er war ein großer Musikfreund, auch ein großer Künstler. Was ihm an Technik abging, ersetzte er durch tiefe Empfindung und durch Eigenart der Auffassung. Er spielte und vergaß sich.

Rosamunde betrachtete seine weißen, starken Hände, dann nahm das Spiel sie gefangen. Die Sonne lag ihr schmeichelnd im Nacken. Ein leiser Luftzug rührte die Bäume des Gartens, daß ein Knistern und sachtes Rauschen durch ihre Kronen ging. Es drang zum Fenster empor und verwob sich mit den Tönen des Klaviers, die ihm entströmten. Dies gab den Melodien etwas Feines und Sanftes, und der Duft erster Blumen drang mit dem Wind ins Zimmer.

Rosamunde Steins Augen wurden groß und ernst, der kleine kindliche Mund nahm einen Ausdruck von Ergriffenheit an, die an einem so jungen Menschen befremdete. Salomon wendete einmal das Gesicht nach ihr und erzitterte innerlich. Was für ein Muttergottesgesicht! Und er spielte wie nie. Sein rasch entbranntes Herz sang in die Töne.

Unten im Garten gingen Frau Klara Bringolf und ihre ernste Freundin. Sie standen einen Augenblick unter dem Fenster still und lauschten dem Klavierspiel.

„Unser Schwager spielt sich der kleinen Stein ins Herz hinein", sagte Frau Klara lächelnd.

Lina Schnyders hageres und früh verblühtes Gesicht behielt seinen klugen Ernst. „Das ist das einzige, in dem ich ihn klein finde", entgegnete sie. „Er bemüht sich viel zu viel um uns Frauen".

Frau Klara sah sie von der Seite an. Ein leiser Verdacht regte sich in ihr. Redete die Eifersucht aus der Freundin?

Diese aber trug eine große und klare Ruhe in den Zügen.

„Diesmal wird er keine leichte Aufgabe haben", sprach Frau Klara weiter. Er hat Mut, sich noch für jung genug zu halten, um Eindruck auf sie machen zu können. Zudem, das Mädchen ist ein kleiner Sonderling".

Das liebevolle, vielleicht ein wenig blinde Interesse für den Schwager verriet sich in Frau Klaras Worten.

Fräulein Lina antwortete nicht mehr. Sie setzte ihren Weg fort, dann folgte ihr die andere.

Droben verstummte das Klavierspiel und machte einer tiefen Stille Platz, als ständen Künstler und Zuhörer einen Augenblick im Banne der eben verklungenen Musik.

2.

Es war nun schon kein Geheimnis mehr im Hause: Oberstleutnant Bringolf hatte sich feurig wie der jüngste Rekrut in das feine, fremde Mädchen verliebt, das der Gast des Hauses war. Frau Klara wußte es und nahm so herzlichen und parteiischen Anteil an der Sache, daß sie Rosamunde Stein allgemach gram wurde, weil diese scheinbar nichts von Salomons Neigung gewahrte. David, ihr Gatte, ging seinen Geschäften nach und ließ den Bruder wie ein Mann gewähren, der dergleichen gewohnt ist und sich weder wundert noch Zeit hat, lange darüber nachzudenken. Maria, die Tochter, aber, ein schwärmerisches junges Ding, erlebte in sich selbst etwas Großes, als sie des Onkels Liebe entdeckte. Ahnungsvolle Schauer durchrieselten sie. Sie betrachtete Salomon mit Scheu und Mitleid. Und die kleine, schöne Freundin, welche die Veränderung im Wesen des von ihr verehrten Mannes verursachte, wuchs in ihren Augen. Sie begann Rosamunde zu bewundern. Unwillkürlich aber und wie mit einer sanften Andacht schlich sie sich davon, wenn sie die beiden bei einander sah oder unauffällig ihr Alleinsein herbeiführen konnte.

Auch die fleißigen Besucher des Hauses, Frau Josephine und Fräulein Lina Schnyder wußten bald über Salomons Herzensangelegenheit Bescheid. Jene verzog den hübschen Mund, versuchte zuerst ihre eigenen Verführungskünste, plötzlich begierig den einstigen Verehrer der andern streitig zu machen und als sie dieselben sonderbar wirkungslos sah, zeigte sich in ihrem Charakter eine bedauerliche Lücke, indem sie anfing, in der Stadt leicht von Salomon Bringolf zu reden und ihn als einen Schürzenjäger hinzustellen. Lina Schnyder ging in ihrer lautlosen Würde im Hause ab und zu. Ihr Blick ruhte vielleicht häufiger, aber unbemerkt auf Salomon und zuweilen lag es auf ihrer Stirn wie ein leiser Unwille. Sie zürnte Bringolf, darum, daß er noch nicht das innere Maß besaß, das seinen Jahren anstand. Dann regte sich auch der stets darniedergehaltene Schmerz darüber merklicher, daß der Jugendfreund ihrer so ganz vergessen hatte.

Während so ihre Umgebung sich mit ihnen beschäftigte, schritten die zwei Meistbeteiligten, Salomon und Rosamunde, in einer großen Blindheit durch ihre Tage. Das junge Mädchen fühlte sich im Bringolfschen Hause wohl. Man begegnete ihr mit warmer Liebe, die ihrer süßen, kleinen Persönlichkeit nicht schwer zu beweisen war, und ließ sie der Gaben einer weitherzigen Gastlichkeit teilhaftig werden. An Maria, ihrer Freundin, hing sie mit der schwärmerischen Zuneigung, welche Mädchen in diesen Jahren einander entgegenzubringen pflegen. Die Bringolfs machten mit

ihr kleinere und größere Ausflüge in das an Naturschönheiten reiche Land und empfingen zu ihren Ehren mehr Gäste bei sich, als sie sonst zu sehen pflegten. Salomon besonders entwarf immer neue Pläne, um Rosamunde Freude zu machen. Es lag etwelche Hast in der Art, wie er für jeden Tag ein neues Vergnügungsprogramm in Vorschlag brachte. Der Aufenthalt Rosamundes in Neußhausen war auf vier Wochen festgesetzt und wenn man auch davon sprach, daß sie ihre Eltern um eine Verlängerung ihres Urlaubs angehen sollte, so schien Salomon die Zeit doch so flüchtig, daß er unruhig wurde. Er befand sich in einer nie empfundenen Stimmung. Wohl ging er seinen vielen Pflichten nach und wurde durch diese auf Stunden von dem abgelenkt, was ihm im Innersten zu schaffen machte, allein im Grunde hatte er die Freude an seiner vielseitigen Wirksamkeit völlig verloren und ein Gedanke erfüllte ihn ganz: Rosamunde. Und Salomon Bringolf, der Sieger über viele Frauen, der Held von Neußhausen, war zum erstenmal in seinem Leben unsicher und ängstlich. Früher, wenn ihm um Frauengunst zu tun gewesen, hatte er mit Ueberlegenheit sich an die Werbung gemacht. Bewußt hatte er alle jene Eigenschaften zur Schau getragen, welche die Frauen an ihm schätzten, hatte seine glänzende Unterhaltungsgabe, seine künstlerischen Veranlagungen gezeigt und auf sein weltmännisches Aeußere eine fast übertriebene Sorgfalt verwendet. Er hatte die Stärke dieser seiner Mittel gekannt und auf sie vertraut. Jetzt schien ihm alles schal. Da begann sich eine völlige Wandlung in ihm zu vollziehen. Er ärgerte sich über sich selbst, schämte sich, daß er früher mit einer gewissen Absichtlichkeit darauf ausgegangen war, rein äußerliche Vorzüge ins Licht zu rücken und prüfte sich selbst mit so großer Strenge, daß ihm die hervorragendsten Geistesgaben, die er besaß, viel geringer erschienen, als sie in Wirklichkeit waren. Diese Wandlung kam nicht plötzlich. Tage vergingen unter Zwiespalt und Kampf. Dann kehrte Bringolf mit doppeltem Ernst zu seiner Arbeit zurück. Sein Ehrgeiz erwachte neu, aber er kannte die kleinen Ziele der Eitelkeit nicht mehr, sondern nur jene großen und ernsten, die zu erreichen es außergewöhnlicher Kraft, ernsten Ringens und der Arbeit eines Lebens bedarf. So wurde er in diesen Tagen zu dem tüchtigen und gereiften ernsthaften Manne, der er im Grunde immer, aber durch äußere Schwächen kleiner, gewesen war. Alles um Rosamundes willen! Aber auch seine innere Unruhe wuchs von Tag zu Tag.

Rosamunde liebte die Gesellschaft Salomons. Sie war ein im Grunde ernster Mensch, der bald erkannte, daß der hervorragende Mann, der sie ersichtlich seiner besondern Zuneigung würdigte, ihr mehr zu bieten vermochte, als die seelengute, aber nicht über Mittelmaß begabte Freundin. So schloß sie sich dermaßen an jenen an, daß sie bald mehr sein Gast als derjenige Marias zu sein schien. Sie lauschte seiner Musik, ging mit ihm plaudernd im Garten, ritt mit ihm, denn es hatte sich gezeigt, daß

sie zu Hause, auf dem Gute ihres Vaters, ihr eigenes Reitpferd besaß. Dabei war sie dankbar und zeigte impulsive, kindliche Freude an allem Schönen. Mit glänzenden Augen, aus denen der tiefe, staunende Ernst nie völlig wich, eilte sie manchmal auf Salomon zu, ihm zu danken oder ihm ihre Freude an irgend einem Genuß, den er ihr geboten, auszudrücken. Dann klopfte Salomons Herz. Aber es war in ihrem Wesen eine Arglosigkeit, die ihm verwehrte, ihr irgendwie zu zeigen, was er empfand. Ganz selten faßte er mit einer scheuen Zärtlichkeit nach ihrer Hand oder legte seinen Arm um ihre Hüfte. Sie duldete es als etwas selbstverständliches, das ihm, dem viel ältern ihr gegenüber zustand. Als er jedoch einmal, während sie im Garten, den Sonnenuntergang eines wundervollen Tages genießend, neben einander wandelten und er, überwältigt von ihrer verständnisvollen Freude für die herrliche Natur und ihrer eigenen Schönheit, sie leise an sich drückte, sah er ihre Augen plötzlich mit einem Ausdruck tiefen Befremdens auf sich gerichtet. Ihre Wangen röteten sich langsam und bis sie brannten und sie, die vorher sich eifrig mit ihm unterhalten, versank in Schweigen und beantwortete seine eifrigen Fragen nur kurz und gezwungen.

Es dauerte zwei lange Tage, ehe sie nach diesem Vorfall ihre Natürlichkeit zurückgewann. Salomon aber war von da an völlig aus dem Geleise geworfen. Er verachtete sich selbst um der würdelosen Niedergeschlagenheit willen, die ihn befallen und um der Zweifel willen, die ihn peinigten. Aber er wurde über die mächtigen Gefühlsströmungen, die in ihm brausten, nicht Herr.

Der Aufenthalt Rosamundes begann sich darüber seinem Ende zuzuneigen. Alle bedauerten es. Maria weinte schon auf den Abschied hin. Selbst ihr schlichter, in den Geschäften einsilbig und nüchtern gewordener Vater sagte von Rosamunde das schöne Wort: „Es wird sein, als sei eine Elfe eine Zeitlang unter uns Menschen gegangen“.

Salomon ging herum wie im Fieber.

Drei Tage vor Rosamundes Abreise gedachte der Oberstleutnant mit den beiden jungen Mädchen eine lang besprochene Segelfahrt zu machen. Sie wollten den ganzen Tag dazu nutzen und tief in den vielverzweigten von Gebirgen umschlossenen und von Firnen überleuchteten See hinein fahren.

Der Morgen, an dem sie nach ihrem Segelboot schritten, war wolkenlos. Der See hatte leichte Windstriche, seltsam gekräuselte Wellen neben noch glatten, scheinbar toten Flächen. Er erschien blauer selbst als der strahlende Himmel. Seine Tiefen waren geöffnet. Sein Spiegel zeigte wundervolle Bilder: Die freundlichen Dörfer, die an seinen Ufern standen, mit ihren auf Hügeln ragenden rottürmigen Kirchen, steil aufstrebende kahle Felswände, deren Abbild wie ein graues Gesicht aus den Wassern blickte, schwer belaubte Bäume, die das Leben ihrer Kronen, die

knisternden Blätter und die Vögel, die durch ihre Zweige schwirrten, im See wiederschimmern ließen. Zutiefst in der Flut, in geheimnisvollen Gründen lag es wie blitzender Schnee und, sah man näher zu, so hatte er vielzackige Formen und weite blendende Felder. So weit in den See hinab blickten die Gletscher. Sie waren es, von denen Rosamunde zuerst sprach, als das Schiff in Neußhausen vom Ufer stieß. Sie standen in einem weiten Umkreis mit Neuschnee bedeckt, in ihrer Klarheit herrisch und alles andere durch ihre Schönheit überstrahlend unter dem Himmel.

„Ich werde das Bild dieser Berge nie vergessen", sagte Rosamunde. Nichts von jener flüchtigen Verstimmung war mehr in ihrem Wesen. Ihre Züge waren von einer heißen Freude lebendig. Die Augen konnten ihr feucht werden, wenn sie vom Abschied sprach, so dankbar war sie den Freunden für alles Schöne, was sie bei ihnen genossen.

Das Boot hob seine Fahrt langsam an. Es war ein schlankes Fahrzeug mit zwei, je ein großes, weißes Segel tragenden Masten. Sie hatten einen Schiffer mitgenommen, einen alten, fahrtgewohnten Mann mit braunem, bartlosen Gesicht und dichtem weißen Haar. Er zog die Tücher auf und es dauerte eine kleine Weile bis der Wind sie füllte. Salomon, der ein geübter Segler war, übernahm die Führung. Als sie den freien See gewonnen hatten, wuchs die Schnelligkeit des Schiffes. Lautlos glitt es dahin, nur zuweilen tönte die Welle, die sein Bug brach oder wurde das Flattern der kleinen Fahne hörbar, die blitzend von einem der Maste wehte.

Salomon stand jetzt mit den beiden Mädchen in der Mitte des Schiffes und sie blickten nach dem Bringolfschen Hause hinüber, das drüben am Ufer sichtbar wurde und an dem sie eben vorbeifuhren. Die Mädchen waren weiß gekleidet. Ihre lichten Gestalten und die dunkeln der beiden Männer waren vom Ufer aus leicht erkennbar. Es lag etwas Festliches über dem dahinschwebenden Boot, wie etwas Feierliches über dem ganzen Landschaftsbilde schwebte. Zwei Farben beherrschten dieses, das Blau des Himmels und des Wassers, das harte herrische Weiß der Firne oben unterm Himmel und unten im See und des Bootes mit seinen straff gespannten bleichen Segeln.

Das Ziel der Spazierfahrt war die grüne, heilige Wiese, die man die Wiege des Landes nennt, weil dort die Urväter sich den Treueid geschworen, der ihrem Unabhängigkeitskampfe vorausging. Die Hinfahrt war herrlich. Die Mädchen hatten sich niedergelassen und Salomon wies ihnen die Schönheiten des Ufers und erzählte ihnen manche Sage, die sich an diese und jene Uferstelle knüpfte.

„Diese Fahrt ist ein Erlebnis", sagte Rosamunde.

Als sie die letzte Landzunge, von denen viele weit in den See vorsprangen, umfuhren, zeigte dieser äußerste Seeteil eine merkwürdig dunkle Färbung. Der Tag war indessen heiß geworden. Zur Anfahrt an ihr

Reiseziel versagte plötzlich der Wind. Der Bootsmann mußte zum Ruder greifen. Als er die Stangen einlegte, sah er prüfend nach dem südlichen Himmel. Der See lag dort fast schwarz zwischen den dunkeln Ufern. Wohl leuchteten die Schneeberge noch, aber das Wasser gab ihr Bild nicht mehr wieder und der Himmel, obgleich er ohne Wolken blieb, nahm eine drohende stahlblaue Farbe an.

„Ihr fürchtet auf den Abend ein Wetter?“ fragte Salomon den Schiffer, dessen Blicke von einer leisen Besorgnis erfüllt waren.

„Wir dürfen uns nicht zu lange aufhalten“, erwiderte dieser, aber er war nicht redselig und ließ sich nicht weiter aus. Ruhig ruderte er aufs Land zu.

Salomon und die Mädchen genossen in dem schönen Bauernwirtshause, das auf der Wiese steht, ein Mittagbrot. Sie vergaßen des drohenden Wetterumschwunges und hielten eine heitere Mahlzeit. Erst als die Sonne plötzlich aus der niedern, vertäfelten Wirtsstube wich, verstummte ihre Fröhlichkeit. Das jenseitige Seeufer war noch hell beleuchtet, aber in ihre Stube schlichen dämmernde Schatten.

„Sollen wir bald abfahren?“ fragte Rosamunde, Salomon ruhig und vertrauensvoll anblickend.

Dieser vergaß zu antworten. Ein Windstoß machte die Fenster klirren und bog draußen die Bäume, daß sie zu brechen drohten. Salomon trat ans Fenster und sah nach dem See. Er kannte ihn. Er war wie ein jähzorniger Mensch. Plötzlich faßte ihn die Wut. Die Stürme brachen raubtiergleich aus seinen Buchten. Hauptsächlich von seinem Südende her rasten manchmal jähe Wetter.

Während Salomon noch am Fenster stand, trat der stämmige Eigentümer des Wirtshauses ein. „Sie müssen fahren, wenn Sie heute noch zurück wollen“, mahnte er. „Es sieht bös aus über den Alpen“.

Ihm auf dem Fuße folgte der Schiffer. „Wir müssen fort“, berichtete auch er in seiner trockenen Art. Er nahm seinen runden Hut und Rock ab und bat die Mädchen sich zu beeilen.

Als sie ins Freie traten, donnerte es. Es war ein dumpfes Murren und war, als hätte der See selbst es ausgestoßen. Ein wilder Wind sprang sie an und nahm ihnen den Atem. Der See war grünschwarz und weiße, schaumige, kleine Wellen liefen unablässig in heftiger Jagd über ihn hin.

Der Wirt geleitete die Gäste ans Boot, das in einer überdachten Bucht lag. Da sahen sie erst, wie unruhig das Wasser schon war. Welle um Welle warf sich gegen die Boote, von denen mehrere angekettet neben einander lagen. Ein eigentümliches Pfeifen war in den Lüften. Der See rauschte und die Ketten der Boote rasselten unablässig. Der Schiffer, der Wirt und Salomon sprachen über die Aussichten der Fahrt. Der Schiffer war der am wenigsten besorgte.

„Wir kommen hinüber, bevor das Wetter losbricht", sagte er. „Bei dem Wind sind wir in zwanzig Minuten am anderen Ufer".

Der seekundige Wirt mahnte ein paarmal; „Gib dann acht, Hansjakob. Wenn du draußen in den Windstrich kommst, paß auf."

„Ich kenne den Weg", sagte Salomon. Er war ruhig und rasch, ging dem Schiffer mit dem Bereitmachen des Bootes an die Hand.

Darin waren alle drei einig, daß sie nur bis ans andere Ufer fahren sollten, von wo die Reisenden die Bahn zur Heimfahrt benutzen konnten. Der Schiffer mochte drüben besseres Wetter abwarten. Beim Sturm über den See nach Reußhausen zurückzukehren war zu gefährlich.

Bald stießen sie ab. Salomon hatte den Mädchen ins Boot geholfen. Sie waren blaß, Maria zitterte leise. Sie hüllten sich in mitgebrachte Tücher und setzten sich still in den Hinterteil des Fahrzeugs. Salomon nahm Hut und Rock ab und half dem Schiffer.

Je tiefer sie in den See hinaus kamen, um so mehr erkannten sie die Wildheit des ausgebrochenen Wetters. Der Sturm warf sich über das Boot. Im Süden des Sees lag ein schwefelgelbes Licht. Die Berge verschwanden in einem grauen Dunst und der See war schwarz, als quelle Nacht aus seinen Tiefen.

Maria wurde nach fünf Minuten Fahrens von Seekrankheit befallen. Sie war blaß wie eine Gestorbene und völlig hilflos. Salomon stand Rosamunde bei, sie am Boden des Fahrzeuges zu betten. Dann sprang er wieder nach den Segeln. Rosamunde richtete sich von der Freundin, über die sie sich gebeugt hatte, auf und beobachtete den Lauf des Schiffes und die Arbeit der Männer. Jetzt gerieten sie völlig in die Gewalt des Windes. Es wurde dunkel auf dem See, nur im Norden, ganz fern, lag noch ein heller Streif. Die Wolken sanken zwischen die Berge; denen im Schiffe wurde eng, zum Ersticken eng. Die Blitze lohten und der Donner hielt nicht inne. Das Gebirge schütterte von seinem Krachen.

Die Männer holten das eine Segel ein, der Sturm drohte das Schiff umzureißen. Die Wellen schlugen herein. Jetzt brach Regen aus den Wolken. Salomon Bringolf war nicht wieder zu erkennen. Alles Stutzerhafte, das sonst vielleicht an ihm war, war von ihm abgefallen. Sein sonst sorgfältig gescheiteltes Haar umstarrte wild seinen Schädel, sein Schnurrbart hing feucht über die Lippen. Gesicht und Hände waren rot von Anstrengung. Er und der Schiffer waren sich völlig gleich, zwei ums Leben kämpfende, starke und entschlossene Männer. Salomon stand in nichts hinter dem andern zurück. Er arbeitete, daß ihm der Schweiß auf die Stirne trat, seine Zähne saßen fest aufeinander. Er war ein ganzer, todesmutiger Mensch.

Die Gefahr aber wuchs.

„Es könnte uns fehlen", murrte Hansjakob, der Schiffer.

„Still", verwies Salomon, mit einem Blick auf die Mädchen.

Das Boot war jetzt voll Wasser. Salomon mußte schöpfen, damit es nicht sank. Sie näherten sich wohl dem Ufer, aber der Sturm war wie rasend. Er kam nicht von einer Seite, sondern war jetzt hier, und jetzt dort und sprang das Schiff von allen Seiten an, wie ein blutgieriger Wolf.

Am Ufer hatten sich viele Menschen gesammelt, die nach den Bedrängten blickten. Salomon erkannte, daß sie nicht an ihre Rettung glaubten und ihnen doch nicht helfen konnten. Aber Maria sah und hörte nichts, lag am Boden wie tot, von Wellen überschlagen.

Rosamunde stand auf einmal am segellosen Mast neben Salomon. Sie trat auf die Bank und hielt sich mit beiden Händen am Mast. Salomon erschrak, als er aufblickend, sie plötzlich gewahrte. Der Sturm litt das Tuch um ihre Schultern nicht. So stand sie in ihrem dünnen weißen Kleid, völlig durchnäßt. Der Stoff des Gewandes klebte an ihren feinen, kindhaften Gliedern. Ihr braunes Haar fiel schwer feucht und doch noch immer glänzend auf die zarten Schultern.

„Werden wir untergehen?“ fragte sie Salomon. Der Ausdruck ihres schmalen, edeln Gesichtes ergriff ihn in die innerste Seele. Ihre Züge waren ruhig und ernst. Ihr kleiner Mund stand als feine, gerade, knappe Linie im Gesicht und ihre Augen blickten sinnend bald auf Salomon, bald nach dem rettenden Ufer.

„Wir müssen hinüber kommen“, schrie Salomon das Mädchen an. Er konnte nur schreien, denn es brach ihm mit Gewalt aus dem Herzen herauf. Und er war sprungbereit. Wenn jetzt das Schiff umschlug, faßte er nach dem Mädchen dort vor ihm. Gleichviel wer noch im Boote war! Seines Bruders Kind! Er hatte sie völlig vergessen, mußte nur eines, die dort, das schöne stille Geschöpf, um die focht er, so lange noch Atem in ihm war. All das ging wie Blitz durch sein Gehirn. Er hörte inzwischen nicht um eines Atemzugs Länge in seiner Arbeit auf.

„Wenn ihr aushalten könnt, erzwingen wir es“, rief der Schiffer am Segel. Sie trieben jetzt dem Ufer näher und näher. Und jetzt kam dort Leben in die Menge. Sie lösten Schiffe, um die Gefährdeten einzuholen.

Salomon arbeitete mit Keuchen. Da bog sich Rosamunde nieder und half mit den schlanken Händen das Wasser aus dem Boote werfen.

Dann war es auf einmal, als ob die Gewalt des Sturmes sich erschöpfte. Sie waren in den Schutz des Ufers gelangt.

Der Schiffer ließ das Segel fallen und begann zu rudern.

Nun kamen zwei Boote an ihre Seite und das eine nahm ihre Kette und half ihnen den Strand gewinnen.

Salomon hörte zu schöpfen auf. Die Insassen der Hilfsboote sprachen erregt auf die Geretteten ein. „Das war nahe am Tod! Kein Mensch hätte geglaubt, daß sie sich herausrissen. Ja, ja, der Talvogt, der Südsturm!“

Salomon und der Schiffer standen Rede. Selbst Maria erhob sich im Boot, von der Erkenntnis der Rettung aufgetrieben. Drüben am Ufer rannten die Leute der Stelle zu, wo die Geretteten landen mußten.

Da, kurz vor dem Anlegen, kam es, daß Salomon und Rosamundes Blicke einander trafen. Rosamundes Gesicht war noch immer gleich gefaßt, aber es leuchtete doch die heiße Freude über die Erlösung in ihren Augen. Im nächsten Augenblicke zeigte sich, wie mächtig die Freude am Leben in ihr war.

„Es ist doch gegangen", sagte Salomon mit einem großen Aufatmen zu ihr, auf sie zutretend. Sie reichten sich unwillkürlich und in der Erregung des Augenblicks die Hände. Plötzlich beugte sich Rosamunde auf Salomons rote, nasse Faust und drückte im Uebermaß des Gefühls die Lippen darauf. Sie verehrte ihn in diesem Augenblick, wußte ihm in ihrer Seele nicht Dankes genug für seine Tapferkeit.

Er hätte sie mit den Armen umfassen mögen. Ein zweiter Sturm brach über ihn. Aber er kam aus ihm selber und wollte ihm die Brust zersprengen. Sein Mund zuckte, er mußte ein Schluchzen verbeißen. So mächtig hob er sich in ihm.

Die Ereignisse der Landung, das Staunen, Begaffen, Glückwünschen, Fragen und Jubeln des Volkes am Ufer hinderte, daß die Geretteten weitere Worte wechselten. Rosamunde hielt die vor Freude und Erregung bitterlich weinende Freundin liebevoll umfaßt. Dann brachte Salomon die Mädchen nach einem nahen Gasthause, damit sie sich erholten.

3.

Die Schrecken der Todesgefahr waren vergessen, der Hergang der Ereignisse im Schoße der Bringolfschen Familie reichlich besprochen. Zwei Tage glichen alle Erregung aus.

Heute Nacht sollte Rosamunde Stein Reußhausen verlassen und in ihre nordische Heimat zurückkehren. Es lag eine stille Trauer über dem Hause. Rosamunde war nachdenklich und schweigsam. Maria hatte die Augen voll Tränen.

„Bleiben Sie noch, kleines Mädchen", sprach der einfache David Bringolf am Mittagtisch zu Rosamunde. Er wußte, daß sie nicht ja sagen konnte, aber das Wort kam ihm doch aus dem Herzen herauf.

Salomon war ruhelos. Er konnte nicht essen und nicht arbeiten, auch nicht sprechen. Er kam und ging. Seine Schwägerin, der er leid tat, und die neugierig war, was werden würde, hörte ihn lange Zeit in seinem Zimmer auf- und niedergehen. Er hatte die Macht über sich selbst und die Klarheit des Willens verloren. Die Stunden gingen und mit jeder rückte die Abreise Rosamundes näher. Er konnte sie nicht abreisen lassen, ohne — — — Er wollte Gewißheit haben! In seinem Zimmer erwog er tausend Tatsachen: Rosamundes Jugend, den Unterschied der Jahre!

Das fast lächerliche, daß er, Salomon Bringolf, wie ein zwanzigjähriger Jüngling den Kopf verlor! Alle Siege, die er im Leben erfochten! Alle Vorgänge seit Rosamundes Anwesenheit. Dann prüfte er die Wahrscheinlichkeit des Zusammenseins, des Alleinseins mit ihr noch vor ihrer Abreise. Sprunghaft und wirr schossen die Gedanken in ihm auf, je nach ihrem Charakter schmerzten sie, oder taten ihm wohl. Zuletzt grübelte er nach Beweisen, daß Rosamunde seine Neigung erwidere. Er meinte den und jenen zu finden. Einen liebevollen Blick, einen ihrer festen Händedrücke, jenen Kuß, den er noch auf seiner Hand fühlte. Aber war es Liebe? Seit dem Abend der Rettung hatte sich ihr Wesen nicht verändert. Sie war ernsthaft, von einer leisen Ehrfurcht erfüllt, nicht wärmer als sonst.

Salomon sann und sann. Aber alles Grübeln brachte ihm nur neue Zerfallenheit. Dabei brannte sein Herz, als ob feurige Zangen an ihm rissen. Und nur der eine Entschluß schoß gleich einer Feuergarbe über all der Zerworfenheit auf: Rosamunde durfte nicht fort, ohne daß er Gewißheit hatte.

Dieser Entschluß führte den der Ueberlegung nicht mehr fähigen Menschen zu einer unklugen und ungeschickten Tat. Den ganzen Nachmittag bot sich Salomon keine Gelegenheit mit Rosamunde allein zu sein. Die Stunden verrannen und seine Unruhe wurde ihm unerträglich. Er war ausgegangen, ziellos und kam nach kurzer Zeit zurück. Es war ihm eingefallen, daß in einer Stunde sein Bruder aus dem Geschäfte kam. Dann würde die Familie bis zur Abreise ihres jungen Gastes beisammen bleiben und ihm jede Aussicht genommen sein, Rosamunde allein zu sehen. Der Gedanke raubte ihm alle Selbstbeherrschung. Er *wollte* mit ihr reden, *mußte es*! Nach ein paar Minuten verließ er sein Arbeitszimmer und stieg nach den Wohnräumen des Bruders hinunter. Er öffnete eine Türe. Seine Schwägerin saß arbeitend in der Wohnstube, er nickte ihr kurz zu, murmelte etwas, was sie nicht verstand, und schloß die Türe wieder. Dann riß er die nächste auf. Da saßen die Mädchen, Maria und Rosamunde im kleinen Salon. Rosamunde trug schon ihr dunkelblaues Reisekleid. Sie wollte den eine Stunde vor Mitternacht abgehenden durchfahrenden Nachtzug benutzen. Es war alles fremd an ihr, als ob sie schon halb aus dem Hause wäre. Abschiedsstimmung lag in der Art, wie die Mädchen beieinander saßen. Sie sprachen kaum, hingen ihren Gedanken nach und ließen so die letzten Stunden lang werden, die der Abreise vorausgingen.

Salomon trat ins Zimmer und setzte sich zu ihnen. Sie sprachen von der nahen Abreise. Bringolfs Herz klopfte wie ein Hammer. Plötzlich überwallte es ihn heiß. Dann wandte er sich willenlos und ohne jede Einleitung an Rosamunde: „Kann ich Sie für einen Augenblick allein sprechen?“

Sie war erstaunt, betreten.

„Gewiß“, sagte sie, zögernd, mit einem Blick auf Maria, als läge ihr die Frage auf der Zunge, warum die Freundin nicht hören dürfte, was er ihr zu sagen hatte.

Auch Maria schien erstaunt, aber sie erhob sich still, bereit zu gehen.

„Wir könnten — — Im Garten ist es schön um diese Zeit“, sagte Salomon. Das Blut drang ihm zu Kopf. Er empfand eine Qual ohnegleichen. Es geriet alles ganz anders, als er es gemeint hatte. Die Unterredung erhielt zu viel Wichtigkeit. Es fehlte die Stimmung, das tiefe Empfinden, aus dem ihm der Wunsch nach ihr gekommen war.

Stumm schritten sie dann miteinander in den Garten hinaus, beide befangen. Rosamunde wendete sich zweimal zu ihrem Begleiter, erwartend, daß er nun zu ihr spreche, aber er bat sie mit einer Handbewegung ihm zu folgen. Er wollte vom Hause aus nicht gesehen sein.

Oben war Maria zu ihrer Mutter gegangen. „Onkel Salomon hat Rosamunde um eine Unterredung gebeten. Er sah so ernst aus. Was wird er ihr sagen?“ Frau Klara sah das erregte Mädchen an. „Weißt du, ob Rosamunde etwas für ihn fühlt?“ fragte sie dagegen.

„Ich weiß es nicht“, antworte Maria. Sie weinte beinahe. „Ich kann Rosamunde nie ganz verstehen“, fuhr sie fort, „sie hat etwas Unergründliches an sich.“

Frau Klaras Gesicht war leise gerötet. Sie war verlegen um des tüchtigen Mannes willen, der sich vielleicht in diesem Augenblick eine Niederlage holte.

Der Garten mit seinen zum See hinab steigenden Wegen war von einem zarten Rosenschein überhaucht. Die Sonne ging hinter den Bergen nieder. Rote Wolken standen im Westen am silberklaren Himmel. Sie warfen ihr rosiges Abbild in den blauen See und warfen den roten Schimmer über den Garten, durch den Salomon und Rosamunde abwärts stiegen. Dunkle Tannen standen zu Seiten ihres Weges. Das rote Licht lag auf deren Zweigen. Wo der Weg sich gegen den See hinab öffnete, waren zwei Rosenstöcke gepflanzt. Sie trugen jeder eine große Blüte von wundervoll reinem Weiß. Das rote Licht umspielte sie. Durchsichtig, wie aus feinem Wachs lagen sie zwischen den grünen Blättern.

Nun hielt Salomon an. Niemand sah sie hier. „Sie sind nur noch wenige Stunden bei uns, Rosamunde“, hob er an.

Sie ahnte jetzt vielleicht, was kam. Sie stand ein paar Schritte von ihm entfernt. Vielleicht geschah es aus Verwirrung, vielleicht aus wirklicher Geistesabwesenheit, daß sie das Gesicht nach dem See gerichtet hielt und den Blick weit in die Ferne heftete. Dieses Gesicht hatte die Farbe und die Zartheit der beiden Rosen, die vor ihr blühten und wie jene von schattendem Laub, so hob es sich von dem dunkeln Gewand ab, das Rosamunde trug. Ein schmerzlich sinnender Ausdruck lag in ihren Augen.

Es war, als schaute sie zum erstenmal aus ihrer Jugend stillem, hellem Land in das ernste unruhige der Reife. Warum ließ man sie hier nicht sorglos wandeln wie bisher?

Salomon faßte nach ihrer Hand.

Sie wendete sich auch jetzt ihm nicht zu; aber ihre zarte Gestalt zitterte.

„Ihr Hiersein hat für mich eine Bedeutung gewonnen", sprach er mit tiefer Bewegung. „Es schmerzt mich, daß Sie gehen."

Er war nie um Worte verlegen gewesen, wenn er zu Frauen sprach. Jetzt redete er stockend, fand für alles, was er meinte, nur unbeholfenen Ausdruck. Am Ende versagte ihm die Rede und er schloß nur die Finger fester um Rosamundes Rechte.

Da drehte sie sich nach ihm um und blickte zu ihm auf. Er sah, daß sie sich vor ihm fürchtete, denn ihre Augen waren ganz groß und erschreckt.

„Sie hätten das nicht sagen sollen, Herr Oberstleutnant", begann sie jetzt mit leiser, schmerzlicher Stimme. „Es ist so herrlich gewesen hier, ich war so glücklich. Jetzt — wenn ich nicht ohnehin vor der Abreise stünde — könnte ich nicht mehr hierbleiben".

„So wenig gelte ich Ihnen?" fragte Salomon. Es war, als ob der Boden unter ihm wankte.

„Ich bin noch so jung", fuhr Rosamunde fort. „Ich habe noch nie an das gedacht, von dem Sie reden. Ich möchte auch noch nicht daran denken."

Salomon ließ ihre Hand los. Er bewahrte mühsam einige Fassung. „Verzeihen Sie, liebes Kind", sagte er. Dann lud er sie unvermittelt ein, mit ihm zurückzugehen. Er war Weltmann genug, daß er auf diesem Rückweg seine Haltung wieder gewann.

Er sprach von gleichgültigen Dingen, als ob nichts geschehen wäre, aber er sah bald, daß er den Eindruck nicht zu verwischen vermochte, den das Gespräch auf das Mädchen gemacht. Rosamunde antwortete kaum, da schwieg auch er. Und nun fühlte er, wie heiße Scham ihn überkroch. Er hatte sich bloßgestellt, eine Taktlosigkeit begangen, indem er, ohne die geringste Gewähr dafür, daß sein Antrag willkommen war, seine Liebe, die Liebe des um viele Jahre ältern dem Kinde antrug, dem Gast seiner Nichte.

Sie traten bei Frau Klara und Maria wieder ein. Hier nahm auch Rosamunde sich zusammen, gab sich Mühe zu tun, als ob nichts vorgefallen wäre. Aber die beiden Frauen wußten ja um ihren gemeinsamen Gang, konnten es nicht helfen, daß die Neugier über den Verlauf der Unterredung ihnen aus den Augen schien und gaben jener nur nicht Worte, weil sie unwillkürlich gewahrten, daß die beiden andern nicht sprechen mochten. Es entstand eine seltsam gedrückte Stimmung, die sich

nicht besserte, als David Bringolf früher als sonst aus dem Geschäfte kam, um noch eine Stunde mit Rosamunde zu verbringen.

Salomon durchsaß diese Stunde, wie vor die Stirn geschlagen. Sein Kopf war dumpf. Aber er wußte jetzt: So sehr hatte er auf seine Ueberlegenheit gerechnet, war seiner Macht über die Frauen so sicher gewesen, daß er an die Möglichkeit eines Unterliegens im Grunde nicht gedacht hatte. Nun war er ein geschlagener, ein des Spottes würdiger Mann. Salomon Bringolf schämte sich, schämte sich tief in seine starke stolze und trotz mancher Schlacken lautere Seele hinein. Während er diese Scham vor den übrigen verbarg, sah er, wie zuweilen Rosamundes schöne Augen ihn suchten. Sie sahen ihn leidvoll, mit einer Art Aengstlichkeit an. Er glaubte zu fühlen, wie ihr der Gedanke schmerzlich war, daß sie ihm weh getan hatte. Gleich darauf aber verließen .die Augen ihn wieder und suchten das Leere, die Ferne. Salomon vergaß diesen Blick lange nicht mehr. Er gewahrte ihn an diesem Abend noch oft und bis der Zug, zu dem sie alle Rosamunde Stein geleiteten, den Bahnhof verließ. Noch ganz zuletzt, während das Mädchen am offenen Fenster stand, begegnete er ihm. Sie hatte sich herzlich und lebhaft, noch einmal in ihrer stürmischen Weise dankend, von allen verabschiedet, hatte mit Tränen in den Augen Maria zugewinkt, David und Frau Klara noch gegrüßt und neigte nun das Haupt langsam, ein wenig steif gegen ihn. Schon setzte sich der Zug in Bewegung. Aber die Augen hafteten an ihm, immer mit der ängstlichen Frage: Zürnst du mir? Habe ich dir weh getan? Und immer mit der leisen Klage: Warum habt ihr mich aus meiner Jugend geweckt? . . . .

Man sprach im Bringolfschen Hause nach ihrer Abreise weniger von Rosamunde Stein, als ihre Beliebtheit hätte erwarten lassen. Man tat es aus Rücksicht auf Salomon, denn man war ja nicht blind und wußte, ohne daß man dessen erwähnte, daß das Haus zwischen ihm und Rosamunde ein Erlebnis gesehen. Salomon fand freilich schon am nächsten Tag den Ton und das Wesen wieder, die seiner überlegenen Stellung im Hause angemessen waren. Nur ein größerer Ernst war an ihm. Dieser Ernst war vorläufig das einzige sichtbare Zeichen der tiefen Veränderung, die in ihm selber vorging.

Aber am zweiten Abend nach Rosamundes Abreise geschah beinahe an der gleichen Gartenstelle, wo sie mit Salomon gestanden, eine Begegnung, bei der dieser das erste und einzige Mal einem andern Menschen von seinem Verhältnis zu dem jungen Mädchen sprach. Salomon hatte diese Stelle am Vorabend aufgesucht und fand sich auch heute wieder ein; der Schmerz seines Innern trieb ihn. Man konnte über den See hin am andern Ufer die Bahnzüge sehen, die ins Dunkel fuhren. Mit roten Fenstern glitten sie durch die Nacht. Ein leises Rollen klang herüber. Eine hüpfende Kette von Funken, zogen sie davon und die Finsternis nahm

sie auf. Sie erinnerten Salomon Bringolf an den Zug, der Rosamunde davongetragen. Seine Sehnsucht sprang ihnen nach in die Nacht.

Die Stille und Einsamkeit des Gartens gestattete ihm auch mit der Schmach und den Schmerzen zu ringen, die noch immer in ihm waren. Hier störte ihn niemand, während er die böse Wahrheit sich immer wieder vorsagte, daß er ein Besiegter war.

Mondschein lag heute auf dem See. Während das jenseitige Ufer in Dunkel gehüllt war, schillerte das Wasser in weißem Glanz. Der Mond, der ruhig durch wolkenlosen Himmel glitt, leuchtete tief hinab. Man konnte die dunklen Algen sich im Wassergrund leise regen sehen, so hell und kristallrein war die Flut. Einmal zog ein spätes Fischerboot weit draußen durch den Mondglanz, lautlos, ein Schatten.

Der Garten war ebenso wie der See von dem weißen Lichte übergossen. Seine Helligkeit schien noch zu wachsen. Die Bäume hielten in atemlosem Schweigen dem holden Lichte still. Als Salomon herabstieg, fielen ihm die beiden weißen Rosen auf, die noch immer aus dem Laub ihrer Bäumchen leuchteten. Sie erschienen im Mondlicht, als ob sie noch bleicher geworden wären. Die eine lag zwischen den grünen Blättern, als verberge sie sich vor dem zu hellen Licht. Die andere war schon zu weit aufgeblüht. Schwer hing sie am Stengel und mit losen Blättern. Eines hatte sie verloren und die andern saßen locker, als müßten sie im nächsten Augenblick auf den Kies des Weges sinken. Das eine abgefallene aber lag weiß wie eine Flocke zwischen den Kieselsteinen. Der Mond spielte mit ihm, denn es lag ein kleines weißes Lichttellerchen gerade auf der Stelle, wo das Rosenblatt ruhte.

Salomon schritt der Mauer zu, die den Garten vom See trennte, stemmte den Fuß auf sie und blickte hinaus. Und sagte sich bittere Worte: „Törichter Geck! Auf Tändeleien bist du stolz gewesen! Und hast nicht Verstandes genug gehabt zu wissen, wann die Jugend und der Jugend Macht aufhört!" —

Droben im Wohnzimmer David Bringolfs saßen inzwischen Frau Klara und ihre Freundin Lina Schnyder beisammen. Sie sprachen von Salomon.

„Es macht ihm zu schaffen, daß Rosamunde abgereist ist", sagte Frau Klara.

Lina Schnyder lächelte leise und klug. „Die Erfahrung hat ihm nicht geschadet", sagte sie in ihrer freien klaren Weise.

Frau Klara widersprach: „Ich fürchte, die Erfahrung bedeutet eine Lebenswende für ihn. Ich habe ihn noch nie so gesehen wie jetzt".

Da erhob sich das Fräulein. „Ich will ein paar Worte mit ihm reden", sagte sie. Es stand ihr an, denn sie war von jeher wie eine Schwester für die beiden Brüder gewesen. Sie hatten Salomon in den Garten treten sehen. Nun folgte sie ihm.]

Der Mond beleuchtete ihre hohe, schwarzgekleidete Gestalt, als sie wegabwärts stieg. Ihr hageres, blasses Gesicht, an dessen Schläfen und Mundwinkeln leise Falten standen, trug einen Ausdruck stiller Bewegtheit. Sie ging als Freundin und Schwester, um mit einem offenen Wort dem Mann da unten aufzuhelfen, weil seine Zerworfenheit sie fast erzürnte und war doch Mensch genug, in diesem Augenblick sich darob zu quälen, daß all seine Gedanken weit fort und nur zu der andern gingen und keiner, nicht der leiseste ihr gehörte.

Salomon hörte sie nicht, bis sie hinter ihm stand. Er erschrak aber nicht, sondern schien fast natürlich zu finden, daß sie gekommen war. Er sah sie an, ohne sie zu grüßen und lächelte bitter.

„Warum spottest du diesmal nicht?“ fragte er.

„Ich, warum sollte ich?“ entgegnete sie.

„Ich weiß jetzt, was das war, was dir da manchmal in den Mundwinkeln saß, Lina Schnyder, wenn du mich ansahest“, fuhr er, sich selber höhnend, weiter. „Du hast oft gelächelt. Ich weiß es jetzt! Und hast Recht gehabt! Es ist einer ein Narr, der auf die Macht seiner Persönlichkeit baut. Dir sage ich das ruhig. Ich brauche vor dir kein Geheimnis daraus zu machen.“

Gerade in dem starken und herben Ton, in dem er das sagte, verriet sich die Tüchtigkeit, die im Grunde das Wesen des ganzen Mannes ausmachte. Lina konnte wohl erkennen, wie er die Schwäche, von der er sprach und über die sie sich oft erzürnt, überwunden hatte. Sie sah aber auch wie neben dem Zorn über sich selbst ihn der Schmerz bedrängte. Es lag in einem Zittern seiner Stimme. Darum hob sie von Rosamunde an und überging seine vorigen Worte.

„Sie war ein seltsames Kind“, sagte sie.

Er blickte auf. Er sah die Gestalt Rosamundes. Sie trug jenes fremdartige weiße Kleid. Ihr weiches, braunes Haar fiel auf das Seidentuch, das um ihre Schultern gelegt war und sie sah ihn mit dem Blicke an, der alle die Unschuld des Kindes, das Wissen dessen, was die Erwachsenen erwartete und die unwillige Furcht vor diesem zu Erwartenden barg. Da vergaß er seines Mißerfolges, sah nur das Mädchen und wußte, daß ein so holder Mensch ihm im Leben nicht zum zweitenmal begegnen würde.

„Ihresgleichen werden wir nicht mehr sehen“, gab er dieser Erkenntnis Wort.

Er murmelte es mehr für sich. Sein Blick traf noch immer ins Leere. Aber er hatte begonnen, dem Hause zuzuschreiten.

Fräulein Lina folgte ihm langsam. Auch sie dachte jetzt nicht mehr an seine Niederlage. Es war auf einmal alles für Salomon Demütigende von dem Vorfall mit Rosamunde genommen. Es haftete ihm nichts an, was an andere seiner Tändeleien erinnerte. Etwas Tiefes und Machtvolles

lag im Grunde dessen, was geschehen war. Lina, während sie dem Freunde folgte, empfand es. Sie wußte, die Erscheinung des Mädchens, wie jener sie eben jetzt in Gedanken sah, würde lange vor seinem Blicke stehen. So lange — — —! Ein leiser Schmerz regte sich im Herzen des alternden Mädchens. Sie hatte noch nie wie jetzt empfunden, wie unmöglich die Erfüllung dessen war, was sie selbst einmal, vor Zeiten von Salomon gehofft hatte .....

In Reußhausen sprach man weniger, viel weniger als früher von Oberstleutnant Salomon Bringolf.

„Er wird alt", bemerkte spitz Frau Josephine Suter, wiederholte dieses Urteil da und dort in Gesellschaft. Diese Gesellschaft betete es ihr nach, vermißte Bringolf eine Weile, fand ihn langweilig, vergaß ihn dann, wußte aber nicht, hatte nicht die Einsicht zu bemerken, daß an ihm nur das Glänzende abgefallen war und dafür die Tüchtigkeit und der Ernst um so mehr hervortraten und sich entwickelten. Das bemerkten andere, die Stillen in der Stadt, die Arbeiter, diejenigen, die im privaten und öffentlichen Leben an Bringolf eine helfende und große Kraft fanden.

Noch immer blickten dennoch viele Frauen nach Salomon aus, dieser aber wußte nichts mehr von ihnen, begegnete ihnen mit der ruhigen Sicherheit dessen, der wichtigeres zu tun und zu denken hat als ihrem Dienst sich zu widmen. Er war manchmal zerstreut. Das war, wenn er Rosamunde Steins gedachte. Durch Nebelfernen der Vergangenheit schritt ihre zarte, kindliche Gestalt.

Nach Reußhausen kam Rosamunde nicht mehr. Ein Jahr später aber reiste Maria an das deutsche Meer hinauf, um die Freundin zu besuchen. Sie blieb viele Wochen fort und ihre Briefe schilderten begeistert das Großzügige, Herrscherhafte, von den kleinen, heimatlichen Verhältnissen scharf Abstechende, das im Leben eines nordischen Gutsbesitzers liege. „Rosamunde ist hier wie eine kleine Königin", schrieb sie. Es kommen viele Gäste auf das Steinsche Gut, Nachbarn und Offiziere einer nahen Garnison. Alle mühen sich um Rosamunde. Wenn sie ins Zimmer tritt, wo die Gesellschaft beisammen sitzt, kann man bemerken, daß eine atemlose Bewunderung für einen Augenblick viele, alle erfüllt, denn Rosamunde ist noch schöner und noch stiller geworden. Manchmal frägt sie mich nach Onkel Salomon. Dann ist jedesmal ein Ausdruck von Bekümmernis in ihrem Gesicht. Aber sie will mir nicht sagen, was ihr ist. Kürzlich, als ich erzählte, daß Onkel Regierungsrat geworden, sagte sie, ganz in Sinnen verloren; „Ja, — er ist — ein bedeutender Mensch. Ich verehre ihn immer noch". Dann wieder spricht sie auch, wie glücklich sie sei. „Wenn es nur nie anders werden möchte"! Sie ist ein eigentümlicher Mensch. Aber man muß sie lieben, muß sie fast andächtig lieben, ein so reines Geschöpf ist sie.

So schrieb Maria und als sie heimkam, bestätigte sie alles und er=

zählte noch viel mehr in einer Begeisterung, die an ihrer sonst zurückhaltenden Art doppelt auffiel. Sie erwähnte auch, daß Rosamunde sehr zart sei und der Arzt ihr große Schonung empfohlen.

Salomon, der ihre Schilderungen hörte, blickte still vor sich hin.

Und nach einem halben Jahre kam die plötzliche erschütternde Nachricht: Rosamunde Stein war gestorben.

Ihr Vater schrieb an Maria: Mein Kind hat gewünscht, daß ich selbst Ihnen, ihrer liebsten Freundin, mitteile, was sie kommen sah. Sie hätten sehen sollen, wie ernst ihr Mund, wie groß ihre Augen waren, seit sie wußte, daß sie sterben müsse. Aber sie fürchtete sich nicht vor dem Tode. Sie erlosch. Als sie starb, lächelte sie leise. Sie war eine herrliche Knospe, die nicht aufzublühen vermochte.

„Das ist das treffende Bild", sagte Marias Vater, als sie den Brief des Gutsbesitzers vorgelesen. „Eine Knospe, die nicht aufzublühen vermochte."

Salomon aber erhob sich und verließ das Zimmer. Ihm war als wüßte er, es hätten zu viele und zu früh auf das Aufblühen der Menschenknospe gewartet, die Rosamunde Stein hieß. So herrlich war sie gewesen.

Schweizerballade.

Von Hermann Stegemann in Basel.

I.

Ein Federball, von leichter Hand geschlagen
Und einem Frauenlachen silberklar
Ins bunte Farbenspiel emporgetragen,
Von dem der Sommerabend trunken war,
Schwenkt jäh im Flug den reichbesteckten Schopf
Und fällt, weitab vom kurzgetretnen Rasen,
Der roten Königsschildwach auf den Kopf.
„Potz Kaib“ flucht der Soldat, und seine Augen maßen
Verwundert das Geschoß, das von der Mütze
Abprallend vor ihm auf dem weißen Kies
Des Parkes fiel. Er hebt es auf.
„Das ist beim Eid, ein rechter Schelmenschütze“,
Lacht Peter Christen, „keiner in Paris
Von allen Sansculotten trifft wie der! —
Und schmeckt!“ — Er führt mit einem tiefen Schnauf
Den Federschopf des roten Seidenballes
An Mund und Nase: „Schmeckt wie Maienries . . . .
Als wenns ein Gruß vom Fuß der Rigi wär!“
Und steht und starrt, vom Heimweh übermannt,
Ins Abendlicht. Hat alles, alles
Vergessen um sich her . . .
Den königlichen Park, das Schloß,
Das vor ihm seine weißen Flügel spannt,
Und Aug und Ohr und Schützen und Geschoß.
Da rauschts von Tauben, die die Schwingen schütteln,
Und eh sich der Gardist zum Rechten fand,
Will ihn ein schönes schlankes Fräulein rütteln,
Das atemlos, in einer Puderwolke,
Ein schwarzes Sternchen auf der bloßen Brust,
Den Laubengang herabflog. Kaum daß er gewußt,
Wie ihm geschah, als sie am roten Rocke
Ihn griff und er das klirrende Gewehr
Emporriß, daß sie laut um Hilfe schrie. —
So tönt von Silber eine helle Glocke. —
Da ruft es mahnend von den Büschen her:
„Mein Gott, Dorinde, was ist Euch geschehn?“
„Noch eine!“ kruxt der Peter, „bei St. Clausen,
Hier mag der Oberst selber Schildwach stehn,
Mit Frauenzimmern kann der Düfel hausen!“
Und schon tritt aus den steifgeschnittnen Hecken

Die Fragerin im hellen Schäferkleid.
Ein Nacken marmorweiß, ein Hals so zart
Wie eine Blume. Zart und schlank . . . Vom kecken
Gebäude des getürmten Haares nicken
Zwei weiße Federn. Und mit königlicher Art
Tritt sie herzu zu schlichten diesen Streit.
Mit heißen Wangen und gesenkten Blicken
Taucht jäh das Fräulein nieder, und es rauscht
Das kurze Kleid, das sich im Hofknicks bauscht. —
Die Königin! — Doch wie aus Stein gehauen
Steht Peter Christen. Steil zum Himmel droht
Im Präsentiergriff wurzelnd das Gewehr.
Kein Schnauzhaar zuckt, kein Lidschlag hebt die Brauen,
Kein Atemzug des Rockes brennend Rot.
Die Abendsonne zielt aus Wolken her
Und schlägt sich Funken aus dem Bajonett.
Die Königin mißt ihn von Kopf zu Füßen,
Und lächelnd spricht Marie Antoinette:
„Ei tapfrer Schweizer, hütest Du den Garten
Und unser Ballspiel und zertrittst
Den Ball, den wir mit ungeschickten Schlag
Auf Dich geschossen?“ — Und mit dem Rakett,
Von Edelsteinen funkelnd, zeigt sie auf den Ball
Zu seinen Füßen. — Peter Christen schwitzt
Und steht wie Stein, die Flinte in den harten
Verbrannten Fäusten. — Rötlich blitzt
Im Abendglast das scharfe Bajonett.
Steh, Peter, steh, und nicht das Maul gespitzt,
Ermahnt er sich und zwingt den wilden Schwall,
Der ihm das Hirn durchtobt. Kein Schnauzhaar zuckt. —
Da deutet Marie Antoinette
Mit herrischer Geberde auf den Ball:
„Heb auf!“ befiehlt sie mit geschärftem Blick.
Ein müder Hochmut schürzt die vollen Lippen.
Dem Peter schlägt das Herz hart an die Rippen.
Er würgt an einem Fluch und druckt und schluckt —
Und steht wie Stein, kein Schnauzhaar zuckt.
Gotts Blut, ein Schweizer ist kein Domestik!
Bück sich die Jungfer, 'sist nicht seine Sach,
Er steht im Dienst und auf des Königs Wach!
„Nun Schweizer!“ Mit dem Fuße stampft
Die Königin und hebt zum Schlage das Rakett.
Doch fester nur die Faust die Flinte krampft

Und Aug in Auge trotzt er ihrem Blick. —
Und Dämmrung sinkt, kein Windhauch rührt die Bäume,
Die Seine murmelt im gedrängten Bett,
Am Himmel schwellen bunte Wolkenträume,
Die dichtgeballt gen Sonnenaufgang ziehn,
Als rückten Haufen Volks im Kampfgedränge
Mit Feuerbränden nach den Tuilerien. —
Da hämmern plötzlich wilde Glockenklänge,
Ein dumpfes Brausen kommt aus fernen Gassen,
Und Dienerin und Königin erblassen.
Ein Trommelwirbel, wildes Volksgeschrei,
Erschreckte Diener füllen die Terrassen,
Vom Schloßhof klingt Kommandoruf der Schweizer!
Die Königin, im Drang des Augenblicks
Von ihrem Zorn und Stolz und Mut verlassen,
Hascht voller Angst nach Peter Christens Arm.
Der steht wie Stein, kein Schnauzhaar zuckt.
Doch als mit einem scheuen Knicks
Das Edelfräulein ihm zu Füßen sinkt,
Wie Schnee so blaß und schluchzt, daß Gott erbarm,
Ein neu Kommando fern vom Schloßhof klingt,
Da hat er, während er im Takte lud,
Die Kugel stampfte, die Patron abbiß,
Sein best Französisch aus dem Sack genommen,
Gelassen erst noch einmal ausgespuckt
Und grob gesagt: „Laßt die Canaille kommen!
N'ayez pas peur, Madame, noch sind wir da,
Achthundert Mann, die stehn für alles gut —
Heißt: s'il ne fait pas des bêtises, le Roi!"
Die Königin zuckt indigniert zusammen
Und löst die bange Hand von seinem Arm.
Da stürzt auch schon ein aufgestörter Schwarm
Von schönbezopften, schlanken Kavalieren
Mit blanken Degen von der Schloßterrasse
Die breite Treppe in den dunklen Park,
Und Fackeln schlagen die geschwänzten Flammen
Rauchspeiend in die schwüle Sommernacht.
Voll Hoheit tritt die Königin den Ihren
Mit einem Lächeln entgegen, das die blasse,
Bestäubte Wange zauberisch erhellt.
Sie neigt das Haupt, und schlägt das Herz auch stark,
Mit heitern Blicken schwebt sie durch die Gasse,
Die ihr die Kavaliere rasch gemacht,

Die Fackeln reckend und die Degen senkend,
Bewundrung murmelnd tief den Dreispitz schwenkend.
Das Fräulein aber hob in Scham ergossen
Sich hastig von den wundgedrückten Knien
Und hat ein spitzes Wort noch schnell verschossen,
Eh sie hinwegstob in die Tuilerien.
„Pfui, Schweizer", stichelt sie mit spöttischem Knickse
Und schwenkt den Rock in einer Puderwolke:
„Du riechst nach Kuhstall und nach Stiefelwichse!"
Doch Peter lacht: Soll mit dem Weibervolke
Meinthalb Sankt Peter selbst sich plagen müssen —
Wer heißt es denn des Kühers Schuhwerk küssen?
Und steht allein. Die Fackeln sind verglommen,
Nur wenige Fenster leuchten im Palast.
Mit süßen Düften ist die Nacht gekommen,
Verstummt der Lärm. Verworrnes Brausen nur
Füllt ihm das Ohr und fern am Himmel
Zuckt lautlos wetternd eine Feuerspur.

II.

Und als sich siebzehnhundertzweiundneunzig
Der Zehnte des August der Nacht entrang,
Da ging das Schicksal mächtig seinen Gang.
Noch füllt der Schweizer treue rote Schar
Die Tuilerien. Noch bräunt sich
Die Wange von des Blutes, von des Mutes
Gespannter Welle. Peter Christen war
Auf dem Podest der großen Marmortreppe
Als Ehrenwache aufgepflanzt.
Heut aber rauschte keine Seidenschleppe,
Kein Edelmann steigt leicht auf roten Schuhen
Empor die glatten Stufen.
Doch wild auf dem Carousselplatze tanzt
Das Volk und singt von Mord und Freiheit trunken
Die Carmagnole. Nach dem König rufen
Viel tausend Stimmen. Die Marseiller zieh'n
Im roten Schmuck der Jakobinermützen
Zum Sturm heran und ihre Piken blitzen.
Kanonen rasseln, droh'n aus dunklen Schlünden
Aufbrüllend anzuspei'n die Tuilerien,
Und knisternd springen schon die roten Funken,
Vom Atem der Megären angefacht,

Von den gedrehten Lunten. Heulend künden
Die Glocken von Paris den Tag der Freiheit.
Schweigend wacht
Die Schweizergarde, steht Gewehr bei Fuß
Im Schloßhof, auf den Treppen und Terrassen,
Zählt die Patronen, weiß den König gut
Geborgen in der anvertrauten Hut
Und hört am Gittertor den wilden Gruß
Des trunknen Volks, das sie Tyrannenknechte,
Freiheit= und Volksverräter schilt, gelassen
Und unbewegt und bleibt Gewehr bei Fuß.
Mit ruhigem Gewissen steht
Auch Peter Christen auf der Marmortreppe,
Die zu des Königs letzten Türen geht.
„Freiheit! Ei wohl — Nur mein' ich, mich scherts nicht,
Ob sie euch schmeckt. Ich steh' auf diesem Fleck,
Just weil ich will und brings, Gotts Donner, nicht zu=
sammen
Mit eurer Sach. Die plagt mich einen Dreck!
Ich weiß nur eins: Handschlag und Eid und Pflicht,
Und brech' ich die, so soll mich Gott verdammen!"
Und steht wie Stein. Doch wie nach tiefer Ebbe
Die Springflut brüllend sich zur Küste wälzt,
So schwillt das Volk an des Palastes Mauern.
Weh, Schweizergarde, wenn du Treue hältst!
Der Tod klopft an! Schau hin, schau hin, schon kauern
Die Kanoniere zielend sich auf die Geschütze,
Schon senken tausend Piken sich zum Sturm,
Die Trikolore mit der roten Mütze
Und den gekreuzten Henkerbeilen weht
Schon hart am Tor. Wild auf des Todes Spur
Zieh'n trunk'ne Weiber mit entblößten Brüsten
Und tanzen mit wahnwitzigen Gelüsten
Hohnlachend die Quadrille à la cour.

Wie ausgestorben sind die Tuilerien.
Der Hofstaat längst gefloh'n. Geschäftig nur
Des Königs ungezählte Uhren ticken.
Da — Klingelton — und Schluchzen — leise Stimmen —
Die Türen fliegen auf. Und auf der Treppe
Erscheint der König. Wie aus Stein gehauen
Steht Mann für Mann, kein Schnauzhaar zuckt.

Jetzt knistert eine nachgezog'ne Schleppe:
Die Königin! Nur zwei von ihren Frauen
Sind mit ihr diesen schweren Weg gegangen.
Der König tastet mit erlosch'nen Blicken
Gleich einem Blinden, den sein Schicksal treibt.
Stolz geht die Königin. Zwei weiße Federn nicken
Von dem Gebäude des getürmten Haars.
So schreitet sie . . . und Peter Christen war's
Als bleichten sich noch tiefer ihre Wangen,
Da sie ihn sieht, der stumm im Gliede bleibt,
Die Zähne beißt, steht wie aus Stein gehauen.
Im Präsentiergriff wurzelt das Gewehr,
Kein Schnauzhaar zuckt. Doch Marie Antoinette
Ists gleich, als klängs von einer rauhen
Und ungelenken Zunge zu ihr her:
„Eh bien, Madame, je suis un rustre, quoi?
Est-ce qu'il ne fait pas des bêtises, le Roi?"
Und schon sind die Stufen abgeschritten.
Im Schloßhof klirrt es: Präsentiert's Gewehr . . .
Das Tor geht auf — die Räder einer Kutsche —
Ein wildes Jauchzen — ferner Peitschenknall —
Der König und die Königin verlassen
Die Tuilerien.
Auf Treppen und Terrassen
Im Schloßhof steh'n Gewehr bei Fuß die Garden.
Kein Abschied, kein Befehl — das Tor zu schließen,
Durch das der Wagen ins Verderben fuhr,
Ist längst zu spät. Schon stürzt im jähem Fall,
Von einem Feuerhaken aus dem Glied gerissen
Ein Grenadier. Rot leuchtet die Montur
Gleich einem Feuerbrand. Ein wilder Schrei —
Und aus der Menge taucht auf einem Spieße
Des Schweizers blutig Haupt. Und Raserei
Schlägt ihre Pranken in das Herz der Menge,
Schon speien die Kanonen durch die Enge
Des offnen Tores ihren Todesgruß,
Da noch die Schweizer steh'n Gewehr bei Fuß.
Sie halten, wohlgeordnet alle Rotten,
Die Marmortreppe und Parkterrassen.
„Ergebt euch", tönt der Ruf der Sansculotten,
Doch Oberst Maillardoz aus Freiburg sprach,
Und riß vom Halse sich die Gnadenkette:
„Was ihr uns ansinnt, das ist bittre Schmach!

Wir Schweizer werden, wie's der Väter Brauch,
Die Waffen nur mit unserm Leben lassen!"
Und klirrend senkten sich die Bajonette
Und von den Rohren stob der erste Rauch.
Auch Peter Christen läßt die Kugel fliegen,
Die ihm seit gestern schon den Lauf verbrannt,
Die Schweizer kämpfen auf den Marmorstiegen
Der Tuilerien heut ihren letzten Kampf.

Ich aber kann ihn nicht in Worte fassen,
Dazu sind mir die Saiten nicht gespannt,
Daß solchem Tod die Harfe möcht genügen:
Doch einen Löwen seh' ich sterbend liegen,
Aus Stein gehauen in der Felsenwand
Und Tafeln, die der Helden Namen tragen:
Dort mögt ihr auch nach Peter Christen fragen.

Aktenstücke zur Geschichte der Ausweisung Herweghs aus Zürich im Jahre 1843.

Von Alfred Stern in Zürich.

Das Andenken Georg Herweghs, dessen „Gedichte eines Lebendigen" in der deutschen politischen Lyrik der vierziger Jahre des vorigen Jahrhunderts an erster Stelle glänzen, ist in jüngster Zeit mehrfach wieder aufgefrischt worden. In der „Gegenwart" (1898) hat Theophil Zolling über die vielberufene Audienz des Dichters beim König Friedrich Wilhelm IV. aktenmäßigen Bericht erstattet. Robert Seidel hat 1904 bei der Einweihung des Denkmals in Liestal mit beredten Worten des „Freiheitssängers" gedacht. Endlich hat Herweghs Sohn aus dem Briefwechsel des Vaters geschöpft und ihn für eine Reihe interessanter Veröffentlichungen ausgebeutet. Als letzte Frucht dieser Bemühungen ist Georg Herweghs Briefwechsel mit seiner Braut erschienen, den Marcel Herwegh unter Mitwirkung von Viktor Fleury und C. Haußmann (Stuttgart, R. Lutz 1906) herausgegeben hat. Wie sich denken läßt, spielt in diesem Werk die Geschichte der Ausweisung Herweghs aus Zürich eine große Rolle. Mußte doch die Hochzeit des jungen Paares, von der u. a. Herweghs Freund, der große Anatom Jakob Henle, neben dem Kliniker Pfeufer Trauzeuge, eine so köstliche Schilderung entworfen hat (s. Fr. Merkel: Jakob Henle. Ein deutsches Gelehrtenleben. Braunschweig 1891, S. 182) im aargauischen Städtchen Baden gefeiert werden. Es mag sich lohnen, zur Ergänzung des Bekannten einige Aktenstücke mitzuteilen, die dem Züricher Staatsarchiv entstammen, und es bedarf nur weniger einleitender und erläuternder Worte zu ihrem Verständnis.

Wie man weiß, hatte Herwegh die Redaktion des bisher von Karl Fröbel herausgegebenen „Deutschen Boten aus der Schweiz" übernehmen und das Blatt ganz neu gestalten wollen. Der Gewinn von Mitarbeitern war 1842 der Hauptzweck jener Reise nach Deutschland gewesen, die ihm so viele Triumphe eingebracht und dann einen so gewaltsamen Abschluß gefunden hatte. Wenige Wochen nach der Audienz bei Friedrich Wilhelm IV. hatte er in Königsberg erfahren müssen, daß das preußische Ministerium im voraus den Debit des „Deutschen Boten aus der Schweiz" verboten habe. Darauf hatte er einen kecken freimütigen Brief als „ein Wort unter vier Augen" an Friedrich Wilhelm IV. gerichtet. Der Brief war infolge der Indiskretion eines seiner Königsberger Freunde gegen sein Wissen und Wollen in der „Leipziger Allgemeinen Zeitung" abgedruckt worden. Die Ausweisung Herweghs aus Preußen und das Verbot der Leipziger Allgemeinen Zeitung in den preußischen Staaten war die nächste Folge gewesen. In Zürich, wo Herwegh in der ersten Hälfte des Januars 1843 wieder anlangte, hatte man alle diese Vorfälle mit geteilten Empfindungen verfolgt. Die zahlreichen Freunde, die Herwegh hier unter seinen

Landsleuten und unter den liberalen Schweizern besaß, begrüßten ihn mit warmer Teilnahme und die Studenten hießen ihn durch ein Ständchen willkommen. Aber er hatte auch einflußreiche Gegner, zumal im Schoße der damaligen konservativen Regierung. Ihr bedeutendstes Mitglied Bluntschli konnte sich persönlich durch einen Angriff getroffen fühlen, der 1842 im „Schweizer Republikaner" gegen seinen Vertrauten Friedrich Rohmer, den mystischen Philosophen und Politiker, von Herwegh gerichtet worden war. Dies war nur ein Teilstück der erbitterten literarischen Fehden, die zu jener Zeit in Zürich zwischen den Parteien stattfanden.[1]) Sie hatten zu mehreren Prozessen wegen Beschimpfung und Verleumdung geführt. Herwegh ward in einem dieser Prozesse am 25. Januar 1843 in erster Instanz um 60 Franken gebüßt und in die Kosten verurteilt und appellierte gegen das Urteil. Gerade damals kam es ihm nun darauf an, eine neue Aufenthaltsbewilligung in Zürich zu erhalten. Er hatte sich in Berlin mit Emma Siegmund verlobt und in Baselland um Aufnahme in das Bürgerrecht beworben. Inzwischen aber wünschte er dringend, bis diese Angelegenheit ins reine kam, seinen jungen Hausstand in Zürich begründen zu können. Daher wandte er sich mit folgendem, bei den Akten im Original vorhandenen Gesuch an die zuständige Züricher Behörde.

„Ein hoher Polizeirath von Zürich
wird von Unterzeichnetem um Ertheilung einer Aufenthaltsbewilligung gebeten, auf die gleiche Caution hin, die derselbe früher in der Gemeinde Hottingen geleistet hatte. Von Papieren besitzt derselbe Nichts als seinen Taufschein und einen von der Regierung des Cantons Bern ausgestellten und durch die Deutschen Gesandten visirten Paß.

Hochachtungsvoll und ergebenst
Georg Herwegh
aus Stuttgart

Zürich, 28. Jan. 1843."

Der Polizeirat stellte zunächst mit Herwegh ein Verhör an, dessen Protokoll folgenden Wortlaut hat:

Einvernahme des Herrn Georg Herwegh von Stuttgart, 26 Jahre alt, unverheirathet; Privatgelehrter. Aufgenommen durch das Secretariat des Polizeirathes am 28. Jenner 1843.

„Sie sind eingeladen, über Ihre heimathlichen Verhältnisse genaue und wahrhafte Auskunft zu geben."

„Ich habe meine Vaterstadt Stuttgart im Sommer 1839 verlassen und mich aus dem Grunde ins Ausland begeben, weil ich in Würtemberg in Folge eines unangenehmen Auftritts mit einem Officier plötzlich zum Militär einberufen, und mitten aus meinen Arbeiten gerissen ward. Ich

[1]) Man sehe auch Bluntschli: Denkwürdigkeiten aus meinem Leben. 1844. I. 291 ff. Vergl. Herweghs Briefwechsel mit seiner Braut. S. 154.

begab mich zuerst nach Emmishofen im Kanton Thurgau, woselbst ich mich, 3/4 Jahre an der Redaktion der Deutschen Börsenhalle betheiligt, aufhielt. Anfangs Mai 1840 kam ich in den Kanton Zürich und verweilte bis anfangs Mai 1841 in der Gemeinde Enge, und dann von da an bis zum September 1842 in der Gemeinde Hottingen, mit Unterbrechung durch eine Reise von 4 Monaten nach Frankreich. Im September 1842 trat ich mit einem von der Regierung in Bern ausgestellten und von den[1]) deutschen Gesandten visierten Paß eine Reise nach Deutschland an, und ich möchte hier gleich bemerken, daß von den deutschen Bundesstaaten mir nur Würtemberg und in Folge der letzten Ereignisse Preußen auf unbestimmte Zeit verschlossen ist. In Würtemberg ist man mir auf ziemlich deutliche Weise zur Versöhnung entgegengekommen, ich habe aber für gut befunden, bis jetzt keine Schritte zu thun, meine Rückkehr dahin zu bewerkstelligen.[2]) Anfangs Jenner 1843 kehrte [ich] aus Deutschland direkt in den Kanton Zürich zurück und wohne nun in der Gemeinde Fluntern bei Herrn Professor Follen."[3])

„Stehen Sie in politischen Verbindungen, die sich auf Deutschland oder andere ausländische Staaten beziehen? und welcher Art sind dieselben?"

„Ich habe keine andere als freundschaftliche oder litterarische Verbindungen mit Deutschland."

„Es war in öffentlichen Blättern davon die Rede, daß Sie ein politisches, auf Deutschland berechnetes Blatt schreiben oder an der Redaktion desselben Anteil nehmen? Wie verhält es sich damit?"

„Ich übernehme allerdings die Redaktion des Deutschen Boten in der Schweiz und werde, da sich die litterarischen Angelegenheiten nicht mehr abgesondert von den politischen besprechen lassen, auch die politischen Verhältnisse, jedoch vorzugsweise Deutschlands, und weniger der Schweiz, darin berühren."

„Wünschen Sie eine Duldungs-Bewilligung für die Stadt Zürich oder für eine andere Gemeinde?"

„Ich wünsche eine solche für die Gemeinde Fluntern und zwar nur für so lange, bis ich das Schweizerbürgerrecht, für welches ich bei der Regierung des Kantons Basel-Land eingekommen bin und welches mir fest zugesichert ist, erhalten haben werde."

„Sind Sie im Fall die gesetzliche Real- oder Personal-Caution von Franken 100 zu leisten?"

---

[1]) Irrtümlich verhört und niedergeschrieben: „dem".

[2]) Bekanntlich gewährte der König von Würtemberg bald danach Herweghs Befreiung vom Militärdienst.

[3]) August Ludwig Adolf Follen aus Gießen 1794—1855, einer der aus der Geschichte der deutschen Reaktion bekannten Brüder.

„Ja und zwar eine Personal-Bürgschaft von Seite der Herren Fröbel und Follen."

„Haben Sie noch weiter etwas zu eröffnen?"

„Nein."

Vorgelesen und unterzeichnet.

In fidem.

Der Sekretär des Polizeirathes

Trichtinger Georg Herwegh.

Der Polizeirat wandte sich hierauf um weitere Auskunft an die Stadtdirektion nach Stuttgart und erhielt von dieser die kurze Antwort („Stuttgart 3. Februar 1843"), „daß der in Zürich sich aufhaltende Literat Georg Herwegh im Jahre 1839 aus dem Kgl. Würtembergischen Militär, zu welchem er als Soldat ausgehoben wurde, desertirt ist." Danach erging am 8. Februar 1843 Bericht und Antrag des Polizeirates an den Regierungsrat: „Es möchte dem Herrn Herwegh in Berücksichtigung 1) daß er nach seiner eigenen Erklärung als Redakteur des Deutschen Boten politische Thätigkeit ausüben werde, 2) daß dadurch leicht unangenehme Verhältnisse und Verwicklungen mit fremden Staaten herbeigeführt werden könnten, die verlangte Aufenthaltsbewilligung nicht gestattet, sondern demselben insinuirt werden, innert acht Tagen den hiesigen Kanton zu verlassen." Schon am folgenden Tag faßte der Regierungsrat den Beschluß, der mit Angabe der Motive in Nr. 43 der „Neuen Zürcher Zeitung" vom 12. Februar 1843 zu lesen ist, Herwegh sei die nachgesuchte Aufenthaltsbewilligung verweigert und er habe den Kanton bis und mit dem 19. Februar zu verlassen. Wie viel persönliche Erbitterung wider den Gegner des konservativen Regimentes dabei mitsprach, bleibe dahin gestellt. Herwegh selbst bezeichnet in den Briefen an seine Braut den Beschluß des Regierungsrates als „einen Akt der feigsten persönlichen Rache", dem ein „diplomatisches Gepräge" gegeben worden sei. Julius Fröbel, der Bruder Karls, nennt ihn noch in seinen Memoiren („Ein Lebenslauf". Stuttgart 1890, I, 110) „ein Kompliment, welches die Republik Zürich dem Königreich Preußen machte". Der eben genannte Julius Fröbel stand damals gleichfalls in Opposition zur konservativen Züricher Regierung. Als Miteigentümer der Verlagshandlung „Das litterarische Comptoir", die Herweghs Gedichte herausgegeben und den „Deutschen Boten aus der Schweiz" übernommen hatte, wandte er sich allerdings mit einer Bittschrift[1]) an den Regierungsrat. Er ersuchte ihn, Herwegh die Erlaubnis des Aufenthalts zu erteilen oder die Verweigerung derselben so lange zu verschieben, bis es dem Bittsteller möglich geworden, „durch ausführlichere . . . Darstellung der polizeilichen

[1]) S. den Abdruck des Gesuches im „Schweizerischen Republikaner" 14. Februar 1843 Nr. 13. Vgl. daselbst Beilage zu Nr. 16 die „Erklärung an das schweizerische Publikum", unterzeichnet „U. R. Hegner, Gérant des Litterarischen Komptoirs in Zürich und Winterthur".

Verhältnisse des deutschen Buchhandels die Besorgnis einer möglichen Kollision mit dem Auslande zu benehmen." Aber das Gesuch wurde vom Regierungsrat abgewiesen. Hierauf wandte sich Julius Fröbel mit seiner Bittschrift an den Großen Rat, der soeben zu einer Sitzung zusammentrat. Denselben Weg wie Herwegh selbst betraten seine Freunde und viele seiner Landsleute, die sich durch den Beschluß des Regierungsrates tief verletzt fühlten. Noch befinden sich bei den Akten lithographierte Exemplare einer Petition mit gleichlautendem Wortlaut:

„Herr Präsident
Hochgeachtete Herren Cantonsräthe!

Der Unterzeichnete, im Einverständnis mit der großen Mehrzahl seiner im hiesigen Canton angesessenen deutschen Landsleute fühlt sich gedrungen, an Sie Hochgeachtete Herren die folgende ehrerbietige Vorstellung zu richten.

Der Hohe Regierungsrath hat durch Beschluß vom 9. d. M. das Gesuch des Dichters Georg Herwegh aus Stuttgart um Ertheilung einer Aufenthaltsbewilligung abgeschlagen.

Durch diese Verfügung fühle ich mich schmerzlich betroffen, da ich in Georg Herwegh einen der bedeutendsten Dichter unseres Vaterlandes verehre, eine Verehrung, welche ich mit Millionen meiner Landsleute theile. —

Ich bezweifle zwar keineswegs, daß die Hohe Regierung im vorliegenden Falle in ihrer Competenz gehandelt habe, vermöge welcher es ihr zusteht, Fremden, wenn sie die Schweiz oder den Canton gefährden, den Aufenthalt zu verwehren: kann mich aber nicht überzeugen, daß die hierüber in Kraft stehenden gesetzlichen Bestimmungen auf Herweghs Person und bisheriges Betragen im hiesigen Canton eine Anwendung zulassen. Als einziger Entscheidungsgrund ihres Beschlusses — siehe dessen Abdruck in Nr. 43 der neuen Zürcher Zeitung — hat die Regierung angegeben, daß „Herwegh eine Zeitschrift zu redigieren gedenke, die auch auf die politischen Verhältnisse und zwar vorzugsweise auf diejenigen Deutschlands berechnet sey" und sie nimmt an, „er habe somit seinen Willen an den Tag gelegt, den Grundsätzen des Asylrechts, wornach sich politische Flüchtlinge und andere Landesfremde aller politischen Manifestationen, namentlich gegen das Ausland, zu enthalten haben, entgegen zu handeln."

Nun aber bestimmt das Fremdengesetz vom 29. September 1836, in dessen Anwendung der Hohe Regierungsrath seinen Beschluß gegen Herwegh fassen zu müssen glaubte, § 6, 7 genau die besonderen Fälle, in denen der Anspruch auf das Asylrecht verwirkt werde.[1]) Von „politischen Manifestationen" ist im Gesetze — sehr mit Recht — keine Rede, da eine so unbestimmte Bezeichnung zu den willkührlichsten Auslegungen Veranlassung bieten würde. Und wäre es auch, so würde doch in keinem Lande, am

[1]) Gemeint ist das „Gesetz betreffend die besonderen Verhältnisse der politischen Flüchtlinge und anderer Landesfremden. Zürich 29. Herbstmonat 1836". S. Offizielle Züricher Gesetzsammlung, IV, S. 286 ff.

wenigsten in der Schweiz, die bloße Absicht eine auch auf die politischen Verhältnisse berechnete Zeitschrift herauszugeben, für eine politische Manifestation gelten und Verluste nach sich ziehen, mit welchen nur verbotene Handlungen bedacht sind.

Wenn wir diese Abweisung eines gefeierten Dichters und sittlich untadelhaften Mannes vergleichen mit der Nachsicht, welche man anderen Personen angedeihen läßt, deren Landsmannschaft wir wenigstens uns nicht rühmen möchten,[1]) — so fürchten wir sehr, daß freilich Ansichten und Gesinnungen mehr als der Karakter und die Handlungen des Betroffenen in Anschlag gebracht worden sind. — Durch eine solche Auslegung und Anwendung der Gesetze würde aber, unserer innigen Ueberzeugung nach, das Asylrecht, welches die Schweiz seit Jahrhunderten mit Europäischer Anerkennung geübt hat, illusorisch sowie anderseits jede freye literarische Thätigkeit unmöglich werden.

Da nun nach § 41 der Verfassung dem Hohen Großen Rathe das Recht zusteht, die vom Regierungsrathe auch innerhalb seiner Competenz ausgegangenen Amtshandlungen zu überwachen, so wendet sich der Unterzeichnete an Sie

Hochgeachteter Herr Präsident!

Hochgeachtete Herren Cantonsräthe!

mit der ehrerbietigen Bitte:

Die Sache in die Hand zu nehmen und die Frage zu entscheiden: ob der gegen unsern verehrten Landsmann, Georg Herwegh, unterm 9. Februar l. J. erlassene Beschluß der Regierung dem Sinne und Ausdrucke der betreffenden Gesetze entspreche, insbesondere ob derselbe mit dem Geiste des zürcherischen Volkes, welches stets auf Pflege von Kunst und Wissenschaft stolz war — endlich ob er mit altschweizerischem Herkommen übereinstimme.

Genehmigen Sie, Hochgeachtete Herren! den Ausdruck vollkommener Hochachtung.

Zürich den 14. Februar 1843."

Als Unterzeichner der einzelnen Exemplare erscheinen von den schon genannten Freunden und Bekannten Herweghs: „Ad. Follen, als geborner Deutscher, seit dem Jahre 1823 Schweizer Bürger", „Dr. Henle, Professor", „Professor Dr. Pfeufer", „Karl Fröbel, Lehrer der Kantonsschule", außerdem der Philologe „Hermann Sauppe, Dr. Professor und Oberbibliothekar", der Philosoph „Professor Dr. Bobrik", „Dr. F. Hitzig, Professor der Theologie", „Giesker Dr.", „W. Matthiä, Privatlehrer", „Franz Hauser im Namen von hundertundzehn deutschen Handwerkern". Nachträglich schlossen sich ihnen, wie das Protokoll des Großen Rates bezeugt, noch andere an. Der aus Fulda gebürtige Medi-

[1]) Ohne Zweifel eine Anspielung auf die Gebrüder Rohmer und den bei Fröbel: Ein Lebenslauf I. 118 charakterisierten „Baron Herdegen".

ziner, Professor Hodes bat in einer Eingabe für sich den Großen Rat „durch die verfassungsmäßigen Mittel den Hohen Regierungsrat zu bewegen, dem gefeierten Dichter auch fernerhin ein Asyl zu gewähren". Ebenso verfuhr Lorenz Oken, eine der Hauptzierden der Universität, und die Worte dieses „durch Wissenschaft und Charakter gleich ehrwürdigen Mannes" wurden durch die „Neue Zürcher Zeitung" Nr. 54 weiteren Kreisen zu Gehör gebracht. „Es ist keineswegs zu läugnen, las man hier u. a., daß das durch die Zeitungen bekannt gewordene Benehmen Herweghs das Gepräge der Jugend und Unerfahrenheit trägt. Er ist aber dafür so unmittelbar und hart bestraft worden, daß an einen Rückfall kaum zu denken ist . . . Was Herwegh noch leisten wird, liegt freilich in der Zukunft verborgen: nach einem solchen Anfang aber darf man Tüchtiges erwarten. Setzt sich aber die Verfolgung fort, so kann es nicht fehlen, daß sich Bitterkeit in das Gemüth setzt und den ganzen Entwicklungsgang des Dichters stört . . . In Deutschland hat man es nicht für nöthig erachtet, seine Gedichte zu unterdrücken, ohne Zweifel aus Achtung vor dem Talent. Enthält seine Zeitschrift ahndungswürdige Aufsätze, so steht es immer in der Macht der Polizei, dieselbe zu unterdrücken, aber ihn des Landes zu verweisen, heißt ein vielversprechendes und bereits anerkanntes Talent zerstören."

Auch ein ausgezeichneter Schweizer Jurist, der damalige Fürsprech (später Regierungsrat und Professor) J. Rüttimann richtete am 14. Februar eine Petition bezüglich „auf die Vollziehung der den Aufenthalt von Fremden im Kanton Zürich betreffenden Gesetze" an den Großen Rat. Er griff auf „frühere Vorgänge" zurück, forderte, „daß in Zukunft das Asyl ohne dringende Gründe einem unbescholtenen Fremden nicht verweigert und daß das Gesetz über den Aufenthalt von Ausländern im Kanton Zürich gleichmäßiger und weniger willkürlich vollzogen werde."

Mit Bezug auf den vorliegenden Fall ließ er sich also vernehmen:

„Ich komme nun zum Schlusse auf die Wegweisung des H. G. Herwegh zu sprechen.

Der Name „Herwegh" ist bekannt und gefeiert in ganz Deutschland. Die Vertreibung eines jungen Dichters, der zu großen Erwartungen für die Zukunft berechtigt, wird in der literarischen Welt gerechten Unwillen erregen. Viele der ausgezeichnetsten Lehrer an der Hochschule, die sich um diese Anstalt große Verdienste erworben haben, und deren Gefühlen billigermaßen einige Rechnung getragen werden dürfte, sind dem Herrn Herwegh nahe befreundet und empfinden den gegen ihn gefaßten Beschluß als eine ihnen selbst zugefügte Kränkung. Sein Charakter ist makellos, warum soll denn gerade ihm das Asyl verschlossen werden, das jedem ohne Ausnahme offen steht?"

Indessen es war alles in den Wind geredet. In der Sitzung des Großen Rates vom 15. Februar wurde nach einer lebhaften Diskussion,

deren Verlauf aus den Zeitungen zu ersehen ist, über sämtliche zugunsten Herwegs eingelaufene Petitionen mit 132 gegen 19 Stimmen zur Tagesordnung übergegangen.

Den nächsten Tag richtete Herwegh folgendes Schreiben an den Regierungsrat, das im Original noch vorhanden ist:

„Hochwohlgeborner Herr Amtsbürgermeister!

Hochgeehrte Herrn Regierungsräthe!

In gutem Glauben, daß ich nach den Bestimmungen des hiesigen Fremdengesetzes auf ein Asyl im Kanton Zürich Anspruch habe, traf ich alle Vorkehrungen, mich hier häuslich niederzulassen, miethete Wohnung für Familie, bestellte Möbel, die ich dieser Tage erwarte u. s. w. und würde daher, wenn der Erlaß des Hohen Regierungsrathes, welcher mir den Aufenthalt hier nur bis zum 19. l. M. gestattet, pünktlich vollstreckt werden soll, in ökonomischer Beziehung nicht unbedeutenden Verlust und noch mehr Verlegenheit gewärtigen, welche doch wohl schwerlich mit beabsichtigt sind.

Gestützt auf diesen Sachverhalt, sowie zweitens auf den Umstand, daß ich mich unwohl befinde, wie ein von Ihrem Statthalteramte veranlaßtes ärztliches Zeugnis beweisen wird; endlich darauf, daß ich gestern die beiliegende, arktatorische Citation auf den 2. März l. J. vor Hohem Obergerichte persönlich zu erscheinen erhalten habe,[1]) wodurch mein Hierbleiben bis zum angeführten Termin mir zur Pflicht gemacht ist, erlaube ich mir die Bitte:

Der Hohe Regierungsrath wolle die mir gesetzte Frist meines Hierbleibens bis mindestens zum 3. März l. J. erstrecken.

Genehmigen Sie, Hochgeachtete Herren, die Versicherung schuldiger Ehrerbietung

Sonneck in Fluntern am 16. Febr. 1843.

Georg Herwegh."

Der Aufschub wurde ihm bewilligt. „Bis zum dritten März, schrieb er seiner Braut, haben sie mir Galgenfrist gegeben." Dann ging er nach Baden, wo die rasch improvisierte Hochzeitsfeier stattfand. Die Stadt Zürich aber sah er erst nach Jahren wieder, um unangefochten in ihr mit der tapferen Gefährtin seines tollkühnen und unglücklichen Freischarenzuges von 1848 sein Zelt aufzuschlagen.

[1]) Die Beilage lautet: „Dem Herrn Georg Herwegh von Stuttgart wird anmit angezeigt, daß seine Appellation gegen das von dem Löblichen Bezirksgerichte Zürich unterm 25. vorigen Monats wegen Ehrverletzung über ihn ausgefälltes Urtheil von dem Tit. Herrn ersten Präsidenten des Obergerichts auf Donnerstag den 2. März vertagt worden ist, daher derselbe aufgefordert wird, an besagtem Tag 2. März morgens acht Uhr persönlich auf allhiesigem Obmannamt an den Schranken des Obergerichts zu erscheinen."

Antichrist und Umwertung.

Von Ernst Holzer in Ulm.

Nur Einer unter vielen werde ich gewesen sein, die mit steigendem Unwillen das Gezänk in den Tagesblättern verfolgt haben, das euphemistisch „Kampf um Nietzsche" sich zu nennen erdreistet. Es liegt mir ferne, mich an diesem Hin und Her zu beteiligen. Im Interesse Friedrich Nietzsches wünsche ich: möge das gesamte Material möglichst bald an die Oeffentlichkeit kommen: das Ecce homo, die Briefe an die Schwester, an Peter Gast, an Overbeck (ohne überflüssigen Kommentar! wir können selber Briefe lesen), der zweite Band des Bernoullischen Wälzers und all das Sensationelle, das der Herr Doktor in der Vorrede zu Band I verspricht und androht. Nachdem man so weit gegangen ist — selbstverständlich im Namen der „biographischen Wahrheit" — gestohlene Briefkonzepte, von denen niemand weiß, ob sie in Wirklichkeit abgesandt worden sind, in die Oeffentlichkeit zu dirigieren, möge nichts mehr ungesagt bleiben. Die Wahrheit soll auf jede Weise ans Licht.

Natürlich weiß ich, daß die Herausgabe der Overbeckbriefe ein juristisches Problem tangiert, dessen reichsgerichtliche Lösung von prinzipiellem Interesse ist. Ich begreife auch vollständig, daß Peter Gast gegen die „Verwertung" seiner Briefe an Overbeck sich wehrt; gerechterweise, da Overbeck ihn offenbar hintergangen hat. Völlig belanglos ist hiebei das Gerede der Herren von der Sorbonne. Vielleicht gibt es in Krähwinkel irgend jemand, dem es imponiert oder der sich gar noch geschmeichelt fühlt, wenn der mit Dr. Bernoulli befreundete Herr Andler seine Eindrücke von den Aushängebögen des Bandes II offenbart und für ein Protokoll (!) an den Rechtsanwalt Bernoullis so echt französisch klingende Namen wie Henri Lichtenberger, Daniel Halevy und Victor Basch mobil macht. Wie eine ähnliche Aufdringlichkeit im umgekehrten Fall in Frankreich aufgenommen worden wäre, brauchen wir nicht einmal anzudeuten.

Erst wenn einmal das Material vollständig vorliegt, vor allem die Briefe an Overbeck, dann, aber erst dann ist es an der Zeit zu fragen, ob und inwieweit Herr Bernoulli ein Recht hat, öffentlich über das Archiv zu Gericht zu sitzen, und welcher reelle Wert den Urteilen Overbecks über Nietzsche und dem von Bernoulli konstruierten Nietzsche zukommt. Diese Untersuchung werden wir seiner Zeit gründlich besorgen. Einstweilen wird jeder Vernünftige sein Urteil in der Schwebe halten, beide Teile reden lassen und ruhig zuwarten, bis der Streit das Stadium des Rummels und sensationeller Stimmungsmacherei überschritten hat.

Gesetzt es hat jemand lediglich ein Interesse an der Sache Nietzsches und es dünkt ihm einzig und allein das wichtig, was für die Beurteilung und Erkenntnis Nietzsches herauskommt, so kann man schon heute allzuklar voraussehen, welcherlei Resultate bei dem erbitterten Kampfe herauskommen werden. Ich wähle einen der umstrittensten Punkte, der, wie mir scheint,

schon heute völlig spruchreif ist, das Verhältnis des „Antichrist“ zur „Umwertung“. Prof. Dr. Karl Joël, den ich als Verfasser mehrerer Bücher („Nietzsche und die Romantik“ u. a.) hochschätze, sowenig ich ihm überall zustimme, schreibt in der Frankfurter Zeitung vom 2. Februar 1908: „Im augenblicklichen Stand des Kampfes scheint mir der wichtigste Streitpunkt die Frage des letzten Werkes: hat Nietzsche seinen vollendeten „Antichrist“ als die „Umwertung aller Werte“ oder nur als den ersten Teil dieses abschließenden Werkes angesehen?“ Wirklich?

* * *

Die Sache liegt folgendermaßen: im Vorwort der Götzendämmerung ist der 30. September 1888 als der Tag bezeichnet, „da das erste Buch der Umwertung aller Werte zu Ende kam“. Ebenso ist vom ersten Buch der Umwertung noch die Rede in einem Brief an Frl. Dr. Meta von Salis-Marschlins, Turin den 14. November 1888 (N. Rundschau 1907 S. 1381). An C. G. Naumann schreibt er am 19. November „ich wage nicht anzudeuten, in welchem Maße die Umwertung gelesen werden wird“ (ebendaselbst S. 1382). Die Fassung dieser Stelle beweist an sich nichts — Nietzsche kann sich ungenau ausgedrückt, kann an eine spätere Zeit gedacht haben. Am 20. November 1888 aber schreibt er an Brandes (Briefe III, S. 321) über das Ecce homo: „Das Ganze ist das Vorspiel der Umwerthung aller Werthe“, des Werks, das fertig vor mir liegt: ich schwöre Ihnen zu, daß wir in zwei Jahren die ganze Erde in Konvulsionen haben werden.“

An diese Stelle anknüpfend, hat E. Horneffer in seiner Schrift „Nietzsches letztes Schaffen“ (1907 Jena bei Diedrichs) S. 15 ff. die Hypothese aufgestellt, Nietzsche habe beabsichtigt, den Antichrist schlechtweg als Umwertung aller Werte herauszugeben und hat eine Reihe von Nebenbeweisen hinzugefügt, die von sehr ungleichem Wert sind. Er ist zu weit gegangen: wenn er z. B. schreibt, schon im Verlaufe des Textes gebe es Andeutungen, daß „der vierteilige Plan der Umwertung im Herbst (!) des Jahres 1888 aufgegeben war“ und dafür Abschnitt 8—14 des Antichrist anführt, die eine Kritik der Philosophie, speziell Kants, geben, also meint, dieser Abschnitt enthalte sachlich genau, was in jenem zweiten Buche des vierteiligen Planes zur Darstellung kommen sollte, so schießt er weit über das Ziel hinaus, im Eifer seine Hypothese recht plausibel zu machen. Indessen diese wie andere anfechtbare Gründe brauchen nicht diskutiert zu werden. Denn seine Hypothese hat eine ganz unvermutete Stütze erhalten in dem „Geheimdossier“ des Herrn Fritz Kögel, der sich folgendes Briefkonzept Nietzsches aus dem Dezember 1888 „kopierte“: „Es sind zwei Schriften, aber im Zwischenraum von zwei Jahren, die erste heißt „Ecce homo“ und soll sobald als möglich erscheinen, deutsch, englisch, französisch. Die zweite heißt: „Der Antichrist“, Umwertung aller Werte. Beide sind vollkommen druckfertig, ich gebe soeben das Manuskript von „Ecce homo“

in die Druckerei." (Brief an Miß Helen Zimmern. Wortlaut nach Bernoulli: Literar. Echo 1908, 15. Mai, S. 1176.) Ein Datum wird nicht angegeben; aber da Nietzsche an Gast am 9. Dezember 1888 schreibt, das Ecce homo sei vorgestern an Naumann abgegangen, am 8. Dezember habe er an Taine die Götzendämmerung geschickt und einen Brief, worin er ihn bitte, für eine französische Uebersetzung sich zu interessieren (der Entwurf Bd. III, S. 204 ist also nicht November 1888 zu setzen), auch für die englische Uebersetzung habe er einen Gedanken: Miß Helen Zimmern usw. (N. R. S. 1385), so ist es in hohem Grade wahrscheinlich, daß der Briefentwurf schwerlich nach, jedenfalls nicht zu spät nach dem 9. Dezember zu datieren ist. Er schreibt zwar noch in einem Brief vom 29. Dezember an C. G. Naumann „über das gleiche Werk (Ecce) verhandle ich hinsichtlich einer englischen und italiänischen Uebersetzung". Aber hier ist vom Antichrist gar nicht mehr die Rede und der Brief an Gast vom 16. Dezember lautet gerade so, als habe er schon eine ablehnende Antwort erhalten (N. R. S. 1387: „ich finde die Uebersetzer für Ecce nicht.") Taines Brief vom 14. Dezember (Bd. III, S. 205 f.) hatte er noch nicht, denn dieser wird erst am 22. Dezember brieflich an Gast erwähnt (N. R. S. 1389).

Soweit der Befund, wie er sich in den mir zugänglichen Briefen darstellt. Vorausgesetzt, daß der Briefentwurf richtig gelesen ist (eine Fälschung des ganzen Entwurfs dünkt mir in diesem Fall durchaus unwahrscheinlich), scheint mir Horneffers Hypothese soweit erwiesen: der Gedanke, den Antichrist unter dem Titel „Umwertung aller Werte" herauszugeben, ist zwischen dem 15. und 20. November 1888 aufgetaucht und hat mindestens bis zum 10. Dezember, vielleicht bis zur Katastrophe selbst bestanden.

Das Nietzschearchiv, welches natürlich das Material in ganz anderer Vollständigkeit besitzt, hat eine Widerlegung Horneffers in Aussicht gestellt. Was dabei herauskommen kann, läßt sich schon jetzt sagen. Kann das Archiv durch irgend welches authentische Schriftstück beweisen — sicher datierbares Manuskript, Brief, Druckkorrektur usw. —, daß, in der Zeit vom 20. November 1888 an, Nietzsche den Antichrist als erstes Buch der Umwertung ausdrücklich bezeichnet hat, so haben beide Teile recht, d. h. Nietzsche hat einfach zwischen den beiden Plänen geschwankt. Kann ein solches Dokument aus der zweiten Hälfte Dezembers nachgewiesen werden, so ist die Möglichkeit nicht von der Hand zu weisen, daß Nietzsche vom Novemberplan wieder zurückgekommen ist! Beides, Schwanken oder rasches Verwerfen eines Plans, ist in jener Zeit psychologisch so begreiflich, daß eigentlich kein Wort darüber zu verlieren ist. Wer die erschütternden Briefe jener Monate gelesen hat, greift die Beispiele mit Händen: — am 22. Dezember schreibt er an Gast „die Schrift N. contra W. wollen wir nicht drucken", am 29. Dezember an C. G. Naumann: — „möchte ich

Sie bitten, die Fortsetzung des Ecce anzuordnen, sobald „Nietzsche contra Wagner“ fertig ist.“ Sapienti sat!

* * *

Setzen wir aber nun den Fall, das Archiv könnte den angekündigten Beweis nicht mit voller Evidenz führen, was folgt daraus? Gesetzt es ist Tatsache, daß Nietzsche in den letzten 6 Wochen den Antichrist schlechtweg als Umwertung herausgeben wollte, was sagt uns diese Tatsache, was beweist sie?

Beweist diese Umtitulierung das, was E. Horneffer zunächst beweisen wollte (S. 25), daß Nietzsche im November und Dezember 1888 nichts mehr an der (ursprünglichen) Umwertung gearbeitet hat? wahrscheinlich im höchsten Grade wird das, ein strikter Beweis läßt sich damit nicht führen: der Gedanke könnte eben so rasch, wie er kam, wieder aufgegeben worden sein.

Wenn Nietzsche nichts mehr an der Umwertung arbeitete, so ist damit wiederum nicht bewiesen, daß von den (früheren) Arbeiten zur Umwertung nichts oder nichts Wichtiges verloren gegangen ist. Hier gerät man völlig auf das Gebiet der Möglichkeiten. Etwas wichtiger als Annahme und Gegenannahme auf dem Gebiet der Möglichkeiten zu erörtern, scheint eine weitere Frage.

Beweist die neue Tatsache etwas Sicheres über die ferneren Pläne Nietzsches? fügt sie dem, was wir schon wissen, etwas Neues, Charakteristisches bei, etwas, was irgend Wert hat? Ich habe den Eindruck als interpretiere Horneffer aus seiner Hypothese viel zu viel heraus, man höre S. 19 f. „Das Christliche steht so im Vordergrund bei Nietzsche, daß es durchaus natürlich erscheint, wenn Nietzsche den Entschluß faßte, seine umfassende, oder, wie er glaubte, durchdringende und entscheidende Kritik des Christentums, wie er sie im Antichrist niedergelegt hatte, schlechthin als „Umwertung aller Werte“ zu bezeichnen. Hiermit war wirklich das Entscheidende geleistet. Es waren die Prämissen gegeben, aus denen alles Weitere sich als Konsequenz ergeben mußte.“ Durch die Sperrung im Druck habe ich das bezeichnet, was zu weit geht.[1]) Das klingt ganz so, als hätte Nietzsche mit dem Antichrist sein letztes Wort sprechen wollen und andere werden nicht säumen, den Schluß zu ziehen, er habe nichts weiteres zu sagen gehabt, es habe ihm überhaupt die

[1]) Wie Nietzsche ein Jahr früher — um ein Jahr jünger und gesünder — über seinen Kampf gegen das Christentum dachte, zeigt Aphor. 409 im Band XV, S. 434: „Ich habe dem bleichsüchtigen Christen-Ideale den Krieg erklärt (samt dem, was ihm nahe verwandt ist), nicht in der Absicht es zu vernichten, sondern nur um seiner Tyrannei ein Ende zu setzen, um Platz zu bekommen für neue Ideale, für robustere Ideale .... Die Fortdauer des christlichen Ideals gehört zu den wünschenswertesten Dingen, die es gibt: und schon um der Ideale willen, die neben ihm und vielleicht über ihm sich geltend machen wollen — sie müssen Gegner, starke Gegner haben, um stark zu werden.“ (Stammt aus dem Heft WX, geschrieben Oktober, November 1887.)

„Fähigkeit zur Synthese“ und noch andres mehr gefehlt. Bewiese die Umnennung wirklich, daß der Plan einer Umwertung definitiv aufgegeben war, so könnte man ihr vielleicht einen gewissen biographischen Wert zusprechen. Aber der Beweis ist nicht zwingend. E. Horneffer selbst geht nicht so weit, sonst könnte er nicht (S. 19) schreiben: „Möglich, daß Nietzsche bei der Edition einer Fortsetzung gesagt hätte, „der Umwertung zweiter Teil“. Möglich auch nicht.“ Das finde ich vortrefflich gesagt. Wie Nietzsche seine seit Jahren aufgehäuften Arbeiten verwendet hätte, ob er sie überhaupt verwendet hätte, ob er den Immoralist usw. geschrieben hätte oder nicht, das kann kein Mensch sagen, alles bleibt problematisch, bleibt bloße Behauptung, und hier greifen wir mit Händen die ganze Minimalität dieses Umwertungsstreites für die Biographie Nietzsches. Wir wußten längst, vor und ohne Möbius, daß Nietzsche sich damals im letzten Stadium der Euphorie befand, daß er, obwohl „lucid bis zum Ende“, wie Rohde sagte, krank war, schon im Frühjahr 1888 zeigen sich unverkennbare Spuren.[1]) In diesem Zustand glaubte er an eine katastrophale Wirkung seiner Schriften, glaubte den Hammer in der Hand zu haben, um die Geschichte der Menschheit in zwei Teile zu spalten und daß er dies glaubte, beweist genau so viel als die Million von Exemplaren. Beweist nichts für oder gegen die stolzen Entwürfe zu seinem größten Werk. Er hat seinen kühnsten Gedanken nicht ausgeführt, er erlag. Hüten wir uns zu sagen: er mußte erliegen, und überlassen wir die schäbige Weisheit, die sich in die Form des apodiktischen Urteils kleidet, den pusillen Geistern, die das Gras hintendrein wachsen hören, wenn es gemäht ist.

[1]) Der Glaube mancher Leute, man könne chronologisch den Punkt fixieren, wo Nietzsches „Krankheit anfing“, ist eine Naivetät, um die man diese Leute fast beneiden möchte. Man hat dies schon auf alle möglichen Weisen versucht, selbst mit stilistischen Gründen zweifelhaftester Art. Immerhin wäre zu wünschen, daß Möbius' bekannter Versuch von einem medizinischen Forscher wieder aufgenommen würde, der die Frage tiefer und ernster nähme, der vor allem Nietzsche gründlich studiert hätte und seine Gedankenwelt übersähe, nicht aber ad hoc erst in sie hineinblickte. Fast die ganze Nietzscheliteratur ist roher naiver Dilettantismus. Vergebens habe ich Möbius, den ich 1901 bei einer Konsultation in Leipzig kennen lernte, zu überreden gesucht, mit dem vielen Schiefen und Verfehlten in seiner Abhandlung „das Pathologische bei Nietzsche“ zurückzuhalten. Er hat mir die mehr als derben Glossen, die ich auf seine Korrekturbogen schrieb, nicht verübelt — als Mensch erschien er mir überhaupt ein prächtiger Kerl. Aber er hat leider nicht viel mehr ändern können, obgleich ich mir die denkbarste Mühe gab, ihm z. B. seine lächerliche Kritik des Stilisten N. auszureden. Nach dem Erscheinen des Büchleins hat er mir übrigens die Gründe, aus denen er von der lues-Hypothese felsenfest überzeugt war, brieflich mitgeteilt. Einer davon scheint mir nicht ganz ohne Interesse, da er sein obstinates Festhalten an dieser Meinung erst erklärt: — mir kam die ganze Hypothese ebenso unnötig als uninteressant vor. Jene Notiz (Ansteckung Leipzig 1866), für die man keinen Gewährsmann namhaft machen kann [wens interessiert, kanns jetzt bei Bernoulli, Overbeck und Nietzsche S. 432 nachlesen], hielt Möbius für eine Aussage von Nietzsche selbst! Auf welche Tradition oder welche Gründe hin, ist mir unbekannt. Das war des Pudels Kern.

Genau aus denselben Gründen bringt diese Umnennung des Antichrist auch gar kein neues Moment für die Ausgabe der Umwertung. Sollten etwa die Vorarbeiten zur ursprünglichen Umwertung ungedruckt bleiben, weil (vielleicht) in den letzten 6 Wochen der Antichrist allein die Umwertung bedeutet hat? Kein Mensch, der sich überhaupt für Nietzsches Gedanken interessiert, wird das wünschen. Sollten sie anders veröffentlicht werden? Eventuell könnte man in der Reihe der fertigen Werke nunmehr vor den Antichrist das Ecce homo gestellt wissen wollen. Ich habe schon 1900 zur Veröffentlichung des Ecce homo geraten, gestehe aber, daß es an Gegengründen durchaus nicht fehlte. Es kommt noch reichlich früh genug. Kurz das ganze wesentliche Ergebnis wäre, daß man den Antichrist von nun ab mit einem andern Untertitel bezeichnen könnte oder müßte. Parturiunt montes . . . !

Wer aber hat ihn zuerst als erstes Buch der Umwertung herausgegeben? Fritz Kögel selbst, vgl. Band VIII, 1895, S. III f. des Nachberichts. Sonderbar! Er gibt den Antichrist als erstes Buch heraus und macht sich — gleichzeitig oder später? — den bewußten Eintrag in das Geheimdossier. Warum hat Er die Notiz nicht gebracht? Hielt Er die Notiz zurück, etwa weil er sie für belanglos hielt, da an Dutzenden von Stellen immer vom ersten Buch gesprochen wird, oder weil er, wie jedermann, sah, daß die Pläne Nietzsches in jener Zeit schwankten? Wer die Stelle an Brandes allein kannte, der konnte sich ja schließlich dabei beruhigen, daß sie cum grano salis zu verstehen sei, als Uebertreibung (fertig = so gut wie fertig, fertig in der Konzeption!). Auch so freilich blieb ein Anstoß zurück und Horneffers Konjektur erschien mir sofort als scharfsinnig und bestechend. Wenn aber Kögel beide Stellen kannte — erst die Kombination beider kann etwas beweisen —, warum hat er Frau Förster-Nietzsche nicht darauf aufmerksam gemacht, die ihm damals noch völlig vertraute? Der Zusammenhang ist mir dunkel. Denn wenn Frau Förster-Nietzsche diesen Sachverhalt von Kögel erfuhr, welchen Grund konnte sie haben, der Veröffentlichung zu widerstreben? etwa den, daß es dann keine „Umwertung" geben würde, wenn der Antichrist allein als die Umwertung bezeichnet würde? Aber Kögel war doch hell genug, diesen Schluß sofort schlagend zu widerlegen, wenn es nötig gewesen wäre, was ich nicht glauben kann. Man soll nicht leichthin über persönliche Motive urteilen, wenn man die Person nicht hinreichend kennt, aber die Handlungsweise Kögels ist mir ebenso unverständlich, als ich nicht verstehe, warum er sich nachher der Angriffe des Archivs nicht frank und frei erwehrt hat? Die Gabe des Wortes fehlte ihm nicht: das beweist selbst seine im Talmistil geschriebene vox humana. Ich suche nach Gründen: schlechtes Gewissen in Bezug auf die von ihm gemachte Ausgabe kann ihn nicht bewogen haben. Ich weiß aus einem Brief, den Kögel an einen Münchner Nietzschekenner im Jahr 1897 schrieb, daß er

damals noch seine Ausgabe von Band IX—XII für einwandfrei hielt,[1] Warum hat er also geschwiegen? Da ihm doch sein Geheimdossier „den Rücken stärkte", um Herrn Bernoulli einen Ausdruck abzuborgen. Wenn dieser, wie es scheint, eine Rehabilitierung Kögels in Bausch und Bogen in Szene setzen will, so wird er sich schon bequemen müssen, uns weniger Eingeweihten hier den Staar zu stechen.

Noch eine Frage, die Herr Dr. Bernoulli vielleicht gelegentlich beantworten wird. Er hat — gemeinsam mit Herrn Diedrichs und einem Herrn Gelzer — Frau Förster-Nietzsche der literarhistorischen Fälschung, durch Zurückhaltung jenes Briefentwurfs an Miß Helen Zimmern, öffentlich bezichtigt. Zu einer Fälschung, so wie man das Wort in Deutschland gemeinhin versteht, gehört ein dolus. Welches Interesse hatte das Nietzschearchiv, diese Notiz zurückzuhalten? ohne einen dolus jemandem „Fälschung" vorzuwerfen, wäre eine Lächerlichkeit oder eine Unverschämtheit, um nicht noch deutscher zu reden. Der Verfasser von „Franz Overbeck und Friedrich Nietzsche" nimmt ernste wissenschaftliche Motive für sein Vorgehen gegen

[1] Wenn auch die persönlichen Motive und die ganze poikile (Pardon!) Persönlichkeit Kögels mir rätselhaft sind, über etwas anderes habe ich ein durch Erfahrung gewonnenes Urteil und mit dem will ich hier nicht zurückhalten. Das ist seine Ausgabe von Band IX—XII des Nietzscheschen Nachlasses, die er, wie oben erwähnt, für „gut gemacht" hielt. Das Gegenteil ist wahr — ich konnte bei der Neubearbeitung von Band IX f. ein erdrückendes Material sammeln, das etwaigen Interessenten mitgeteilt werden kann, obschon man nach meiner Ansicht gut tut, wenn man den Mann ruhen läßt. Ich meine nicht einzelne Lesefehler und Verstöße, teilweise gröbsten Kalibers; die können schließlich jedem Herausgeber einmal passieren. Was ihm fehlte, war die Geduld und Selbstentäußerung, die Entwürfe gründlich durchzuarbeiten. Nietzsche hatte die Gewohnheit, seine meist in einem Zug hingeschriebenen Entwürfe von einer später gewonnenen Disposition aus nachträglich rasch durchzunumerieren, dabei konnte es ihm vorkommen, daß er absolut Zusammengehöriges in verschiedene Nummern einteilte. Wenn er selbst das Ganze dann formte, so mußte, wie er selbst sagt, „Fluß und Guß" in die Sache kommen. Was sollen wir aber zu dem Herausgeber sagen, der den Text im Manuskript fortlaufend vor sich hat und trotzdem ganz äußerlich die Stücke unter die Dispositionszahlen einreiht, um mit einem gewissen „Schmiß" ein Ganzes hinzustellen? Dies hat Kögel getan und so entstand eine ganze Reihe von „Aphorismen", die für sich genommen einfach sinnlos waren. Als ich die Bände IX und X zum erstenmal las, war ich ganz perplex über solch tote und sinnlose Stellen, und wurde sofort — nicht an Nietzsche, sondern am Editor irre. Jedem aufmerksamen Leser wird das so gegangen sein (?). Er war seiner Aufgabe als Herausgeber nicht gewachsen. Die alten Bände wurden eingestampft — wie viele Käufer haben sich die neuen gekauft? Die Bände IX—XII haben einen falschen irreführenden Eindruck vom Nachlaß überhaupt hervorgebracht und das ist der Schaden, den Kögel dem Archiv zugefügt hat. Noch heute begegnet man in der sogen. Nietzscheliteratur einer fatalen Unkenntnis des neu bearbeiteten Nachlasses. Dieser Schaden ist schwer gut zu machen, mag der vielseitig begabte Literat sonst manches für Nietzsche getan haben. — Die Wichtigkeit der Entwürfe z. B., die ich in Band X unter dem Titel „das Philosophenbuch" zusammengefaßt habe, ist nirgends genügend erkannt worden. Bernoulli, dessen Nietzschekonstruktion des Interesses durchaus nicht entbehrt, schweigt gänzlich darüber, soviel ich sehe.

das Archiv in Anspruch. Das Archiv verteidigen wir hier nicht, es kann sich selbst verteidigen. Ist es aber Herrn Dr. Bernoulli ernst mit solchen öffentlichen Beschuldigungen, so wird er sich gefallen lassen müssen, daß wir nach dem dolus beispielsweise im Umwertungsstreit in aller Reserve zunächst einmal f r a g e n . . .

* * *

So wie die Sache bis jetzt liegt, glaube ich gezeigt zu haben, daß der Streit um Antichrist-Umwertung — ich bedaure es trotz meiner Hochachtung für Herrn Karl Joël sagen zu müssen — sich im Grunde um ein Nichts dreht. Darf ich hinzufügen, daß dem abseits Stehenden an der heutigen Nietzscheliteratur nichts so ridikül erscheinen muß, als solche Batrachomyomachieen um unwesentliche Fragen, indes es an viel wichtigeren, ja zentralen Problemen nicht fehlt? Sind wir so literarhistorisch verseucht, daß wir uns für „Probleme" von der Art, wie das folgende, interessieren oder gar erhitzen sollten: hat Nietzsche Spitteler gelesen?? Spitteler hat zwei ganze Seiten des Zarathustra gelesen, wie er in seinem köstlichen Büchlein schreibt, bei dessen Lektüre ich den erheiternden Eindruck hatte, als fliege irgendwo in der Nachbarschaft ein Ausdruck aus Goethes Götz herum. Sollte Nietzsche 1—2 Seiten im Epimetheus gelesen haben? Preisfrage für Leute, welche viel, allzuviel überflüssige Zeit haben: Nascetur ridiculus mus! Frage Stirner-Nietzsche? ridiculus mus! Frage Burckhardt-Nietzsche: etwas wichtiger, sonderlich wenn man Basler ist. Aber ein bescheidener Zweifel wird doch wohl erlaubt sein, ob eine ganze Literatur hierüber auch nur wünschenswert ist? Solche Beziehungen zwischen zwei Menschen, zwei solchen Menschen zumal, wird ein Dritter niemals völlig ergründen. Ja was hat denn Nietzsche eigentlich über Burckhardt gedacht? Ist man so naiv zu glauben, daß er das Letzte hierüber in seinen schönen Briefen an Burckhardt gesagt hat? — Vollends Reißaus aber nehmen wir, wenn jemand gezückten Dolches von uns verlangen würde, zur Loufrage „Stellung zu nehmen!" Spiegelfechterei der Hölle! Es gibt also eine Loufrage? Einstweilen könnte ich mir denken, daß jemand ein Lustspiel schriebe: ein Philosoph hat einen gescheiten jungen Freund und eine gescheite junge Freundin, die beide zufällig derselben Rasse angehören. Am Schluß würde ich vorschlagen, folgende szenische Bemerkung anzubringen (mit dankbarer Benutzung von Bernoulli S. 352!) „Des Helden androkratisches Selbstbewußtsein ist zur Fülle gediehen. Er ist seiner Männlichkeit bis zu einem solchen Grad von Stolz und Kraft innegeworden, daß er die sonst dumpfen Wonnen physischer Mannbarkeit nun geläutert im Geistigen genießt. Jetzt geht er hin und zeugt seinen Sohn Zarathustra." (Der Vorhang, der während dessen langsam errötet ist, fällt eben so rasch wie nach dem ersten Akt der Walküre.)

Zwei imaginäre Unterhaltungen Landors.

Landors große Gattung — denn trotz der Rudimente, die er Lucian oder Cicero entnahm, wird die Geschichte sie die seine nennen — ist in dem Maße populärer geworden, in dem das Gedächtnis ihres Begründers und einzigen klassischen Vertreters in der Literatur der Welt allenthalben ausstirbt. Gobineau hat seine Mode gehabt, für Heinrich von Stein scheint sie vorüber und das Wort führt August Strindberg, dessen „Historische Miniaturen" die deutsche Gesamtausgabe soeben vorlegt. Wir sehen nicht ein, warum sich das deutsche Publikum mit so blassen Nachspiegelungen des mächtigen Urbildes genügen lassen soll, diesen bestenfalls gescheiten, jedenfalls gedachten Bemühungen eines scharfen Kopfes, geschichtliche Größe in Bewegung zu setzen. Bürger politisch ohnmächtiger Kleinstaaten sind beim Geschäfte, den Zusammenhang der Welt aus weltbestimmenden Menschen aufzubauen, von vornherein im Nachteil gegen den Deutschen, den Italiener, den Franzosen oder gar einen Engländer, wie diesen, dessen Dialog-Reihe durchaus der literarische Ausdruck des britischen Imperiums, seines Ueberblicks der Welt als geographischer und kultureller Einheit gewesen ist und bleibt. Der Rest kann höchstens Literatur sein oder, wie Literaten sagen, Psychologie. Wir restituieren Walter Savage Landor, den Zeitgenossen Byrons und noch Robert Brownings, in seine Rechte, indem wir zwei Dialoge nach dem Manuskript einer längst stecken gebliebenen Uebersetzung abdrucken. Es fehlt ihr die letzte Hand und wir müssen, im Augenblicke gehindert sie zu geben, den Leser bitten, etwaige Mängel mit dem einzigen Reize dieser Konzeptionen zu entschuldigen.

Rudolf Borchardt.

Oliver Cromwell und Walter Noble.

Cromwell: Was bringt dich wiederum her von Staffordshire, Freund Walter?

Noble: Ich hoffe Euch zu überzeugen, General Cromwell, daß Carls Tod von ganz Europa als eine äußerst gräulvolle Tat wird angesehen werden.

Cromwell: Du hast mich bereits überzeugt: was weiter?

Noble: Ihr werdet sie dann ja doch hindern, denn Eure Auktorität ist groß. Selbst solche, die ihn auf ihr Gewissen schuldig befanden, möchten wohl über das blutige Suppliz mit sich reden lassen, der aus Politik und jener aus Gnade. Ich habe mich besprochen, bis jetzt, mit Hutchinson, mit Ludlow, Eurem Freunde und dem meinen, mit Henry Nevile und Walter Long; Ihr werdet Euch diese würdigen Freunde verpflichten und die Stimmen der treusten und verläßlichsten Männer auf Erden zu Euern Gunsten vereinigen. Es gibt andere überdies, mit denen ich zwar keinerlei Gewohnheit des Zuspruchs unterhalte, die aber davor bekannt sind, diese Gesinnungen zu teilen; als welche auch unter der Landesritterschaft ausgebreitet sind, der unser Parlament den besten Teil seiner Reputation verdankt.

Cromwell: Ihr Herrn vom Lande bringt mit euch in des Volkes Haus einen Schmack von frischer und fröhlicher Art, der unsren Bürgern in gar trübseligen Maße abgehet. Ich wollte mir recht wohl Eure Achtung meritieren, ohne mich viel um diese geblähten Bursche von Speicher und Gewölb zu scheren, denen das eine Ohr vom Federkiel drüber ver-

klemmt ist und das andere in Lauds' Sternkammer hinüberhorcht. Ho; es ist gar ein hoffärtig, blutdürstig Volk! Mein Herz schmilzet! Aber ach! Meine Autorität ist null: ich bin des Gemeinen Wohles Knecht. Ich vermag nicht, was? ich wage nicht, es zu hintergehen. Hätte Carl Stuart nur mich mit Tode bedräut — in jenem Briefe, den wir aus dem Sattel schnitten — so wollt ichs ihm männlich verwiesen haben und ihn seines Wegs ziehen lassen: Aber, je — andere sind in Betracht: kostbarere Leben denn meines, das von Fasten, Beten und langen Diensten verbraucht ist und von einem nagenden Siechtume verzehret wird. Der Herr hat ihn geleitet in diese Fallstricke, die dem Unschuldigen gelegt sind! Oh törichter Mann! konnte nie übeln Rat meiden.

Noble: An Euch gemessen ist er nur ein Giebeltürmlein gegen eine Bastion. Ich gebe seine Schwachheiten zu und mag über seine Verbrechen nicht wegblinzen; jedoch war deren allerschwerstes nicht das, was Ihr als solches an ihm heimsuchet, wenn es gleich Unheil über beide Teile brachte, — will sagen, daß er mit bewaffneter Hand gegen sein Volk zog. Er kämpfte für seinen erbangestammten Besitz, vermeintlich; wir tun das gleiche. Sollten wir gehängt werden eines verlorenen Rechtsstreits halber?

Cromwell: Nein. Es sei denn der zweite. Du redest subtil und fickfackelnärrisch, Walz, für einen Mann von deiner ruhigen Besinnung. Wenn ein Schelm mir die Pistole auf die Brust setzt, frag ich viel wers ist? Schiert michs, ob sein Koller von Rindsleder ist oder von Bärenleder? Pfui über solche Sophismata! Wunderbarlich, wie der Satan es absiehet auf eines Biedermannes Sinn!

Noble: Carl war allzeit seinen Freunden eher denn seinen Feinden fürchterlich und ist es nun keinem von beiden mehr.

Cromwell: Behüte Gott, daß ein Engelländer Engelländern je fürchterlich sei; aber von dem Schlaffsten Gewalt hinnehmen, vor dem Schlimmsten sich ducken — — ich sage dir, Walter Noble, und wenn Moses und die Propheten solchen Lotter von mir forderten, so wollt ich rückwärts um, und auf den Gaul.

Noble: Ich wünschte, daß unsre Historie, die schon gar zu sehr von Blute finster blicket, soweit zumindest, als wir in Betracht sind, etliche unbefleckte Seiten aufwiese.

Cromwell: 'S wär besser, besser schon, oh. Nie müsse ich, das gelobe ich dir, vor einen Blutvergießer erkläret werden. Bedenke du jetzt, mein guter bedächtiger Freund, aus welchen Stoffen unsere Sekretäre zusammengesetzet sind; welche Feindseligkeit wider alles Vorragende, welcher Neid gegen allen Ruhm; als bei welchen nicht nur königliche Macht anstößet, sondern jegliche andere; und sprechen von „das Schwert entscheiden lassen", als sei es das friedfertigste, sänftlichste und durchaus ordinärste Ding von der Welt. Diktieren doch die Buben von ihren Schemeln und Bänken Männern im Küraß, die um ihretwillen verhauen sind und bluten,

Vorschrift; und mit eines Schulmeisters Rute in Händen, tun sie die beraten, die sie vor des Schinders Karre und Schlinge bewahren. Beim Namen Gottes, speien — oder ärgers tun — muß ich geradezu auf diese knackenden, zischenden Feuerbrände, ehe ich sie mir traitabel machen kann.

Noble: Ich beklage ihre Blindheit; aber Narren-Possen nutzen sich so schneller ab, je stärker sie sich strapazieren. Die gärende Sauerheit wird geraden Weges zur Blähung führen und männiglich wird sie aus sich fahren lassen. Mich nimmt nicht wunder, Euch malkontent und ergrimmt zu sehen gegen Manieren, die Euere bessere Natur ersticken. Aber kommt, Cromwell, blicket auf sie nieder, verschmähet sie und richtet Euch einen glorreichen Namen auf durch Schonung eines Todfeindes!

Cromwell: Einen glorreichen Namen will ich, so wahr Gott mich segne, mir ja wohl aufrichten; und all unsre Mitarbeiter sollen sich daran erbauen. Aber besser als sie sehe ich den Schlag, der auf sie hinabzückt und erwehrt sich mein Arm sein besser als der ihre. Noble, dein Herz fließt über von Freundlichkeit für Carl Stuart; stünde er morgen in Freiheit durch deine Dazwischenkunft, so würde er tags darauf dein Todesurteil, wegen Ergebenheit an das Gemeine Wohl, mit Siegel bekräftigen. Schlangen-Brut! Es ist nichts Aufrechtes noch Dankbarkeit in ihnen; nie war ein Tropfe auch nur schottischen Blutes in ihren Adern! Wir haben wahr und gewißlich noch an unseren Türen einen Schlüssel zu ihrer Bett-Kammer hängen und ich hab den Argwohn, daß mehr denn einmal ein welscher Fiedler oder ein französischer Lakaie in den Strom gekreuzt hat.

Noble: Es mag sein; und ist auch nicht glaublich, daß irgend welche königliche oder höfische Familie länger als durch drei Geschlechter ohne den Sporn eines Zwischensitzers läuft. Blicket auf Frankreich: wo ein feister pariserischer Heiliger das letzte Wunder soll gewirkt haben.

Cromwell: Nun sprichst du ernstlich und bedenklich; ich könnte dich ganze Stunden so diskurrieren hören.

Noble: Höret mich mit gleicher Geduld über wichtigere Gegenstände. Wir alle haben unsere Leiden. Warum die eines anderen müßig verschlimmern! Das Blut sei schottisch oder englisch, französisch oder italiänisch, eines Trommlers oder Tschinklers: so führt es doch eine Seele auf seiner Strömung; und eines Menschen Seele hat an unterschiedlichen Stellen zu halten und vielerlei Geschäfte zu verrichten, ehe sie an ihren endgültigen Reiseort gelanget. Schafft Carl's Gewalten ab; seine Tugenden löscht nicht aus! Was irgend liebenswert ist, um welchen Grund es sei, ist auch erhaltenswert. Ein weiser Gesetzgeber ohne Leidenschaften — woferne je ein solcher unter Menschen aufstünde — wird zum Tode nie wen verdammen, der dem gemeinen Wesen mehr Dienste geleistet als Gewalt getan hätte oder zu leisten vermöchte, mit Wahrscheinlichkeit. Schaffot und Galgen sind unserer Zeit die vertraulichsten Gegenstände, doch hat ihr Werk nie mit Tugenden zu schaffen noch gar mit Hoffnungen.

Cromwell: Walter, Walter, wir verlachen Spekulationen.

Noble: Es ist freilich manch einer sie zu verlachen bereit, sintemal vom Bestande und Vermehrung des Mißbrauches manch einer profitieret oder zu profitieren sich verspricht. Spekulation, auf Arges gewandt, verliert den Namen durch Adoption. Spekulation für Gutes heißt ewig Spekulation, und der sie proponieret, ist ein chimärisch albernes Geschöpf. Unter den Gegenständen, die hierunter begriffen sind, finde ich gleichwohl niemals ein grausam Projekt, nie ein tyrannisches noch ungerechtes. Wie gehet das zu?

Cromwell: Proportion soll es geben in allen Dingen. Souveräne werden höher als andere für ihre Amtswaltung entlohnt; sie sollen demzufolge strenger um Mißbrauch darin gebüßt werden, selbst wenn die Folgen dieses Mißbrauches durchaus nicht betrüblicher oder, sei es, weiter merkbar sind. Wir können sie nicht wohl mit Anstand im Stock streichen oder auf dem Markte auspeitschen lassen. Wo eine Krone ist, da muß eine Axt sein. Ich wollte sie nirgends außer da halten.

Noble: Hackt den Morsch-Wuchs ab, drückt die Giftigkeit aus, behaltet den Rest. Lasset es daran genug sein, daß von eines Volkes Gewalt und Gerechtigkeit dies denkwürdige Exempel durch Euch gegeben sei.

Cromwell: Gerechtigkeit? ist ohne Fehle; ein Attributum Gottes; wir sollen es nicht unnützlich führen.

Noble: Sollen wir minder gnädig mit unsren Bruderkreaturen fahren als mit unsren Haustieren? Ehe wir die an die Schinderbank liefern, wägen wir ihre Dienste gegen ihre Last aus. Zur Begründung unsrer Politik lasset uns, wenn wir nichts besseres haben, die Trophäen der Menschlichkeit aufrichten; lasset uns erwägen, daß wir, in gleicher Weise auferzogen und zu der gleichen Stelle erhöhet, selber durch unsre Aktionen den gleichen Tadel könnten auf uns gezogen haben. Schaffet ab was anders für immer Mißbräuche erzeugen müßte; und schreibet die Fehler des Menschen aufs Schuldbuch des Amtes, nicht die Fehler des Amtes auf das Schuldbuch des Menschen.

Cromwell: Ich habe kein Eingeweid für Heuchelei und ich verabscheue und detestiere Königswesen.

Noble: Ich verabscheue und detestiere Henkerwesen; aber in gewissen Zuständen der Sozietät sind beide not; lasset sie miteinander fahren. Wir, jetzt, bedürfen keines von beiden.

Cromwell: Männer, wie Nägel, büßen ihre Nützlichkeit ein, wenn sie aus der Richte kommen und sich zu biegen anheben; und werden derlei Nägel in den Staub oder in die Schmelze geworfen. Ich muß meine Pflicht tun. Ich muß erfüllen, was mir aufgetragen ist zu tun. Ich soll nicht beiseit gehauen werden. Ich bin verdammt zum Staube oder in die Schmelze zu fahren; — aber Gottes Wille geschehe: nur sag mir, Walz, sintemalen du die Bücher der Philosophen liesest, wie ich sehe — hättest du je von Digbys „Remedien durch Sympathie" gehört?

Noble: Wohl, seinerzeit.

Cromwell: Nun gut, behaupte ich, ich tu allerdings glauben, daß etwas dran ist. Ich zum Exempel muß, mein Kopfweh zu kurieren, Karl am Halse zur Ader lassen.

Noble: Oliver, Oliver; andere sind nie witzig als überm Weine, du über Blute. Kaltherziger, harter Mann!

Cromwell: Je, ist das wahrlich deine Meinung von mir, Walter? Kann sein, du triffst es, im ganzen. Aber nur der mich bildete in Mutter Leibe, und tiefere Dinge sieht als wir, kann wissen.

Bossuet und die Herzogin von Fontanges.

Bossuet: Mademoiselle, es ist des Königs Verlangen, daß ich Sie zur letztveröffentlichten Erhebung komplimentiere.

Die Fontanges: Oh Monseigneur, — ich weiß sehr wohl, was Sie damit sagen wollen, Seine Majestät sind gütig und höflich gegen jedermann. Das letzte, was er zu mir gesagt hat, war noch: „Angélique, vergiß nicht, Monseigneur dem Bischof dein Kompliment zu der Würde zu machen, die ich ihm als neuem Almosenier der Dauphinesse verliehen habe. Ich habe die Bestallung für ihn einzig befohlen, damit sein Rang ihn qualifiziere, dir die Beichte abzunehmen. Nimm ihn zum Beichtiger, kleines Fräulein".

Bossuet: Mademoiselle, ich wage nicht zu vermuten, was Ihre gnädige Replik auf solche Herablassung Ihres königlichen Herrn gewesen sein mag.

Die Fontanges: Oh doch! ruhig! ich sagte, ich wäre so fest überzeugt, daß ich mich schämen würde, so unartige Dinge einer Person von hoher Stellung zu beichten, die einen so himmlischen Stil schreibt!

Bossuet: Diese Anmerkung, Mademoiselle, gab Ihnen Ihre Güte und Bescheidenheit ein.

Die Fontanges: Sie sind ein so angenehmer Mann, Monseigneur, daß ich Ihnen beichten möchte; gleich, wenn es Ihnen paßt.

Bossuet: Haben Sie sich gesammelt und in die rechte geistige Verfassung gebracht, junge Dame?

Die Fontanges: Was heißt das?

Bossuet: Hassen Sie die Sünde?

Die Fontanges: Schrecklich!

Bossuet: Sind Sie entschlossen sie abzutun?

Die Fontanges: Ich habe sie völlig abgetan, seit der König mich zu lieben anfing. Ich habe seitdem von niemandem auch nur ein boshaftes Wort gesagt.

Bossuet: Ihrer Meinung nach, Mademoiselle, gäbe es denn außer Bosheit keine Sünden sonst?

Die Fontanges: Ich habe nie etwas gestohlen; nie die Ehe gebrochen; nie meines nächsten Weib begehrt; nie getötet — obwohl Personen mich verschiedentlich versichert haben, daß sie für mich sterben würden.

Bossuet: Eitler, leerer Schwatz. Haben Sie darauf gehört?

Die Fontanges: Natürlich mit beiden Ohren; es war so komisch!

Bossuet: Sie haben in diesem Falle sich für etwas zu verantworten.

Die Fontanges: Ach nein, gar nicht, Monseigneur. Ich habe zu wiederholten Malen nach ihnen gefragt, und gehört, daß sie alle am Leben sind; ich war geradezu vernichtet darüber.

Bossuet: So, wirklich! Sie hätten gewünscht, daß man wirklich um Ihretwillen gestorben wäre!

Die Fontanges: Oh, nein, nein! Aber ich wollte gern sehen, ob es ihnen Ernst war oder ob sie mich anschwindelten. Denn, wenn sie mich anschwindelten, konnte ich ihnen nie wieder trauen.

Bossuet: Hassen Sie die Welt, Mademoiselle?

Die Fontanges: Größtenteils; die ganze Picardie zum Beispiel, und die ganze Sologne; es kann nichts gräßlicheres geben, — du liebe Zeit, was für Männer, was für entsetzliche Frauen!

Bossuet: Ich hatte, einfacher gesprochen, sagen wollen, hassen Sie das Fleisch und den Teufel?

Die Fontanges: Wer haßte den Teufel nicht? wenn Sie dabei meine Hand festhalten wollen, will ichs ihm ins Gesicht sagen. — Ich hasse dich, Biest! — So, nun ist es heraus. Was Fleisch betrifft, so habe ich dicke Männer nie ausstehen können. Die lernen weder tanzen noch reiten, noch — irgend was ich wüßte.

Bossuet: Mademoiselle Marie Angélique de Scoraille de Roncaille, Herzogin von Fontanges, hassen Sie Titel und weltliche Würden und sich selber?

Die Fontanges: Mich selber? Gibt es jemanden, der mich haßte? Warum sollte ich die erste sein? Haß ist das Aergste von der Welt, es macht einen so abscheulich.

Bossuet: Um Gott zu lieben, müssen wir uns hassen. Wir müssen unsere Leiber verabscheuen, wenn wir unsere Seelen retten wollen.

Die Fontanges: Das ist hart: wie kann ich das? An meinem eigenen sehe ich nichts so verabscheuenswertes. Oder Sie? Lieben ist leichter. Ich liebe Gott immer, wenn ich an ihn denke; so gut ist er zu mir gewesen. Aber ich kann mich selbst einmal nicht hassen, so sehr ich mir Mühe gebe. Da Gott mich nicht gehaßt hat, warum sollte ich es selber tun. Uebrigens ist er derjenige, der besorgt hat, daß der König mich liebt; denn ich habe von Ihnen in einer Predigt gehört, daß die Herzen der Könige in seinem Regiment und Herrschaft stehen. Was Titel und Würden betrifft, so ist mir daran nicht sonderlich gelegen, wenn der König mich liebt und mich seine Angélique nennt. Sie machen zwar, daß Leute uns höflicher begegnen, und darum muß der ein Einfaltspinsel sein, der sie haßt oder negligiert, und ein Heuchler, wer sich so anstellt. Ich bin vergnügt, daß ich Herzogin bin. Marion und Lisette haben mir seitdem nie mehr weh

getan, wenn sie mir das Strumpfband binden und die tückische alte La Grange ist nicht mehr mürrisch und dreist zu mir gewesen; im Gegenteil, sie hat von — etwas gesagt, einen wie schönen Teint ich davon bekomme und wie voll es mich macht. Würden Sie lieber eine Aufwärterin oder eine Nonne sein, oder eine Herzogin, wenn der König Ihnen die Wahl ließe?

Bossuet: Pardon, Mademoiselle, ich erstarre über die Leichtfertigkeit Ihrer Frage.

Die Fontanges: Ich meine es ganz ernsthaft, sehen Sie.

Bossuet: Schmeichelei wird sich Ihnen in anderen und gefährlicheren Formen nähern. Sie werden um Vorzüge erhoben werden, die Ihnen nicht zukommen. Und Sie werden dies Ihrer Ruhe so nachteilig finden als Ihrer Tugend. Ein unverkünsteltes Gemüt empfindet im unverdienten Lobe den bittersten Vorwurf. Wenn Sie es zurückweisen, sind Sie unglücklich; wenn Sie es annehmen, verdammt. Die Komplimente eines Königs sind schon für sich hinreichend, Ihren Intellekt zu verwirren.

Die Fontanges: Da sind Sie aber doppelt und dreifach im Irrtum. Es ist nicht meine Person, die ihm so ausnehmend gefällt: es ist mein Geist, mein Witz, meine Talente, mein Genie und das Ding, gerade was Sie da genannt haben — wie hieß es doch? mein Intellekt. Er hat mir nie das geringste Kompliment über meine Schönheit gemacht. Gott, andere haben gesagt, ich sei das herrlichste junge Geschöpf unter dem Himmel; eine Blüte des Paradieses; ein Engel, eine Nymphe. Mehr wert als — lassen Sie es mich Ihnen ins Ohr flüstern, (drücke ich zu sehr?) mehr als tausend Montespans. Aber seine Majestät haben in solchem Falle nie mehr gesagt, als daß ich imparagonable bin (was heißt es bloß?) und daß er mich anbetet; wo er doch mit mir hätte herumrasen und mich küssen können.

Bossuet: Ich wünschte auf den Ruhm aspirieren zu können, Sie bekehrt zu haben.

Die Fontanges: Sie können alles mit mir anfangen, außer mich bekehren; weil ich nämlich katholisch geboren bin. M. de Turenne und Mlle. de Darus waren Ketzer; da waren Sie am Platze. Der König sagte dem Kanzler, daß er sie vorbereitete, daß die Sache für Sie arrangiert war und daß Sie weiter nichts zu tun hätten als die Fragen und die Antworten fertig zu machen; was Sie denn brillant machten — etwa nicht? und Mlle. de Darus war doch geraume Zeit nachher noch recht linkisch beim Bekreuzen und ließ sich einmal während der Litanei dabei ertappen, daß sie die Brust mit zwei Fingerspitzen auf einmal schlug, wo doch jeder lernt, daß man nur den zweiten dazu braucht, auch wenn man keinen Ring darauf trägt; mir tut das leid für sie; denn die Leute konnten ihre Bekehrung für unaufrichtig halten und sagen, daß sie für jede Religion einen Finger aufschlug.

Bossuet: Mlle. de Darus' Glauben anzuzweifeln, wäre so lieblos als wäre es der M. de Maráchalis'.

Die Fontanges: Ich habe ein paar schöne Verse gehört, Monseigneur, in denen Sie der Ueberwinder Turennes genannt werden. Ich wäre gerne selber seine Ueberwinderin gewesen. Er war doch ein so großer Mann. Ich höre, daß Sie letzthin noch etwas viel schwierigeres zustande gebracht haben.

Bossuet: Worauf beziehen Sie sich, Mademoiselle?

Die Fontanges: Darauf, daß Sie den Quietismus überwunden haben! Ja, lieber Gott, wie Sie das wohl angestellt haben mögen?

Bossuet: Mit der Gnade Gottes.

Die Fontanges: Natürlich, ja, aber nur bis jetzt hat Gott keinem Prediger so viel Gnade gegeben, daß er diese Pest vertreiben konnte.

Bossuet: Sie hat sich erst kürzlich unter uns gezeigt.

Die Fontanges: Oh je, ja! ich habe immer gräßlich daran gelitten, schon als Kind.

Bossuet: Wirklich? ich habe das nie gehört.

Die Fontanges: Ich beherrschte mich so gut als ich vermochte, obwohl man mir beständig sagte, es ließe mir so gut.

Bossuet: Was, Mademoiselle?

Die Fontanges: Der Quietismus; nämlich wenn ich bei währender Predigt einschlief. Ich bin beschämt, daß ein so gelehrter und frommer Mann wie M. de Fénélon gleichfalls dazu neigt, wie man ihm nachsagt.

Bossuet: Mademoiselle, Sie verkennen den ganzen Gegenstand.

Die Fontanges: Ja hält man M. de Fénélon etwa nicht für eine sehr fromme und gelehrte Person?

Bossuet: Und mit Recht.

Die Fontanges: Ich habe ein ganzes Stück von einem Roman gelesen, den er angefangen hat, über einen irrenden Ritter, der seinen Vater sucht. Der König sagt, es gäbe viele solche an seinem Hofe, aber ich hatte noch nie vorher etwas von ihnen gesehen oder gehört. Die Marquise de la Motte, seine Verwandte, brachte es mir, mit einer entzückenden Hand ausgeschrieben, so viel eben in das Heft ging; und ich kam durch — wie weit, weiß ich nicht. Wenn er die Nymphen in der Grotte weiter gemacht hätte, wäre ich ihn nie satt geworden; da läßt er sie auf einmal, wo sie sind, und vergißt seine ganze Geschichte; vielleicht wegen der Eile, die er hatte, seine Mission nach Saintonges im Pays d'Aunis anzutreten, wo der König ihm eine famose Ketzerjagd versprochen hat. Ich kann Sie nur versichern, er ist ein wunderbares Geschöpf; er versteht soviel Latein und Griechisch und kennt alle Schliche von Hexen. Und doch kriegen Sie ihn unter!

Bossuet: Mademoiselle, wenn Sie wirklich etwas zu beichten haben und wünschen, daß mir die Ehre werde, Sie zu absolvieren, so wäre es

besser, damit fortzufahren, als mich mit unverdienten Elogen über meine armen Bemühungen zu erdrücken.

Die Fontanges: Sie müssen mich zuerst anleiten, Monseigneur. Besonderes habe ich nicht. Der König versichert mich, daß seine Liebe zu zu mir noch kein Unglück ist.

Bossuet: Das hängt von Ihren jeweiligen Gedanken ab. Wenn Sie den Geist vom Körper abstrahieren und Ihr Herz dabei gegen den Himmel gekehrt ist —

Die Fontanges: Oh, Monseigneur, das ist es immer gewesen — immer außer einmal — Sie machen mich ganz rot. Lassen Sie uns über etwas anderes plaudern, sonst werde ich zu ernst, gerade wie Sie mich letzthin machten bei der Leichenrede. Und jetzt muß ich Ihnen doch sagen, mein Herr, Sie setzen so reizende Leichenreden auf, daß ich geradezu hoffe, Sie werden mir das Vergnügen verschaffen, mich meine hören zu lassen, wenn Sie die halten.

Bossuet: Hoffen lassen Sie uns lieber, Mademoiselle, daß die Stunde noch in weiter Ferne sein möge, in der ein so melancholischer Ritus für Sie begangen wird. Sei er noch ungeboren, der traurige Herold Ihres Abscheidens von dieser Erde. Er zeige denen, die ihn umstehen, vielfältige Tugenden in Ihnen, nicht voll erblühte vielleicht, und weise mit dem Finger des Triumphes auf viele Fehler und Schwächen, die Sie im frühen Keime erstickten und die tot hinter Ihnen auf der offenen Straße liegen, der Straße, die Sie hinter sich werden gelassen haben. Mir wird die peinliche Pflicht, das darf ich für sicher nehmen, erspart bleiben. Ich bin weit vor im Alter, Sie sind ein Kind.[1])

Die Fontanges: Oh nein, ich bin siebzehn!

Bossuet: Ich hätte Sie wenigstens um zwei Jahr jünger vermutet. Aber ziehen Sie so gar nichts aus Ihrem eigenen Gedanken, der so viele in meinem Busen aufregt? Sie halten für möglich, daß ich, hochbejahrt wie ich bin, an Ihrem Sarge predige! Wir sagen unserer Tage sei wenig; und sagen schon zu viel damit, daß wir auch nur d a s sagen. Marie-Angélique, wir haben nur den e i n e n. Die vergangenen sind die unsern nicht mehr und wer vermöchte uns künftiger zu versichern? Dieser, den wir leben, ist nur i n d e s wir ihn leben unser. Der nächste Moment kann ihn von uns abstechen; der nächste Satz, den ich sprechen will, kann zwischen uns entzweiberſten und stürzen. Schönheit, die in dem einen Momente tausend Herzen hat schlagen machen, ist schon im nächsten darauf ohne Puls und Farbe gewesen, ohne Bewunderer, Freund, Gefährten, Gefolge. Die Eine, deren Augen den Zug des Sieges mögen gelenkt haben, deren Name Armeen befeuert haben mag an den äußersten Enden der Erde —

[1]) Die Herzogin von Fontanges starb 1½ Jahre nach dem Zeitpunkt dieses Gesprächs, Bossuet hat sie lang überlebt.

Erde hat einen Graben, in die sie plötzlich fällt und Staub, der sich mit ihrem mischt. Herzogin von Fontanges! Denken Sie hieran! Dame! leben Sie so, daß daran denken Sie nicht verstören müsse!

Die Fontanges: Oh Gott, ich bin ganz entsetzt. Reden Sie nicht so schwer! Es hilft nichts, daß Sie es mir mit so sanfter Stimme sagen. Ich bin außer mir vor Schreck, schon von dem Klappern in Ihren Händen über meinem Scheitel. Legen Sie es ab und lassen Sie uns von anderm reden. Was war das, was auf die Erde fiel, wie Sie sprachen? Der Saal schien davon zu wanken, aber klingen tat es wie eine Nadel oder ein Knopf.

Bossuet: Lassen Sie es.

Die Fontanges: Ihr Ring ist von Ihrer Hand gefallen, Herr Bischof. Wie flink Sie sind! Konnten Sie mich ihn nicht aufheben lassen?

Bossuet: Zu viel Herablassung, Madame; wäre es dazu gekommen, so hätte die Verwirrung mich übermannt. Meine Hand ist schrumpfelicht; der Ring hat aufgehört, sich ihr zu schicken. Ein bloßer Zufall kann uns in Verdammnis stürzen, ein bloßer Zufall uns die Gnadenmittel verleihen. Ein Kiesel hat Sie mehr bewegt als meine Worte.

Die Fontanges: Er gefällt mir mächtig; ich vergöttere Rubinen. Ich will den König um genau so einen bitten. Dies ist die Zeit, zu der er gewöhnlich von der Jagd kommt. Leider können Sie nicht dabei sein und hören, wie hübsch ich ihn bitten werde; aber das ist unmöglich, wissen Sie; denn ich werde es gerade dann tun, wenn ich sicher bin, daß er mir alles tut. Er sagt es selbst. Er sagte erst gestern:

„Ein süßes Ding wie du ist um die Welt
Zu teuer nicht erkauft. ."

Und kein Schauspieler auf der Bühne war dabei königlicher als seine Majestät, als er das sagte, wenn er bloß dabei seine Perücke und Kleider angehabt hätte. Und Sie wissen doch, daß er eigentlich steif und runzelig ist, für einen so großen Monarchen; und seine Augen, fürchte ich, fangen an, nicht mehr zu wollen, er sieht auf alles von ganz nahe.

Bossuet: Das, Mademoiselle, ist die Pflicht eines Fürsten, der unsre Achtung und Liebe zu erringen wünscht.

Die Fontanges: Ja, das finde ich auch, nur konnte ich es zuerst an ihm nicht leiden. Er wird mir sicher den Ring bestellen und ich will ihn anstecken, wenn ich Ihnen wieder beichte. Aber zuerst muß ich ganz vorsichtig und penibel sein, um aus ihm herauszuholen, wie viel sein königlicher Wille mir zu sagen erlaubt.

Kirchenpolitische Briefe.

III.

Erzbischof Darboy von Paris und Pius IX.

Das erschütterndste kirchenpolitische Ereignis der neuesten Zeit ist ohne Zweifel die entsetzliche Katastrophe, die über den französischen Katholizismus hereinbrach; man kann geradezu von einem Untergang des Katholizismus in Frankreich reden. Und dieser Untergang ist kein rühmlicher. Der Katholizismus verblutet in Frankreich nicht an den Wunden, die er in ritterlichem Kampfe von der Hand seiner Feinde erhalten; kläglich siecht er an innerer Schwäche und an den schweren Folgen seiner Nachlässigkeiten und Sünden dahin.[1] Die Kirchen stehen leer, die Gottesdienste sind ohne Besucher; und trotz allen blendenden Prunkes ist bei den feierlichen Hochämtern die Priesterschaft im Chore zahlreicher als die Schar der Gläubigen in den geräumigen Hallen des Schiffes. Und das ist die Lage der französischen Kirche überhaupt: eine stattliche Klerisei, aber hinter ihr kein Volk. Und obschon der höhere wie der niedere Klerus eine nicht zu verachtende Anzahl vortrefflicher Männer in sich birgt, so ist er doch nicht etwa nur in der bürgerlich-staatlichen, sondern auch in der kirchlichen Gesellschaft ohne erheblichen Einfluß. Der französische Episkopat hat sich die Entscheidung über seine eigensten Angelegenheiten längst entgleiten lassen; er ist längst nicht mehr im eigenen Hause Herr. Von Rom empfängt er seine Weisungen und seine Gesetze, zu denen er nur mehr Ja und Amen zu sagen hat. Um nur ein, freilich nur zu beredtes Beispiel aus der jüngsten Vergangenheit anzuführen, hatte der französische Episkopat, obschon er das Trennungsgesetz vom 9. Dez. 1905 verdammte, doch in seiner Vollversammlung vom 31. Mai 1906 mit 56 gegen 18 Stimmen beschlossen, wenigstens einen ehrlichen Versuch mit dem Gesetze zu wagen; aber Rom genehmigte diesen Beschluß nicht bloß nicht, es leugnete ihn schlankweg ab.[2] Und doch handelte es sich hier um rein französische Verhältnisse und Interessen, die nur von einheimischen Prälaten in ihrer vollen Tragweite ermessen und gewürdigt werden konnten; die Entscheidung, die Rom über die französische Frage traf, mutete der französischen Kirche den Verlust einer halben Milliarde Vermögens zu und verurteilte sie zu apostolischer Armut, die nicht die römische Prälatur zu ertragen hat. So lastet der römische Absolutismus nirgends so schwer und drückend auf dem Episkopate wie in Frankreich; nirgends hat er die Nachfolger der Apostel zu so schmiegsamen Exekutivorganen herabgedrückt. Den Gründen nachzuspüren, die dazu geführt haben, ist hier nicht der Ort. Sie liegen nicht

---

[1]) Vgl. Demain Nr. 1, p. 1.

[2]) Sabatier P., Lettre ouverte à S. E. le Card. Gibbons p. 49, 50; Léon Chaine, Menus propos p. 96 f.; Supplique d'un groupe de Cath. français au Pape Pie X. p. 19, 20.

alle in Rom, sondern zum guten Teil in den Bischöfen selbst und in den allgemeinen französischen Kirchenzuständen. Einen Krebsschaden bildeten namentlich die weitreichenden Privilegien und Exemtionen der Orden und Klöster, kraft deren diese der Jurisdiktionsgewalt der Diözesanbischöfe entrückt und der unmittelbaren Gerichtsbarkeit des fernen römischen Stuhles unterworfen waren. Es lag auf der Hand und eine vielhundertjährige Erfahrung bewies es, daß die Ausnahmestellung der Ordensleute zu einer Untergrabung der bischöflichen Autorität führen mußte; überall in der ganzen Diözese wurde der oberste Seelenhirt des Sprengels besser respektiert als in den Klöstern von jenen gottgeweihten, nach höherer Vollkommenheit strebenden Personen, die Gehorsam gelobt hatten und erfinderisch in Ausreden und Auswegen waren, um sich den Anordnungen ihres rechtmäßigen Oberhirten zu entziehen. Daß hier leidige Streitigkeiten zwischen Bischof und Orden unvermeidlich und an der Tagesordnung waren, verstand sich von selbst.[1]) Natürlich wandten sich die Orden mit ihren Klagen nach Rom, wo sie in den meisten Fällen Recht behielten. Sonach von Rom und römischen Gnaden lebend, bemühten sich die Ordensleute redlich, Rom zu gefallen, indem sie dem hl. Stuhle erwünschte Spionierdienste leisteten, den Episkopat und Weltklerus überwachten und auf Schritt und Tritt belauerten, mißliebige Kleriker denunzierten, das Mißtrauen Roms gegen die Bischöfe erreglen und schürten, tüchtigen Bischöfen das Leben verbitterten, schwachen über den Kopf wuchsen und ein unerträgliches Joch auferlegten.

Die den Orden gewährten, die bischöfliche Jurisdiktion und Diözesanverwaltung so sehr erschwerenden und unterminierenden Privilegien und Sonderstellungen bildeten nun aber lediglich den Ausfluß eines vom hl. Stuhle mit der Zeit immer offener beanspruchten, von der Scholastik, insbesondere vom hl. Thomas von Aquin ihm auch theoretisch zugesprochenen Universalprimates, der den Papst zum obersten und unmittelbaren Hirten aller Gläubigen der ganzen Kirche, zum Bischof aller Bischöfe und zum Mitbischof jedes Bischofs in jeder Diözese machte und daher auch zum beständigen Eingreifen in alle Diözesanangelegenheiten befugte. Je schroffer und rücksichtsloser dieses sog. Papalsystem durchgeführt worden war, umsomehr hatte es den Widerstand des Episkopats heraufbeschworen, der schon auf den großen Reformkonzilien von Konstanz und Basel, später aber in den gallikanischen Freiheiten zum Ausdruck gelangt und zuletzt noch von Febronius eingehend begründet und formuliert worden war. Allein der Despotismus des absolutistischen Königtums hatte den Galli-

[1]) Wie groß die Erbitterung zwischen Ordens- und Weltgeistlichen war, das läßt sich aus der vielsagenden Vermutung erschließen, die Kongregationisten hätten bei der päpstlichen Verwerfung der vom Gesetze vorgesehenen und von der Mehrheit der französischen Bischöfe anfangs gebilligten Kultusgenossenschaften die Hand im Spiele gehabt. Vgl. Léon Chaine, Menus propos p. 99; Supplique p. 20.

kanismus preisgegeben, die Niederlage des Episkopalismus zog die Erstarkung des Papalsystems nach sich, das schließlich in Pius IX. seinen Kulminationspunkt erlebte und seinen höchsten Triumph feierte. Immerhin fehlte es in Frankreich auch nicht an Prälaten, die zäh am Episkopalsystem festhielten und zwar den päpstlichen Primat nicht bestritten, aber doch auch die Selbständigkeit der bischöflichen Amtsverwaltung gesichert und alle unbefugte Einmischung in dieselbe vermieden wissen wollten, ein Standpunkt, den sie unbeschadet ihrer kirchlichen Loyalität vertreten konnten, solange das Papalsystem noch nicht, wie es dann 1870 auf dem vatikanischen Konzil geschah, förmlich dogmatisiert und das Episkopalsystem verworfen war. Einer der hervorragendsten dieser Prälaten, in dem sich das Episkopalsystem ebenso verkörperte, wie in Pius IX. das Papalsystem, war Georg Darboy",[1]) Erzbischof von Paris, geb. 16. Jan. 1813 zu Fayl3=Billot bei Langres, am 24. Mai 1871 als Opfer der erbärmlichen Pariser Kommunards scheußlich hingemordet. Ohne Zweifel war Darboy den ausgezeichnetsten und ehrwürdigsten Kirchenfürsten Frankreichs im 19. Jahrhundert beizuzählen. Emil Ollivier, der bekannte französische Staatsmann, mit dem Erzbischof aus persönlichem und amtlichem Verkehr bekannt, las[2]) in seinen Zügen Scharfsinn und Milde, überlegende Besonnenheit und verhaltene Kraft, edlen Stolz und gewinnende Liebenswürdigkeit. Obschon fromm und seinen bischöflichen Pflichten mit musterhafter Gewissenhaftigkeit nachlebend, hatte er mehr von einem Staatsmann, als von einem Kirchenfürsten, mehr von einem Richelieu, denn von einem Vinzenz von Paul an sich. Er besaß in seltenem Grade die Gabe des Wortes; wenn man ihn hörte, so fühlte man sich in die höheren Gefilde des Geistes erhoben. Als einfacher Priester der Diözese Langres war er von dem ehrwürdigen Abbé Martin von Norlieu in die Diözese Paris eingeführt worden; bald hatte er die Aufmerksamkeit des Erzbischofs Sibour auf sich gezogen, Morlot, dessen Nachfolger, hatte ihn zum Koadjutor ausersehen, betrieb aber, um ihn zuvor zu erproben, seine Erhebung auf den bischöflichen Stuhl von Nancy. Der Kultusminister Rouland, der ihn hörte, war entzückt und schlug ihn nach Morlots Tod für Paris vor. Napoleon III. hielt alles auf ihn und seine Ratschläge und überhäufte ihn mit Auszeichnungen. Um so kühler begegnete man ihm von seiten Roms. Man glaubte ihn mehr dem Kaiser als dem Papst ergeben und verfolgte mit steigendem Unbehagen und offenem Mißfallen seine Tätigkeit. Hatte er sich doch in einer Senatsrede wider die Berufungen an den hl. Stuhl und zu Gunsten der „orga-

---

[1]) Vgl. über ihn Foulon, J. A., archevêque de Lyon, Histoire de la vie et des oeuvres de Mgr. Darboy, archevêque de Paris (Paris 1889); Guillermin, Vie de Mgr. Darboy (Paris, Bloud et Barral s. d.).

[2]) Vgl. sein wertvolles Werk L'Église et l'État au Concile du Vatican (1879) I, 416 ff.

nischen Artikel ausgesprochen, an der Leichenfeier des Marschalls Magnan, Großmeisters der Freimaurer, beteiligt und gar erkühnt, die Jesuiten und Kapuziner mit einer kanonischen Visitation zu behelligen; das führte zu einem scharfen Depeschenwechsel zwischen Paris und Rom, der, aus seinem Nachlasse in der Revue d'Histoire et de Littérature Religieuses veröffentlicht,[1]) auch in Deutschland bekannt zu werden verdient. Sein entsetzliches Ende wurde erwähnt. Er hätte ihm entrinnen können, wenn er sich der Verhaftung, wie ihm nahe gelegt worden war, durch die Flucht entzogen hätte. „Ich will bleiben", erklärte er, „und meinen Geistlichen ein gutes Beispiel geben; zudem wäre meine Flucht nur das Signal zu ihrer allgemeinen Hinmetzelung". Es ehrt den päpstlichen Nuntius Chigi, daß er nichts unversucht ließ, den Erzbischof zu retten; doch scheiterten seine und des edlen amerikanischen Gesandten Washburne Bemühungen an dem unverzeihlichen Starrsinne Thiers. Voll Fassung und Seelengröße ging Darboy in den Tod; von einem seiner Leidensgenossen befragt, ob er, der das Leben des hl. Thomas Becket beschrieben, glaube, daß ihr Tod theologisch als Martyrertod zu betrachten sei, gab er zur Antwort: „Gewiß! Man tötet uns ja nicht, weil ich der Herr Darboy und Sie ein Herr so und so sind, sondern weil ich Erzbischof von Paris bin und Sie Priester; um unseres religiösen Charakters willen opfert man uns also, und deshalb ist unser Tod ein Martyrertod." [2])

Wenden wir uns nunmehr nach diesen einleitenden Bemerkungen dem Konflikte Darboys mit Pius IX. zu! Gleich nachdem Darboy den erzbischöflichen Stuhl von Paris bestiegen hatte, ordnete er eine kanonische Visitation sämtlicher Pfarreien wie klösterlicher Niederlassungen seines Sprengels an, die sich auch auf die Häuser der Jesuiten und Kapuziner und die damit verbundenen öffentlichen Kapellen erstrecken sollte.[3]) Als jedoch der Generalvikar Veron dem Auftrage seines Oberhirten nachkommen wollte, protestierten die Jesuiten und Kapuziner, auf ihre Privilegien pochend, gegen eine solche Visitation, und verklagten den Generalvikar und in ihm indirekt den Erzbischof selbst, als verweigerte dieser den päpstlichen Konstitutionen, auf welchen diese Privilegien beruhten, ihre Anerkennung. Und Rom gab ihnen recht. Pius IX. richtete ein Schreiben an den Erzbischof, worin er ihm nicht bloß Nachlässigkeit gegenüber den in Paris auftretenden liberalen und spiritistischen Bewegungen, sondern auch Verletzung der kanonischen Vorschriften anläßlich der Klostervisitation vorwarf. Darboy antwortete in einem langen, außerordentlich wichtigen Schreiben[4])

---

[1]) 1907 t. XII, 240—81; mehrere dieser Depeschen wurden in deutscher Uebersetzung mitgeteilt im „XX. Jahrhundert", 1907 Nr. 27, 28, 29.

[2]) Die erschütternden Einzelheiten über Darboys Tod bietet insbesondere Foulon a. a. O. S. 568 ff.; vgl. auch Ollivier a. a. O. S. 420 ff.

[3]) Vgl. Foulon a. a. O. S. 277 ff.

[4]) Wir teilen dieses hochbedeutsame Schreiben, dessen französischer Wort-

vom 1. Sept. 1864, in welchem er bei aller Ehrfurcht vor dem Oberhaupte der Kirche die wider ihn erhobenen Anklagen mit einer männlichen Festigkeit und mit einer apostolischen Entschiedenheit zurückwies, wie man sie in Rom, durch die Schmeicheleien der Bischöfe seit Jahrhunderten verwöhnt, wohl schon lange nicht mehr erlebt hatte. In einem Schreiben an den Kardinalstaatssekretär Antonelli[1]) beklagte sich Darboy über die gespannten Beziehungen, die zwischen ihm und dem Papste, der offenbar auf grund verleumderischer Beschwerden wider ihn eingenommen sei, herrschten; Antonelli möge ihm mit Ratschlägen behufs Beilegung dieser Mißverständnisse an die Hand gehen.

In einem Schreiben[2]) vom 19. Febr. 1865 versichert Darboy Pius IX. seiner kindlichen Ergebenheit. Wenn der Papst ihn mahne, den römischen Kongregationen etwas mehr Vertrauen entgegenzubringen, so werde er diesem Wunsche gewiß entsprechen; er habe freilich seine triftigen Gründe gehabt, sich an den Papst selbst zu wenden, werde dies aber unterlassen, wenn er lästig zu fallen befürchten müsse. Doch werde sich der Papst selbst überzeugen, daß die Kongregation der Inquisition die Verhältnisse der Pariser Erzdiözese in einem ganz falschen und gehässigen Lichte dargestellt habe. Der Anregung des Papstes, dem Bischof Courtier von Montpellier zur Resignation zu raten und eine staatliche Pension zu verschaffen, nachzukommen, liege kein Grund vor, da der Papst das eine wie das andere ganz leicht selbst durchzusetzen vermöge.

Im Schreiben[3]) vom 1. August 1865 hat sich Darboy neuen Klagen des Papstes gegenüber zu rechtfertigen. Marschall Canrobert, obwohl mit einer Protestantin verheiratet, wünscht, daß er, der Erzbischof, bei dem Kinde, dessen Geburt er nächstens erwarte, Pate stehe, und hat seinen Bedenken gegenüber durchblicken lassen, daß es so der Wille des Papstes sei; da dies von Rom aus bestätigt wurde, so übernahm denn auch Darboy bei der am 9. Dez. 1865 geborenen Tochter des Marschalls die Patenstelle. Wie der Erzbischof von verschiedenen Seiten zugleich hört, sucht man den Papst mit gehässigen Vorurteilen wider ihn einzunehmen, denen sich dieser nicht entzieht. Obwohl er hiefür sonst nur eine stolze und stillschweigende Verachtung hätte, so müsse er, sobald der Stellvertreter Jesu Christi in Frage komme, wenigstens mit einem Worte darauf entgegnen. Drei Dinge sind es, die ihm zur Last gelegt werden: 1. daß er die Sache des Bischofs von Montpellier nur kalt und lässig betrieben habe; aber der Papst habe ihm bisher auch noch gar nicht das Recht gegeben, offen und herzlich an ihn zu schreiben; 2. eine angebliche Aeußerung über die organischen Artikel,

laut nebst den von Darboys eigener Hand herrührenden Abweichungen des ersten Entwurfes in der Revue S. 240—255 abgedruckt ist, im Anhange mit.

[1]) Revue S. 255 ff.

[2]) Revue S. 256 ff.

[3]) Revue S. 258 ff.

die er im Senat am 16. März 1865 getan haben sollte, die aber tatsächlich ganz anders lautete; 3. seine Teilnahme am Leichenbegängnis des Marschalls Magnan, bei dem die Abzeichen des Freimaurerordens verwendet worden sein sollten. Darboy versicherte auf das bestimmteste, daß er von solchen Abzeichen nicht das Geringste gesehen habe, und konnte sich auf das Zeugnis des Invalidenpfarrers berufen,[1]) der die Leichenfeierlichkeiten als Kirchenvorstand zu leiten und zu überwachen hatte, und gleichfalls von solchen Insignien nichts bemerkt hatte. „Ich erröte, heiligster Vater", schreibt Darboy, „mich über so unbedeutende und kleinliche Dinge verantworten zu müssen. Das ist weder meiner noch Ihrer würdig. Offen und ohne den geringsten Stolz, — ich habe den Geist, der für anderes als so kindische Erörterungen geschaffen ist, und das Herz zu sehr am rechten Flecke, als daß es sich von Kränkungen erreichen und erregen ließe. So wie ich mich kenne, kann ich nur lächeln, wenn ich erfahre, daß man mich bei Ihnen als einen Mann anschwärzt, der Sie zu beunruhigen im stande wäre. Gestatten Sie mir ein für allemal die Versicherung, heiligster Vater: wenn die Zeiten schwierig werden und es die Mühe lohnt, will ich meinen Kopf dahingeben[2]) und mein Leben als der erste in die Schanze schlagen. Für gewöhnlich aber mache ich es wie alle Welt, folge meiner Klugheit, suche nichts auf mich zu nehmen, was ich nicht vertreten kann, und alles bei Seite zu lassen, was mich bloßstellen könnte. Was EH. direkt angeht, so habe ich mich niemals von dem entfernt, was ich als Mensch, als Franzose, als Bischof der hervorragenden Persönlichkeit, dem Monarchen, dem Oberhaupte der Kirche, dem Stellvertreter Jesu Christi schuldig bin. Sollte ich es gleichwohl in irgend etwas haben fehlen lassen, so bitte ich, mich zu verständigen."

Der warme, ehrfurchtsvolle Ton dieses Schreibens machte, wie der französische Geschäftsträger Armand am 16. Aug. 1865 an den Minister des Auswärtigen berichtet,[3]) den besten Eindruck auf den Papst. Zugleich versicherte der Diplomat, aus dem Munde eines hochgestellten französischen Ordensmannes vernommen zu haben, die Teilnahme des Erzbischofs am Leichenbegängnis des Marschalls Magnan habe zu Paris keineswegs das peinliche Aufsehen erregt, wie man es dem Papste schilderte; der Papst selbst habe diesem Ordensmann gegenüber geäußert: „Ich möchte diesen guten Erzbischof sehen, ich würde ihm meine beiden Arme öffnen, um ihn an mein Herz zu schließen und wie ein Vater mit ihm zu sprechen."

Aber schon am 26. Okt. 1865 richtete Pius IX. ein äußerst ungnädiges Schreiben an Darboy, das, dank einer noch nicht völlig aufgeklärten

[1]) Mitgeteilt Revue S. 262 ff. Demgemäß ist die Angabe Olliviers (I, 418) zu berichtigen, wonach „les insignes maçonniques fussent à peine dissimulés sur le catafalque."

[2]) Eine Versicherung, die Darboy am 24. Mai 1871 glänzend bewahrheitet hat.

[3]) Revue S. 261 f.

vatikanischen Indiskretion später veröffentlicht, ungeheures Aufsehen erregte.[1]) Der Papst beruft sich hier zunächst auf sein früheres Handschreiben vom 24. Nov. 1864, das den Erzbischof leicht von seinem väterlichen Wohlwollen habe überzeugen können, umsomehr, als es auch nicht mit einem Worte auf den Brief des Erzbischofs vom 1. Sept. einging, der so befremdliche, dem göttlichen Primate des römischen Papstes über die Gesamtkirche widersprechende Anschauungen enthielt. Der Erzbischof huldigte da offenbar den vom hl. Stuhle stets verworfenen Lehren des Febronius; so wenn er behauptete, die Gewalt des Papstes über jede Diözese sei keine ordentliche, sondern nur eine außerordentliche, während doch schon das vierte Laterankonzil der römischen Kirche als der Mutter und Herrin aller anderen eine ordentliche Primatialgewalt über alle Gläubigen zuschreibe. Febronianischer Irrtum ist es ferner, mit Darboy zu glauben, die kanonisch errichteten Diözesen verwandelten sich im Falle päpstlichen Eingreifens in Missionsgebiet, da schon der englische Lehrer dem Papste die Fülle der Hirtengewalt beilege als dem König im Reiche, während die Bischöfe eben nur zu einem Teile der Sorge berufen seien, gleich den Beamten, die von ihrem König den Städten vorgesetzt werden. Wenn dann der Erzbischof in einer Senatsrede das jedem Gläubigen zustehende Recht einer Berufung an den hl. Stuhl als Mißbrauch zu bezeichnen wagte, der jede geordnete Diözesanverwaltung unmöglich mache, so verstieß er damit wider die klaren Aussprüche früherer Päpste, ganz abgesehen davon, daß von einer solchen Unmöglichkeit sonst noch kein Bischof etwas verspürte. Weit entfernt, die päpstliche Ober- und Vollgewalt hinderlich und lästig zu finden, empfindet sie jeder wohlgesinnte Bischof als eine wahre Wohltat und Erleichterung vor Gott, vor der Kirche und angesichts der Kirchenfeinde: vor Gott, weil er sich hiedurch eines Teils seiner Verantwortlichkeit entledigt: vor der Kirche, die aus der Einheit des Episkopates mit dem Papste immer stärkere Kraft ziehe; angesichts der Kirchenfeinde, denen er mutiger und entschlossener zu widerstehen vermöge. Febronianisch ist auch Darboys Entschluß, sich einer unmittelbaren Einmischung des Papstes in seine Diözese mit allen Mitteln zu widersetzen und an die übrigen französischen Bischöfe und an die Oeffentlichkeit zu wenden: ein geradezu rebellisches Benehmen und eine schwere Beleidigung] des göttlichen Urhebers der Kirchenverfassung. Ganz besonders muß aber Darboys Beschwerde in Sachen der Jesuiten und Kapuziner befremden. Denn diese halten sich nun schon seit Jahren in Paris auf und erfreuten sich unter den früheren Erzbischöfen des ruhigen Besitzes ihrer Exemption, weshalb ihnen denn auch der hl. Stuhl seinen auf diesen Exemptionen beruhenden Schutz mit Fug und Recht ange-

[1]) Auf Grund der später zahlreich zirkulierenden Drucke mitgeteilt von Ollivier, Le 19. Janvier, sixième édition Paris 1869. Appendice S. 457—77; vgl. auch S. 413 ff.

deihen lassen konnte. Selbst wenn die Niederlassungen dieser Ordensleute, wie Darboy geltend machte, nicht kanonisch, d. h. nicht mit ausdrücklicher vorausgehender Einwilligung des Erzbischofs errichtet wurden, so bestanden sie nun doch tatsächlich unter seinen Vorgängern, die sich der Hilfe der Ordensmänner gern bedienten, ihr Wohlwollen und ihre Achtung mannigfach bezeigten, ein Verhalten, das die vom Trienter Konzil und vom kanonischen Recht geforderte bischöfliche Genehmigung reichlich ersetzt. Uebrigens ist die Vermutung, als hätten die Ordensleute den hl. Stuhl vom Vorgehen des Erzbischofs wider sie in Kenntnis gesetzt, nicht begründet. Seinen Höhepunkt erreichte aber der Kummer des Papstes, als er erfuhr, Darboy habe dem Leichenbegängnisse des Marschalls Magnan, des Großmeisters des Freimaurerordens, angewohnt und sogar die feierliche Absolution hiebei gespendet, obschon die Ordensabzeichen auf dem Katafalke angebracht und die Ordensbrüder, mit ihren Abzeichen angetan, um den Katafalk versammelt waren. Zwar versichert der Erzbischof, diese Abzeichen nicht wahrgenommen zu haben. Er wußte aber, daß der Verstorbene dem Freimaurerorden angehörte, und konnte und mußte voraussehen, daß die Logenbrüder mit ihren Abzeichen prunken würden. Wenn endlich Darboy gar noch behauptet, die Verfügungen des hl. Stuhles erlangten erst durch staatliches Placet verbindliche Kraft, so ist das eine durchaus irrige, der kirchlichen und päpstlichen Autorität abträgliche und dem Seelenheil der Gläubigen schädliche Anschauung, da die höchste kirchliche und päpstliche Autorität niemals und in keiner Weise in irgendwelchen auf die Seelenleitung irgendwie bezüglichen Angelegenheiten der Macht und dem Belieben der Staatsgewalt unterworfen sein kann. Der Papst hegt das volle Vertrauen, Darboy werde diesen Anweisungen getreulich nachkommen und all seine Pflichten als guter Hirte von Tag zu Tag besser erfüllen.

Wenn etwas, so war dieses Schreiben Pius IX. ganz dazu angetan, Oel ins Feuer zu gießen und die schon längst bestehende Verstimmung zur äußersten Spannung, wenn nicht zum offenen Bruch zu treiben. In der Tat war Darboys Lage sehr schwierig; überall sah man ihn wie einen halb und halb Exkommunizierten mit scheelen Augen an und verglich ihn mit Photius und Febronius,[1]) und es fragte sich nur, wie er sich in so ungemein heiklen Verhältnissen, unter denen natürlich auch seine bischöfliche Autorität schwer leiden mußte, zum hl. Stuhle zu stellen gedachte. Am 1. Januar 1866 beantwortete er das päpstliche Schreiben.

„Ich beklage,[2]) beteuert er, das Mißverständnis, das zwischen uns zu herrschen scheint, und möchte das Meinige tun, um es zu zerstreuen. In diesem Sinne enthalte ich mich der Erörterung irgendwelcher Anklage, irgend eines Vorwurfes. Ich tue es, um dem Statthalter Christi meine

[1]) Vgl. Ollivier, l'Église et l'État I, 419.

[2]) Revue S. 264 ff.

Huldigung darzubringen. Gerne gebe ich diese Erklärung ab, aus Glaubenseifer, um in Ihrer Person die Majestät des Souveräns zu ehren, sowie mit Rücksicht auf die gesellschaftliche Schicklichkeit. Aber selbst wenn ich diese Gründe nicht hätte, so täte ich es schon aus Höflichkeit und um Ihrem edlen Herzen Verdruß und Leid zu ersparen. Noch mehr, heiligster Vater; indem ich unmittelbar an EH. schreibe, will ich selbst die haltlosesten und ungerechtesten Anklagen nicht bestreiten oder widerlegen, z. B. jene, die sich auf das Leichenbegängnis des Marschalls Magnan bezieht. Denn was man Ihnen auch gesagt haben mag, die freimaurerischen Abzeichen waren nun einmal am Sarge oder Katafalke nicht angebracht und man hat Ihnen hier eben eine lügenhafte Darstellung gegeben. Wenn nötig, könnte ich dies gerichtlich beweisen. Ich könnte auch noch mehr darüber sagen. Aber nochmals, heiligster Vater, ich will hier nicht streiten. Gestatten Sie mir, mich über diese erbärmlichen Einzelheiten hinwegzusetzen, in denen es sich schließlich doch nur um meine Person handelt, wie über leere Wortstreitigkeiten, die Ihrer wie meiner gleich unwürdig sind, da hier die Wahrheit weniger gewinnt, als die Liebe verliert. Lassen Sie mich Ihnen einfach und aufrichtig erklären, daß ich voll Respekt und Ergebenheit gegen Ihre Person bin, und keine andere Lehre vertrete als die der Kirche, meiner Mutter. Statt daher auf einzelne Ausdrücke, die Ihre ehrliche und edle Seele, heiligster Vater, ohne Zweifel selbst bedauern würde, wenn Sie mich besser kennen würden, Gewicht zu legen, ziehe ich es vor, mich an die gütigen Worte zu halten, mit denen Ihr Brief schließt, Ihnen hiefür meine dankbare Erkenntlichkeit auszusprechen und dagegen die neue Versicherung meiner treuesten und wärmsten Verehrung darzubringen. Uebrigens bin ich überzeugt, daß all Ihre Vorurteile über mich hinfällig werden, sobald ich die Ehre habe, mich mit EH. persönlich zu besprechen."

Nichts ehrt den Erzbischof mehr als dieser die aufrichtigste Loyalität atmende, alle Empfindlichkeit über die ihm vom Papst zugefügte unverdiente Kränkung hochherzig überwindende Brief, das schönste Zeugnis seiner über alles Kleinliche erhabenen, wirklich großen Seele. Er legte diesen Brief einem Schreiben an Antonelli bei,[1]) den er bat, ihn dem Papste überreichen zu wollen. „Ich begreife, sagt er hier, vom Vorgehen des Papstes in Bezug auf mich überhaupt nichts mehr. Irgend jemand schreibt oder spricht mit dem Papste wider mich; sofort und ohne auch nur zu fragen, ob ich denn die Wahrheit dieser Anschuldigungen anerkenne, teilt sie der Papst seinen Besuchern mit und verleiht so durch die hohe Autorität, mit der er bekleidet ist, den grundlosen Erfindungen Gewicht, die dann bei den Bistümern und Sakristeien Frankreichs und des Auslandes die Runde machen. Gewiß gäbe ich über alle Punkte, von denen der hl. Vater

[1]) Revue S. 266 ff.

spricht, klare und schlüssige Erklärungen, wie ich sie bezüglich des Leichenbegängnisses des Marschalls Magnan gegeben habe. Aber mich mit einem Vater in Streit einlassen und ihm widersprechen, das ist weder meines Geistes, noch Herzens und Charakters würdig; sodann Anklagen zurückweisen, denen nichts als kindische Schwätzereien und hämische Verleumdungen zu Grunde liegen, und auf Möglichkeiten und Wortklaubereien erwidern, das ist zu kleinlich für eine Zeit, in der es so große Dinge zu erledigen gilt." Der Kardinal denke wohl ebenso und werde seine Mitwirkung nicht versagen, um die Dinge wieder ins rechte Geleise zu bringen.

Wirklich schien sich denn auch die Spannung zwischen dem Papste und dem Erzbischofe heben zu wollen. Gelegentlich einer Audienz, die Abbé Göschler, der ehemalige Direktor des Kollegs Stanislaus, bei Pius IX. hatte, sprach dieser den lebhaften Wunsch aus, den Erzbischof von Paris, den er sehr liebe, bei sich zu sehen, denn man verstehe sich viel leichter, wenn man von Mund zu Mund mit einander verhandle.[1]) Auch durch den Kardinalpräfekten der Konzilskongregation ließ der Papst den Prälaten einladen, an den für den nächsten Sommer (1867) in Aussicht genommenen großartigen Feierlichkeiten anläßlich des 1800jährigen Jubiläums des römischen Martyriums des Apostelfürsten teilzunehmen. Darboy sagte zu,[2]) worüber der Papst in einem Handschreiben vom 25. Jan. 1867 seine Befriedigung aussprach.[3]) Am 18. Juni 1867 reiste Darboy in Begleitung seines Generalvikars Surat und seines Sekretärs De Cuttoli nach Rom ab,[4]) wo er vom Papste aufs liebenswürdigste aufgenommen und von den römischen Behörden mit Aufmerksamkeiten überhäuft wurde.[5]) Als er in der päpstlichen Audienz auf die leidigen Punkte zu sprechen kam, die den Gegenstand der Klagen des ungnädigen päpstlichen Schreibens vom 26. Okt. 1865 gebildet hatten, verschloß ihm der Papst selbst den Mund mit der Erklärung, nach allem, was er soeben aus seinem eigenen Munde gehört, bedürfe es keiner Rechtfertigung mehr, die ihm übrigens auch schon durch das einhellige Zeugnis seines Klerus zuteil geworden sei: denn nicht ein einziger Pariser Geistlicher habe ihm, dem Papste, je Uebles über seinen Erzbischof gesagt. Unter allen Erzbischöfen von Paris, die er kennen gelernt habe, sei Darboy derjenige, der sich die größte Sympathie unter seinem Klerus erworben habe.[6])

Am 2. Juli reiste der Erzbischof ab und versäumte, kaum nach Paris zurückgekehrt, nicht, dem Papste in einem herzlichen Schreiben vom 13. Juli

---

[1]) Das Schreiben Göschlers an Darboy vom 5. April 1866. Revue S. 268 f.; Foulon S. 386 f.

[2]) Schreiben an den Papst vom 10. Januar 1867, Revue S. 269 f.

[3]) Bei Foulon S. 388.

[4]) Revue S. 269 A. 1; Foulon S. 388 f.

[5]) Foulon S. 389 ff.

[6]) Bericht Darboys über seine Audienz beim Papste bei Foulon S. 390 ff.

1867 für die freundliche Aufnahme zu danken, die er ihm bereitet habe;[1]) anläßlich des Jahreswechsels wiederholte er die Versicherung seiner unwandelbaren Ergebenheit und sprach seine Bereitwilligkeit aus, dem Kaiser die Interessen des Kirchenstaates ans Herz legen zu wollen,[2]) wofür ihm der Papst in einem warmen Handschreiben vom 6. Januar 1868 dankte.[3]) So schienen die Mißverständnisse und Verstimmungen, die die Beziehungen zwischen Paris und Rom jahrelang getrübt hatten, endlich einmal glücklich behoben zu sein.

Aber es zeigte sich bald, daß dies eine Täuschung war. Der Stachel, den Darboys freimütige und mannhafte Verteidigung seiner bischöflichen Befugnisse gegenüber kurialistischen Uebergriffen im Herzen des bereits im Vorgenuß seines durch das geplante Konzil zu definierenden Universalprimats schwelgenden Papstes hinterlassen hatte, saß allzu tief, als daß er dem vorübergehenden günstigen Eindruck, den die gewinnende Persönlichkeit des Erzbischofs auf Pius IX. gemacht hatte, gewichen wäre. Trotz der Versicherung des Papstes, durch Darboys Erklärungen vollauf beruhigt zu sein, tauchten die alten Beschwerden nur zu bald aufs neue auf. Darboy war aufs peinlichste überrascht, als das päpstliche Schreiben vom 26. Okt. 1865 anfangs Januar 1868 der Vergessenheit entrissen und der breitesten Oeffentlichkeit preisgegeben wurde. Es zirkulierte in Paris, es war in Amerika bekannt, von wo es mehrere Blätter, die sich als religiös zu bezeichnen liebten, „zur größeren Ehre Gottes", wie Darboy sarkastisch bemerkte, nach Frankreich verpflanzten.[4]) Darboy beschwerte sich bitter beim Kardinalstaatssekretär Antonelli in einem Schreiben[5]) vom 25. Aug. 1868, worin er den hl. Stuhl für den ganzen Skandal verantwortlich machte. „Da mir das Schreiben nicht günstig ist, sagte er, so ist es evident, daß nicht ich es verbreitet habe;[6]) da aber die Indiskretion nicht vom Bestimmungsort ausgeht, so muß sie vom Abgangsort kommen. Mag der hl. Stuhl sie angeordnet oder zugelassen haben, er ist dafür in den Augen des Publikums verantwortlich, denn sie ist die Tat eines seiner Vertrauten, irgend jemands, der den Entwurf der päpstlichen Schreiben haben kann. Der hl. Stuhl ist es daher, der hier engagiert ist, und zwar in der peinlichsten Weise. Tatsächlich gehört jeder Privatbrief, wie der, um den es sich handelt, dem Empfänger, und darf ohne seine Einwilligung nicht veröffentlicht werden. So ist es bei

[1]) Foulon S. 394 ff.

[2]) Foulon S. 397 f.

[3]) Indem er ihn Monsignore Arcivescovo carissimo anredete, Foulon S. 398 f.

[4]) Vgl. darüber Ollivier, Le 19. Janvier S. 413 f.

[5]) Revue S. 271 ff. Foulon S. 402 f. teilt dieses Schreiben nur zum Teil mit und auch diesen nicht genau; s. Revue S. 272 A. 6.

[6]) Dem stimmt mit Recht auch Ollivier bei; „Is fecit, cui prodest". Le 19. Janv. S. 314 Anm.

den zivilisierten Völkern der Brauch, und so entspricht es dem gewöhnlichsten Anstandsgefühl, gegen das man nicht verstoßen kann, ohne jede ehrliche Seele zu empören. Setzt sich ein Individuum einem anderen Individuum gegenüber über diese Regel hinweg, so ist dies ein grober Schimpf; daß sich aber eine Regierung, die über 200 Millionen Gewissen gebietet, einem einzigen, waffenlosen Menschen gegenüber so benimmt, das verdient vielleicht eine andere Bezeichnung. Das Vorgehen ist also nicht sehr edel; es ist ebenso wenig kanonisch. Welches Kirchengesetz gestattet, einen Bischof auf dem Wege der Zeitungen zu verfolgen und zu seiner Verleumdung die Dienste irgend welcher verrufener und unverantwortlicher Agenten in Anspruch zu nehmen, die durch das Gefühl der Verachtung, das sie erwecken, gegen alle Verfolgung geschützt sind? Endlich kann das Vorgehen, von dem ich rede, nur den Zweck und Erfolg haben, meine Person zu beleidigen und meine Amtsführung herabzusetzen. Es ist etwas in mir, was mich der ersteren Unannehmlichkeit entrückt. Was die zweite betrifft, so frage ich mich, welcher Vorteil hieraus für die Bischöfe, für den hl. Stuhl, für die mir anvertrauten Seelen, für die Kirche und für die Religion erwachsen könne".

Der Kardinalstaatssekretär beeilte sich,[1]) dem Erzbischof sein Bedauern über die unbefugte Veröffentlichung des Schreibens auszusprechen und die Versicherung zu geben, daß der hl. Stuhl nichts damit zu tun habe und daher auch keine Verantwortlichkeit übernehmen könne.

Darboy ließ sich jedoch nicht irre machen. Er beharrte darauf, daß der hl. Stuhl für den unerhörten Vertrauensbruch verantwortlich sei, und äußerte den Verdacht, daß ihn ein Beamter der päpstlichen Kanzlei begangen habe.[2]) Antonelli wollte einen so schweren Vorwurf auf dem päpstlichen Kanzleipersonal nicht sitzen lassen, gab aber zu, daß der Pariser Nuntius Chigi eine Abschrift jenes Schreibens vom 26. Oktober 1865 erhalten und sich für befugt erachtet habe, hievon dem französischen Kultusminister vertrauliche Mitteilung zu machen, obschon allerdings nicht anzunehmen sei, daß sich letzterer eine Indiskretion habe zu schulden kommen lassen. Doch deute alles darauf hin, daß ein Pariser Geistlicher der Schuldige sei.[3]) Darboy erwiderte hierauf[4]) am 7. Dez. 1868, ein Mann wie der Nuntius hätte sich nicht für befugt gehalten, ein so wichtiges Aktenstück aus der Hand zu geben, wenn er diese Befugnis nicht wirklich besessen hätte. „Sodann, befugt oder nicht, nach welch edler Absicht hat er die weltliche Behörde für eine Sache in Bewegung gesetzt, die ganz der Theologie und Sakristei angehört? Ich suche hier Grundsätze und Vernunft und beklage mich nicht über die Thatsache. Im Gegenteil, ich

[1]) Schreiben vom 5. September 1868, Foulon S. 403.
[2]) Foulon S. 405.
[3]) Schreiben vom 3. Oktober 1868, Foulon S. 405.
[4]) Revue S. 274 ff.

wünsche, daß mich die Regierung meines Landes gut kenne; übrigens flößt mir der hohe Sinn und die Rechtlichkeit der Minister volles Vertrauen ein, und wie Sie treffend bemerken, nicht der Kultusminister ist es, der imstande gewesen wäre, Ihr Geheimnis und das meinige preiszugeben. Demnach hat der Nuntius, wie ja Eure Eminenz anerkennt, der weltlichen Gewalt das päpstliche Schreiben mitgeteilt, nach einer Lehre und in einer Absicht, die näher zu bestimmen mir nicht zusteht. Eure Eminenz hätte beifügen können, daß der Nuntius schon seit 1865 mit einer guten Anzahl meiner Kollegen über dieses Schreiben gesprochen und verschiedene Stellen daraus angeführt, daß er noch jüngst mit einigen meiner Priester davon geredet und es wenigstens einem von ihnen vollständig zu lesen gegeben hat.[1]) Der Nuntius könnte ohne Zweifel erklären, welches moralische Grundgesetz und welches ritterliche und religiöse Gefühl ihn berechtigen, mich zu verleumden, wenn ich seinen ungerechten und unqualifizierbaren Angriffen nicht zu entgegnen vermag. Sie sagen sodann, Eminenz, aus den bereits angestellten Untersuchungen ergebe sich, daß der schuldige Geistliche zu Paris weile. Ja, aber er weilte zu Rom, als er die Abschrift des päpstlichen Schreibens erhielt. Eure Eminenz, die das eine weiß, kann ebensogut auch das andere wissen und beschritte damit den Weg guter Aufschlüsse. Sie wird auch erfahren können, ob sie mit gutem Grund versichert, es habe da keine Bestechung stattgehabt. Dieser Ausdruck erscheint Ihnen zu stark; ich weigere mich nicht, einen anderen zu gebrauchen, um auszudrücken, was geschehen ist, oder zu erfahren, auf welchem ehrlichen Wege der Geistliche, um den es sich handelt, in Rom einen Schrank öffnen konnte, zu dem er den Schlüssel nicht besaß. Sie fügen endlich bei, dieser Geistliche habe die Abschrift vielleicht von einem Bekannten des verstorbenen Abbé Veron erhalten. Zunächst beweist schon das eben Gesagte die Haltlosigkeit dieser Angabe, die zu Paris erfunden und nach Rom geschrieben wurde und von Leuten ausgeht, die allen Grund haben, die öffentliche Meinung an der Nase herumzuführen. Wollte man ferner glauben machen, Veron habe vom päpstlichen Schreiben Abschrift genommen, da er das Amt eines Generalvikars bei mir bekleidete, so fordert diese Fabel die entschiedenste Verwahrung heraus. Was liegt schließlich am Namen des Mittlers? Ob nun durch Veron oder einen anderen, die Indiskretion kommt von Rom, denn sie kommt nicht von mir. Niemand hat den Brief, den der Papst mir geschrieben, gesehen oder berührt. Hier ist mein Wort unantastbar, und ich erkenne niemandem das Recht zu, ihm zu widersprechen. Sonach ist es allerdings die päpstliche Kanzlei, der die schmähliche Veröffentlichung zur Last fällt, über die ich mich zu beklagen habe, und infolgedessen ist und bleibt der hl. Stuhl

---

[1]) Es war P. Le Vasseur, wie sich aus einer Aufzeichnung Darboys ergibt, Revue S. 278.

solange hiefür verantwortlich, als er sie nicht öffentlich in Abrede stellt...[1]) Eure Eminenz gibt zu verstehen, der hl. Stuhl werde in dieser Sache nichts tun; es ist also an mir, etwas zu tun! So denken Sie und schlagen mir vor, meine Rechtfertigung unmittelbar an den hl. Vater selbst zu richten. Ich bitte Sie um Verzeihung ob des peinlichen Gefühls, das ein solcher Rat in mir erweckt! Wie? ich bin der Gegenstand einer Beschimpfung, und Sie fordern mich auf, Entschuldigungen vorzubringen! Man verleumdet mich aus allen Kräften mittelst unehrlicher Agenten, die dem hl. Stuhl ein Vergnügen zu machen glauben; das Schreiben, das mich verletzt, ist in der Hand einer großen Zahl französischer und auswärtiger Bischöfe, — und Sie muten mir zu, mich insgeheim und nur vor dem Papst zu entschuldigen! Doch der hl. Vater weiß ohne Zweifel, woran er sich in meiner Sache zu halten hat. Drei Jahre sind verstrichen seit seinem Schreiben und der Antwort, die ich darauf gegeben; inzwischen hat er mir oft geschrieben und mich vor 6 Monaten gesehen, ohne eine Ergänzung meiner Antwort zu verlangen. Nicht er bedarf daher einer Belehrung, wohl aber will die öffentliche Meinung aufgeklärt sein und erwartet einen Aufschluß. Die Sache bewegt sich nicht mehr auf einem Boden, auf dem nur die kirchliche Behörde zu befinden hat; sie bewegt sich im Bereiche der Vernunft, der Logik und des Anstandes, und da ist die ganze Welt zuständig. Nicht etwa nur ich habe es gewollt, ich kann darob nicht getadelt werden. Der Angriff geschah öffentlich, und so ist es nötig, daß die Abwehr es gleichfalls werde."

Es hieße den mächtigen Eindruck dieser ruhigen Proteste Darboys abschwächen, wollten wir auch nur ein Wort daran knüpfen. Welchen Erfolg hatten sie? Keinen. In einer Aufzeichnung vom 17. November 1868 meldet der Erzbischof, er habe vom Grafen Armand, französischen Gesandtschaftssekretär in Rom erfahren, in Rom fürchte man, er, Darboy, könnte etwas veröffentlichen; man werde die Geschichte mit dem Schreiben vom 26. Oktober 1867 auf dem Konzile schließen.[2]) Aber eine Wirkung hatte die leidige Angelegenheit doch: sie brachte den Erzbischof um den roten Hut, der ihm, als dem ersten Kirchenfürsten Frankreichs, sonst unfehlbar zugefallen wäre. Schon im März 1868 machte in den Pariser Salons eine Aeußerung des Nuntius Chigi die Runde, Darboy werde nie Kardinal werden,[3]) während Armand berichtete, der Papst habe gegen Darboy persönlich nichts, sei aber eifersüchtig auf den Pariser Einfluß.[4]) Schon seit 1867 hatte Napoleon III. Verhandlungen mit Rom eingeleitet, um dem von ihm hoch geschätzten Erzbischof das Kardinalat zu verschaffen,[5])

[1]) Und Foulon (S. 334) ist so naiv, die römische Kanzlei „la plus discrète des chancelleries de l'Europe" zu nennen!

[2]) Revue S. 279.

[3]) Revue S. 277.

[4]) Revue S. 278.

[5]) Foulon S. 406, 408.

und daß die französischen Gesandten zu Rom das Ihrige taten, um den Willen des Kaisers zu verwirklichen, versteht sich von selbst. Sie hatten umso leichteres Spiel, als die Kurie von vornherein nicht abgeneigt war und nur erwartete, daß Darboy zur Ueberwindung der wegen des verhängnisvollen Schreibens vom Jahre 1865 obwaltenden Spannung den ersten Schritt des Entgegenkommens mache. Aber eben diesen ersten Schritt konnte und wollte Darboy nicht machen, solange ihm der hl. Stuhl die gebührende Genugtuung ob der ihm zugefügten schweren Kränkung immer noch schuldig blieb. Alle Bemühungen, ihn zum Nachgeben zu bewegen, scheiterten an seinem unbeugsamen Widerstand. Vergebens redete Erzbischof Manning, der auf seiner Heimreise von Rom nach Westminster eigens nach Paris kam, ihm zu;[1]) vergebens suchte der Erzbischof von Avignon zwischen ihm und dem Nuntius zu vermitteln.[2]) Keinen besseren Erfolg hatte das Drängen des französischen Botschafters De Sartiges[3]) und des Gesandtschaftssekretärs Armand. „Allerdings, so schrieb er am 8. März 1869 an letzteren,[4]) heben Sie hervor, daß es sich ja nicht so fast um eine Antwort auf die Beschwerden vom Jahre 1865, denn vielmehr um ein Ergebenheitsschreiben gegenüber dem Stuhle des hl. Petrus handle. Aber am Wortlaut und Umfange der Erklärung liegt wenig. In dem Augenblick, da man sie zur vorgängigen Bedingung meiner Promotion macht, ist es meine Pflicht, sie abzulehnen. Ich kann vom hl. Vater eine Gunstbezeugung annehmen, aber nicht erbetteln; ich gehöre zu den Leuten, die sich verschenken, und nicht zu den Leuten, die man kauft."

So ward ihm, weil er sich nicht zu bücken verstand, der rote Hut nicht zu teil. Aber die Vorsehung hatte ihm eine viel höhere Ehre zugedacht, den kostbaren Purpur des Martyrers.

Die Stellung, die Darboy auf dem vatikanischen Konzil einnehmen sollte, war ihm durch seine Ueberzeugung, Vergangenheit und Erfahrungen von selbst vorgezeichnet. Als Anti-Infallibilist und Seele der französischen Minoritätsgruppe war er allgemein bekannt.[5]) In der Audienz, die er am 5. Dez. 1869 bei Pius IX. hatte, wurde er von diesem kühl und zurückhaltend empfangen; als er jedoch sein Verhalten gegenüber dem Schreiben vom 26. Okt. 1865 dargelegt und begründet hatte, mußte der Papst schließlich selbst zugeben: „Monseigneur, an Ihrer Stelle hätte ich auch nicht anders gehandelt. Ich werde mich wohl hüten, fortan noch denen Gehör zu schenken, die mich gegen Sie aufbringen".[6]) Offen bekannte Darboy

[1]) Foulon S. 408.
[2]) Revue S. 278; Foulon S. 410.
[3]) Foulon S. 409.
[4]) Revue S. 279.
[5]) Siehe Friedrich, Tagebuch S. 36, 110, 116, 178 f., 184, 185, 208, 214, 252, 316.
[6]) Foulon S. 144 f.

in seinem Schreiben[1]) an Kaiser Napoleon III. vom 26. Januar 1870, daß sich die Konzilsväter ihrer vollen Freiheit nicht erfreuten, worunter das Gewicht ihrer Beschlüsse ohne Zweifel zu leiden habe. Die Uebertriebenen unter den Bischöfen, bemerkte er weiter, haben soeben den Antrag auf Definition der päpstlichen Unfehlbarkeit gestellt; wir, eine Gruppe von etwa 150 Bischöfen aller Länder, Spanien ausgenommen, haben einen Gegenantrag beim Papste eingereicht, er möge doch einem solchen Gesuche um seiner theologischen, historischen und politischen Schwierigkeiten willen nicht stattgeben. Es fragt sich sogar, ob es nicht das allgemeine Wohl der religiösen und bürgerlichen Gesellschaft erheischt, daß der Staat, insbesondere ein so mächtiger Staat wie Frankreich, der Minorität zu Hilfe komme; könnte nicht die kaiserliche Regierung die des Kirchenstaates von den Befürchtungen, zu denen die Anfänge des Konzils selbst ernsten und unbefangenen Geistern Anlaß geben, unterrichten, und auf die möglichen Folgen der eben erwähnten Bestrebungen verweisen? Eine gute Anzahl unter uns, Amerikaner, Portugiesen, Deutsche, Norditaliener, Orientalen und Franzosen, sprechen in diesem Sinne, doch ohne Erfolg. Gewiß wäre ich der letzte, der dem Konzil gegenüber eine Haltung empfehlen möchte, die nicht ritterlich und uneigennützig wäre. Ebenso wenig möchte ich aber auch, daß eine große Regierung, wie die des Kaisers, eine Zuversicht und Hoffnung hegte, die die Zukunft schwerlich rechtfertigen wird. Wäre es nicht angezeigt, soweit es möglich und schicklich ist, darüber zu wachen, daß die Interessen, deren Anwalt der Staat ist, daselbst genügend gewahrt werden, und daß das durch das Konkordat gewährleistete gute Einvernehmen zwischen Kirche und Staat nicht gefährdet wird? Dies wäre aber sicher der Fall, wenn sich die Beschlüsse des Konzils zu wenig mit den Einrichtungen, Gesetzen und Bräuchen Frankreichs in Einklang setzten.[2])

In einem weiteren Schreiben an den Kaiser[3]) vom 21. Mai empfahl er als gutes Mittel, sich ein vollständiges Bild von den Vorgängen auf dem Konzil zu verschaffen, die auffehenerregende Schrift „Ce qui se passe au Concile“,[4]) die jedenfalls ganz aus seiner kirchenrechtlichen Anschauung heraus, vielleicht sogar, wie man vermutete, von ihm selbst verfaßt war.[5]) Neuerdings klagte er über den Mangel an Freiheit, der auf dem Konzil laste, und bat, der Kaiser möge zugunsten der Minorität wider das Konzil einschreiten; man glaubte sogar, er habe Napoleon aufgefordert,

[1]) Ollivier, L'Église et l'État II, 91 ff.

[2]) Bedenken so tiefgreifender Art zeigen klar, daß sich Darboys Widerspruch nicht etwa nur, wie Foulon S. 447 f., 464 f. glauben machen möchte, auf die Opportunität bezog.

[3]) Ollivier a. a. O. II. 236 ff.

[4]) Vgl. darüber Friedrich a. a. O. S. 380; Granderath, Geschichte des vatikan. Konzils II, 280, 554 ff., 718.

[5]) Granderath II, 280.

seine Truppen, sobald die Unfehlbarkeit definiert würde, aus dem Kirchenstaate zurückzuziehen.[1])

Noch am 15. Juli, also wenige Tage vor der feierlichen Definition, begab sich Darboy an der Spitze einer Deputation, außer ihm bestehend aus den Erzbischöfen Ginouhiac von Lyon, Simor von Gran und Scherr von München und den Bischöfen Ketteler von Mainz und Rivet von Dijon, zu Pius IX., um ihn zu einer Abänderung des Schemas von der Unfehlbarkeit zu bewegen,[2]) die nicht etwa nur von formell-redaktioneller, sondern von größter sachlicher Bedeutung war, und, wenn sie angenommen worden wäre, den Minoritätsbischöfen die Zustimmung zur Definition erleichtert und damit die so wünschenswerte Einmütigkeit der Beschlußfassung ermöglicht hätte. Der Vorschlag ging nämlich dahin, in der Anathemsandrohung des dritten Kapitels die Worte „aut eum habere tantum potiores partes, non vero totam plenitudinem huius supremae potestatis“ zu streichen, und in der Definitionsformel des vierten Kapitels nach „munere fungens“ einzuschalten „et testimonio ecclesiarum enixus“, oder „et mediis quae semper in ecclesia catholica usurpata fuerunt adhibitis“, oder auch nur „non exclusis episcopis“. So gut dieser Vorschlag von Darboy und seinen Genossen gemeint und so begreiflich er von ihrem Standpunkte aus war, so widersprach er doch den Intentionen Pius IX. und der Konzilsmehrheit, wie dem ganzen bisherigen Verlauf der Verhandlungen so durchaus, daß man sich zwar nicht im geringsten über seine Ablehnung durch Pius IX., wohl aber umsomehr über Darboy selbst und seine Kollegen wundern muß, die sich noch am Vorabend der Definition mit dem Antrage einer so wesentlichen Modifikation einen Er olg versprechen mochten. Denn wenn sie jetzt noch nicht gemerkt hatten, wohin die Reise ging und worauf es dem Papste und dem Jesuitismus ankam, dann war ihnen wirklich nicht mehr zu helfen. Namentlich hatte doch Darboy nicht bloß aus den Vorgängen auf dem Konzil, sondern aus dem päpstlichen Schreiben vom 26. Okt. 1865 — dessen spätere Verbreitung wohl nicht bloß eine Demütigung Darboys bezweckte, sondern auch die Geister für die bevorstehende Proklamierung der Unfehlbarkeit vorbereiten sollte — deutlich genug ersehen können, daß gerade der von ihm stets so sehr perhorreszierte Universalprimat des Papstes über die ganze Kirche und über alle Bischöfe, Sprengel und Gläubige, kraft dessen der Papst für sich allein schon und ohne Zuziehung und Zustimmung des Episkopates die kirchliche Prärogative lehramtlicher Unfehlbarkeit genoß, dogmatisiert werden sollte. Gerade gegen diesen Punkt richtete sich aber Darboys Antrag, also gegen das Herz des päpstlichen Schemas; denn eine päpstliche Unfehlbarkeit, die, wie Darboy wollte, an die Zustimmung und Mitwirkung des Episkopates gebunden war, also im Grunde überhaupt

[1]) Vgl. Granderath II, 280.

[2]) Foulon S. 463 f.; Friedrich S. 390; Granderath III, 480, 511, 515.

keine päpstliche, sondern eine episkopalistische Unfehlbarkeit war, hatte für Pius IX. keinen Reiz und war daher für ihn unannehmbar. Am 18. Juli 1870 erlebte Pius IX. die überwältigende Genugtuung, seine längst ersehnte Unfehlbarkeit feierlich verkündigt zu sehen. Die Minorität unterwarf sich, mit ihr auch Darboy.[1]) Noch am 2. März 1871 erklärte er in einem Schreiben an Pius IX., das ein ergreifendes Bild seiner unsicheren Lage und der Not seiner durch die Leiden des Krieges schwer heimgesuchten Diözese entwirft, seine volle und rückhaltlose Zustimmung zum neuen Dogma.[2])

Ueberblickt man die Beziehungen Darboys zu Pius IX., so wird man dem unerschrockenen Freimut, mit dem er bei aller Wahrung seines treu kirchlichen Standpunktes seine bischöflichen Rechte und persönliche Ehre verteidigte, seine Anerkennung nicht versagen und den Gedanken nicht unterdrücken können, daß die Kirche Frankreichs, hätte sie das Glück gehabt, mehr solche Darboys zu besitzen, nicht an den Abgrund des Verderbens geraten wäre, bei dem sie heutzutage, dank der schwächlichen Unterwürfigkeit des französischen Episkopates gegenüber den absolutistischen Verfügungen Roms, angelangt ist. Umso weniger Sympathien wird man der zweideutigen Haltung Pius IX. entgegenbringen, der erst den Schwätzereien gewissenloser Zuträger williges Gehör leiht und dann den Verleumdeten gleichwohl mit offenen Armen empfängt, um ihn sofort wieder dem niedersten Klatsche auszuliefern, ohne ihm für die ihm nicht ohne moralische Mitschuld des hl. Stuhles zugefügte schwere Kränkung die geziemende Genugtuung zu leisten. Eines pikanten, eben jetzt aktuellen Reizes entbehrt nicht die grobe Indiskretion, die der hl. Stuhl mit der ihm nun einmal zur Last fallenden Veröffentlichung des Schreibens vom 26. Okt. 1865 beging. Sie zeigt uns, daß die Gepflogenheit, Namen und Ansehen eines mißliebigen Mannes durch Ausgrabung geheimer Aktenstücke zu beschimpfen, wie sie die famose Corrispondenza Romana jüngst mit den Schell-Protokollen bekundete, nicht etwa erst eine Erfindung Umberto Benignis, des Substituten Merry del Val's, sondern alte römische Uebung ist. Aber auch das Gebaren der Ordensleute, namentlich der Jesuiten und Kapuziner, die ihre unkanonischen Niederlassungen mit kanonischen Privilegien decken wollen und ihren Diözesanbischof beim hl. Stuhle anklagen und skrupellos verfolgen, erscheint nicht eben im rosigsten Lichte, und wir verstehen es, daß die Exemplare des Heftes der Revue, das Darboys Briefe enthielt, sofort vollständig aufgekauft wurden, während die sonst so geschäftige jesuitisch-ultramontane Presse diese Briefe, deren Echtheit sie nicht bestreiten und deren beredte Anklagen sie nicht entkräften konnte, einfach totschwieg.

---

[1]) Ollivier II, 376.

[2]) Revue S. 279 ff., Ollivier II, 378 f.

Darboy an Pius IX.

Paris, 1. Sept. 1864.

Heiligster Vater!

Ich danke EH. für die Güte, die Sie gehabt hat, mir auf meine Bitte anläßlich der Kirchweihe der Pariser Kathedrale einen vollkommenen Jubiläumsablaß zu gewähren. Diese Gunstbezeigung ist von den Gläubigen sehr geschätzt worden, die sich, um sie sich zu Nutzen zu machen, in großer Zahl den Sakramenten der Buße und des Altars genaht und da das Heil ihrer Seele oder Wachstum in der Frömmigkeit gefunden haben. Ich hatte Grund zufrieden zu sein.

In dem Schreiben wegen des eben erwähnten Ablasses erweist mir EH. die Ehre, meine Aufmerksamkeit auf gewisse Dinge zu lenken, die Sie betrüben und meine Diözese angehen: es handelt sich vor allem um die jungen liberalen Katholiken, ferner um die Sekte der Spiritisten und endlich um die Visitation meines Generalvikars bei den Jesuiten und Kapuzinern.

I. EH. sagt, Sie habe erfahren, daß fast die ganze katholische Jugend meiner Diözese von kirchenfeindlichen Gesinnungen angesteckt sei und die Akte und Rechte des hl. Stuhles für nichts achte, und daß namentlich eine Gesellschaft, eine Vereinigung junger Leute unter dem Vorsitze eines Priesters namens Perreyre existiere, in der man zu behaupten gewagt habe, Godards vom Index verurteiltes Buch [1]) enthalte nichts, was Tadel verdiente.

Der erste Teil dieser Anklage ist sehr unbestimmt, HV., und ich kann darauf nur im allgemeinen mit der Versicherung antworten, daß die katholische Jugend meiner Diözese den üblen Ruf nicht zu verdienen scheint, in den man sie bei EH. gesetzt hat. Wären Tatsachen angegeben, so habe ich Grund zu glauben, daß ich ihre Uebertreibung und vielleicht sogar Haltlosigkeit nachweisen könnte. Ich habe umsomehr Grund, dies zu sagen, als die einzige Tatsache, auf die sich Ihr Schreiben bezieht, als ungenau in Abrede gestellt wird.

Ein Jahr, bevor ich zum Erzbischof von Paris ernannt wurde, führte Abbé Perreyre den Vorsitz der in Frage stehenden Gesellschaft oder Vereinigung, nämlich vom 18. Dez. 1861 bis 1. Mai 1862, d. h. also etwa 4 Monate; seitdem hat er nicht mehr an ihrer Spitze gestanden. Jedenfalls hat aber die Versammlung weder vor noch 'nach seiner Vorstandschaft die von EH. erwähnte Aeußerung über das Godardsche Werk getan. Das scheint sich wenigstens aus den Sitzungsprotokollen zu ergeben, in welchen über alles kurz berichtet wird, von Godard und seinem Buche aber auch nicht mit einem Worte die Rede ist. Und dasselbe scheint auch

[1]) Es handelt sich um die Schrift „Les principes de 89 et la doctrine Catholique" par M. l'abbé Léon Godard. Éd. corrigée et augmentée. Paris 1863. Vgl. Ollivier E., L'Église au concil du Vatican I, 359.

aus den Versicherungen Perreyres wie der angesehensten Mitglieder der Gesellschaft hervorzugehen, die alle überrascht und schmerzlich berührt sind, sehen zu müssen, wie ihr Verhalten in solcher Weise entstellt wird, und wie sich die Verleumdung so leicht so hoch hinaufwagen durfte! Dem hl. Stuhle und der Person Ew. H. treuergeben und beflissen, bei jeder Gelegenheit unzweifelhafte Beweise ihrer aufrichtigen religiösen Gesinnung abzulegen, hätten sie sich eines Dankes, wie er ihnen zuteil ward, allerdings niemals versehen!

II. Ew. H. behauptet ferner zu wissen, daß der Spiritismus tagtäglich Fortschritte mache, daß er seit 1858 eine Organisation, nächtliche Versammlungen, periodische Veröffentlichungen habe, und man scheint Ew. H. beigebracht zu haben, daß ich all dies verhindern könne.

Gewiß steht es Ew. H. frei, den Leuten, die Sie über meine Diözese unterrichten, beliebigen Glauben zu schenken, und es sei ferne von mir, zu verlangen, Sie schulden zum wenigsten ein gleiches Vertrauen dem Erzbischof von Paris. Immerhin habe ich keinen Grund, diesen Leuten einen größeren Einblick in die Ausdehnung und Stärke des fraglichen Uebels zuzutrauen als mir selbst, wie ich auch keinen Grund habe, in Auswahl und Anwendung des Heilmittels ihrer mehr oder weniger bewährten Weisheit den Vorzug vor meinem vor Gott verantwortlichen Gewissen einzuräumen.

Ich gestehe, wenn ich die hauptsächlichsten Gefahren des Augenblicks anzugeben hätte, so käme mir der Gedanke nicht in den Sinn, die Sekte der Spiritisten zu nennen, die sich aus einigen Marktschreiern und ihren Opfern zusammensetzt, überspannten oder schwachen Köpfen, müßigen oder lächerlichen Leuten, die ihre Zeit mit nichtigen und kindischen Beschäftigungen vergeuden. Was das Volk angeht, so nimmt es diese Dinge nicht ernst; sein gesunder Menschenverstand hatte sie als Torheiten verachtet, noch ehe der Index sie als Irrtümer verwarf. Nicht hier ist der Ort, die wirklichen Gefahren unserer gegenwärtigen Lage auseinanderzusetzen; aber wenn man auch den Versuchungen des Spiritismus gegenüber die Augen nicht verschließen darf, so erlaube ich mir doch, der Meinung Ausdruck zu leihen, daß wir ernstere und gefährlichere Gegner haben.

III. Endlich behauptet Ew. H., mein Generalvikar habe gelegentlich der Visitation, die er als Archidiakon den Jesuiten und Kapuzinern abstattete, zu den Ordensmännern, als sie gegen seine Visitation im Namen der apostolischen Konstitutionen protestierten, geäußert, solche Konstitutionen würden zu Paris durchaus nicht anerkannt, istic minime recognosci huiusmodi apostolicas constitutiones, das ist der Wortlaut des Schreibens. Dies gibt Ew. H. Anlaß, meinen Generalvikar strenge zu rügen und zu erklären, seine Worte seien eines Priesters nicht würdig und unvereinbar mit der Ehrfurcht und dem Gehorsam, die namentlich Geistliche dem hl. Stuhle schulden.

Da sie aus Ihrem Munde kommen, HV., wären diese Vorwürfe schon hart, selbst wenn sie verdient und gerecht wären; EH. wird jedoch, wie ich hoffe, sofort erkennen, daß sie nicht frei von Ungerechtigkeit sind, und daß Ihre sonst so selten geübte Strenge durchaus unangebracht ist. Gestatten Sie mir zunächst einige Vorbemerkungen, um dann der Sache, die Sie erregt, selbst auf den Grund zu gehen.

Was nun zunächst den großen Respekt betrifft, mit dem die Ordensleute protestiert haben sollen (omni obsequio), so ist das die Darstellung, die sie Ihnen unterbreitet haben. Mein Generalvikar behauptet das Gegenteil, und soweit die Jesuiten in Frage kommen, hat er recht. Doch das ist eine Nebensache, auf die ich kein allzu großes Gewicht legen will.

Wichtigere Dinge befremden mich. Sie schreiben mir als Oberhaupt der Kirche; es ist der Statthalter Christi, der meinen Beamten und infolgedessen mich selbst anklagt und tadelt, er muß dessen, was er sagt, sicher und ebenso muß sein Urteil nach Inhalt wie Form gerecht sein. Ihr Urteil, HV., wird Ihnen nun vielleicht selbst nicht frei von Uebereilung und Härte erscheinen, wenn Sie mich anzuhören würdigen, ja es wird Ihrer edlen und großen Seele schwer ankommen, es nicht als ungerecht nach Inhalt wie Form zurückzunehmen. Ist es etwa formell gerecht, daß Sie meinen Generalvikar richten, verurteilen und kränken, ohne ihn befragt, gehört und überführt zu haben? Ist es sachlich gerecht, wenn er das Vergehen, das Sie ahnden wollen, gar nicht begangen, und die Worte, die Sie ihm vorwerfen, gar nicht gesprochen hat, wie ich sofort beweisen will? Inzwischen kann ich den Schimpf, den Sie meinem Generalvikar antun zu müssen glaubten, nicht hingehen lassen, weise ihn im Gegenteile zurück.

Ohne Zweifel errege ich nicht das Mißfallen Ihrer Unparteilichkeit, wenn ich auf die Art und Weise Ihres Vorgehens gegen mich näher eingehe.

Ich ordne die Visitation in einem Pariser Kloster an. Sie wird beanstandet. Die Tatsache dieser Visitation läßt eine doppelte Auffassung zu; Sie legen sie in dem mir nachteiligen, nicht in dem mir günstigen Sinne aus. Warum dies? Die Vermutung der Gerechtigkeit und des Rechts, auf die jeder Bischof Anspruch hat, die Vermutung der Unschuld, die man bis zum Beweise des Gegenteils jedermann zubilligt, wird mir verweigert. Es scheint, man will mich mit aller Gewalt schuldig machen: man beseitigt alles, was mein Verhalten erklären, wenn nicht rechtfertigen kann, und dies geschieht einem Bischofe gegenüber in demselben Augenblick, da Sie ihn Ihren Bruder nennen. Und doch dürfte man so etwas sich nicht einmal gegen den letzten aller Christen erlauben, wenn es unter Christen einen letzten überhaupt geben kann.

Eine andere Bemerkung beschäftigt mich und ohne Zweifel auch Sie. Ich wage sie Ihnen vorzulegen.

Die Ordensleute beschweren sich über meine Visitation und sie beschweren sich hierüber bei EH. Fortan sind Sie Richter und nicht Partei; der Streit dreht sich zwischen ihnen und mir. Welches nun auch ihre Gründe, ihre Ansprüche und ihre Rechtstitel sein mögen, die Ordensleute sind meine Untergebenen und nicht meinesgleichen. Sie müssen ihre Anklagen wider einen Bischof stets erst beweisen, ehe der Papst sie annimmt und vorgeht. Was haben sie denn nun bewiesen? Lediglich ihre Aussage steht Ihnen zur Verfügung, die Aussage einer interessierten und gegnerischen Partei. Es ist überdies eine unzulässige und falsche Aussage; denn mein Generalvikar hat nun eben das gar nicht gesagt, was man ihm zuschreibt. Er hat auf den Protest der Jesuiten nicht bloß mündlich, sondern auch schriftlich geantwortet. Wenn man Sie redlich berichtet hat, so muß sich auch dieses Schriftstück in Ihren Händen befinden; haben Sie es nicht, was soll man dann von jenen denken, die Sie unterrichten? Jedenfalls lege ich es Ihnen mit diesem Schreiben vor. EH. wird aus diesem Schriftstücke ersehen, daß mein Generalvikar, weit entfernt, die Existenz und Autorität der apostolischen Konstitutionen zu leugnen oder gar zu bestreiten, sie anruft und sich auf sie stützt. Gerade seine Antwort spricht sich genau so aus: „Es gibt Konstitutionen, die eine Exemtion der Ordensleute festsetzen; aber ihre Anwendbarkeit unterliegt rechtlichen Bedingungen und Förmlichkeiten, die nicht nur genau vorgeschrieben und bestimmt, sondern auch mit annullierender Kraft ausgestattet sind und im Falle der Nichtachtung die Nichtigkeit nach sich ziehen“. Diese Bedingungen und Förmlichkeiten sind nun aber von keiner der zu Paris tatsächlich bestehenden klösterlichen Niederlassungen beobachtet worden, — eine offenkundige Tatsache, die sie trotz ihrer Keckheit nicht zu bestreiten wagen werden. Ueberdies ist eine dieser Bedingungen, die wesentliche Voraussetzung aller anderen, die ausdrückliche Genehmigung des Diözesanbischofs; und sie fehlt ihnen. Daher haben ihre Pariser Häuser keine wahrhaft kanonische Existenz und können sie nicht haben; sie können daher auch die Rechtswohltat der Exemtion, die durch die Erlasse Ihrer Vorgänger festgesetzt ist, nicht für sich in Anspruch nehmen.

So nehmen denn die Ordensmänner zu dem Teile der apostolischen Konstitutionen ihre Zuflucht, der ihnen paßt, und entziehen sich dem anderen Teile, der mein Recht heiligt und ihnen mißfällt, während ich meinerseits nur verlange, daß man die apostolischen Konstitutionen ihrem ganzen Umfange nach an- und ernstnehme. Und angesichts dieser Sachlage, HV., stellen mich die Jesuiten als einen Gegner ihrer Vorrechte hin. Sie machen dem hl. Stuhle ihre Verbeugung, um mich umso sicherer zu verleumden. Der hl. Stuhl allein hat darüber zu richten, welche Genugtuung sie seiner von ihnen so leichtfertig geschmälerten Autorität schulden. Ich meinerseits lasse mir die Lage, die sie mir unter solchen Verhältnissen sei es zu Rom, sei es zu Paris geschaffen haben, nicht ge-

fallen; ich behalte mir vor, zur rechten Zeit und in der rechten Weise von dem Publikum, das sie getäuscht haben, Berufung einzulegen an das Publikum, das ich aufklären will. Sie suchen die Finsternis, ich will Licht machen.

Noch eine letzte Bemerkung, ehe ich auf die Streitfrage selbst eingehe. Weiß wohl EH., was ich habe tun wollen und was ich getan habe? Ich habe visitieren wollen und wirklich visitiert einzig und allein die öffentliche Kapelle der Ordensmänner, die alle meine Diözesanen besuchen können, die aber ich, wie sie behaupten, nicht soll betreten dürfen. Durch diese Visitation deckte ich die Jesuiten mit meiner Autorität und mit einem moralischen Schutze, der unter der Herrschaft unserer gegenwärtigen Gesetze vielleicht nicht zu verschmähen ist. Wohlan! Ich gebe nicht zu, aber ich setze für einen Augenblick den Fall, ich hätte meine Befugnis überschritten, indem ich den Ordensmännern eine von herzlicher Fürsorge eingegebene Visitation abstattete und so einen öffentlichen Beweis meiner väterlichen Gesinnungen gab; nochmal, ich nehme dies an. Ist denn nun dies die große Gefahr der Lage? Habe ich das Heil der Seelen und das Wohl der Kirche aufs Spiel gesetzt? Offen, im Angesichte Europas, wie sie geschehen ist, inmitten der Leidenschaften, die von allen Seiten und unter allen Formen die gesellschaftliche Ordnung angreifen oder bedrohen, in dieser Sintflut verkehrter Lehren, die die Kirche, Christus, den Verstand, die Seele und Gott leugnen, — liegt da die Gefahr wirklich im Akte eines Bischofs, der den Boden einer Kapelle betritt, in die alle Welt freien Eintritt hat? Und ist die Gefahr so vordringlich, daß man sich beeilen muß, den Bischof rücksichtslos zu tadeln? Verschiedene Leute, die von Ihrem Schreiben, wahrscheinlich durch die verbindliche Sorge der Ordensmänner, Kenntnis erhalten zu haben scheinen, wundern sich, daß eine einfache Visitation meinerseits so verhängnisvoll werden und eine solche Maßregel nach sich ziehen konnte! Doch das sind vorläufige Bemerkungen; ich komme nun auf die Hauptsache und bitte, sich die Grundsätze ins Gedächtnis zurückzurufen.

Die rechtmäßig eingesetzten Bischöfe sind unter der Aufsicht des hl. Stuhles die Richter und zwar die alleinigen Richter alles dessen, was für das geistige Wohl ihrer Sprengel nützlich oder schädlich ist. Vom kirchlichen und religiösen Standpunkt aus hat niemand das Recht, sich einzudrängen, ein Amt zu bekleiden, eine Stellung einzunehmen, ohne ausdrückliche bischöfliche Genehmigung. Alles geschieht in Abhängigkeit vom Bischof und seiner Autorität, und nichts, weder Ort, noch Ding, noch Person, kann eine seiner Gerichtsbarkeit ganz oder auch nur zum Teil entzogene Existenz oder Wirksamkeit in Anspruch nehmen, es sei denn kraft ausdrücklicher und rechtskräftiger Ausnahme, die, sofern sie dem gemeinen Recht derogiert, stets wörtlich gefaßt werden muß und den genauen Sinn der Ausdrücke, in denen sie enthalten ist, nicht über-

schreiten darf. Im allgemeinen kann die Einführung neuer, dem Bischofe gegenüber selbständiger Anstalten und Körperschaften in einer Diözese dem Bischofe nicht aufgezwungen werden. Vielmehr muß sie von ihm ausdrücklich und formell genehmigt worden sein, nicht im Interesse dieser Anstalten oder Körperschaften, mit dem er sich nicht zu befassen hat, sondern im Interesse seiner Diözese, deren einziger Oberer er kraft göttlichen Rechts ist und als deren guter Oberer er bis zum Beweise des Gegenteils gilt. Damit nun dieses Interesse nicht preisgegeben und geopfert werde, unterwirft das Recht die Einwilligung des Bischofs und die Einführung solch neuer, unabhängiger Körperschaften in der Diözese gewissen Formalitäten, die den Zweck verfolgen, alle Uebereilung und eigennützige Zudringlichkeiten zu verhüten, die schon bestehenden Rechte zu wahren und festzustellen, 1. daß nicht etwa das gegenwärtige kirchliche Wohl durch ein nur mögliches oder noch ungewisses beeinträchtigt oder erschwert werde; 2. daß der Spielraum und der Wirkungskreis der gemeinrechtlichen Personen und Anstalten, d. h. der Pfarreien und bereits errichteten Ordenshäuser nicht behindert, sondern vielmehr unterstützt und gefördert werde; 3. daß fortan für das allgemeine Wohl und für das geistige Interesse der Diözese und Gläubigen noch vollkommener und wirksamer gesorgt sei. Diese Förmlichkeiten hat die Kirche nicht der Willkür anheimgestellt noch unbestimmt gelassen; sie hat sie im Gegenteil klar geregelt und sorgfältig festgestellt. Das Konzil von Trient führt sie auf und Ihre glorreichen Vorgänger beschreiben und entwickeln sie in eben den Bullen, die die Exemtionen zugunsten der Ordensleute festsetzten ...[1])

Daraus ergibt sich, daß die Jesuiten und Kapuziner in Wirklichkeit und bei dem gegenwärtigen Stande der Dinge auf den Genuß und Gebrauch der Exemtion keinen Anspruch haben. Weil gerade nach den Bestimmungen der päpstlichen Konstitutionen, die sie zur Hilfe rufen, dieser Gebrauch und Genuß von Bedingungen abhängt, deren Nichterfüllung die Exemtionen wie nicht geschehen macht. Es wäre wahrhaft sonderbar, wenn Jesuiten und Kapuziner im Kirchenrechte und in den apostolischen Konstitutionen beliebig wählen dürften, aussuchen, was ihnen paßt, und verwerfen, was sie bedrückt. Wie? Ich sollte gehalten sein, die Verordnungen anzuerkennen, die ihre Privilegien festsetzen, während sie den Teil derselben Verordnungen, der ihren Gebrauch regelt, nicht zugeben wollen! So handeln heißt nichts anderes, als der Willkür Tor und Türe in der Kirche öffnen, an die Stelle bewährter Weisheit engherzige und eigennützige Parteibestrebungen, an die Stelle der Gesetze und der Gerechtigkeit den Zorn und die Leidenschaften setzen.

An wen sich nun halten, wenn die Jesuiten und Kapuziner eine wahr-

---

[1]) Diese kirchenrechtlichen Bestimmungen werden nun von Darboy einzeln aufgeführt.

haft kanonische und von der bischöflichen Gerichtsbarkeit unabhängige Existenz den apostolischen Konstitutionen gemäß nicht nachzuweisen vermögen? Zunächst an die Umstände, sodann an die Ordensleute. An die Umstände, die, ich gestehe es, nicht erlauben, daß die Ordensleute als solche Eigentümer seien und eine staatlich anerkannte Existenz erlangen; doch das ist nicht meine Sache. An die Ordensleute, die, wenn sie diese Bedingungen nicht erfüllen können, doch leicht die übrigen hätten einhalten und sich wenigstens vom kirchlichen Standpunkte aus in die von den Päpsten vorgeschriebenen Normen hätten fügen können. Daraus, daß ihnen die erste Bedingung unmöglich war, folgt mit nichten, daß sie nun der Verpflichtung ledig waren, die übrigen zu erfüllen, und sich nun willkürlich festsetzen und überall, wo es ihnen beliebte, in den Diözesen niederlassen konnten. Das hieße sonst Unordnung und Verwirrung in unsere Kirche tragen. Das hieße für die Ordensmänner in einer Kirche, die eine hierarchische Verfassung besitzt, einen Zustand verlangen und fordern, der nur in Missionsländern möglich, empfehlenswert und wirklich ist. Das hieße, in Ordensdingen die hierarchischen Bischöfe den apostolischen Vikaren gleichsetzen. Das hieße die Unzuständigkeit des Diözesanbischofs in allen Ordensangelegenheiten aussprechen, seine Zustimmung unterdrücken und lediglich die des Papstes an ihre Stelle setzen. Das hieße den Ordensleuten volle Freiheit lassen, in den Diözesen und in Mitte rechtmäßig errichteter Pfarreien Niederlassungen zu gründen und zu handeln nach Herzenslust, ohne alle ernstliche und unmittelbare Kontrolle. Das hieße den Kampf und die Anarchie einführen, die unausbleibliche Folge einer solchen Unterdrückung der bischöflichen Autorität.

In den Missionsländern ist es klar, daß von einem Diözesanbischof nicht die Rede sein kann; es gibt hier keinen anderen als den Papst. Der Papst regiert da direkt und unmittelbar alles. Er hat alle Sorge um die Seelen und alle Verantwortlichkeit. Er allein entscheidet über die Zweckmäßigkeit der Einführung dieser oder jener Ordensleute, immerhin mit Rücksicht auf die wohlerworbenen Rechte und die schon bestehenden Anstalten. Aber in einem Lande mit kirchlicher Verfassung gibt es Bischöfe, Diözesanvorstände, die, rechtmäßig bestellt, eben hiedurch in Abhängigkeit vom hl. Stuhl und innerhalb der Grenzen des Rechts alle Autorität und alle Verantwortlichkeit besitzen. Offenbar gibt es in einem solchen Lande anderes und mehr zu tun, als in einem bloßen Missionslande. Hier genügt die Einwilligung des hl. Stuhles; dort braucht es mehr, es bedarf vor allem der überlegten und feierlichen Einwilligung des Diözesanbischofs. Von dieser Einwilligung ist Berufung seitens derjenigen zulässig, deren bisherige Interessen in Frage kommen, nicht aber seitens jener, die, eben weil noch gar nicht zugelassen, auch noch keine früheren oder späteren Rechtsansprüche geltend zu machen haben. Das Eingreifen der Oberen, d. h. des hl. Stuhles, wäre hier nur dann gerechtfertigt, wenn es klar

wäre, daß das Interesse und geistige Wohl der Seelen durch abschlägige Antwort des Bischofs erheblich gefährdet würde. Dann ist es offenbar Pflicht des Papsttums, mit den besten Mitteln für den Stand der Dinge, die zu wünschen übrig lassen, Fürsorge zu treffen, und seine direkte und unmittelbare Wirksamkeit an Stelle der bischöflichen treten zu lassen. Mit einem Worte, es ist der vom Rechte vorgesehene Fall, die Nachlässigkeit oder den bösen Willen der Hirten gut zu machen.

Aber diese direkte und unmittelbare Einmischung des Papsttums in eine Diözese entspricht nicht dem gemeinen Rechte. Es ist eine in gewissem Sinne stets unglückliche Ausnahme, da sie in der Diözese, in der sie in Kraft tritt, einen beklagenswerten Zustand und ein Uebel voraussetzt, dessen alleiniges und einziges Heilmittel sie bildet. Ist nun aber dies der Zustand Frankreichs, unserer Diözesen und insbesondere der des Pariser Sprengels? Nein! Die Wahrheit und die Gerechtigkeit machen es mir zur gebieterischen Pflicht, dies auszusprechen, und ich habe bis zum Erweise des Gegenteils Anspruch auf Glauben. Ist dies aber nicht der Zustand meiner Diözese, so könnte ich mir eine Ausnahmsregierung, die nur für eine Lage berechnet ist, welche mit der meinen weder tatsächlich noch rechtlich etwas gemein hat, nimmermehr gefallen lassen. Nein, ich lasse sie mir nicht gefallen, eine solche Regierung, die mir das indirekte Geständnis und Bekenntnis unserer Schwäche und Unwürdigkeit wie die Anerkennung zumutete, als ob meine Pfarrer oder ich das, was das geistige Wohl und Interesse der Seelen erheischt, nicht verstünden oder nicht wollten. Darin liegt eine Beleidigung, gegen die ich mich im Namen der Wahrheit, der Gerechtigkeit und Ehre aufs entschiedenste verwahren muß, und die ich in keiner Weise und in keinem Grade auf meinen Pfarrern oder auf mir selbst oder auch auf meinen ehrwürdigen und eifrigen Vorgängern sitzen lassen kann, die es an den Pflichten ihres Amtes nicht haben fehlen lassen. Daß man in Frankreich und besonders in Paris in Ordensdingen die Regierung der Missionsländer einführen möchte, das beweisen nur zu sehr bedauerliche Vorkommnisse, wie z. B. die Sprache und Handlungsweise der Ordensleute, ihr Bestreben, die Bischöfe und Pfarrer tückisch anzuschwärzen, ihre Anschuldigungen gegen die Sittlichkeit, den Seeleneifer und die Wissenschaft des Weltklerus, die so wenig zurückhaltende Sprache der Nuntiatur in dieser Hinsicht, die Tatsachen, die sich in Rom selbst abspielen, in der Genehmigung von Kongregationen ohne Zuziehung der Diözesanbischöfe usw.

Liegt es nun aber auf der Hand, daß man die Regierung der Missionsländer auf unsere mit hierarchischer Verfassung ausgestatteten Kirchen übertragen will, so liegt es ebenso auf der Hand, daß man hier nach und nach, durch aufeinanderfolgende, lange Zeit fortgesetzte Akte einen allgemeinen Zustand herbeiführen will, gegen den in einem bestimmten Augenblicke weder Bischöfe noch Pfarrer mehr aufkommen könnten, da sie diesen Zustand einerseits mit ihrem Einverständnis und Stillschweigen

selbst herbeigeführt hätten, und andererseits ihr Widerstand leicht als eine Auflehnung wider den hl. Stuhl und als eine ausgesprochene Verfolgung der Orden aufgefaßt werden könnte.

Haben es die Ordensleute darauf abgesehen, so mögen sie es sagen und man erkläre es! Man erklärt es nicht, da man die Vorteile der Sache ernten will, ohne sich den Unannehmlichkeiten auszusetzen, die man voraussieht, und die sich rasch einstellen würden, wenn man offen und bei hellem Tage handeln würde. Solange man es aber nicht durch authentische Akte und in den vorschriftsmäßigen Formen ausgesprochen und erklärt hat, halte ich mich an die Vorschriften des Trienter Konzils und der apostolischen Konstitutionen, die die Beziehungen der Bischöfe zu den Ordensleuten in Ländern, wo wie in Frankreich die Kirche ihre hierarchische Verfassung hat, bis zur Gegenwart geregelt haben. Wenn sich der all dieses alte Recht abschaffende Wille des hl. Stuhles in beglaubigter, öffentlicher und feierlicher Form kundgibt, so benimmt er mir mein Interesse an meiner Diözese und lädt die Verantwortlichkeit für diesen neuen Zustand dem auf, dem sie von rechtswegen zufällt. Bis dahin aber bin ich entschlossen, mich diesem bedauerlichen Annexionssystem, dieser unverdienten Aufhebung der bischöflichen Autorität, soweit es mir möglich ist, zu widersetzen,[1]) und ich glaube damit der Kirche und dem hl. Stuhle einen wirklichen Dienst zu erweisen. Ich zweifle übrigens nicht, daß meine ehrwürdigen Kollegen, die französischen Bischöfe, sobald sie in diese Angelegenheit eingeweiht sind, mich wie mit ihren Sympathien, so mit ihren Ratschlägen und ihrer Autorität unterstützen.[2])

Kurz, ich habe Ihre Vorwürfe nicht verdient, HV.! Was ich getan habe, habe ich tun und infolgedessen wiederholen können. Schwerlich dürfte es angehen, daß die Ordensmänner von der Verpflichtung entbunden werden sollten, die Verleumdung, die sie wider meinen Generalvikar geschleudert, zu widerrufen und meine Rechte, die sie zu Unrecht bestritten haben, anzuerkennen. Ebenso dürfte es schwerlich angehen, daß ich mich, falls sie sich dessen weigern sollten, einfach dabei beruhige. Ich werde mich dann von den Umständen leiten lassen, um meine Sache nur desto wirksamer zu vertreten und meine Rechtslage zu wahren.

Meine Antwort ist recht lang, HV., und ich bin nicht ganz sicher, ob sie ihnen nicht etwas animiert vorkommt. Ich habe mich indessen bemüht, es so wenig als möglich merken zu lassen, daß Ihr Schreiben mich betrübt und nicht vermocht hat, mir das Herz zu erleichtern und mit doppelter Zuversicht zu erfüllen. Ich kann es allerdings nicht verhehlen, das rücksichtslose Vorgehen der Nuntiatur, die von der Kongregation mir gegenüber

[1]) Mais jusque-là je suis prêt à m'opposer, autant qu'il m'est possible, à ce déplorable système d'annexion, à cette confiscation imméritée de l'autorité épiscopale.

[2]) Hierin gibt sich Darboy einer argen Täuschung hin.

eingenommene Haltung in der Sache Roy, der Soeurs séparées von Picpus und in der Sache Davin, die Approbation, die man der Genossenschaft Marie réparatrice, die in meiner Diözese ihr Haupt= und bald ihr Mutterhaus hat, ohne mein Vorwissen erteilt hat, all diese Dinge, die durch Ihr tadelndes Schreiben noch erschwert werden, sind mir wirklich unerklär=lich. Dies sieht nicht nach Wohlwollen aus, und wenn es die Frucht ärgerlicher Vorurteile ist, — womit habe ich sie verdient?

Immerhin gebe ich mich der Ueberzeugung hin, EH. werde in Ihrer Weisheit und Güte das Geheimnis finden, dieser Lage, die nicht ohne Unzuträglichkeiten ist, abzuhelfen; gern will ich das Meinige dazu bei=tragen und mich beeilen, den Weisungen nachzukommen, die Sie mir zu erteilen haben werden, um so ein erfreuliches Resultat vorzubereiten und herbeizuführen.

Literatur.

Schweizer.

Als Oskar Walzel am 21. Oktober 1907 in der Aula der Technischen Hochschule zu Dresden seine Antrittsvorlesung hielt, wandte er noch einmal den Blick auf das Land zurück, das ihm zehn Jahre lang eine liebe Heimat gewesen war. Er erzählte, wie er, in älterer und neuester deutscher Romantik mit Entdeckerlust schwelgend, nach Bern gekommen sei und wie die schrankenlose Freude der Schweizer Dichtung und Kunst am Wirklichen ihn leise gewandelt habe. Die Wirklichkeitsfreude der neueren schweizer Dichtung: so umschrieb er den Gegenstand jener Festvorlesung (man kann sie als Broschüre nachlesen: Stuttgart, Cotta); Wirklichkeitsfreude nicht nur als Problem der Stoffwahl, sondern als herzhaftes und frohes Schauen und Gestalten selbst. Wir vermögen ihm zwar nicht zu folgen, wenn er so ungleichwertige Namen wie Keller, Hebbel, Ludwig und Reuter als Vertreter des silbernen dem goldenen Zeitalter Goethes und Schillers entgegenhält; können ebensowenig mit ihm Keller als Fortsetzer Gotthelfs gelten lassen, da doch der Züricher durchaus in die große Linie deutscher Erzählungskunst gehört, die über Kleist und Arnim führt. Umso dankbarer begleiten wir den aus der Fülle schöpfenden Kenner, wenn er von Pestalozzi über Gotthelf und Keller bis zu Walther Siegfried und Heer die gegenständliche Kraft der Schweizer aufzeigt, die selbst das Wagnis unternehmen darf, Mythus und modernste Technik kentaurenhaft in Eins zu bilden, wie der einsame Spitteler es in seinem kühnen Epos versucht hat. Der erzieherische Wert, den die Schweizer für unsere Literatur haben, wird erst noch gründlich zu erforschen sein und dies Nachdenken kann der Entwicklung der deutschen Dichtung nur höchst förderlich werden. Hier ist Heimatkunst, aber nicht im engen Sinne einer littérature régionaliste, die abseits vom brausenden und verwirrenden Kräfteleben der Nation in einem verlorenen Winkel schmollt. Die Schweizer Dichtung ist die notwendige Ergänzung zur einseitig großstädtischen Literatur, eine ideale Sommerfrische bei den einfachen und nährenden Mächten der Erde, ein stärkendes kühles Heilbad, das große Gegengewicht gegen Ueberfeinerung und abgeschmacktes Preziösentum, und der Maßstab, an dem wir immer wieder von Zeit zu Zeit unser Schrifttum messen, ob es noch gesund und frisch sei. Sicher empfängt die Schweiz von Deutschland ebensoviel unentbehrliche Anregung, wie dies von ihr. Aber sie bildet das empfangene Gut so rein und treu um, daß es wie ihr eigenes Wesen auf das Reich zurückwirkt. Die Schweizer Dichtung ist für uns wie eine stattliche Gemeinde irgendwo ob dem heißen Tal, wo die Luft herber und kühler weht, Brunnen und Bäume stärker rauschen, und das fleißige Pochen und Hämmern von unten beruhigend heraufklingt. So wollen wir einmal hinaufsteigen und schauen, wer alles in dieser idealen Gemeinde haust, wie es darin zugeht und was es neues gibt.

* * *

Da ist eine schweizerische Kinderfibel, die ich gern auch in den Händen reichs-, süd- und norddeutscher kleiner und großer Kinder sehen möchte: Otto von Greyerz Kinderbuch (Bern, A. Francke). Ein Elementarbuch in der Art der Münchner Fibel Hengelers, nur grundschweizerisch von Anfang bis zu Ende: „I bin e chline Pumperniggel, i bin e chline Bär, und wie mi Gott erschaffe hat, so wagglen i derhär" beginnt sie. „Annebäbeli lüpf dei Fueß, wenn i mit der tanzen mueß". „Mueter, i mag nit spinne, der Finger tuet mer weh", sagt das tanzlustige Meitschi. Dabei auf jeder Seite diese herzigen bunten Bilder: das Schaukelpferd, wie die kleinen Mädchen waschen und kochen, Gockel, Gänse, Schnecken und Maikäfer, Storch und Kaminkehrer, der blaue Eismann, Nußknacker und Geisbub, und Jung Siegfried. Und all die alten lieben Geschichten stehen drin, die uns, wie wir Kinder waren, entzückten,

und die in den neumodischen Fibeln durch den faden Eigenbau der Methodenschuster und Pädagögeriche ersetzt worden sind, wie reizend ist die Verkleinerungsform „dargeboten" (so sagen doch die Normalstufenmucker?): „Großmutter hat ein Schubläd̈chen, da sind hundert schöne Sächelchen drin: ein Schächtelchen mit goldenen Knöpfchen, roten Korällchen und Glaskügelchen wie Tautröpfchen; ein Büchschen mit Perlchen, ein Körbchen mit Spülchen, ein Scherchen, ein Pfriemchen, ein Seidenzöpfchen; ein Büchelchen mit Nadeln und Nädelchen und ein Riechfläschchen mit silbernem Deckelchen." Mir ist, als steh ich in einer Schweizer Dorfschule, und seh die blonde Lehrerin und die ernsthaft gerunzelten, gebräunten Stirnen der Kinder, die mit krummem Finger die Zeilen nachfahren, und höre all die kehligen „ch"! Ist das nicht derselbe Geist, der Gottfried Keller die Herrlichkeiten der Jungfer Züs Bünzlin beschreiben ließ, und die Glücksamulette des Hans Kappes, und alle Beeren im kleinen Magen eines Krammetsvogels? „Mein Vater ist ein Bauer. Wir wohnen auf dem Eichrüti", sagt das erste Kind, und beschreibt Haus und Hof. „Mein Vater ist Maschinist bei der Eisenbahn", sagt der Banknachbar. „Wir haben keinen Vater mehr", sagt das Liesli, „ meine Mutter hat einen Laden zu unterst in der Stadt." „Wir wohnen in einer Dachstube und mein Vater ist Handlanger" meldet der Blondkopf an der Ecke. „Mein Vater ist Musiker am Stadtorchester", rühmt sein Hintermann. „Und der meine Instruktor bei der Infanterie." „Und der meinige Vorsteher in einer Blindenanstalt." Und jedes erzählt sein Sümmchen Existenz. Was erleben wir nicht alles! Wie machts der Vater, wenn er dengelt? Der Mähder, wenn er heut? Der Roßschmied, wenn er unsern Schimmel beschlägt? Die Mutter, wenn sie große Wäsche hat? Die Schwester, wenn sie Blumen wartet? Die Magd, wenn sie das Geschirr spült? Was kann man nicht alles kaufen für ein Zehnerli! Was ist das für eine kuriose Geschichte, wie es dem unzufriedenen Pflugrad auf der Wanderschaft erging! Welch glücklich Kindergehirn, das nicht die brandenburgischen Siegesalleemarmorkurfürsten und nicht die Teilungen Bayerns lernen muß, sondern von Arnold von Melchthal erfährt und vom Rütlibund und vom Wilhelm Tell! Und wie herzig ist dieser Uebergang im „theoretischen" Teil: „Lebe wohl, liebes Kind! Wir dürfen nicht mehr mit dir spielen. Wir sind nur Schreibbuchstaben. Jetzt kommen unsre Vettern, die Druckbuchstaben. Die sind feiner und klüger als wir." „Ja, wir sind feine Leute, wir Druckbuchstaben. Immer pikfein schwarz angezogen. Kannst du uns verstehn? Schau uns einmal genau an, und sag uns, wie wir heißen." So wird der kleine Schweizer schon in der Schule mit lauter fröhlicher Wirklichkeit umgeben.

Kommt er aber heim, dann mag ihm, so er Glück hat, die Mutter oder die Großmutter oder eine alte Magd erzählen von der Alpspende im Lötschental, oder wie der französische Soldat ganz Bagnes vor den Valdostanern errettete, von den armen Seelen, die auf dem Langgletscher ihre Sünden abbüßen, von Zwergen und Hexen, vom Knecht, der die gerufenen Geister nicht mehr los wird, vom Märjelensee, vom geprellten Teufel, und viele viele andere, wie sie vereinigt sind in dem Band: Am Herdfeuer der Sennen (Bern, Francke). J. Jegerlehner hat einen blühenden Reichtum von Walliser Sagen und Märchen hier gesammelt. Manche muten uns seltsam fremd und neu an, in anderen wieder erkennen wir uraltes Erbgut germanischer Ueberlieferung. Aber nicht um die Aufgabe handelt es sich (so lockend sie an sich wäre), zu vergleichen, wie diese oder jene Sage bei uns gemodelt ist, sondern diese volkstümlichen Mären als erzählende Kunst zu genießen, und sich zu freuen, wie rein im Tonfall, wie kernig in der Sprache sie sind. Dies ist ein Buch für alle: Das Kind wird es mit leuchtenden Augen wieder und immer wieder lesen, der Erwachsene sich an seiner Fülle laben, und der Folklorist die interessantesten Beziehungen entdecken zwischen jenen entlegenen Alpentälern und der großen Gemeinschaft germanischer Sage und Mythe.

Eine hübsche Sammlung alter Schweizer Volkslieder gibt Otto von Greyerz heraus: Im Röseligarte: Lieder im Dialekt und in der Schriftsprache; alte geschichtliche Kriegsgesänge, ein Hochzeitslied, eins auf Napoleon, Zu Straßburg auf der Schanz, Liebesstrophen, Ein Weihnachtslied, Die arme Seele an der Himmelstür, Zwei Königskinder, und noch viele andere schöne alte Lieder. Der Verlag (Bern, A. Francke) hat das erste Heft ansprechend ausgestattet. Wo haben wir in Bayern und in Schwaben ähnliche Sammlungen?

Glücklich der Dichter, dessen liebste Sehnsucht ist, seine Lieder möchten „unter einem trauten, tiefen Hausdach hervor, oder vom kühlschattigen Waldrand herab, oder vom verschwiegenen Pfad in mondheller Samstagnacht ins liebe Ländchen hinaus wiedertönen", wie J. Reinhart es seinem Liedli ab em Land (Bern, A. Francke) als Geleitswunsch mitgibt. Da ist noch ein Lyriker, der Vatertreue und Mutterliebe singt, in altväterischer Einfalt: „Unds Müeti hani gfunde, Elei im alte Hus, Eley im chlyne Stübli, Wo 's Zyt goht an der Wand, Am Fänsterli hets g'schlose, Mys Briefli i der Hand!" Der Sohn kehrt nach langer Zeit heim aus der Fremde: „Und wienig 's Wägli uf cho bi, Brönnts Liecht im Stübli no, Und 's Müeti isch am Fänster gsi: 's heb dänkt, i müeß no cho!" Oder er sieht die Mutter im Traum: „Bim Monschyn chummi 's Wägli uf, Es Liechtli blinzlet füre, Jetz ghöreni dr Brunne goh, Jetz binig a dr Türe. I büßele zum Fänster zue Und güggele dur d' Schybe, Do lismets so am Tisch und süfzt: Wenn tuet er ächtert schrybe?" Oder die sterbende Mutter gibt dem Kind in der Fremde ein Zeichen: „Ha znacht im Traum mys Müeti gseh, Und bi drvo erwachet. Es het mi no bim Name grüeßt, Und gwinkt, und fründli glachet. Und was dä Traum z' bedüte het, I ha's vernoh am Morge; Do ischt dr Bricht vo Heimet cho: Mys Müeterli syg gstorbe. Und öbs für ganz vertschlosen isch, So sygs no mol erwachet; Es heig mer no dr Name grüeßt, Und gwinkt, und fründli glachet." Oder der hübsche Rat der Mutter: „Büebele, wenn de meittele witt, Schieß mer nit so dry Wie ne hungrige Dröscherchnächt I ne heiße Bry. Lueg no einisch 's Hüsli a, Ob de eyne gohsch! Lueg no einisch 's Meiteli a, Ob di zuenem lohsch. Hinderm Türli hets di scho, Chunnsch mer nüm ewägg; 's Hüsli, das isch d'Müsefall, 's Meiteli isch der Späck". Oder das Liebesgeneck: „Säg, was het ders Christchind brocht Zu dyne sächzäh Johre? Zu dyne Bäckli röselirot Und sydeweiche Hoore?" Antwort: „Es het zwei wyßi Tübli brocht, I söll guet zuene luege, Aß se nit der Spärber sind Oder die böse Buebe!" Dies dünne anspruchslose Bändchen hat mir mehr Freude gemacht, als mancher Band moderner Lyrik: wie ichs zum erstenmal mir laut vorlas, auf einem Feldweg im Frühjahr, und die hellblaue Luft zitterte von Lerchengesang.

Es ist ein großer Schritt von solchen mundartlichen Gedichten zur Schriftpoesie, und doch auch wieder kein so großer. Da lebt in Bewangen der Bauer Alfred Huggenberger, dessen Verse: Hinterm Pflug (Frauenfeld, Huber) in zwei Monaten schon das drittemal aufgelegt wurden. Was an diesen Versen gleich auffällt, ist die erquickende Frische und Unbekümmertheit. Nur wenige erinnern an ein Vorbild (z. B. Das Hörnlein, Graf Holm an Mörike). Was dieser Bauer besingt, ist Bauernleben, Bauernarbeit und Bauerngeschick. Daß er sogar der Mähmaschine einen bescheidenen Strauß auf ihre achtzehn Klingen legt, ist wieder echt schweizerisch. Welchem Reichsdeutschen wäre das eingefallen? Es weht ein herzstärkender Acker- und Wiesenhauch um diese kunstlosen Strophen, in denen mehr echte Empfindung steckt, als in denen mancher Modegrößen.

Auch die Gedichte von Adolf Frey sind schon in zweiter Auflage heraus (Leipzig, Haessel): tüchtige Tradition von Keller, Meyer, Spitteler her; besonders unter den Balladen schöne knappe Stücke. Eins der kräftigsten und eigenartigsten Talente von den jungen Schweizern aber zeigen Paul Ilgs Gedichte (Berlin, Wie-

gandt & Grieben). Noch sind die meisten seiner Gedichte zu lang. Aber man spürt in ihnen das Ankündigen eines Dichters, der ein Eigener werden wird, ein Eigener jetzt schon ist, wenn man auch seine Art — eine schwere und knorrige Art — erst herausfinden muß und im Gesellenstück von heute das Meisterstück von übermorgen ahnt.

„Alle guten schweizerischen Geister sind lebendig geworden in Ernst Zahn. Er ist ein feiner Kenner und Schilderer des Menschenherzens, der immer Neues aus seinen Landsleuten herausholt und trotz rascher und offenbar müheloser Produktion an Sachlichkeit und Gediegenheit der Darstellung und sorgfältiger Entwicklung der Probleme kaum von einem übertroffen wird." Das richtige Urteil Weitbrechts über Zahn (Deutsche Literaturgeschichte des 19. Jahrhunderts II, 157. Leipzig, Göschen) fiel mir zufällig in die Hand, als ich eben den Roman: Lukas Hochstraßers Haus zu Ende gelesen hatte (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt). In Zahn lebt, wie in vielen seiner romandichtenden Landsleute seit Jeremias Gotthelf, ein Stück treuer Eckart. Er will nicht nur Volksschriftsteller sein, sondern auch Volkserzieher. Eine leidenschaftliche Liebe zu allem, was in seiner Heimat stark und gesund ist, eine heiße Angst vor den sittlichen Feinden seines Volkstums ist der Untergrund, auf dem er seine reckenhaften Männer und Frauen wie auf einem mächtigen Wandfries hinmalt. Ein hohes Gefühl der Verantwortlichkeit des Dichters hindert ihn, sich in gefälligen Nichtigkeiten zu vergeuden. In seinen Büchern werden Alltagsschweizer an Idealschweizern gemessen, aber nicht von einem scheltenden Schulmeister, sondern von einem guten Gärtner, der neben den jungen Baum einen festen Stab in die Erde steckt, dran der wachsende sich strecke. So, wie der alte Lukas Hochstraßer ein Stab ist für Kinder und Enkel. Alle sind klein neben ihm: der geizige Christian, Martin der Schürzenjäger, die pflichtverdrossene Rosa, der allzeit träumende David, und der politische Wühler Julian. Alle nur Zerrbilder eines Zuges seines eigenen Wesens, maßlos und einseitig. Dreie zerbricht ihr Schicksal: der Geizhals hat eine ebenso Habsüchtige gefreit und erschießt sich wegen Geldsorgen; der Liederliche treibt ein Mädchen in den Tod, macht die Braut elend, muß sich vom Vater die Offiziersabzeichen von der Brust reißen lassen und verendet an der Straße; Julian kommt von Amt und Brot, aber beim Vater findet er Arbeit und Geborgenheit. Die Ströme des Lebens, die von ihm einst ausflossen, fließen zurück auf das einsame Haus auf der Höhe, und der alte Mann ist wie ein mächtiger Baum, unter dem sichs geborgen ruht. Es gehört ein wahrhafter Erzähler dazu, solche Geschicke zu ersinnen, und ein gewissenhafter Arbeiter, sie ruhig und ebenmäßig zu verweben. Diese Gediegenheit der Mache ist nicht der letzte Grund, aus dem man sich bei Zahn so wohl und heimisch fühlt.

„Diese Sorgfalt für das Beiwerk, das scheinbar Unbedeutende, habe ich in späteren Jahren an Künstlern besonders geschätzt, weil sie ein Ausharren bei der Arbeit andeutete, weit über den ersten Flug des treibenden Gedankens hinaus." Grethe Auer legt das Wort ihrem Helden, dem Chevalier von Roquefant in den Mund, aus dessen Memoiren sie Bruchstücke mitzuteilen vorgibt (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt). Man könnte ihre Kunst mit diesem Worte nicht übel charakterisieren. Eine außerordentliche Feinheit der Arbeit zeichnet den Roman aus, verbunden mit einem gleichmäßig warmen Vortrage; beides fesselt bis ans Ende. Es ist schade, daß dies Buch nicht auch, wie manche Bücher von Zahn, ins Französische übersetzt ist; wäre gar die Verfasserin von Geburt Französin, so würde dieses Werk hinreichen, ihr die Tore der Akademie zu öffnen. Die Zeit Ludwigs XIV. lebt darin, leuchtend und ruhelos. Es gehörte Kenntnis der Zeit und persönliche Kultur dazu, dies Buch zu planen. Das Paris des siebzehnten Jahrhunderts, Hugenottenverfolgung, räuberische Kriegszüge in Flandern, Hofskandale, die wilde

Jugend des nachmaligen Regenten Philipp von Orleans, — all dies festgehalten in den Denkwürdigkeiten eines armen Provinzedelmannes, der, in das leidenschaftlich wellende Strömen seiner Zeit hineingerissen, am Ende froh ist, sein bescheidenes Herzensglück an ein stilleres Gestade zu retten. Nach dieser vornehmen Leistung gehört Grethe Auer zu den besten unserer Namen; sie hat sich in der Stille zur Meisterschaft entwickelt und mag uns noch manche ziervolle Gabe schenken.

Ein Erzähler von Kraft und Eigenart kündigt sich in Viktor Frey an. Das Schweizerdorf ist sein umfangreicher Roman betitelt (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt) und in der Tat ist ein ganzes Dorf der Held. Ist Frey Anfänger? Fast möchte man es meinen: es finden sich so ursprüngliche Züge in dem Buch, so unverbrauchte Einfälle, mit denen nicht gegeizt wird. Immer neue, unverwertete Menschen treten auf; ein Routinier wäre sparsamer und machte mehr aus dem Einzelnen. Anfangs hat man den Eindruck, die Erzählung sei abgerissen, wie etwa eine Mehlspeise, bei der zuviel gute Sachen verwendet worden sind. Dann entdeckt man den Reichtum, der unter dieser spröden Technik sich birgt. Es braucht lang, bis das epische Rad ins Schwingen kommt, auf einmal spüren wir sein Wehen. Zuerst glauben wir, der Held sei der Dr. ing. Allemann, der die Eisenbahn ins enge Tal bauen will; dann sieht es eine Zeitlang aus, als werde die Familie des Försters der Mittelpunkt sein; dann auf einmal kommt der Pfarrer: belästigt einen Sterbenden wegen gemischter Ehe, gräbt den Toten nicht ein, benützt die Predigt um zu hetzen, bringt das ganze Dorf in zwei feindliche Lager, bis er von den vernünftigen Bauern nicht mehr gewählt und durch einen duldsameren Seelsorger ersetzt wird. Dabei ist das Buch kein antiultramontaner Tendenzroman, sondern Frey versucht gerecht zu sein nach beiden Seiten. Es wäre kein richtiges Schweizerbuch, wenn nicht ordentlich darin politisiert würde; aber wie sachlich und tüchtig verlaufen diese Volksversammlungen, trotzdem es sich bei der einen um Steuererhöhung, bei der andern um die Wahl des neuen Pfarrers handelt. Ein ganzes Dorf tritt auf, Kinder, Greise, Mädchen, Burschen, Bauern, Arbeiter, Halbstädter, Gute und Schlimme. Eine Menge von scharfen Beobachtungen und grundgescheiten Bemerkungen ist wahllos zerstreut. Man liest sich nicht leicht ein in das Buch, aber ist man erst über den ersten hundert Seiten, so werden die weiteren dreihundertsechzig ein Genuß.

Schwer wird es mir, über den neuen Roman von Heer etwas zu sagen, der Laubgewind heißt (Stuttgart, Cotta). Die Entwicklung Heers geht nicht nach oben. Dem „Wetterwart" merkte man es schon an, daß er für ein illustriertes Familienblatt gedacht war, aber das war immer noch eine literarische Leistung. Mit „Laubgewind" hat sich Heer auf das Gebiet des unentschuldbarsten Gartenlaubenromans verirrt. Sein Buch ist, kulinarisch gesprochen, eine omelette soufflée. Da kommt auf jeder Seite ein halbes oder ganzes Dutzend der grauenhaften Wendungen vor, bei denen uns die Ohren schmerzen, wie wenn ein Kind mit senkrechtem Griffel über die Schiefertafel fährt: Schönheitssinn; wonnige Frauenerscheinung; herbinnig; der feurige Künstler; der Schönheitsmensch; Flattervogel vom Ballett; von einem Strahlenschein des Göttlichen umwoben; echt weibliches Empfinden; problematische Naturen; Schmeichelmündchen; das kühlduftige Ingeborgweib; Nun Sie selber von Mizzi Schäfer zu sprechen begonnen haben; Hilde war wie eine Rosenknospe erglüht; Ihr Stübchen verrät doch die junge Dame von Gemüt und Geschmack, den wählenden Blick und die liebevollen Hände der Künstlerin; o, darin lag eine tiefe Harmonie der Bewegungen und der Seelen, ein schönes, stummes Sichverstehen; selig träumte sie, in junger Liebe selig; wenn sie ihn hätte retten können! — Durch ihre eigene, aufopfernde Liebe! — Aber die gehörte Siegfried Külbach; schweigende Liebespoesie aus Schneeleuchten, dunklem Tannengrün und blauer Luft; was jetzt noch knospenhaft in den Gemütern drängte und schwoll; Ja, auch in der Liebe war er ein starker

Siegfried, stark wie im Leben! —; allmählich wurde die Liebe still, still wie die blühende Welt in der Maiennacht; in schluchzender Liebe flutete sich das Weh Hildes aus usw. usw. Wenn irgend eine Nataly von Eschstruth so schreibt, lacht man. Aber wenn der Autor des Berninakönigs solch süßlichen Backfischjargon zu bieten wagt, hört sich alles Lachen und alle Nachsicht auf, wenn Heer sein schönes Talent industrialisiert, schädigt er nicht nur seinen eigenen Ruf, sondern auch den seiner schreibenden Landsleute. Kaum hat er ein paar Monate nach München hereingeschmeckt, und er fertigt aus dem Handgelenk einen verlogenen Künstlerroman!

Da nehmen wir uns zur Erholung den „Treubund" von Goswina von Berlepsch vor (Zürich, Orell Füßli) und werden nicht enttäuscht. Eine Künstlergeschichte, wie die von Heer; sie spielt zum Teil in München, wie bei Heer. Aber welcher Unterschied hinsichtlich der Schreibart und der Mittel! Nicht als ob man nicht den weiblichen Autor sofort merke; aber es ist eine feine, sorgfältige Arbeit von sauberer Mache. Die Verfasserin kennt die Kleinwelt des Züricher Patriziertums aus der Nähe und schildert diese Originale, daß es eine Art hat: Die alte Jungfer Sabine, die wackere Erneste, die lebenslustige Gundy, den alten Professor Fehr, die zarte Meta, den Vetter Jaques mit seinen eigensinnigen Junggesellenunformen, die Jungfer Hegi, die Mutter des Herrn Jacques, Herrn und Frau Zeller mit all ihrem Reichtum und Kummer, die Münchner Maler: Walter, Carlsen, Schlick und Krümchen, das lustige Treiben im Atelier und das schöne Kostümfest im Isartal. Es ist ein heimeliges Buch, das man mit Behagen in die Hand nimmt und nicht ohne Bewegung weglegt.

Das kann man nicht auch von Robert Walsers Roman Der Gehülfe sagen (Berlin, Bruno Cassirer), und doch ist er nicht schlecht. Der Inhalt ist kurz beieinander: ein junger Mann kommt als Gehilfe zu einem über seine Verhältnisse lebenden Projektenmacher, bleibt einige Monate, und geht, wie die Geschichte unhaltbar wird. Wie mit der Lupe erzählt; eine Menge Gespräche und Selbstgespräche, viel langweilige Manier; viel eigenartige Bilder und Vergleiche; ab und zu wie wenn es aus dem Russischen oder Nordischen übersetzt wäre; menschlich nichtssagend und künstlerisch fein wie das soundsovielte holländernde Bild von Liebermann. „Ich tue mir Zwang an und schreibe weiter", läßt Walser einen Dichter in dem schattenhaft vorbeihuschenden Dramolet sagen, das vor Jahren die „Insel" veröffentlichte. Es gebricht ihm an spezifischem Gewicht, und seinen Sachen an Substanz. Ich blätterte eben die geziert leichten Skizzen und Gedichte durch, die von Walser in den zehn Bänden der Insel stehen, und deren Anmut so dünn, deren Feinheit so körperlos ist: sie hinterlassen einem kaum eine andere Erinnerung als Seifenblasen. So ist es mir auch mit dem Roman ergangen: fast vierhundert Seiten mit viel Poesie und Beobachtung im Detail, und als Ganzes ohne Inhalt. Dabei Stellen wie diese: „Joseph wurde, als ein richtiger Mann für alles, ins Dorf geschickt, um mit einem dreisitzigen, breiten Boot längs des Ufers, ohne sich irgendwie aufhalten zu lassen, denn es müsse jetzt, da es beginne, Nacht zu werden, flink geschehen, in die Nähe der Villa zu fahren" (S. 59)!

Und abermals eine Erholung: Wie der Wald still ward von Lisa Wenger (Frauenfeld, Huber & Co.): Tiergeschichten aus der Vergangenheit der Erde, erzählt mit merkwürdiger Phantasie, Anschaulichkeit und Kraft. Ein Tierbuch, das mehr fesselt als mancher Großstadt-Roman. Wer Widmanns „Heiligen und die Tiere", und seine „Maikäferkomödie" liebt, wird auch in Lisa Wengers Abenteuer aus den Kämpfen der Urweltungeheuer und Urwaldtiere, denen der Humor nicht fehlt, sich gerne einlesen. Als Kinderbuch vollends ist der Band ganz prächtig.

Als merkwürdiger Autor zeigt sich Jakob Schaffner in seiner Novellensammlung Die Laterne (Berlin, S. Fischer): ein Schweizer, dessen erste Gefahr Berlin

heißt. Die Titelnovelle, die letzte des Bandes, ist eine arg schwache Kreuzung von Berlin W mit Robert Walser. Aber wie fest und gut ist dafür die „Grobschmiede"! wie zart „Agnes"! wie grausig wild „Der Kilometerstein"! Verunglückt scheint mir „Die Begegnung", noch forcierter „Die Escher'sche", während „Der Altgesell" stilisiert hausbacken anmutet. Schaffner ist einer, aus dem etwas Bedeutendes werden kann. Seine eine Gefahr wurde genannt. Seine andere heißt Manier: Die Gefahr, manieriert zu schreiben, ist nämlich dem Schweizer näher, eben weil seine Sprache ausdrucksvoller, seine Fabulierlust oft Selbstzweck, seine Imagination „voller Figur" ist. Seine dritte und größte heißt übertriebenes Lob. Schreibt nicht ein Kritiker über ihn: „Würde diese Erzählung in den Werken Gottfried Kellers stehen, so würden wir sie zu den schönsten rechnen, was dem Meister gelang." Wir sind allesamt Sünder und verhauen uns gelegentlich alle beim Rezensieren, in Lob noch mehr als im Tadel. Aber die ganz großen Namen wollen wir doch nicht eitel nennen, nicht wahr? Wohin kommen wir, wenn wir einen noch so begabten Anfänger — und mehr ist Jakob Schaffner vorderhand nicht — mit der schweren Verantwortung eines solchen Vergleichs beladen? Ihm kann es bei ruhig Prüfenden nur schaden, die Verleger lachen sich ins Fäustchen, die Kritik selbst aber wird entwertet.

Freising Josef Hofmiller.

Paris und London.

Theodor Wolff, der energische Leiter des Berliner Tageblatts, hat zwölf Jahre lang in Paris die hohe Schule des Journalisten besucht: eine Hochschule mit Lern- und Lehrfreiheit, an der keine Vorlesungen geschwänzt und keine Semester verbummelt werden. Von seinen vielen Pariser Briefen hat er achtunddreißig in einem hübschen Pariser Tagebuch gesammelt (München, Langen). Zu wenig! kann man ihm zurufen. Gern hätten wir von den feinen, klugen Skizzen mehr, das Doppelte gelesen, und wären ihrer nicht müde geworden. Die neuere deutsche Literatur über Paris ist nicht allzu umfangreich. Seit Theophil Zollings Reise um die Pariser Welt ist kaum mehr ein Buch von Belang erschienen, außer dem von Oskar H. Schmitz, das Hugo von Hofmannsthal einer Besprechung würdigte. Zolling und Schmitz reiht sich Wolff an. Sein Buch ist ein Dokument der Zeit: die Erregung der „Affäre" zittert zwischen den Zeilen und platzt ab und zu heraus, wenn etwa Lemaitre im Vorbeigehen einen Hieb erhält. Ueber Paul Bourget, Steinlen, Anatole France, Henri Becque, Zola, Pissaro, Carrière, Scheurer-Kestner, Waldeck-Rousseau fällt manches gescheite Wort, und die petits faits vergangener Jahre wirken erstaunlich frisch und ungezwungen. So darf der deutsche Leser Herrn Wolff erkenntlich sein, daß er, ehe er den luftigen Sitz auf hohem Mastkorb mit dem ernsten und verantwortungsschweren Platze auf der Kommandobrücke vertauschte, noch einmal seine Erinnerungen sichtete und sammelte.

Bei dieser Gelegenheit sei, als auf ein wertvolles Londoner Pendant, auf das Buch des Göteborger Hochschulprofessors Gustaf F. Steffen hingewiesen, das zwar schon seit einiger Zeit erschienen, aber noch nicht nach Gebühr verbreitet ist: Englisches Leben in London (Stuttgart, Peter Hobbing). Als Neuphilologe kenne ich — man entschuldige das Persönliche — doch ziemlich viel London-Literatur, muß aber gestehen, daß Steffen Bekanntes in frappanter Beleuchtung vorführt, längst Gesagtes ungleich schärfer beobachtet zeigt, daß er nicht von diesem Ungeheuer von London erdrückt wird, sondern unverwirrt, mit sicherer Hand den Leser durch das Fünfmillionenlabyrinth führt und bisher übersehene Zusammenhänge aufzeigt, neben dem Gigantischen das Grauenvolle, neben dem Großstadtdröhnen das Idyll. Er kennt dieses sein London sichtlich sehr genau und in all seinen Teilen; er glorifiziert nicht, schwärmt nicht, frisiert sein Thema nicht. Sein Buch ist ungewöhnlich aufschlußreich, bei aller Sachlichkeit geistvoll, trotz gelegentlicher ausgezeichneter Sarkasmen verständnisvoll für fremde Art und Sitte. J. H.

Magister F. Chr. Laukhards Leben und Schicksale. Von ihm selbst beschrieben. Deutsche und französische Kultur- und Sittenbilder aus dem 18. Jahrhundert. Bearbeitet von Dr. V. Petersen. Einleitung von Paul Holzhausen, Stuttgart, Lutz. 1907. (Lutz' Memoirenbibliothek, Serie II. Band 14—15), 11 M. brosch., 13 M. gebunden.

Wer sich einmal mit der Kultur- und Sittengeschichte des 18. Jahrhunderts beschäftigt hat, ist gewiß an der Originalfigur Laukhards, den Oncken als „das Gießener Universitätsschwein des 18. Jahrhunderts", andere wieder als verbummeltes Genie und großen Sittenmaler gekennzeichnet haben, nicht ohne Staunen vorübergegangen. Paul Holzhausen hatte Laukhard durch sein 1902 über ihn erschienenes Buch sozusagen wieder ausgegraben; aber daß seine Werke bis auf den heutigen Tag nicht nur gelesen, sondern auch total zerlesen sind, bezeugen die auf den großen Bibliotheken sich vorfindenden Exemplare, zu denen man greifen muß, wenn man ihn lesen will, da die Originalausgaben gänzlich vergriffen und im Preise stark in die Höhe geschnellt sind.

Daher ist es ein wirklicher Glücksgriff des Lutzschen Verlages gewesen, daß er jetzt Laukhards Hauptwerk im 151. Jahre der Wiederkehr seines Geburtstages in zwei geschmackvoll ausgestatteten Bänden dem Publikum wieder geboten hat, damit es wie einst abermals von Hunderten und Tausenden gelesen werde. Die neue Ausgabe entspricht allen Anforderungen, die an eine solche gestellt werden müssen; sowohl die Neubearbeitung, die sich teils in erklärenden Anmerkungen, teils in Auslassungen längerer, weniger interessanter Partieen kundgibt, als auch die Holzhausensche Einleitung sind mustergültig. Da L.s Leben und Schicksale naturgemäß nicht bis zu seinem am 29. April 1822 erfolgten Tode berichten können, so ist von dem Herrn Bearbeiter Petersen ein Schlußkapitel angeführt, das uns auch diese Zeit vor Augen führt.

Vor kurzem hat Holzhausen an der Hand dieser Neuausgabe seinen Schützling wieder unter die Lupe genommen (Sonntagsbeilage der Vossischen Zeitung 1908, Nr. 3 und 4) und manche Fragen angeschnitten, die mir besonders lehrreich scheinen und in denen ich ihm durchaus beistimmen muß. Als von der laxen Moral der Hallenser Bürger- und Studentenkreise gesprochen wird, bemerkt Holzhausen, daß in diesem Milieu G. A. Bürger als Jüngling verdorben worden sei, ebenso wie mehr als einer von den preußischen Staatsmännern, deren Mangel an moralischem Halt das Unglück des Jahres 1806 verschuldete, von dem Studienaufenthalt in Halle gefährliche Keime ins spätere Leben mitgenommen. Ich kann für Bürger das hier nicht weiter ausführen, muß aber darauf verweisen, wo ich auf diese gleichen Schäden des Göttinger akademischen Lebens (vgl. Laukhard, Bd. 1, S. 124—130) und ihre Beziehungen zum Göttinger Hain hingewiesen habe (Janus 1905).

Fast komisch klingt es, wenn es in Besprechungen, ja selbst in Aushängebogen des Laukhardschen Werkes heißt: „Für zartbesaitete Seelen freilich ist der derb-natürliche Ton der Darstellung nicht geeignet." Da lese man nur Laukhards Schlußworte am Ende des ersten Bandes (S. 315 f.): „Ich schrieb für die akademische Jugend vorzüglich, daher die eigene Art von Anlage, Ausführung und Tun: alles rasch, vieles studentisch, burschikos, und einiges gar renommistisch. Irren würde gewiß der, welcher aus dem allen folgern wollte, daß ich noch immer Behagen an meinen Verirrungen finden müßte. Du lieber Gott! Behagen an dem, was mich unglücklich gemacht hat. O, im Gegenteil, es war keine Kleinigkeit, da im Studententon zu schildern, wo gepreßter Kummer mein Herz oft zerriß und mich zuweilen, vorzüglich bei Nachrichten über meinen biedern edlen Vater, nötigte, die Feder hinzulegen, um mein Inneres zu kühlen. Es ist etwas Schreckliches um ein Gespenst in der Seele!

„Vielleicht finden einige in meiner Biographie manches als überflüssig, ja einiges gar als schädlich; hierher rechne ich meine Bubenstreiche, die Eulenkappereien und Erzählungen von ähnlicher Art. Ich stellte sie aber hin, um mich ganz zu zeigen,

und dann, um Leuten, die immer das Alte loben, das Neue herabsetzen, den ehemaligen Studententon anzugeben, und ihnen dadurch das Bekenntnis abzunötigen: Nein, so toll treiben's doch jetzt die Studenten nicht mehr! Heutzutage sind sie wirklich zivilisiert. Wem indes das nicht behagt oder wem meine Gründe dafür nicht genügten, und der also den gekünstelten Laukhard lieber hätte haben mögen, als den natürlichen, den bedaure ich geniert zu haben, und bitte ihn bei seiner Delikatesse und Präzision um Verzeihung. ‚Nicht immer', sagt Herr Schiller . . . ‚ist es der innere Gehalt einer Schrift, der den Leser fesselt; zuweilen gewinnt sie ihn bloß durch charakteristische Züge, in denen sich die Individualität ihres Urhebers offenbart.' Ein Schiller bin ich nun freilich nicht!"

Leipzig. Erich Ebstein.

Ihres Vaters Tochter. Von Lulu von Strauß und Torney.*)

Es giebt viele Stunden im Leben, wo man das Buch „Ihres Vaters Tochter" wie einen guten Freund zu Rat ziehen und sich mit ihm trösten kann.

Es liegt viel edler Schmerz in diesem Buche; aber das Tröstliche und Erhebende dieses Schmerzes ist nicht, daß er in einer großen Freude ausläuft, sondern, daß er mit einer menschlich großartigen Selbstbeherrschung und Selbstbezwingung ertragen wird.

Die Heldin des Romans, Agnes Weddingen, die wirklich eine Heldin ist, verlangt in ihren schwersten Augenblicken nicht nach sentimentaler Teilnahme. Und keine künstliche oder künstlerische Spannung, keine ausgerauften Haare, kein heftig wogender Busen, keine blutig gebissenen Lippen, kein irrer oder gellender Schrei aus konvulsivisch zuckendem Leib muß uns die Menschlichkeit näher bringen oder steigern. — Ich habe eine scheue Bewunderung für Menschen, die so am Pathos vorbeigehen, die so gut diskret zu sein wissen.

Die Geschichte ist diese: Eine Tochter wird, da die Mutter schon lange tot ist, von ihrem Vater, einem berühmten Dichter, erzogen. Der Vater stirbt und die Tochter will den Nachlaß ordnen. Sie findet dabei die Briefe ihrer Mutter vor und erfährt, daß der Vater, den sie so hoch verehrt, die Ehe gebrochen hat und von der Gattin verlassen worden ist. Die Tochter fühlt, daß ihr Glaube an den Vater vernichtet ist und giebt es auf, sich weiter mit seinen Schreibereien zu beschäftigen. Von einer befreundeten Familie eingeladen, verweilt sie dort einige Wochen, befreundet sich mit dem Haupt dieser Familie, und unbewußt wird eine Liebe daraus. Keine wilden Szenen. Agnes Weddingen verläßt das Haus. Sie geht mit vermehrtem Leid nach München. Schließlich heiratet sie einen früheren Freund ihres Vaters, der auch zu jenen Zeiten ihre Mutter geliebt hat, und sie niemandem gönnte, als dem geliebten Freund. Er hat damals mit ihrem Vater gebrochen, als er seiner Frau untreu wurde. — Agnes lernt ihren Vater verstehen. — Sie söhnt sich mit dem Geist des Toten aus. —

Es ist eine Vornehmheit mehr, daß hier auf die sogenannte „interessante" Handlung verzichtet wird; denn das Buch und sein Problem ist mehr als nur eben interessant; es verlangt auch vom Leser mehr als Interesse, es verlangt Ruhe, Zurückhaltung und Diskretion.

Die Brief- und Tagebuchform hat noch besonders dazu beigetragen, jede Affektation hintanzuhalten und diese Bekenntnisse einer sehr schönen Seele harmonisch zu machen. Das Leid einer Frau, die passive Resignation, die verhaltene Glut, die große Stille und Einkehr hat Lulu von Strauß und Torney mit antiker Einfachheit dargestellt. —

Vielleicht hätte — nein, kein „Vielleicht". Es ist ein sehr gutes Buch.

München. Karl Borromäus Heinrich.

---

*) Verlag Egon Fleischel & Co. Berlin.

Deutsche thin-paper-classics.

Worauf eigentlich beruht der Wert der Ausgabe auf dünnstem und dabei zähesten Papier, wie sie der Inselverlag veranstaltet? Vielleicht darauf, daß diese raffiniert schmucklosen und so köstlich weichen und schmiegsamen Bände aus rotem Leder uns anspruchsvoller machen hinsichtlich der Lektüre, die wir dann vornehmen, wenn wir die geduldigsten, die empfänglichsten, die dankbarsten Leser sind? Sie brauchen so wenig Raum, diese schmalen leichten Bücher, daß Goethes Werther, Wahlverwandtschaften, Wilhelm Meister und Novellen zusammen noch nicht den Platz eines gewöhnlichen Dreimarkromans in der Reisetasche beanspruchen. Wann aber sind wir wacher für die leise Schönheit dieser Prosa, als in der Stille des Landlebens, wenn die äußere der inneren Sammlung den Weg bereitet, wann auch der Mann großer Geschäfte und zehnmonatlicher Unruhe, da die ihm dienende und ihn beherrschende Maschine plötzlich schweigt, wieder Anschluß an geistige Kultur sucht und, nicht aufgelegt aufs geratewohl gleichgültige Bände rasch ermüdend zu durchblättern, mit dem Besten just nur noch zufrieden ist? Quillt diesem aus der Ruhe seine Sehnsucht nach dem Buche, so wächst sie dem Offizier entgegen auf staubigen Manöverstraßen, dem Bergsteiger aus dem stundenlangen Auf und Ab vor dem Genusse des Gipfels und dem des abendlichen Ruhens. Beiden mag der Band Goethe oder Schiller oder Schopenhauer, der weder den Tornister noch den Rucksack beschwert oder auch nur voluminöser macht, am abendlichen Lagerfeuer, vor der Unterkunftshütte mehr sagen als eine überlaute und überlustige Unterhaltung mit Kameraden und Weggefährten. Das Buch, das wir auf einem einsamen Felsberg lasen, nach stundenlangem Marsche, in der Kühle eines toskanischen Wirtssaales, zwischen dänischer Bahn und schwedischem Schiffe, kurz und eilig, dies Buch stellen wir, heimgekehrt, träumerisch und streichelnd in die Reihe zurück, und nie mehr können wir dies weiche Leder anfassen, ohne daß die schneeerfüllte Schuttrinne vor uns aufsteigt, die silbern graue Halde mit ihren Oelbaumreihen, die blaue See und das goldene Grün unendlicher Buchenwälder. Nicht umsonst haben die Engländer als praktische Gourmets des Reisens die thin paper classics erfunden. Auf sie waren wir bislang angewiesen, ehe der Inselverlag mit der Großherzog-Wilhelm-Ernst-Ausgabe die englischen Vorbilder nachahmte und zugleich an Güte des Papiers und Köstlichkeit des Einbands übertraf. Nun ist es möglich, Schopenhauers Abhandlungen über die vierfache Wurzel des Satzes vom zureichenden Grunde, über den Willen in der Natur, die beiden Grundprobleme der Ethik, über das Sehen und die Farben (sie füllen in der Reklamausgabe zwei starke Bände) in einem Bande vom Umfange einer Zigarrentasche mitzuführen, oder Goethes Dichtung und Wahrheit in einem Bande, der um 1,6 cm weniger breit, um 1,1 weniger hoch, dabei um ein Drittel größer gedruckt und dennoch nicht dicker ist, als einer der zwei Bände, die dasselbe Werk in der Cottaschen Bibliothek der Weltliteratur einnimmt. J. H.

Kunst und Kunstgewerbe.

Karl Voll: Führer durch die Alte Pinakothek. München 1908. Verlag der Süddeutschen Monatshefte. Preis Mk. 3.50.

Er ist der erste nicht, Volls „Führer durch die Alte Pinakothek", und er wird vermutlich auch nicht der letzte sein. Aber er ist ohne Zweifel der Führer der Gegenwart: ein großzügiges, frisch und flott geschriebenes, mit einer Anzahl guter Abbildungen ausgestattetes kunstwissenschaftliches Büchlein, das geeignet erscheint, tausenden von schönheitsdurstigen Seelen das Verständnis der köstlichen Schätze der Alten Pinakothek zu erschließen oder zu erleichtern. Man kann die „Führer" durch Gemäldegalerien wohl in zwei Klassen teilen. Die einen bekümmern sich nicht viel darum, welchem Meister die alten Bilder zugeschrieben werden oder welcher kunstgeschichtlichen Entwicklungsphase sie angehören. Sie stellen sich auf irgend einen bestimmt umschriebenen modernen Standpunkt, sagen wir z. B. auf den des französischen Impressionismus oder auf den Whistlers oder auf den Böcklins, und fragen sich vor jedem Bilde zuerst, wie es sich zu der durch diesen Standpunkt gewonnenen „Formule" verhält. Die Umwertung aller geschichtlichen künstlerischen Werte nach dieser „Formule" ist ihr Ziel. Auf diesem Standpunkte steht Volls Führer durchaus nicht. Andere, die eigentlichen kunstwissenschaftlichen „Führer", suchen den Genuß des Ewiggültigen in jedem Bilde durch das Verständnis der besonderen örtlichen und zeitlichen Bedingungen zu vermitteln, unter denen es entstanden ist. Da gilt es zunächst, jedem Bilde seinen richtigen Meister und seinen richtigen Platz in der Entwicklungsgeschichte dieses Meisters, jedem Meister aber seine richtige Stellung in der Kunstgeschichte seines Volks anzuweisen und die Kunst jedes Volkes und jeder Zeit aus ihren Wurzeln heraus verstehen zu lehren. Voll erklärt ausdrücklich, daß sein „Führer" auf diesem kunstwissenschaftlichen Boden erwachsen sei.

Zurzeit konnte es keinen besser berufenen Forscher geben, als Voll, einen derartigen Führer durch die Alte Pinakothek zu schreiben. War Voll doch selbst sieben Jahre Beamter der Alten Pinakothek, deren Bilder er, wie er sagt, „im jahrelangen intimen Verkehr sehr lieb gewonnen", und hat er sich durch seine früheren kunsthistorischen Schriften, denen sich gleichzeitig der prächtige Katalog der Gemälde des Bayerischen Nationalmuseums anreiht, doch als Forscher bewährt, dessen Kenntnissen und Geschmack man sich getrost anvertrauen kann.

Erregten eine Reihe gewagter Behauptungen in Volls ersten „kritischen Studien" über die Werke des Jan van Eyck (1900) auch starken und, wie mir noch heute scheint, berechtigten Widerspruch, so merkte man es doch schon diesem Buche an, daß man es mit einem Forscher von selbständiger Bedeutung zu tun hatte. Sein Werk über die altniederländische Malerei von Jan van Eyck bis Memling (1906) verstärkte diesen Eindruck. Wenn Voll auch hier überall zeigte, daß er mit eigenen Augen sehen wollte, so ließ sich hier gerade deswegen in manchen Fällen doch darüber streiten, ob es richtig sei, immer nur mit eigenen Augen sehen zu wollen; denn vier Augen sehen mehr als zwei, sechs mehr als vier und acht mehr als sechs. Durch seine „Vergleichenden Gemäldestudien" (1907) aber gewann Voll sich dann vollends das Herz der kunstwissenschaftlichen Forschung. Die gewagten Behauptungen traten hier so gut wie völlig hinter die überzeugenden und feinfühligen Untersuchungen kunstgeschichtlicher Streitfragen zurück und die Klarheit, mit der er hier Stilunterschiede zwischen anscheinend gleichartigen Bildern darlegt, sucht ihresgleichen.

Kein Forscher der Gegenwart also konnte, wie gesagt, besser geeignet sein als Voll, einen kunstwissenschaftlichen Führer durch die Alte Pinakothek zu schreiben; und ich bekenne gern, das Werkchen von Anfang zu Ende mit Spannung und Teilnahme durchgelesen zu haben. Daß jeder in Bezug auf jedes einzelne Bild derselben Ansicht wie Voll sei, ist natürlich nicht zu erwarten. Ich muß aber sagen, daß sich nur bei wenigen seiner Bestimmungen ein eigentlicher Widerspruch in mir geregt hat.

Die Altniederländer, die bisher das Sondergebiet der Forschungen Volls ge-

wesen, sind erklärlicherweise mit besonderer Vorliebe behandelt. Zu Rogier van der Weydens herrlichem späten Dreikönigsaltar läßt er mit Recht die Ansicht derer, die ein Jugendwerk Memlings in ihm sehen wollten, unerwähnt. Vortrefflich werden Memlings „Sieben Freuden Marias" und Bouts' Löwener Altarflügel gekennzeichnet. Vortrefflich werden die Unterschiede zwischen der flämischen und der holländischen Malerei des 15. Jahrhunderts beleuchtet. Daß aber der köstliche durch die Landschaften seiner Flügelbilder ausgezeichnete kleine Dreikönigsaltar, der als „Perle von Brabant" bezeichnet wird, dem Dirk Bouts mit Recht abgesprochen werde, ist mir auch nach Volls wiederholter ausführlicher Begründung dieser Ansicht noch nicht klar geworden. Ich sehe nicht ein, weshalb ein Meister, der um 1465 den großen feierlichen Löwener Altar so gemalt, wie wir ihn sehen, nicht um 1470 einen kleinen Altar so sollte gemalt haben können, wie die „Perle von Brabant" gemalt ist. Die Gleichheit der Formen und Typen bleibt hier für mich entscheidend. In Uebergangszeiten, auch der gegenwärtigen, lassen sich oft weit größere Wandlungen desselben Künstlers aufweisen. Dagegen unterschreibe ich Volls Ansicht, daß die Pinakothek kein echtes Werk des Quinten Massys besitzt. Die „Pietà" wird wohl mit Recht nach Maßgabe eines Sixschen Bildes auf Willem Key zurückgeführt. Mit Recht betont Voll auch die Echtheit der Inschrift auf der „Anbetung der Könige" des Hendrik Bles, und lehrreich ist seine Feststellung der Veränderungen, die Lukas von Leydens Klappaltärchen von 1522 erdulbet hat.

Die deutschen Bilder des 15. und 16. Jahrhunderts, die zu den Ruhmestiteln der Pinakothek gehören, werden ebenso eingehend behandelt, wie die altniederländischen. Den anregenden Ausführungen Volls in diesem Abschnitt kann man fast durchweg zustimmen. Nur die Ansicht, daß der Meister des Todes Mariä, dessen Identifizierung mit Joos van Cleve d. Ae. ich noch keineswegs für abgetan halte, noch als deutsch anzusehen sei, teile ich nicht mehr, gebe aber nach Volls Begründung in seinen „Vergleichenden Gemäldestudien" zu, daß das Kölner Bild wohl nur eine Kopie nach dem Münchener ist. Auch daß die Flügel des Holbeinschen Sebastianaltars, dessen Mittelbild Voll dem älteren Holbein läßt, von dem jüngeren Hans Holbein herrühren müßten, leuchtet mir angesichts der übrigen Jugendwerke dieses Meisters nicht ein. Einer Stilwandlung wie der des alten Holbein vom Kaishaimer Altar zum Mittelbilde des Sebastiansaltars konnte auch noch die weitere Wandlung bis zu den Flügelbildern dieses Altars folgen. Doch gebe ich die Möglichkeit einer Mitarbeit Hans Holbeins d. J. an den Flügeln zu. In bezug auf die dem jüngeren Holbein zugeschriebenen Bildnisse des Sir Bryan Tuke und des braunhaarigen Mannes von 1536 aber teile ich Volls Ansichten durchaus. Ausgezeichnet ist seine Besprechung der Bilder Dürers, Altdorfers, Grünewalds und der eigentlichen bayrischen Meister, denen er in seinem Katalog des Nationalmuseums weiter nachgegangen ist. Daß die Schongauer zugeschriebene Madonna bezweifelt werden kann, ist auch meine Meinung. Wohl gelungen ist überhaupt seine Charakterisierung der verschiedenen altdeutschen Schulen.

Von den späteren Niederländern werden besonders Rubens, der ja in manchen Beziehungen als der Hauptmeister der Pinakothek erscheint, und Brouwer, der nirgends so gut vertreten ist wie in ihr, gebührend und einwandfrei gewürdigt, wogegen die Bedeutung der Pinakothek für das Studium van Dycks, von dem die jüngere Kunstkritik sich mehr abzuwenden scheint, vielleicht nicht ganz genügend hervorgehoben wird. Daß es Leute gibt, die Rubens das Selbstbildnis mit Isabella Brant in der Gaisblattlaube absprechen wollen, brauchte eigentlich kaum erwähnt zu werden. Daß das große Familienbildnis des Saales IV weder von Franz Hals noch von Cornelis de Vos herrührt, wird mit Recht ausgeführt.

Von den Holländern des 17. Jahrhunderts wird Rembrandt, der zwar nicht reichlich, aber lehrreich in der Pinakothek vertreten ist, besonders liebevoll und geistreich behandelt, Ostade in seinem Gegensatz zu Brouwer gut gekennzeichnet, Ruis-

dael aber, wie das wohl seine Vertretung in der Pinakothek mit sich bringt, nach meiner Empfindung etwas stiefmütterlich behandelt. Ueberhaupt werden die holländischen Landschafter und Kleinmeister, deren Pinakothekbilder doch manche Probleme enthalten, wohl aus Raummangel etwas kurz abgefertigt.

Von den Spaniern des 17. Jahrhunderts kommt, da Velazquez nur mit einem guten Bildnis, Ribera, wie Voll mit Recht zugibt, wahrscheinlich überhaupt nicht mit einem eigenhändigen Werke vertreten ist, vor allen Dingen Murillo für die Pinakothek in Betracht. Wenn Voll sagt: „Murillo wird sozusagen wegen seiner angeblichen Süßlichkeit nicht mehr für ganz voll genommen", aber hinzufügt: „Diese Ansicht ist mehr als unberechtigt", so unterschreibe ich das durchaus. Die liebevolle Schilderung, die Voll von Murillos berühmten Bildern in der Pinakothek gibt, entspricht dieser Auffassung.

Ebenso verdient die Objektivität Anerkennung, mit der Voll sich Claude Lorrains annimmt. Er sagt: „Drei unserer Claude Lorrains gehören der Spätzeit des Meisters an und besitzen alle Qualitäten seiner mit Unrecht heute gering geschätzten Abstufung des Lichtes. Es ist ein großer Genuß, all diesen weichen Formen nachzugehen, die wirklich in Ton und Licht gebadet sind." Auch das ist mir aus der Seele gesprochen.

Endlich die Italiener. Zunächst über einige umstrittene Bilder. Voll hat wohl recht, wenn er bestreitet, daß eines der Bilder, die in der Pinakothek mit namhaften Kennern der italienischen Kunst Giotto zugeschrieben werden, von diesem selbst gemalt sei. Ebenso bestreitet er mit Recht, daß die vor 20 Jahren als Schöpfung Leonardo da Vincis erworbene Madonna von diesem Meister herrühre; und sicher hat er Recht, wenn er in bezug auf den kleinen musizierenden Faun, der abwechselnd Lotto, Palma und Correggio zugeschrieben worden, sagt: „Wer das kleine ganz entzückende Bildchen gemalt hat, scheint in nächster Zeit noch nicht sicher zu entscheiden zu sein." Vortrefflich schildert Voll die Bilder Raphaels und Tizians in der Pinakothek. In bezug auf Tizian, dessen freier und befreiender Altersstil uns in kaum einem andern Bilde des Meisters so packend entgegentritt, wie in der berühmten Dornenkrönung der Pinakothek, sagt Voll mit Recht: „Es ist ein schwer faßbarer Gedanke, daß der fast hunderjährige Mann .... über eine solche ungebrochene Rüstigkeit verfügte und außerdem noch immer dermaßen fortschrittlich war". Da hätte es doch nahegelegen, daran zu erinnern, daß Cook immerhin wahrscheinlich gemacht, daß Tizians Geburtsjahr von 1477 auf 1489 herabzurücken sei. Er wäre dann nicht im Alter von 99, sondern von 87 Jahren gestorben. Und an sich ist das gerade seiner letzten Tätigkeit gegenüber gewiß wahrscheinlicher.

Die Objektivität in der Beurteilung der künstlerischen Bedeutung der verschiedenen Schulen und Meister, die uns wiederholt wohltätig in Volls Führer berührt hat, verläßt ihn selbst gegenüber den viel geschmähten Italienern des 17. Jahrhunders nicht. Mit Recht sagt er: „Es hat niemals eine Kunst gegeben, die so sehr, wie die italienische des 17. und 18. Jahrhunderts, nur verständlich wird, wenn man ihre Werke in der Umgebung sieht, für die sie gemacht worden sind". Von Guido Reni sagt er freilich nur, er sei nicht gerade zu verwerfen. Aber die große auf Seide gemalte Himmelfahrt Mariä dieses Meisters in der Pinakothek ist trotz oder wegen der „fast absoluten Reinheit der Linien" doch auch für Guido ein ungewöhnlich langweiliges Bild; und sein „Apollon und Marsyas" ist wirklich eine seltene Mischung von barbarischer Grausamkeit und süßlicher Glätte.

Aber ich fürchte, schon zu weit auf Einzelheiten eingegangen zu sein. Vielleicht würde sich für eine neue Auflage empfehlen, durch Absätze (und wenn auch nur durch eine Zeile Zwischenraum) die einzelnen Abschnitte des Buches voneinander zu trennen, und vielleicht wird Voll, gerade weil er die deutsche Sprache meisterhaft beherrscht, geneigt sein, seinen Text bei einer zweiten Auflage von so offensichtlichen Gallizismen

in der Satzbildung zu befreien, wie S. 32: „Aber sie sind es nicht gewesen, die man als die wirklichen Nachfolger des Meisters bezeichnen darf“. Im ganzen verdient gerade die warme, oft schwungvolle Vortragsweise des Büchleins warme Anerkennung.

Ich bin überzeugt, daß andere Fachgenossen, schon weil es sie alle angeht, wie ein Forscher vom Range Volls über die Münchener Bilder und die mit ihnen verknüpften Streitfragen denkt, seinen Führer mit demselben Eifer und dem gleichen Behagen lesen werden wie ich. Daraus würde freilich an sich noch nicht folgen, daß Anfänger ihn mit gleichem Vorteil benutzen könnten; und in der Tat scheint mir, daß er schon seiner äußeren Fassung nach eigentlich eine gewisse Kenntnis der Bilder der Pinakothek voraussetzt. Jedenfalls macht er für Anfänger die Kataloge oder Führer, die von Bild zu Bild führen, keineswegs entbehrlich. Das ist aber wohl auch nicht seine Absicht gewesen; und seine Schilderungen und Würdigungen der einzelnen Bilder, auf die er näher eingeht, sind so unmittelbar und anschaulich gestaltet, daß sie auch dem Anfänger und dem Laien ohne weiteres munden werden.

Dresden, Juni 1908. Karl Woermann.

Georg Hirths Formenschatz.

Im Jahre 1908 hat München die vielbesprochene Ausstellung, auf der unter anderem auch unser Kunstgewerbe besonders berücksichtigt wird. Da denkt man gern an ähnliche Veranstaltungen aus alter Zeit zurück, und zwar möchte ich unter einem speziellen Gesichtspunkt an die immer noch berühmte Ausstellung von Werken unserer Väter erinnern, die im Jahre 1876 stattfand. Das war die Zeit der üppigen Blüten der Makartbuketts und der dunkeln Pseudorenaissancezimmer. Die Begeisterung war ja groß, aber der Kundige sah doch wohl ganz genau, daß unser Kunstgewerbe damals nicht gerade auf der Höhe war. Da griff Dr. Georg Hirth als Privatmann ein. Er gründete den „Formenschatz“ und warf in bunter Reihe die Reproduktionen nach Werken der Renaissance, hauptsächlich von Kupferstichen, in das Publikum. Die Zeit hat sich seitdem geändert und der Modegeschmack hat viele Wandlungen in den mehr als 30 Jahren durchgemacht. Immer ist der Formenschatz dem Wunsch der Zeit gefolgt, hat immer für den gerade herrschenden Geschmack die besten Vorbilder aus alter Zeit in billigen und doch brauchbaren Reproduktionen dem Gewerbetreibenden vorgelegt: auf die beste Weise ratend, nämlich nicht durch das Wort, sondern durch das Beispiel.

Der Formenschatz hat so im Laufe der Jahrzehnte selbst ein ganz anderes Aussehen gewonnen. Die Zeiten sind freier geworden, die Reproduktionstechnik hat einen großartigen Aufschwung genommen und so ist die frühere Vorbildersammlung für das Kunstgewerbe eine Sammlung von Abbildungen aus allen Gebieten der Kunst geworden. Seit 10 Jahren leitet die Redaktion Dr. Ernst Bassermann-Jordan. Er hat mit praktischem Sinn die Richtung des Blattes immer dahin gelenkt, daß es das nicht Alltägliche und doch Zeitgemäße bringe. Er benutzt die neuesten Werke und die jüngsten Galerieaufnahmen, um engen Zusammenhang mit den Ergebnissen der jetzigen Wissenschaft zu behalten und möglichst zuverlässige Reproduktionen zu geben, er verfolgt die wichtigen und stets so rasch wieder vergessenen diskreten Separatausstellungen der Kunst, läßt auch häufig für den Formenschatz eigene Aufnahmen nach wichtigen und nicht publizierten Kunstwerken machen und gibt endlich, wie es heute verlangt wird, einen kurzen erläuternden Text an der Hand der einschlägigen Literatur. So ist der Formenschatz mit der Zeit gegangen und hat sich stets auf der Höhe gehalten. Ob wohl die Ausstellung von 1908 Veranlassung zu einem ähnlichen Werke geben wird, das vielleicht mehr auf das 19. Jahrhundert eingeht?

München. Karl Voll.

München 1908.

I.

Der imposante neue Gebäudekomplex auf der Theresienhöhe zu München ist im Grunde genommen ein Befreiungsmonument großen Stiles. All das oft recht zweifelhafte Dekorationswerk ist in Wegfall gekommen, das bisher bei den meisten großen Ausstellungen zur Entfaltung gelangte. Statt monumental aussehender Bretterbuden mit reichlichem Gipsbewurf und mehr oder weniger aufdringlicher Farbennachhilfe sind wirkliche, dauernde Ausstellungsgebäude unter eingehendster Beachtung moderner Brauchbarkeits- und Haltbarkeitsforderungen entstanden. — Allem Gelegenheitsfirlefanz, der für schnell vorübergehende Festesgelegenheiten ja sehr wohl am Platz ist, wurde entsagt. München hat vielleicht eine Zeitlang etwas zu stark unter dem Einflusse solch schnell entstandener, farben- und formenreicher Dekorationen gestanden, nicht immer zu seinem Vorteil. Die geistreiche Altertümer-Imitation in unechtem Material, die künstlich hervorgerufene Patina läßt sich nicht überall in Anwendung bringen. Wie bei den Aufführungen im „Künstlertheater“ dem ganzen Bühnenkram der Krieg erklärt worden und die Ausstattung auf ein knappes Maß wirklich künstlerischer Beigaben reduziert ist, die stellenweise verblüffend wirken, so ist bei den Ausstellungsgebäuden der gipserne leicht abbröckelnde Dekorationsstil prinzipiell vermieden. Es ist bleibende Arbeit.

Das allein ist es indes nicht, was die starke Seite der ganzen Angelegenheit ausmacht, obschon sie das reale Fundament für die Idee, die dem Unternehmen zu Grunde liegt, bildet, also von wesentlichem Belang ist. Man war in den meisten Fällen gewohnt, Ausstellungen, deren Ziele und Zwecke mehr oder weniger mit künstlerischen Bestrebungen Hand in Hand ging, von Prinzipien geleitet zu sehen, welche das Wesen der Schaustellung zu sehr in den Vordergrund rückten, mit dem alles unter sich bindenden Alltag keineswegs sich deckten. Der Alltag ist aber der Herrscher. Münchens Ausstellung im Sommer 1908 zeigt nicht lediglich eine möglichst gut aufgeputzte Reihung von Einzelerscheinungen (die in einzelnen Abteilungen kaum zu umgehen war), sondern das intensive Ineinandergreifen des gesamten produktiven Lebens der Großstadt, ihren von durchaus neuzeitlichem Geiste durchwehten, imponierend großen, imponierend guten Schulbetrieb, ihre hygienischen und sozialen Wohlfahrtseinrichtungen usw., alles im Rahmen einer künstlerischen Darbietung zusammengefaßt, in einem Rahmen, der für solche Zwecke der allein passende ist, jenem wirklicher Baukunst, die allen akademisch traditionellen Ballastes ledig, ernst, sachlich sich darbietet. Schöpfer des Entwurfes ist Bauamtmann Bertsch in München, eine der markanten Münchener Baubeamtenerscheinungen, die an einer langen Reihe ihrer Schöpfungen dargetan haben, daß man in diesen Kreisen, was die künstlerische Seite der Aufgaben anlangt, frei von bureaukratischem Zopf, frei von hergebrachter Schablone ist. Eine Reihe frei schaffender Künstler wie die städtischen Münchener Architekten Hans Gräßl, Hocheder, Fischer, Bertsch hat schwerlich eine andere Stadt innerhalb ihrer Beamtenwelt aufzuweisen. Sie sind es hauptsächlich neben den Gebrüdern Seidl, die München zu dem gemacht haben, was es vor andern Städten auf architektonischem Gebiete auszeichnet. Zu wünschen wäre bloß, daß endlich auch einmal die Münchener Bauordnung von einem frischen Luftzuge, nun — sagen wir es frei heraus — von einem säubernden Sturmwind durchweht würde.

Das als „angewandte Kunst“ bezeichnete Schaffensgebiet ist hier endlich zu selbständig freier, großer brauchbarer Entwicklung gelangt, nachdem es während langer Jahre die Stelle des Stiefkindes gespielt hat. In aufopfernder geschwisterlicher Liebe haben ihm die „Schwesterkünste“ nicht gerade gegenübergestanden. Dies Stiefkind untersteht auch nicht, wie Malerei, Plastik und Architektur der Fürsorge des

Kultusministeriums. Es gehört zum Ressort des Innern, ist also bei der „Platzverteilung“, bei der „Rangeinschätzung“ anders beurteilt worden als die „hohe“ Kunst. Sprach man im Auslande von „Münchener Kunst“, so war damit in erster Linie die Malerei gemeint. Handelte es sich um eine Kunstausstellung, so war sie das allein gebietende, das bevorzugte Element. Das Blatt hat sich gewendet. Das ist gut. Die angewandte Kunst muß neben jeder andern Art künstlerischer Gestaltungsweise in vollem Umfang anerkannt und gestützt werden durch alle die Bevorzugungen, die bisher fast nur nach einer Seite sich geltend machten. Nur dann kann wirklich vom Einflusse „der“ Kunst auf das Leben gesprochen werden, anders nicht. Die Malerei hat ihn nicht erobert, das steht fest. Wohl aber ist es die angewandte Kunst, die den Geschmack der Allgemeinheit zu heben imstande ist oder aber völlig zu erniedrigen. Unsere gesamte tagtägliche Umgebung, unser eigenes Leben ist „angewandte Kunst“. Man ist, wird von Kunst gesprochen, im allgemeinen nur zu leicht geneigt, dabei an weiter abliegende Dinge, an Extragenüsse in einer über die Alltäglichkeit sich erhebenden Ausstattung zu denken, statt sich daran zu erinnern, daß unser Geschmack vielfach encanailliert ist durch schlechte Gewohnheiten aller Art, die im Alltagsleben, in der Alltagsumgebung liegen. Mit dem Ausdrucke „Kunst“ verbindet sich fast unwillkürlich der Begriff hoher materieller Werte. Das ist im Grunde genommen so verkehrt wie nur möglich, denn künstlerisch geartet kann das einfachste Objekt sein, bloß fehlt den meisten Menschen, Kaufenden wie Produzierenden, das Verständnis dafür.[1]) Unter Aufwand der gleichen Mittel, der gleichen Mühe formt der Töpfer sein Material anmutend oder geschmacklos im höchsten Grad. Er muß eben Empfindung, Anregung haben, soll er das erste tun. Wieviel typographisch geradezu scheußliches Zeug wird nicht jahraus, jahrein in die Welt hinausgeschleudert bei Anlässen, wo einfacher, gut in den Raum eingepaßter Satz, formschöne Typen an Stelle häßlicher (die ebensoviel kosten) absolut keine Mehrausgaben verursachen würden. Was wird nicht jahraus, jahrein baulich unnützerweise gegen den einfachen Geschmack gesündigt! Man wandere nur z. B. einmal durch das Würmtal zu Fuß! Da kann man seine blauen Wunder an den „Villen“ erleben! Ein Glück, daß es deckende Schlinggewächse gibt!

Die alljährlichen Kunstrevuen gaben in München ebensowenig wie anderswo einen Begriff von dem Zusammenhange der Dinge, die insgesamt mitwirken bei der ständig sich abwickelnden Arbeit eines Kunstzentrums. Weltausstellungen aber, bei denen oft die vorzüglichsten Erscheinungen unter der fatalen Wirkung des internationalen Sammelsuriums zu leiden haben, gaben erst recht davon gar kein Bild. Sie sind, offen gesagt, soweit der künstlerische Standpunkt dabei in Betracht kommt, eigentlich meist ein erschreckendes Abbild von Geschmacklosigkeiten im großen Stil gewesen. In bezug auf architektonische Leistungen boten sie herzlich wenig, denn der endlosen gipsernen Säulenstellungen, die sich durchschnittlich bei künstlichem Licht etwa im Sinne einer schwulstigen Theaterdekoration, am besten ausnahmen, ist man doch endlich gründlich überdrüssig geworden und was nützten gerade bei solchen Gelegenheiten, um ein naheliegendes Beispiel zu nennen, die mit allem möglichem Aufputz bekleideten „deutschen Häuser“, die bloß zeigten, wie man's in Deutschland für gewöhnlich nicht macht! Es war mehr oder minder Theaterdekoration und zwar keine gute!

Mit der Verwirklichung des von hohen Gesichtspunkten aus aufgestellten Planes dieser neuesten Münchener Ausstellung hat sich, wie gesagt, ein Frontwechsel bedeut-

[1]) Der aus Anlaß der Ausstellung stattfindende „Concours Hippique“ gab eine Illustration dazu. Die Gewinnste, durchweg Arbeiten von künstlerisch hochstehender Qualität, aber ohne billige Prunkausstattung, erregten zum Teil das Mißfallen der Gewinner, deren Geschmack offenbar sich mit dem Gefallen an einfach edler Form nicht ganz deckt.

samer Art vollzogen, bedingt durch Notwendigkeiten, deren Erfüllung längst in der Luft lag. Die Kunsttreuen werden nach wie vor ein abgegrenztes Bild vom Schaffen auf bestimmten Gebieten entrollen; sie werden aber nicht allein mehr die hervorragenden Momente im Leben der Kunststadt bilden. — Lenbach hat sich schon vor Jahren gegen die Kasernierung der Kunst gewendet und einen andern als den herrschenden Ausstellungsmodus angestrebt. Freilich lag es ihm ferne, künstlerische Darbietungen, so wie er sie sich dachte, anders als im ausgesprochensten Prachtgewande erscheinen zu lassen. In dieser Beziehung hat der geistreiche Mann doch vielleicht seine Zeit nicht so ganz richtig aufgefaßt, denn diese strebt keineswegs nach der Schaffung „reservierter Plätze“, vielmehr geht das Bestreben der Besten auf die möglichst ausgiebige Verbreitung der Erziehung Aller zu höherem Kulturleben hinaus. Lebensfähige Reorganisationen vollziehen sich von innen nach außen, nicht umgekehrt.

Der Rahmen, innerhalb dessen sich die Vorführungen des Sommers 1908 bewegen, ist ein weit gespannter. Er berührt überall unmittelbar das pulsierende Leben. Er umfaßt alle Gebiete desselben. Er läßt ein Bild der großen Gemeinsamkeit, ein Bild überall ineinandergreifender Arbeit aufsteigen. Die verschiedenen Stoffgebiete erscheinen nicht mehr bestimmt umgrenzt, unter sich scheinbar zusammenhanglos, vielmehr zeigen sie, wie mannigfacher Art die Brücken sind, die notwendigerweise von Gebiet zu Gebiet sich schlagen müssen. Bei dem Bestreben, diese vielfachen Aeußerungen des gesamten Lebens in künstlerischer Weise zu vereinigen, ohne dabei zu Resultaten von fragwürdigem Werte zu kommen, tauchten selbstverständlicherweise Probleme auf, die zuvor wohl kaum erwogen werden konnten Sie ergaben sich erst aus der fortschreitenden Entwickelung. Diese aber vollzog sich um so konsequenter, als glücklicherweise nicht der Maßstab bureaukratischer Anschauung ausschlaggebend war, wie er es in vielen anderen Dingen, nicht immer zu deren Vorteil, zu sein pflegt. Man ordnete nicht nach vorhandenen Rezepten an, vielmehr modelte man mit der Lösung neuer Aufgaben auch deren Form zweckdienlichen Erwägungen entsprechend um. Das ist in praktischer wie in künstlerisch hochbedeutsamer Weise geschehen. Münchens unversiegbare Gestaltungskraft feiert damit unbestreitbar einen Triumph. Sie manifestiert sich in wahrhaft glänzender Weise aufs neue als eine durchaus eigenartige. Sind auch die nötigen Hilfskräfte in wahrhaft splendider Weise dem Unternehmen zur Seite getreten und haben sie durch materielle Stützung wesentlich zu dessen Ermöglichung beigetragen, so muß doch, ohne daß damit auch nur im entferntesten jemandem nahe getreten sein soll, der Löwenanteil am ideellen Erfolge den beteiligten Künstlern zugeschrieben werden. D a s i s t e i n e T a t s a c h e , d i e n u r i n M ü n c h e n m ö g l i c h w u r d e. Der Umfang der entstandenen Kosten freilich ist wohl nicht immer gerade auf die Goldwage gelegt worden, aber, wer nichts wagt, gewinnt nichts! — — Der Boden, der die „Fliegenden“ gebar, der die „Jugend“ und den „Simplizissimus“ entstehen ließ — lauter Erscheinungen, die ohne Parallelen sind — er hat von seinem Reichtum noch nichts eingebüßt und vergeblich gibt sein Geld aus, wer da noch vom „Niedergange Münchens als Kunststadt“ sprechen wollte. Lange genug hat es allerdings gedauert, bis der Genius Loci die Wandlung durchmachte. In so gründlicher Weise konnte sie freilich auch nur erfolgen, wo keinerlei einschränkende Gewalten dem freiheitlichen Drange einer unbändigen Arbeitskraft sich korrigierend in den Weg stellten, wo unproduktive Beurteilung sich wie ein Alp auf alle legt, deren Kunst den Stempel individueller Begabung tragen muß, soll sie nicht verkommen. Die Frage war nicht mehr, was an historischen Stilsorten noch etwa aufgetischt werden könnte. Die Kinderkrankheiten der vor einem Jahrzehnt mit Ungestüm einsetzenden Umgestaltungsbewegung, die manches Wasserschoß zu unmäßiger Länge gedeihen ließ, sie sind überwunden. Alles, alles ist umgürtet von einem Kreise, auf dessen Boden die Erfüllung sachlicher Forderungen als wichtigster Grundstein des ganzen großen Gebäudes festgemauert liegt. Das allein ermöglicht es,

endlich einmal im großen wie im kleinen zu zeigen, was denn „angewandte Kunst" eigentlich bedeute und daß sie da am besten gedeihe, wo dem Boden auf natürliche Weise die Kraft, die er abzugeben hat, entnommen wird. Nicht der Schnörkel ist es mehr, der das große Wort führt, nicht die „Aufmachung", nein, es liegt eher ein Zug von vornehmer Reserviertheit im ganzen. Sie macht die Wirkung straff, einheitlich. Nicht nüchtern ist man geworden, wohl aber einfach. Große Kunst ist einfach. Es beginnt allseits etwas sich geltend zu machen, das die Tendenz der „simplification of life" verrät. Gaben viele Ausstellungen, deren Hauptinhalt sich aus Werken der Malerei zusammensetzte, den sicheren Eindruck, daß letztere, ungeachtet der Vortrefflichkeit so mancher groß aufgefaßten und geistreich gelösten malerischen Aufgabe, mehr und mehr von der Berührung mit dem Alltagsleben abgedrängt, in manchen Beziehungen durchaus einseitige Entwickelungswege eingeschlagen, daß sie sich zu einem bestimmt abgegrenzten Schaffensgebiet ausgebildet habe und unter den Künsten, wie es z. B. durch zahlreiche Fresken, auch durch plastische, in Beziehung zur Architektur stehender Werke erwiesen ist, ein wahrhaft großer einigender Zug nicht mehr vorhanden sei, so bietet die Münchener Ausstellung, ihrem weitaus größten Teile nach, wieder ein Bild konzentrisch wirkender Kraft. Wo es nicht der Fall ist, wie z. B. bei der Abteilung „Buchgewerbe", da schlug der Wille der Aussteller offenbar andere Wege ein, als jener der ordnenden Künstler es getan hätte. Solche Ausnahmen zeigen lediglich, daß der großzügige Geist, von dem das wesentliche der Ausstellung durchwoben erscheint, nicht mit einemmale Gemeingut werden konnte. — Und wenn da und dort sich festgenistet hat, was eigentlich nicht in den Rahmen einer gewählten Gesellschaft gehört, so erinnere man sich an die versöhnlichen Worte von Wilhelm Busch, der die Entrüstung ob der Zulassung von Sankt Antonii grunzendem Begleiter zu den himmlischen Freuden besänftigt mit den Worten:

.... So mancher Esel kommt hinein,
Warum nicht auch ein frommes Schwein.

Störend, übermäßig störend und schädigend wirkt die äußerst lang hinausgezogene Vollendung des Ganzen, die jetzt, Ende Juni, wo diese Zeilen geschrieben werden, noch immer auf sich warten läßt. Von Seiten der Schuldigen ist das ein grober Verstoß gegen die allgemeinen Interessen.

Die Architektur und was mit ihr im Zusammenhange steht, ist hier endlich wieder zur gebietenden Macht geworden. Hat München schon in seiner neueren architektonischen Einzel-Entwickelung vielerlei Errungenschaften aufzuweisen, die andere Großstädte nicht aufgenommen haben, entwickelte sich das ganze Stadtbild in einer Weise glücklich, wie nicht viele andere und muß man die Stadt mit Rücksicht auf das Einhalten einer gewissen Würde[1]) sich selbst gegenüber im baulichen Sinn als schön, ja als hervorragend schön bezeichnen, so trägt die Art der ganzen Inszenierung dieser Ausstellung wesentlich dazu bei, diesen Eindruck noch zu steigern. Das erstemal ist es ja nicht, daß Ausstellungshallen und damit kleinere bauliche Objekte in geschickte Verbindung mit dem Terrain, das sie okkupieren, gebracht erscheinen. Die

[1]) Städte mit einer bestimmt ausgesprochen baulichen Physiognomie dürften die Annäherung architektonisch zweifelhaft guter oder direkt schlechter Gebilde an bedeutsame Teile des historischen Stadbildes einfach nicht dulden. Wie ist z. B. der Breslauer „Ring", der sich um das alte, schöne Rathaus legt, durch modern sein sollende Bauten seines Charakters entkleidet, ja entstellt worden! Mit Recht bildet die Frage der völligen Umgebungs-Veränderung der Wiener Karls-Kirche den Gegenstand langer Erörterungen. Aehnliche Fragen tauchen fast überall auf, wo das städtische Wachstum, die Zunahme von Handel und Industrie bauliche Veränderungen großer Art veranlassen. Manches schöne Städtebild ist durch Nichtbeachtung dieser Dinge direkt verhunzt worden. München trifft dieser Vorwurf nicht.

„Mathildenhöhe“ in Darmstadt bedeutet in dieser Hinsicht eine meisterliche Anordnung. Die Baulichkeiten der letzten Dresdner Ausstellung erschienen desgleichen nichts weniger als dem Boden oktroyiert, indes kam in beiden Fällen doch nicht die Entwickelung dimensional so bedeutsamer Bau-Massen, wie München sie in den großen Hallen besitzt, in Frage. Auch war nicht die Nachbarschaft unverrückbarer Anlagen, wie sie durch die Nähe der Ruhmeshalle und die davorstehende Bavaria in München vorhanden sind, zu berücksichtigen. Der früher kaum genügend gewürdigte, heut in den Ausstellungs-Rayon einbezogene Park, das „Bavaria-Wäldl“ stellte ebenfalls Bedingungen, denn hier galt es nicht bloß „hinzusetzen“[1]) sondern „anzuschließen“, die Stimmung zu halten. Das ist geschehen, gut geschehen. Die erheblichen Baumassen, durch außerordentlich geschickt gegliederte, kleinere und vielfach durchbrochene Verbindungsbauten dem vorhandenen, prächtigen Baumbestande nahe gerückt, wirken nicht wie eine Belastung des Platzes. An ihnen selbst aber kamen nun wieder Fragen bedeutsamster Art zur Lösung, welche die Möglichkeit eines Handinhandgehens künstlerischer Anschauung mit dem Wesen durchaus moderner Nutzbauten aufs beste klarstellen. Die einheitlich durchgeführte Konstruktionsweise in Eisen-Beton zwang zu einer, von allen kleinlichen Zutaten freien Entwickelung der kubischen Massen und einzelnen Flächen; die Bedingung ausgiebiger Lichtzufuhr für die zahlreichen Einbauten brachte starke Durchbrechungen mit sich. Diese in Einklang mit der übrigen Masse zu bringen, war eine nicht gerade leicht zu bezwingende Aufgabe, denn es handelte sich nicht um Gebäude schlechtweg, sondern um Architekturen, um künstlerischen Ausdruck. Es würde zu weit führen, sollte im Rahmen einiger Erörterungen über die Münchener Ausstellung 1908 die architektonische Seite der Sache eingehend gewürdigt werden. Nur soviel soll rückhaltlos anerkannt sein, daß ohne Aufwand irgend welcher außerordentlichen Mittel, wie sie durch Verwendung verschiedenartiger Materialien, durch Verschiedenartigkeit der farbigen Flächenbehandlung usw. möglich sind, sondern lediglich durch sein überlegtes Disponieren, bei strikter Innehaltung eines und desselben, durch die Konstruktionsmaterialien bedingten Erscheinungscharakters an allen Teilen eine überaus vornehme Wirkung erzielt ist. Möchte die hieraus resultierende Einsicht sich dadurch dokumentieren, daß fortan auch bei allen hauptsächlich unter dem Gesichtspunkte der Brauchbarkeit entstehenden kleinen und großen baulichen Anlagen der künstlerischen Seite der Sache die nötige Berücksichtigung eingeräumt wird. Ein anderer Punkt noch macht diese Nutzbauten bemerkenswert. Sie sind Beweise dafür, wie mächtige

[1]) Ein bezeichnendes Gegenbeispiel bietet die unweit vom Ausstellungs-Rayon sichtbare neue Sendlinger Kirche, deren italienisch barocke Vorderfront samt den übrigen Seiten wie ein völlig fremdartiges Gebilde sich ansieht. Bezeichnend für den ebenfalls durchaus irrtümlichen Standpunkt des Architekten sind weiter die in Saal 284 ausgestellten Entwürfe zu einem neuen Schulhause für Partenkirchen. Die „Schulstube für Partenkirchen“, ausgestellt von den „Vereinigten Schulmöbel-Fabriken, G. m. b. H., München“, kann als Muster praktischer, hygienischer und künstlerisch einfach guter Behandlung eines solchen Raumes bezeichnet werden. Was aber das Gebäude und sein Verhältnis zu der umgebenden Bergnatur, die wahrhaftig nichts Kleinliches hat, betrifft, so ist hier in einer wenig erfreulichen Art neben das Ziel geschossen worden. Man verlangt behördlicherseits neuerdings eine Behandlung der Bauformen, die im Einklang mit der Umgebung steht! Aus dem Schulhause eines großen Gebirgs-Ortes ließ sich freilich kein Gebäude mit steinbeschwertem Giebeldache und Holzgalerien machen. Da konnten nur große, einfache Formen, ungebrochene Flächen in Wirkung treten. Das Projekt läßt diese völlig vermissen und zeigt die durchaus überflüssige Belebung der Fassaden mit allerlei ornamentalem Kleinkram, der dahin paßt, wie die Faust aufs Auge. Welcher Behörde mag wohl die Würdigung des künstlerischen Wertes eines solchen Entwurfes anvertraut gewesen sein!

Unterkunftsräume würdigen Charakters geschaffen werden können, ohne daß mit äußerlichem Prunke gewirtschaftet wird. Für München, dessen öffentliche Sammlungen vielfach durch ihre höchst unzweckmäßige Unterbringung beeinträchtigt erscheinen, ist dieser Umstand von Belang, wird doch die einfache Achtung vor den immer höher anwachsenden, nicht zur Aufstellung gelangenden Beständen der naturhistorischen Sammlungen beispielsweise dazu führen müssen, zweckdienliche Museumsbauten zu schaffen, Museumsbauten, bei denen man endlich einmal mit der ebenso kostspieligen als von geringem Verständnisse zeugenden Voraussetzung bricht, daß Kuppeln und anderes Dekorationswerk[1]), Säulen, dringend notwendig seien, um den monumentalen Charakter des Baues zu wahren, Museumsbauten weiter, bei denen endlich einmal der innere Zweck eine stärkere Betonung erfährt, als die Frage der Fassadenlösung. Letztere steht der inneren Brauchbarkeit nur allzuoft hinderlich im Wege. Die Welt ist daran gewöhnt, einspruchslos beinahe, sich die größten Geschmacklosigkeiten vorsetzen zu lassen, wo die Entschuldigung des Nutzbaues an die rechte Stelle gerückt wird. Anderseits aber zeigt eine Unmenge, zwar auf monumentale Wirkung komponierter, nicht immer aber ganz in diesem Sinne ausgefallener und oft recht wenig zweckentsprechender Bauten — die Museumsbauten des vergangenen Jahrhunderts vor allem andern — wie die Mehrzahl der Architekten bloß der äußeren Erscheinung solcher Schöpfungen nachging und darüber, wie auch beim Wohnhausbau das sachlich Wichtige vielfach vernachlässigte. Kommen wir allmählich beim Wohnhausbau zur Erkenntnis, daß Häuser zum Bewohnen, nicht zum Ansehen da sind, kommen wir überhaupt nach und nach wieder zu jener richtigen Einschätzung der sachlichen Behandlung, die den Alten eigen war, dann bilden sich wohl auch allmählich auf anderen Gebieten baulicher Betätigung manche Begriffe im günstigerem Sinne aus als bisher. Theodor Fischers neue Universität in Jena zeigt, in welch schlichter Weise der treffende Ausdruck für ein Gebilde gefunden werden kann, dessen Zwecke wahrhaftig keine gewöhnlichen sind. Der Architekt kam hier ohne massige säulengetragene Giebel, ohne Prunkportale aus, kurzum, ohne all jene Register ziehen zu müssen, ohne die es bei Andern schlechterdings nicht geht. Freilich werden sie von manchen Bauherren als der einzig wahre Ausdruck baulichen Empfindens eingeschätzt, weil gar manchem die wohlgeputzte Oberflächlichkeit wichtiger ist als das Wesen der Sache.

Die Münchener Ausstellungsbauten bedeuten, ohne daß dabei historische Reminiscenzen irgendwelcher Art eine Rolle spielen, eine Rückkehr zum Schaffen im Sinne der alten Meister, die dem Stoff immer eine reizvolle Gestalt zu geben wußten, nicht „trotzdem" er, sondern „weil" er in nutzbare Form gebracht werden mußte. Und so gewinnen diese Erscheinungen, die viel köstlichen Inhalt bergen, eine erhöhte, durchaus nicht bloß dem augenblicklichen Zweck allein entsprechende Bedeutung, die zeitlich, das steht zu hoffen, die schnell vorüberziehenden Tage des Ausstellungsunternehmens weit überdauert. Fallen werden am Schlusse bloß die Gebäulichkeiten des Vergnügungsparkes, die zum Teil in drastischer Form zeigen, wie vielgestaltet ein Jahrmarktsbild sein kann. Das ist nicht „le revers de la medaille", sondern glücklicherweise bloß der „drübrige", der jenseits des Parkes liegende Trakt, den man als Konzession an einen großen Teil des „kunstsinnigen" Publikums und als eine Rücksicht auf die Ausstellungskasse beurteilen muß, wennschon auch da manch ganz vortreffliche Einzelheit Anlaß zu freudiger Anerkennung bietet.

Maria-Eich-Planegg. **Berlepsch-Valendàs.**

[1]) An solchen Verkehrtheiten, die den Tiefstand der Architektur genügend kennzeichnen, sind wir nachgerade überreich genug, auf dem Gebiete des Museum-Baues in allererster Linie.

Rundschau.

Staatsminister und Staatsautorität.

I.

In den Sitzungen der bayerischen Abgeordnetenkammer vom 25. Juni und 30. Juni 1908 hat der Kultusminister Dr. v. Wehner wiederholt gegen den auch aus der Mitte des Hauses gemachten Vorwurf protestiert, daß er im Falle des Würzburger Lehrers Beyhl am 3. Juni l. Js. der Kammer eine der Wahrheit nicht entsprechende Auskunft gegeben habe.

Zur Klarstellung der Angelegenheit seien folgende Tatsachen zusammengestellt:

1. Am 13. Mai 1908 erging eine Entschließung des Herrn v. Wehner an die Regierung von Unterfranken, in der folgende Sätze vorkamen:

> „Die K. Regierung, Kammer des Innern wird künftig der Lehrerfachpresse fortgesetzt besondere Aufmerksamkeit zuwenden und darauf hinzuwirken haben, daß der Lehrer-Redakteur sich größerer Mäßigung befleißigt und Aufsätze seiner Mitarbeiter, die nach Inhalt oder Sprache ungehörig sind, strenger als bisher zurückweist."

(Mitteilung des Kultusminister v. Wehner in der Sitzung der Kammer der Abg. vom 25. Juni 1908, Sten. Ber. S. 602.)

In vollem Wortlaut ist diese Entschließung noch immer nicht veröffentlicht worden; daß sie sich aber ausdrücklich gegen Lehrer Beyhl als Schriftleiter der „Freien bayer. Schulzeitung" richtete, ergibt folgende Bemerkung des Kultusministers, mit der er in der Sitzung der K. d. Abg. am 25. Juni den Zweck der Entschließung erläuterte:

> „Die Kreisregierung sollte die fragliche Lehrerzeitung im Auge behalten und bei gegebenem Anlasse auf den Lehrerredakteur im Sinne der erteilten Weisung, d. i. im Sinne größerer Mäßigung, größerer Zurückhaltung einwirken." (Sten. Ber. S. 602.)

Am 30. Juni äußerte sich der Minister über den Zweck der Entschließung vom 14. Mai, etwas abweichend, wie folgt:

> „Die Absicht war vielmehr damals, die Kreisregierung möge den Lehrer Beyhl zu sich rufen und ihm sagen, daß es so nicht weitergehen könne."

2. Am 31. Mai 1908 hat Herr v. Wehner

> „dem Regierungspräsidenten von Unterfranken in einem Schreiben nahegelegt, in Wahrnehmung der der Regierung zukommenden Rechte und Pflichten zu prüfen, ob nicht Anlaß gegeben sei, den Lehrer Beyhl zur Verantwortung zu ziehen", d. h. ein Disziplinarverfahren gegen ihn zu eröffnen.

(Mitteilung des Kultusministers v. Wehner in der Sitzung der Kammer der Abg. vom 30. Juni 1908, Sten. Ber. S. 684.)

3. Mittlerweile hatte die Regierung von Unterfranken den ersten Auftrag des Kultusministers vom 13. Mai 1908 durch Vermittlung der Lokalschulkommission Würzburg in Vollzug gesetzt.

4. Am 2. Juni erschien folgende Notiz in den Blättern:

> „Aus Würzburg geht uns folgende Nachricht zu: Das Kultusministerium richtete an die Stadtschulkommission Würzburg das Ersuchen, auf die Redaktionsführung des Schriftleiters der „Freien Bayerischen Schulzeitung", Lehrer Jakob Beyhl in Würzburg, im Sinne ministerieller Direktiven einzuwirken. Die Ortsschulbehörde lehnte in ihrer gestrigen Sitzung das Ansinnen jedoch einstimmig ab." —

5. Am 3. Juni fragte Abg. Dr. Casselmann den Minister in der Kammer, ob diese Zeitungsnachricht richtig sei. Gegenüber dieser Anfrage standen dem Minister zwei Wege Wege offen: erstens die Wahrheit zu sagen, zweitens die Beantwortung der Frage abzulehnen; das letztere wäre mit Rücksicht auf die schwebende Möglichkeit

eines Disziplinarverfahrens wohl nahe gelegen. Der Minister zog es vor, einen dritten Weg einzuschlagen und gab folgende Erklärung ab:

„Meine Herren! Ich richtete an die Lokalschulbehörde Würzburg in meinem ganzen Leben noch keinen Erlaß und auch in letzter Zeit nicht. Ich habe keine Direktive an die Lokalschulbehörde Würzburg hinausgegeben.

(Zuruf links.)

Ich habe auch gar nicht die nächste Aufsicht über die Lehrer Die nächste Aufsicht über die Lehrer haben ganz andere Behörden wie das Ministerium."

Die weiteren Sätze seiner Erklärung befassen sich mit der prinzipiellen Frage der freien Meinungsäußerung durch Lehrer-Redakteure.

Es wird unmöglich sein, in den unterstrichenen Sätzen einen anderen Sinn zu erblicken, als den: Ich kann gegen Beyhl gar nicht vorgegangen sein, denn hiezu würde mir schon wegen der Zuständigkeitsverhältnisse der Anlaß gefehlt haben.

6. In der weiteren Debatte äußerte zunächst der Abgeordnete Segitz den Verdacht, daß vielleicht die Kreisregierung von Unterfranken eine derartige Weisung habe ergehen lassen und daß dem Minister bis heute davon noch nichts bekannt wurde. „Es wäre", fuhr er fort, „im Interesse der Aufklärung außerordentlich wünschenswert, wenn der Herr Minister sich bei der Kreisregierung in Unterfranken erkundigen würde, ob eine derartige Weisung ergangen ist. Das kann innerhalb weniger Stunden aufgeklärt werden. Eine kurze Depesche .... würde genügen."

Der Minister antwortete hierauf nicht.

7. Hierauf hat Abg. Dr. Casselmann in derselben Sitzung noch ein zweitesmal die Frage gestellt und zwar in folgender nicht mißverständlichen Weise:

„Ich möchte den Herrn Kultusminister nun etwas deutlicher fragen, wie es denn in Würzburg war. Er hat vorhin gemeint, er habe noch nie mit der Ortsschulbehörde Würzburg verkehrt. Ich glaube ihm das. Das ist aber nicht das punctum saliens, sondern das ists, ob der Kultusminister direkt oder indirekt dieses hochnotpeinliche Verfahren gegen Herrn Lehrer Beyhl einleiten wollte oder nicht, ob durch seine Vermittlung die unterfränkische Kreisregierung angehalten wurde mit der Lokalschulbehörde Würzburg ins Benehmen zu treten, ob von seiten des Herrn Ministers oder vielleicht nicht von ihm selbst, sondern mit seinem Wissen und Willen von einer unter ihm stehenden Persönlichkeit es geschah, kurz, ob der Kultusminister das Vorgehen, von dem heute und gestern in der Zeitung stand, mit seiner Stellung als Kultusminister deckt. Darauf kommt es an, nicht auf die formelle Frage, ob er direkt mit dem Stadtmagistrate und der Ortsschulbehörde verkehrte."

(Sten. Ber. S. 273.)

8. Minister v. Wehner antwortete hierauf:

„In diesem Zusammenhang komme ich auf die Frage des Herrn Abgeordneten Dr. Casselmann: Wie steht der Minister zur Würzburger Sache in materieller Beziehung? Meine materielle Stellungnahme zu dieser Frage habe ich schon in meiner heutigen ersten Rede hervorgehoben, wenn ich sagte:

„Nicht bloß auf der Hackerbräuversammlung, sondern auch in der Fachpresse der Lehrer ist in letzter Zeit eine aufreizende und maßlos übertreibende Sprache geführt worden, die sich gegen die Autorität richtet und die mit den dienstlichen Pflichten eines im öffentlichen Dienste stehenden Schulmannes nicht mehr vereinbar ist."

Ich habe damit meine materielle Stellung deutlich gekennzeichnet. Meine Auffassung ist die, daß die unterfränkische Kreisregierung in Wahrnehmung der ihr zukommenden Befugnisse und Pflichten allen Grund hat zu prüfen,

ob nicht dienstliche Verfehlungen eines Lehrers inmitten liegen und ob nicht Anlaß besteht, einen Lehrer zur Verantwortung zuziehen.

(Sehr richtig! rechts.)

(Unruhe und Widerspruch links.)

Zu dieser Stellungnahme haben Sie mich mit Ihrem Andrängen veranlaßt."

(Sten. Ber. S. 277.)

Zu dieser Antwort ist folgendes zu sagen: Obwohl Dr. Casselmann ausdrücklich erklärt hatte, das punctum saliens für die Kammer sei die Frage, ob der Minister das Vorgehen gegen Beyhl irgendwie veranlaßt habe oder nicht, sah sich der Minister nicht bewogen, seine erste Auskunft, die die materielle Seite ganz umgangen hatte, richtig zu stellen.

Er verweigerte nicht die Antwort auf die Anfrage Casselmanns, er erklärte im Gegenteil, er wolle die Frage, wie er zur Würzburger Sache materiell stehe, beantworten und er beantwortete sie so, daß die Volksvertretung glauben mußte, wenn etwas geschehen sei, habe die unterfränkische Regierung aus eigener Initiative gehandelt.

Dieser Eindruck mußte verstärkt werden durch die Bemerkung:

„Zu dieser Stellungnahme haben Sie mich mit Ihrem Andrängen veranlaßt."

Diese Bemerkung war eine Antwort auf die Zwischenrufe der Liberalen, die die gegen Beyhl gerichteten Worte des Ministers mit Unruhe aufgenommen hatten. Der Sinn der Bemerkung war offenbar der: Es ist allerdings für Beyhl mißlich, daß ich jetzt schon gegen ihn Stellung genommen habe, ehe noch das Verfahren gegen ihn, das die mir untergeordnete Kreisregierung gegebenenfalls einzuleiten hat, zum Abschlusse gekommen ist. Aber an dieser für Beyhl unerwünschten Situation sind diejenigen Abgeordneten Schuld, die mich durch ihre Fragen, wie ich zur Würzburger Angelegenheit stehe, zu meiner Aeußerung über Beyhl provoziert haben. Niemand, der diese Worte hörte, wird gedacht haben, daß der Minister schon mehrere Tage zuvor (am 31. Mai) in Sachen Beyhl sehr deutlich Stellung genommen hatte und zwar eben gegenüber der Kreisregierung von Unterfranken, also gegenüber der Disziplinarbehörde Beyhls (s. oben Ziff. 2).

Daß die Auffassung der Kammer nach der Erklärung des Ministers in dem kritischen Punkt in der Tat irrig war, zeigt eine spätere Bemerkung des Abgeordneten Dr. Müller in derselben Sitzung. Müller sagte in bezug auf die oben wiedergegebene zweite Erklärung des Ministers:

„Jetzt ist der Herr Kultusminister deutlicher geworden; ganz deutlich war er immer noch nicht. Er suchte die Sache so hinzustellen, als hätte er bisher in der Sache nichts getan, sondern bloß die Kreisregierung hätte vielleicht etwas getan. Das weiß er aber offenbar auch noch nicht, wenigstens nach seiner letzten Aeußerung stellt er sich so an, als wenn er nichts wüßte.

Herr Minister! Ich vermute, daß Sie die Geschichte ganz genau kennen,

(Heiterkeit links)

daß Sie, wie Sie in Ihrer ersten Rede heute sagten, zwar nicht direkt die Sache gemacht haben, daß aber die Kreisregierung ganz genau wußte, was Sie von der Sache dachten. Wenn die Kreisregierung noch nicht gewußt hätte, was Sie über den Verbrecher Beyhl denken, wüßte sie es jetzt ganz genau, wie sie gegen den Delinquenten vorzugehen hat."

Einer Antwort auf die Frage, ob Minister Wehner am 3. Juni l. Js. der Volksvertretung eine der Wahrheit nicht entsprechende Auskunft gegeben hat, wird es nach dem Vorstehenden nicht mehr bedürfen.

II.

Am 9. Juni brachte die Freie Bayerische Schulzeitung eine Erklärung des Lehrers Beyhl in eigener Sache mit folgender Mitteilung:

„Dafür wurde mir soeben von der Ortsschulbehörde ein Schreiben zugestellt, worin mitgeteilt wird, daß inhaltlich einer Entschließung der Kgl. Regierung von Unterfranken und Aschaffenburg vom 21. Mai in der „Freien Bayerischen Schulzeitung" in neuerer Zeit wiederholt Aufsätze, Gedichte und Erzählungen enthalten waren, in denen sich Wendungen finden, die nach Form und Inhalt ernste Bedenken erregen müssen." Dann heißt es: „Im Vollzuge eines Auftrages der genannten Kgl. Stelle bezw. des Kgl. Staatsministeriums des Innern für Kirchen- und Schulangelegenheiten werden Sie hiermit veranlaßt, daß Sie als Schriftleiter der genannten Schulzeitung sich selbst größerer Mäßigung befleißen und Aufsätze Ihrer Mitarbeiter, die nach Inhalt und Sprache ungehörig sind, strenger als bisher zurückweisen."

Infolge dieser Veröffentlichung sah sich das Ministerium veranlaßt, durch eine offiziöse Erklärung in der Korrespondenz Hoffmann vom 16. Juni die Existenz der Ministerialentschließung vom 13. Mai 1908 an die unterfränkische Regierung zuzugeben mit dem Beifügen:

„Eine Inanspruchnahme der Ortsschulbehörde Würzburg, die in der ganzen Ministerialentschließung mit keinem Worte erwähnt wird, entsprach weder dem Wortlaut noch der Absicht dieser Entschließung, welche lediglich eine interndienstliche Anweisung für die Regierung war."

Daß sich die Ministerialentschließung vom 13. Mai 1908 speziell mit dem Falle Beyhl beschäftigt hatte, wird in dieser offiziösen Note noch verschwiegen.

Darauf wurde am 22. Juni von einer Volksversammlung im Münchener Kindl-Keller folgende Resolution gefaßt:

„Die von über 2000 Personen besuchte Volksversammlung erblickt in der Antwort des Herrn Kultusminister v. Wehner auf die Fragen der Abgeordneten Dr. Casselmann und Segitz, ob von ihm die Einleitung des Disziplinarverfahrens gegen den Lehrer Jakob Beyhl in Würzburg beeinflußt wurde, eine der Wahrheit nicht entsprechende Auskunftserteilung und eine Verletzung der Achtung und Würde, die der einzelne Abgeordnete wie die ganze Kammer der Abgeordneten als Vertreter des Volkes seitens der K. Staatsregierung für sich in Anspruch nehmen können und müssen, sie erachtet aber auch das Verhalten des Kultusministers für geeignet, das in einem geordneten Staatswesen nötige Vertrauen zwischen Volk und Staatsregierung zu zerstören."

Diese Resolution gab dem Minister Anlaß, in der Sitzung der Abgeordneten vom 25. Juni eine Rechtfertigung seines Verhaltens zu versuchen. Er erklärte, ihm sei „vollständig unverständlich" (!) gewesen, auf welche Weise die Ortsschulbehörde in Würzburg mit dieser Sache befaßt worden sein sollte, da doch das Ministerium weder direkt noch auch durch die Vermittlung der Kreisregierung irgend einen Auftrag an die Ortsschulbehörde in Würzburg habe gelangen lassen; er habe das „völlig unbegreifliche" Vorgehen der Kreisregierung nicht „ahnen" können. (Sten. Ber. S. 603.) Der Minister erklärte des Weiteren:

„Gleich nach der Sitzung habe ich mir die Akten der Kreisregierung von Unterfranken und Aschaffenburg vorlegen lassen und erst aus diesen Akten habe ich ersehen, daß die Kreisregierung die lediglich für sie bestimmte Ministerialentschließung vom 13. Mai 1908 an die Ortsschulbehörde in Würzburg weitergegeben und dieser die Aufgabe übertragen hat, welche nach der Ministerialentschließung von der Regierung selbst zu erfüllen gewesen wäre.

(Hört, hört! rechts und bei der Freien Vereinigung.)

Dabei hat sich die Kreisregierung überdies in aktenwidriger Weise ausdrücklich auf einen Auftrag des Ministeriums berufen, der nicht vorlag.

(Hört, hört!)

Eine solche Inkorrektheit konnte ich auch bei der damaligen Abwesenheit des Regierungspräsidenten nicht voraussetzen und nicht annehmen."

(Sten. Ber. S. 602.)

Dieser brüske Vorstoß gegen die unterfränkische Regierung hat weithin im Lande großes Aufsehen gemacht. Zur Entschuldigung führte der Minister bei einer späteren Besprechung im Landtage (am 30. Juni) an, er glaube, „die Staatsautorität würde mehr geschädigt werden, wenn man mit Grund dem Minister eine Inkorrektheit nachweisen könnte, als wenn einmal eine untergeordnete Stelle, eine dem Ministerium untergeordnete Stelle sich vergriffen hat."

Sehen wir zunächst, ob sich die Kreisregierung überhaupt „vergriffen" hat!

Nach einer von Minister Wehner in der Sitzung vom 30. Juni zitierten Aktennote des Ministers des Innern scheint dieser seinem Kollegen wenigstens teilweise zu Hilfe gekommen zu sein, insofern auch er sich der Meinung anschloß, die Kultusministerialentschließung vom 13. Mai sei „ohne Zweifel ihrem Inhalt und Charakter nach" als eine „innere Anweisung" für die Regierung aufzufassen. Aber bemerkenswert ist, daß in dieser Aktennote nur die eine Folgerung daraus gezogen wird: „Es hätte daher ein Auftrag unter Bezugnahme auf die Entschließung an die Lokalschulbehörde nicht ergehen dürfen." Daß diese überhaupt nicht in Anspruch genommen werden durfte, wie der Kultusminister behauptet hatte, ist in der Aktennote des Ministeriums des Innern nicht gesagt. Im übrigen kann nicht unbemerkt bleiben, daß Minister Wehner aus der Aktennote des Ministers Brettreich dem Landtag nur einige Sätze vorlas und nicht einmal diese im Zusammenhange.

Ein absolut sicheres Urteil über die Frage, ob die Kreisregierung völlig zutreffend gehandelt hat, ist selbstverständlich unmöglich, solange nicht der Wortlaut der Ministerialentschließung und der Regierungsentschließung bekannt ist. Aber nach dem, was bisher bekannt geworden ist — und dies ist sicher alles, was das Ministerium zur Stütze seiner Auffassung anführen kann — kann nur gesagt werden, daß die Art und Weise, wie die Kreisregierung vorgegangen ist, vollkommen korrekt gewesen ist.

Die Regierung hat, wie aus dem von der „Freien Bayerischen Schulzeitung" veröffentlichten Schreiben der Würzburger Ortsschulbehörde hervorgeht, den Lehrer Beyhl durch diese zu größerer Mäßigung vermahnen lassen. Wenn Beyhl beim Vollzug dieser Anordnung vom Vorliegen des ministeriellen Auftrags verständigt wurde, so konnte dies nur geeignet sein, der Mahnung den größtmöglichen Nachdruck zu geben. Die Kreisregierung hatte nicht die ihr gestellte Aufgabe der Ortsschulbehörde übertragen, wie ihr Minister v. Wehner vorwarf, sondern sie hat sich der Ortsschulbehörde, also eines staatlichen Organs, beim erstmaligen Vollzug, bei der ersten an Beyhl erlassenen Mahnung bedient.

Dies aber war durchaus korrekt. So wenig das Ministerium unmittelbar mit einem Lehrer verhandelt, sondern sich an die Kreisregierung wendet, so wenig verkehrt diese unmittelbar mit dem Betreffenden, sondern wendet sich an die Ortsschulbehörde. Selbstverständlich konnte die Kreisregierung, wenn ihr Ausnahmeverhältnisse das zu rechtfertigen schienen, den Lehrer Beyhl selbst verwarnen. Wenn das Ministerium das wollte, so hätte es das bloß zu sagen oder die Entschließung als vertraulich zu bezeichnen brauchen. Wenn sich die Kreisregierung aber an die Ortsschulbehörde wandte, so war dies das normale Verfahren. Die Ortsschulbehörden sind es, die nach den bestehenden Vorschriften die nächste Dienstaufsicht über die Lehrer haben. Nach § 1 der Amtsinstruktion für die Distriktsschulinspektoren vom 15. Sep-

tember 1808 sind ferner die Lokalschulkommissionen in Bezug auf das Volksschulwesen die unmittelbaren Hilfsorgane der Kreisregierungen. Dazu kommt, daß die noch heute grundlegende Formationsverordnung vom 17. Dezember 1825, auf die der Minister schon von mehreren Abgeordneten in der Sitzung vom 30. Juni mit Recht aufmerksam gemacht worden ist, in § 19 bestimmt:

„Dagegen machen Wir es Unseren Kreisregierungen zur Pflicht, die Kompetenz der Unterbehörden in keiner Weise zu schmälern, denselben unter Vorbehalt der Beschwerde und der amtlichen Rüge den unmittelbaren Vollzug der Gesetze und Verordnungen, sowie das eigentliche Detail der Verwaltung zu überlassen."

und ausdrücklich schärft § 47 dieser Verordnung den Kreisregierungen ein:

(In die Geschäftssphäre der Kammern des Innern fallen: . . .) Aufsicht auf das Betragen und den Fleiß des gesamten Lehr- und Erziehungspersonals, . . . Handhabung der Disziplin gegen Schulen und Studierende. In dieser Beziehung haben die Regierungen die unmittelbare Leitung den Rektoraten, den Distrikts- und Lokalschulinspektionen zu überlassen."

Wenn der bayerische Kultusminister die Zulässigkeit einer Inanspruchnahme der Ortsschulbehörden in Fällen, wie einer in Frage steht, von einem besonderen Auftrag des Ministeriums abhängig machen will, so ist das ein Prinzip, das gegen die zitierten königlichen Verordnungen verstößt und die bayerischen Gemeinden hätten allen Anlaß, sich dagegen zu verwahren, daß auf diesem Wege die ihnen zukommende unmittelbare Aufsicht über die Schulen geschmälert wird (die Lokalschulkommission besteht in der Mehrzahl aus Abgeordneten der Gemeindevertretung).

Wurde aber die Würzburger Lokalschulbehörde mit dem Vollzug der Ministerialentschließung betraut, so entspricht es nicht bloß der Aktenlage und der Wahrheit, sondern auch der tagtäglich in allen Geschäftszweigen der bayerischen Verwaltung geübten Praxis, der in Anspruch genommenen nachgeordneten Behörde davon Kenntnis zu geben, daß der Auftrag im Vollzug einer Ministerialentschließung von dem und dem Datum ergeht. (So hat sich ja auch die Würzburger Lokalbehörde in ihrem Schreiben an Beyhl auf die Anordnungen der vorgesetzten Instanzen bezogen.) In der Tat wird man schwer einen Grund ausfindig machen können, warum der ministerielle Auftrag verschwiegen werden soll, solange man nicht annehmen kann, daß sich das Ministerium geniere, seine eigenen Verfügungen zu vertreten.

Nach dem Vorstehenden mag ermessen werden, mit welchem Rechte der Minister die Kreisregierung bloßgestellt und sie der Inkorrektheit und eines aktenwidrigen Vorgehens bezichtigt hat. Ebenso wichtig wie die juristische Seite der Angelegenheit ist aber die moralische. Bisher galt es als nobile officium der Staatsregierung, die ihr untergebenen Beamten gegen ungerechte Angriffe, insbesondere auch gegen solche Angriffe im Landtag, nachdrücklich zu schützen und für sie in die Bresche zu treten. Dem Minister v. Wehner blieb es vorbehalten, ein umgekehrtes Verfahren einzuschlagen. Um sich aus einer durch seine Schuld unhaltbar gewordenen Situation herauszuziehen, verschmähte er es nicht, den Direktor der unterfränkischen Kreisregierung, der sich nicht rühren kann, in einer unerhörten Weise vor dem Landtage und vor dem Lande anzugreifen.

Er glaubte damit der Staatsautorität einen Dienst zu leisten. Seine Räte mögen ihm sagen, daß er damit den entgegengesetzten Erfolg erreicht hat. Mit Recht verlangt die Staatsregierung Treue von den ihr untergebenen Beamten. Aber diese Treue hat eine Voraussetzung: daß auch die Staatsregierung ihren Beamten die Treue wahrt.

Der Kirchenzwang.

Wir veröffentlichen eine Zuschrift, die trotz ihres extremen Standpunktes zum Nachdenken über das behandelte Problem anregen mag. S. M.

Sie bringen, geehrter Herr Redakteur, in Ihrem Maihefte einen Aufsatz von Herrn Erich Petzet über die Aufgaben der Elternvereinigungen, mit dem man in vielen Punkten einverstanden sein kann, ausgenommen die Verwerfung des Kirchenzwanges gegenüber der Jugend. Im Interesse der planmäßigen Heranziehung von freien Geistern liegt es, den genau entgegengesetzten Standpunkt einzunehmen und alle auf Sicherung und Verschärfung des religiösen Zwanges abzielenden Bestrebungen der Kirchen teils durch schadenfrohes Gewährenlassen zu fördern, teils durch staatliche Unterstützung zu vergiften, teils durch absichtlich ungeschickte Angriffe zu reizen. Wir Monisten befürchten, es möchte durch ruhige und sachliche Beweisführung in der Art des Herrn Petzet die Gefahr heraufbeschworen werden, daß den kirchlichen Kreisen die Erkenntnis aufdämmert, wie sehr der Kirchenzwang der Religion schadet. Was uns wünschenswert erscheint, ist Wahrung des gegenwärtigen Systems, noch lieber Verschärfung des Zwanges, weil hiedurch das heranwachsende Geschlecht sicher **uns** in die Hände geliefert wird.

Demgemäß müssen wir es als eine unsere letzten Ziele schädigende Lauheit bezeichnen, wenn sowohl in der katholischen wie in der evangelischen Kirche Stimmen laut werden, die eine Verminderung des **religiösen Memorierstoffes** befürworten. Im Gegenteil ist schon von der Volksschule an die Aneignung zahlreicher Bibelstellen und Gesangbuchverse, wie das wortmäßige Auswendiglernen des Katechismus mit allen Mitteln zu erzwingen, und der Geistliche hinsichtlich der hierin zu stellenden Anforderungen eher zu spornen als zu hemmen. Erfahrungsgemäß ist die Bibel, besonders das Alte Testament, ein Hauptfaktor sexueller Aufklärung, da die Jugend mit eigentümlichem Geschicke verfängliche Stellen wittert, sucht und findet, sich die verfänglichsten heimlich mitteilt und erläutert, und dadurch zu theoretischem und praktischem Bekanntwerden mit den Geheimnissen des sexuellen Gebietes umso stärker gereizt wird, als in ihrem ganzen häuslichen und sonstigen Schulleben dieses selbe Gebiet stillschweigend als nicht vorhanden vorausgesetzt und behandelt wird. Die Verse des Gesangbuches sind wegen ihrer klapperdürren Reizlosigkeit trefflich geeignet, zum Vergleiche mit wirklich dichterischen Erzeugnissen zu zwingen, wodurch die Liedertexte zunächst künstlerisch entwertet werden. Wenn der eifrige Religionslehrer das Massenlernen solcher Verschen erzwingt, leistet er mehr für die religiöse Gleichgültigkeit als ein Jahrgang des Freien Wortes. Das wertvollste Mittel, den jugendlichen Geist der Religion zu entfremden, bleibt allerdings der Katechismus. Die spröde Form macht ihn der Jugend langweilig, der abstrakte Inhalt totenhaft, die Oede des Fragen- und Antwortenspieles den Reiferen unausstehlich, die Wichtigkeit, die auf seine wortmäßig genaue Aneignung gelegt wird, geradezu verhaßt. Der ungeschulte Verstand ahnt bereits die Lächerlichkeit dieser selbstsicheren Beweise, und sträubt sich instinktiv, die kostbare Jugendzeit durch Auswendiglernen blutleerer Begriffbestimmungen, grotesker Unterscheidungen und theologischer Spitzfindigkeiten, zum Teil in veralteter Sprache, zu vergeuden. Daher wird kein guter Monist gegen die Anzahl der Religionsstunden agitieren. Alle didaktischen und methodischen Reformen dieses Unterrichtes sind zu verhindern. Hingegen ist es nicht nur gestattet, sondern geboten, den Religionsunterricht indirekt und praktisch lahmzulegen: je langweiliger der religiöse, desto fesselnder muß der weltliche Unterricht gegeben werden: je mehr der Religionslehrer straft, desto nachsichtiger wird der weltliche Lehrer sein; je höhere Anforderungen jener stellt, je strenger er die Leistungen bewertet, desto weniger darf der weltliche Lehrer die Schüler überbürden und desto wohlwollender wird er sie beurteilen. Es mag dem Laien manchmal schwer sein, auch Ueberschreitungen

gegenüber diesen Standpunkt festzuhalten, aber es ist unbedingt nötig. Strafaufgaben wecken den Geist der Widerspenstigkeit, schwerere Strafen machen den Unterrichtenden und den Unterricht unbeliebt, schlechte Noten vollends verhaßt. Die Anstaltsleiter werden daher gut tun, selbst anmaßende disziplinäre Forderungen der Religionslehrer zu bewilligen, dabei aber auf geschickte Weise durchblicken zu lassen, daß sie ungern strafend einschreiten und dies nur aus Respekt vor der Kirche tun. Offene Angriffe auf religiöse und kirchliche Dinge hingegen sind zu unterlassen, da der Lehrer leicht den Ton verfehlt und die Schüler dadurch mißtrauisch macht, und da insbesondere diese selbst die gegenseitige Erschütterung ihrer Glaubensvorstellungen wirksamer besorgen, als der eifrigste Lehrer es je vermöchte, zumal die beliebten philosophischen Scheinverteidigungen der Apologetik das Dogma zur Diskussion stellen und dadurch den Boden für populäre Aufklärungsschriften in der Art von Häckels Welträtseln ausgezeichnet vorbereiten.

Ebenso entschieden ist die Strömung zu mißbilligen, die sich gegen den Beichtzwang katholischer Schüler richtet. Man bedenke, wie folgenschwer es ist, schon die Kinder mit den Möglichkeiten und Unterschieden der Sünden eingehend bekannt zu machen, wie dies durch die bewährten, in ganz Deutschland eingeführten Beichtspiegel geschieht! So weckt die Frage, ob er sich habe Glaubenszweifel zu schulden kommen lassen, ganz von selbst im Schüler den Zweifelsinn, wie andererseits eine eingehende Behandlung des sechsten Gebotes als Reizmittel der Sinnlichkeit durchaus nicht zu unterschätzen ist. Schon dem kindlichen Gemüt wird durch die Beichte eine Zerknirschung und mystische Extase zugemutet, die, weil forciert und unnatürlich, bald erlischt und erkaltet. Wertvoll ist die Erklärung einer unendlichen Beleidigbarkeit Gottes als Voraussetzung für Auffassung und Behandlung der Sünde; da diese Vorstellung für ein Kind niemals Gefühlssache werden kann, führt sie dazu, den Beichtvorgang allmählich immer gleichgültiger zu erledigen. Ebenso leistet eine möglichst haarspalterische Unterscheidung schwerer und läßlicher Sünden gute Dienste; ein geweckter Schüler wird die Sündeninventur bald als Addition von Dezimalbrüchen erfassen. Durch erzwungene Gewohnheit wird er rasch lauer, und der Umstand, daß die Autorität der Schule befehlend und drohend hinter dem Sakramentenzwange steht, beschleunigt den Prozeß der innerlichen Loslösung.

Durch nichts wird dem Schüler die Religion gründlicher verleidet als durch den staatlichen Zwang, vermittels dessen er der Kirche noch in einem Alter zugetrieben wird, in welchem erwachende Kritik und zunehmende Reife ihn von ihr naturgemäß entfernen. Gerade weil es vom Standpunkte wahrhafter Religiosität aus eine Ungeheuerlichkeit ist, zum Empfange des Abendmahles so und so oft im Jahre ohne Rücksicht auf die seelische Disposition zu kommandieren, sind die gegen solchen Zwang, selbst kirchlicherseits, geäußerten Bedenken zu beschwichtigen und allenfalls durch geeignete „Argumente" zu entkräften.

Keinesfalls darf eine Erleichterung betreffend den Zwangsbesuch des Gottesdienstes befürwortet werden. Denn nur dann besteht sichere Aussicht, daß der junge Mann nach seinem Abgange von der Schule die Kirche dauernd verschmähen wird, wenn er bis zum letzten Sonntage gezwungen worden ist, sie zu besuchen. Dementsprechend sind grundsätzlich keine Dispensen vom Besuche des sonntäglichen Gottesdienstes zu erteilen. Gegen Schüler, die ihn versäumen, ist mit strenger Strafe einzuschreiten, deren Vollzug (siehe oben!) am zweckmäßigsten dem Religionslehrer überlassen wird. — Den Tendenzen der Kirche, auch nachmittägige Pflichtgottesdienste einzuführen, oder den Besuch der Messe auch an Werktagen obligatorisch zu machen, ist nach anfänglichem geheuchelten Sträuben (motiviert durch hygienische Bedenken) vorsichtig entgegen zu kommen. Wo kein Schulgottesdienst besteht, ist ein solcher einzurichten. Denn erst die Schule mit ihrem Zwange macht den Gottesdienst

verhaßt. Es ist daher nicht wünschenswert, daß die Schüler an den lebendigen Gottesdiensten der gläubigen Gemeinde teilnehmen, da die Gefahr zu nahe liegt, sie möchten, der Massensuggestion, dem elterlichen Beispiel, der Stimmung des Ortes oder der Feierlichkeit des Ritus erliegend, ihren Glauben auch über die Kinderjahre hinaus bewahren. Die nüchterne Form des Schulgottesdienstes allein gewährleistet frühzeitige Abkehr von der Kirche. Die Schüler lernen auf diese Weise die Religion als administrativ-bürokratische Schulinstitution aufzufassen, mit der sie sich äußerlich korrekt abzufinden haben. Sie erhalten ihre bestimmten Plätze angewiesen und werden kontrolliert, ob sie auch anwesend seien, was ernüchternd und peinlich wirkt und daher das jugendliche Ehrgefühl verletzt. Der predigende Geistliche ist meistens derselbe Professor, der ihnen die Woche über wegen ungenügenden Auswendiglernens schlechte Noten und Arreste gab: diese Gefühlsverbindung allein reicht aus, jeden Eindruck der Predigt hinfällig zu machen. Durch die Anwesenheit des beaufsichtigenden Oberlehrers, ja sogar des Schuldieners, wird der Zwang noch einleuchtender, der ganze Vorgang noch stimmungsloser. Geflissentliche Gleichgültigkeit der zur Aufsicht befohlenen Lehrer wird seitens der Schüler bemerkt, besprochen, bewundert und nachgeahmt; andächtiges Benehmen erweckt höchstens Heiterkeit und Verachtung. Die Wirkung bleibt also in beiden Fällen gleich.

Nützlich und nachahmenswert ist die Gepflogenheit mancher Religionslehrer, die Kontrolle auch auf die von den Schülern in der Kirche benützten Gesang- und Gebetbücher auszudehnen. Abgesehen von der Empörung des jungen Ehrgefühls, die sich letzten Endes abermals gegen die Kirche richten wird, ist es nicht ohne Verdienst, die weniger Vorgeschrittenen unter den jungen Leuten hiedurch auf die Möglichkeit hinzuweisen, sich Goethes Faust oder irgend ein anderes Lieblingswerk in schwarzes Leder mit Rot- oder Goldschnitt binden zu lassen, dabei aber, der drohenden Kontrolle wegen, auch stets das wirkliche Gesangbuch mitzunehmen.

Natürlich ist es von Zeit zu Zeit notwendig, in der Presse, in den Volksvertretungen und in eigens einberufenen Versammlungen gegen den Kirchenzwang fulminant zu protestieren. Dadurch bleibt in den Kreisen der kirchlich Gesinnten die für unsere Zwecke unumgänglich nötige Wahnvorstellung erhalten, als sei der Kirchenzwang der Religion nützlich und den Kirchenfeinden ein Dorn im Auge. Kurzsichtig, wie diese Menschen manchmal zu sein pflegen, ziehen sie die Schraube fester an und sind weniger geneigt denn je, den Zwang zu beseitigen. Damit ist der Zweck derartiger Scheinproteste vollkommen erreicht.*) Sehr gut läßt sich in der Praxis ein weitgehendes Entgegenkommen kirchlichen Forderungen gegenüber durchführen; man wird jedoch hiebei nicht versäumen, gegen das kleinste solche Zugeständnis in der Presse gleichzeitig mit möglichstem Geräusch zu polemisieren; dadurch wird die Kirche aus ihrer Sicherheit gerissen und die Situation auf beiden Seiten zweckdienlich verschärft.

Je mehr Zwang in kirchlichen Dingen, desto früher beginnt und desto gründlicher setzt sich die Abneigung gegen die Religion in der jugendlichen Seele fest. Je mehr der junge Mensch auf der Schule hat heucheln müssen, desto entschiedener wird er seinen Unglauben später bekennen und danach sein Leben einrichten. Darum keine sachliche Beweisführung, wie diejenige des Herrn Petzet! Sie gefährdet direkt die erfreulich vorgeschrittene Religionslosigkeit unserer Schüler. Nur der konsequent durchgeführte Kirchenzwang erzieht uns eine monistische Generation.

---

*) Das Arrangement der Münchener Versammlung vom 4. Juli 1907 z. B. war nach der bei Georg Müller erschienenen Broschüre taktisch ausgezeichnet: Schläge ins Wasser, derartig geräuschvoll geführt, wirken pompös, überzeugen nur Ueberzeugte und stärken die Position, die man zu bekämpfen vorgibt.

Verantwortlich: Paul Nikolaus Cossmann in München.

Kgl. Hof-Buchdruckerei Kastner & Callwey.

Der Kaiser.

Von Rudolf Borchardt.

Der Kaiser hat vor vier Jahren den ältesten Sohn verheiratet, Nachkommenschaft im zweiten Grade steht seit geraumer Zeit neben ihm. Wochen ist es her, daß er in der Stille, die dem finstern Gesichte der Zeit anstand, am zwanzigsten Jahrestage seiner Thronbesteigung den Glückwunsch seiner Kabinette hat entgegennehmen können; Monate trennen ihn von der Stunde, in der sein Halb-Jahrhundert voll wird. Solche Data sich in Anschauung umzusetzen, wird die Welt weder viel Fähigkeit haben, noch viel Bereitschaft aufbringen. Der Mann, der seit zwei Jahrzehnten angesichts der Menschheit den Typus des Jungen Königs mit der ganzen Gewalt über die „dunklen Gefühle" darstellt, die ehdem der mythischen und der dichterischen Gestalt eignete, bringt ein Bedürfnis nach symbolischer und typischer Person zur Ruhe, das ohne ihn seit dem Aussterben des Mythus und der höheren Poesie auf Erden keinen Gegenstand, und seit dem Siege der historischen Kritik nicht einmal in der Geschichte mehr einen Ersatz fände. Die stilisierende Phantasie der Völker hat den Kaiser aufgenommen, umgestaltet und festgestellt. Für sie kann er seitdem nicht altern. Sie wird ihn, wie er ihr erscheint, gegen die Einreden der Chronologie mit dem naiven Gefühle verteidigen, das Goethe den Chiron von Helena aussprechen läßt; und sie hat wie „der Poet", den „keine Zeit bindet", nicht nur die höhere Wahrheit für sich — denn von allen Versuchen, das Lebendige unter den Epochen-Begriff zu stellen, sind allgemeine Altersgrenzen sicherlich der fragwürdigste — sondern sie bedient sich auch gegen eine Betrachtung, wie die hier folgende, gehalten, allen Vorteils, den der Instinkt gegen das Raisonnement hat. Trotzdem hat diese Betrachtung nicht darauf verzichten wollen, die Gestalt, auf die sie gerichtet ist, innerhalb der ersten sich um sie her schließenden Cyklen anzuschauen. Drei Generationen nebeneinander begreifen das Jahrhundert in sich, — die Enkelkinder und -säuglinge, in deren Alter nicht mehr hinüberzureichen der Kaiser sich bewußt ist, bedeuten auch seiner in die Zukunft dringenden Leidenschaft die erste unrührbare Grenze des Beschiedenen, Hälfte des Lebens; eines Lebens, das niemand kennen und sehen will; einer Laufbahn und Entwicklung, die eben erst der eine oder andere zögernd mit ihm weiterzugehen beginnt, die vom Lärme des jeder Macht feilen Beifalls und von dem konventionellen Phantasiebilde des Auslandes so weltenfern gewesen und geblieben ist, wie von der blinden Verstockung der Herzen in der Heimat und von der halb gleißnerischen, halb frechen Bemängelung seiner Art, der festgewordenen Form, mit der die niedergehaltene Gemeinheit sich gegen seine unbequeme Großartigkeit auflehnt. Indes er heut so einsam wie je über die Grenze weg in die zweite Hälfte des Daseins hinüberschreitet, beschließt diese Zeitschrift, ihren Absichten Deutlichkeit und dem Moment der Entwickelung, den sie selbst erreicht hat, einfach dadurch Nachdruck zu geben, daß sie ihn dar-

stellt. Sie tut es mit den kritischen Mitteln und dem Respekt vor dem einmaligen und unersetzlichen Individuum, die im Stammlande der Empfindsamkeit, der „idealistischen“ Spekulation und jeder geistig bemäntelten Ausflucht aus den Geboten der Zeit nur den jeweilig modischen Meistern der malerisch oder literarisch bewirkten Stimmung zugestanden zu werden pflegt. Sie auf den Kaiser anzuwenden, ihm als geistigem Phänomen mit einem Worte die öffentliche Wichtigkeit und das Interesse des gerade kurrenten Literaten oder dessen zuzutrauen, was der leichtsinnige Sprachgebrauch Künstler nennen mag, ist ein ungewöhnliches Wagnis, und wer den für solche Erörterungen überhaupt zugänglichen Teil des deutschen Publikums kennt, darf fragen, was man sich davon verspreche. Aber ein Gewissen, das sich nicht ausweicht, wird gerade durch Umstände, die ihm unmittelbare Erfolge verweigern, vor die Pflicht gestellt; nur indem er sich als moralische Person faßt, die zumindest darum wirkt, weil sie auf Zwecke des Handelns verzichtet, kann der politische Schriftsteller, der den Namen verdient, gegenwärtig seine Aktion rechtfertigen: seine scheinbare Schwäche und seine wirkliche Stärke fallen in den einen Begriff zusammen, durch den er sich vom nationalen Dasein distinguiert: in den Begriff der Unabhängigkeit.

Darunter kann hier füglich nicht diejenige Unabhängigkeit verstanden werden, die als Parteivorwand oder als phrasenhaftes Postulat ganz Deutschland beherrscht und die etwa in der Weise, in der Parteien von jeher sich als „die Guten“ oder „die Besten der Nation“ bezeichnet haben, nur besonders naiv sich als den Superlativ politischer Ethik stilisiert. Die Unabhängigkeit „unabhängiger Parteien“, die sich in adiecto widerspricht, hat für uns genau den Begriffswert der fingierten „dunklen Mächte“, von denen sie unabhängig zu sein versichert, und von denen sie ihr Plattformdasein bestreitet. Und ebensowenig können wir es auf die Unabhängigkeit des Bestallten vom Bestallenden, des Organes vom beseelenden Antriebe des Organismus abgesehen haben, die von der gleichen demagogischen Unreife überall bei uns unter die konstitutionellen Forderungen gerechnet wird. Unter die aristokratischen Voraussetzungen, die jede organisch gewordene Konstitution hat, gehört aber gerade die Ausschaltung des public officer und aller, who touch the kings coin, aus dem Körper der sich selbst regierenden Nation, auf Grund der stolzen Forderung, daß jeder, der eine Institution zu hemmen sich gedrungen fühlt, vorerst die Hand aus ihrer Tasche gezogen haben müsse, und daß ferner Verwaltungen sich durch diejenigen zu reformieren haben, die sich praktisch innerhalb der Verwaltung aufsteigend, und nicht in die Opposition theoretisch desertierend, zur Geltung bringen. Deutschland war und ist zu arm um sich mit der konstitutionellen Grundweisheit, daß opponieren out of office sein heißt, identifizieren zu können; es hat eben noch durch den verhängnisvollen Schritt der Bezahlung, das heißt Beamtung seiner Abgeordneten

bewiesen, wie sehr es ein Beamtenland und Beamtenvolk ist; niemand auf Erden bezahlt niemanden um sich von ihm contrecarrieren zu lassen, und es ist nur logisch, wenn die extremste Partei unsrer Opposition von dem Augenblicke an, wo sie einen enormen Organismus mit einem Vermögen von Millionen zu verantworten hat, praktisch beweist, daß sie als Macht die Wahl hat und nicht gesonnen ist, sich von ihren Dependenten in Stücke schwatzen zu lassen. Unlogisch, wie immer das Pathos einer Uebergangszeit, ist es nur, auf der einen Seite durch Beamtenvermehrung und Pensionswirtschaft sowohl der kleinbürgerlichen nationalen Vergangenheit wie der unaufhaltsamen Proletarisierung der europäischen Mittelstände seinen Zoll bezahlen, und auf der anderen Seite eine Unabhängigkeit und Freiheit postulieren, die bestenfalls schwache Köpfe veranlassen kann, ihre gleichgültige Existenz zu opfern, während sie schlimmstenfalls der Unwahrhaftigkeit dazu verhilft, das Opfer zu posieren, ohne sich wirklich zu riskieren; indes sich der Parteiausdruck dieses Pathos mit einer so rohen Empfindung von den ersten konstitutionellen Voraussetzungen verträgt, hat er es allerdings dazu gebracht, daß das Land von karikierter Unabhängigkeit und von Gedankenfreiheit, die keines Gedankens fähig ist, wimmelt, wie eine Wüste voller Täufer, die im Turnus für einander den einsamen Warner und die zerknirschte Gemeinde markieren. Abschreiben und nachsprechen reguliert den Verkehr. Die Methoden sind allgemein, die Phrasen anonym, die Köpfe veröden.

Von dieser Unabhängigkeit haben wir in Deutschland übergenug. Wenn nicht das Zentrum zwischen den Regierung und Opposition vertretenden Volksteilen als Parteiregulator stände, so würde es der gesamten Anstrengung unserer geschichtlichen Tradition bedürfen, um uns gegen ihren Uebergang in die Regierung zu sichern. Aber sie sitzt wenn nicht am Regierungstische, so doch nicht minder an vollen Tischen; sie spreizt sich im Staat ihrer Phrasen in den Spalten aller gelesenen, weil lesbaren Zeitungen; sie ist mit allen Mächten assekuriert, die zu klug sind, um den Schein der Macht zu wollen und sich mit ihrem Besitze genügen lassen; sie hat ein Phrasarium für die Massen, denen sie schmeichelt und ein anderes für das ästhetisierende Kulturphilisterium, das seine Anarchie seit den Wahlen des letzten Jahres um ein politisches Departement vermehrt hat; sie weiß genau, daß sie nicht im Schatten der Volksgunst steht, sondern im grellen Lichte; sie ist populär und infolgedessen, wie jede populäre Vulgarität, tyrannisch bis zum Absolutismus; sie gibt die Mode des Urteils an und hat sie längst durchgesetzt; man kann es jeden Tag auf englisch, französisch, italienisch und russisch lesen, daß die gesamte öffentliche Meinung Deutschlands in der Opposition ist, daß die gesamte deutsche Intellektualität die Reichspolitik verabscheut und über ihren Träger die Achseln zuckt, daß die „Unabhängigkeit“ in diesem letzten Zufluchtslande überlebter politischer Velleitäten rapid zunehme; wonach man, wie es scheint,

fragen darf, wovon diese Art der Unabhängigkeit denn noch unabhängig sei, da jeder die Freiheit der Gedanken aller andern hat, und alle unter sich einig sind. Die einzige, auf die wir Anspruch machen, ist die Unabhängigkeit von dieser tyrannischen Phrase, von dieser vulgären Mode des Urteils, von diesem einzigen wirklichen Geistes- und Gewissenszwange, der erniedrigt und schändet; die einzige Gedankenfreiheit, die für uns Wert hat, ist die Freiheit, unsre eigenen Gedanken, zu denken und zu Ende zu denken. Wir wünschen eine Reaktion selbständiger und männlicher Individuen gegen den degradierenden Klassenbegriff, der den Mut und die Würde des einzelnen im Volke, sein „Rückgrat", wie man wohl zu sagen pflegt, schleichender und völliger verwüstet als der angebliche Druck von oben. Oeffentliche Meinungen haben einen nicht zu unterschätzenden symptomatischen Wert. Aber wir respektieren nur eigene Meinungen, die den Sprecher gekostet haben, was sie wert sind, und die nichts wert sind, wenn sie ihn nichts gekostet haben.

Wenn wir damit gegen allen Begriff praktischer Polittik zu streiten scheinen, so muß uns die Gewißheit trösten, daß nicht nur die Vulgarität, die am deutschen Pegel täglich steigt, Geschichte ist, sondern auch dieser Pegel selber, der ihr Schwellen mißt und denunziert; daß nicht nur die populäre Phrase, die der Zeit schmeichelt, indem sie die Zeit korrumpiert, als Faktum bleibt, sondern auch, wer ihr widerspricht, und wäre es ein einziger; daß dieser Einzige als Individuum ohne Gefolgschaft bleiben kann, ohne darum als Faktum und Teil eines großen zusammenhängenden Geschehens der historischen Folge verlustig zu gehen, kraft des Gesetzes, nach dem auf Erden wahre Worte, von denen die an sie glauben, noch nie in den Wind gesprochen worden sind.

Der Kaiser befindet sich, um das zu wiederholen, zu demjenigen Teile der Nation, der sich als Literatur und Presse zu äußern, d. h. auch als konsumfähiges Publikum zu äußern im stande ist, in einem mehr oder minder verhehlten, sehr vielfach abgestuften Widerspruche. Diese Phänomene haben seine Aktion bisher in wesentlichen Stücken nur gehemmt und nicht beeinträchtigt, wenn man den einen sofort zu erörternden Punkt der Schulreform ausnimmt, seines kurz nach Antritt der Regierung mit glühendem Ernste unternommenen Kampfes gegen die zentrale Lüge unsres geistigen und sittlichen Lebens, das entwertete Gymnasium Wilhelm von Humboldts. Jenen Kampf aufzugeben oder mindestens zu suspendieren, hat eine Koalition der bedrohten Trägheit und der bedrohten Interessen ihn schließlich gezwungen. In den Kämpfen, die seine folgenden zwei Jahrzehnte gefüllt haben, ist er dieser selben Gegner Herr geworden, ohne wie das erstemal sich vom Degout übernehmen zu lassen. Den letzten Gegenstand dieser Kämpfe bildet die machtmäßige Realisierung des 1871 formell begründeten Imperiums; und es scheint allmählich in die Köpfe zu bringen, daß eine Weltmacht so wenig nach einem Kriege durch Prokla-

mation konstituierbar ist, wie ein Weltgeschäft nach einer glücklichen Operation durch Eintragung in ein Handelsregister; die erste Voraussetzung zur Erreichung dieses Zieles ist inzwischen erfüllt; die deutsche Flotte ist der mit Aufbietung des gewöhnlichen Pathos widerstrebenden Nation aufgezwungen worden, Stück für Stück, Unität für Unität. Die historische Entwicklung des Staates hat damit fast schablonenmäßig den schon einmal gemachten Weg wiederholt. Die Schaffung der Flotte aus dem Nichts durch den Kaiser verhält sich als Akt staatlicher Notwendigkeit zur Reichsproklamation genau wie die Schaffung des preußischen Heeres durch Friedrich Wilhelm I. zur Proklamation des Königreichs Preußen, die im Laufe der Zeit eine Koaliton der Weltmächte gegen den neuaufgekommenen Mitwerber hervorrief und erst durch die Kriege Friedrichs des Großen machtmäßig realisiert wurde. — War diese Anpassung der Aktionskraft an die neuen Bedingungen der nationalen Existenz nicht viel mehr als die erste Folgerung des eingetretenen Wandels, so betrafen die weiteren Folgerungen nicht mehr Deutschland allein, sondern Deutschland innerhalb einer sich von Grund aus umgestaltenden Welt. Die um praktische Durchsetzung dieser Folgerungen geführten und durchgehaltenen Kämpfe, in denen heut im wesentlichen die Nation zum Kaiser übergegangen ist, lassen sich bezeichnen als die ungeheure Arbeit, das geschichtlich ein für allemal abgeschlossene Ganze der Bismarckschen Politik in seiner posthumen Macht über die Gemüter und in allen seinen posthumen Wirkungen zum Stehen zu bringen, das veraltete binneneuropäische Weltbild, auf dem Bismarcks äußere Politik beruht hatte, durch ein neues politisches Weltbild zu ersetzen, in dem Amerika, die Welt des Islam und der gelbe Orient Faktoren waren und England unter einem neuen Standard figurierte; schließlich das verhängnisvolle Erbe von Bismarcks innerer Politik, ein überschuldetes Erbe, mit aller Verpflichtung, die es enthielt, zu übernehmen und zu sanieren. Unvorbereitet ist der Kaiser in diese Aufgaben eingetreten, ohne die reifenden Thronfolgerjahre durchlebt zu haben, in denen das Holz zum Herrscher, an der Wetterseite des Berges, dicht wird. Er ist nicht *zur* Krone reif geworden, sondern *an* der Krone und *unter* der Krone. Sie kam vom Sarge des Großvaters und des Vaters in die Hand eines jungen Offiziers, der in das ungeheure Amt nichts mitbrachte als das Blut seiner Ahnen, das Portepee des ausgebildeten Truppenführers und das geistige Chaos einer zerrissenen Uebergangsgeneration, durch das er mit uns Zerrissenen, mit uns Formlosen, mit dem ganzen Fluche und der ganzen Sehnsucht der Zeit zusammenhing. Wir wissen wohl, daß heute, da Kultur ein Gassenwort geworden ist und man sich in Basaren damit equipiert, alle Parvenüs ihre eigene Vergangenheit und damit diesen Zusammenhang leugnen. Ein Grund mehr für uns, uns zu ihm zu bekennen.

Weder war eine solche persönliche Anlage geeignet, noch die Welt-

lage geschaffen, im Augenblicke einen Politiker zu bilden, der Aufgaben, statt Ahnungen, gefühlt und formuliert hätte, taktische Kampfpläne statt eines sich selber geheimnisvollen Ungestüms auf dem dumpf geliebten Wege, Programme statt des Selbstbewußtseins einer nationalen Mission. Der Kaiser ist durch feige Apologien so wenig zu beleidigen wie durch feige Pasquille, und ist viel zu interessant im großen Sinne des Wortes, als daß der Umriß seines geschichtlichen Bildes durch Verwischung von Details gewinnen könnte. Wessen Arbeit zugleich seine Schule ist, darf stolz genug sein, sich der Fehler nicht zu schämen, an denen er lernt. Denn er hatte keinen Lehrer. Die Kontinuität der Geschäftsführung war durch eine verhängnisvolle Verkettung von Umständen, wie konstitutionelle Staaten sie so noch nicht erlebt hatten, in Trümmer geschlagen, der Kaiser hatte sich gegen den greisen Riesen, dem er geschichtlich alles verdankte, mit der Verzweiflung einer um ihren Lebenswert ringenden Natur in Prozeß versetzt und war nicht nur ohne Erbweisheit, sondern in einem Streite mit ihr, den zu überspannen die Kolossalität des Gegners ihn zwang. Niemand half ihm; niemand hätte ihm helfen können. Er hatte in der Wahl seiner höchsten Diener keine glückliche Hand; aber die in einem heroischen Jahrhundert der Formierung und Aufopferung erschöpften Kräfte der Nation gaben für den Augenblick nichts mehr her als honette Routiniers, anonymes Beamtentum ohne den Wunsch nach Zukunft. Schatten wechselten um ihn her und lösten sich ab — ein elender und gräßlicher Prozeß, in dem es nur Besiegte und keinen Sieger gibt, hat die dunklen Schatten, die da waren, heute, wo sie kaum sterbende Reflexe sind, dem Pöbel der Welt denunziert. Der Staatsmann, der berufen sein sollte, diesen Herrscher und dies Volk als fertiger Mann der Welt gegeneinander zu vergleichen, als Anwalt Aller die dringendsten nationalen Bedürfnisse gegen den längst weitergedrungenen, im Morgen lebenden, höchsten Willen durchzusetzen, und dieses königliche Phänomen in die Sprache des Alltags der Geschäfte zu übertragen — dieser Staatsmann, den sein Schicksal ihm erst hat geben wollen, als er sich selber an den Objekten ausgearbeitet hatte, lief damals noch durch die Karriere. Der Kaiser war allein mit sich und legte in die Beschäftigung mit sich, in die Selbstprüfung und Selbstdurchdringung etwas von der egozentrischen Maßlosigkeit seiner Epoche. Es versteht sich aus seiner Tradition von selbst, daß alles, was in der Zeit Analyse und Psychologie ist, bei ihm Religion wird. Der Schüler der Hofprediger erlebt und erkämpft sich ein persönliches metaphysisches Verhalten, schlicht wie ein Urchrist, frisch wie ein Heidenchrist; er legt den Grund zu dem ebenso modernen wie tiefsinnigen, durch und durch individuellen Christentum, das er später in dem außerordentlichen Brief an den Admiral Hollmann und in der Rede bei der Einsegnung seines Sohnes aussprechen sollte: Dokumenten von einer inneren Mächtigkeit und geistigen Freiheit, mit allen Spuren des ausgekämpften Kampfes, die allein hinreichen würden, die selbstgefällige

Mittelmäßigkeit zu entwaffnen, die es liebt, sich an ihm zu wetzen, und nicht ahnt, welche Figur sie dabei macht.

Während sich so seine Natur in der Arbeit an sich selber unaufhörlich zwiespaltet, um unter höhere Einheiten zu kommen, dabei aber gleichzeitig die Geschäfte und der Wille, mit dem er sie treibt, seine politische Instinkte zu politischen Absichten auszubilden beginnt, bleibt ihm keine der Mißlichkeiten erspart, die den Uebergang kennzeichnen. Er hat seitdem glänzende Reden gehalten, am schönsten immer die einfachsten und kürzesten, vor Soldaten, denen er den Fahneneid abnimmt, an der Tafel mit praktischen und vornehmen Kaufleuten, wo seine vieles verknüpfende Gedankenkühnheit sich verstanden und seine herrliche Geradheit sich sicher fühlt; aber auch solche im höchsten Stile, wenn der Nerv seines sittlichen Organs im innersten erschüttert ist; so die, mit der er dem chinesischen Prinzen namens der europäischen Gesittung Verzeihung für Gesandtenmord gewährte und die ergreifende, wahrhaft ritterliche und kaiserliche, an Krupps Grabe; aber von den Reden aus seinen ersten Regierungsjahren hat keine reinen Ton. Wo sie Improvisationen sind, hat die unglückliche Wirkung, die sie tun, dieselbe Wurzel und dieselbe Eigentümlichkeit, die der gleichzeitigen Literatur jede Echtheit des Eindrucks benimmt: die Formlosigkeit oder die Formnot des Inneren, die ihrer Unfähigkeit, dem Ausdruck nach Stärke und Farbe den genauen Wahrheitsgrad des Erlebnisses mitzuteilen, durch Force zu Hilfe kommen will und sich völlig vergreift. Wo sie vorbereitet sind, verrät sich zwar überall für Momente die große Manier des Sehens und Wollens im Ausscheiden der schlagenden und blitzartig einleuchtenden Formel, die gewöhnlich durch sofortige Rezeption in den politischen Jargon ihre Kourantfähigkeit beweist. Aber die Unverhältnismäßigkeit zwischen Ton und Gegenstand, die Ungleichmäßigkeit der Partien, die Jähheit und Sprunghaftigkeit der Uebergänge, die in ihnen herrscht, kommt aus einem streitenden Innern und einer gärenden Bildung, die vergeblich das Chaos zu überwinden sucht. Wenn alle diese Reden, die der Kaiser, in beständigem Ausbruche, bald hier bald dort erscheinend und sich bekannt machend, gehalten hat, ihre Absicht nicht verfehlten; wenn es ihnen gelungen ist, die alten politischen Orientierungen mindestens zu beunruhigen und ins Schwanken zu bringen; wenn sie schließlich ein wie immer vages Bild seiner Person in der öffentlichen Phantasie befestigten, so muß eine außerordentliche persönliche Ueberzeugungskraft, das dämonische Fluidum, das die Mächte der Geschichte über ihre Helden ausgießen, sich der logischen Kraft substituiert haben, und der überlieferte Wortlaut ist nicht viel mehr als das caput mortuum des Zaubers und das Dokument eines problematischen Zustandes. Nimmt man dazu, daß dies Problematische zugleich den Gegenstand dieser Aeußerungen ausmacht, in denen die leidenschaftliche Heftigkeit und die qualvolle Unsicherheit wie mit Fingern aufeinander weisen, in denen die vorausnehmende Ungeduld, ihres letzten Zieles gewiß, aber keines

Mittels völlig Herrin, skizzierend, improvisierend, vergewaltigend, übertreibend und unterschätzend, in einem wilden Vorwärts über die Hürden des Gegebenen setzt, in denen die Notwendigkeit, der dumpfen Gegnerschaft gegenüber sich zu behaupten, ihn ständig zwingt, sich selber zu konstatieren, — so begreift man den gewitternden seelischen Hintergrund dieses ebenso denkwürdigen wie unerquicklichen Corpus von Rhetorik, der Ausbrüche einer schweren Natur, die auf Reizungen von außen darum so unverhältnismäßig reagieren muß, weil sie schon in sich selber eine Atmosphäre von Gefahren zu beherrschen hat, und das geringste Zuviel in ihr sofort kritisch werden kann. Dies von innen heraus pathetische Schauspiel einer gehemmten um Befreiung ringenden Kraft als die leichte und unbedenkliche Suade eines redefrohen großen Herrn aufzufassen, der im Festpathos zu schwelgen liebt, blieb jener historischen Philisterplattheit vorbehalten, der es auch der albernste Kommentar recht macht, wenn er ihr nur erspart, an das Große und Einmalige zu glauben. Ein einziges deutsches Ohr hatte mit der kranken Hellhörigkeit der letzten Momente sofort aufgehorcht, als dieser herrische grelle Ton es über die Alpen her traf. Friedrich Nietzsche, der diesen Ton gut genug kannte und wußte, was die Saiten überspannt, die ihn entsenden, schrieb mit der Hand, die eben das letzte Saitenspiel zerrissen hatte, zwei Zeilen Prophezeiung. Das Zusammentreffen ist für einen Zufall zu schön; es ist auch kein Zufall, so wenig Nietzsche wissen konnte, wie tief sein Instinkt gedrungen war, so wenig dem Kaiser an einer Bestätigung von dieser Seite gelegen sein kann. Der große Richter des neuen Reichs und der erste ins Reich hineingeborene Imperator teilen mit einander mindestens den Ausgangspunkt und den Endpunkt des geistigen Weges: für beide ist das Reich Phrase, bis es sich realisiert. Beide sehen das letzte kenntliche Ziel dieser Realisierung in der Pflicht der Typusbildung. Wir verzichten darauf, durch schillernde Weiterausführung die Parallele müßig zu machen. Daß es nicht die von Nietzsches Vergeudungen deszendierende mittelmäßige Literatur ist, was die Geschichte zu seiner Nachfolge bestellt hat, weiß ohnehin jedermann, der sie nach Gebühr ignoriert. Welcher Teil der Nietzscheschen Gedankenwelt aber an die irdische Person, die ihn zuerst beherbergte, so wenig gebunden war, wie an Buch und System überhaupt, welches seine nächsten weltlichen Hypostasen und Metempsychosen geworden sind, das zu erörtern erfordert einen anderen Zusammenhang und eine andere Zeit.

Den Schüler der Philologen und Schopenhauers, der die geistige Habe der Jahrtausende in der Fassung der Epigonenzeit besah, den einsiedlerischen Egoisten und Gelehrten, zwang das erste Jahrzehnt des Reiches seine Bildung zu revidieren und sich von der prahlerischen Selbstgefälligkeit loszusagen, die am Ende zu sein glaubte und am Anfang aller Anfänge war. Der Prinz und Offizier, der als Kaiser berufen war, diese letzte Phase des älteren deutschen Typus politisch zu transformieren,

brachte in das jahrelang dauernde Duell nichts mit als sich selber, die mächtige Artung des Temperaments und Charakters, die elementarisch einsetzt und sich durchsetzt, als Erbe seines Geschlechts, in dem die Halbfähigen und Langsamen nichts besagen gegen die durchgehende Tradition, das Schwere aufzusuchen, das Unmögliche zu begehren, das Schicksal ins Genick zu greifen und herakleisch, auf seinem Wege herumzudrehen; eine Bildung hatte er nicht zu revidieren, sondern zu gewinnen. Die Bildungsfreundlichkeit seines elterlichen Hauses mit ihrer Mischung von wohlmeinendem Eifer und doktrinärer Kurzsichtigkeit hatte ihn als ersten und vermutlich letzten Hohenzollernprinzen durch die pseudogelehrte Schule gezwungen, auf deren Scheinwesen das falsche Ethos und das falsche Pathos der „allgemeinen“ Bildung wächst wie Schwamm auf Moder, jeden Herbst eine neue Ausbrut; und deren idealistisch verkleidete Unwahrhaftigkeit den energischen, praktischen, stofflustigen Knaben gegen alles, was von ihr kam und was ihr glich, auf lange Zeit hin argwöhnisch gemacht hat; aber freilich auf lange Zeit hin verwundbar. Er war, wo er mit dem Philister stritt, ihm zwar an Hiebkraft überlegen, aber man verzieh ihm die mangelnde Schule nicht, und widerlegte ihn Mal für Mal auf Grund des allgemeinen Philisterkodex, des Konversationslexikons. Es war die Zeit des notwendigen, unvermeidlichen Tuns; es war zu spät für Studien; chaotisch trat der Kaiser in das deutsche Chaos, und was die Masse der ihm wahllos zugekommenen Begriffe organisierte, war nicht der Intellekt, sondern Wille und angeborene Tendenz, die sich in dem Maße steigerte, in dem er am Amte wuchs, die bald nicht nur organisierte, was sie vorfand, sondern das ihr gemäße an sich zog, von überall her, halbbewußt, organisch. Um die gleiche Zeit beginnt in Deutschland der parallele Prozeß der Formierung in der neuen Generation, die zweite Stufe des nationalen Ueberganges, die ästhetische und kulturelle Reaktion gegen alles das, wogegen der Kaiser die politische Reaktion bedeutet; der Kampf um ein neues Weltbild, um den neuen Ausgleich zwischen Tradition und Zukunft: die genaue Parallele zu dem Kampfe des Kaisers um ein neues politisches Weltbild. „Daß der Deutsche eine neue, die deutsche Geste bekomme, ist ihm wichtiger als alle eroberten Provinzen“, schrieb der größte lebende Dichter unserer Sprache zu einer Zeit, als weder der Terminus noch der Ton der Forderung durch Abschreiber kompromittiert war. Das Pathos geht von Nietzsche aus. Nationale Bedeutung wird es von dem Momente an gewinnen, wo es geschäftsfähig und weltreif wird. Daß es auf einem anderen Wege dazu kommen kann als dem, den der Kaiser schreibt, daran zweifeln die Unweltlichen und die Phraseure, durch deren Zusammenwirken mit Interessierten Literatur und Presse entsteht; die Männer der Welt und ihrer Geschäfte zweifeln zwar nicht daran, sind aber nicht gesonnen, Literatur zu widerlegen, die sich selbst aufzehrt, oder bestellte und bezahlte

Arbeit in Zeitungen über den Zweck hinaus, den sie durch Gedrucktwerden erfüllt, durch Kritik zu fristen.

Den Bruch mit der letzten Tradition und das empirische Von-Frischem-beginnen; die Formlosigkeit und die stillos wirkenden Mittel, sie zu überwinden; den gespannten jugendlichen Ernst in beidem, der zur Einkehr ins eigene Innere führt; den Zwiespalt, die leidenschaftliche Selbsterforschung und die heftige Subjektivität der Weltansicht; das Gefühl des eigenen Berufes bis zum vorausnehmend historischen Wissen von sich selber; das disharmonische Schnellüberleben und im Gegensatze dazu das aus dem Ernste der ganzen Sphäre stammende Sich-Identifizieren mit der jeweiligen Phase; schließlich die Tendenz zum universalen Weltblilde: dies alles teilt der Kaiser, als typischer Ausdruck einer nationalen Epoche, mit seiner Generation und den ihm folgenden, Vertreter der einen, Parallele zur andern, Vorläufer einer noch nicht geäußerten, Exponent des Volkes in drei Stadien eines großen geschichtlichen Ueberganges. Alle diese Zustände und Qualitäten, die im Volke tausend Züge haben und sich auf tausend Tätigkeiten beziehen, tragen bei ihm den Zug des Herrschers und beziehen sich auf das Herrschen ausschließlich. Alle diese aufeinanderfolgenden und teilweis nebeneinanderliegenden Stufen sind beim obskuren Individuum und jedem anderen außer dem großen, das auch in seinen Anfängen und Schwankungen wichtig ist, vergessen über der gerade gegenwärtigen. Bei ihm sind sie Staatsakte und unvergeßlich, unvernichtbar, Geschichte vom Augenblicke des Daseins an. Es ist begreiflich, daß Gereiztheit und schlechtes Gewissen ihn verantwortlich zu machen sucht, wo das konvulsivische und problematische seiner Art, sich des Lebens zu erwehren, verletzt hat, und es ist bei dem Tone von taktloser Roheit, der in politischen Dingen in Schwang gekommen ist, kaum auffallend, daß keine Ritterlichkeit aus dem Volke heraus den ritterlichen Mann verteidigt. Aber es würde, wenn er einer Verteidigung bedürfte, genügen, zu fragen, wo denn das moralische Forum ist, vor dem er steht; wo ist im Volke der Gegensatz zu ihm, an dem gemessen er der Aufgabe, die Gesamtheit des Volkes politisch zu vertreten, nicht genügen soll? Er ist im Positiven wie im Negativen seiner Artung so absolut eines mit seinem Volke und dem Wege seines Volkes, daß Lob und Verdikt beide trifft, eins mit dem anderen steht und fällt. Nun ist freilich mit Theorien zu rechnen, die für den Zustand Europas das Ideal einer friedlichen Kinderstube voll guter Manieren unter englischen Aufsicht als wünschbar bezeichnen, und, wenn sie gegen das hier gegebene Bild des nationalen Ueberganges auch nichts wesentliches einzuwenden haben können, doch postulieren würden, daß Deutschland von 1888—1898 gegen seine Art, und von Kräften, die seine Unart korrigiert hätten, regiert worden wäre. Aber es sind die Völker, die Geschichte machen, und die Männer nur dann, wenn sich die Völker in ihnen integrieren. Deutschland, wie es ist, hat kein Recht auf eine andere Geschichte gehabt,

als diejenige, die für jenes Jahrzehnt in den Annalen steht. Und es sollte den Mut der Ehrlichkeit vor sich selber haben, nichts anderes zu beanspruchen, als sein Recht; es lasse sich an dem für die Opposition tröstlichen Bewußtsein genügen, daß es die Politik jener Jahre nicht gewollt hat. Denn nur Art und Ton, nur Grad und Wechsel, nur Charakter und innere Voraussetzungen hat die Nation mit ihrem persönlichen Vertreter gemeinsam gehabt; nur für die hieraus entspringenden Bedrohlichkeiten ist sie mit verantwortlich, nur die hierin ausgedrückte ethische Kraft darf sie für sich mitbeanspruchen. Von der Politik ist sie frei; zu ihr hat sie erzogen und gezwungen werden müssen; gegen sie, das einzige und übrigens genügende Gegengewicht gegen alles etwaige Uebermaß einer Jugend, die ihr Schicksal frei erleben will, gegen diese Politik hat die Nation getan, was in ihren Kräften stand. Sie inszenierte, an den Drähten des Herrn Leyds und seiner Lügenfabrikanten in bestochenen Nachrichten-Agenturen gezogen, die kindische Burenfarce, Blamage, von der kaum ein einziger ehrenvoller deutscher Name rein geblieben ist und keine einzige der „unabhängigen" deutschen Zeitungen; sie zwang den Kaiser persönlich nach England zu gehen und sie als politisch unreif und denkunfähig zu desavouieren, während internationale Schwindler in der Burenuniform von der Tribüne herab, die sie später mit der Anklagebank vertauschen mußten, den trunkenen Markt exploitierten. Während die kaiserliche Politik den zähen unterirdischen Kampf gegen die langsam sich bildende europäische Koalition begann, gegen die von Delcassé geplante und von England rezipierte Ausschaltung des Reichs aus dem Kreise der historischen Großmächte, während sie gleichzeitig im afrikanischen und kleinasiatischen Orient ihre Posten neben den deutschen Unternehmer vorwärtsschob; während dieser Jahre und dieser Arbeiten belehrte sich die Nation unter Böllerschüssen der Belehrung auf die Kultur des Kindes, der Feuerzange und des Schlafrocks, begann Kulturzeitschriften zu gründen, züchtete Snobs und wünschte den Kaiser unter anderem auf französische Impressionisten, Herrn Professor Liebermann und Japan zu verpflichten. Das Publikum ging in Bazare, seine Zeitschriften gingen in Druckereien, um sich umzuziehen. Ein Gestern hatte nur noch der Kaiser, sonst war man, wenigstens an der Haut, heutig. Durch Marokko wurde man geweckt; bei den Wahlen war man noch halb im Schlafe. Dazwischen hat man die Augen ausgerieben und improvisiert Politik; da man morgen bereits vergessen haben wird, daß man es nicht von jeher getan hat, so sei es der opponierenden Nation ausdrücklich bezeugt, daß sie an der Politik des Kaisers nie einen Anteil gehabt hat; von der Schmach und der Ehre ist sie frei. Die Politik des Kaisers ist einsam gewesen und fast bis heut geblieben.

Denn was wir aufgezählt haben, um das jugendliche Bild des Kaisers lebendig zu machen, aufgezählt und erklärt mit dem Ernste unserer Frei-

heit und der Ehrfurcht unserer Liebe, die nichts zu verbergen hat, — es sind die Ungleichmäßigkeiten, durch die nach dem bekannten Worte auch das Außerordentliche innerhalb der Ordnungen seines Zeitalters bleibt, das Band, mit dem jedes Irdische an dem mütterlichen Leibe hängt. Seine Art trägt in jedem Zuge die Signatur der Volksepoche; aber weder hat das Volk an allem seinem Reichtum teil, noch er an allem des Volkes; weder ist die Nation im stande gewesen und im stande der Raschheit und dem Griffe seines Ueberblickes schauend und handelnd zu folgen, noch hat sein Lehrgang ihm die Möglichkeit gelassen, das ganze geistige Leben des Volkes mitzuleben. Auch wer die weinerlichen und beleidigten Klagen darüber, nicht von ihm verstanden zu sein, nachgerade mehr gênant als komisch findet, wird die Grenzen seiner Natur nachdenklich betrachten. Wer ihn liebt und manchmal fast in der Gefahr ist, ihn schrankenlos zu bewundern, wird der Grenze dankbar sein, die das Gefühl zwingt, sich zu präzisieren. Die Epoche ästhetischer Kultur, in die Deutschland seit einem Jahrzehnt getreten ist, fand den Kaiser in den wesentlichen Stücken seines geistigen Haushalts abgeschlossen, in der Linie der Entwicklung mit der Strenge determiniert, die seine Herrscheraufgaben ihm zur Notwendigkeit gemacht hatten. Er hatte sich in der Erkenntnis von der Wichtigkeit der Wirtschaft für die Erfüllungen seiner Wünsche, nach der Richtung der Technik und der Produktion ausgebreitet, auf die das Element Kühle und Zähigkeit, das seiner Leidenschaft ausgleichend beigemischt ist, ihn mit Sicherheit hinwiesen. Auch hier konnten Studien seine Sache nicht mehr sein; aber er lernte durch „Irradiation", um uns des schönen Goetheschen Ausdrucks zu bedienen, und zog auf dem Umwege über den von je geliebten Schiffsbau eine Welt lebendiger Kenntnisse an sich, an die sich über neue Ummwege neue Erfahrung herankrystallisierte. Seine großartige Manier, bei jedermann persönlich Belehrung zu suchen, unterstützte ihn dabei, die Verbindung der wirtschaftlichen Materie mit Reichsgeschäften gab dem Gewonnenen die Richtung auf ein Tun und schuf um ihn her eine organische Welt. Sein Wesen bekam soviel Einschlag vom großen Kaufmann, als sich mit seiner Kaiserlichkeit vertrug, und die Gegenwirkung, sich von so viel erfolgreicher und im letzten Sinne patriotischer Tüchtigkeit im Fluge verstanden zu sehen, wo der große Zug einem großen Zuge begegnete, knüpfte ein Band der Liebe und der Sicherheit zwischen ihm und dem Teile des Volkes, dem die größte Machtsteigerung und das nur halbpolitische Imperium des deutschen Namens zu danken ist. In einer Zeit, in der er glauben mußte, von allem was Meinungen macht — und Klatsch verschleißt, druckt und liest, — gehindert und behelligt, wo nicht gar gewerbsmäßig unter vorsichtigen Verhüllungen besudelt zu werden, in dieser Zeit hatte er im Volke schon gewählt und sich entschieden. Daß auch in den anderen, den der Praxis des Greifbaren abgewandten Volksteilen die Wandlung sich einleitete, die sie

auf Umwegen zwar, aber auf bereichernden Umwegen, früher oder später zu ihm führen muß, hat der Kaiser vielleicht heute noch nicht einmal bemerkt; und niemand wird behaupten, daß ihm ein solches Bemerken von der anderen Seite her erleichtert worden sei.

Jeder von uns, für den die ästhetischen Fragen, die Fragen, die sich auf die Künste und auf die Kultur genannte Einheit des Lebens beziehen, mehr sind als lügnerische Vorwände oder die Erkennungskarte des Mitläufers, — jeder, der die Kämpfe selber gekämpft hat, die ihm einen sicheren Standpunkt des Urteils, Gefühl für spezifische Schwere, die geistige Macht, das Echte vom Scheinhaften zu scheiden, gegeben haben, jeder, der sich bewußt ist, daß die Jahre, in denen dies Entscheidende sich vollzog, den ganzen Menschen gefordert und verbraucht haben, jeder unserer Freunde und Mitstrebenden wird dem Kaiser dafür danken, daß er das konstitutionelle Nachsprechen der nichtssagenden Phrase und das Mitgehen mit dem gerade Gängigen so verachtet, wie wir es an jedermann, geschweige an ihm, verachten würden. Indem er nur mit widerstrebender Vorsicht seine ästhetischen Bedürfnisse und Vorstellungen über ihren längst erfolgten Abschluß hinaus noch erweitert, folgt er seiner Natur, die ehrlich genug ist, kein größeres Quantum an solchen Bedürfnissen vorzutäuschen als sie besitzt; indem er im Gewirre eines Kunststreites, in dem, allem Aplomb der Selbstsicherheit und der Inszenierung zum Trotze, alle Schätzungen streitig und alle Raisonnements absolut minderwertig sind, — indem er in diesem Gewirre „gegen" statt „für" Partei nimmt, bezeichnet er nichts als die Grenze zweier Generationen, über die Guterzogene sonst kein Wort verlieren, und die selbst den beleidigten Interessen gleichgültig ist, da es ihrem Geldbeutel nichts verschlägt, ob der Kaiser die Experimente kauft oder die demonstrierende Fronde; nicht gleichgültig ist sie ausschließlich der beleidigten Eitelkeit, die gewohnt ist, die Produkte hoher künstlerischer Routine in Regionen hinaufgeschwatzt zu sehen, zu deren wirklicher Gewinnung Talente nicht ausreichen und deren Ertrotzenwollen beim Thron einem Trotze begegnet, in dem, aller ästhetischen Ungerechtigkeit ungeachtet, ein scharfer und derber Instinkt für echte Größe die Ablehnung der fast ganz echten motivieren hilft. Es mag dabei wohl das Gefühl mitsprechen, daß von allen Qualitäten menschlicher Leistung im Grunde keine energischer geschützt und gegen schnellvertrauliche Nachbarschaften garantiert werden müsse als die höchste, die zwischen dem Souverain eines Bereichs und anderen Souverainen jede Distanz aufhebt. Wenn aber diese wunde Eitelkeit sofort rachsüchtig wird und die ästhetischen Liebhabereien des Kaisers, denen gegenüber sie leichtes Spiel hat, täglich mit dem nachgerade unerträglich schäbigen Gerede strapaziert, von dem sie sich einen über ästhetisches hinausgehenden Schaden seines Ansehens verspricht; und wenn dieser Schaden hier und da perniziös wird, so darf man fragen: Wann wird das Volk der Hohenzollern, das an querköpfigen Eigensinn und trotzige Liebhabereien des genialen schwä-

bischen Herrengeschlechtes allgemach gewöhnt sein könnte, sich dieser ästhetischen Ressentiments gegen ihn schämen lernen? Friedrich der Große durfte mit Ausdrücken des Ekels von Goethes Götz, den imitations détestables des ces mauvaises pièces anglaises, den dégoutantes platitudes, mit roher Verachtung von Shakespeare sprechen, durfte Winckelmann außer Landes treiben und Lessing ruinieren helfen, für Gottsched in einer Zeit eintreten, in der ganz Deutschland seine Fensterscheiben bedrohte, und in Gellert die höchste literarische Möglichkeit der deutschen Art sehen, schlechte Musik und noch schlechtere Verse schreiben, in einem eigenen Buche die gesamte deutsche Geistigkeit zu reglementieren versuchen. Aber Friedrich der Große lebte nicht im goldenen Zeitalter des Kunstsalons, sondern nur in dem Goethes; und Goethe schreibt an die Tochter Justus Mösers folgendermaßen: „Wenn der König meines Stückes in Unehren erwähnt, ist es mir nichts befremdendes. Ein Gewaltiger, der Menschen zu tausenden mit einem ehernen Zepter führt, muß die Produktion eines freien und ungezogenen Knaben unerträglich finden. Ueberdies möchte ein billiger und toleranter Geschmack wohl keine auszeichnende Eigenschaft eines Königs sein, so wenig sie ihm, wenn er sie auch hätte, einen großen Namen erwerben würde, vielmehr dünkt mich, das Ausschließende zieme sich für das Große und Vornehme. Lassen Sie uns darüber ruhig sein, mit einander dem mannigfaltigen Leben treu bleiben und allein das Schöne und Erhabene verehren, das auf dessen Gipfel steht."

Es ist freilich nicht die begabte Mesquinität, von der wir diese Ritterlichkeit des freien Mannes und der unschuldig selbstbewußten Uebermacht erwarten dürfen; wie könnte in dem Knäuel der Assekurazionen zwischen Kunstherstellenden, Kunstjargon schreibenden und von Kunst profitierenden die königliche Unabhängigkeit des Herrn im eigenen Lande gedeihen, die ihre Untangierbarkeit von Thronen aus so ruhig ausspricht, Gottesgnade gegen Gottesgnade? Wir könnten darauf verzichten, in einem Tone fortzufahren, der dieser Darstellung Manieren der Apologie zu geben droht. Aber da die öffentliche Diskussion voraussichtlich noch auf lange hinaus den Einwand gegen die kaiserliche Reichsleitung mit den heruntergekommenen Gemeinplätzen gegen Siegesallee und Schlachtenbilder verquicken wird und da sie von hier aus Fragen über die konstitutionelle Stellung des Königs im Volke zu formulieren versucht, so seien uns einige allgemeine Worte gestattet.

Der Kaiser steht außerhalb der ästhetischen Bewegung, die das deutsche Volk ergriffen hat und die im Augenblicke, wie es scheint, an Begriffmangel hinsiecht; dieser Begriffmangel wird in dem Augenblicke geheilt werden, in dem man sich überzeugen wird, daß die Kultur, in die man hineinverlangt, einen ganz neuen und höchst determinierten Typus des Deutschen voraussetzt; einen Typus, wie ihn weder Kunst, noch Literatur, weder Aenderungen des Studiums noch der Schule noch der kindlichen

und weiblichen Erziehung schaffen können, sondern nur geschichtliche Aufgaben der gesamten Nation, ihre geschichtliche und politische Lösung durch alle für alle; durch alle: denn nur die gemeinsame Aktion wird die Verschmelzung der geschichtlich differenzierten Elemente zur Rasse durchsetzen können, die durchzusetzen das Reich bisher unvermögend gewesen ist; für alle, denn nur sie wird auch in den Ständeausgleich die Homogeneität übertragen, deren absolutes Fehlen in Nordostdeutschland die Harmonie zwischen preußischer und Reichspolitik chimärisch macht. Das klassische Alter deutscher Kultur setzt die Zeit Friedrichs des Großen und des durch ihn erfolgten enormen Zuwachses an nationalem Selbstgefühl, dem Distinguens der Rasse, unmittelbar voraus, und die Literaturgeschichte, die die Epoche Lessing bis Goetz nach dem preußischen Könige nennt, von dessen Throne nach Schillers bitterem Worte die deutsche Muse „schutzlos, ungeehrt" ging, sagt lautre Wahrheit und tiefsinnige Wahrheit. Es ist nicht nur höchst unfrei, sondern auch höchst unreif, zu verlangen, daß eine ästhetische und eine politische Reaktion darum, weil sie den gleichen Ausgang und das gleiche Ziel haben, den Weg gemeinsam zurücklegen müssen; und es heißt von dem Wesen kritischer Zeiten in der Entwickelung eines Volkes keine Vorstellung haben, wenn man nicht begreifen will, daß sie sich in bestimmten Phrasen und bestimmten Personen gegen einander kehren können; wenn man vom Könige verlangt, er solle seine Ziele mit den Mitteln und in der geistigen Verfassung des Literaten und des Künstlers erreichen, während man die Lächerlichkeit des Komplements dazu so gar nicht zu fühlen scheint. Es ist nichts dagegen einzuwenden, wenn die ästhetische Bewegung der politischen, die mit ihr gleichen Schicksals ist, opponiert; aber es ist erstickend und widerlich, täglich zu sehen, daß sie es nicht mit Argumenten tut, sondern mit Ressentiments elender Art, am schlimmsten, wenn sie einen gläsernen Panzer aus Argumenten umtun. Es ist über alle Vorstellung gemein, wenn sie, um allein das Feld zu behaupten, den konstitutionellen Popanz statt des energischen und franken Gegners auf dem Throne zu sehen wünscht, statt des Vertreters der Bewegung, durch die sie erst komplettiert wird, die ihr am letzten Ende jedes grimmige und selbst unverdiente Wort mit tausendfachem Segen aufwiegen muß. Es ist nicht nur gemein, es ist unreif und feige; es zeigt, wie weit wir davon entfernt sind, ein politisches Volk zu sein. Wir müssen es werden.

Ein politisches Volk, freilich nicht nach der europäischen Konstitutionsschablone, der nicht nur das geschriebene Gesetz, die Verfassung, aufs bündigste widerspricht, sondern auch das ungeschriebene unserer Traditionen. Der Traditionen aller Stämme, aller Gaue, aller Einzelstaaten, von denen nicht ein einziger ein Runnymede, nicht ein einziger ein Commonwealth über einem gestürzten Könige gehabt hat, nicht ein einziger die Mischung aus Declaration of Rights und konventionell-ritterlicher Loyalität gegen Vertreter von Herrschaftssymbolen. Für die großen politischen Akte und

Aktionen des Kaisers wären, wenn sie Akte und Aktionen eines volksverantwortlichen Ministers hätten sein sollen, die Mehrheiten nicht aufzubringen gewesen. Weder für das Krüger-Telegramm, über dessen politische Bedeutung es schon eine Literatur gibt — gleichgültig, ob die Geflissentlichkeit sie totschweigt —, noch für die weise und großartige Katholikenpolitik, die beharrliche Einsetzung des Staatsansehens für eine immense und uralte seelische Möglichkeit des deutschen Wesens und ihren Ausdruck in Religion, eine in der Gesamtsumme historischer deutscher Art unentbehrliche Möglichkeit und Notwendigkeit, die als solche mit Aufbietung aller Mittel wieder in das Bewußtsein der Nation gebracht werden mußte, zur Sühne schlimmer und schlimmster Fehler. In keiner der Durchschnittskonstitutionen der Welt hätte ein ernennbarer und stürzbarer Minister auf eigene Gefahr die kaiserliche Agrarpolitik auch nur zwei Sessionen lang durchhalten können; nur ein sich selbst verantwortlicher souveräner Wille, zu den schwachen logischen Gewichten in den Hebelarm gehängt, konnte das gerechte Gleichgewicht herstellen, durch das einem in allen Kriegen verarmten und aufgeopferten heroischen Schwertadel, wie keine Nation der Welt ihn besitzt, eine Frist auf der Scholle gegönnt wurde, die seine Ahnen erobert und gebaut haben und seine Enkel nicht mehr bauen, sondern aufgeben werden. Die auswärtige Politik wird zwar auch in konstitutionellen Musterstaaten nicht von einzelnen gemacht, sondern in Italien wie in England und Japan von Oligokratien adliger Familien, in denen sich Karrierengeheimnisse und -traditionen fortpflanzen. Aber die politischen Beziehungen Deutschlands zu Amerika haben darauf beruht und beruhen fernerhin darauf, daß die beiden das Land führenden Männer einander persönlich restlos vertrauen; sie wären ohne das längst von den Kräften zerrissen worden, die von Paris aus ressortierend, aber in allen Metropolen einhellig arbeitend den Schleichkrieg gegen unsere Verbindungen führen und eben in dem Falle Hill eklatiert sind. Es wäre kein Ende, wenn man Punkt für Punkt die Politik durchgehen wollte, die wir die neue des Kaisers nannten; und es wäre nicht dieses Ortes. Nur daß der Weg zum Reiche über den Kaiser führt, nicht über den Premier, der mit Mehrheiten steht und fällt, durfte hier gesagt werden. „Swer nu des Riches irre geh, Der schaue wem der Weise obe dem Nacke steh: Der Stein ist aller Fürsten Leitesterne", hat Walther aus dem Herzen des Volkes heraus gerufen, und wer zu Ursprüngen will, den berichte Tacitus. Ein Volk das anders fühlt, verzichte mindestens auf seine Ahnen.

1812

Aus dem Tagebuche eines württembergischen Offiziers.

Der Verfasser des uns im Original vorliegenden Tagebuches, Christoph Ludwig von Yelin, war am 28. Februar 1787 in Fürfeld im ehemaligen ritterschaftlichen, später badischen Kanton Kraichgau als Sohn eines Pfarrers geboren. Vom Vater zum Kaufmann bestimmt, fand er Mittel und Wege, seinen Wunsch, Soldat zu werden, zu erfüllen. An den Feldzügen der Rheinbundstaaten nahm er zuerst als badischer, dann als württembergischer Leutnant und Oberleutnant teil. So gehörte er denn auch dem württembergischen Korps an, das den russischen Feldzug Napoleons im Jahre 1812 mitmachte: Ein Augenzeuge, der als einfacher Subalternoffizier, fern von dem großen Leben des Hauptquartiers eine der schrecklichsten Episoden der Weltgeschichte mitdurchgelitten hat, schildert nüchtern und einfach seine Erlebnisse im Felde und als Kriegsgefangener. Nach den furchtbaren Strapazen des Feldzugs und der Gefangenschaft tut Yelin wieder Dienst auf dem Hohenasperg. Inzwischen zum Hauptmann befördert, ist er auch noch Zeuge der letzten Aktionen des Freiheitskrieges auf französischem Boden.

Nach Beendigung des Feldzugs sah er sich infolge eines aus dem russischen Winter herrührenden schweren Fußleidens gezwungen, den Abschied zu nehmen. Yelin, der mit Leib und Seele Soldat gewesen war, erhielt eine Zivilanstellung als Oekonomieverwalter beim evangelischen Seminar in Tübingen. Am 27. August 1848 wurde ihm der Charakter als Major verliehen, im September 1856 konnte er sein 50jähriges Staatsdienerjubiläum feiern, und am 5. Oktober 1861 starb er.

Der Teil des Tagebuches, der die Zeit von dem Rückzug der Großen Armee aus dem brennenden Moskau bis zur Rückkehr in die Heimat behandelt, soll hier mitgeteilt werden.

Ungünstige Nachrichten, die der Kaiser aus Petersburg erhalten hatte, bestimmten ihn, nach einem fünf Wochen [langem] unnötigen Verweilen in Moskau, während dem der Verbündete der Russen, der fürchterliche Winter, immer näher rückte, und sie sich mit Truppen von allen Seiten her verstärkten, den Rückzug anzutreten. Nach der abgehaltenen Heerschau abends am 18. Oktober 1812 kam der Befehl an alle Corps zum Abmarsch. Das Armeecorps hatte sich in diesen fünf Wochen, wo es in Moskau war, wieder ziemlich erholt, und obgleich durch beständigen Verlust, bei den militärischen Fouragierungen [geschwächt], vermehrte es sich doch so, daß es wieder an 100 000 streitfähige Soldaten zählte. Allein es war keine energische Armee mehr, indem sich das Ganze nur fortschleppte statt zu marschieren.

Die Corps beeilten sich, in der Nacht auf den 19. Oktober in aller Frühe die Stadt zu verlassen, einige Corps waren noch abends am 18. Oktober aufgebrochen.

Die Nacht war nicht nur stockfinster, sie dauerte auch abscheulich lange, von nachmittags 4 Uhr bis den andern Tag 8 Uhr. Endlich morgens gegen 9 Uhr kamen auch die Würtemberger aus der Stadt auf der Straße gegen Kalugha, wohin der Rückzug projektiert war. Aber welch erschreckendes Bild gab jetzt die große Armee, selbst die noch geordneten

Krieger waren mit allem möglichen aus Moskau bepackt und überladen, jeder wollte etwas mitnehmen, vielleicht in seine Heimat bringen, während sie vergaßen, sich in dieser langen Zeit des Aufenthalts das nötigste anzuschaffen. Der Troß aber glich einem Gesindel, das, wie aus einem fremden unbekannten Lande kommend, auf einmal zu uns gestoßen wäre, mit allen erdenklichen Kleidungsstücken angetan, jetzt schon eine Maskerade bildete. Diese waren die ersten beim Abmarsch, wodurch der geordnete Marsch immer unterbrochen wurde, sie wollten ihre in Moskau erbeuteten Sachen aller Art, je bälder je lieber und immer vor der Armee in Sicherheit wissen, da aber schon hier in den zum Teil engen, zum Teil durch Trümmer von eingestürzten Häusern verengten Straßen, der Troß seine mit Beute beladenen Wagen — Karren — Kaletschen — schöne und schlechte Karossen — kurz alle nur erdenklichen Gefährte, in der ängstlichen Eile alles ineinander fuhr, und nur nach und nach wieder durch Aufsicht und Ordnung auseinander gewickelt werden konnte, so ward diesen befohlen, so lange zu warten, bis die noch geordneten Truppen passiert seien, wodurch wir schon jetzt den fürchterlichsten Durcheinander sahen, der später öfters beim kleinsten Defilee entstand.

Napoleon mußte sich selbst mit vieler Mühe durch diesen Chaos winden, und obwohl alles einsahe, daß es unmöglich sein könne, diesen ungeheuren Troß mit sich zu schleppen, so wurden dennoch keine Befehle gegeben, sie zu verlassen, was auch schon deswegen nicht wohl sein konnte, weil man so Vielen für das ausgestandene ihrer Freude nicht berauben wollte, auch weil die Beutewagen immer mit Lebensmitteln, die man hier so notwendig hatte, beladen waren, und im Notfalle auch die Kranken und Verwundeten auf diesen Wagen und Kaletschen fortgeschafft werden konnten, auch dachte man vielleicht, daß einige Kosakenschwärme, ohne andere Befehle nötig zu haben, die Eigentümer veranlassen werden, sie stehen zu lassen, welch letzteres auch nur zu häufig geschehen ist. Unter diesem Troß befanden sich auch viele durch die Revolution in Frankreich vertriebene Franzosen mit ihren Familien, die den Schutz des Kaisers anflehten, wieder in ihr Vaterland zurückkehren zu dürfen, was konnten sie anders tun, auf diesen Schritt von den Russen verachtet, waren sie genötigt, mit der Armee zu ziehen, allein allen diesen ging es beispiellos elend, sie sind mehr zu bedauern als die Soldaten. Besser wäre es freilich für sie gewesen, voraus zu gehen, allein wie konnten sie das wagen, da sie nirgend sicher waren, von herumschwärmenden Kosaken und Bauern aufgegriffen, und durch die größten Marter ums Leben gebracht worden wären, sie mußten daher so lange harren, bis das Ganze abging, wodurch sie sich in ihr Elend stürzten.

So kamen wir am 19. Oktober abends bei Sosneski an, am 20.—21. bei Tschekowo, am 22. bei Rudnewo, am 23. bei Buikosowo, am 24. bei Mitiäwa und am 25. bei Borowsk auf der nun gewählten Straße gegen

Kalugha an. Auf diesen Märschen fing es an, abscheulich kalt zu regnen, so daß die Wege ungangbar gemacht und die Kleidungen ganz mit Glatteis überzogen wurden, die Wagen — Kanonen 2c. sanken bis an die Achsen in Morast, woraus man sie nur mit vieler Mühe wieder bringen konnte.

Der Marsch war träge und schleppend, die Gesichter finster und unzufrieden; mit so vieler Beute überladen und nach so langer Ruhe brauchten wir bis hieher 7 Tage für einen Weg von ungefähr 24—25 Stunden, wären wir schneller vorwärts gekommen, kamen die Russen hinter uns, und wir wären Herr dieser nun gewählten Straße geblieben, nur noch 6 Stunden weiter, Malo-Jaroslawez auf dem Rücken, wäre alles gewonnen gewesen; am 26. gegen letztere Stadt hinziehend hörte man starken Kanonendonner, das Corps, das uns vormarschiert war, wurde daselbst vom Feinde angegriffen, es war ein fürchterlicher Kampf, und kostete vielen das Leben, doch blieb der Sieg mehr auf unserer Seite, beide Teile glaubten sich aber besiegt, daher Napoleon die nun angetretene Straße verließ, und wieder den Weg auf die alte verheerte Straße aufsuchte. Der größte Teil des Armeecorps kam erst auf den Platz bei Malo-Jaroslawez als alles vorbei war. Hier war ich auch, um mich zu erwärmen, in der elenden Weberhütte, worin vorher Napoleon Obdach fand und Beratungen mit seinen Generalen hielt. Ségur heißt sie wahrscheinlich deswegen eine Weberhütte, weil ein Webstuhl darin stand, das findet man aber in allen russischen Bauernstuben in dieser Jahreszeit, da die Frauen allen Leinwand selbst weben, der aber nur 3/4 Ellen breit ist, was auch einen kleinen Webestuhl erfordert.

Die Wege wurden immer schlechter, und das Fallen der Pferde machte es notwendig, daß der Befehl gegeben werden mußte, alle Wagen, die in unserm Rücken waren, zu verbrennen, die Kanonen, die nicht mehr fortgeschafft werden konnten, in Flüsse zu versenken, die Pulverwagen zu sprengen, welches alles die Nachhut zu besorgen hatte. Nun aber beginnt noch größeres Ungeschick.

Am 26. Oktober 1812 bewegten wir uns gegen Vereia, am 27. nach Mojaisk, den 28. über das Schlachtfeld bei Borodino, den 29. 4 bis 5 Stunden weiter und den 30. nach Gshadsk.

In Mojaisk, wo wir nun zum zweitenmal ankamen, war alles noch mit Blessierten angefüllt, alles arbeitete, um diese Unglücklichen fortzuschaffen, allein es fehlte an allem, und so mußten viele der Menschlichkeit des Feindes überlassen bleiben, die übrigens nicht sehr zu loben war, da sie, zumal so nahe an der verheerten Hauptstadt alles niedermachten. Dieses die Unglücklichen fühlend, flehten sie, um Gotteswillen sie doch nicht zurückzulassen; es mußte daher jeder Wagen einen davon aufnehmen, allein ungesehen warfen viele ihre aufgezwungene Last wieder unbarmherzig vom Wagen, und die Unglücklichen gingen elend an der Straße zugrunde. Wir biwakierten einige Werste von der Stadt, aus dem Regen

wurde Schnee, ein eiskalter schneidender Nordwind verkündete uns den russischen Winter.

Von Moskau aus bis hieher hätten wir in 3 Tagen gelangen können, während wir zu diesem Marsch, wegen dem Umweg, 10 Tage brauchten; wie viel Vorsprung hätten wir gewonnen, wenn wir gleich diesen Weg eingeschlagen hätten, oder Napoleon seinen Sieg bei Malo-Jaroslawez mit Nachdruck verfolgte. Nun war es zu spät, und nun waren wir vom Feind an allen Seiten umringt, der uns nur den ruhigen Marsch in dieser Wüste erschweren, unsere Vernichtung aber der Not und dem Winter überlassen wollte.

Den 28. Oktober 1812 passierten wir einige Meilen hinter Mojaisk die Kalugha, ein elender Bach, über den eine erbärmliche schlechte Brücke auf Böcken gemacht war, und vor der das abscheulichste Gedränge stattfand. Die Corps zogen unregelmäßig über dieselbe, die Fuhrwerke wurden zurückgehalten, verwickelten sich so, daß alles nur ein Klumpen war. Endlich kamen wir auf die Höhe, gewahrten mit Schnee bedeckt mehrere erhöhte Punkte, es waren dieses die Schanzen bei Borodino, es war das Schlachtfeld, woselbst alles, die Leichen, die unnötig geopferten Menschen und Tiere noch unbeerdigt herumlagen. Die ersteren zogen sich über Borodino hinaus, wovon nur noch die Kirche stand, die letzteren mußten auf dem schauerlichen Schlachtfelde zwischen den Toten biwakieren, wodurch der Schatten von Mut vollends darauf ging. Der schneidende Nordwind war hier beinahe nicht mehr auszuhalten; einige Soldaten säuberten von den toten Körpern eine Erdvertiefung, in die sie ihr Feuer machten, zu dem auch ich mich gesellen durfte und Schutz gegen diesen schneidenden Wind fand; ich sage, gesellen durfte, da die Disziplin schon stark im sinken war, und da beinahe schon der Stärkere für den Meister galt. Es hielten zwar noch die einzelnen Corps zusammen, allein ein allgemeines Zusammenhalten war kaum noch zu bemerken, nur wenn geschlagen wurde, waren die noch Bewaffneten ein Körper.

Da auf diesen Märschen schon die rückwärts befindlichen Bagagewagen — viele Fourgons — Pulverwagen — Kanonen 2c. 2c. demoliert und verbrannt wurden, so gingen auch die Lebensmitteln, deren man sich nur auf 14 Tagen versehen hatte, zu Ende, es trat der größte Mangel ein, der noch fürchterlicher erschien und werden mußte, da auf der schon im Hinweg verheerten Straße durchaus nichts mehr zu finden und zu hoffen war. Viele suchten sich mit wenigem Zucker durchzubringen und sparten diesen mit außerordentlichem Geiz, allein dieses Hilfsmittel hielt nicht lange an, und auch solche mußten sich endlich mit Pferdefleisch begnügen. Anfänglich schlachtete man noch die elenden, abgemergelten Tiere, d. h. man schoß ihnen eine Kugel durch die Brust, es gab auch noch zuweilen Salz und Gewürz, das aber auch bald aufhörte, an das Erschießen der Tiere dachte auch kein Mensch mehr, sondern man schnitt

sich an dem noch lebenden Tier seinen Teil ab, die mit weit auseinander stehenden Füßen, oft an allen Seiten blutend — zitternd und betäubt noch stehend zu sehen waren, bis sie endeten und zusammenstürzten. Die Franzosen bemächtigten sich vor allem der Zungen, und ohne dem Tier den Herzstoß zuerst zu geben, schnitten sie ihnen diese aus bei noch lebendem Leibe, es gibt gewiß nichts abscheulicheres wie auf diesem Rückzuge die Menschen gegen Menschen und gegen Tiere handelten.

Ein großer Teil des Corps löste sich hier schon in Marodeurs auf, die ihre Gewehre und Armatur wegwarfen, andere gingen einige Stunden ab der Straße, um zu plündern, wobei sie häufig von den Russen abgefaßt wurden und oft erbärmlich endeten.

Tausende starben schon jetzt an Entkräftung und Hunger, die Pferde nährten sich kümmerlich von Baumrinde und altem verfaultem Stroh und Holz, da alles mit Schnee bedeckt und zusammengefroren war. Man nahm der wenigen Cavallerie ihre Pferde, um nur die bis hieher geschleppte Artillerie weiter zu bringen, täglich stieg das Elend, so kamen wir am 31. Oktober nach Jtorka, am 1. November 1812 nach Wiazma.

Neues Unglück kam über uns, die Kälte nahm von Stunde zu Stunde zu, keine Lebensmitteln, keine stärkende Getränke, ohne gehörige Bekleidung auf Schnee und Eis zu biwakieren, war über die menschlichen Kräfte.

Die langen Nächte waren fürchterlich, das grüne Holz wollte nicht brennen, und bis dieses herbeigeschafft war, konnte man es kaum aushalten, viele erfroren bei dieser Arbeit, an der die höchsten Offiziere teilnehmen mußten, denn wer beim Feuer sein wollte, mußte auch dazu beigetragen haben, oft kam es, wenn das Feuer angezündet war, daß Stärkere kamen und die erstern davon verjagten, wobei es öfters zu Mord und Totschlag kam.

Diejenigen, welche während des Marsches zusammensanken, blieben auf der Straße liegen, die nächsten Fuhrwerke gingen über sie weg noch ehe sie ganz tot waren und zermalmten sie, kein Mensch nahm sich die Mühe solche Unglückliche auf die Seite zu schaffen oder aus dem Weg zu ziehen, man beraubte sie sogar ihrer Kleider, noch ehe sie tot waren.

Haufenweis warfen jetzt die Soldaten ihre Waffen weg, die Ordnung löste sich in Unordnung auf, jeder dachte nur an sich, und suchte sich durchzuschlagen, auf welche Art es sein mochte.

Von allen Corps und Regimentern liefen sie in bunten Haufen untereinander, oder schoben sich auf der Straße gepreßt vorwärts, zu jeder Stunde wurde man von den seitwärts streifenden Kosaken angefallen und geplündert, ohne daß ein Widerstand geleistet wurde, da die noch bewaffneten Corps entweder vor oder rückwärts dieses Trosses waren.

Die Straße war ganz mit Eis überzogen und die entkräfteten Pferde, welche für solche Fälle nicht einmal scharf beschlagen waren, konnten

kaum leer weiter gebracht werden, die kleinste Anhöhe war jetzt ein unübersteigliches Hindernis; Kanonen, Munitionsbagage, Marketender-Wägen 2c., eine Menge von Moskau mitgenommene Chaisen, Droschken 2c. blieben stehen, weil man schon nicht mehr ans Verbrennen dachte, und kamen in die Hände der Russen.

Jenen geflüchteten französischen Familien, denen Napoleon wieder Schutz in Frankreich versprach, und die nun aus Furcht vor den Russen mit der Armee zogen, wurden ihre Pferde ebenfalls abgenommen und ihre Wagen geplündert, die auch gleich den andern stehen blieben, sie aber konnten nicht anderes, als den Marsch, wie wir alle, zu Fuß in der größten Not, so weit ihre Kräfte reichten, mitzumachen. Eines Abends saß ich an einem kleinen Biwakfeuer, als sechs solcher unglücklichen Menschen kamen und mich baten, sich zu mir an mein Feuer setzen zu dürfen. Gerne willfahrte ich ihre Bitte, denn mein Herz blutete, solche höchst Unglückliche zu sehen. Es war ein alter Mann, der Großvater mit ganz grauen Haaren, der Sohn, seine Frau mit einer erwachsenen Tochter, und noch zwei kleinere Geschwister, die alle nichts hatten, als wie sie gingen, keine gute Schuhe, ganz leichte Kleider, weil ihnen, wie sie sagten, bei der Wegnahme ihrer Pferde auch alles geraubt wurde. Ihr beständiges Jammern und Weinen über ihre beispiellose Lage, die mir weit schrecklicher dünkte als die meinige, machte mir diese ganz vergessen, und gerne würde ich ihnen mit dem Letzten geholfen haben, allein ich hatte selbst nichts, da mir kurz vorher mein kleiner Vorrat von gemahlenem Kaffee und etwas Zucker ebenfalls gestohlen wurde.

Obgleich ich bei den bewaffneten wenigen Würtemberger noch immer eingeteilt war, so konnten wir uns doch auch keine andern Lebensmittel verschaffen als gefallenes Pferdefleisch, da auch die Hunde, die noch hin und wieder bei der Armee gesehen wurden, meistens schon aufgezehrt waren, wie es auch dem meinigen ergangen sein mag; eines Abends streifte ich herum', um mir ebenfalls, auf welche Art es gewesen wäre, etwas zu suchen, und gewahrte einen schönen weißen Pudel, ich machte nebst einem Freund sogleich Jagd auf ihn, er kam in unsere Gewalt und hatte schnell geendet. Das Fleisch teilten wir brüderlich, das uns auf längere Zeit gute Dienste tat; als dieses aber aufgezehrt war, kum auch das Pferdefleisch wieder an uns, was aber abscheulich war, weil man es nicht gehörig bereiten konnte.

Die Zubereitung eines solchen Pferdebratens war ganz einfach, hatte man ein Stück von einem gefallenen Pferd, steckte man es an einen gespitzten Stecken, Degen oder Bajonett und hielt es übers Feuer, ohne Salz, Schmalz und Gewürz, woran es allen fehlte. Durch die Hitze wurde das kranke Fleisch ganz ekelhaft, es tropfte eine gelbe Brühe wie Eiter heraus, bis es nach und nach zu Kohle verbrannte, worauf man es gierig verschlang: Ekel hatte man keinen mehr, das für die Schweine

bestimmte schlechteste wäre willkommen gewesen, man war froh nur etwas zu haben.

Nach mehreren zurückgelegten kleineren Märschen kamen wir, nachdem sich das Schreckliche täglich steigerte, und das Ganze immer mehr einem Maskenzuge glich, am 5. November nach Boldin, am 6. nach Doroghobni, am 7. nach Mikalewska, am 8. nach Penewa, und nach weiteren zwei Märschen am 11. November 1812 wieder nach Smolensk, wohin sich alles sehnte, weil man glaubte hier nicht nur Magazine, sondern eine nachgerückte Armee zu finden, die uns sichern könnte. Allein wir fanden das Gegenteil, das würtembergische Corps, das mit unbeschreiblicher Mühe noch mehrere Geschütze bis hieher geschleppt hatte, ließ auch hier aus Mangel an Pferden bis auf zwei Kanonen seine ganze Artillerie zurück.

In Smolensk trafen wir zwei Magazine an, es wurde Branntwein etwas Brot und Mehl ausgeteilt, allein der Hunger ging so weit, daß wenige daran dachten, sich das Mehl zu einer Speise umzuschaffen, sondern sie verschluckten es roh, es war schauerlich anzusehen, wie viele aus den Händen das Mehl fraßen, und dabei, das ganz mit Schmutz überzogene schwarze Gesicht und den ungeheuren Bart, den jeder hatte, damit beschmierten. Auch hier hörte, als die Fliehenden sich häuften, alle Ordnung auf, die ausgehungerten Soldaten drängten sich überall hin, wo sie Lebensmitteln zu finden glaubten, bemächtigten sich ihrer mit Gewalt und schlugen sich untereinander, um sich das Erhaschte abzujagen. Die ersten Offiziere hatten keine Ordnung mehr in diese vom Hunger bis zum Tier herabgestimmten Menschen gebracht, sie würden jeden niedergeschlagen haben, und selbst Napoleon hätte die Antwort der Schwaben erhalten: „G'fresse misset mar haun“.

Auch sollte man hier Munition erhalten, aber zu diesem stellten sich nur wenige ein, da viele keine Waffen mehr hatten und in denjenigen, die noch damit versehen waren, schon der Wille zum wegwerfen näher lag.

Die Stadt war ganz mit Kranken und Verwundeten angefüllt, nicht nur die großen Gebäude, sondern alle vom Brand verschont gebliebenen Häuser waren zu Krankenhäusern eingerichtet, keine Fuhrwerke konnte man anschaffen, und auf diese Art mußten die unglücklichen Schlachtopfer das unvermeidliche schreckliche Schicksal ihrer Kameraden, die man in andern Städten, als Moskau — Wiazma ꝛc., zurückgelassen hatte, teilen. Aber was diesen auch bevorstand, war gewiß nicht so schrecklich, als das was ihren Kameraden begegnete, die auf dem Weg von ihren Krankenwagen herunter geworfen wurden, und alle im Schnee elend umkamen. Kein einziger von ihnen sah Smolensk. Diese konnten doch noch einige Hoffnung zu ihrer Rettung auf das Mitleid ihrer Feinde gründen, aber um jene bekümmerte man sich nicht, und überließ sie ihrem Schicksal.

Vor, in und um Smolensk sammelte sich alles, und da die wenigen

vom Brand verschonten Häuser meistens mit Kranken angefüllt waren, wurden in und um die Brandstätten — an der Straße am Dnieper hin, sowie in den eingeäscherten Vorstädten, Feuer an Feuer aufgemacht, um die in bunten Haufen sich die Armee, in tiefem Schnee, der während der letzten Märsche gefallen war, und noch in Massen fiel, sich lagerte, auch ich befand mich unter diesen noch immer eingeteilt, da der ganze Rest des würtembergischen Corps daselbst biwakierte. Die Kälte, sowie das Elend steigerte sich immer mehr, die Wege waren sehr uneben, und das Glatteis, durch den Schnee bedeckt, machte sie beinahe ungangbar.

Hier erhielt ich auch einiges Mehl, Reis und zwei Bouteillen Branntwein, das ich einem Soldaten, der mir als Diener gegeben war, in Verwahrung gab; Gott weiß durch welchen Zufall oder vielleicht mit Vorsatz, fand mich mein Bedienter, der, um einiges zu besorgen, sich von mir entfernte, nicht wieder, auch ich habe ihn nie mehr gesehen, somit war ich auch hier wieder um das wenige gebracht, und hatte dadurch eine beklagenswerte Gegenwart, sowie eine traurige Zukunft vor mir, demungeachtet war es mir nicht so arg, wie es wirklich war, gegen alles abgestumpft, dachte ich nicht weiter als für die Gegenwart, sorgte daher auch nicht ängstlich — was werden wir essen — wie werden wir uns kleiden rc.

Meine Stiefel, das einzige Paar, das ich seit Stuttgart in einemfort getragen habe, fingen an zu zerreißen, schon fehlte mir einer der Absätze, Schuhmacher gab es wohl unter den Soldaten, aber keine die arbeiten wollten, auch fehlte das nötige Material, ich mußte daher zufrieden sein und sie so lange anbehalten, bis sie mir von den Füßen fielen. Bekleidet war ich auch nur ganz elend, nichts als eine Uniform und über die ein ganz schlechter durchlöcherter Kragen von einem alten Mantel, der das Aufheben nicht wert war. Die Beinkleider, durch die Biwackfeuer ganz verbrannt, hingen nur noch in Fetzen um die Schienbeine. Das Gesicht und die Hände ganz schwarz mit Schmutz und Rußkrusten überzogen (das zugleich auch warm gab), denn ans waschen dachten nur wenige, auch war es zu umständlich, weil man jedesmal vorher den Schnee schmelzen mußte, um Wasser zu bekommen, und woher Handtücher oder sonstige Fetzen bekommen, um sich abzutrocknen. Kurz es war schauerlich, den Einzelnen und das Ganze anzusehen.

Die Armee verweilte hier 3 Tage in der größten Verwirrung, während sie sich aller Art von Ausschweifungen überließ.

Am zweiten Tag nach meiner Ankunft wurde ich mit 40 Mann zur Deckung der Wagen des Marschalls Ney und des Generals Marchant kommandiert und mußte gleich auf der Straße nach Krasnoi abmarschieren; ich, sowie meine Soldaten schätzten uns glücklich, weil wir wußten, daß bei diesem Transport auch noch Lebensmittel waren. Der Marsch des ersten Tages lief ohne alle Hindernisse ab, gegen Abend nahmen wir

auf einem zerstörten Hof unweit der Straße unser Nachtquartier, wo ich die Wagen in dem Hof aufstellen, die Pferde in die vorhandenen Ställe bringen ließ, die nötigen Wachen und Posten ausstellte, und mit meinen Leuten um mehrere Feuer biwakierte. Den Aufseher der Wagen ersuchte ich nun, an meine Leute Lebensmitteln zu verteilen, was er aber nicht tat. Nun verlautete, daß sie solche selbst nehmen wollten, das ich aber nicht zugeben konnte, und sie auf den nächsten Tag vertröstete, was aber die Folge hatte, daß mir bis zum Morgen die Hälfte der Mannschaft weggeloffen waren. Dies stellte ich dem Aufseher vor, allein er war nicht zur Abgabe von Lebensmitteln zu bewegen; nun fanden aber meine Leute selbst Mitteln welche zu nehmen, was ich nicht mehr hindern konnte, obgleich der Aufseher schrecklich aufgebracht war.

Endlich brachen wir auf, kamen an ein kleines Defilee, einen elenden Bach mit einem kleinen Brückchen, woselbst schon die größte Unordnung war, weil alles zuerst hinüber wollte, während ich Platz machen ließ, um durchzukommen, kam ein Schwarm Kosaken, den ich schnell mit meiner Mannschaft zurücktrieb und wieder an die Arbeit ging, ein verstärkter Haufen Kosaken griff abermals an, ich suchte mich nochmals zu verteidigen, allein da wir zu schwach waren, verließen mich meine Soldaten, und ich hatte Mühe, von 6—7 Kosakenlanzen angegriffen, mich zu verteidigen, wovon mir eine das Kaskett vom Kopfe stieß; eine kleine steile Anhöhe gegen dem Defilee zu rettete mich, an der ich angelangt schnell hinunterrutschte, die Kosaken aber nicht folgen konnten. Wieder bei den Wagenmassen angekommen, die durch den Ruf: Les Kosaks! les Kosaks! sich ganz ineinander verwickelten, schlüpfte ich unter und ober diesen durch und machte, daß auch ich über das Defilee kam.

Die Kosaken kamen näher, aber kein Mensch widersetzte sich ihnen, sie stiegen von den Pferden und plünderten die Menge, Karossen, Wagen 2c. mit den Unserigen in friedlichem Hast, als wie wenn sie zusammengehörten. Als ich gerade in der Mitte des Defilees über einen Wagen stieg, schlugen mehrere französische Grenadiere einen französischen Kassenwagen auf, in den ich im vorbeiklettern auch einzugreifen suchte und meine Säcke füllte, es waren, wie ich nachher fand, Goldrollen, die ich öffnete und so unklug war, all das Gold ohne Vorsicht offen in meine Rocksäcke tat, wovon ich unterwegs an den Biwakfeuern vieles verlor, und der Rest mir in Willna bis auf weniges wieder genommen wurde.

Nun war ich auch nicht mehr eingeteilt, hatte aber auch niemand mehr um mich und stand ganz allein und verlassen unter einer Menge gleich mir auf der Straße hinziehender, zum Teil herabgesunkener Menschen; als ich endlich nach vielen Leiden am 16. November 1812 nach Krasnoi kam, woselbst die Würtemberger Tags vorher schon ankamen, wurden auch diese ganz aufgelöst. Hier wurde ehe ich ankam zum letztenmal Brod und Schuhe an die Soldaten und Offiziere verteilt, allein auch

hier hatte ich wieder das Unglück, nichts mehr zu bekommen; kein Brot zu erhalten, so wohl es mir auch getan hätte, war mir nicht so schmerzlich, allein zu der Austeilung von Schuhen zu spät gekommen zu sein, war mir das Aergste, da ich auch für eine Handvoll Gold keine zu kaufen bekommen konnte, die ich doch so nötig gehabt hätte, indem ich ohne Absätze schon auf den Brandsohlen lief.

Einige Märsche vor Smolensk nahm die Natur eine ganz andere Gestalt an, während früher der Himmel uns sein schönes Blau zeigte, das zwar manchmal durch kalte Regenschauer verdeckt wurde, sahen wir doch die Umrisse aller Gegenstände und den Boden frei, als aber der Himmel sich verdüsterte und eine Masse von Schnee fallen ließ, der durch Windstöße alle Vertiefungen ausfüllte, und die ganze Gegend einförmig machte, verging auch alle Lust zur Verteidigung, der Schnee vermehrte die Kälte, die Finger erstarrten an den Waffen, und wer sie einmal aus den Händen fallen ließ, nahm sie nicht wieder.

In die mit Schnee zugewehten Gräben und Tiefen stürzten die Soldaten, die Stärkeren arbeiteten sich mühsam heraus, die Schwachen wurden begraben und gaben den Geist auf. Schneidende Winde erstickten den Atem, der Schnee wurde wirbelnd in die Gesichter getrieben, daß man nicht mehr sehen konnte; der Hauch wurde zu Eis, das sich in den großen Bärten festsetzte. Alles schleppte sich mit Schneestollen an den Füßen in größter Ermattung weiter, bis viele davon zusammensanken und unter dem Schnee begraben wurden.

Feuer konnte nur mit größter Mühe angemacht werden, der tiefe Schnee auf dem Boden, das grüne mit Schnee bedeckte Tannenreis wollte nicht brennen, und wenn auch, so erlöschte es durch die Nässe beständig wieder.

In Kreisen um ein erloschenes Feuer, unter dem immerfort fallenden Schnee begraben, sah man die Krieger erfroren, jedes Biwak glich einem Schlachtfelde, das sich von Nacht zu Nacht furchtbarer wiederholte. Es war wie wenn sich die ganze Natur gegen uns bewaffnet hätte, um uns ganz zu vernichten.

In dem fürchterlichen Kampf gegen Hunger und Kälte lösten sich alle Verbindungen auf, der größte Teil ohne Waffen, ohne Anführer, ohne Verteidigung, folgte nur dem tierischen Instinkt der Selbsterhaltung, mochte diese auch mit Diebstahl und Mord besudelt sein. Keiner war sicher, wenn man einige Lebensmitteln bei ihm sah, mit Gewalt vom Stärkeren beraubt zu werden, ja den Schwächeren wurden öfters die Kleider vom Leibe gerissen, die durch die Kälte ein Opfer wurden, während der Raub dem Stärkeren nicht viel nützte. Taumelte ein Unglücklicher aus dem sich vorwärts schiebenden gepreßten Haufen und war kaum hingesunken, so fielen mehrere über ihn her und beraubten noch ehe er tot war ihn aller seiner Kleider oder Fetzen, die er über sich gehängt

hatte. Bei solchen Auftritten gab es öfters herzzerreißende Szenen, die Unmenschen beraubten sie sogar der Hemden und ließen die Unglücklichen ihrem Schicksal über, die dann das fürchterlichste Geschrei und Gebrüll ausstießen, ;bis sie endlich endeten; alles zog mit abgestumpften Sinnen ohne Gefühl und Hilfe an ihnen vorbei, ja mancher konnte solche Unglückliche noch spotten und bewitzen.

Bei Krasnoi wurden wir von den uns ganz umgebenden Russen angegriffen; Napoleon mit dem Rest der Garden und was noch sonst unter den Waffen war, drängte den Feind zurück und machte uns vorwärts Platz, wohin dann alles in Unordnung floh. So kamen wir am 17. November 1812 nach Liadni, am 18. nach Dubrowna und am 19. nach Orscha.

In Orscha wurde unter Trommelschlag und Musik, wie sie damals noch sein konnte, ausgerufen, welchen Weg die Corps zu nehmen haben, u. z. die einen sollten gegen Witebsk, die andern gegen Willna ziehen, allein alles machte nur einen Weg, den nach Willna.

Hier war es mit meinen Stiefeln endlich so weit gekommen, daß ich auch keine Sohlen mehr hatte, ich suchte daher die Füße mit Lumpen zu umbinden, endlich erfuhr ich, daß man in einem Magazin Schuhe austeile, als ich aber dahin kam, waren schon alle abgegeben, also auch wieder zu spät, wie ich überhanpt zum Glück von jeher immer zu spät gekommen bin.

Glücklicherweise war das Wetter wieder etwas gelinder, und so ging ich ganz entkräftet, keine andere Nahrung als gefallenes Pferdefleisch, ohne gehörige Fußbedeckung, die Kleider in einem so üblen Zustande, daß ich jedes Lüftchen fühlte, mir ganz allein überlassen, meinem Schicksal getrost entgegen. Merkwürdig ist es übrigens, in meinem schwachen und elenden Zustand kam mir doch nie der Gedanke, daß ich am Ende auch unterliegen werde.

In dieser elenden, an Körper und Geist abgespannten Lage blieb ich täglich auf dem Marsche immer mehr zurück, öfters kam es vor, wenn ich glaubte ein ruhiges Biwak gefunden zu haben, daß mich mitten in den Nächten die Nachhut der Armee, Marschall Ney an der Spitze wieder auf- und vorwärts trieb, was ich damals immer als ein Unglück betrachtete, jetzt aber einsehe, daß es für mich gut war, denn bis zum Morgen auf einem Fleck geblieben, wäre ich vielleicht wie viele gar nicht mehr aufgestanden.

Manchmal fügte es sich, daß man wieder Kameraden traf, man versprach sich, beisammen zu bleiben, allein durch die Masse Menschen, die auf der Straße in Unordnung daherzogen, hatte man sich bald wieder verloren, um sich oft nie wieder zu sehen. Uebrigens war es notwendig, sich immer wieder anzuschließen, weil der Einzelne, wenn er nur einige gute Fetzen am Leibe hatte, von andern, ohne Rücksicht, wer er auch sei, entkleidet und beraubt wurde, auch beim Zusammenhalten bald der, bald

jener etwas Lebensmitteln erwischte und der Gesellschaft mitteilte. So streifte ich eines Abends im Biwak herum, sah, daß ein Haufen Franzosen um ein kleines Feuer lagen und einen großen Topf an demselben stehen hatten, als ich endlich durch öfteres Umkreisen mich überzeugte, daß auch derjenige, der das Kochen zu besorgen hatte, mit dem Kopfe nickte, griff ich an der Seite desselben nach dem Topf, hob ihn schnell in die Höhe und eilte damit meinen Kameraden zu, die voller Freude waren, als sie mich sahen; es fand sich nun, daß es schon ziemlich fertig gekochte Erbsen waren, die wir uns sogleich sehr gut schmecken ließen. Ein andermal bekam ich auf dieselbe Art einen Hafen mit gutem Kaffee, der nicht weit von dem Biwakfeuer des Kaisers gekocht wurde, und wahrscheinlich für ihn oder einen seiner Generäle bereitet wurde, auch dieser war, obgleich ohne Zucker und Brot, doch ein Labsal für unsere Leiber.

Da ich hier das Biwakfeuer des Kaisers berührt habe, wird wohl eine Schilderung davon von Interesse sein: Wahrscheinlich wurde jedesmal bestimmt, wo der Kaiser bleiben wollte, es wurde nun von den Garden und Sappeurs, welche vorausgeschickt den Platz auszusuchen, was gewöhnlich, wie ich es immer fand, in einem Wald an der Straße war. Auf der bestimmten Stelle wurden nun die Bäume umgehauen und der Schnee weggeschafft, sodann ein längliches Viereck abgestochen, ungefähr 10′ breit und 20′ lang, dasselbe auf 2′ ausgegraben und die Erde auf die Seite geschafft. In diese Vertiefung wurde nun Feuer gemacht, und das Holz in ganzen Stämmen hineingeworfen, bis der ganze Raum eine Glutmasse bildete, um das Ganze wurden Schranken von Stangen gezogen. Bis der Kaiser kam, war die Erde um diese Hölle auf 10′ ganz trocken, eine angenehme Wärme verbreitete sich nach allen Seiten, so daß man den Kaiser und die Generäle ohne Mänteln um die Schranken stehen und sitzen sah. Oefters hätte ich gewünscht, auch so glücklich sein zu können, mich erwärmen zu dürfen, allein die Gardisten stellten um solche Vierecke Wachen aus und ließen keinen zu, am wenigsten einen Deutschen.

Am 21. November 1812 wurde von Orscha aufgebrochen und nach Kokhanow, den 22. nach Polotschin, den 23. nach Bober, den 24. nach Kruki, den 25. gegen Borisow und am 26. durch Borisow 4 Stunden weiter nach Studzianka an der Berezina marschiert.

Das Elend auf diesen Märschen war noch viel schrecklicher als früher, gänzliche Auflösung aller Korps; bei dem schnell eingetretenen Regen- und Tauwetter, das die Wege bodenlos machte, mußte notwendig größere Unordnung folgen, und nur durch die größte Anstrengung der noch eingeteilten Offiziere konnte noch ein Corps von 5—6000 Mann als Rest der großen Armee zusammengehalten werden.

Borisow war früher schon von den Russen, die uns vorauseilten, besetzt, sie wurden aber bei unserm Anrücken wieder auf das rechte Ufer der Berezina zurückgedrängt, wobei sie die Brücke zerstörten, die im Angesicht

des Feindes nicht mehr hergestellt werden konnte. Es wurde daher ein anderer Uebergangspunkt gesucht, und indem man den Feind zu täuschen suchte, den Uebergang bei Ukoholde zu erzwingen und daselbst Anstalten zu einer Brücke machte, zog sich der Feind auf diesen Punkt zusammen.

Am 25. November 1812 aber wurde durch den französischen General Eblé eine Brücke bei Studzianka, 4 Stunden aufwärts von Borisow, erbaut. Der Fluß war stark angeschwollen, große Eisstücke wälzten sich durch denselben, und doch gelang es den französischen Pontoniers, die zum Teil bis an die Brust im Wasser arbeiteten, die aus dem Holz von abgebrochenen Häusern verfertigten Böcke einzusetzen und eine Brücke für Fußgänger bis den andern Tag zu verfertigen.

Währenddem nun eine zweite stärkere Brücke für das Fuhrwesen angefangen wurde, ging auf der ersten ein Teil der noch bewaffneten Mannschaft über, um das Terrain zu besetzen, das die Russen den Tag vorher verlassen hatten. Am zweiten Tag wurde auch die zweite Brücke fertig, so daß Artillerie darüber gebracht werden konnte. Die Russen griffen nun auf dem rechten und linken Ufer zugleich die noch bewaffneten Häufchen, zusammen ungefähr 5—6000 Mann an, die ritterlich bis zum 29. November morgens 9 Uhr hielten, dann aber ebenfalls sich zurückzogen, worauf die Brücke angezündet wurde, und der Uebergang ein Ende hatte.

Nun erreichte das Unglück den höchsten Grad, eine Menge Wagen, Kanonen &c., über 7000 Unglückliche — Männer, Frauen, Kinder — waren noch auf dem feindlichen Ufer zurückgeblieben, alles drängte sich gegen die Brücken, die sie in der letzten Nacht noch ruhig hätten passieren können, allein sorglos versäumten. Der Feind schleuderte unter den wehrlosen Haufen seine Kugeln, alles geriet in Verwirrung, Angst und Verzweiflung, vielen warfen sich in den Fluß, um hinüber zu schwimmen oder durch Pferde hinüberschwimmen zu lassen, während das Treibeis, das in großen Massen den Fluß herunterkam, sie verschlang. Viele suchten sich wieder an den Böcken der brennenden Brücke (die erste Brücke brach schon früher unter ihrer Last zusammen) festzuhalten, während andere, die von derselben, durch das immerwährende Nachdrängen, in das Wasser stürzten, sie wieder davon wegdrängten, kurz, es war das schrecklich Schauerlichste, was man nur sehen konnte, und was noch nie in solchem gesteigerten Grade in der Geschichte vorgekommen sein wird.

Auch ich war einer von denen, die in sorgloser Ruhe wie viele andere auf dem linken Ufer der Berezina zu lange verweilten, wo mir gleiches Schicksal hätte werden können, wenn nicht, kaum ehe die Brücke angezündet wurde, eine von dem Feind vor die Brücke geworfene Granate mir das Leben gerettet hätte; diese Granate machte mir durch die Menschenmasse Platz, u. z. weil sich alles um sie her niederwarf, ich über sie wegschreiten, auf die Brücke gelangen, und so mich retten konnte. Angekommen

auf dem rechten Ufer sah ich eine Zeitlang dem Brennen der Brücke und dem schrecklichen Gewühl und Geschrei des andern Ufers zu, während rechts und links um mich die Kugeln einschlugen, darauf bereitete ich mir an einem kleinen verlassenen Feuer schon halb gekochtes Fleisch, das ich kurz vorher von einem badischen Soldaten nebst etwas schlechtem Brot gekauft hatte, und als dieses verzehrt war, ging ich dem Walde zu, der sich auf der Anhöhe zeigte, durch den die Straße führte.

Von dem schauerlichen Wirrwar, den Greueltaten 2c., die sich hier seit vier Tagen und Nächten zugetragen haben, will ich eine Beschreibung, die mir überhaupt unausführbar für jede Feder scheint, unterlassen, und nur meinen weiteren Weg und Schicksale verfolgen.

Als ich in den langen finstern Tannenwald kam, sah ich schon von weitem ein großes Feuer mitten auf der Straße (das Drängen auf der Straße hatte aufgehört, weil durch das Verbrennen der Brücke der Uebergang ein Ende hatte, und diejenigen, welche hinüber gekommen, so schnell als möglich vorwärts geeilt waren); an diesem Feuer fand ich mehrere würtembergische Kameraden, nachdem wir uns ganz gut erwärmt hatten, zogen wir zusammen weiter. Der Marsch ging sehr langsam, weil uns der Schnee, der immer noch in Massen fiel, und das Gedränge der Fliehenden, die wir wieder einholten, sehr beschwerlich war. Nachdem es nun gegen 3 Uhr zu dunkeln anfing, beschlossen wir, in diesem Walde uns einen Lagerplatz zu ersehen, um einige Zeit ausruhen zu können, der sich bald fand bei einem großen Haufen in Büscheln gemachten Tannenreis, wovon wir anzuzünden versuchten, und so ein uns durchwärmendes Feuer aufmachten. Ich hatte noch einiges Brot, die andern sonst etwas, so daß wir mitten in der Nacht, vielleicht um 2 Uhr, wieder etwas gestärkt aufbrachen. Gegen Morgen kamen wir zu einem Edelhof, in dem wir viele bekannte Offiziere trafen. Major von Starkloff erquickte mich mit einem Schluck Branntwein, und ich gab ihm, aber ganz in der Stille, ein Stückchen Brot, beiden war nun wieder etwas geholfen, und da wir sahen, daß jeder von uns noch etwas Vorrat hatte, so versprachen wir einander, uns nicht zu verlassen, was aber bei dem Gedränge auf der Straße nicht möglich war, auszuführen. Den 30. November 1812 gegen Tag brach alles auf, allein durch das Gedränge der vielen Menschen kam alles wieder auseinander, doch verließ mich ein Freund (Hauptmann von Butsch) nicht mehr bis Willna, dem ich eigentlich auch meine Rettung zu danken habe.

Die Kälte nahm wieder schnell zu, und mit ihr auch unser Elend. Die einzelnen Abteilungen, die bis hieher noch militärische Haltung hatten, warfen ihre Gewehre weg und lösten sich auf; alle Gegenwehr schien aufzuhören, und wenn man nur den Ruf: „Les Kosaks!“ hörte, wurde alles auf der Straße in Bewegung gesetzt und jeder eilte so schnell er konnte, davon.

Bei solchen Gelegenheiten konnte man oft halb Nackte mitlaufen — dann umfallen und den Geist aufgeben sehen. Auf dem Weg lag ausgezogen ein Mensch neben dem andern, viele lebten noch, wälzten sich auf dem Boden herum und brüllten fürchterlich bis zu ihrem Ende. Denn kaum war einer vor Entkräftung und Kälte hingesunken, fielen die nächsten über ihn her, er mochte tot sein oder nicht, zogen ihn ganz aus und hängten sich dessen Lumpen um, dieses war immer ärger, wenn die Kälte wieder zunahm.

In stummer Betäubung, ganz schwarz von Rauch und Schmutz, zog alles mit tief verhüllten Gesichtern und übereinander geschlagenen Armen, in Lumpen, alten Hüten 2c., eingewickelten Füßen, in denen der Brand schon war, nebeneinander her. Alle waren gleich zerlumpt, verhungert und meistens ohne Waffen.

In den nahe an der Straße noch stehenden Dörfern und Häusern suchte man Schutz gegen die kalten Winde, die ohne Aufhören wehten, in kurzer Zeit waren sie so angefüllt, daß man nicht mehr aus noch ein konnte. Die großen Oefen wurden mit Feuer überladen, so daß dadurch öfters Unglück entstand. Die, welche nicht mehr hinein konnten, lagerten sich hinter die hölzernen Wandungen, um mehr Schutz gegen den schneidenden Wind zu haben, machten sich Feuer auf und umstellten alles mit Stroh, das jetzt wieder zu finden war.

Das Holz und Stroh holten sie sich von den nächsten Häusern und Dächern, und so ging es am Ende auch dem Haus, bei dem sie Schutz gesucht hatten, durch andere. Bei solchen Gelegenheiten wurden die abscheulichsten Flüche und Schimpfreden ausgestoßen, und zuletzt fielen sie übereinander her, prügelten sich, während andere kamen und das Haus oft ganz schleiften. Wurde man nicht auf diese Art aus den Wohnungen getrieben, so steckten die, welche nicht mehr hinein konnten, sie in Brand, um diejenigen, die darin waren, herauszutreiben. Das Feuer griff mit Schnelligkeit um sich, da alle Häuser von Holz sind, so daß oft der größte Teil dabei umkam und nur wenige sich retten konnten. Brannte ein Haus, so strömte alles dort hin, um sich zu wärmen, doch konnten viele dem schnell um sich greifenden Feuer aus Kraftlosigkeit nicht mehr entgehen und wurden ein Raub der Flammen.

Wie Gespenster schlichen sie auf den Brandstätten und Biwaks umher, suchten die Toten aus und fanden unter diesen oft selbst ihr Ende.

Beim Anbruch des Tages, ohne ein Zeichen durch ein militärisches Instrument, hob die ganze Masse das Biwak auf und verfolgte den unglücklichen Marsch.

Wir kamen durch Plechnitzi, Slaiski und Malodetschno den 5. Dezember 1812 bei Smorgoni wieder auf die große Straße von Willna.

Die Kälte wurde außerordentlich, die entkräfteten Menschen, die sich bis daher mühsam geschleppt hatten, schwankten gleich Gespenster dahin,

mit der größten Anstrengung brachten sie einen Fuß vor den andern, tiefe Seufzer entstiegen ihrer Brust, ihr Blut drängte sich nach dem Kopf, aus ihren Augen preßten sich Tränen, die Knie bogen sich, sie sammelten ihre letzten Kräfte zusammen und sanken nach kurzer Zeit taumelnd hin, um nie mehr aufzustehen. Die Gemüter waren abgestumpft, man ging ohne Empfindung an diesen Unglücklichen vorbei.

Auf der Landstraße sah man mitunter gefangene Russen, die niemand mehr beobachtete, sie konnten hingehen, wohin sie wollten, diese machten sich in die nächsten Dörfer, suchten Pferde zu bekommen und erschienen als Kosaken. Ueberhaupt hatte alle, weil man wußte, daß kein Widerstand mehr geleistet werden konnte, ein solcher Schrecken ergriffen, daß, wenn sich nur von weitem ein Bauer auf dem Pferde sehen ließ, alles glaubte, die Kosaken seien in der Nähe, und von der ganzen Masse ein Trott angeschlagen wurde.

Es war ein fürchterlich schauerliches Schauspiel, wenn man frühe auf der Straße war, und um sich in der Nähe und Ferne alle Dörfer im Brand sah. Der durch die Kälte und das viele Feuer ganz gerötete Himmel machte die Straße und Umgegend so hell, wie bei Tag mit einem ganz roten Schein.

Die Entkräftung war so stark, daß die armen Menschen nicht mehr imstande waren, Holz zu suchen, sie sezten sich auf ihre toten Kameraden, um den Rest des kleinen Feuers, bei dem diese gestorben waren, und starben ebenfalls mit dem Erlöschen desselben, oder legten sich besinnungslos in dasselbe hinein und fanden bei fürchterlichen Schmerzen ihr Ende.

Viele überfiel Wahnsinn, in dem sie das rohe Fleisch der gefallenen Pferde verschlangen, viele verloren die Stimme, und viele tappten ganz blind in der Masse fort, bis sie aus derselben geschoben, verlassen und elend umkamen.

Die sogenannte heilige Schwadron, die sich in Orscha meistens aus Offizieren um den Kaiser gebildet hatte, war aufgelöst und zerstreut, überhaupt war Feigheit an die Stelle der Tapferkeit getreten.

Auch die wenigen Garden, die bis hieher noch ihre Armatur behalten hatten, warfen sie von sich, um nur nicht mit den Waffen in die Hände der Feinde zu fallen. Alles löste sich auf, die Not machte alle zu Räuber und Mordbrenner, der Stärkere stahl oder vielmehr nahm dem Schwächern das Seinige, und keiner fühlte bei den abscheulichsten Vergehungen seine Schande.

In Smorghoni trafen wir einen Teil der Coisonschen Division aus Danzig und mehrere Ergänzungstruppen aus dem Vaterlande an, die uns von Willna aus entgegengeschickt wurden, sie waren noch gut im Stande, und es war uns, von Rauch und Schmutz überzogenen Menschen ein überirdischer Anblick, wieder einmal reinlich gekleidete Soldaten zu sehen und den Schall ihrer Trommeln zu hören.

Napoleon eilte von hier aus voraus und übergab das Kommando dem Prinzen Murat; nun betrachtete sich alles als verlassen, umsomehr als der Befehl gegeben wurde, daß sich retten solle, wer sich retten könne.

Den andern Tag, am 6. Dezember, marschierten die Ergänzungstruppen ab, ich und mein Freund glaubten, uns an sie anschließen zu können, allein es war nicht möglich, da sie noch schneller marschieren konnten als wir, mußten wir zurückbleiben. Gegen Abend erreichten wir nach vieler Anstrengung das Städtchen Osmiana, wo wir auch wieder die Ergänzungsmannschaft trafen.

Am 7. Dezember marschierten wir wieder mit dieser ab, allein auch heute waren sie uns bald wieder aus den Augen; als es zu dämmern anfing, sahen wir seitwärts von der Landstraße einige Häuser, die aber schon ganz mit Fliehenden angefüllt waren, wir drängten uns auch in einen Schopf, machten ein kleines Feuer an, bei dem wir etwas kochten (Mehl mit Salz und Wasser) und schliefen einige Stunden ziemlich gut. Hauptsächlich mir, der seit Moskau unter kein Dach gekommen war, schmeckte diese Ruhe köstlich. Es mochte ungefähr gegen 2 Uhr des Morgens gewesen sein, als ein entsetzlicher Lärm entstand mit dem Rufe: „Les Kosaks! Les Kosaks!" und alles der Straße zulief. Selbst mein Freund verließ mich im ersten Schrecken, indem er glaubte, ich werde ihm auf dem Fuße folgen. Nun war ich der einzige in diesem Schopfe, und glaubte nicht anders, als gefangen oder ermordet zu werden. Schnell fuhr mir ein Gedanke durch den Kopf, den ich auch eben so schnell mit der größten Anstrengung meiner schwachen Kräften auszuführen suchte. Ich stieg in diesem Schopfen auf das Gebälk, das quer durchlief und drückte mich, auf einem Balken sitzend, fest an das Dach. Kaum saß ich einige Minuten, so hörte ich das Herannahen der Kosaken und das Geschrei der Fliehenden von der Straße her. Die Feuer waren zu meiner Freude so ziemlich erloschen, wodurch das Innere des Schopfes, ausgenommen die Stellen, wo noch glühende Kohlen waren, in Nacht gehüllt war. Endlich kamen die Kosaken hereingeritten, rannten mit ihren Spießen gegen alle Seiten, weil sie aber nichts fanden, hoffte ich, sie würden weiter ziehen, allein einige stiegen von ihren Mähren und schürten eines der Feuer zur hellen Flamme an. Ich hielt den Atem zurück und war in Todesangst entdeckt zu werden. Nachdem sie nun alle Lumpen, die herumlagen, durchsucht und vieles gewälscht hatten, setzten sie sich wieder auf ihre Pferde und verließen den Schopfen. Wahrscheinlich hat die schnelle Abwechslung von der Nacht zum Licht ihre Augen geblendet und mich der Entdeckung entzogen. Ich blieb noch einige Zeit sitzen, und als alles ruhig war, stieg ich, an allen Gliedern steif gefroren, herunter, wärmte mich ein wenig, streckte den Kopf zum Schopfen hinaus und als ich nichts mehr feindliches bemerkte, lief ich was ich konnte der Straße zu. Als ich ungefähr eine Stunde gegangen war, fand ich meinen Freund Haupt-

mann Butsch wieder, an einem kleinen Feuer seitwärts an der Straße sizend. Wir waren beide sehr erfreut, uns wieder gefunden zu haben, brachen bald auf und sezten unsern Weg weiter fort.

Die Ordnung und der Zustand der von Willna uns zu unserer Aufnahme entgegengesandten reinlichen Truppen änderte sich schnell. Die Kälte nahm immer mehr zu, noch zu wenig an diese, sowie an Strapazen und Ungemach gewöhnt, wurden sie, ohne etwas Ernsthaftes geleistet zu haben, in wenigen Tagen beinahe ganz aufgerieben. Nicht Entkräftung, noch Mangel an Nahrung, sondern ganz allein die Kälte, die fürchterlich war, brachte dieser Mannschaft den Tod. Diejenigen, welche noch übrig blieben, warfen die Gewehre weg und vermischten sich mit der fliehenden Masse.

Bei mir wollte es auch nicht mehr gehen, da ich gar keine Fußbedeckung mehr hatte, und mit aufgeschwollenen blosen Füßen bei der fürchterlichsten Kälte auf Schnee und Eis laufen mußte. Stundenlanges Ausruhen wäre mir lieber gewesen, als mich durch Bewegung warm zu erhalten. Mein Freund munterte mich aber beständig auf, mit guten und barschen Worten, wie er es für nötig fand, und so erreichten wir endlich am 9. Dezember 1812 abends um 4 Uhr, und hinter uns die Kosaken, die Stadt Willna.

(Fortsetzung folgt.)

Der Heß und sein Buch.

Von A. Supper in Stuttgart.

Der Heß, der nicht weit von meinem Pfarrhaus wohnt, ist nicht allein ein vorzüglicher Musikant, der die Fiedel streicht, daß einem das Herz lacht, und der auf einem x-beliebigen leeren Milchhafen Posaune blasen kann, daß sein Häuschen wackelt — er versteht auch die edle Schneiderkunst aus dem ff, ist dazu ein halber Tier- und Menschenarzt, der oft mehr weiß als ein ganzer, hat für jeden seiner Langenbacher Mitbürger und zu Zeiten auch für mich, seinen Nachbar, den Pfarrer, einen guten Rat bereit und ist absolut verschwiegen.

Ich kenne ihn seit vielen Jahren. Schon ehe ich selbst ins Dorf kam, wußte ich von ihm.

Man würde sich wundern müssen, woher der Heß alle seine Weisheit und Vielseitigkeit habe, wenn es nicht allgemein bekannt wäre, daß er ein Buch hat, in dem alles drin steht.

Sobald jemand zu ihm kommt und ein Anliegen vorbringt, tut er nicht neunmalgescheidt, als ob er sich alles aus den Fingern sauge, sondern er schiebt sacht die Brille in die Höhe, leckt mit der spitzen Zunge rasch an der Oberlippe, die immer ein wenig schlecht rasiert ist und sagt bescheiden und bedächtig: „Wart no Hannesle", oder „wart no Gretle, do muß i g'schwind in mei'm Büechle gucke. —"

Und dann geht er in seine Kammer nebenan. Man hört ihn einen knarrenden Truhendeckel heben, hört das leise Knistern von umgeschlagenen Blättern, murmelndes Lesen in langen Pausen, hört auch wohl einen Seufzer oder ein ganz leises Lachen, je nachdem die fragliche Angelegenheit betrüblicher oder freudiger Art ist. Danach kommt der Heß mit federndem Schritt gegangen und verkündigt, was er in seinem Buch gefunden hat.

Nicht anmaßend tut er das, sondern mit der frohen und stolzen Demut dessen, der sich als Werkzeug und Sprachrohr einer fremden Weisheit fühlt.

Hätte der Heß sein Buch nicht, es wäre, wie gesagt, nicht leicht zu erraten, woher er seine Klugheit haben sollte. Von den Vätern ererbt wohl nicht.

Sein Erzeuger war ein Samenhändler gewesen, der gar nicht eigentlich aus Langenbach stammte. Nur ganz uneigentlich hatte den seine Mutter, die auch eine Samenhändlerin gewesen sein soll, in Langenbach auf der Durchreise geboren.

Sie war dann einen ganzen Sommer lang im Ort krank gelegen. Heute noch, nachdem man alles mögliche aus jener längstentschwundenen Zeit vergessen hat, tut man sich im Ort etwas darauf zugut, daß „man" das fremde kranke Weib so gut versorgt hat dazumal.

Wenn von dem Subjekt „man" etwas recht gutes ausgesagt wird,

dann steckt man immer selbst auch unter den „Man“-Leuten, während sie einen sonst von Haut und Haar nichts angehen.

„Man“ hat dazumal das Weib gepflegt, und aus Dankbarkeit, oder aus weiß Gott welchen Gründen ist sie immer wieder gekommen, immer länger geblieben, bis Langenbach sozusagen ihre Heimat war, in der sie ihren Buben aufzog, den Samenhandel weitertrieb, ihn ihrem Sohn hinterließ, sich hinlegte und starb.

Der Sohn war nun ein uneigentlicher Langenbacher, führte als Einziger im Ort das ausländische Gewerbe des Samenhandels fort und hieß „der Heß“ obgleich er im Kirchenbuch als Johann Caspar Bader eingetragen war.

Es war ruchbar geworden, daß irgend ein Zipfelchen hessischen Landes die Urheimat des fremden Weibes gewesen war und so wurde ihr Bub „der Heß“.

Dieser Heß senior war in den Augen der Langenbacher nicht der Mann, der seinen Kindern Weisheit als Erbteil hinterlassen konnte.

Der Samenhandel war ihm mehr ein Vorwand zum Vagabundieren, als herbe Lebensmüh. Mit seinem blauen Zwerchsack zog er durch die Umgegend. Auf seinen einsamen Gängen blies er Mundharmonika, schaute nach den Mädchen und schrie sein Sprüchlein in den Dorfgassen. Das Sprüchlein war auch so etwas Unerhörtes. Kein anderer zeitgenössischer Samenhändler kannte und gebrauchte es. Es lautete:

Same', Same',
Kaufet in Gottes Name'!
Durchg'siebt ist'r, sauber g'halte',
's Unkraut han i' selber b'halte'.
Wie der Teufel, seller Racker,
Streu' i's hehlings auf de' Acker.

Ein leichtfertiger Spruch! Die Langenbacher sahen nicht gut dazu und sagten, in Langenbach und Umgegend sei man nicht im Hessischen und der Kerl solle sich schämen.

Aber das Schämen war schon gleich gar nicht dem Heß seine Sache. Dreimal hatte man der Dorothee, der Tochter vom Gaisenhannes getauft, und dreimal hatte das Mädchen als Vater ihrer Buben den Heß genannt. Dreimal war der Heß mit ungebeugtem Kopf vor dem Pfarrer gestanden und hatte sich schelten lassen, und dann erst hatte es eine Hochzeit gegeben.

Und was für eine! Der älteste Bub des Brautpaares, der heutige Heß, hatte dazumal schon auf einem leeren Milchhafen Posaune geblasen, und sein eigener, leibhaftiger Großvater, der Gaisenhannes, hatte dazu getanzt. Die Langenbacher gingen am Ochsen vorüber, wo die Lustbarkeit stattfand, spieen aus und sagten laut: „Bande!“ Aber als es Nacht war, tiefe, gute, verschwiegene Nacht, da kamen etliche und sahen nach, ob

der Unfug nicht bald ein Ende nehme. In den Ecken drückten sie sich herum, dann warfen sie dem Büblein ein paar Kreuzer in den Milchhafen und dann — — ja dann ward es eben immer später in der Nacht, immer tiefer, dunkler, verschwiegener. — Des Gaisenhannesen Dorothee machte dann in Ehren wieder gut, was sie in Unehren verschuldet hatte. Ja, sie tat fast noch ein Uebriges, so daß nahezu wieder Aergernis entstand. Alle Jahre war da ein Kleines, ein paarmal sogar zwei, so daß niemand übersehen konnte, wo all der Segen hinaus wollte.

Nur der Vater Heß und die Dorothee lachten. Ihnen war keines zu viel.

In des Gaisenhannesen Haus, das eine gute, zentrale Geschäftslage hatte, tat die Dorothee einen Kramladen auf. Schuhnägel gab es da und Heringe, Peitschenschnüre und amerikanisches Schweineschmalz, Waschblau und Käse, Seife und Kandiszucker, Leim und Johannisbrot, Schmieröl und Wacholdergesälz.

Für alle Bedürfnisse und alle Ansprüche war da gesorgt, und als der Schulze einmal um Tinte herschickte, da legte die Dorothee ihrem Warenbestand auch noch diesen Saft der Hölle zu.

Das war ein großer Fehler, denn mit der Hölle soll der Mensch nichts zu tun haben. Absonderlich nicht, wenn er etwas leicht von Gemüt und Geblüt ist, wie die Dorothee, die ihrer Lebtag nicht verstand, mit dem rechten Ernst und der richtigen Schwere an eine Sache heranzutreten.

Es kam, daß das Weiblein nicht nur, wie früher schon, mit dem Schmalzlöffel in die grüne Seife fuhr, oder den Hering zum Kandiszucker in eine Düte legte, sondern sie goß jetzt auch zuweilen Tinte in die Erdölkannen der Weiber, und ihr erstgeborener Sohn, der Posaunenbläser, fing vor der Zeit das Schreiben an, weil ihm die Tinte von der sorglosen Mutter nicht aus den Fingern getan wurde. Tausend Stücklein leben von diesem längst toten Weib unter den Langenbachern fort. Tausend Stücklein; aber darunter kein einziges, das dartun könnte, daß der Heß seine Klugheit von der Mutter habe.

Also bleibt ganz allein das Buch.

Ich muß sagen, manchesmal hat mich der Fürwitz gestochen, daß ich gar zu gerne hätte wissen mögen, was das für ein Buch ist.

Aber wenn ich den Heß frage, dann leckt er mit der spitzen Zunge ein wenig an der Oberlippe und entgegnete bedächtig: „Des Büchle verstand bloß i; des ist e' b'sondre Sach' mit dem Büchle.“ —

Hin und her riet ich schon. Einem alten Kerl wie mir, und wenn er auch nur ein Dorfpfarrer ist, ist doch auch schon mancher Band durch die Hände gegangen. Zuweilen, ja sogar sehr oft, meine ich, es müsse das Buch des Sirach sein, dieses Tischleindeckdich, das nach mehr als zweitausend Jahren noch für jeden einen Bissen hinstellt, der nicht verschimmelt ist.

Ein andermal, wenn es um medizinische Dinge geht, glaube ich, den Paracelsus zu hören, wie er von dem Vielen, was er weiß, das Wenige herausgibt, was seinen Zeitgenossen zu wissen gut tut.

Und ein drittesmal, wenn die Langenbacher mit ihren Fragen und Anliegen dem Heß gar zu faustdick kommen, dann klingt sein Bescheid, als sei sein Buch der Götz von Berlichingen ohne Gedankenstriche.

Ganz herzlich und dringend, so gut ichs nur fertig brachte, habe ich den Schneider gebeten, er solle mich nur einen einzigen Blick auf seines Buches Titelblatt tun lassen. Für einen Pfarrer sei es doch auch wichtig, sagte ich ihm, ein Buch zu haben, in dem auf so viele Fragen die Antworten stehen.

Er sah mich über die Brille hinweg an und lachte. Ich weiß nicht, warum es mir immer ein bißchen auf die Nerven geht, wenn der Heß so lacht. Er lacht nicht spöttisch oder vorlaut oder überlegen. Er lacht ganz fröhlich hell hinaus wie ein Kind. Und doch meint man dann immer, der Heß sei arg gescheit, und selbst sei man arg dumm. Das greift mich heillos an. Also der Heß lachte und dann sagte er: „Ganget Se mer weg, Herr Pfarrer! Sie brauchet mei' Büchle net. Sie könnet's auswendig. Aber i — i muß halt ällemol in mei' Büchle neigucke. —"

Mehr war absolut nicht aus ihm herauszubringen. Weder Verfasser noch Verleger, noch Ort und Zeit der Ausgabe ließ mich der eigensinnige Schneider wissen. Und so bleibts denn dabei: der Heß ist der Klügste von Langenbach. Nicht von Natur oder durch Vererbung, sondern weil er eben sein Buch hat, in dem alles steht.

* * *

Heute ist mir draußen hinter dem Kirchhof der Heß begegnet. Mit seinen dünnen Schneiderbeinen und seinem vergnüglichen Musikantengesicht ist er über die Aecker hergestiegen. Die Klarinette hat ihm aus der Tasche geguckt, das neueste Instrument, das er um des lieben Friedens willen weit weg von den menschlichen Wohnstätten einübt, da Geige und Milchhafen seinem Künstlerdrang und -ehrgeiz nicht mehr genügen. Ich habe ihn angesprochen, habe ihn gefragt, was er von den Obstaussichten halte, und ob er glaube, daß die Imker ein gutes Jahr haben würden.

Er senkte den Kopf, als wolle er über die Brille hinwegsehen, obwohl er gar keine aufhatte, da er sie nur zur Arbeit und zum Lesen braucht. Ein klein wenig leckte er an der Oberlippe, wie er immer tut, dann sagte er kopfnickend: „Mei' Büchle, wenn i' do hätt', no' könnt i' em Herr Pfarrer älles g'nau sage'. —"

Ich war heute so — — ich weiß nicht wie — — wie der schwache Mensch eben oft ist: unausgeglichen und reizbar wie ein Truthahn, der auch gleich kollert über Dinge, die ihn von Haut und Haar nichts angehen.

„Heß“, sagte ich, „das mit dem Büchlein ist mir jetzt am Hals oben. So gibts überhaupt kein Buch, in dem alles drin steht: Das von den Imkern und den Obstaussichten und den Krankheiten und den Pfandbriefen und dem Milzbrand und der Kartoffelfäule und den bösen Weibern und den treuen Schätzen. An der Nase führet Ihr die Leute herum, Heß, das sag ich, und das werd ich sagen, bis Ihr mir Euer Buch zeigt. —“

So — nun wars heraus, was mich gewürgt hatte. Aber der Mensch spielt nicht ungestraft den kollernden Truthahn.

Ich kann das nicht vergessen, wie der Schneidermusikant mich angeguckt hat. So zum Verbarmen gottsjämmerlich. Nur ein paar Schritte standen wir von der weißen Kirchhofsmauer. Der Heß sah sich um, als ob er fürchte, es könne ein Lebendiger oder ein Toter meine Worte erlauscht haben.

Dann, als er merkte, daß alles ganz ruhig blieb bis auf die paar Lerchen, die hart vor uns aus den Ackerfurchen schwirrten, zog er sein rotes Schnupftuch, das neben der Klarinette steckte und trocknete sich die Stirn, indem er mit zitternder Hand die Schildkappe lüftete. Wie er so still blieb und das alles so langsam und umständlich tat; — ich glaube, da fing auch ich an zu schwitzen.

Aber ich habe mein Herz vor Gott und dem Heß verhärtet und habe mir eingeredet, daß ich im Recht sei. Den Stock habe ich auf den Boden gestoßen. „Ja, Heß, das sag ich und dabei bleib ich.“

Der Schneider tat die paar Schritte und lehnte sich mit dem Rücken an die weiße Mauer. Der schwarzgrüne Wipfel von dem Lebensbaum, — Thuja orientalis — auf der dicken Bäckenmarie ihrem Grab, ragte hart über ihm in den Himmel, und eine Eidechse sah ich auf den schrägen Decksteinen der Mauer fröhlich im Sonnenschein der Jagd obliegen. Solche kleinen und nebensächlichen Dinge beobachtet man nie besser und schärfer, als wenn man mit seinen Gedanken recht himmelweit davon ist.

„Herr Pfarrer“, sagte der Heß, „ist des Ihne Ihr Ernst?“ — Ich bin vierzig Jahre im Amt, und da wird man schon so gewissermaßen abgehärtet und auch sozusagen einigermaßen unverfroren; aber vor dem Heß habe ich die Augen niedergeschlagen. Die Sonne hat mir auch hell ins Gesicht geschienen, da habe ich mich halb umwenden müssen, Langenbach zu.

„Ja“ sage ich, und die Stimme kommt mir fremd, steif, wie an Händen und Füßen gebunden aus dem Hals, „ja, das ist mein Ernst.“ —

Der Mann an der Kirchhofsmauer schaut vor sich nieder und nickt mit dem Kopf. Verstohlen betracht' ich ihn. Er sieht aus, als sei er soeben über mich ins Klare gekommen und denke in seinem Innersten: So, so, Pfarrer! Also so Einer bist du! So sieht's in deinem Herzen aus, dem ich immer etwas anderes zugetraut habe! —

Dann auf einmal schlägt er sich mit dem roten Sacktuch den Staub

von den breiten Stiefeln. Erst hebt er den rechten Fuß hoch und dann den linken.

Andächtig, als ob ich da etwas lernen könnte, sehe ich ihm zu, obgleich mir der Staub ins Gesicht fährt.

Wir haben ja Zeit, wir zwei alten Kerls vor der Kirchhofsmauer, in aller Ruhe können wir unser Sträußlein miteinander ausfechten.

Der Heß steht jetzt und schaut vornübergebeugt aufmerksam auf seine Stiefel, ob die sauber sind, dann gibt er sich einen Ruck, hebt den Kopf und fragt kurz: „Ganget mer?“

Ja, wir gehen. Eigentlich hatte ich ja noch weiter hinauslaufen wollen bis zu dem Wegweiser auf Winterberger Markung, auf dem von unbekannter Hand geschrieben steht:

Kommst von Langenbach du r'um,
Wandrer kehr' glei' wieder um!
Z' Winterberg ist's grad' so dreckig.
Aelle Gasse krumm und eckig.
Und die Leut, — 's muß wohl so sei' —
Passet in die Gasse' 'nei'. —

Es heißt, der alte, selige Heß sei der Verfasser der Inschrift gewesen und sein pietätvoller Sohn sorge seit Jahren dafür, daß sie nicht verwittere und verlösche. Aber Beweise hat man keine für diese Behauptung. Sie ist auch wohl nur aufgetaucht, weil außer vom alten Heß seit Menschengedenken weder in Langenbach noch in Winterberg gedichtet worden ist.

Bis zu diesem Wegweiser geht sonst meistens mein Spaziergang; aber heute hielt ich mich hart neben dem Schneider. Die Angelegenheit war zu weit aufgerollt, als daß man sie wieder stillschweigend hätte ruhen lassen können. Trotzig schritt ich neben dem Heß. An mir war es nicht, zu reden. Meine Ansicht wußte er.

Auf einmal steht er still und sieht mir hell in die Augen. „Also auf de' B'schiß kommt älles 'naus, meinet Sie, Herr Pfarrer?“

Ich zwinge mich, ihn anzublicken und sage: „Jawohl.“ Er nimmt die Schildmütze ab. Sein Gesicht ist merkwürdig aufgehellt; von einer überlegenen und heiteren Ruhe förmlich überstrahlt.

„Jetzt frog i' Sie: rot' i' de' Leut schlecht, oder rot' i' de Leut guet? — Bin i' uf mein' Nutze' aus oder auf de' Langebächer ihr'n? — Schwätz i' dumm raus, oder verstand i' ebbes? Verhetz i' d' Leut oder schwätz i' zum Friede? Bring i' ebber um sei' Sach oder hilf i', wo i' ka'?“

In mir ist ein furchtbares Unbehagen: „Jawohl“, sage ich, „jawohl. Alles recht, alles gut; aber das Buch! Es gibt kein Buch, in dem das alles steht. Ich weiß keins. Mir solls ja recht sein.“ — —

Er leckt sich die Oberlippe, dann lacht er das Lachen, bei dem man sich dumm vorkommt.

„I' versprech' Ihne', wenn i' stirb, vermach i' Ihne' mei' Büechle. Send Se no z'friede'?“ —

„O Heß“, sage ich, „Ihr seid zehn Jahre jünger als ich und gesund wie die Fische im Langenbäch.“

Er zuckt die Achseln. „Wege' sellem! — — Die sind vorige' Sommer älle an ei'm Tag verreckt, wie des bös Wetter g'we ist.“

Dann setzt er die Schildmütze wieder auf und schreitet fürbaß. „Herr Pfarrer“, sagt er leiser, und sein Ton hat auf einmal fast etwas Feierliches; sogar die plumpsten Breiten seines Dialektes gibt er dran; „Herr Pfarrer, wenn Sie 's ganze Lebe' lang ohne e Büechle predige' tätet, wenn Sie de' Leut' sage' tätet: es kommt alles aus mei'm Herze' raus, wie e Quell aus em Waldbode — — was meinet Se, wie viel Ihne' glaube' und Ihne' folge' tätet, und wenn Sie no' so rechte und gute Sache' sage tätet? — Die große Bücher in Ihrer Stub, Herr Pfarrer, die machet, daß d' Langebacher 's recht' Zutraue' zu Ihne' hänt.“

Das Lachen kam wieder auf sein Musikantengesicht.

„Wie oft werdet Sie 'nei'gucke in älle die Büecher, Herr Pfarrer? Vielleicht in jedes äll' Schaltjohr e Mol. 's ist genueg! Wäger jo, 's ist genueg! Sag i' deswege' zu Ihne, 's sei älles B'schiß? —“

Mir stieg das Blut in den Kopf. Seine listig zwinkernden Augen reizten mich auf.

„Ich lasse aber meine Bücher sehen“, rief ich zornig, „jeder kann einen Blick hineintun, sobald er will, und wenn ich den Leuten aus meinen Büchern Rat gebe, so sage ich ihnen auch, wo der Rat steht. —“

Jetzt wars, als ob den Schneider die Tarantel gestochen hätte. Er machte Sprünge und lachte, dann zog er die Klarinette heraus und blies ein paar Töne, die mir fast die Ohren sprengten.

Endlich stand er still vor mir und rief: „O Herr Pfarrer, o Herr Pfarrer!“

Wie wenn er großes Mitleid mit meiner Dummheit hätte, so klang der Ton. Das brachte mich aufs neue auf. „Ihr seid, Ihr seid —“ stieß ich hervor. Ich wollte schimpfen und fand nicht gleich das rechte Wort.

Es mochte ihm leid tun, daß er mich so in Harnisch gebracht hatte.

„Wenn Sie wieder zu mir kommet, zeig i' Ihne mei' Büchle“, sagte er auf einmal ganz ernst. Und dann bog er ab und ging hinten ums Dorf.

* * *

Nun bin ich gestern beim Heß gewesen.

Die rote Mine saß in der Stube und wartete auf den Ausspruch des Schneiders, der eben drinnen in der Kammer sein Buch befragte über die beste Art und Weise, wie der Mine ihr Mann von dem vielen Trinken und vielen Wirtshauslaufen wegzubringen wäre.

Als er heraustrat und mich sah, kam es mir vor, als erschrecke er. Es ging wie ein Schatten über sein Gesicht. Aber alsbald faßte er sich wieder.

„Also horch, Mine“, sagte er und hob die Hände, als wolle er an den Fingern zählen, „koch' net so scharf! Lieber e weng guet fett als scharf: Und ſnet immer 's Gleich. Und jo nie em e dreckete Schurz durch d' Stub! Aelleweil sauber! Aelleweil adrett! Und sorg, daß er sich net verzürne mueß, dr Schorsch. Dr' Zorn, der goht durch d' Leber, und vo' dr Leber kommt no dr Durst. Und heiz' ihm net z' scharf ei'. Net mit 'm Maul und sonst net. D' Hitz ist nix. E kühle Stub, e saubers Weib und e kräftigs Esse, des sei's Best, stoht in mei'm Büechle“.

Ein kurzer, rascher Blick aus den Musikantenaugen streifte mich.

Die rote Mine stand auf. In ihrem grämlichen Gesicht war ein nachsinnender Ausdruck.

„Was kost's? fragte sie kurz.

Der Schneider schüttelte den Kopf. „Nix! Was unter ere Viertelstund ist — nix. Was drüber ist — je nachdem. — Oft versäumt mer viel, oft nix. Dernoch mer G'schäft hot. Aelles was recht ist, heißt Gottlieb. —“

Da zog die Mine ab ohne ein Wort zu sagen.

Mir aber winkte der Schneider zu, und ich trat hinter ihm in die Kammer.

Hastig kam er mir vor und erregt. So, als wolle er etwas zu Ende führen, ehe es ihn wieder reuen würde.

Den Truhendeckel, den ich oft von außen hatte knarren hören, tat er auf.

Eine Menge Stoffreste, Flickflecke und leere Fadenrollen lagen da drinn. Er kramte eine zeitlang unter dem Wust, den Kopf weit hinabgebeugt, so daß ihm das Blut im Gesicht stand, als er sich aufrichtete.

Ein dickes Heft von mit Faden zusammengestochenen, grauweißen Blättern hielt er mir hin.

Ich streckte die Hand aus, da zuckte er kaum merklich zurück; aber dann gab er mirs.

Und nun hatte ich ihn, den Band, der mich so oft und oft beschäftigt. Aber auf einmal fehlte mir der Mut, darin zu blättern. .

Wie ein Erpresser kam ich mir vor.

Unschlüssig sah ich auf das sonderbare Heft.

„No zue!“ sagte leise der Schneider.

Da schlug ich die erste Seite auf.

Ich möchte jetzt sehr gerne nicht sagen, was da stand. Ich möchte überhaupt über mein ganzes freches Eindringen in des Schneidermusikanten Lebensgeheimnis einen dichten Schleier legen. Nicht dem Heß zulieb. Nein,

mir zulieb, denn ein Pfarrer sollte viel zartere Finger haben, als ich sie in der ganzen Sache zeigte.

Also da stand von einer ungelenken und offenbar sehr schmutzigen Kinderhand geschrieben:

„Der Heß, der ist mein Vatter.
Elf Kinder und mich hatter.“

Ich blätterte weiter. Es kamen Seiten, auf denen nur Federzeichnungen zu sehen waren. Dreieckige Köpfe und Schweine mit geringelten Schwänzchen.

Dann wieder eine Reihe Text: „Der Schulzenfritz ist ein Esel und der Heinrich vom Hirsch ist auch ein Esel und der Schorsch ist auch ein Esel.“

Dann leere Blätter mit großen und kleinen Fingerabdrücken, Fettflecken und abgerissenen Ecken.

Dann eine ganze Seite voll Text, aber alles durchgestrichen bis auf dies:

„Die Mutter, die heißt Dorle,
Des Hirschwirts Hund heißt Mohrle.
Die Mutter kocht Kaffee,
Das Mohrle hat viel Fleh. —“

Weiter blätterte ich, weiter, weiter. Die Weisheit wollte ich suchen, die der Heß schon so viele Jahre lang aus diesem Buch verzapfte.

Der Schneider stand neben mir, hatte die Hände in den Hosentaschen und rührte sich nicht.

Da ging draußen die Tür. Man hörte jemand in die Stube treten und dann „Heß, Heß“ rufen.

„Des ist dr Hans-Adam, den kenn i' am Schreie wie d' Kuh ihr Kälble“, sagte der Hausherr und ging langsam aus der Kammer, die Türe nur so weit zumachend, daß der draußen mich nicht sehen konnte.

Der Hans-Adam ist ein alter, schwerhöriger Junggesell, der es verstanden hat, seit der ersten Stunde, da ich im Dorf bin, alles aus mir herauszupumpen, was etwa an seelsorgerlicher Begabung in mir steckt. Ich weiß nicht, ob das viel ist, aber ich weiß, daß es für das Männlein lang nicht genug ist.

Als er, — es ist schon Jahre her, — mich nahezu bankerott gefragt und sich nahezu bankerott sinniert hatte, habe ich ihm das Pfeifenrauchen und das Holzmachen angeraten. Ich habe ihm selbst Pfeife und Tabak gespendet, habe auch im Pfarrhof etliche Klafter buchene Scheiter von der härtesten, astigsten Sorte auffahren lassen. An denen läßt der Hans-Adam jetzt aus, was er früher an mir ausließ: die hungrige Gier nach dem Sinn des Lebens.

Ich selbst, wenn ich diese Gier einmal so stark spüren würde, wie

dieser Bauer sie spürt, ich würde auch gar nichts anderes tun, als astige Buchenscheiter zersägen und Pfeife dazu rauchen. Ich glaube, da kommt man noch am ehesten dahinter.

Aber ich bin, Gott sei Dank, kein Hans-Adam. Bei mir tun noch gelindere Mittel den Dienst. Ich sehe des lieben Gottes blauen Himmel an und seine Wolken, die über die Berge ziehen, ich gucke den Lerchen nach, wie sie aus den Furchen schwirren; ich mache auch meine Predigt wie's recht ist, halte meine Bücher sauber und denke an mein Annele, das seit fünf Jahren unter dem Rasen liegt, und das immer gesagt hat: „Wenn man zu gar nichts anderem auf die Welt käm', Heiner, so wärs schon schön, daß man einander so lieb haben darf."

Sie war so, mein Annele. Das Liebhaben war ihre starke Seite.

Also dieser Hans-Adam stand jetzt da draußen vor dem Schneider, und ich hörte umso besser, was die Beiden verhandelten, als der Ton ihrer Wechselreden der Schwerhörigkeit des Besuchers angepaßt war.

Ja, mir kam es sogar vor, als schreie der Schneider unnötig laut. Aber ich hatte und habe die volle Unbefangenheit nicht, um da objektiv urteilen zu können.

„Jetzt, was solls heut wieder?" fragte der Heß.

Der Hans-Adam fing das Gehüstel an, das ich an ihm kenne und fürchte und sagte langsam. „Also i' han d'rs no sage' wölle, Heß: 's ist nix, du host nix g'wüßt und in dein'm Büchle stoht net 's Recht'. — Du rotest halt au' rom, wie's d'r Pfarrer au' macht, und nix G'wiß' weiß keiner net."

Ich hörte den Schneider kurz auflachen. „'s sell wär'! wo stimmt's net, was stimmt net?"

Wieder hüstelte der Hans-Adam. „Wenn mer also älles doch vom Herrgott hat, Leib und Seel und Lebe' und Odem, worom laufet no so Galgestrick wie 's M'rie-Madeles Gottlieb uf dr Welt rom? Des Männdle ist scho mit drei Johr an meine Gaishirtle gange, und heutigs Tags ist nix vor ihm sicher als glühend Eise' und Mühlstei'. Kei' Mädle läßt er laufe, und kei' Tierle läßt er passiert, und derweil betet sich sei' Mueter d' Lung 'raus. — Ueberhaupt Heß — warum fahrt denn dr Herrgott net drein, wie Semmes Michel in d' Quäcke', und macht e mol d' Welt sauber vom U'kraut? Wenn Unsereiner älles wachse läßt, no heißts, er sei e liederlicher Tropf. Könnt denn do dr Herrgott net au' e mol sauber mache in der Welt, daß die Sauerei e End hätt? 's schönst' Lebe könnt mer han, wenn des G'schmeiß net wär. Zu was denn die Schinderei? D' Leut' sind g'schunde' und dr Herrgott ist au' g'schunde'. I' glaub' halt, er bringts net fertig, sonst tät er's. Do ka' in dein'm Büchle stande was will, und d'r Pfarrer ka' mer au' sage', was er will: Wenn 's dr Herrgott fertig brächt, daß d' Lumperei uf dr Welt ufhöre tät, no hätt se scho' lang ufg'hört. Aber er ka' halt au' nix mache' — des ist's!"

Es blieb eine zeitlang still da draußen. Eine kurze Zeit, in der es mir durch den Kopf ging, daß ich vielleicht den Tabak und das Buchenholz hätte versparen können, weil bei manchen Leuten eben nur das eine Mittel hilft, das auch bei der Hühnercholera einzig und allein Dienste tut: Kopf herunter!

In meinen leisen Aerger hinein hörte ich den Schneider sagen: „So, des 'st also 's Neuest? Des host jetzt rausbrocht, du Aellerweltsg'scheitle? Viel ist's net, des kann i' dr sage'. Und wenn i' mei' Büchle hätt', no wöllt i' dir no ganz anderst nausge' —"

„Dei' Büchle?" — erwiderte in fragendem, ja erschrockenem Ton der Hans-Adam, „ja wo host's denn?"

„Em Pfarrer han i 's g'liehe'", schrie der Schneider so laut, daß es ein Schwerhöriger auch im dritten Haus hätte hören können, „dr Pfarrer hot's scho' lang vo' mer wölle', weil älles drin steht, und weil er selber kei' so' Büchle hot."

Mir gabs da drinnen in der Kammer einen ganz gewaltigen Ruck. Jenen Ruck etwa, den es in der heutigen humanen und philanthropischen Zeit einem Schulmeister gibt, wenn er einen Bubenmund frech daherreden hört und zwei Bubenohren frech hinausstehen sieht. Aber wie bei dem Schulmeister waren die Zeitläufte und der Zeitgeist meinen Intentionen hinderlich. Ich verhielt mich also äußerlich ruhig und hörte den Hans-Adam sagen: „So so, so ist des Deng! D'r Pfarrer holt em Heß sei' Büchle! Do hots de rechte' Schlag, des muß i' sage'. Aber 's ist mer scho' lang so fürkomme, wie wenn in dei'm Büchle Sache drinne stande tätet, wo unser Pfarrer net so versteht. Er ist jo keiner vo' de Domme', beileib net. Aber i' han ihn ällbott ebbes froge' könne, no hot er nix drauf g'sait, als: Hänt 'r au' no' Tabak, Hans-Adam? Oder: wann kommet 'r denn zum Holzmache, Hans-Adam? I han dr ällemol guet g'merkt, wo 's naus will. Aber i han 's net merke lau! Mer mag's net hau beim Pfarrer! — Und i han ebe ällemol denkt: frogst halt de Heß, der wurd scho' in sein'm Büechle gucke. So so — jetzt hot dr Herr Pfarrer 's Büechle zum Lese. Ei ei! Beim Blitz! Könnt'st mi 's au' e'mol lese' lau, Heß, wann d' es doch herleihst." —

Aeußerst gern hätte ich meinen Kopf zur Türe hinausgestreckt, um des Hausherrn Gesicht zu sehen. Aber es lag mir, ehrlich gesagt, nicht viel dran, den Hans-Adam hier zu treffen und von ihm hier getroffen zu werden.

Ich hörte den Heß laut auflachen, so laut, wie meine echten, vollblütigen Langenbacher nie lachen. Es spielt da bei dem Schneider unverkennbar das ungebundene Samenhändlerblut herein.

„Des tät dir g'falle, Männle", schrie er, „meinst denn du, weil du e mol 's Lese g'lernt host, no könnst du no so mir nix, dir nix mei' Büchle in d' Hand nemme? Narr, 's mueß gut gau, wenns d'r Pfarrer verstoht. Die Sach will g'lernt sei und studiert sei! Heut no, so oft i' in mein'

Büchle nei' guck, find i' ebbes Neus drin, ebbes wo net Jeder verstoht. Kommst noch Feierobed wieder. Bis dort na hots d'r Pfarrer ausbraucht, no kann i' d'r sage, was de wisse witt."

Hans-Adam gab nicht sogleich Antwort. Ich hörte ihn zu der Türe schlürfen und glaubte schon, er werde ohne weitere Entgegnung abziehen, da blieb er noch einmal stehen und sagte: „I zahl dir en Schoppe, wenn du mir älles sage' kast, was i' wisse' will. Und i' sag e mol, d' „Erbsünde" g'hört abg'schafft! Des ist's Erst'. —"

Jetzt mußte ich vor mich hinlachen in heller Schadenfreude. Wie oft hat mich der Hans-Adam geplagt mit der „Erbsünde". Er spricht das Wort immer ganz umständlich nach der Schrift aus, daß gewiß nichts von seiner Wucht verloren gehe. Mit Mühe und Not habe ich ihm darüber gesagt, was ich weiß und hoffe und glaube. Es hat ihm nie genügt. Immer hat er mir wieder einen Prügel zwischen die Füße geworfen, und sein Schlußwort war stets das: „D'r Herrgott soll d' „Erbsünde" abschaffe', no gibts mit eim Schlag Ruh uf d'r Welt!"

Nun mochte der Alte den Heß mit der Erbsünde schikanieren! Das Wunderbüchlein, das ich in der Hand hatte, gab mir mit einem Mal die Gewißheit, daß dem Schneider keine Nuß zu hart sein werde.

Noch einmal durchblätterte ich es und sah mir die schmierigen Blätter an, dann schlug ichs zu und las auf der letzten, halbzerfetzten Seite das Sprüchlein:

Dieses Büchlein hab ich lieb
Und wer mir's nimmt, der ist ein Dieb.

Es ist derselbe Reim, den die Schulkinder von Langenbach auch heutigen Tags noch in ihre Spruchbücher kritzeln. Draußen ging die Tür und der Schneider kam zurück in die Kammer.

„Hänt Se's g'lese, Herr Pfarrer?" fragte er, als er sah, daß ich sein Buch auf den Truhendeckel gelegt hatte. „Ja", antwortete ich und sah ihm in die Augen, die er über die Brille hinweg scharf auf mich gerichtet hielt. Er blinzelte nicht, und er schaute nicht unter sich.

„So", sagte er und wartete.

Da tat ich einen Atemzug, wie man ihn tut, wenn man etwas aus dem untersten Schubfach seines Herzens heraufholt, etwas, was einem nicht so ohne weiteres zur Hand liegt. „Heß", redete ich ihn an, „Ihr seid doch ein rechter, ein rechter, ein rechter — —"

„Spitzbub" hatte ich sagen wollen; aber das Wort hat in der Gegend von Langenbach einen so starken Einschlag von Lob und Beifall, daß es mir für meinen pfarrherrlichen Gebrauch in diesem Fall nicht tauglich vorkam. Aber der Schneider schien gar nicht darauf erpicht zu sein, von mir rubriziert zu werden.

„Weiß scho', weiß scho'", sagte er und wehrte mit der Hand ab,

„also des ist mei' Büechle; jetzt hänt Se's g'sehe, und jetzt wisset se, daß nix U'rechts dabei ist und kei Hexerei und nix. G'schriebe han i's, wo i' e kleiner Bue gwe' be und mei' Mueter selig de Tintekrug immer hot umenander stande lau. Des Versle vo's Hirschwirts Mohrle, des hot mei' Vatter g'macht. Der hots no besser könne' wedder i. Des 'scht überhaupt e Spitzbue gwe!" Ein klarer Schein überflog des Schneiders Gesicht beim Gedenken an den Vater, dann fuhr er fort, indem er sich mit beiden Armen auf den Truhendeckel stützte und mir von unten herauf ins Gesicht sah:

„Wenn i mei' Bier net 'zahle ka,
No schreibts d'r Wirt ins Buech.
Han i' kei' seide's Wammes a',
No han i' ei's vo' Tuech

hot ällemol mei' Vatter g'sunge'. Und so sag i' au' mit mei'm Büechle. Hätt i a anders, e dicks, e rechts, wie Sie daheim umenander stehe hänt, no tät i 's sell nemme. So nemm i' ebe, was i' han. D' Hauptsach ist, daß 's e' Büechle ist. Ohne e Büechle tätet Sie und tät i' bei de dickkopfete Langebächer nix ausrichte. Glaubet Se sell?"

Ich nickte. Er sah mich so scharf an, daß ich keinen Widerspruch riskierte.

Und ich glaubte und glaube es auch wirklich.

Langsam bin ich davongegangen.

Und als ich heimkam in mein kühles Studio, wo früher immer mein Annele mit dem Strickzeug am Fenster saß, da habe ich leise meine dicken Bücher gestreichelt.

Am zärtlichsten das, in dem geschrieben steht:

Richtet nicht, auf daß ihr nicht gerichtet werdet.

Spiele.

Von Alfred Walter Heymel in Bremen.

Walter bestellte beim Diener noch eine Orangeade und zündete sich die letzte Zigarette an. In dem kleinen, vornehmen Klubzimmer mit den schweren, lautlosen Teppichen wurde nur noch an einem grünen Bakkarattisch gespielt, den eine messingene Hängelampe scharf aus der dämmernden Umgebung des schon verdunkelten Saales heraushob.

Walter gab rechts und links die Karten. Ihm gegenüber strich der Krupier immer von neuem die gesetzten Münzen und Noten mit einem langen, schwertfischartigen, dünnen Holzmesser für ihn ein und ordnete sie zu Haufen.

Die Spieler und Spielerinnen waren eigentlich alle müde und beneideten im stillen die anderen, die, gewinnstreich oder nicht, schon den guten Einfall und die Entschlußfähigkeit gehabt hatten, nach Hause zu gehen. Uebrig geblieben waren fast nur noch Spieler geringeren Grades. Das Bewußtsein ihrer Verluste hielt sie wie mit einem Bann an den Tisch gefesselt und sie setzten mechanisch ihr Geld, um immer noch einmal ihr Glück zu versuchen, obgleich im stillen auch sie überzeugt sein mochten, daß es vergeblich sei. Max, der viel gewonnen und längst die Karten niedergelegt hatte, trat an Walter heran und fragte ihn leise, wann er endlich aufstünde, es sei fünf Uhr Morgens, die Sonne strahle am Himmel, es sei Zeit, nach Hause zu fahren.

Walter antwortete, nach dem ersten Verlust werde er aufhören. Es dauerte nicht lange, so schlug das Glück um und wandte sich gegen ihn. Er erhob sich unter dem Murren der Gegner, die jetzt gerade gern weitergespielt und von ihm die verlorene Habe zurückgewonnen hätten; er aber zeigte sich unerbittlich, wechselte das viele Gold in Banknoten um, gab rechts und links Trinkgelder an die Angestellten und Kniehosenträger in reich betreßter Livrée und verließ mit seinem Freunde Arm in Arm den Klub.

Im offenen Wagen mußten sie sich gegen die Morgenfrische schützen und schlossen mit hochgezogenen Mantelkrägen für einen Augenblick die Augen, denn der Uebergang vom Halblichte des Spielzimmers zur Helligkeit des erwachenden Tages war schmerzhaft.

Die Sonne, noch nicht sehr weit aus dem Meere heraus, versilberte mit ihren kalten, schrägen Strahlen die graue Fläche und ließ die rosa, blauen und gelben Fronten der südlichen Häuser grell und deutlich hervortreten, während ein dunkles Violett als Schatten auf den noch nicht angeschienenen Bergen im Hintergrunde lagerte.

Ueber dem nahen Vulkan stieg eine nach oben verbreiterte Rauchwolke empor und Max bemerkte, daß diese Nacht die glühenden Lavamassen weiter als gestern den Berg hinabgedrungen seien.

„Hast Du alte, unverbesserliche Spielratze wenigstens gewonnen?“

fragte er den Freund, worauf dieser erwiderte: „Selber eine! Ich gebe gewiß zu, daß ich gern spiele, und zwar in jedem Sinne, denn es macht mir fast ebenso viel Freude zu gewinnen, mich von den Glückswellen heben und tragen zu lassen, mich als Glückskind zu fühlen, als es mich innerlich stählt, im Unglück auszuharren, ganz dumpf und beinahe teilnahmlos zu werden und nur aufzupassen, wann der ungünstige Wind umschlagen wird, um wieder einmal in mein Segel zu blasen. Du kennst ja mein System, vielleicht das einzig richtige, das, wenn es auch nicht den Gewinn sichern kann, fast immer größere Einbußen verhindert. Spiele ich doch im Glück rücksichtslos und hoch, im Verlust ängstlich und mit geringen Einsätzen, falls ich nicht, wenn es ganz schlimm kommt, für diesen Tag überhaupt meinen Hut nehme und gehe. Heute Nachmittag war ich im Verlust. Der Doktor Kruterius hielt die Bank und gewann. Dann löste ich ihn als Bankhalter ab, er setzte gegen mich und gewann wieder. Ich spiele überhaupt ungern gegen diesen Menschen, denn er scheint mir dieses Jahr im Glück zu sein. Weißt Du etwas von seinem früheren Leben? Er hat wohl allerhand durchgemacht. Sein glattrasiertes, verwittertes Gesicht verheimlicht zwar sein Alter, doch gleicht es dem Inhaltsverzeichnis einer recht spannenden Räubergeschichte. Kapitel eins, Blatterspuren, Kapitel zwei, die rote Narbe am Hals und so fort. Außerdem sehen seine Lippen aus, als wenn sie durch eine etwas verkniffene Schweigsamkeit die verräterische Geschwätzigkeit zweier feuriger Augen wieder gut machen wollten."

„Du hast recht", fiel Max ein, „mich zieht dieser Mensch auch wider Willen an. Er spricht viele Sprachen und sah aller Herren Länder. Ich weiß nur von ihm, daß er bei einer Schiffahrtsgesellschaft hier im Hafen vor vielen Jahren angestellt war, später aus unaufgeklärten Gründen seine Stellung aufgab und in Madagaskar und Kalifornien als Mineningenieur mit großem Erfolge nach Gold grub. Wie ein verborgenes Wasser auf Wünschelruten, so wirkten Goldadern und Goldnester auf seine Spürkraft und er nahm mit seinen Leuten fast immer die Arbeit an schatzreichen Stellen auf."

„Und seine Narbe?" warf Walter ein.

„Die soll er schon vor dieser Zeit gehabt haben, woher weiß ich nicht, aber es muß ein ordentlicher Schnitt gewesen sein, denn heute noch könnte man, wenn man ihn von der Seite ansieht, sich einbilden, sein Kopf wäre zum Abnehmen. Lustig ist es mir immer, die erschreckten Gesichter von Fremden zu beobachten, wenn ihren Augen zum erstenmal dieser infame rote Strich bei einer der brüsken Kopfwendungen des Doktors unter dem bergenden Wall seines Halskragens sichtbar wird. In Australien ist es ihm einmal schlecht ergangen. Er hatte eine große Gesellschaft gegründet, um Minen unter einem Flußbette anzulegen. Man wurde fündig und schaffte große Massen reiner Körner zutage, als der

Fluß mit einem Male von oben hereinbrach und sich auch dort als Besitzer ankündigte, wo man gedacht hatte, ihm seine Schätze unter der Hand entwinden zu können. Ueber den Verlust von Menschenleben hätte man sich da draußen wohl getröstet, aber die elementare Zerstörung war so groß, daß nicht einmal an eine Bergung der Arbeitsmaterialien, geschweige denn an eine Wiederaufnahme der Goldwäsche gedacht werden konnte. Die Kurse der Gesellschaft stürzten auf Null. Doktor Kruterius soll unter den merkwürdigen Begleiterscheinuugen für Monate seinen Verstand verloren haben. Er hielt sich für Jesus Christus, rannte wie ein Amokläufer nächtlicherweile, wenige Tage nach dem Unglücke, in der rechten Hand ein Küchenmesser, durch die Straßen der Minenstadt und suchte unter unsinnigem Gebrüll den Erzengel Gabriel, der seine Frau (die der Doktor, nota bene, nie besessen, zum mindesten nicht legitim), verführt und zu einem Mordversuch gegen ihn angestiftet hätte. Man legte den Tobsüchtigen in Ketten und brachte ihn in eine Anstalt. Unverwüstliche Lebenskräfte taten dann das ihre, stellten ihn her und verwandelten unseren aufgeregten Jesus Christus wieder in einen gewöhnlichen Doktor Kruterius. Darauf ging er nach Amerika zurück, machte aufs neue ein großes Vermögen und lebt nun als Sammler von Kunstwerken und Spieler größten Stiles. Er wandert Jahr für Jahr nach denjenigen Städten und Badeplätzen Europas, wo seiner Leidenschaft gehuldigt wird. Er spielt wie eine Uhr nach der Zeit, nachmittags von fünf bis acht und nachts von zwölf bis drei und ist von der Höhe seiner Gewinne und Verluste, die ihn bei seinen Mitteln gleichgültig lassen können, scheinbar unberührt. Sonst weiß ich nichts von ihm, als daß er unverheiratet ist, nie mit Frauen verkehrt und außerdem das bewußte Medaillon mit einem weiblichen Bildnisse auf dem Busen tragen soll, das bei einer so romantischen Persönlichkeit, wie Doktor Kruterius, eigentlich so selbstverständlich ist, daß man es nicht besonders zu erwähnen braucht. Solltest Du wegen dieses Umstandes noch Zweifel hegen, so habe ich dafür die Autorität meines Kammerdieners. Woher dieser es hat, wissen die Götter."

Auf die Bitte, er möge doch endlich sagen, ob er im ganzen gewonnen habe, antwortete Walter: „Gewiß, mein Freund". „Nach Doktor Kruterius Fortgehen machte ich Schlag auf Schlag erst im kleinen, dann im großen meine Verluste gut und kann jetzt Gott sei Dank mit einem hübschen Gewinnste vor meine Frau treten; und das ist gut, denn für uns verantwortungsreichen Ehemänner gilt noch heute die Weisheit des guten, alten, wunderlichen Simplizissimi:

„Eichel, Schellen, Grün und Herz
Bringen Dir bald Freud, bald Schmerz!
Bald gehts: Jetzt habe ich gewonnen!
Bald heißts: Mein Geld ist zerronnen!
Sags nur meiner Frauen nicht;
Was hier bei dem Spiel geschicht.

Sie möcht treten sonst ins Mittel
Und mir lesen ein Kapitel."

Max lachte über das glücklich angebrachte Zitat und dann dämmerten die Freunde so vor sich hin.

Der Wagen fuhr auf der breiten, weißen Straße, die gegen das Meer durch große steinerne Mauern gesichert war, im schnellen Trabe und brachte seine Insassen von Straßenbiegung zu Straßenbiegung um viele Felsen herum, bog dann links vom Meere ab, durchquerte einen staubigen graugrünen Olivenhain, und passierte kleine Dörfer mit ungezählten bunten Blumenbeeten, wo schon in dieser Morgenfrühe blinde und zwergenhafte Bettler auf das Pferdegetrappel horchten und erwartungsvoll ihre mageren Hände den Schlafenden entgegenstreckten, enttäuschter Hoffnung aber Verwünschungsgebärden hinter den scheinbar Geizigen und Gefühllosen hermachten.

Man fuhr in eine große Hafenstadt, deren Straßen schon erwacht und belebt waren. Handkarren mit vorgespannten Hunden und braunen, halbnackten, muskulösen Männern, Ponywagen und Maultiergespanne rollten hin und her, und brachten Eßwaren von Haus zu Haus.

Unsere Freunde fuhren in das vornehme Viertel, wo in einem Palmenhaine, auf halber Höhe über der Stadt, ihr Gasthof mit grenzenlosem Blick aufs Meer lag.

Drei Stunden Schlaf, das Frühbad und der Morgenkaffee hatten ihre Nerven erfrischt, als sie ihre Gattinnen um zehn Uhr in der Hotelhalle harmlos, doch mit halb schlechten Gewissen, begrüßten.

Die Frauen sahen übernächtiger und müder als ihre Ehemänner aus. Unvermittelte Windstöße und Erschütterungen hatten nächtlicher Weile die Türen und Fenster des Gasthofs erklirren und aufspringen lassen und ihre Aengstlichkeit erschreckt; dazu war das ungemütliche Gefühl gekommen, von den Männern im Hotel allein gelassen zu sein. Sie hatten sich gefürchtet vor Dieben, vor dem tückischen Nachbar, dem feuerspeienden Berge, dessen Einfluß auf die Witterung man die nächtlichen Sturmeszeichen zuschrieb, und hatten für die Unvernunft und den Leichtsinn ihrer spielenden Männer gebangt. Sie fühlten sich vernachlässigt, brutalisiert und ungeliebt. Eine steigerte die andere in ihr eingebildetes Leid hinein.

Da standen nun die Sünder, die durch Schmollen und Gleichgültigkeit gestraft werden sollten. Beides aber löste sich bald in Wohlgefallen auf, als die schlauen Missetäter die Höhe ihrer Gewinnste nannten.

Man neckte sich gegenseitig und die Herren behaupteten, die Damen seien ungerecht gegen sie, wie Fürsten gegen ihre Minister bei Staatsaktionen mit zweifelhaftem Ausgange; nur den Erfolg ließen sie gelten, während sie bei einem möglichen Verluste immer vom Spiel abgeraten haben wollten.

Dann konnte man sich nicht einigen, was mit dem heutigen Tage,

dessen aufgehender Sonne man nicht recht trauen durfte, geschehen solle, denn das Wetterglas war gefallen und an der schwarzen Tafel im Portal stand zu lesen, daß die Wetterwarte starke Reizbarkeit des Erdbebenmessers anzeige.

Eine geplante Landpartie unterblieb dieser unbehaglichen Anzeichen wegen und man streifte in der Stadt umher, besuchte die überfüllten Kirchen, in denen die Jungfrau Maria und die guten Heiligen bestürmt wurden, einen Ausbruch des Vulkans zu verhindern.

Man kaufte ein, ließ an Bekannte und Freunde zu Hause Obst, Blumen und junge Kartoffeln senden, besah das Aquarium mit seinen Tiefseewundern: die bei jedem Atemzuge elektrisch aufleuchtenden Quallen, die dicken Panzer- und Plattfische, die wütend wie zornige Oberlehrer aussahen, ekelhafte unheimliche Pulpen und prachtvolle Pfauenaugenfische, an denen man die haushälterische Sparsamkeit der Natur bewunderte und lobte, die ihre besten dekorativen Einfälle gleicherweise bei den Federn der Vögel, Flügeln der Schmetterlinge und Rückenflossen der Fische benutzt.

Die Damen wollten plötzlich von einem fliegenden Händler lächerliche Affen kaufen. Die Gatten protestierten schon aus Mitleid mit den Tierchen, denen man im gegenwärtigen Reisezustand doch keine ernsthafte Pflege angedeihen lassen konnte, wurden aber durch der Einwurf mundtot gemacht: „Wenn Ihr die ganze Nacht spielt, wollen wir wenigstens von dem gewonnenen Gelde etwas abbekommen und wir möchten gerade diese Affen kaufen, um wenigstens jemanden bei uns zu haben, wenn Ihr Euch wieder Nachts herumtreibt."

Also wurden die Affen gekauft. Ein kreuzfideler, behender, gleich zutraulicher Wistiti und ein goldgelbes Löwenäffchen, das sich furchtsam bei jedem Annäherungsversuche in die Ecke seines Holzkäfigs flüchtete, vor Angst und Zorn vogelähnliche Singtöne ausstieß und alle Viere abwehrend und steif von sich streckte.

Schließlich wanderte man noch einmal durch ein Ausgrabungsmuseum, stand staunend vor den ganz einfachen, zweckmäßigen, edlen antiken Geräten und Gefäßen, um sich klar zu werden, wie weit unsere Zeit von der Reinheit und Schönheit dieser Dinge entfernt ist.

Vor den alten Wandgemälden und Mosaiken traf man dann den Doktor Kruterius, der unseren Freunden die Zusammenhänge dieser zweitausendjährigen alten Malereien mit den Geheimnissen der neuesten, impressionistischen Malweise erklären wollte, ohne auf sonderliches Interesse zu stoßen, denn die Damen waren vom vielen Herumwandeln, Sehen und Bereden gleich wieder müde geworden, den Männern steckte die schlaflose Nacht in den Knochen, und ein der Landessitte entsprechendes Frühstück, das aus vielerlei Fischen, Gemüsen und Früchten bestand, mußte die Gesellschaft erfrischen.

Doktor Kruterius saß am Nebentisch, setzte sich beim Kaffee zu unserer

Gesellschaft und lud sie zum Motorbootrennen ein, wies aber gleich darauf hin, daß die Besetzung nicht stark sein werde, da manche Boote, die in den letzten Tagen konkurriert hätten, bereits wegen des wahrscheinlich aus vulkanischer Ursache unberechenbar erregten Meeres nach Hause gesandt seien.

Man ging zusammen am Quai entlang und erstieg eine kleine, von allerhand blühenden und duftenden Bäumen umschattete und angenehme Anhöhe, auf der ein Vergnügungskasino mit vieler Geschmacklosigkeit und großem Pompe erbaut war. Ein Fahrstuhl führte auf eine kleine Landzunge herunter, die sonst zum Taubenschießen diente, heute aber als Zuschauerplatz benutzt wurde.

Das Rennen sollte trotz der geringen Beteiligung unter recht günstigen Bedingungen vor sich gehen, da die See sich für Stunden beruhigt hatte.

Die Wasserrennbahn war mit Flaggen, wie man sie auf dem grünen Rasen der Rennplätze benutzt, abgesteckt. Sie waren auf verankerten Tonnen befestigt und schwankten im leichten Winde.

In wenigen Minuten sollte ein Böllerschuß das Zeichen zum Anfangen geben. Schon knatterten und pafften die von Menschen erfundenen Meerungetüme hin und her und machten einen wahren Höllenlärm.

Am meisten gewettet wurde der Sieger vom Tage vorher, ein gelbes französisches Boot, das durch drei Motore vorwärts getrieben wurde, während sein gefährlichster Gegner, ein grauschwarzes englisches Fahrzeug schlank und schmal aus dem Hafen fuhr.

Unaufhörlich rasten und fauchten die beiden Boote um die Startflaggen herum, sowie auch viele andere kleinere, die, je nach ihrer Größe und Bauart, wie Frösche, Schildkröten oder Pantoffeln aussahen, und die bei diesem Rennen Statistenrollen zu spielen hatten.

Man mußte nämlich, um einen guten Start zu erwischen, die Boote vorher schon in Gang bringen, da das Anstellen der Motore zu viel Zeit in Anspruch genommen hätte.

Das Meer wurde unter ihnen aufgewühlt wie der Sand der antiken Arena von den Viergespannen.

Da erdröhnte der Schuß. Der Franzose war gerade hinter den Flaggen und sauste mit voller Kraft zwischen ihnen dahin. Der Engländer aber, geführt von einem langen, dürren, blonden Steuermann in schwarzem Gummimantel und ebensolchem Lotsenhute, mußte noch wenden und verlor eine Viertelminute, sprang dann aber wie ein Vollblüter mit großen Sätzen ab und machte sich auf die Verfolgung. Niemand achtete auf die anderen.

Die wildgewordenen Ungeheuer stürzten unaufhaltsam vorwärts, pflügten die Fluten des Meeres und bestickten sein blaues Gewand wie mit Spitzen, indem sie ungeheure Sturzseen aufwarfen, die immer von neuem über den hochaufgerichteten Steuerleuten zusammenschlugen.

Der Engländer machte Boden gut, wie es beim Pferderennen heißt und schon bei der dritten Runde nahm er geschickt die Innenseite. Bei dieser Wendung lag er so schief, daß man sein Umschlagen befürchten mußte. Hinter ihm entstand ein tiefes Wellental und zeigte noch lange den zurückgelegten Weg. So kam er viel besser um die Wendeflagge als der Franzose, gewann einen großen Vorsprung und sicherte sich den Sieg.

Die Zuschauer, die bezahlt hatten, und die Zaungäste, die überall auf den Dächern der Häuser, auf den zu halber Höhe belegenen Straßen, ja wie in einem kolossalen Theater die Hügel hinan saßen, schrieen vor Erregung auf und brüllten tausendstimmig Beifall.

Kurze Zeit schien man über dem nahen entfesselten Wasserkampfe zu vergessen, was ein anderes Element im Hintergrunde bedrohlich vorbereiten mochte. Vielen rollten Tränen der Erregung über die Wangen, einige, die in der Spannung des entscheidenden Momentes aufgesprungen waren und das Eisengitter umklammert hatten, ließen es los und setzten sich. Nur Doktor Kruterius, der den Engländer unsinnig hoch gewettet hatte, blieb unbeweglich und strich sich einmal leicht mit der flachen Hand über die Halsnarbe, eine nervöse Gepflogenheit, der er bei Aufregungen nicht entging.

Unsere Freunde verabschiedeten sich von ihm und nahmen einen Wagen. Die Damen setzten ihren Männern mit übertriebenen Vorwürfen hart zu, als ob sie von ihnen brotlos gemacht würden, da beide auf das besiegte Boot kleinere Summen verloren hatten.

Diese Anstellereien waren ärgerlich und das allgemeine Mißbehagen steigerte sich, als der Wagen plötzlich, auf öffentlichem Platze, inmitten eines Volksgedränges zum stillstehen gezwungen wurde.

Vor einem Kirchenportal stand auf erhöhten Stufen ein Priester. Er predigte laut und eindringlich mit dröhnender, auf die Nerven fallender Stimme, wie wir sie uns den alten Propheten eigentümlich denken. Während seiner Aufforderung zur Buße erschauerten die Hörer im Bewußtsein ihrer Sünden. Seine Gesten waren bedeutend, wie die eines großen Mimen. Er wies mit hagerer Hand auf den feuerspeienden Berg und nannte ihn den Rächer Gottes. Er verfluchte alle Welt- und Sinneslust, die überall in dieser verlotterten Stadt offene Herbergen fänden. Er drohte mit den Fäusten gegen das Theater, schmähte den Tanz, die Schauspielkunst, den Gesang und schrieb der Bühne die Hauptschuld an dem gänzlichen Verfall der Sitten zu. Das sinnliche Treiben der modischen Vergnügungslokale schilderte er in glühenden Bildern und malte einem kindlichen Volke mit wahrer Wollust und Seelengrausamkeit die Strafen der Hölle und die Foltern Satans aus, die den Sünder erwarten.

Immer ekstatischer wurde sein Gebaren und es erreichte den Höhepunkt der Ueberspanntheit, als er delirantisch schrie: „Wohl war auch ich ein Diener des Fleisches, aber Gott rührte an mein Herz und hieß mich

reden zu Euch und Euch verwarnen, daß die Erde sich nicht auftue, Euch zu verschlingen, daß der Berg dort drüben, der feurige Rachen der Hölle, nicht Eure Häuser über Euch fallen lasse, denn Eure Greuel stinken gen Himmel und der Kerker spie seine Verdammten aus und läßt sie unter Euch wandeln. Wehe über die Schauspielerinnen und Tänzerinnen der Lust. Von ihnen kommt alles Unheil und sie fordern noch heute, wie einst Salome, die Häupter der Heiligen."

Es schien, als ob er mit den letzten Worten auf eine bestimmte Persönlichkeit ziele, denn unter der Menge erhob sich ein Gemurmel, das scheinbar einen bestimmten Namen ständig wiederholte. Von den Lippen der Nächststehenden meinten unsere Reisenden die Worte „Filomela", „er meint die Filomela", zu vernehmen.

Der Priester oben vor der Kathedrale stand einen Augenblick still und schien von seinem Erfolg befriedigt. Dann warf er die Arme plötzlich in die Luft, seine Augen traten aus den Höhlen, Schaum stand vor seinem Munde. Er stürzte zu Boden und schlug in epileptischen Krämpfen um sich.

Das Volk war bestürzt und lief auseinander. Ein altes buckliges Weib nickte dem Kutscher auf dem Bocke freundlich zu und sagte: „Ja, ja, es ist schon so, wie sie sagen, er meint die Filomela. Sie ist wieder frei und wird uns alle verderben."

Die beiden Ehepaare hatten mit wachsendem Interesse diesem öffentlichen Schauspiele zugesehen und waren in ihrer nordischen Art beinahe ergriffen, denn das leidenschaftliche Pathos und die südliche Beredsamkeit des abgehärmten Antlitzes verfehlte vielleicht um so weniger ihre Wirkung auf sie, als der Vulkan jetzt wirklich wie eine Drohung des Himmels erschien; denn trotz des hellen Tagesglanzes sah man Flammen vermischt mit Rauch aus dem Berge schlagen.

Der Kutscher, der sich den Fremden gegenüber als Freigeist aufspielen wollte, drehte sich heftig gestikulierend um und schalt den Bußprediger einen Volksbetrüger und Schwätzer, meinte, er solle sich nur selbst beim Ohre nehmen, denn in seiner Jugend sei er „dieser Filomela" weidlich nachgestiegen, wie jedermann wisse. Freilich, wenn die jetzt frei herumliefe, könne man sich noch auf allerhand gefaßt machen, fügte er noch bedenklich hinzu. Mehr war nicht aus ihm heraus zu bringen, auch sprang er vom Wagen, um seinem kleinen Pferde das Berganziehen zu erleichtern.

Beim Abendessen drehte sich das Gespräch wieder um das Spiel und Walter, der gern alle Beschäftigungen und Taten der Menschen verinnerlichte und in sie etwas hinein zu geheimnissen suchte, behauptete, er spiele darum so gern, weil er im Glücksspiele, trotzdem es zweifellos eine Torheit, ja ein Laster sei, dennoch für gewisse Charaktere einen erziehlichen Wert sehe. Es unterweise die Menschen den Schicksalsschlägen des Lebens ruhig und kalt gegenüber zu treten und lehre sie im kleinen, als Bild des ganzen Lebens, das Glück mannhaft auszunutzen, im Unglück aber

sich zu ducken, klein zu werden, zu warten. Auch zeige es deutlich, wie man, so lange man noch lebe und über irgend welche Kräfte verfüge, niemals verzweifeln dürfe, denn oft gewänne man mit dem letzten Goldstück nicht nur den ganzen Verlust von Tausenden zurück, sondern ginge bereichert nach Hause. So entzücke ihn beim Spiel vor allem ein gesteigertes Gefühl der unmittelbaren Nähe des Schicksals und das um so mehr in friedlichen Zeiten, wo niemand das Kriegsglück mit seinen wechselnden Launen kennen lernen dürfe.

Diesen abenteuerlichen Ansichten wurde von den Damen lebhaft widersprochen und haushälterische und moralische Einwürfe gemacht.

Max hielt natürlich zu dem anderen Manne und behauptete, die Liebe zum Spiele sei ein allen Menschen eingeborener Naturtrieb. Er erinnerte an die Germanen, die Haus und Hof und schließlich sich und ihre Weiber in die Leibeigenschaft verspielt hätten. Die ostasiatischen Völker hätten eine große Menge von verschiedenen Glücksspielen, ja, sogar die rückständigsten Negerstämme spielten mit Steinen, die sie nach ganz bestimmten Gesetzen hin und her schöben und in kleine Erdlöcher legten, ohne daß je ein Europäer dahinter gekommen wäre, wie eigentlich die Regeln dieses Spieles seien. Dann fuhr er fort: „Ich hasse den Spielsaal mit seinen unerschütterlichen Roulettemaschinen, die keine Nerven haben, wohl aber mich regelmäßig durch das Klappern der rollenden Kugeln und die langen Auszahlungspausen entnerven. Ich lasse mich gehen und gebe Zeichen der Freude über einen Gewinnst und des Aergers über einen Verlust von mir, weil ich mich unter zweifelhafter Gesellschaft unbeobachtet fühle. Im Klub, beim Bakkarat, ist das alles anders. Ich spiele mit Menschen, die auf gleicher Gesellschaftsstufe mit mir stehen, die ich kenne und denen gegenüber ich mich beherrsche, ich bekomme selber die Karten in die Hand, und der große Unsinn hat etwas Persönliches und wächst sich nicht selten zum Zweikampfe, zur Kraftprobe aus. Nur unter dem Gesichtspunkte eines Trainings zur äußeren Selbstbeherrschung kann ich das Glücksspiel billigen und lieben. Die Hauptsache aber ist und bleibt: Gewinnen. Das interessiert mich hier entschieden mehr als Deine seelischen und schöngeistigen Erregungen, mein Bester.“

„Daß Ihr auch immer geistvolle Entschuldigungen für Eure Laster und Fehler bereit habt und mit Nachdruck vortragen könnt“, murrten die Gattinnen.

Ein sich entspinnender Zwist wurde noch glücklich verhindert, da man mit einem Male auf der Straße Harfengeklimper hörte.

Die Herren, die in Ruhe ihren Kaffee nehmen wollten, schalten auf die in diesem Lande unvermeidliche, lärmende, jede Ruhe störende Straßenmusik und fanden es unerklärlich, wie sie sich nur zu Hause im kalten Norden oft mit romantischer Sehnsucht an die bunten und fröhlichen Straßensänger hätten erinnern können.

Die Harfe wurde bald von einer weiblichen Stimme übertönt, die durch gehaltenen Vortrag und die zaghafte Reinheit ihrer Töne auffiel.

Die Damen gingen auf den Balkon und riefen nach kurzer Zeit die Herren zu sich.

Mürrisch gesellten sich Walter und Max zu ihnen und warfen einen Blick auf die Straße. Einer sagte verächtlich: „Die Person ist ja ganz alt", worauf man ihm entrüstet Stillschweigen gebot, was nicht mehr nötig gewesen wäre, denn schon wurde ihre Aufmerksamkeit gefesselt und sie auf das tiefste und seltsamste berührt.

Die Straßensängerin war in Lumpen gekleidet. Weiße Haare hingen ihr wirr in die Stirn. Ihr Gesicht verriet eine ehemalige große Schönheit. Die gazellenfarbenen Augensterne sahen immer noch kindlich erstaunt aus einem früh verwelkten Antlitze. Ihre Hände waren zart und ausdrucksvoll, wie die eines jungen Mädchens aus gutem Hause.

Als Begleiter hockte ein gleichfalls zerlumpter alter Harfenschläger neben ihr am Boden, der nur dann den Blick von ihr wandte, wenn eine schwierige Passage seine Aufmerksamkeit auf das Instrument lenkte.

So stand dieses phantastische Paar gegen das Meer wie eine Silhouette, zur Seite der Vulkan, der immer heftiger Rauch und Staubmassen in die Luft warf, so daß der Glanz der untergehenden Sonne durch einen gelblich grauen Schleier gebrochen schien.

Was auffallen mußte, war der Umstand, daß die beiden nicht von Straßenjungen und herumlaufendem Volke wie gewöhnlich umringt und begafft wurden. Hatte eine Weibs- oder Mannsperson in der Nähe des Gasthauses zu tun, so huschte sie so schnell wie möglich an der Sängerin vorbei, schlug das Kreuz oder streckte in abergläubischer Furcht den kleinen und den Zeigefinger gegen sie aus, ein Verfahren, das gegen den bösen Blick schützen sollte und unseren Freunden von ihren südlichen Aufenthalten her bekannt, aber noch nie in so ungescheut beleidigender Form vor Augen gekommen war.

Ein Hotelbeamter, den sie befragten, was es damit für eine Bewandtnis habe, bestätigte ihnen, die Alte sei eine Jettatrice, d. h. sie habe den bösen Blick.

Er wollte noch mehr erzählen, aber unsere protestantischen Nordländer hatten von dem Pröbchen südlichen Aberglaubens genug und wandten sich wieder der Alten zu, die unglaublich schön zu singen fortfuhr.

Sie selber schenkte ihren Landsleuten keinerlei Beachtung und sah nur auf die vielen wohlgekleideten Hotelgäste auf den Balkonen und der Terrasse, die alle entzückt dem sich immer steigernden und aufschwellenden Gesange zuhörten.

Sie sang Gounods Schmuckarie und das aufmerksam lauschende Publikum ließ ihre Bewegungen freier, ihre Gesten größer werden; sie warf den Kopf wie auf der Bühne zurück und tragierte zum Schluß, aller

ihrer Mittel teilhaftig, gemessen und andeutend wie auf einem großen Theater.

Es läßt sich nicht genau sagen, wodurch der ungeheure Eindruck verursacht wurde, den sie hervorrief.

Vielleicht lag es darin, daß man, ohne zu wissen warum, das Schauspiel des Hervorbrechens oder neuen Erwachens einer großen künstlerischen Persönlichkeit erlebte; den Adelungsvorgang einer Bänkelsängerin zur Primadonna, eines armen, zerlumpten Weibes zur großen Dame.

Der Beifall wollte nicht enden. Man warf in den Hut des Alten so viel Geld, als man in den Taschen fand, ja einige Damen schenkten der Sängerin kleine Schmuckstücke, die sie gerade trugen und alle diese Geschenke nahm die Alte erfreut und königlich dankend an, als wäre sie von Alters her solche Ovationen gewöhnt.

Der Doktor Kruterius stand beiseite und starrte auf die Sängerin wie auf eine Erscheinung. Sie sah ihn einen Augenblick an, doch schien sie mit keiner Miene ein Einverständnis zu verraten.

Die Sonne war untergegangen und die Alte machte sich mit ihrem Harfenisten davon, nachdem man sie auf das Dringendste aufgefordert hatte, den nächsten Abend wieder vor dem Hotel zu singen. Lange noch sah man den beiden, die dicht aneinander gedrängt den Berg langsam hinunter schritten, nach und zerstreute sich dann, um dem Spiel zu fröhnen oder in ein Theater zu fahren.

Die nächsten Abende verstrichen zum Leidwesen der Fremden ohne die gewünschte Wiederkehr des musikalischen Genusses.

Doktor Kruterius schien am meisten unter dieser Enttäuschung zu leiden, zeigte sich nervös, wortkarg und von einer geradezu unheimlichen Zerstreutheit, gesellte sich Niemandem und spielte im Klub noch steinerner und sinnloser als vorher, sah sich aber bald immer Wenigeren gegenüber, bis auch die letzten ihn im Stiche ließen, abreisten und ihn so zwangen, für sich allein schwierige Patiencen zu legen.

Denn viel unheimlicher noch als dieser Doktor wurde von Tag zu Tag der feuerspeiende Berg. Immer dunkler und höher warf er seinen Aschenregen. Er erregte die Lüfte und erschütterte die Erde und den Meeresboden. Der glühende Schlamm seiner Lava kroch und wälzte sich unaufhaltsam todbringend zu Tale.

Schon drang die Schreckenskunde in die Stadt, daß einzelne Gehöfte, Weingüter und Oelberge von dem feurigen Strom erreicht und aufgefressen seien.

Die Regierung tat alles, um die gefährdeten Dörfer zu leeren. Die Einwohner aber leisteten Widerstand und wollten sich nicht von der geliebten Heimat trennen. Die Kirchen waren Tag und Nacht laut vom Beten und Singen. Unaufhörlich hüllten Weihrauchwolken die Knieenden ein. Das Brausen der Orgel benebelte ihre Sinne und die Priester füllten

ihre Kirchenkassen mit Almosen und Ablässen, die das geängstigte Volk willig opferte. Lange Prozessionen durchzogen Stadt und Land gegen den Vulkan hin, um dessen finstere Mächte zu beschwören.

Die Eisenbahnzüge waren von Abreisenden überfüllt und teils aus diesem Grunde, teils aus Neugierde und Sensationslust blieben unsere Bekannten in dem unheilbedrohten Ort.

Eines Tages versuchte man, soweit es nicht lebensgefährlich war, sich dem Flammenberge zu nähern; als er aber Steine aus sich heraus beinahe in den Wagen schleuderte, mußte diese Forschungsreise der erschreckten Frauen wegen aufgegeben werden.

Nachts durchstreiften Walter und Max die ausgestorbene Vergnügungsstadt und besuchten die Lokale und Wirtschaften, wo sonst die Halbwelt Europas mit wilden Zigeunerinnen und wüsten Negerweibern lüstern und verschmitzt aufreizende exotische Tänze um die Wette zur Schau gebracht hatte. Sie fanden alles verlassen, denn die internationalen Stars waren längst mit sämtlichen verfügbaren Blitzzügen aus der allzu brenzlichen Schwefelluft in gesegnetere Gefilde abgedampft. Auch die Einheimischen hielten sich zu Hause oder krochen in den Kirchen zu Kreuze, da die Prediger immer und immer wieder das Schicksal Sodoms und Gomorrhas, zum Vergleiche mit dieser Stadt, heranzogen.

Daß unser Pater Angelico einer der Rüstigsten hierbei war, versteht sich von selbst. Jeden Tag beschwor er an einer anderen Stelle der Stadt mit geblähten Nasenflügeln das Gericht Gottes.

Dann kamen verhältnismäßig ruhigere Tage und die Gefahr schien minder bedrohlich, obgleich der Vulkan immer noch, wenn auch mit geringerer Heftigkeit, seinen tödlichen Unrat in die Lüfte spie.

Während eben dieser Tage fuhren Walter und Max mit einem Segelboot aufs Meer hinaus, um vom Wasser aus das elementare Feuerwerk beobachten zu können.

Sie passierten eine kleine Felseninsel, auf der ein großes steinernes Haus kahl und finster stand. Schrilles und eintöniges Geschrei, wie von großen Raubvögeln, tönte über das Wasser zu ihnen herüber und entsetzte sie. Aus den Gitterfenstern dieses Irrenhauses starrten verzerrte und furchtsame Gesichter, die mit verstelltem Munde unsinnige Tonfolgen ausstießen. In verschiedenen Stimmlagen, mit regelmäßigen Zwischenräumen, wiederholten sie sich und gaben ein höllisches, fürchterliches Konzert. Die Elektrizität in der Luft, die Erschütterung der Erde und der nächtliche Feuerglanz vom Berge her, erregte und ängstigte die unstäten Geister derart, daß sie Tag und Nacht in ihrer Seelennot nicht Ruhe gaben und sich ihre Herzenswirrnis nur durch den abscheulichen Lärm von der leise betenden Verzweiflung des auch schon halb närrischen Volkes in der Stadt unterschied.

Unsere etwas leichtsinnigen Freunde drehten um und beschlossen end-

lich, ernstlich beunruhigt, mit ihren Frauen so bald wie möglich aus diesem Hexenkessel abzureisen, denn die animalisch instinktive Angst der ahnungsvollen Halbtiere machte ihnen mehr Eindruck und ließ sie eher an ein wirkliches Unheil glauben, als das Gerede der profitlichen Pfaffen und das papageienhafte Nachplappern der von ihnen Beeinflußten. Im Hotel wurde schleunigst gepackt und die Abreise beraten.

Trotz der vielen Aufregungen hatte man die Alte mit ihrem Gesange noch nicht vergessen, sprach vielerlei Vermutungen über sie aus und reimte sich Halbgehörtes und Halbverstandenes zu einer bewegten Novelle zusammen, der das Leben nur zu bald einen fürchterlichen Abschluß geben sollte. Hörte man doch eines Abends, daß eine durch Furcht und Aberglauben fanatisierte Bittprozession die Sängerin in der Nähe der träg bergab fließenden Lava gefunden und mit Knütteln und Steinen erschlagen habe, nachdem ihr alter Harfenspieler, der sich zwischen die Wahnwitzign und die Bedrohte warf, halbtot fortgezerrt war.

Zugleich klärte sich auch das letzte Geheimnis, das um ihren ergrauten Kopf schwebte, auf und man erkannte in ihr die Trägerin eines großen und seltsamen Schicksals.

In ihrer Jugend war Filomela die erste Sängerin und Schönheit der großen Oper in dieser nun vom Zorn des Himmels heimgesuchten Stadt.

Die vornehmen und schönen, die geistvollen und reichen Jünglinge und Männer bemühten sich dermalen um ihre Gunst, sie aber lebte wie ihre großen Berufsgenossinnen aus der Zeit des bel Canto, nur ihrer Kunst und widerstand, von ihrer Mutter behütet, allen Verlockungen der Männer.

Zu ihren glühendsten Verehrern zählte damals ein böses Stadtgeschrei einen jungen Priester mit Namen Angelico, der denn auch, soweit es Amt und Stand erlaubten, jeglichen Abend im Theater saß und sie anstarrte.

Ihr Ruhm und ihre Gagen wuchsen von Monat zu Monat und der Liebreiz ihrer Erscheinung war gleich der Gewalt und Schule ihrer Stimme. Die vielen abgewiesenen Liebhaber aber sprachen, erklärlicherweise, wo sie konnten, Schlechtes von ihr und ihrer Kunst, die allerdings bei der großen Masse der Bevölkerung nicht ganz so beliebt war, wie man hätte annehmen sollen.

Die Galerie befriedigte ihr Spiel und Vortrag nicht. Filomelens ganze Art hatte etwas Vornehmes, ein wenig Kaltes, etwas rein Künstlerisches. Sie machte wenige Bewegungen und verharrte oft längere Zeit in ein und derselben statuarischen Pose zum Entzücken der Gebildeten, zum Aerger der großen Zahl, die ja immer gewohnt ist, Unruhe und Kulissenreißerei für Leidenschaft und Feuer zu nehmen. Sang sie eine Arie, so lösten sich die ersten ganz reinen Töne langsam wie zum Versuche und reihten sich erst allmählich fehlerfrei und rund wie Perlen zu einer wun-

dervollen Kette. Nach und nach, als wäre die Sängerin erst jetzt ihres Könnens ganz sicher, kam mehr Gang und Drängen in ihren Vortrag, bis sie sich und das Publikum vergessen hatte und die gereihten Töne, die immer voller ihrem Munde entströmten, vor Schmerz zitterten, vor Liebe taubenhaft gurrten, oder vor Freude schluchzten und trillerten. Schloß Einer die Augen und hörte nur auf die Stimme, so war es ihm unbegreiflich, daß diese schwingenden, kristallklaren Laute einer Kehle von Fleisch und Blut entquellen sollten; vielmehr glaubte er, reinste Flöten und seelenvolle Violinen erklängen zum Lobe aller unsterblichen Kunst. So war für den Verständigen, dem beim Zuhören wohl ein leises beglücktes Weinen ankommen mochte, die geklärte Leidenschaftlichkeit ihres Gesanges, die sich bis zum Schluß eines Liedes in unerklärlicher Weise steigerte, sich vom Persönlichen, Menschlichen frei machte und wie aus einer geistigen Welt zu kommen schien, die Quelle unauslöschlichen Genusses.

Für gewöhnlich hatte sie etwas Scheues, vielleicht auch Hochfahrendes. Sie sah mit fremden Augen nicht immer freundlich in die Welt. Manchmal schien sie sich zu fürchten oder mehr zu sehen, als die, die um sie waren; und dieses Wesen, verbunden mit herrischem, hochfahrendem Temperament, mochte ihr das Ansehen einer Kassandra, die Fürchterliches vorher weiß, verleihen und ihr beim Volke den üblen Ruf der Jettatrice eintragen.

Einige Unglücksfälle, die sich an ihre Person zu ketten schienen, bestätigten dieses Vorurteil in leichtgläubigen Herzen. Ein feister Schauspieler, der in einer Oper ihr Partner war, wird beim Absingen eines Duetts mit ihr vom Schlage getroffen. Ein andermal brennt ein Theater, in dem sie spielt, ab. Ein Kind wird auf der abschüssigen Straße ihrer Vaterstadt von ihrem zum Theater eilenden Wagen überfahren.

Am höchsten aber stieg die Erbitterung gegen ihre Person, als sich folgendes ereignete:

Filomela hatte sich endlich einmal verliebt und sich einem schwärmerischen Ingenieur, einem Ausländer, zum nicht geringen Neide der einheimischen Verehrer, ergeben.

Dann kam das Rätselhafte. In einem Anfall von Eifersucht, die, wie sich später bei der Verhandlung herausstellte, völlig grundlos gewesen war, öffnete sie dem Schlafenden mit einem gräßlichen Schnitt die Schlagader am Halse. Als das geliebte Blut ihr entgegensprang, holte sie selber den Arzt und ihr Geliebter blieb durch wochenlange Pflege am Leben erhalten.

Vor Gericht gestellt, wurde sie, trotzdem sie alles mit einfachen klaren Worten zugab, mit der ganzen Schärfe des Gesetzes verurteilt. Niemand nahm ihre Partei und sagte freundlich für sie aus. Die Richter und Schöffen waren voreingenommen und das tobende Volk forderte vor den

Türen des Justizpalastes sogar ihren Kopf. Wenige Tage vor Ausbruch des Vulkans hatte sie ihre Haft abgebüßt und versuchte, begleitet von ihrem früheren, inzwischen selbst verarmten Kapellmeister, durch Straßengesang ihren Unterhalt zu verdienen.

Jedoch abergläubische Bevölkerung, vielleicht auch alter persönlicher Haß, duldete sie nicht in der Stadt ihres Leidens und ihrer Triumphe und trieb sie nach dem letzten Erfolge ihrer neu erwachten Kunst mit Drohungen und Steinwürfen vor die Tore.

Die Kunde ihres Schicksals lief vor ihr her und machte sie überall heimatlos. Als die in ihrer Todesangst tierisch gewordene Menge während einer Prozession, die Pater Angelico führte, Filomelens in der Nähe des unholden Berges ansichtig wurde, genügte es, daß einer unter ihnen den Verdacht aussprach: Die Jettatrice habe die Eingeweide des Berges durch Zaubersprüche aufgerührt. Flüche wurden laut und viehisch vollzog man an ihr ein eingebildetes Strafgericht. Zerfleischt und unkenntlich ließ man sie liegen, bis der Lavastrom sich der armen Niedergemetzelten annahm und ihr ein feuriges Grab bereitete.

In den Tagen, wo dieses traurige Geschehnis zwischen den neuesten Nachrichten über die verheerenden Fortschritte des Vulkans und das Auftauchen von Räuberbanden in der Stadt in den Zeitungen stand und von halbwüchsigen und johlenden Straßenbuben als Reklame für ihre Journale ausgerufen wurde, verschwand Doktor Kruterius auf rätselhafte Weise. Zuletzt wollte man ihn in der Nähe des Vulkans gesehen haben.

Unsere vier Bekannten verließen schon durch eine leichte, stetig vermehrte Aschenschicht hindurch in einem für unerschwingliche Summen gemieteten Kraftwagen erschüttert und stillschweigend die Stadt.

Ganz im stillen beneideten die beiden kleinen, ordentlichen Frauen aus ihrem gesicherten Leben heraus die Sängerin um ihr Schicksal und wünschten auch eine solche Fülle von Leidenschaft rund um sich her und aus sich heraus erwecken zu können.

Die Aschenregen hörten bald auf und die Stadt kam diesesmal noch mit dem Schrecken davon, während in ihrer Umgebung fruchtbare und angebaute Landstriche mit vielen Ortschaften auf lange Zeit hinaus zerstört blieben.

Contra Ellen Key.

Von Margarete Siebert in München.

Ellen Key hat den letzten Teil ihres Lebenswerkes herausgegeben. Das Buch nennt sich Persönlichkeit und Schönheit in ihren gesellschaftlichen und geselligen Wirkungen. Es will aber nicht einzeln genommen werden. Sondern Ellen Key verlangt in der Vorrede von jedem, der es liest, daß er auch alles andere lese, was sie geschrieben hat, z. B.: Ueber Liebe und Ehe — der Lebensglaube ꝛc. Wer sich dieser Forderung nicht beuge, verscherze das Recht, über dieses letzte Buch zu reden.

Das Verlangen erscheint billig. Zwar dem, der dieses eine Buch gelesen hat, nicht gerade amüsementverheißend. Aber Kants Werke z. B. sind auch nicht amüsierlich. Und Ellen Key hat Kant überwunden. Gerechterweise steigen Lohn und Mühe im gleichen Verhältnis.

Wenn ich es trotzdem unternehme, nur über das eine Buch zu sprechen, so weiß ich wohl, daß ich als völlig inkompetent abgewiesen werden kann. Aber was bleibt mir anderes übrig? Die Fülle des Stoffes ist schon bei diesem einem Buch überwältigend. Außerdem ist es die Bekrönung des Werkes. Implicite ist also alles andere darin enthalten.

Ellen Key will eine neue Religion verbreiten. Das steht in diesem Buche. Im übrigen wissen es die Leute auch so. Ellen Key hält ja seit vielen Jahren Verbreitungsvorträge. Einen habe ich auch gehört. Es war ein sehr gemütlicher Abend. Wohl an tausend Menschen waren versammelt; jedenfalls war der große Saal des Dresdner Kunstausstellungsgebäudes ganz von Menschen erfüllt. Selbstverständlich waren die Zuhörer fast nur Frauen. Ziemlich pünktlich erschien Ellen Key, freundlich, lächelnd, gelassen, und nahm auf dem Sessel des Podiums Platz. Ellen Key begann sich eine Limonade zurecht zu machen. Alles beobachtete gespannt, wie sie da oben saß und bedächtiglich mit dem großen Löffel in dem Glase rührte. Schließlich lachte jemand, dann mehrere. Ellen Key nahm solche Heiterkeit nicht übel. Sie nimmt sicherlich überhaupt nichts übel. Sie nickte freundlich zu den Lachenden herab und sagte, ja, ja, das wäre wohl ein bißchen komisch, aber sie wäre ein bißchen erkältet, nun ja, und da müßte sie sich eben ein bißchen Limonade zurechtmachen. Man lachte wieder, aber diesmal leise, beifällig, billigend, entzückt über so viel Leichtigkeit des Verkehrs auch mit einer Versammlung von rund tausend Personen. Man war mit einem Schlage unter sich, eine ganze, große, gute Familie. Wie in einem Kaffeekränzchen. Danach sprach Ellen Key. Auch sehr gemütlich. Auch wie in einer großen Familie. Worüber, weiß ich nicht mehr. Ich weiß nur, daß ich mich nach einer Weile wie unter einem Bann fühlte. Ungefähr wie ich mir denke, daß dem Frosch unter dem berühmten Schlangenblicke zu Mute ist. Ich will nicht sagen, daß mich Ellen Keys Redeinhalt so bannte. Ich weiß ja nicht mehr, was sie sagte. Nein, mich hielt die Beobachtung einer Merkwürdigkeit, — eines Phänomens.

Ellen Key ist Schwedin. Aus Schweden kommen viele gute Dinge, vorzügliches Eisen, die besten Streichhölzer. Schweden ist das Land Selma Lagerlöfs. Aber Ellen Key hält Vorträge in Deutschland. Sie wendet sich an die Vielen. Deshalb muß sie in deutscher Sprache reden. Ohne waghalsige Spekulationen aufzustellen, darf man demnach wohl voraussetzen, daß sie Deutsch getrieben hat. Sie zitiert auch: Goethe und Nietzsche, Kant und Leibniz, Hölderlin, Luther, Haeckel, Mommsen, die Kaiserin Elisabeth von Oesterreich, Beethoven, Dürer, Adalbert Stifter, Professor Kraepelin, August Bebel und viele, viele andere mehr. Man darf also schließen, daß sie deutsch lesen kann. — In diesem Vortrag sagte sie: „Meine liebe Vaterland — Der tiefsinnige Buch — Das menschliche Gesellschaft". Ich dachte zuerst: Wieder ein Beispiel, wie schwer die deutsche Sprache für Ausländer zu erlernen ist. Danach: Ellen Key hätte sich vielleicht wirklich etwas mehr um das Genus der Wörter bemühen dürfen, — zuletzt: das kann kein Zufall mehr sein. Wenn es Zufall wäre, so müßte einmal ein Artikel richtig sein. Es muß etwas anderes sein. Jedenfalls, was es auch war, nicht ein Artikel stimmte.

Ellen Key will also eine neue Religion verbreiten. Im ersten Abschnitt des Buches wird der neue Glauben charakterisiert. Das Kapitel betitelt sich: Das Gemeingefühl der Selbstherrlichkeit. Als ich diese Ueberschrift zum ersten Male las, wurde mir ungefähr so zu Mute, als würde ich ersucht, einem Verein zur Beförderung der Einsamkeit beizutreten.

Nach der Ueberschrift ist der Sinn des Aufsatzes nicht leicht zu enträtseln. Wer aber den Abschnitt aufmerksam bis zu Ende liest, kommt zuletzt dahinter. Ellen Key sagt: Die neue Religion ist der Individualismus. Sie ist zwar nicht ganz neu — Ellen Keys: zwar, aber, allerdings, sind geradezu Geniestreiche, sie nehmen den Inhalt des mehr als breit und mühsam Erörterten einfach zurück und schließlich bleibt doch alles, wie es war, — sondern die neue Religion hat schon mit Sokrates angefangen, ist durch Christus etwas fester auf die Füße gekommen, allerdings im Mittelalter durch die Gleichförmigkeit, den Zwang der katholischen Kirche so gut wie verschüttet worden. Aber in den großen Italienern Dante, Giotto und selbstverständlich in dem heute wieder letzte Mode gewordenen Franz von Assisi ist sie wieder auferstanden und aufgelebt, um in der Renaissance hoch über die Erde zu springen und schon damals als „Monismus" zu siegen. Danach kamen wohl nochmals „die Frostnächte nach dem Frühlingsjubel: Giordano Bruno wurde verbrannt, Galilei gefoltert, Spinoza verfolgt. Die Kirche wurde gesichert, der Teufel ausgetrieben, Glaubens- und Staatsgebäude errichtet, die Autorität siegte gegen den Individualismus." (S. 11.) Doch später haben Montaigne, Shakespeare, Leibniz, Rousseau, Goethe dem Individualismus wieder seine rechtmäßige Stelle in der Vorderfront aller Streiter um die letzten Dinge gesichert, — für immer. Napoleon hat ihn praktisch verkündet. Die

Romantiker, alle Dichter, Denker, überhaupt alle Menschen von Bedeutung eitdem sind seine Propheten, Jünger, Soldaten geworden. Der Individualismus hat völlig seinen Erzfeind, den alten Glauben überwunden.

Der alte Glaube hat seinen Inhalt, das was er als sein A und Ω betrachtet, im Credo zusammengefaßt. Das kann der neue Glauben auch. Auf S. 28, 29 hat Ellen Key altes und neues Credo einander gegenübergestellt. Allerdings lautet das Credo des alten Glaubens bei Ellen Key nicht: Ich glaube an Gott den Vater, Allmächtigen, Schöpfer Himmels und der Erde, — und an Jesum Christum, seinen eingebornen Sohn der mich verlornen und verdammten Menschen erlöset hat, — und an den heiligen Geist, sondern u. a.: „Was selbstsüchtig sei, das sei vergessen, dann gewinnst du wirkliche, ewige Persönlichkeit“ — „nur wenn du den Gesellschaftsformen dienst, in denen die ewigen Ideen sich verkörpern, erhält deine Persönlichkeit Wert, — du hast keine Möglichkeit, deine Arbeit für die Zukunft einzurichten, wenn du dich nicht der Leitung der überindividuellen Werte anvertraust, die du anpreisest: Staat, Kirche, Familie ꝛc. ꝛc.“

Dem gegenüber faßt der neue Glaube seinen Inhalt in Sätze wie:

„Nur die geistig Stillstehenden lassen all ihr Handeln von den Rechtsbegriffen der Vergangenheit umspannen. Kein Erwachsener verbleibt in der Haut, die seinen Kinderkörper umschloß. Aber so wie unsere Haut sich weitet, ohne daß wir jemals aus der Haut fahren, so erweitern sich unsere Begriffe“ ꝛc. ꝛc. (S. 29.)

„Persönlichkeit ist das, was meine einzig dastehende und vielleicht verbrecherische Handlungsweise zur Folge hat.“ (S. 29, 30.)

Die Quintessenz aller Sätze des neuen Glaubens ist immer: der Individualismus stellt den Menschen über jede Autorität, weist ihn als auf die einzige Richtschnur seines Handelns auf die Ansicht, was er selbst für das ihn Fördernde hält.

Der alte Glaube nimmt den Menschen als Sünder an, der durch die Gesellschaftsform gebändigt und zum Kulturwesen gemacht werden muß. Ellen Key weiß: der Mensch ist nicht an sich sündig, sondern er wird es nur durch die ganz verkehrte Weltordnung, die ihn seit seiner frühesten Jugend in Dinge hineinzwingt, die seiner Natur zuwider sind.

Das klingt wie Flöten und Schalmeien. Wer läßt sich gern zwingen? Und nun ist es offenbar, gerade der verhaßte Zwang ist an allem Unheil schuld. Doch nun eine Frage: Wie ist die bestehende Weltenordnung entstanden? Der alte Glaube sagt: durch Gott, — und es wäre logisch für einen Gläubigen, Gott dafür verantwortlich zu machen, wenn sein Werk nicht vollkommen erscheint. Der neue Glauben sagt: Gott gibt es gar nicht. — Also bleiben nur die Menschen selbst als die Begründer der Weltenordnung. Und dann kommt der neue Glaube doch und klagt die alte Ordnung wie etwas von außen über die Menschen Gebrachtes an, an dem sie zu Grunde gehen sollten.

Genetisch betrachtet: Einmal waren Menschen im Urzustand. Sie waren vielleicht einfach, gut, redlich. Es soll in Urwäldern Asiens noch solcher Beispiele geben. Freilich in anderen Gegenden auch andere, z. B. Menschenfresser. Von einem Negerhäuptling wird berichtet, daß er den ihm Mißliebigen eine Skorpionsart zu schlucken gab, durch deren Saft sich der Magen weitete und endlich platzte. Ellen Key wird lächeln und sagen: Die armen Leute wissen es nicht anders. — Aber angenommen, die Urväter der heute zivilisierten Völker waren in der Tat wahre Wunder an Reinheit und Güte, — ihrer wurden mehr. Mit der zunehmenden Zahl wuchs auch die Schwierigkeit des Zusammenlenlebens. Gesetze mußten gegeben werden; mit der wachsenden Bevölkerung steigerte sich ihre Zahl. Die der geschriebenen wie jene der ungeschriebenen. Das ist so einfach, daß es fast banal ist, darüber noch zu sprechen. Gütige Herzen mögen immer wieder von Gesellschaftsformen träumen, die sich durch den guten Willen allein ordnen; die Zahl der wirklich existierenden Menschen wird eine Legislative ohne Exekutive immer als den Anfang des Chaos erscheinen lassen.

Ellen Key will, alle Menschen sollen so geleitet sein, daß es ihnen unmöglich ist, etwas Gemeines zu tun. Das Bildungsmittel ebenso wie das Bildungsziel soll im Genuß an der Durchsetzung der Persönlichkeit bestehen. Empfände erst ein jeder die Wohltat, Persönlichkeit sein zu dürfen, so würde ihm zugleich nichts heiliger werden, als die Persönlichkeit des andern zu schonen. Das hieße: Gemeingefühl der Selbstherrlichkeit.

Nun aber: Da sind viele Menschen. Alle sind Persönlichkeiten. Recht ausgeprägte sogar. Solche pflegen starke Appetite zu haben. Sie haben allerdings auch Respekt vor der Individualität des andern. Doch ihre höchste, ja ihre einzige Pflicht — Ellen Key eifert fortwährend gegen jede „Pflicht“ überhaupt, ohne doch jemals dieses Begriffes entraten zu können, — die einzige Pflicht dieser Persönlichkeiten aber ist, eben diese Persönlichkeit auszubilden. Wenn nun zwei oder drei oder vier dieser Persönlichkeiten dasselbe wollen? Das werden sie nicht, sagt Ellen Key, dazu sind sie viel zu differenziert. Nun, es ist vorgekommen, daß auch solche differenzierte Menschen in ihren Wünschen einander außerordentlich gleich waren, daß etwa zwei sehr differenzierte Männer dieselbe differenzierte oder nicht differenzierte Frau begehrten oder zwei solcher Frauen denselben Mann, oder daß dieselbe Ehre, oder Macht, oder dasselbe Geld zwei, mehrere, viele reizte. Wer sagt, in solchen Fällen gilt das Recht des Stärkeren, sagt vielleicht nicht etwas sehr Tiefes oder Kluges, aber er sagt doch etwas. Wer aber sagt: da gilt das Recht der Bildung, der sagt nichts. Es ist gewiß eine schöne Sache um eine tiefe Bildung; die scharfen Konflikte schafft sie nicht aus der Welt, die bleiben bestehen, solange die Menschen starke Erlebnisse haben. Was hat es für die Welt von heute für eine Bedeutung, wenn z. B. bei so gebildeten Leuten wie die alten Griechen die Männer etwa den Streit um eine mehrfach begehrte Frau friedlich schlich-

teten? Paris und Menelaus, Achill und Agamemnon handelten nicht so, — und die andern, — ich fürchte, da waren ganz andere Dinge als gerade die hohe Bildung der friedlichen Schlichtung des Streites förderlich. Ja, und was gehen uns die alten Griechen an? Gar nichts, wo wir in ihnen nicht Beispiele des allgemein Menschlichen erkennen, das über dem Wechsel aller Kulturen steht. Als ein anderes Beispiel für die Wirkung der Bildung müssen Ellen Key die Japaner dienen, die nach ihr ein bis zum letzten Wasserträger gebildetes Volk sind. Ich glaube, sogar Ellen Key würde die Japaner heute nicht mehr als Beispiele von Urbanität und Humanität zitieren. Und sollte die Kriegsführung der Japaner wirklich geltende Beispiele liefern, so müßten sie der Zeit vor der Berührung der Japaner mit der westlichen Kultur entnommen werden. Nur da zeigte sich japanische Art wirklich rein.

In aller Kultur findet eine fortwährende Bewegung statt. Immer sinken ganze Generationen von der Höhe ihrer Väter herab und andere steigen von unten auf. Besonders die Degenerierenden werden immer den Zustand der Vollkommenheit stören. In Schweden sollen ganze Landstrecken mit wenigen, gütigen, rechtlichen Menschen bewohnt sein. Aber die Millionen, die in Städten wie London, Paris, Berlin, New-York zu freudloser Arbeit aneinandergepreßt sind, sie sind auch Menschen. Ellen Key erkennt sie auch dafür an. Sie hat sogar innigstes Erbarmen mit ihnen, will ihr Los vor allem bessern. Sie vergißt nur, daß immer ein großer Teil der Menschheit krank sein wird, und daß stets die sich gesund Fühlenden die Kranken in Zucht und Ordnung halten müssen, sofern sie selbst gedeihen wollen. Die unterm Zwang Stehenden werden aber immer über Vergewaltigung schreien, oder wenn sie es nicht tun, — vielleicht täte es Ellen Key für sie.

Niemand wird den heutigen Gesellschaftszustand für mustergültig halten. Jeder will ihn bessern. Es fragt sich nur, ob nicht dieses und jenes Heilmittel schlimmer als die Krankheit ist. Gewiß wandelt sich der Mensch immerfort. Aber über dem Trennenden steht das Gemeinsame. Mag sich niemand mehr einer andern als der von ihm selbst für ihn gültig erkannten Richtschnur fügen können, — zuletzt ist er doch nicht nur Einzelwesen, sondern ebensosehr Vertreter des Typus. Und jene, die den Menschen aus seiner Art herauslösen wollen, die sind keine Individualisten, sondern sie bekennen krassen Subjektivismus. Ellen Key betont an irgend einer Stelle wohl auch das Eingefügtsein des Einzelnen in den großen Zusammenhang; was betont sie nicht irgendwo einmal? Sie sagt einfach alles, — alle Meinungen vertragen sich bei ihr, — ihre Ansichten bieten ein chaotisches Wirrsal, aus dem sich jeder herausfischen mag, was seiner Art behagt. Ellen Key hat die Lebensanschauung, alle Lebensanschauungen zu haben, die seit Confucius bis zu Wagner, Nietzsche, Jaurès und Isadora Duncan einmal bestanden haben. Trotzdem bricht als leitend

immer wieder der „Subjektivismus“ hervor. Ellen Key vergißt, daß einige Gesetze und Sitten aus der Vergangenheit für alle Gegenwart und Zukunft Geltung behalten müssen, weil sie den unveränderlichen Sinn im Menschen schützen, von ihm ausgehen, das was Menschentum überhaupt ausmacht, darstellen, ohne das der Mensch nicht mehr Mensch ist. Mit der Auflösung dieser Gesetze würde sich die menschliche Gesellschaft wieder zur Horde zerstreuen. Wohl mag es manchmal scheinen, auch abgesehen von solchen Theorien wie die der Ellen Key, als hätte die Menschheit von heute zu nichts anderem größere Lust, als so hurtig wie möglich wieder schweifend zu werden. Aber die verzweifelten Versuche, alle Formen über den Haufen zu rennen, können ebenso wie das nahende Chaos auch die letzten Stöße der überwundenen Wildheit bedeuten, bevor sie sich endgültig zur Ruhe begibt. Die Menschen von heute sind verglichen mit denen von vor zwei, drei, mehr hundert Jahren sehr empfindlich geworden. Ihnen schaudert vor vielem, was der Vorfahre mit Fröhlichkeit tat, mit Gleichmut erfuhr. Was wird den so viel feiner Besaiteten zuletzt übrig bleiben, als doch wieder unter die Form zu flüchten, wenn sie dem Anprall einer ungeheuer kompliziert, in Tiefe und Breite gegen früher in unerhörter Weise offenbar gewordenen Welt nur widerstehen, geschweige denn etwas in ihr ausrichten wollen? Jede Form, jede Autorität bedeutet nicht nur Zwang, sondern viel mehr noch Arbeitsersparnis. Niemand wird sich heutzutage seine Stiefel selber anfertigen, das Material zu den Kleidern selbst spinnen, weben, seine Nahrungsmittel aus den Rohstoffen gewinnen. Dazu fehlt Zeit und Kraft. Der Autorität eines Schusters, Webers, Schneiders, Schlächters fügt sich jeder. Es ist bedauerlich für uns, daß die geistigen Autoritäten so erschüttert sind, daß jeder sein geistiges Leben wie von vorn anzufangen hat. Die Menschen des Mittelalters, die sich willig den Autoritäten beugten, waren weder so dumm noch so bedauernswert, als wie sie z. B. Ellen Key erscheinen. Jedenfalls waren sie viel praktischer als wir. Sie nahmen es z. B. willig auf, daß die Kirche sie aller Sorge um ihr Seelenheil enthob, zu ihnen sprach: Ich habe den Weg gefunden, auf dem du selig wirst, — erfülle diese und jene meiner Gebote, so kommst du dorthin, wohin du willst, und kannst im übrigen deine Kraft und Zeit deinen andern Geschäften widmen.

Solche Anschauungen erscheinen vielen unter uns barbarisch; jedenfalls sind sie für die meisten unter uns unmöglich. Wir sind unendlich viel bewußter geworden. Aber ob es uns darum besser geht, als den von Ellen Key so sehr bedauerten Märtyrern der freien Idee von einstmals? Der Zwang, der Märtyerer machte, schuf auch, gerade in ihnen, Heilige. Dem starken Geist wächst die Kraft im Kampfe mit einem wirklich großen, festen Prinzip. Und mag der Einzelne vielleicht zu Grunde gehen, — was kommt es darauf an?

Hier allerdings wird mir Ellen Key ins Wort fallen um zu sagen:

da ist der schreckliche Fehler der alten Kultur, — die Sünde der Ideologen! Es kommt überhaupt auf nichts weiter an, als auf den Einzelnen! Du stellst ihn unter die Idee? Was ist die Idee? Nichts. Höchstens ein Moloch, der das Glück der Millionen frißt. Was ist der Einzelne? Alles.

Ellen Key spricht immerfort von Lebensglauben. Das Leben müßte um seiner Herrlichkeit willen gelebt werden. Nur der Stunde zu leben, gäbe Wert.

Da ist das Leben. Schön ist die Erde, glänzend, lieblich, groß. Immer bringt sie neue Herrlichkeit hervor. Ihr Reichtum ist größer, als daß er gefaßt werden kann.

Da ist der junge Mensch, glühend, hoffnungsfroh, sich aller Welt, aller Fülle zu bemächtigen. Er mag stark und klug sein. Er mag mit festen Händen greifen, was seine Seele haben muß. Die Kränze des Lebens mögen ihm werden, Ruhm und Liebe, er mag die Zuversicht haben dürfen, daß ihm bis zu seiner letzten Stunde immer wieder unerhört neue Erlebnisse werden müssen, weil die Fähigkeit seiner Seele, sich zu wandeln und aufzunehmen, unerschöpflich ist, — daß sich immer neue Spannungen formen werden. Und doch, wenn die Jahre kommen und steigen und der Mann oder das Weib stehen auf ihrer Höhe — da wandeln die Jahre über die Erde, und sie ist schön — ja, und was bringen die Jahre? Es ist unsäglich, wieviel Unerfülltes bleibt. Auch im Leben der Begnadetsten, auch im Leben der Großen. Goethe, der von Ellen Key ununterbrochen als Beispiel der neuen Glückseligkeit angeführt wird, äußert irgendwo, daß sich das Leben auch der größten Menschen doch nur wie eine Vorbereitung darstelle. Goethe war wohl heiter und stark, bis zuletzt neuen Erlebnissen zugänglich. Aber so konnte er sein, weil er einmal entschlossen die Wendung gemacht hatte, die ihn von dem Glauben auf die Erfüllbarkeit seiner tiefsten Wünsche schied, und nun im Lande jenseits von Furcht und Hoffnung genoß, was ihm geblieben war. Und denke ich an die vielen Menschen, die mir begegneten; wie viele sind da, denen gegenüber das letzte Gefühl nicht Mitleid um ihres Unerfüllten ist? Und ich spreche in solchem von bevorzugten Menschen, die durch Begabung und Lebensstellung die Möglichkeit hatten, immer wieder an neuen Erlebnissen froh zu werden. Ihrer aber sind in der großen Menschheit nur sehr, sehr wenige. Den vielen dagegen, die ihr Lebenlang eine Arbeit tun müssen, die sie gar nichts angeht, die sie nicht erfreut, nicht entwickelt, die nur daran denken können, wie sie Geld genug verdienen, um sich notdürftig kleiden, ernähren, um schlecht wohnen zu können, was soll denen der Glaube an dem Genuß der Stunde? Dem Bergarbeiter gegenüber, der vierzehn Stunden bei 38 Grad Hitze in einem Schacht arbeitet, in dem er nicht aufrecht stehen kann, — dem Weibe, das bei schwachem Leibe und erdrückender Arbeit ein Kind ums andere in ein elendes Dasein gebären muß, während ihr Mann sie prügelt und sein und ihr Verdienst vertrinkt, — solchen gegenüber bleibt auch Ellen Key nichts anders übrig als sie zu vertrösten, —

womit? mit einer Idee, jener, daß ihr Elend hilft, Generationen nach ihnen eine menschenwürdige Gegenwart zu verschaffen. Wenn aber Ellen Key auch nicht der Idee entraten kann, — wenn sie sich wahrlich nicht einen Augenblick anders als eine höchst unpraktische Ideologin darstellt, — was schilt sie auf die andern? Es liegt nicht immer an den Großen, wenn dem und jenem ihre Meinung klein erscheint. Da greift Ellen Key den Vertreter aller Ideologen, Kant, an. Er hat sie gereizt, indem er sagt, daß eine Handlung erst dann moralisch ist, wenn sich der Mensch zu ihr aus seinem Pflichtbewußtsein heraus überwinden muß. Ellen Key findet diesen Grundsatz eher unmoralisch als moralisch. Sie meint, die Moral werde nicht durch Ausnahmehandlungen, sondern durch das gewohnheitsgemäße Tun bestimmt. — Dagegen ist zu sagen, daß Kant und Ellen Key einen von einander grundverschiedenen Begriff von Moral haben. Ein Mensch, der ohne Kampf und Ueberlegung aus Instinkt und Gewohnheit das Rechte tut, der mag nach Kant für die Umwelt erfreulich, für sich selbst bequem sein, — die Ehrenbezeichnung „moralisch" würde ihm von Kant nicht erteilt werden, die ist bei ihm nicht so sehr identisch mit „förderlich", wie sie Ellen Key faßt, — als vielmehr mit „heroisch". Vielleicht ist dieser Begriff von Moral nur Kant eigentümlich; angreifbar aber ist solcher Standpunkt nicht gut.

Kant hat den Satz aufgestellt: Handle so, daß die Maxime deines Handelns jederzeit zur allgemeinen Maxime erhoben werden könnte. Dagegen eifert Ellen Key ungefähr in der Tonart: Eines schickt sich nicht für alle ꝛc. Immerhin gibt Kant wenigstens eine klare Vorschrift; daß sie in der Praxis nicht immer ausführbar ist, dieses Schicksal teilt sie mit allen ethischen Vorschriften. Das schadet auch nichts. Das Ideal kann nicht hoch genug stehen, damit wenigstens etwas erreicht wird. Und hält Ellen Key ihre individualität-fördern-sollenden Rezepte für einfach? Und was soll man sagen, wenn Ellen Key wörtlich weiter argumentiert (S. 84): „Man kann die Unmöglichkeit dessen (nämlich die Maxime Kants zu befolgen) durch zwei Züge aus Kants eigenem Leben beleuchten. Als ihm von Friedrich Wilhelm II. befohlen wurde, mit jenen ärgerniserregenden gefährlichen Meinungen aufzuhören, unterwarf er sich nach Pflicht des Gehorsams der königlichen Vermessenheit.

Aber jeder wird wohl einsehen, daß, wenn diese Handlungsweise als allgemeine Regel zur Anwendung käme, die Folgen bedauerlich wären."

Solche Argumentation mag noch hingehen, obgleich sie schief gedacht ist; denn Kant hat nicht gesagt, daß eine Handlungsweise vorbildlich sein soll, sondern ihre Maxime — was einen großen Unterschied bedeutet. Und zur Sache könnte bemerkt werden, daß Märtyrertum in wissenschaftlichen Dingen allerdings zwecklos ist. Nun aber fährt Ellen Key fort (S. 84): „Der zweite Fall betrifft das Verkehrsleben. Kant hatte sich zu einer Wagenfahrt mit ein paar Bewunderern überreden lassen, war aber dabei so sehr aus dem Gleichgewicht geraten, daß er beschloß, nie mehr solche

Ausnahmen von einer Gewohnheit zu machen. Es braucht nicht dargelegt zu werden, was aus dem Zusammenleben würde, wenn man sich diesen Entschluß Kants zum allgemeinen Gesetz erhoben dächte."

Welchen? Den, nicht mehr Kutsche zu fahren? Aber Ellen Key!

Was soll es überhaupt heißen, den Menschen immerfort auf die eigne Erkenntnis zurückzuweisen? Nur in Konflikten wird die Frage wichtig: was soll ich tun? Dann aber verlangt der Mensch gerade eine Antwort von etwas außer, über ihm, von etwas, das besser als er selber weiß, was ihm wirklich gut ist. Ellen Key tut, als ob diese schwierigste aller Fragen überhaupt nicht vorhanden wäre. Wie viele Irrtümer sind nicht in der Meinung begangen, daß alles Heil nur in ihrer Durchsetzung läge. Auch sehr geistreiche Menschen haben ein wahres Talent, sich in ihnen selbst verhängnisvolle Verwirrungen zu verstricken, so daß über die arme Welt nur Wehe zu rufen wäre, würde sie dem Willen auch des wohlwollendsten und klügsten Subjektes ausgeliefert. Und jene wenigen, denen ein so starker Instinkt ward, daß sie beim Zurückblick in die dunklen Tage ihrer verronnenen Jugend sagen dürfen: wir taten niemals andres als wir heute, beim Rückblick, getan zu haben wünschen, — sie wissen, daß in den wichtigsten Fällen nicht sie taten, sondern daß etwas mit ihnen getan wurde, — daß sie oftmals das Eine wollten, um staunend zu sehen, daß sie unwissentlich das ganz andere förderten, — und wenn es zuletzt gut war, es war nicht ihr Verdienst.

Wie über Moral spricht Ellen Key in einer ganz besonderen Weise auch über Religiosität. Sie definiert (S. IX) Religion als den Begriff, der alle Hingebung und Opferwilligkeit, alle Sehnsucht und Hoffnung, alle anbetende Ehrfurcht und allen heißen Heiligkeitswillen und noch vieles andere mehr umfaßt.

Das ist Ellen Keysche Religiosität. Sie wird es nicht übelnehmen, wenn ihr gesagt wird, daß andere Leute von Religiosität eine andre Meinung haben. Religiosität ist nicht ein Konglomerat von an sich schätzenswerten irdischen Eigenschaften. Sondern sie ist die Fähigkeit, von einem jenseitigen Sein eine unumstößliche, persönliche Gewißheit zu haben. Gerade das, was Ellen Key so eifrig ablehnt. Die persönliche Beziehung auf das Transzendentale macht das Wesen der Religiosität aus. Ohne diese Beziehung gibt es keine Religiosität. Ob das Bestehen des Transzendentalen und seine Beziehung zu dem einzelnen Menschen zu recht oder zu unrecht angenommen wird, darüber ist jeder Streit hinfällig. Manche Menschen haben die Fähigkeit religiöser Empfindungen; manche haben sie nicht. Aber protestiert darf werden, wenn jemand, dem die Fähigkeit religiösen Empfindens gänzlich abgeht, fortwährend über die Natur solcher Empfindungen und über ihre Berechtigung urteilt. Die Welt scheint sich von der Frömmigkeit der Vorväter auszuruhen. Wie wenn diese Fähigkeit ihr Haupt neugestärkt von der Ruhe erhöbe?

Ellen Key hat keine Organe für Religiöses. Darum muß sie auch die Bedeutung der Gestalt Christi mißverstehen. Sie spricht von Christus, — selbstverständlich, — und sogar Ellen Key kann einigen Einfluß der Wirksamkeit Christi auf die Entwicklung des Individualismus nicht leugnen. Aber Ellen Key faßt, wie so viele heute, Christus allein als den Verkünder der Nächstenliebe, also in seiner, wie es heute heißt, sozialen Bedeutung. Diese Bedeutung ist aber die bei weitem untergeordnete, die erste ist immer die andere: Christus wollte das Verhältnis zwischen Gott und dem Menschen bestimmen. Ellen Key kann diese hauptsächliche Bedeutung übersehen, da sie keinen persönlichen Gott anerkennt. Das ist Erfahrungssache. Aber nicht ebenso Erfahrungssache ist die Bedeutung, die Christus wirklich für die Entwicklung des Individualismus hat. Einmal in der Welt hat es eine Revolution zum Individualismus gegeben. Danach keine mehr. Alles, was sonst so scheint, ist die Folge dieser einen. Diese eine vollzog sich, als Christus sprach: „du sollst Gott deinen Herrn ieben von ganzem Herzen, von ganzer Seele und von ganzem Gemüt, und deinen Nächsten als dich selbst. In diesen zweien Geboten hanget das ganze Gesetz und die Propheten."

Damit war für alle Zeit jede Autorität in geistlichen Dingen verworfen und der Mensch nur auf sich und seinen, ihm persönlich allein eignenden Gott zurückgewiesen. Das war, — der Ausdruck sei mir in Gnaden verziehen, — die Verkündigung des „Gemeingefühls der Selbstherrlichkeit" und noch etwas mehr.

Gewiß, rein hat sich Christi Lehre noch nicht durchgesetzt. Mit der Etablierung der weltlichen Kirche mußte sie sich trüben. Aber sie hat noch nie nachgelassen, doch noch zur Helligkeit dringen zu wollen. Alle Kämpfe der Wissenschaft, der Einzelnen gegen die widerrechtliche Autorität sind nur Symptome dieses Kampfes. Auch Ellen Keys Bemühung selbst ist zuletzt doch nur wie eine duftlose Blüte auf diesem Stamm gewachsen.

Ellen Key spricht noch von vielen andern Dingen. Sie spricht von allem, was es zwischen Himmel und Erde gibt. Sie zitiert Hunderte von Dichtern und Denkern, arbeitet mit den Gedanken von Tausenden. Selbstverständlich ergeben sich bei der Lektüre ihrer Schrift auf Schritt und Tritt Widersprüche. Ich will mich nicht mit ihrer Widerlegung aufhalten. Schon die Aufzählung ergäbe ein dickes Buch. Ich will auch nicht von den ungenau dargestellten Meinungen sprechen, nicht von solchen Lächerlichkeiten, wie den Vorschlägen zur Hebung der Geselligkeit, zum Festefeiern, nicht von der tantenhaften Apostrophierung aus dem Buch heraus an den Leser, gelegentlich der Strafrede über das Klatschen, eine Wendung übrigens, durch die Ellen Key ihr Buch selbst richtet, indem sie bei ihren Lesern ein — ja was für ein — Niveau voraussetzt. Nur auf eine Darlegung sei noch eingegangen. Ellen Key schreibt viel über Kunst und stellt sie vor allem in Gegensatz zum Christentum. Sie begründet den Gegensatz, indem sie

klarmacht, die Kunst beschäftige sich mit der Verherrlichung des Irdischen, der Sinnenwelt; darum müsse das Christentum alle Kunst als Feindin betrachten.

Das ist nur halb wahr. Gewiß hat in der Kunst das Verhältnis des Menschen zur sinnfälligen Welt seinen Ausdruck gefunden. Darum erscheint uns, den bewußt gewordenen Menschen, auch die Darstellung des unlösbaren Konfliktes als höchste Kunst. Denn so steht der bewußt gewordene Mensch zur Welt. Aber nur denen, für die die sinnfällige Welt die einzige Realität ist, bedeutet Kunst etwas dem Christentum Feindliches. Das sieghafte Christentum selbst kennt diesen Gegensatz nicht. Es macht den Menschen zum Herrn über alles, also auch über jeden Konflikt, jede Kunst. Michel Angelo, Rembrandt, auch Tizian, besonders in seinen letzten Jahren, Novalis, Heinrich von Kleist, Dante, Giotto waren Christen und fühlten sich so. Gewiß, andere Künstler sind Heiden gewesen. Shakespeare z. B. war nicht religiös. Aber feindlich können Kunst, Kunstwerke, Künstler höchstens den Hütern der etablierten Kirche erscheinen. Doch was geht solche Feindschaft die Kunst an? Ja, was auch die Religiosität? Shakespeare war nicht deshalb unreligiös, weil er Künstler war, oder er war Künstler vermöge seines Heidentums, — sondern er war nicht religiös, weil ihm diese Eigenschaft nun einmal nicht innewohnte. Daß die Kirche seine Werke ablehnt — das ist eine ganz andere Sache. Daß Christus nicht über Kunst spricht, — sie geht ihn nichts an. Religiosität betrifft das Verhältnis zwischen Gott und dem Menschen. Ob der betreffende Mensch Schuster oder Bildhauer, ob Naturforscher oder Dichter oder Schauspieler oder Predigtamtskandidat ist, — das kommt erst in durchaus abliegender Linie.

Es ist nicht sehr ersprießlich, über ein Buch wie das hier von Ellen Key zu reden. Zuletzt ist es sogar unnötig. So weitschweifig vorgebrachte, ungenau gedachte Meinungen fallen ganz von selbst in sich zusammen.

Warum trotzdem Arbeit daran gewendet wird, solche Aeußerungen zu widerlegen? Da stehen sie an allen Ecken und Gassen und reden unaufhörlich über die Dinge, die des Menschen verschwiegenes Geheimnis bleiben sollten! Wer wagt noch von Kultur und Erlebnis, von Einsamkeit und Sehnsucht zu sprechen? Ausgeschrien ist alles, banal geworden, zerredet, zerkaut. Den vielen, die vormals schweigend ihre Kraft hüteten, bis ihre Stunde kam, in der dies gesammelte Vermögen fähig zu Tüchtigem war, deren Bestes darin bestand, schweigend zu verehren, — denen haben solche Freunde wie Ellen Key eine vorschnelle Zunge geliehen, daß sie unreife Worte hervorstoßen und in polterndem Wortschwall die Feinde aller ruhigen Bildung werden. Wie Gummibälle im Spiel von tändelnden Kindern geworfen, fliegen die Tiraden von den großen Werten der Menschheit in der Luft herum. Nicht mehr ist Wichtiges und Belangloses kenntlich, alles ist ersäuft in der Sündflut wertloser Redensarten. Lächerlich wird das wirklich in angstvollem Herzen Empfundene, — da liegt es von schmutzigen Händen auf die Straße geworfen.

Favete linguis.

Neue Briefe G. Chr. Lichtenbergs.

Mitgeteilt von Erich Ebstein in Leipzig.

Vor kurzem habe ich[1]) gegen 60 Inedita Lichtenbergiana, zumeist Briefe an den Physiker und Mathematiker Prof. Hindenburg in Leipzig, herausgegeben; leider konnten die folgenden 9 Briefe Lichtenbergs, die ich der Güte des Herrn Prof. A. Leitzmann in Jena verdanke, in meinem Buche keine Aufnahme mehr finden, da der Druck bereits abgeschlossen war.

Diese Briefe liegen uns in Abschriften vor, entstammen aber „der ganzen Nachlaßmasse" und sind daher echt; für jeden einzelnen Brief ist die diplomatisch getreue Kopie verbürgt.

Ebenso wie die von mir herausgegebenen Briefe zeigen auch die folgenden schon zur Genüge Lichtenbergs Vielseitigkeit, die man immer und immer wieder von neuem bewundern muß. Richard M. Meyer[2]) setzt sie in seinem schönen Essay über Lichtenberg in Vergleich mit derjenigen Lessings und resumiert sehr richtig so (S. 671): „Lichtenbergs Interessen waren kaum minder mannigfaltig, vielleicht selbst noch verschiedenartiger als die Lessings. Denn dieses Mannes erstaunliche Tätigkeit beschränkte sich auf den Kreis der sogenannten Geisteswissenschaften, den er freilich nahezu ganz ausfüllte, Philolog, Archäolog, Literaturhistoriker, Aesthetiker zu gleicher Zeit. Lichtenberg dagegen war Naturforscher, Physiker, Astronom, doch voll lebhaften Interesses für die Philosophie und Psychologie, die Aesthetik und Literaturgeschichte, so besonders auch für Geographie und Ethnographie." „Man denke aber ja nicht", fügt Meyer hinzu, daß hier dilettantische Liebhabereien zusammengekommen waren; „alles wissenschaftliche Interesse Lichtenbergs hatte einen sehr bestimmten Mittelpunkt und eben darin verrät sich der Gegensatz zu dem altem Professorentum".

Die beiden ersten hier mitzuteilenden Briefe liegen mir in einer Abschrift vor, für deren Richtigkeit kein Geringerer als B. R. Abeken[3]) bürgt; sie sind an Miß Tietermann gerichtet, die wie Abeken bemerkt, „Haushälterin im Gasthof zum Römischen Kaiser in Osnabrük" war, wo Lichtenberg logierte. Da die Gesundheit desselben sorgfältiger Pflege bedurfte, scheint sie diese übernommen zu haben; und daraus mag das freundschaftliche Verhältnis entstanden sein. Die große Briefausgabe (L. B. I.) teilte bereits sieben Briefe Lichtenbergs an Fräulein Tietermann mit, aus denen u. a. hervorgeht, daß gegen Ende 1778 ihre Verheiratung bevorstand; der Briefwechsel scheint dann eingeschlafen zu sein.

An dieser Stelle darf ich wohl auch des Briefes des Göttinger Verlegers Johann Christ. Dieterich an Lichtenbergs Bruder Friedrich Christian vom 20. April 1778 Erwähnung tun (von mir publiziert in der Zeitschrift für Bücherfreunde. Februar 1906, S. 466 bis 467), in welchem es heißt: „Dero Herr Bruder welcher heute abend mit uns ein Butter Broot verlieb nimmt, würd in wenig Tagen wieder nach Hannover gehn, von da auf Hamburg, und in Stade sich einige Monathe auf Königs Kosten aufhalten und observiren."

---

[1]) E. Ebstein, Aus G. C. Lichtenbergs Korrespondenz. Mit [3] Tafel- und [3] Textabbildungen. Stuttgart. Verlag von Ferdinand Enke. 1905 (VI u. 107).

[2]) Jonathan Swift und G. Chr. Lichtenberg u. s. w. Berlin 1886, S. 52—84.

[3]) Der geistreiche Philologe und Literarhistoriker (1780 geb. in Osnabrück, † 1860), bekannt durch seine Gesamtausgabe von Justus Mösers Werken; übrigens bemerkt Abeken ausdrücklich, daß er unter Mösers nachgelassenen Papieren, die er genau durchgesehen, durchaus nichts von Lichtenbergs Hand gefunden habe.

I. An Marie Tietermann.

To

Miss Tietermann Osnaburg
in Germany

Dear Molly

I am drinking the Selter waters now, according to Mr. Zimmermanns[1]) prescriptions and find that they agree exce[e]dingly well with my circumstances. I cough no more, I think no more of consumptions, and I enjoy the spring and the gardens as well as any man in town or any nightingale in the wood, except that I am not in love, which they say these birds always are. I have taken my second lodgings already here, for You must know in this season I am a little odd and fluttering too, I can change my lodgings at the least sign of coolness in the faces of the people in the house, and follow a friendly smile through half a dozen streets, with all my books, papers tea and cofee pots, telescopes, dogs and servants.

This, dear Molly is all, I can say to You to-day, for If my Physician knew that I was writing and more particularly a letter to a certain Molly, Oh Lord, I believe he would drown me in Rhubarb, or at least prescribe something against the sins of the Imagination. My compliments to Mr. and Mrs. Slingemann[2]) and Mr. and Mrs. Henrici. Did the Princess of Orange lodge upon No. 5. Upon my honour, I would not have suffered her there, if had been at Osnaburg.

Do you know that I had very near lost my trunck. But I have it again. Heaven be praised.

Now believe me to be

Dear Molly
Your
Sincere friend, wellwisher
and servant
G. C. Lichtenberg

Stade Juni the 15th
1773.

II. An Marie Tietermann.

To

Miss Tietermann Osnaburg
im Hinterstübchen.

HochEdelgebohrne,
Hochzuverehrende Mamsel
Werthgeschätzte Freundin,

Ueber alle Maßen gern schreibe ich an Sie, werthestes Micken,[3])

---

[1]) Gemeint ist Johann Georg Zimmermann, der spätere Berater Friedrichs des Großen.

[2]) Vgl. L. B. I.

[3]) = Mariechen.

und lieber als an sonst jemanden in der Welt, aber darin müssen Sie mir doch Recht geben, daß es sich sehr böß schreibt, wenn man nicht weiß, wo einem der Kopf steht, und daß ich das zuweilen jetzt nicht recht weiß, könt Ihnen auf Verlangen Heinrich[1]) attestiren, da er es bald zu seinem Vortheil, bald zu seinem Schaden erfährt. Nun kan ich gar nicht im Bett bleiben. Morgens um 3 Uhr, wenn der Adel zu Bette geht, hüpft der Professor heraus, ist den gantzen Tag, öfters die Nacht munter, wird alle Tage gesünder und alle Tage dürrer. Künftige Woche gehe ich nach Göttingen, und künftigen Mertz nach England. Aber — aber, nicht durch Osnabrück. Jedoch wer weiß! Da sollen Sie einmal sehen, daß ich nicht allein nicht todt bin[2]), sondern gar, wenn man es genau nimmt, noch einen Grad Leben mehr habe, als sonst. Ich fürchte aber es dauert nicht.

Ich bedaure, daß Sie die Leute nicht wollen ruhen lassen, das müssen böse Leute seyn, die Ihnen nicht einmal erlauben wollen einen Brief zu schreiben. Doch wenn ich es so recht bedenke — — — nun, was denn? wird Miecken fragen; ich meine wenn ich es so recht bedenke, so weiß ich kaum, ob ich nicht vielleicht auch nicht erlaubte, daß Miecken die Hände zum schreiben brauchen wolte, das schütteln hat mir weit besser gefallen — ich hätte es auch nicht gelitten, und das sind rechtschaffene Passagiers gewesen, und klagen Sie mir ja so etwas nicht mehr, ich werde alle mal wider Miecken sprechen, und das von Rechts wegen.

Bey dem Wort Rechtswegen fällt mir HE. Slingemann[3]) ein. Er wird mich entschuldigen, daß ich ihm nicht geschrieben, ich kan, kan jezt nicht schreiben.

Vor einigen Tagen wird ein Engländer Nahmens Griffins bei Ihnen eingekehrt seyn. Er ist mir empfohlen.

Ich bitte meine gehorsamste Empfehlung an alles zu melden was sich meiner erinnert, hauptsächlich an Hr. und Madame Slingemann und bin mit vollkommenster Hochachtung

Dero
ergebenster Diener und Freund
G. C. Lichtenberg.

Stade, den 7t. October
1773.[4])

---

[1]) Gemeint ist Johann Heinrich Braunhold, der treue Diener Lichtenbergs, der ihn auch nach Stade begleitete. (Vgl. E. Ebstein, Aus G. C. Lichtenbergs Korrespondenz 1905, Stuttgart S. 6.)

[2]) Lichtenberg war fälschlich tot gesagt worden. (Vgl. L's Briefe I, 166 f.)

[3]) Vgl. Leitzmann und Schüddekopf, Lichtenbergs Briefe, Band I.

[4]) Dieser Brief ist unterdessen von Albrecht Wagner (Euphorion XIII, S. 491 f.) nach dem Original abgedruckt worden; ich ersehe daraus, daß die mir vorliegende Abschrift ganz korrekt war.

III. An Lichtenberg.

An
Herrn Geh. Archivarius Lichtenberg zu
frey Frankfurth Darmstadt.

Göttingen, den 31. October 1783.

Mein lieber Alter,

Deinen Brief, den ich blos einer seltnen Zusammenkunft von Zerstreuungen wegen so spät beantworte, hat mich in mannigfaltiger Rücksicht betrübt. Einmal, da er mir leider die Nachrichten von meinem Bruder giebt, die ich aber, mein bester Freund, zu glauben nur allzugroße Ursache habe, und dann, daß Du darin den Gedanken äußerst, ich sey wegen des bewußten Geldes ungehalten über Dich. Wollte Gott, Du hättest so sehr unrecht im ersten Punkt, als Du im andern hast. Es kann seyn, daß ich einmal etwas gegen meinen Bruder geäußert habe, was dahin einschlägt, das war aber kein Unwillen, sondern weil ich aufgefordert wurde Dich zu unterstützen, so rechnete ich ihnen kurz vor, was eigentlich erst geschehen müßte, und das that ich blos, weil ich ganz außer Stande war Dir zu dienen. Von meinem Unwillen bist Du allzeit frey gewesen, und aus Deinem sehr rechtschaffenen und offenhertzigen Verfahren zu urtheilen, werden wir auch lebenslang Freunde bleiben. Das Hertz thut mir weh, wenn ich daran denke, daß ich Dir nicht zu dem verhelfen kann, was Dir gehören mag. Thue mir also das zur Liebe und rede mir künftig nicht mehr von Verpflichtung. Es ist sonderbar was ich für Brüder habe. Beyde im Hertzen gut, allein der eine ein leichtsinniger Verschwender, und der andere grade das Gegentheil. Ueber den ersten betrübe ich mich in der Seele, und über den andern ärgere ich mich zuweilen und dann lache ich auch zuweilen über ihn, daß mir die Thränen die Backen herunterlaufen, er ist der seltsamste Knauser, den ich gekannt habe. Allein den muß man gehen lassen. Er ist der ordentlichste Mensch von der Welt treu und beliebt in seinem Dienste und in linea recta ascendente[1]) gewiß der reichste Mann in unserer Familie bis in die Zeiten Carls des Großen hinauf. Es haben mich Leute, die es wißen können, versichert, daß sein Vermögen nicht viel unter 10000 Thaler seyn könne. Er liebt Dich sehr; er wird nie heurathen und Du oder Deine Nachkommen, von denen ich bald nähere Nachrichten erwarte, habt gewiß etwas von ihm zu erwarten. Nur da das Geld wo nicht gantz seine Seele, doch wenigstens ein gutes Stück davon ist, so ist in seinem Leben nicht daran zu kommen.

Da ich in einer viertel Stunde schon wieder lesen muß, so verspare ich einiges bis auf einen nächsten Brief und bitte nur noch dem einsamen Wirtenberger recht zuzusetzen, das sind wahre Spitzbubenstreiche von dem Kerl.

---

[1]) Vgl. Lichtenbergs Werke, hg. von Kries, Bd. II, 152. (Göttingen 1801.)

HE. HofR. Heyne's Antwort liegt bey.

Nun bitte ich noch mich Deiner Frau Liebsten und allen Freunden mich tausendmal zu empfehlen und überzeugt zu seyn, daß ich Zeit Lebens unverändert verharren werde

Göttingen d. 31. Oct. 1783.

Dein treuster Freund
G. C. Lichtenberg.

Stecke [dir] was ich Dir in diesem Brief gesagt habe in Dein Herz, und den Brief selbst in den Ofen.

IV. An Blumenbach.[1])

(Im Besitze von Herrn Ludwig Saeng in Darmstadt.)

Liebster Herr Professor!

Das Barometer ist nicht schlecht, es hat einen sehr reinen Anschlag am Gewölbe und stellt nach verübten Schwingungen sich wieder gnau her. Allein es hat einen Fehler, den, als ich ihn gewahr ward, mir ein lautes Lachen abgezwungen hat, und gewiß werden Ew. Wohlgebohren ebenfalls über die Holl- und Beckmann-Knieriemsche Erfindung lachen. Ich wolte es auch nicht gleich. Denn wer Henker solte, wenn er ein Barometer mit 2 Zettuln sieht, nicht glauben es sey wie ein De Lucsches. Aber hören sie nur: der untere Zettul ist dem obern ganz gleich nur daß die Zahlen abwärts gehen. Also hat man den Vortheil, daß man, was man oben stante pede gesehen nun genibus flexis unten noch einmal sieht, aber in unzähligen Fällen falsch, eigentlich nur in einem einzigen gegen unendliche, richtig. Wenn es Ew. Wohlgebohren gefällig ist und Sie damit nicht eilen, so will ich neue Skalen dazu zeichnen und die obere ebenfalls wegwerfen. Es [ist] genug nur den Pariser Fuß zu haben, weil den De Luc hat, und man doch nach ihm rechnet, will man mit HE. Shuckburgh englische gebrauchen, so kan man erstern durch die Verhältniße von 15:16 gleich in leztere verwandeln. Doch ich [habe] ja vielleicht einmal bis dahin die Ehre Sie zu sehen

den 9ten Jun. 85.

GCL.

V. An van Marum.

(Im Besitz von Leo Liepmannssohns Antiquariat in Berlin.)
1 Bl. 4° mit Siegel G. C. L.

à Monsieur,
Monsieur le Docteur van Marum
à Haarlem

à Gottingue le 14me Juin 1787.

Monsieur,

Voila W. Göttling, dont j'eus l'honneur de Vous parler dans ma derniere. Vous le trouverès aussi modeste qu'il est habile en Chymie, dont il a étendu les bornes par plusieurs decouvertes.

---

[1]) Der übrige bisher unbekannte Briefwechsel Lichtenbergs mit Blumenbach liegt jetzt im Goethe-Schillerarchiv in Weimar und wird hoffentlich bald publiziert.

Je suis faché, que quelques circonstances imprevus m'ont jusqúici privé du plaisir de lire Votre ouvrage, qui est encore dans les mains des membres de la Societé. J'espere qu'on me le communiquera bientot et alors j'aurai l'honneur de vous faire parvenir quelques remarques sur le Tome premier, avec ceux qui peut ètre seront suppedité par la lecture du second

Je suis avec le respect le plus profond

Monsieur Votre très humble

et très obeissant serviteur

G. C. Lichtenberg.

Die beiden folgenden Briefe sind an Abraham Gottlob Werner gerichtet (geb. 1749, gestorben zu Dresden 1817 als Königl. Sächsischer Bergrat), der der berühmteste Mineralog seiner Zeit war und Begründer einer besonders von ihm als Geognosie bezeichneten Wissenschaft. Wie bei allen Gesteinen mit Ausnahme der Vulkane nahm Werner auch für den Basalt auf Grund von dessen petrographischer Aehnlichkeit mit dem sog. Flötztrapp, der ihm ganz unzweifelhaft als ein Absatz aus Wasser galt, eine neptunistische Entstehung an. Bekanntlich entbrannte über die neptunistische Theorie der Entstehung des Basalts ein langer heftiger Streit,[1]) in den uns der erste an Werner gerichtete Brief Lichtenbergs versetzt. Die Abhandlungen Werners fallen hauptsächlich in die Jahre 1788/89.

VI. An A. G. Werner.[2])

Wohlgebohrner Herr,

Hochzuverehrender Herr Inspektor,

Es ist mir unmöglich auszudrücken, was für Vergnügen mir die Durchlesung Ihrer Abhandlungen gemacht hat, und ich sage Ihnen dafür den verbindlichsten Dank. Ich muß offenhertzig bekennen, daß ich, als Stubensitzer, nicht geglaubt habe, daß die Sache der Vulkanität des Basalts so schlecht behandelt worden wäre, von denen, die ihn an Ort und Stelle gesehen haben. Was ich nunmehr, da ich von dem Richtigen in der Tradition gröstentheils überzeugt bin, und daß die Sache blos durch den Glauben an einige wenige Apostel, deren Vollbürtigkeit nicht erwiesen ist, fortgepflanzt worden ist, hauptsächlich gerne wissen möchte, ist: Wer hat wohl zuerst den Basalt vulkanisch genannt und was hatte er für Gründe dazu? Wie ist man auf die Idee gekommen? Es wäre doch würklich der Mühe werth das punctum saliens auf zu suchen, das einem solchen Irrthum Leben gegeben, und Theorien erzeugt hat, deren gründliche Widerlegung gewiß den Widerleger Unsterblichkeit gewähren wird. Ich habe Ew. Wohlgebohren gedruckte Schrifft vorige Nacht und das Mnskt. diesen Nachmittag durchgelesen; einige kleine Auszüge gemacht, um alles noch einmal vornehmen zu können. Dabey wünschte ich folgendes etwas mehr

---

[1]) Allg. D. Biographie. Bd. 42, S. 33 ff. — Bekanntlich verhalf erst Buch dem Vulkanismus zum Siege.

[2]) Abschrift des Herrn Oberbergrath Jugler aus dem Jahre 1841.

erläutert, nicht in einem Briefe an mich, sondern bei Gelegenheit etwa einmal öffentlich, weil es doch auch andern einfallen könnte. Doch muß ich das ausdrücklich anmerken, daß diese vielleicht sehr geringfügigen Einwürfe gar schlechterdings nicht zu Vertheidigung des andern Systems dienen sollen, (an das denke ich gar nicht) sondern blos um das Ihrige mehr erläutert zu sehen. Es sind eigentlich nur 2 Fragen: Ich wünschte gerne etwas mehr erklärt zu sehen, was das Feuer in den Steinkohlen Flötzen unterhält, zumal in einer solchen Tiefe, und das mit einem Grad von Hefftigkeit, der selbst den Basalt schmelzen kann, daß eine Entzündung am Tage geschehen und unterhalten werden könne, wie bei der Alaun Erde (einer Art von Pyrophor) begreife ich wohl. Es ist ein mattes glühn in freyer Lufft, in dephlog, wird es heftig bis zum Glantz. Sonst aber erstickt alles sehr leicht, so bald der Zufluß von reiner Lufft fehlt. Ferner wenn nun der schwere Basalt über den brennenden Kohlenflötz (vorausgesetzt, daß es brennen könte) herabflöße in den Kessel, was würde da geschehen? Nehmen wir das Kohlenflötz sehr digerirt und von bitumineusem Holtz so weit als möglich entfernt, so würde der geschmolzene Basalt untersinken, und schwämme er auch, so läßt es sich kaum gedenken, daß er nicht, hie und da, in die Kohlenmasse eingewickelt wieder an freyer Lufft erscheinen solte. Hat man wohl davon Beyspiele? Schwefel, gediegen, findet sich an den Mündungen der Vulcane. Das verräth Vitriol-Säure, das kan nun freylich Product des Alauns seyn. Diese Verbindung des vulcanischen Schwefels mit der Selbst-Entzündung des Alaunschiefers hat mich sehr frappirt und gefreut. Aber ich denke Schwefelkies könte doch auch mit darunter stecken. Denn da wir in dem Bauch der Vulkane, so zu reden, annehmen können, was wir wollen, so können wir auch annehmen, daß die flüchtige Vitriolsäure an der Mündung des Berges durch andere Dämpfe neutralisirt werden könte. — Ich bin würklich müde, elende Einwürfe gegen eine Theorie zu machen, die wegen des gegründet Destruktiven eines alten Irrthums die größte Achtung verdient.

Sie vergeben mir, Hochzuverehrender Herr Inspektor, diese flüchtige Zeilen, ich verreiße diesen Abend, einen gantzen Büchsen Schuß von der Stadt, meiner Gesundheit wegen, die der Garten lufft[1]) sehr nöthig hat. Deswegen schreibe ich. Ich würde mir es künfftig für die größte Ehre schätzen, wenn Sie mit erlauben wollten, Sie zu weilen zu befragen. Ihre Schrifften gegen HC. V)[2][oigt] haben mich sehr lebhaft an das Horatzische[3]).

Scribendi recte sapere est et principium et fons erinnert.

[1]) Lichtenbergs Gartenhaus liegt an der Weender Landstraße (vgl. die Abbildungen in meinem Büchlein) er flüchtete sich vor der Göttinger „Wurstluft" (vgl. Das Vaterland 1843, No. 53 S. 211).

[2]) Gemeint ist der Bergrath Voigt in Ilmenau; (vgl. Werners „Schlußbemerkungen gegen Voigt" im Bergm. Journal).

[3]) Ars poetica, Vers 309.

Das heißt wer gut schreiben will, muß sich selbst verstehen.
Ich habe die Ehre mit wahrer Hochachtung zu verharren.

Ew. Wohlgebohren

gehorsamster Diener
G. C. Lichtenberg.

An dieser Stelle darf ich vielleicht einer Stammbucheintragung Lichtenbergs (an wen?) Erwähnung tun, die Alexander Meyer Cohns Autographensammlung enthielt

Vere scire est per caussas scire
Baco
Benevolae sui memoriae
Commendaturus
G. C. Lichtenberg. Prof. Philos. Ord.
Gottingae d. 30. Juli 92.

Im April 1794 schrieb Lichtenberg dieselbe Sentenz aus Bacos Werken dem Dichter Matthisson ins Album. (Vgl. Mitteilungen des Vereins für Anhaltische Geschichte. 1888, S. 677.) Vgl. auch Lichtenbergs Aphorismen Heft 4, Nr. 554.

VII. An A. G. Werner.

Wohlgebohrner Herr,

Hochzuverehrender Herr Inspektor,

Vergeben Sie mir, verehrungswürdiger Mann, die Freiheit, die ich mir nehme, Ihrer gütigen Aufnahme den Ueberbringer dieses Briefes einen jungen Engländer Nahmens Townson[1]) zu empfehlen. Ich thue dieses im Vertrauen auf die Güte, die Sie mir während Ihres hiesigen Aufenthalts erzeugt haben, und die, wie ich weiß, jeder Verehrer der Naturkunde von Ew. Wohlgeboren hoffen kan, und dieses ist HE. Townson nicht allein, sondern zugleich ein Kenner der Naturgeschichte und innigster Verehrer von Ew. Wohlgeboren Verdienste.

Dieses wird, glaube ich, den redlichen jungen Mann die beste gütige Aufnahme zu verschaffen hinreichen. Das übrige wird er Selbst besser thun, als alle meine Empfehlungen.

Ew. Wohlgebohren sprachen bey Ihrem hiesigen Aufenthalt mit mir von Doppelspath. Ich habe diesen Sommer von einem Freunde aus Copenhagen ein vortreffliches Stück erhalten, das über ein Pfund wiegt, und von vortrefflicher Klarheit ist. Mit diesem habe ich einige Versuche angestellt, dabei hatte ich einmal einen angenehmen Schreck. Ich hatte ein Perspektiv auf einen entfernten Gegenstand gerichtet, und sah durch den Doppelspath in dasselbe. Hier sah ich die Einfassung des Oculars zwar doppelt aber das Bild einfach, das allerdings sehr sonderbar aussah. Ich fand aber die Auflösung des Problems sehr bald. Der Doppelspath verdoppelt entfernte Gegenstände nicht, weil Strahlen, die als Parallel auffallend angesehen werden können, trotz der verschiedenen Brechung, die

[1]) Robert Townson (vgl. Dictionary of national biographie. Bd. 57. London 1899, S. 133), Reisender und Mineraloge, promovierte 1795 in Göttingen mit den „Observationes physiologicae de amphibiis".

sie erleiden, wieder parallel ausfahren, aber gerade dieses ist der Fall bey einem Bilde im Tube, das man durch ein Ocular betrachtet. Ich citirte damals Ew. Wohlgebohren eine Schrift von dem Hochseeligen Silberschlag.[1]) Der hat doch würklich den Doppelspath recht en Consistorial Rath behandelt, denn er hat nicht einmal gesehen, daß ein Theil des gespaltenen Strahls unter gewissen Umständen von einem andern Stück Spath nicht mehr, und unter andern wieder getheilt wird. Ich habe diesen gantzen Sommer über immer ein Stück Doppelspath in der Tasche bey mir gehabt, um es allen anzuprobiren, und um auch bey den entferntesten Veranlassungen daran zu denken. Alles zusammen genommen hat mich nunmehr so ziemlich in dem Glauben bestätigt, daß in dem Licht etwas für unsere jetzige Kenntniß der Natur eintzelnes statt findet, daß wir mit Analogie nicht erreichen.

Verzeyhn Sie, daß ich Sie mit solchem Fruchtlosen Gerede unterhalte. So gehts wenn man ein Stück Doppelspath bey sich hat um es allen anzuprobiren.

Ich habe die Ehre mit der vollkommensten Hochachtung und Ergebenheit zu verharren.

Ew. Wohlgeboren

Göttingen den 1ten September 1792.[2]) gehorsamster Diener C. G. Lichtenberg.

VIII. An P. Chr. Wattenbach.[3])

Sr. Wohlgebohren Herrn Wattenbach in London.

Wohlgebohrener

Hochzuverehrender,

Für Ihren vortrefflichen Brief sage ich Ihnen den verbindlichsten Dank. Er hat mir sehr viel Vergnügen gemacht. HErrn Schmeißers[4]) Versuchen traue ich, die Wahrheit zu sagen, noch nicht recht. Nicht weil sie das Système infernal über den Haufen werfen, sondern weil vor Kurtzem (vermuthlich aber doch vor HE. Schmeißer) Herr Göttling[5]) in in einer Schrifft: Beytrag zur Berichtigung der antiphlog. Chemie auf

---

[1]) Johann Esaias Silberschlag, geb. 1716 zu Aschersleben, † 1791 als k. preuß. Oberkonsistorialrat und Oberbaurat, Prediger an der Dreifaltigkeitskirche und Direktor der Realschule in Berlin, schrieb u. a. eine Geogenie in 3 Bänden. Berlin 1780. (Vgl. Allg. D. Biographie, Bd. 34, S. 314 f., wo Tschackert die naturwissenschaftlichen Werke nicht erwähnt.) Silberschlag war innig befreundet mit dem bekannten Ichthyologen Markus Elieser Bloch. (Vgl. Iwan Bloch, Allgem. Zeitung des Judentums vom 4. Aug. 1899, S. 369 f.)

[2]) In Lichtenbergs Tagebuch nicht notiert.

[3]) Das Original befand sich im April 1845 im Besitz des Kaufmanns Reimarus in Hamburg; Paul Christian Wattenbach war Kaufmann in Hamburg († 1824), vgl. L. B. III, 175; dieser Brief ist in Lichtenbergs Tagebuch nicht notiert (vgl. L. B. III, 331.)

[4]) Schmeißer, geb. 1767 in Andreasberg, gest. 1837 in Hamburg, war Physiker und Chemiker. (Vgl. Allg. D. Biographie. Bd. 31, 633.)

[5]) J. F. H. Göttling (1755—1809) war damals Professor in Jena, vorher Pharmazeut in Weimar (vgl. L. B. II); an demselben Tage hat Lichtenberg an Göttling geschrieben (L. B. III, 331); der Brief ist bisher nicht ans Tageslicht gekommen.

Versuche gegründet. Weimar 1794. 208 Seiten in 8vo vortreffliche Versuche über das Leuchten des Phosphors angestellt hat und zwar mit recht musterhafter Vorsicht, die zum Theil den Schmeißerschen widersprechen. Die Zeit wird lehren ob hier intra oder extra oder intra et extra Iliacos muros gefehlt worden ist. — Was das Privatissimum betrifft, so kann ich mich ohne nähere Nachricht nicht entschließen. Die Fremden machen sich oft, und vorzüglich in diesem Fall, zu große Vorstellungen von Göttingen. Mein Apparat ist blos für die Elementar/Lehren eingerichtet. Wenn mehr verlangt würde, so müßte ich notwendig meinen Apparat sehr erweitern und da fehlt es hier, wo nicht an geschickten, doch an emsigen Arbeitern. Außerdem ist der Winter wegen der Kürze der Tage nicht die beste Zeit. Für 50 Louisd'or muß auch etwas gethan werden. Ein witziger Schriftsteller vergleicht den Studenten der 1 Louisd'or bezahlt und den Lehrer der so viel dafür giebt, mit dem Mond und der Erde, die vom Monde 14mal weniger Licht erhält, als sie ihm zusendet. Im obigen Fall wäre ich der Trabant und wohl gar vor dem ersten Viertheil. Vielleicht kommt ja der Fremde ohnehin hierher, alsdann läßt sich eher Etwas festsetzen.

Nun, werthester Herr, hätte ich nicht Eine Bitte, sondern eine ganze Reihe, die ich, von Ihrer Güte überzeugt, ganz ohne weitere Einleitung hersetzen will.

1) HE. Aycke zu Danzig[1]) hat vor 5/4 Jahren in London für mich die neue Biographia britannica gekauft und sie Herrn Dr. Brande[2]) übergeben. Ich habe sie Herrn Aycke bezahlt und nun erhalte ich sie nicht. Haben Sie doch die Güte sich bey HE. Dr. Brande zu erkundigen, wie es damit steht. Liegt sie noch in s[einem] Hause, so wünschte ich, daß sie nach Hamburg oder Bremen abgesandt würde.

2) Man hat eine kleine Beschreibung von dem Seebad zu Margate[3]), die ich selbst besessen, aber verlegt oder verloren habe. Diese wünschte ich wieder zu besitzen und bitte daher, sie mir zu kaufen, und, wenn man ähnliche von Brighthelmstone,[4]) Southampton, haben sollte, woran ich nicht zweifle, auch diese, oder was Ew. Wohlgebohren sonst von Seebädern auftreiben können.

3) Wünschte ich über folgende Punkte einige Nachricht, wenn sie ohne Beschwerde eingezogen werden könnte. In Volkmanns neuster Reise durch England[5]) steht „Vermittelst einer besondern Erfindung kann man hier

---

[1]) Vgl. L. B. III, 13 u. öfter.
[2]) Vgl. L. B. III, 96.
[3]) An der Küste von Kent, 65 engl. Meilen von London. — Lichtenbergs Bibliothekkatalog, auf den ich als erster hingewiesen habe, führt unter Nr. 78 auf: „Margate in Miniature *ꝛc.* London 1770. Heft Defect“ und unter Nr. 1762: „A Description of Brighthelmstone and the adjac. Country etc. Geheftet.“
[4]) Jetzt gewöhnlich Brighton genannt, 45 engl. Meilen von London.
[5]) Johann Jacob Volkmann, Neueste Reisen durch Deutschland. Leipzig 1781—82 4 Teile.

(zu Harwich) in kaltem oder warmen fließenden Seewasser baden." [1]) Was ist das für eine Erfindung? Ferner: „In dem so genannten neuen „Wirthshause zu Margate hat man zwey warme Bäder von Seewasser „von sehr artiger Erfindung angelegt. Sie können in einigen Minuten „gereinigt und dem Wasser ein beliebiger Grad von Wärme gegeben „werden." [2]) — Was ist das für eine Einrichtung? — die Sache interessiert mich sehr. [3]) Vielleicht kennen Sie einen Arzt, dem die Sache bekannt ist, oder, wenn Sie über Harwich zurückkehren, könnten Sie ja wohl die Einrichtung dort selbst sehen.

Mit meiner Gesundheit steht es noch beym Alten, doch war ich diesem Winter im Ganzen etwas gesünder, als vorjährigen. Doch ist mir das anhaltende Schreiben noch immer sehr beschwerlich. Schreiben Sie mir doch bald wieder, und ja recht viel Neues. Ja keine Politica, ich mag von diesen Teufeleyen gar Nichts mehr hören. Vorzüglich würden mich Nachrichten für meinen Calender interessieren.

Nun leben Sie recht wohl und glücklich, werthester Freund und behalten Sie mich lieb.

Göttingen, den 14te April
1794. G. C. Lichtenberg.

IX. An P. Chr. Wattenbach.

Sr. Wohlgebohren

Herrn Wattenbach in Hamburg.

Göttingen des 29te Aug. 1796. [4])

So nahe es mir auch geht, daß ich Sie, theuerster Herr, künftigen Winter nicht bey mir und um mich sehen soll, so sehr muß ich doch Ihre Wahl billigen. Nur dann, wenn mehr Köpfe von dem Gehalt des Ihrigen, sich der Handlung widmen, kann der Kaufmann für uns werden, was er seit Jahren für alle blühenden Staaten gewesen ist. Es freut mich unendlich, daß ich doch wenigstens zuweilen sehe, was sonst unerhört war, nämlich daß gute Köpfe sich nicht eigentlich einer der 4 Facultäten widmen, um da zu versauern. Ihr Entschluß macht Ihnen die größte Ehre. Ich habe 2 Jungens, einen von 10 und einen von 6 Jahren. Ich werde in ihren Köpfen mit Naturwissenschaft, Mathematik, Geschichte und Sprachen aufräumen und aufräumen lassen, aber eigentlich studiren, ich meine predigen, Prozesse führen und Recepte schreiben lernen sollen sie nicht, es

[1]) Teil 1, S. 167, hinter hier fehlt „zu jeder Stunde".

[2]) Teil 1, S. 323.

[3]) Lichtenberg hatte bereits in dem kleinen Aufsatz im Göttinger Taschenkalender (1793, S. 92—109) betitelt: „Warum hat Deutschland noch kein großes öffentliches Seebad?" auch der englischen Seebäder rühmend Erwähnung getan; daß ihm die Angelegenheit noch weiter beschäftigt hat, verrät dieser Brief. Ich habe vor kurzem (Medizinische Woche 1906, Nr. 29—32) diese Verhältnisse näher beleuchtet unter dem Titel: „Zur Geschichte der deutschen Nordseebäder". Vgl. auch E. Lindemann, Seeklima und Seebad. Berlin 1894, bes. S. 64: Literatur über Seebäder.

[4]) Ist in L. B. III, 334, im Tagebuch notiert.

müßte denn der seltene Fall eintreten, daß sie ohne Schläge nicht davon abzubringen wären. Hierüber bitte ich mir einmal künftig Ihren gütigen Rath und das Comtoir und nicht der Catheder, wäre es, was ich wünschte. Hätte ich doch Zeit, mich jetzt darüber zu erklären.

Für das gütigst übersandte Stück des Genius der Zeit,[1]) danke ich Ihnen, so wie für die mitgetheilten Anecdoten gehorsamst. Seit langer Zeit habe ich Nichts gelesen, was meine Aufmerksamkeit so ganz, mögte ich sagen, beym Lesen hingerissen, so unterrichtet und zugleich so ergözt hätte, als des Herrn Etats-Rath Heyses Aufsatz über Irland. Er ist sowohl wegen der durch das Ganze verbreiteten wahrhaft großen und menschenfreundlichen Gesinnungen, als wegen der entzückenden Schilderungen ein Meisterstück. Werden wir nicht bald mehr von diesem trefflichen Journal zu sehen bekommen oder nicht das Ganze? Empfehlen Sie mich dem verehrungswürdigen Manne recht sehr. Wie gern hätte ich einen jungen Menschen durch die angebotene Verbindung mit ihm glücklich gemacht. Aber ich muß den Gedanken aufgeben. Ich finde Niemanden; HE. Dr. Scherer in Jena, ein noch sehr junger, thätiger und für Naturwissenschaften enthusiastischer Mann, dem seine große Correspondenz und häufige gelehrte Touren vorzügliche Gelegenheit geben, Subjecte kennen zu lernen, würde wohl am leichtesten Rath schaffen können. Herr Etats-Rath kann sich gerade zu auf mich berufen, oder soll ich selbst an ihn schreiben? Ich kenne ihn persönlich und bin von seinem unermüdeten Eifer zu dienen überzeugt.

Herrn Brandes (dem ich mich zu empfehlen bitte) Aufsatz geht hiebey zurück, weil er für den Calender viel, viel — — zu gut ist. Die Abhandlung würde nicht an ihm, sondern er an der Abhandlung zu hängen scheinen, allen Taschen-Kalendern zum leidigen Exempel. Nein! mit solchen Sachen muß man dem deutschen Publikum am heil[igen] Abend nicht kommen. Kein Goldschaum in der Welt kann ihm eine solche bittere Makrone verschleyern. Daß ich dem dießjährigen Kalender[2]) eine algebr[aische] Formel für ein Bücherformat gegeben habe, hat dem Verleger über 200 Thaler geschadet.

Nun leben Sie recht wohl, mein Theuerster, nur schreiben Sie mir bald wieder. Verzeihen Sie mir mein Geschreibe, das mir durch einige Passiv-Visiten ganz stockig gemacht worden ist. Ich hatte Ihnen etwas über das Studienwesen in Deutschland zugedacht: danck den Passiv-Visiten werden Sie sagen.

Ich bin ganz der Ihrige
G. Lichtenberg.

---

[1]) erschien von 1796—1803, hg. von August Adolph Friedrich von Hennings (geb. 1746, † 1826). Vgl. E. Boas. Schiller und Goethe im Xenienkampf I. Stuttgart und Tübingen. 1851.

[2]) „Ueber Bücherformate“ den Göttinger Taschenkalender 1796, S. 171—178, unter Neue Erfindungen 2c Nr. 7; wieder abgedruckt in Lichtenbergs vermischten Schriften. Bd. 6. S. 266 ff. (Göttingen 1853).

X. An H. W. Brandes.[1])

Ew. Wohlgebohren

sage ich verbindlichsten Dank für die übersandte Abhandlung. Ich habe sie gewiß mit großem und neuem Vergnügen gelesen. — Die Frage ist nun, wie soll sie an die Königliche Societät gelangen, da ich selbst nicht hingehe? Dieses kan also nicht anders als durch Kästnern geschehen und ich überlasse es Ihrem und Herrn Benzenbergs[2]) Ermessen ob ich sie Kästnern zuschicken, oder ob Sie sie dem Herrn Hofrath Selbst übergeben wollen. Auf alle Fälle aber will ich sehr gerne die Anzeige davon in den hiesigen Zeitungen alsdann gerne übernehmen. Eile hat es mit Ihrer Entschließung nicht, da doch vor der nächsten Versammlung nichts vorgenommen werden kan, die schwerlich vor der Mitte Decembers seyn wird. Ich habe die Ehre zu verharren.

ganß der Ihrige

den 29. Nov. 98. G. C. Lichtenberg.

XI. An H. W. Brandes.[3])

Werthgeschäßter Freund,

Für Ihren vortrefflichen Brief sage ich Ihnen verbindlichsten Dank; er hat mir sehr große Freude gemacht. Tadeln Sie künftig die offnen Postwagen ja nicht. Es sind wahre Elias Wagen, worauf die Philosophen nach dem Himmel fahren. In einem Englischen Pracht und Indolenz Wagen hätten selbst Sie vielleicht geschlafen und da wußten Sie wenigstens noch nicht, daß in Zeit von wenigen Stunden 480 Sternschnuppen steigen und fallen können. Ist das nicht zum Erstaunen! Was K.[ästner] bei Ihren gemeinschaftlichen Bemühungen gedacht und mir geschrieben hat, wird Ihnen unser lieber Benzenberg erzählen, der hat das Billet gesehen.

Mit meiner Gesundheit war es sehr herunter. Ich habe einen Husten gehabt, der mich wenig schlafen ließ. Jetzt Gottlob ist es wieder so so. — Hier war am 26. Dec. die Kälte — 17½ De Lucscher Skale. — Hierbey kommt der Brief an Reimarus.

Leben Sie recht wohl und schreiben Sie bald wieder an Ihren Freund

Göttingen d. 20ten Jan und Verehrer

1799. Lichtenberg

[1]) Heinrich Wilhelm Brandes (1777—1834), studierte 1796—98 in Göttingen Physik, Astronomie und Mathematik. Schon als Student stellte er mit Benzenberg Beobachtungen und Berechnungen von Feuerkugeln und Sternschnuppen an, worüber beide gemeinsam „Versuche, die Entfernung, die Geschwindigkeit und die Bahnen der Sternschnuppen zu bestimmen", 1800 publizierten. Vgl. Kaestners Referat in den Göttingischen Anzeigen von gelehrten Sachen vom 24. März 1800, S. 329 f. (Die Beobachtungen wurden angestellt vom 11. September bis 4. November 1798.)

[2]) Joh. Friedrich Benzenberg (1777—1846) studierte unter Lichtenberg und Kaestner Physik und Mathematik. Sein Busenfreund war Brandes. (Allg. Deutsche Biographie, Bd. 2, 348 f.)

[3]) Im Tagebuch steht (L. B. III, 334) „Brandes in Otterndorf". — Die Briefe X und XI lagen mir in Abschriften vor, die Dr. J. W. Schaefer aus dem Nachlasse seines Schwiegervaters Brandes genommen hat.

Dieser ist einer der letzten Briefe Lichtenbergs; etwa 3 Wochen später — am 24. Februar — starb er. Ueber seinen letzten Lebenstag kann ich eine Stelle aus einem Briefe Benzenbergs an Brandes (undatiert) zum Schluß hier mitteilen: „Lichtenberg sprach am letzten Morgen seines Lebens irre, und sprach viel von den Dämpfen, von den Sternschnuppen und Gotha, von der Bestimmung der Deklination der Magnetnadel usw. — — Ich habe ihm noch etwas von seinem Haare abgeschnitten — ich schenke dir etwas davon — ich weiß niemand, der größere Ansprüche darauf hätte als du. Auch nehme ich die Feder mit, mit der er zum letzten Mahl geschrieben hatte. Am Hogarth waren folgende Worte die letzten, die er an ihm schrieb: Hier schließt Hogarth und ich lege die Feder nieder und mache einen Strich“.

Ein Augenzeuge[1]) schrieb von Lichtenbergs Begräbnis: „Ueber fünfhundert Studenten folgten seiner Leiche bis an das Grab. Selbst die Natur erwies ihrem großen Forscher die letzte Ehre. Man sah während des Leichenzuges, Vormittags nach neun Uhr, außer der wahren Sonne noch mehrere glänzende Nebensonnen.“

Der alte Kästner schrieb kurz nach Lichtenbergs Tode (in Dreißig Briefe usw., hg. von Amalie von Gehren, Darmstadt 1810, S. 84 f.): „Einige Wochen vor seinem [Lichtenbergs] Tode schickte er mir was, da brachte die Magd ein Kind auf dem Arm mit. Die Frau Köchin brachte es mir als eine kleine Lichtenbergin, wir fanden, daß es ein hübsches Mädchen war, und dem Vater ähnlich sahe. Bey der Untersuchung zeigte es sich, daß es ein Knabe war. Ich schrieb den Irrthum Lichtenberg, und es schien ihm zu gefallen, daß er im Gesicht ihm ähnlich für ein hübsch Mädchengesicht gehalten worden. Ich glaube, das ist noch eine der letzten Freuden gewesen, die ich ihm gemacht habe. Er hat in seiner Haushaltung mit Frau und Kindern sehr vergnügt gelebt.“

---

[1]) Vgl. Th. Poppe, Deutsche Rundschau 1901, S. 455. — In den „Beleuchtungen des weisenärrischen und närrisch-weisen Menschengeschlechts u. s. w. Berlin 1802“ finden sich (S. 136 ff.) „Gespräche aus dem Reiche der Toten“, in denen der Anonymus u. a. Unterhaltungen fingiert „Zwischen Lessing und Lichtenberg einerseits über „Nazional-Monumente: oder: Besser gar keine, als armselige National-Monumente“, und zwischen Lichtenberg und Lavater andererseits „über die Aussichten in die Ewigkeit“. — Im Revolutions-Almanach von 1800 findet sich am Schlusse ein numeriertes Blatt mit der Ueberschrift: „Nachricht an das Publikum den litterarischen Nachlaß des verstorbenen Lichtenbergs in Göttingen betreffend“, unterzeichnet von Dieterich, Göttingen, den 1. Aug. 1799. (Vgl. E. Griesebach, Weltliteraturkatalog, Berlin 1905, Nr. 1518.)

Die Schulwerkstatt als Grundlage der Organisation der Fortbildungsschule.

(Vortrag auf dem deutschen Städtetag 1908.)

Von Georg Kerschensteiner in München.

Die Organisation einer Schule hängt ab von dem Zweck der Schule, der Beschaffenheit von Schülern und Lehrern, dem Stande unserer Einsicht in die Erziehungsmaßnahmen und schließlich den Mitteln, die wir zur Verfügung stellen können oder wollen. Die Fortbildungsschule, die mit der Volksschule zusammen die einzige Unterrichtsanstalt ist, welche die Massen trifft, die einzige weitere Bildungsgelegenheit für vielleicht 95 Prozent der ganzen Bevölkerung Deutschlands, kann wie alle öffentlichen gemeindlichen oder staatlichen Schuleinrichtungen nur den einen Zweck haben, den ich wiederholt dahin zusammenfaßte, brauchbare Gemeinde- und Staatsbürger zu erziehen. Wir überblicken die Weite dieser Zweckbestimmung, wenn wir uns vor Augen halten, was ein brauchbarer Staatsbürger ist. Es genügt nicht, daß er tüchtig in der Arbeit ist, die seinen geistigen und leiblichen Lebensinteressen dient, es genügt auch nicht, daß er für sich sittlich lebt und das gemeinsame Leben nicht stört. Er muß bei der Ausdehnung der bürgerlichen Rechte im modernen Staate unbedingt die Aufgaben des Gemeinde- und Staatsverbandes erfassen und den Willen und die Kraft haben, zur Lösung dieser Aufgaben nach seinem Vermögen beizutragen.

Ich kann nicht sagen, daß unsere Gemeinden und Staaten sich dieses Zweckumfanges bei der Organisation ihrer Schulen voll bewußt sind. Wenn man die Zweckbestimmungen der Schulen, wie sie in ihren Statuten gekennzeichnet werden, auch dahin auslegen kann, so zeigt doch die Durchführung der Organisation, daß man sich noch recht unklar ist über die Tragweite der Mittel, die man zur Erreichung dieser Zwecke in den Organisationsplan solcher Schulen gewählt hat. Insbesondere finde ich, daß man von dem Fundamentalsatz aller Erziehung recht wenig Gebrauch macht, von dem Satz nämlich, daß der Mensch zum rechten Handeln nur dadurch erzogen werden kann, daß man ihn beständig recht handeln läßt. Unsere Schulen sind heute noch Schulen im altherkömmlichen Sinne, Schulen für Wissensmehrung und Vorstellungsausbildung, keine Schulen der Willensbildung, keine Schulen im sozialen Dienste. Wie ich das meine, mag ein Beispiel klarmachen. Seit ich vor 9 Jahren das Buch über „Staatsbürgerliche Erziehung der deutschen Jugend“ geschrieben habe, ist dieser Gedanke immer lebhafter aufgegriffen worden. Aber was tut man, um ihn durchzuführen? Man geht nicht die Wege, die ich damals vorgeschlagen und die wir in München wenigstens an unseren Fortbildungsschulen durchzuführen bemüht sind; man begnügt sich mit der Forderung, staatsbürgerlichen Unterricht in unsere Schulen einzuführen.

Das ist nun freilich nicht nur der bequemste, sondern auch der billigste Weg. Bei dieser Erziehungsmethode braucht nur einer den Mund und 40—80 andere die Ohren aufzumachen. Aber wird dieser Unterricht auch seine Zwecke erfüllen? Wird er auch Staatsbürger erziehen? Wenn nicht andere wesentliche Grundlagen hinzukommen, so wird ein staatsbürgerlicher Unterricht wenig mehr bedeuten, als jede andere Aufklärung auch.

Wenn also unsere Fortbildungsschulen den oben bezeichneten Zweck aller öffentlichen Schulen erfüllen sollen, so werden sie sich auf Erziehen zum rechten Handeln einrichten müssen, und zwar zum rechten technischen wie zum rechten moralischen oder wie ich lieber sagen möchte zum rechten staatsbürgerlichen Handeln. Sie dürfen sich nicht bloß auf Belehrung beschränken. Das ist bei den Fortbildungsschulen umsoweniger erlaubt, als der durchschnittliche geistige Stand des Schülermaterials den Betrachtungen eines theoretischen Unterrichtes nicht jene Fähigkeiten entgegenbringt, wie etwa die Schüler der höheren Schulen und als die wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse für vielleicht die Hälfte der Schüler durchaus keine Lebensschule sind weder für das rechte technische noch für das rechte staatsbürgerliche Handeln und als bei sehr vielen die Familienerziehung nicht die Aufgaben übernehmen kann, die sie bei den Schülern höherer Lehranstalten oft sehr gut löst. Wären insbesondere die wirtschaftlichen Verhältnisse andere, könnte man mit einiger Beruhigung die heutige Meisterlehre als ein wohlgeordnetes System technischer Schulung des Knaben und die heutigen Dienstbotenverhältnisse als eine durchdachte hauswirtschaftliche Schule des Mädchens ansprechen, so könnte man ja mit gutem Rechte die Frage erörtern, ob nicht die Schule sich doch auf den seit Jahrtausenden ausgeprägten Charakter der bloßen Lehranstalt beschränken soll. Denn man könnte dann eine reine Lehrorganisation auf die notwendig vorauszusetzende und in diesem Falle auch gegebene praktische Erfahrung stützen und bräuchte sie nicht in die Luft zu bauen. Aber diese Voraussetzungen sind nicht erfüllt, wenigstens nicht im allgemeinen. Der 14jährige Knabe wie das Mädchen verlassen heute das schützende Dach der Volksschule, um wenigstens in den Städten zu mindestens 50 Prozent in ihrer weiteren Erziehung vollständig dem Spiele des Zufalls preisgegeben zu sein. Gerade um die Zeit, wo der Charakter beginnt sich zu formen und die Führung der Knaben und Mädchen am meisten notwendig wird, hört der wohltätige Einfluß der Werktagsschule auf, ja bei einer großen Zahl auch der wohltätige Einfluß der Familienerziehung, soweit ihnen überhaupt ein solcher beschieden war. Die Mehrzahl der Knaben und Mädchen tritt in den Dienst. Welcher Art ist dieser Dienst? Bei den Mädchen durchwegs, bei den Knaben in der Mehrzahl aller Fälle der Dienst *der billigen Arbeitskraft*. Wir müssen es offen aussprechen, nicht die technische, geistige oder sittliche Förderung des Kindes ist im allgemeinen der Zweck des Lehr- und Dienstverhältnisses. Unsere

deutsche Reichsgewerbeordnung erstrebt zwar in ihren Bestimmungen über Innungswesen und in ihren Handwerkskammern eine wesentliche Besserung an. Aber die übergroße Wucht des Kampfes um das tägliche Brot und der unzerstörbare Egoismus der menschlichen Natur werden bei der größten Zahl von Arbeitsverhältnissen ihre guten Absichten wohl für immer vereiteln und zwar umsomehr, je mehr sich der Industriestaat entwickelt. Das geht so weit, daß trotz aller Gewerbegesetzgebung in manchen Gewerben es geradezu verboten ist, schon den Lehrling in der Meisterlehre allseitig auszubilden, daß in hochindustriellen Ländern wie England in gewissen Industrien sich 7jährige Lehrzeiten ausgebildet haben, daß Arbeiterverbände wie die „Trade Unions“ in Amerika sich gegen die Einführung von Lehrlingen in gewissen Manufakturen überhaupt sträuben.

Es ist ein offenes Geheimnis, daß in den meisten Lehren im ersten Jahre der Knabe mehr Laufbursche als Lehrling ist; er kann von Glück sagen, wenn dieser Zustand sich nicht noch in das zweite oder gar in das dritte Lehrjahr hinüberzieht. Daß in einer Anzahl von Gewerben der Lehrling nur zu untergeordneten Handdiensten kommt aber nie oder höchst selten zur Fertigung eines richtigen Gegenstandes, zur Ausführung einer richtigen gewerblichen Arbeit, gestehen nicht wenige Meister offen ein. „Lehrlingszucht durch Flickarbeit das ist die Signatur unseres Handwerks“, erklärte erst vor einem Jahre ein Schuhmachermeister auf einem Handwerkertag. Die besten Meister verzichten nicht selten auf Lehrlingshaltung, andere tüchtige und vielbeschäftigte Meister können ihre Lehrlinge nur einseitig erziehen, weil der Betrieb ihres Geschäftes auch nur nach einer Seite geht. Diese Einseitigkeit der Erziehung des Nachwuchses ist erst recht das Charakteristikum unserer großen Industrien, die den Menschen für sein ganzes Leben lediglich zu einem Maschinenteil zu machen bestrebt sind. Ich weiß recht wohl, daß es noch Meisterlehren gibt, die eine gute technische Ausbildung gewähren. Ich kenne selbst solche. Aber diese sind vereinzelt und nur in gewissen Gewerben noch möglich. Was wir in München infolge unserer Organisation der Fortbildungsschulen auf der Grundlage unserer Schulwerkstätten für Einblicke in die durchschnittliche Qualität der Meisterlehre zu gewinnen in der Lage waren, davon will ich lieber schweigen. Welchen Mangel an technischen Kenntnissen viele unserer Gehilfen, soweit sie keine Fachschule besucht haben, bei der Meisterprüfung aufweisen, davon können Sie sich jederzeit überzeugen, wenn Sie solchen Prüfungen beiwohnen. Dabei will ich gar nicht reden von dem Mangel an allgemeiner wirtschaftlicher, kaufmännischer oder gar staatsbürgerlicher Ausbildung des gewerblichen, industriellen und landwirtschaftlichen Nachwuchses. Ich will auch nicht reden von dem Mangel an Herzens- und Charakterbildung, um die sich nur wenige Meister noch annehmen können, während sie der Industrie völlig gleichgültig ist. Alles ist in dieser Hinsicht dem Zufall überlassen. Wo die Familie des Knaben

oder des Mädchens noch ihre schützende Hand über den werdenden Menschen halten kann, wo der Meister oder die Dienstherrschaft oder der Fabrikherr noch die Verpflichtung in sich fühlen, ihre Lehrlinge auch zu erziehen, nach der Eigenheit ihres Wesens, da haben wir noch gute Hoffnungen für den Nachwuchs. Wo das nicht ist und das ist die Mehrzahl der Fälle, da ist die technische wie staatsbürgerliche Erziehung unseres Nachwuchses ein Spielball des Zufalls und der Eigenschaften, die Geburt und vorausgehende Erziehung in das Kind gelegt haben.

Das ist die Beschaffenheit des Schülermaterials und das sind die tatsächlichen Verhältnisse der Zöglinge, mit denen die Fortbildungsschule zu rechnen hat. Und nun bauen Sie auf diesen Boden die landläufige theoretische Fortbildungsschule. Ich nehme die beste Form dieser Schule. Eine Fortbildungsschule mit wöchentlich mindestens 6 stündigem Tagesunterricht, eine Fortbildungsschule mit beruflicher Organisation, die also in aller Belehrung soweit als möglich auf den Beruf des Lehrlings Bezug nimmt, eine Fortbildungsschule, in welcher für jeden Unterricht die geeignete durchgebildete Lehrkraft vorhanden ist, eine Fortbildungsschule, die sich auf die ganze Lehrzeit der Knaben oder Mädchen erstreckt. Alle Lehrpläne seien sorgfältig ausgearbeitet, aller Unterrichtsstoff sorgfältig ausgewählt und verknüpft. Man sollte meinen, eine solche Schule gäbe gewiß Gewähr für eine gute Aussaat. Aber sie gibt diese Gewähr nicht; denn sie ist gleichwohl dem Boden nicht angepaßt und nicht der Mehrzahl der Pflanzen. Die allmächtige Sonne der Arbeitsfreude hat den Boden nicht aufgeschlossen, der den Samen nähren soll. Ich sage Ihnen das aus hundertfältiger Erfahrung. Wenn Sie heute in unsere zahlreichen Schulwerkstätten hineingehen und sehen das frohe emsige Treiben unserer Lehrlinge, das keiner Ermahnung und noch weniger einer Strafandrohung bedarf, das viele Lehrlinge auch dann noch in unsere Schulen treibt, wenn sie der Schulpflicht entwachsen sind, dann werden Sie den Sinn dieser Erscheinung verstehen können ohne weitere Erklärung. Als ich vor etwa 3 Monaten, kurz bevor ich nach Schottland ging, um auf Einladung der Schulbehörden mein Evangelium zu predigen, unsere Schulwerkstätte für Schneiderlehrlinge betrat und etwa 30 Knaben mit gekreuzten Beinen auf den Tischen sitzen sah, mit ihren Arbeiten beschäftigt, da war ich einen Augenblick von einer leisen Wehmut erfaßt bei dem Gedanken, daß die armen bleichen Jungen durch meine Veranlassung nun auch in der Schule sich mit der Arbeit ihres Handwerks befassen müssen. Ich fragte sie in Gegenwart der beiden Meister, die den Unterricht erteilten, ob ihnen denn nicht ein anderer Unterricht lieber wäre als dieser praktische Unterricht; aber ein energisches „nein" war die Antwort. Und dann führte mich der eine Meister zu einem blassen Jungen, der bereits zwei Jahre in einer sogenannten Schneiderlehre war und nicht einmal die verschiedenen Stiche voneinander

unterscheiden konnte, geschweige denn, daß er eine andere Arbeit gelernt hatte. Der Junge sah mich treuherzig an und dankte mir vielleicht im Innern seines Herzens, daß ich ihm die Möglichkeit gegeben habe, wenigstens zwei Stunden in der Woche sorgfältige Arbeit kennen zu lernen, die ihm dereinst seinen Lebensunterhalt wird geben müssen. Und wenn die ungezählten Hunderte von Besuchern, die aus aller Welt unsere Schulwerkstätten betreten, sich von mir verabschieden, so erklären sie als lebhaftesten Eindruck die Erinnerung an die erstaunliche Arbeitsfreude mitzunehmen, die sie beobachtet haben. Glauben Sie, meine Herren, wenn die Meister- und Industrielehre so wäre, wie wir sie bei unseren theoretisch angelegten Schulorganisationen voraussetzen und voraussetzen müssen, der Hunger der Schüler würde sich nicht nach einer anderen Richtung äußern? Glauben Sie, daß unser zwei- oder dreistündiger Arbeitsunterricht ein nennenswertes Moment bilden könnte im Leben des Schülers, wenn seine 50stündige Arbeit in der Meisterlehre das Herz des Knaben ausfüllen würde? Oder glauben Sie, daß nach den vielen und schmerzlichen Kämpfen, die mir beschieden waren, wir heute die Mehrzahl der Meisterschaft und gerade die tüchtigsten zu solchen Opfern gebracht hätten, daß sie den Lehrling einen ganzen Werktag unserer Forbildungsschule übergeben, wenn sie nicht selbst im Laufe der acht Jahre eingesehen hätten, welchen Segen ihnen diese Organisation bringen wird?

Vor allem erkennen sie den Nutzen der technischen Erziehung, der von unseren Schulwerkstätten ausgeht. Es ist ausgeschlossen, daß die Schulwerkstätte die Uebung einer guten Meisterlehre ersetzen kann. Was sie aber vor allem bietet, das ist die systematische, lückenlos vorwärtsschreitende, vom beständigen Ueberlegen begleitete und wo notwendig, von wissenschaftlichen Gründen durchleuchtete technische Schulung. Auch die beste Meisterlehre muß Sprünge machen in der Lehrlingsausbildung, auch die beste Meisterlehre hat nicht Zeit zum Experimentieren, wenigstens nicht für den Lehrling. Auch die beste Meisterlehre arbeitet mehr nach dem Herkommen, als auf der Suche nach neuen Wegen. Nur wissenschaftlich geschulte Industrielle leisten sich die Einrichtung eines Versuchsraumes, den jedoch kein Lehrling betritt, außer um gewöhnliche Handlangerdienste zu leisten. Alles das kann aber die Schulwerkstätte sich leisten. Und sie tut es auch. Die Schulwerkstätte frägt bei jedem neuen Schritt nach den Gründen dieses Schrittes. Sie begleitet die Einführung jedes neuen Werkzeugs, jeder neuen Maschine, jedes neuen Rohstoffes mit mannigfachen Ueberlegungen, sie läßt den Schüler beständig prüfen, beständig beobachten, beständig sich korrigieren. Sie schilt ihn nicht, wenn er ein Stück Holz oder ein Stück Eisen oder ein Stück Leder in ehrlichen Versuchen aufgebraucht hat, ohne daß er das Ziel erreichen konnte; sie gibt ihm den Mut, selbständig zu werden, selbständig zu prüfen, selbständig zu denken: das Allerwichtigste, was eine Schule dem werdenden Staatsbürger des

modernen Staates mitgeben kann. Sie erweitert sein technisches Verständnis und sein technisches Können auch noch in anderer Weise. Die landläufige Fortbildungsschule besserer Art im deutschen Reich ist, sofern sie beruflich organisiert ist, vor allem gekennzeichnet durch ihren fachlichen Zeichen- und Rechenunterricht. Der Schlosserlehrling zeichnet und rechnet nur Schlosserarbeiten, der Schuhmacherlehrling macht nur Schnittzeichnungen und berechnet die Kosten der Arbeit aus dem Schnitt, der Malerlehrling zeichnet nach der Natur, verwandelt sie in alte und neue Ornamentformen, berechnet Flächen und Inhalt von Zimmern, Treppenhäusern, Mauern, Fassaden usw. Das ist gewiß alles recht nützlich in den wenigen Fällen, wo die Meisterlehre so ist, wie sie sein soll, wenn auch hier schon der Mangel auftritt, daß die Schüler Zeichnungen und Rechnungen von Arbeiten machen müssen, denen sie in ihrer Meisterwerkstätte vielfach noch gar nicht begegnet sind und nie begegnen werden. Bei der Mehrzahl der Lehrlinge aber, wo die Meisterlehre vieles oder gar alles zu wünschen übrig läßt, wird trotz aller Liebesmühe auf Sand gebaut und der Zeichenschimmel, der überall geritten wird, schon weil er der gedankenlosen Menge bei allen Ausstellungen in die Augen fällt, trägt insbesonders die zeichnerisch begabteren Schüler, die technisch oft recht unbegabt sein können, nicht selten in Wolkenhöhen hinein, die weit über dem Gewerbe liegen. Ganz anders da, wo die Lehrwerkstätte obligatorischer Bestandteil der Fortbildungsschule ist. In ihr wird nichts gezeichnet und nichts gerechnet, was nicht als Arbeitsprodukt durch die Hand des Lehrlings gegangen ist oder in der nächsten Zeit gehen wird. Und da diese Arbeitsprodukte selbstverständlich nur bescheidener Art sein können, so bleibt auch der Zeichenschimmel und die Rechenkunst beständig auf dem Boden der Wirklichkeit. Der Zeichenunterricht geht von dem Modell aus, nach welchem der Schüler seine Werkzeichnung entwirft. Mit seiner Werkzeichnung betritt der Schüler seine Werkstatt und arbeitet nach ihr; ist das Material teurer, wie z. B. in den Lederverarbeitungsgewerben, so wird die Arbeit zuerst in billigem Material ausgeführt, etwa in Papier. Ist die Arbeit vollendet, so kommt der Schüler mit dem Arbeitsprodukt in die Rechenstunde und berechnet auf Grund seiner persönlichen Arbeitserfahrung, auf Grund der ihm zugänglichen Einrichtung der Schülerwerkstätte, auf Grund der dort angeschlagenen Lohntabellen und Preisverzeichnisse die Kosten seiner Arbeit. Vielfach hat er die Kosten schon vorher berechnet, d. h. anschlagsweise kalkuliert. Die Berechnung nach vollendeter Arbeit gibt ihm dann ein ausgezeichnetes Mittel zum selbständigen Vergleich seiner ursprünglichen Kalkulationsfehler, sie gibt ihm außerdem ein ungemein starkes Bewußtsein von dem W e r t d e r A r b e i t s z e i t, die gerade bei den kleinen Schülerarbeiten, wo die Materialkosten eine verschwindende Rolle spielen, so auffällig in die Erscheinung tritt. Hier haben Sie also eine Konzentration des Unterrichtes, wie sie natürlicher und wirkungsvoller nicht mehr ge-

dacht werden kann; nicht zum wenigsten auch deshalb, weil in den ganzen übrigen Unterricht infolge dieser natürlichen Verbindung die Arbeitsfreude hineinleuchtet, die in der Werkstätte zum Durchbruch gekommen ist.

Mit der treibenden Kraft dieser von uns angeregten Arbeitsfreude setzen wir auch das Räderwerk des übrigen Unterrichtes in Bewegung, der die fachliche Fortbildungsschule zu einer allgemein bildenden Schule machen soll, zu einer Schule, die Menschen heranzieht und nicht bloß Arbeitsmaschinen. Wir Deutsche leben in dem Wahn, daß, wenn wir die Menschen allgemein bilden wollen, wir von unseren Schulen alles fernhalten müssen, was nach praktischer Arbeit riecht. Schreiben und Lesen, sei es lateinisch, griechisch, französisch, englisch, deutsch, Geographie und Geschichte, Zoologie und Botanik, Physik und Chemie, alles aus Büchern, mit Büchern, durch Bücher, selbstverständlich mit dem nötigen Anschauungsmaterial und den dazugehörigen Demonstrationen der Lehrer, das gibt nach unserer Meinung allgemeine Bildung. Als ich vor 9 Jahren eine der großen Schlachten mit den 50 bis 60 Obermeistern unserer Münchener Gewerbeverbände zu schlagen hatte, da meinte einer der Führer, ein Malermeister, der Lehrling müßte doch auch etwas von Asien, Afrika, Amerika, von der Geschichte der Karolinger, Hohenstaufen und Hohenzollern usw. kennen lernen und daher müsse in der Fortbildungsschule auch Unterricht in diesen Fächern erteilt werden. Ich fragte ihn zunächst, welchen Gesellen er in seine Werkstätte einstellen werde, denjenigen, der ihm die Feldherren des 7jährigen Krieges, die wilden Tiere der heißen Zone und die großen Ströme von Asien aufsagen könne oder denjenigen, der einen tüchtigen Anstrich fertig bringt, eine geschmackvolle Bordüre oder gar einen Landschaftsfries gut malen kann. Und als ich ihn so selbst überführt hatte, dann zeigte ich ihm, wie gut angelegte Erziehung zur Berufsarbeit von selbst dahin führt, wohin er den Lehrling durch eigene wissenschaftliche Unterrichtsfächer, für welche die Fortbildungsschule keine Zeit findet, führen wollte. Ich zeigte ihm das an seinem eigenen Handwerk. Ich führte ihn an die Produktionsstätten seiner Farben und Rohstoffe, der Arbeitsmaschinen und Werkzeuge seines Gewerbes und zeigte ihm, wie der tüchtige Maler gerade, indem er diesen Fragen nachgeht, von selbst die ganze Welt durchwandern müßte. Und er mußte mir zugeben, daß der Lehrling, dessen Interesse durch unsere praktische Schularbeit gewaltig aufgerüttelt war, erst recht leicht sich diese Wege führen lasse. Er mußte zugeben, daß die systematischen Untersuchungen der Farben auf ihre Echtheit, das Auffinden der Verfälschungen, das Besprechen der Verfälschungsmittel, weiter die praktischen Untersuchungen über die Wirkungsweise der Farben und Haltbarkeit von selbst den Lehrling in die Betrachtungen mannigfacher physikalischer und chemischer Gesetze einführen. Freilich nicht in einem systematischen Lehrgang nach Art der Lehrbücher; dafür aber auch nicht mit der Teilnahmslosigkeit belastet, die solchem

systematischen enzyklopädischen Unterricht nicht selten anhängt, sondern mit dem ganzen Interesse des werdenden Gewerbetreibenden erfüllt, der sich bewußt ist, von welcher Bedeutung solche Kenntnisse für seine eigenen Lebensbedürfnisse werden können. So führt auch die Geschichte der Malerei und der Maltechniken und noch mehr die Geschichte der Malkunst von selbst in die Geschichte der Menschen ein, mit der die Geschichte jedes Gewerbes unauflöslich verbunden ist. Alles weitere Eindringen in die betreffenden fachwissenschaftlichen Gebiete kann man getrost der Zukunft und den mannigfaltigen Bildungsgelegenheiten überlassen, die unsere heutigen Einrichtungen in Deutschland und nicht zuletzt in Literatur dem Bildungsbedürftigen ermöglichen. Ich sage nicht, daß eine derartige Konzentration und Vertiefung des Unterrichts über das eigentlich Technische hinaus nicht auch der Fortbildungsschule **ohne** Lehrwerkstätte möglich wäre. Im Gegenteil; sie wird gerade ihre Zierde und ihren Stolz darin suchen, aber sie wird bei einer ungemein großen Zahl von Schülern infolge der äußeren Lehrverhältnisse bei weitem nicht jenen tief durchgearbeiten Boden vorfinden, den die Organisation **mit** Werkstätten allen weitergehenden Unterrichtsbestrebungen darbietet.

Dieser Mangel wird sich nun vor allem zeigen, wenn die nur auf theoretischen Unterricht begründete Organisation der Fortbildungsschule die schwierigste aller Aufgaben, die staatsbürgerliche Erziehung, übernehmen soll. Ich habe schon eingangs erwähnt, daß man staatsbürgerliche Erziehung und staatsbürgerlichen Unterricht nicht miteinander verwechseln darf. Und meine weiteren Ausführungen haben vielleicht klar erkennen lassen, daß jener Unterricht umso Wertvolleres leistet, je mehr er auf eine von der Arbeitsfreude aufgelockerte Seele fällt. Unsere Werkstätten dienen diesem Unterricht in dreifacher Weise: einmal schaffen sie das Grundelement aller Bildungsmöglichkeit: **die Arbeitsfreude**. Erziehungsfähig ist nur der arbeitsfrohe Mensch. Dies kommt uns heute leider nur zu deutlich in jenen Bezirksfortbildungsschulen zum Bewußtsein, in denen die 14—17jährigen Knaben gesammelt sind, die keinem gelernten Berufe angehören, die Taglöhner, Ausgeher, Laufburschen, oder diejenigen, die überhaupt noch keine Lehre gefunden oder gesucht haben. Hier ist mit der zehnfachen Liebesmühe auch nicht entfernt das an Erziehung zu erreichen, was an der fachlichen Fortbildungsschule die Freude und den Stolz der meisten Lehrer bildet. Ja man könnte diese 60 Klassen der allgemeinen Bezirksfortbildungsschulen mit ungefähr 1500 Schülern in München geradezu aufgeben und die für sie nötig werdenden 50000 Mk. einsparen, wenn man nicht dadurch ein Privileg für Faulheit und Widerspenstigkeit schaffen würde, wenn nicht viele Arbeitgeber dann ihre Lehrlinge als ungelernte Arbeiter ausgeben würden, um so den Besuch der fachlichen Fortbildungsschulen umgehen zu können, und wenn nicht viele Jungen, denen es nicht gelang, nach dem Austritt aus der Volksschule in einen

gelernten Beruf einzutreten, dieses Glückes doch noch bis zum 17. Lebensjahre teilhaftig würden. Die besten Erfolge erreichen wir auch hier, wo wir diese allgemeinen Fortbildungsschulen auf der Grundlage von Werkstätten organisieren konnten, weil immer noch die praktische Arbeit das Herz solcher Knaben eher gewinnen läßt, als die alten theoretischen Schulübungen der Werktagsschule.

Ich sage also: Die Fortbildungsschule mit Schulwerkstätten gibt uns vor allem die Grundlage aller Erziehungsmöglichkeit, die Freude an der Arbeit, die Freude am Beruf. Mit dieser Freude am Beruf führen wir den Knaben in die Geschichte seines Berufes ein und damit mitten hinein in den eigentlichen staatsbürgerlichen Unterricht. Denn die Geschichte eines jeden Berufes ist mit der Geschichte der Menschen unauflöslich verknüpft, und sie führt von den einfachsten wirtschaftlichen Verhältnissen vergangener Zeiten durch die ganze Geschichte des Handwerks hindurch, herein in die verwickelten wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse der Gegenwart, die die Schüler auf diesem genetischen Wege leichter verstehen lernen, als auf jedem anderen. Auf diese Weise lernt der Knabe seine und seines Berufes wahre Interessen kennen, ihren Widerstreit mit den Interessen anderer Menschen und anderer Berufe, die Art und Möglichkeit ihrer Befriedigung im Rahmen der Interessen des Gemeinde- oder Staatsverbandes und das ist es, was ich vor 9 Jahren als das Wesen des staatsbürgerlichen Unterrichtes geschildert habe. Aber ein solcher Unterricht würde mich noch keineswegs befriedigen, böte nicht gleichzeitig die Organisation mit Werkstätten auch die Möglichkeit der staatsbürgerlichen Erziehung. Diese Möglichkeit ergibt sich einmal schon durch die Art des Werkstättenbetriebes, die jeden Schüler beständig zu selbständigem praktischen Denken und, was noch wichtiger ist, zu selbständigem praktischem Handeln zwingt. Sie ergibt sich weiter dadurch, daß die Werkstätten mannigfache Gelegenheiten bieten, den jungen Mann anzuleiten, seine Arbeit in den Dienst anderer zu stellen, mit anderen zu gemeinsamer Arbeit vereinigt, gemeinsame Schaffensfreude zu empfinden. Spätestens im letzten der drei oder vier Jahrgänge unserer Fortbildungsschule sind größere Arbeiten auszuführen, an denen sich eine Gruppe von Lehrlingen, oder wo es geht, die ganze Klasse gemeinsam beteiligt. Hier muß sich der Ehrgeiz des Einzelnen einfügen in den Arbeitsehrgeiz der Gesamtheit. Hier kann er nicht übertrumpfen wollen durch persönliche Geschicklichkeit. Hier tritt die Leistung des Einzelnen nicht hervor aus der Gesamtleistung. Hier vor allem entwickelt sich das Gefühl der Verantwortlichkeit für das eigene Tun, das im späteren Leben so wichtig ist und das wir in Deutschland nicht bloß bei den Massen sondern auch bei so vielen der Gebildeten so schmerzlich vermissen. Ich könnte noch eine ganze Reihe anderer Veranstaltungen schildern, die uns in unserer Organisation helfen, die staatsbürgerliche Erziehung durch stetiges rechtes Handeln zu fördern. Ich muß es an diesem Beispiel genügen lassen.

Nur noch ein drittes Moment muß ich hervorheben. Die Einrichtung der Werkstätten, so widerstrebend oder doch mißtrauisch ihr die Meister gegenüberstanden, hat doch heute in dem Maße, als ihre Wirkung immer deutlicher wurde, die Gunst der Meisterschaft gewonnen mit verschwindenden Ausnahmen. Noch vor 9 Jahren wurde ich auf der ganzen Linie bekämpft. Ein einstmaliger Meisterbeschluß lehnte die Werkstätten ab. Meiner Ueberredungskunst gelang es, erst einige Gruppen zu gewinnen und die Arbeit dieser Gruppen eroberte dann im Laufe von sechs Jahren auch die übrigen. Als vor Wochen der bayerische Handwerkertag seine Festsitzung im alten Rathaussaale hier abhielt, da wurde unter einstimmigem Beifall eine Resolution angenommen, die alle wesentlichen Punkte der Forderungen enthielt, die ich vor 9 Jahren in meiner Preisschrift aufgestellt hatte. Welch ein erfreulicher Wandel, der freilich ausschließlich der Wirkung unserer Organisation zu verdanken ist! Damit aber ist ein anderes Stück der staatsbürgerlichen Erziehung erreicht, die lebhafte Teilnahme der gesamten Meisterschaft an der Arbeit der Fortbildungsschule. Erziehen heißt Opfer bringen. Und unsere Meisterschaft in München bringt heute erfreuliche Opfer jeder Art; das größte vielleicht dadurch, daß sie ihren Lehrlingen Unterrichtszeiten gewährt, wie keine andere Stadt der Erde. Ich glaube nicht fehlzugehen, daß gerade die solide, wenn auch bescheidene Wirkungsweise unserer Werkstätten, in welchen selbst wieder nur Meister des gleichen Gewerbes unterrichten, diese Wirkung erzielt hat. Wenn heute ganze Klassen von Lehrlingen, die aus der Fortbildungsschule bereits entlassen sind, im neuen Schuljahre von selbst wieder anklopfen, um nun freiwillig ein weiteres Jahr die Schule zu besuchen, wenn überall und in allen Gewerben sich nun auch die Gehilfen zusammentun und sich Fortbildungskurse von uns ausbitten, wenn die Meister selbst die Lehrlinge in freiwillige Stunden hereinsenden außerhalb der Pflichtfortbildungsschule, so muß das wohl der Zugkraft der Werkstätten vor allem zugeschrieben werden; denn sonst verstände ich nicht, warum nicht die gleiche Erscheinung auch in allen anderen deutschen Städten zu verzeichnen ist. Das erhöhte Interesse unserer Meister an der Fortbildungsschule ist in München zweifellos in starkem Wachsen begriffen und das ist das erfreulichste Stück staatsbürgerlicher Erziehung, das wir jetzt schon zunächst zu verzeichnen haben.

Nun setzt eine solche Organisation natürlich vor allem entsprechend gebildete Lehrkräfte voraus. Es würde viel zu weit führen, Ihnen zu schildern, wie wir uns in den Besitz eines solchen Stammes von Lehrkräften gesetzt haben und auch weiterhin setzen werden. Weiter ist unbedingt notwendig, daß jede einzelne fachliche Fortbildungsschule einen für seine Arbeit begeisterten Vorstand besitzt, dessen ganzes Denken und Arbeiten der Schule gewidmet ist und der im engsten Verkehr mit den Meistern des einschlägigen Gewerbes alle Schmerzen und alle Bedürfnisse

kennen lernt und Intelligenz und Arbeitsfreude genug besitzt, Einrichtungen vorzuschlagen und durchzuführen, die die Bedürfnisse befriedigen und die Schmerzen soweit als möglich beheben können. In jeder Gewerbegruppe müssen auch einzelne Lehrer im Hauptamte tätig sein, die, von keiner anderen Sorge bedrückt, sich ganz den Aufgaben dieser ihrer Fortbildungsschule widmen können. Die Erkenntnis bricht sich immer mehr Bahn, daß die Fortbildungsschule nicht ein Anhängsel ist oder sein kann, nicht etwas, was im Nebenamt geführt werden kann. Sie ist eine selbständige Schule wie jede andere Schule auch und braucht ihre selbständigen Lehrer. Neben diesen können dann noch genug Lehrer im Nebenamte verwendet sein und müssen es auch. Aber deren Arbeit wird nur dann fruchtbar sein, wenn die hauptamtlichen Lehrer Ruder und Steuer in der Hand haben Das gilt nicht bloß von den Lehrern in den Werkstäten, sondern auch von den Lehrern außerhalb derselben.

Daß eine solche Organisation mehr Kosten verursacht als die landläufige, das ist nicht zu leugnen. Nach unserer Münchener Erfahrung beträgt die Mehrausgabe gegenüber der landläufigen wöchentlichen 8stündigen Fortbildungsschule, die bei uns schon etwa 25 Jahre bestand, etwa 50 Prozent. Die Mehrkosten sind hauptsächlich verursacht durch eigene Fortbildungsschulgebäude, die schon wegen der Werkstätten notwendig sind, durch die Klassenteilung, welche der praktische Unterricht erforderlich macht und durch die größere Zahl hauptamtlicher Lehrer. Dagegen spielt der Materialverbrauch keine Rolle, da für ihn die Meisterverbände aufkommen. Wo das nicht geschieht, haben die Meister der einzelnen Lehrlinge monatlich einen kleinen Betrag für den Materialverbrauch zu entrichten. Ich bin nun der Ueberzeugung, daß die deutschen Städte schon in den nächsten 20 Jahren um wesentlich erhöhte Ausgaben für die Erziehung der Jugend zwischen dem 14. und 18. Lebensjahre nicht herumkommen werden. Nehmen sie sie nicht freiwillig auf sich, so werden sie durch wirtschaftliche wie soziale Verhältnisse gezwungen. Schon hat das ganze Land Württemberg den gleichen Weg beschritten wie München; schon hat im englischen Parlament die zweite Lesung des neuen schottischen Fortbildungsschulgesetzes die nämlichen Grundlagen adoptiert, wenige Wochen nachdem ich auf Einladung der schottischen Schulbehörden in Glasgow, Edinburg und Aberdeen über unsere Organisation gesprochen hatte. Schon hat das große Canada, wie Professor Sadler in seinem Werk über die „Continuation Schools“ in England berichtet, sein Fortbildungsschulwesen hauptsächlich nach unserem Muster gestaltet. Da meine ich, sollten sich die deutschen Städte nicht allzu ängstlich fragen, sollen sie die weiteren Kosten aufwenden oder nicht? Sie sollen sich höchstens fragen: Ist der Münchener Weg unseren wirtschaftlichen Verhältnissen anzupassen oder verlangen diese eine andere Organisation, wenn auch von gleichen Prinzipien getragen? Gerade die preußischen Städte sind in der glücklichen Lage, daß der

Staat bis zu 3/4 der laufenden Kosten übernimmt, sobald die Fortbildungsschule gewisse Bedingungen erfüllt, und der preußische Minister, Herr Delbrück, wenn er sich auch gegen eine prinzipielle Anerkennung gewehrt hat, hat sich doch bereit erklärt, auch jene Städte ebenso zu unterstützen, welche den von München eingeschlagenen Weg betreten wollen. Ich habe mich oft gefragt nach dem inneren Grund der Anerkennung, welche heute die ganze pädagogische Welt der geschilderten Organisation zollt. In den letzten Jahren glaube ich ihn erkannt zu haben; es ist in Deutschland die dunkle Empfindung, in England und Amerika die klare Erkenntnis, daß es sich hier zum ersten Male um eine Schulorganisation handelt, deren Arbeit nicht isoliert vom übrigen Leben der Schüler verläuft, und doch nicht in erster Linie die bloße technische Ausbildung, sondern vor allem und in allem die ethische Ausbildung des Schülers ins Auge faßt. Mögen Sie heute unsere Volksschulen, mögen Sie unsere Realschulen oder Gymnasien ansehen, sie gleichen einsamen Inseln, auf denen unsere Kinder 4 — 6 Stunden im Tage verweilen, ohne systematische Beziehung zum Festlande ihres täglichen Lebens und ihrer täglichen Erfahrung. In der Fortbildungsschule mit Werkstätten spinnt aber die Schule nur das Leben des Zöglings weiter und führt es hinein in höhere sittliche Regionen. Tausende und Abertausende von Lehrlingen, denen das harte Leben nicht das Höchste bietet, was wir auf Erden haben können, die Freude an unserer Arbeit, sie finden sie hier. Sie finden sie hier verknüpft mit allen anderen Bildungselementen und nehmen sie hinaus in den grauen Tag des Lebens. Was ihnen umgekehrt das persönliche Leben an praktischer Erfahrung gibt, das tragen sie wieder herein in die Schule, um es dort in unseren Werkstätten zu veredeln, um es zu befreien von seinen egoistischen Schalen. Von den Tausenden aus aller Herren Ländern, die seit 8 Jahren unsere Fortbildungsschulen besucht haben, sehen 80 Prozent nur die Werkstätten und ihre Arbeiten und ihnen gilt vor allem die Bewunderung. Nur 20 Prozent und hier wiederum vor allem die als so utilitaristisch verschrieenen Amerikaner sehen durch die Werkstätten hindurch auf den Grund des Gebäudes und erblicken hier die breite ethische Grundlage, die nicht im Mund- und Buchwerk unserer landläufigen Schule liegt, nicht im beständigen Unterweisen, Lehren und Predigen, sondern im beständigen korrekten Handeln und der aus dem rechten Handeln entspringenden Arbeitsfreude. Ich weiß kein anderes Mittel, die Massen zu erziehen, als durch die Arbeit hindurch. Und wenn es uns auf dem angedeuteten Wege gelingt, auch nur die Hälfte unserer Lehrlinge zu brauchbaren Gemeinde- und Staatsbürgern zu erziehen, so wird das den Städten wirtschaftlich und sozial mehr nützen als der Ruhm der schönsten Schulpaläste, der schönsten Rathäuser, der üppigsten Beleuchtung, der schnellsten Trambahn, der schönsten Rennplätze und der besten Opernstars. Dabei bin ich mir wohl bewußt, daß namentlich die großen Städte die Er-

ziehungsfrage nicht lösen werden, ohne daß sie nicht die noch viel schwierigere und vielleicht ebenso kostspielige Wohnungsfrage für die Massen mitlösen. Ich bin mir wohl bewußt, daß eine gute Verwaltung einer Stadt auch noch andere schwere Probleme aufrollt, die erhebliche Mittel erfordern. Daher bin ich mir auch wohl bewußt der Grenzen, die den Ausgaben für Erziehungszwecke gesteckt sind. Je mehr wir aber den Zusammenhang der Verwaltungsprobleme zu studieren uns bemühen, desto mehr erkennen wir, wie soviele dieser Probleme in Erziehungsfragen münden und destomehr erkennen wir, daß eine rechtzeitige Prophylaxis durch Erziehung vielfach billiger und wirksamer ist als eine verspätete Therapie.

Kirchenpolitische Briefe.

IV.

Die Exkommunikation des Benefiziaten Dr. Thaddäus Engert.

Wir bringen hiermit das Urteil des bischöflichen Ordinariats Würzburg in Sachen des Benefiziaten Dr. Engert, dessen Schicksale wir im zweiten dieser kirchenpolitischen Briefe berührt haben, zur öffentlichen Kenntnis. Erläuterungen sind nicht erforderlich, da die Entscheidungsgründe sowohl über die inkriminierten Anschauungen Engerts als auch über sein Verhalten während des Prozesses Auskunft geben.

Spectator Novus.

[R.-E. 161.]

Erkenntnis.

In dem gegen Dr. Thaddäus Engert von Ochsenfurt wegen Häresie eingeleiteten kanonischen Gerichtsverfahren wurde in der Sitzung des bischöflichen Ordinariats vom 7. Januar 1908 unter dem Vorsitze Seiner bischöflichen Gnaden, des Hochwürdigsten Herrn Bischofs Dr. Ferdinand von Schloer, nach erstattetem Vortrag und kollegialer Beratung und Abstimmung mit Stimmen-Einheit zu Recht erkannt:

Benefiziat Dr. Thaddäus Engert wird des crimen haeresis für schuldig erkannt mit allen für den Verurteilten hieraus sich ergebenden rechtlichen Folgen, welche durch die canones an das crimen haeresis geknüpft sind: insbesondere wird er der in der Konstitution „Apostolicae Sedis" ausgesprochenen Excommunication, wie auch der Irregularitaet verfallen und seiner Pfründe verlustig erklärt.

Entscheidungsgründe:

Dr. Thaddäus Engert, geboren zu Ochsenfurt, den 10. August 1875, zum Priester geweiht den 30. Juli 1899 und als Pfründeninhaber des Frühmeß- und Wolfgangs-Benefiziums in Ochsenfurt am 23. April 1902 instituiert, hat in seiner Schrift „Die Urzeit der Bibel" (München 1907, Verlag der J. J. Lentnerschen Buchhandlung) glaubenswidrige Irrtümer ausgesprochen und insbesondere eine positive übernatürliche Offenbarung in den heiligen Schriften des Alten Testaments und die göttliche Inspiration derselben, wie sie von der katholischen Kirche geglaubt und gelehrt werden, geleugnet.

So schreibt er in der genannten Schrift unter anderem auf Seite 4: „Dagegen stehet dieser Ueberzeugung die sichere Gewißheit gegenüber, daß die alttestamentlichen Schriften tatsächlich geschichtliche, geographische, naturwissenschaftliche, ja religiöse und sittliche Irrtümer enthalten." — Seite 5: „Die Bibel ist ein Buch von Menschen für Menschen mit Menschenverstand geschrieben." — Seite 18: „Wie Gottes Geist im Weltall wirkt, wie Gottes Plan in der Menschheitsgeschichte sich verwirklicht, so waltet er in Israels Geschichte. Gottes Walten in diesem Volke ist seine Offenbarung." — Seite 15: „In diesen Visionen (der Propheten) liegt das Geheimnis ihres Mutes und ihrer Kraft, aber auch der Beweis, daß ihre Prophetie im Wesen identisch ist mit der alten Wahrsagung. Kurz, dunkel und dehnbar sind ihre Orakel, und zweifellos nicht alle erfüllt." . . . „Worin liegt nun das, was Israels Propheten hinaushebt über die anderen Völker? Nicht in ihren Weissagungen, nicht in ihren Visionen! Denn solche finden sich in allen Zeiten und in allen Ländern. Das Wunderbare liegt vielmehr in der langen Reihe, in der fast ununterbrochenen Aufeinanderfolge, die zugleich die Stufen der Entwickelung des monotheistischen Gottesbegriffes sind." — Seite 7: „Wie

später im Einzelnen nachgewiesen werden wird, sind für Gen. 1—11 mythische Vorlagen anzunehmen" Dagegen ist die katholische Lehre ausgesprochen im Concilii Florentini oecumenici decretum pro Jacobitis (Enchirid. n. 600) und im Concilium Vaticanum Sess. III Constitutio dogmatica de fide catholica Cap. 2 de revelatione, Canon IV.

Zur Verantwortung gezogen hat Dr. Th. Engert am 29. Oktober vor. Js. vor der hiezu bestimmten bischöflichen Kommission keinen Widerruf geleistet. Der allgemein gehaltene Widerruf Dr. Th. Engerts in seinem Schreiben vom 30. Oktober v. Js.[1]) wurde als nicht genügend erachtet, und ihm zugleich unter dem 2. November v. Js. reskribiert, er sei wegen haeresis externa der Exkommunikation verfallen, weshalb ihm bis auf weiteres die Celebration der hl. Messe und alle priesterlichen Funktionen untersagt seien. Es wurde ihm die Auflage gemacht, in einem Kloster 8tägige Exerzitien zu machen und am Mittwoch den 6. November v. Js. vor der oberhirtlichen Stelle zu erscheinen, um einen förmlichen Widerruf zu leisten. In seinem Schreiben vom 5. November v. Js. sprach Dr. Engert nur in bedingter Weise seine Bereitwilligkeit zum Widerruf aus, nämlich: wenn in seiner Schrift theologische Irrtümer enthalten seien; zugleich bestritt er die Kompetenz des bischöflichen Ordinariats, wie auch des Bischofs, in rubr. Sache vorzugehen.

Durch oberhirtliches Reskript vom 9. November v. Js. wurde ihm bedeutet, daß er in seiner Broschüre offensichtlich Behauptungen, die mit den dogmatischen Lehren in klarem Widerspruch stehen und darum häretisch seien, ausgesprochen habe, weshalb er der ipso facto (nicht durch ein bischöfliches Urteil) eintretenden Exkommunikation laetae sententiae Romano Pontifici speciali modo reservata verfallen sei und von der oberhirtlichen Stelle als exkommuniziert habe betrachtet werden müssen. Das Verbot der priesterlichen Funktionen sei nicht eine vom Bischof verhängte Strafe, sondern eine notwendige Konsequenz der ipso facto eingetretenen Exkommunikation. Das oberhirtliche Schreiben vom 2. November habe nur den Zweck verfolgt, ihn sobald als möglich in der schonendsten Weise von der Exkommunikation und deren Folgen zu befreien. Dr. Th. Engerts Weigerung zu kommen, wurde bedauert, und derselbe nochmals aufgefordert, Mittwoch, den 13. November auf das Ordinariat zu kommen, um dort nochmals von seinen evident häretischen Anschauungen Kenntnis zu erhalten, seinen Glauben an die von ihm bestrittenen Dogmen zu bekennen, und dadurch absolutio ab haeresi et excommunicatione zu ermöglichen.

Hierauf wurden demselben unter dem 12. November v. Js. die Glaubenssätze, die er bekennen und die häretischen Behauptungen, die er widerrufen sollte, zugesendet. Mit Schreiben vom 13. November v. Js. erklärte Dr. Engert: „Die dogmatischen Sätze erkenne ich an, bestreite aber, daß dieselben meinen Ausführungen widersprechen, der dogmatische Charakter der Enzyklika ist zweifelhaft; die Folgerungen für andere päpstliche Erlasse wären sonst vernichtend, ich erinnere nur an die sogen. Hexenbulle Innocens VIII. Auf Unterzeichnung einzelner Sätze lasse ich mich nicht ein."

Unter Hinweis auf seinen Widerruf und die Schritte, die er bei seinem Verleger getan, um den Verkauf des Buches zu inhibieren, glaubte Dr. Engert, daß der Vorwurf der Häresie ihm nicht gemacht werden könne, weil die pertinacia fehle. Dabei bedachte er nicht, daß seine beharrliche Weigerung, vor der oberhirtlichen Stelle auf wiederholte Vorladungen zu erscheinen, allein schon die pertinacia begründet, nachdem ihm durch oberhirtliche Entschließung vom 2. November v. Js. mitgeteilt war, daß sein Widerruf nicht als genügend erachtet werden könne. Dr. Th. Engerts

[1]) „Ich verwerfe alle Irrtümer, die in meiner Schrift „Urzeit der Bibel" enthalten sind."

Widerruf, an sich schon nicht ausreichend, ist durch dessen nachfolgende Erklärungen und späteres Verhalten völlig entkräftet und wirkungslos geworden. In demselben Schreiben, in welchem er die pertinacia bestritt, zeigt er deutlich, daß er an seinen Irrtümern hartnäckig festhalte.

Hierauf erging an ihn unter dem 15. November v. Js. die peremptorische Zitation vor den kirchlichen Richter in causa haeresis mit dem Wortlaut: „Da nach kirchlichem Rechte (Corp. iur. can. Cap. 19 in VI^to^, 5 B. Tit. II de haereticis) der Bischof zweifellos iudex ordinarius in causa haeresis für seine Diözese ist, wird hiemit Herr Benefiziat Dr. Engert in causa haeresis förmlich vor den kirchlichen Richter, und zwar peremptorisch zitiert auf Samstag den 22. d. Mts. vormittags 10 Uhr im bischöflichen Ordinariatsgebäude. Eine Anerkennung der betr. Glaubenssätze ohne Widerruf der in der Schrift „Urzeit der Bibel“ enthaltenen glaubenswidrigen Irrtümer hat keinen Wert, weil eine solche Anerkennung auch eine häretische Deutung der hierher bezüglichen Glaubenslehren sein könnte. Weitere Ausführungen des Herrn Dr. Th. Engert über diesen Gegenstand, die er in Aussicht stellt, sind völlig zwecklos, da es sich nicht um eine theologische Disputation, sondern hier in causa haeresis, nachdem der Tatbestand feststeht, einzig und allein um die Leistung des Glaubensgehorsams, sowie um Widerruf und Abschwören der vorgetragenen glaubenswidrigen Irrtümer handelt. Dem Beklagten wird zugleich mitgeteilt, daß für den Fall der Nichtbeachtung obiger Citation vor den kirchlichen Richter Kontumazialverfahren eintritt, wobei noch ausdrücklich bemerkt wird, daß eine Appellation nach Verurteilung wegen Häresie nicht statthaft ist, sondern nur Rekurs an den Apostolischen Stuhl dem Verurteilten noch offen steht.“ — Nichtsdestoweniger erging an Dr. Th. Engert unter dem 25. November v. Js. durch den bischöflichen Sekretär die Aufforderung, baldigst vor Sr. bischöflichen Gnaden zu erscheinen, und durch einen ernsten und väterlichen Mahnbrief des Hochwürdigsten Herrn Bischofs selbst vom 28. November v. Js. wurde Dr. Th. Engert wiederum aufgefordert, am 30. November oder am 1. Dezember sich vor ihm zu stellen. In seinem Antwortschreiben vom 30. November v. Js. erklärte Dr. Engert: „Ich denke wohl daran, daß ich einst Gehorsam gelobt, dieser aber darf m. E. kein äußerlicher sein; aus tiefstem Innern muß er kommen; aus Gewissenspflicht muß er geleistet sein. So wird er nicht immer zwar aufgefaßt, wofür ich Beispiele aus jüngster Zeit genug anführen könnte. Ich will meinem Gewissen folgen. Dann brauche auch ich keine Angst vor der Ewigkeit zu haben. Wären es philosophische oder spekulative Fragen gewesen, ich hätte nicht gezaudert, zurückzuweichen, da hier ein Irrtum leicht möglich. So aber handelt es sich um Tatsachen, die in ihrer Gesamtheit auf katholischer Seite in Deutschland noch nicht dargestellt worden.“

Durch oberhirtl. Reskript vom 3. Dezember v. Js. wurde Dr. Th. Engert von neuem aufgefordert, binnen 14 Tagen, vom 4. curr. an gerechnet, bei Sr. bischöflichen Gnaden sich zu sistieren, wobei bemerkt wurde, daß die Exkommunikation bis zur förmlichen absolutio ab haeresi fortbestehe.

Allen diesen Citationen und Aufforderungen hat Dr. Engert Trotz geboten und seine Hartnäckigkeit in Festhalten seiner Irrtümer durch das erwähnte Antwortschreiben an den Hochwürdigsten Herrn Bischof vom 30. November v. Js. abermals dokumentiert.

Nachdem der Tatbestand der Häresie durch die Schrift „Die Urzeit der Bibel“, welche eingestandenermaßen Dr. Engert zum Verfasser hat, festgestellt ist, nachdem die pertinacia durch die fortgesetzte Weigerung, den von der oberhirtlichen Stelle geforderten Widerruf zu leisten, und insbesondere durch sein Nichterscheinen am 22. November v. Js.; auf welchen er vor den kirchlichen Richter in causa haeresis peremptorisch zitiert war, evident nachgewiesen ist, nachdem Dr. Th. Engert, welcher inzwischen widerrechtlich sein Benefizium im Stiche ließ und im Ungehorsam gegen

die kirchlichen Bestimmungen und gegen das ausdrückliche Verbot seines Bischofs die Redaktion des „Zwanzigsten Jahrhunderts", einer durchaus kirchenfeindlichen Zeitschrift, übernahm, alle Versuche und Bemühungen der oberhirtlichen Stelle, von ihm einen förmlichen Widerruf zu erlangen, vereitelt hat, sehen wir uns in die traurige Notwendigkeit versetzt, den Weg des Kontumazialverfahrens zu beschreiten, wie es dem Beklagten bei der peremptorischen Zitation vom 15. November v. Js. bereits angedroht wurde. Deshalb mußte nach Maßgabe der kanonischen Satzungen erkannt werden, wie geschehen. Cau. 5. dist. 51, I. Teil des Decret. Gratian.; Can. 18 Causa I Quaestio 1 und Can. 2 und 21, Causa I, quaest. VII, II. Teil Decr. Gratiani; Cap. 2 und 15 in VIto 5. B. 2. Tit. De haereticis; Can. 17, Caus. VI qu. I, II. Teil Decr. Grat.; — Cap. 12 in VIto 5 B. 2. Tit. De haereticis; S. Congreg. Inquisit. 19. Juli 1558 bei Thesauro-Giraldi II. Bd. v. Haeresis c. 1. Paul IV: Constit. „Cum ex Apostolatus officio" v. 15. Febr. 1559.

Gegen dieses Urteil kann nicht appelliert werden (Cap. 18 in VIto 5 B. 2. Tit. de haereticis); nur der Rekurs an den Apostolischen Stuhl steht dem Verurteilten noch offen.

Würzburg, den 7. Januar 1908.

Bischöfliches Ordinariat:
Dr. Diem Vic. gen.

Literatur.

Oesterreicher.

I.

Rudolf Hans Bartsch: Zwölf aus der Steiermark. Leipzig, Staackmann. — Arthur Schnitzler: Der Weg ins Freie. Berlin, S. Fischer. — Peter Rosegger: Die Försterbuben. Roman aus den steirischen Alpen. Leipzig, Staackmann. — Peter Altenberg: Die Auswahl aus meinen Büchern. Berlin, S. Fischer. — Gustav Meyrinks Wachsfigurenkabinett. Sonderbare Geschichten. München, Albert Langen. — Roda Roda: Von Bienen, Drohnen und Baronen. Berlin, Schuster & Löffler. — Roda Roda: Der Schnaps, der Rauchtabak und die verfluchte Liebe. Berlin, Schuster & Löffler. — J. J. Hörschick: Johannes Lister. Leipzig, Amelang.

Ein Stoß österreichischer Erzählungen liegt auf dem Tisch. Welchem ihrer Verfasser sei der erste, der frischeste Kranz gereicht? Hier ist Arthur Schnitzler mit seinem Wiener Roman, schon greift die Hand nach dem Kranze, da fällt das Auge auf einen Jungen, Neuen, Unbekannten, um den ein Glanz ist wie von Sommerlüften, und ein Klang wie von Wolfgang Amadeus Mozart und Luszinia Philomele Nachtigall: Rudolf Hans Bartsch. Von all den Oesterreichern ist dieser der österreichischeste. Er schreibt köstlich frisch, und Technik braucht er soviel wie der Waldbach, der über die Bergwiese springt. Oder war es nicht ein Prachtgriff, nicht weniger als ein Dutzend junger und heißer Herzen, Männlein und Weiblein, als Helden für diese Geschichte zu packen? Aber sind sie am Ende nur Vorwand und Laune, all diese zwölf Taugenichtse und Sonnenanbeter, und ist am Ende gar eine Stadt die Heldin? Die liebe, holdselige Stadt Graz? „Sie, die Grüne, die Baumrauschende, die vor allen großen Städten Naturbeseelte, sie die Heldin dieser Geschichte ohne Helden, von der jedes Blatt ein Votivgeschenk der Erinnerung und des Heimwehs nach ihr ist." Ein wenig Herrin freilich und Heldin ist auch sie, die rätselhafte, wunderschöne Frau von Karminell, in die unsere Jünglinge sich allesamt verlieben. Klingt der Name nicht sehnsüchtig wie ein dunkles Märchen und läutet er nicht wie mit Morgenglocken? Glücksquartett, du junges, unbesonnenes, brausendes, hast du sie nicht geliebt? Cyrus Wigram, zürnender Schleuderer der Rügebriefe an Wilhelm den Zweiten von Hohenzollern! Othmar Kantilener, vielfach Begnadeter du, Arzt, Helfer! Amadé Helbig, Träumer, Dichter, der du freiwillig starbst, als das feindliche Wien dir mit der Jugend auch Gesundheit und Glück ausgesogen hatte, der du noch deine Asche über die geliebte Steiermark zu verstreuen befahlst! Dichter selbst du, Tom O'Brien, Träumer fremder Schicksale, der du den feinen Minnetraum mit gieriger Hand zerdrücktest, Abtrünniger, Verstoßener aus dem Geheimbunde der wunschlos Glücklichen! Hat nicht selbst der Scheggl Franz sie in seiner balketen Dumpfheit geliebt, der zu Ostern erst über den Witz lacht, den einer an Weihnachten gemacht hat? Bodo Semljaritsch liebt sie, der slovenische Student; sie ist ihm die verführerische Fleischwerdung jenes Deutschtums, in dem er den Erbfeind seines Stammes erblickt und das ihn doch zauberhaft anzieht, mit seinen Liedern, seiner Kultur, seiner seelenstarken Musik: „Goethe und Gottfried Keller und Hans Sachs, Dürer und Holbein, Beethoven und Wagner haben ihn übermächtig zu dem reichen, herrlichen Volk gerissen." Ihn wie den genialen jüdischen Geiger, der mit einer „unermeßlichen, tötlichen, hoffnungslosen Sehnsucht nach dem deutschgermanischen Wesen" ringt, bis der Nationalitätenkampf auch ihn von den Freunden reißt, und „die Ungerechtigkeit und der blinde Haß des Knüppeldeutschtums". Für Cyrus Wigram verkörpert sich das reine Deutschtum in der Gestalt Wilhelms II., des „einzigen Kaisers, der es sich selbst verdienen will, einer zu sein", „dem alle nachhorchen, seit langer, langer Zeit". Als heimlicher Held beherrscht er einen großen Teil des Buches. Mit unendlicher Inbrunst hofft Wigram auf ihn: „Dieses lebhafte Herz ist durch bloße Eitelkeit von den Geheimnissen des Genies getrennt. Wenn er sich vom Meister zum Schüler durchgerungen haben wird und hören wird statt zu sprechen, dann erleben wir das Zerbrechen des

Kyffhäusers. Der Wahn, Herr der Starken zu sein, statt Diener der Schwachen, das ist der Berg der Volkssage, der sich nicht öffnen will. Und die Raben sind die Schmeichler." Die Geschichte dieser Leidenschaft Cyrus Wigrams für den Kaiser endet mit einer schmerzlichen Enttäuschung und ist als solche vielleicht typisch gerade für die besten Deutschösterreicher: nach so vielen Jahren immer wieder, wenn aller Herz und Sinn ihm zufliegen möchten wie einem Magnet, irgend ein erkältendes Wort, abweisendes Unterstreichen des Nur von Gottes Gnaden, die verhängnisvolle Herzlichkeit Siegfrieds gegenüber einem eiskalten, rechnenden und den Augenblick des Ueberfalls erwartenden Todfeind, rätselhaftes Schweigen, wenn alles Volk nach dem erlösenden Worte brennt, scharfes und laut hinhallendes Reden, wann die ganze Nation fleht, die Stunde möge, wie ein Nachtwandelndes, unbesprochen vorübergehen .... So schreibt Cyrus Wigram in seiner Unschuld und Einfalt dem Kaiser einen Brief um den andern, ahnungslos, daß nur das menschliche Interesse eines preußischen Geheimrates aus der strengen alten Schule diese stürmischen Ratschläge vor dem Papierkorbe bewahrt. Eine namenlose Enttäuschung wird ihm die Reise nach Preußen: „überall Tüchtigkeit, Zucht, strenge Lebensführung, überall peinliches Einzirkeln in Stand und Beruf ... Klub; öffentliche Meinung; Rang; Beförderung und überall Uniformen ... Ein Bienenstaat, wo alle gleich tüchtig und gleich mittelmäßig waren. Wo er hinfragte: Antworten, die voraus zu bestimmen gewesen wären; kein Wort, das einen Abweichenden verraten hätte." Selbstüberschätzung, keine Bescheidenheit, keine Achtung vor dem Anderssein des andern; Prahlerei: „Die schrien hier ihren Kaiser, ihre Armee, ihre Beamten, ja um Gotteswillen: ihre Kunst und ihren Geschmack, ihr Berlin und seine Bauten und Denkmäler aus, als wäre die Welt ein Jahrmarkt und Preußen eine Bude, die Zuschauer nötig hätte." Keine Innerlichkeit, kein Stil, kein Takt, keine Behaglichkeit; Parvenügeschmack; nicht die Reife „von still und stolz gewachsenen Geschlechtern". Außerordentlich fein ist die Audienz bei dem Geheimrat: „Sie waren stets ein Dickkopf. Es hat eine Zeit gegeben, wo das nicht geschadet hätte. Ob Sie aber jetzt Karriere machen werden ..." „Ich glaubte noch auf Schritt und Tritt die stille Tüchtigkeit des alten Herrn zu finden." Er hört den Kaiser in Koblenz sprechen. Fährt „schweigend bis in die Seele nach Oesterreich zurück". Je tiefer er wieder nach Süden kommt, desto mehr weitet sich ihm das Herz, und wie ein Segenswunsch klingt die Frage: „Wann blühst du wieder, südliches, sonniges Deutschland? Du hast lange geruht ..."

Dieses Erstlingswerk ist eine außergewöhnliche Erscheinung. Es strahlt von Liebe zu diesem „schlechten, zerfahrenen und doch so herrlich reichen Oesterreich". Es hat den zauberhaften Flaum und Schimmer der Bücher, die ohne Absicht auf ein Publikum geschrieben sind. Die grenzenlose, ziellose, wunschlose Glückssehnsucht der Jugend gärt und braust darin. Es ist süß und töricht wie junger Wein, es kennt kein Maß, keinen Weg, verschenkt sich, fließt über wie ein Brunnen in warmer Mainacht. Es hat keine Absicht, keine Technik. Dafür hat es Feuer, Laune, Ueberschwang. Man muß es lieben.

Wäre die Kunst das einzige Kriterium für den Wert eines Buches, so hätte der Roman Arthur Schnitzlers weitaus an erster Stelle stehen müssen. Er ist der am besten geschriebene deutsche Roman seit langer Zeit. Von der ersten bis zur letzten Seite derselbe klare, reine, beherrschte Stil; die edle Ruhe, die nur dem Meister eigen ist; jedes Wort mit erstaunlicher Sicherheit hingesetzt, keines zu viel, keines zu laut, keines zu grell. Es unterscheidet sich vom deutschen Durchschnitt etwa so wie sich gute französische Landschaften oder dänische Bildnisse und Interieurs von einer Ausstellung deutscher Bilder abheben: unaufdringlich, leise, vornehm. Wie sich mattweißes Nymphenburger oder Königliches Kopenhagen neben buntem Meißner ausnimmt. Sein Inhalt ist einfach und doch wieder verwickelt. Auf den ersten Blick etwa das alte Thema einer Liebelei; ein Verhältnis zwischen einem adeligen Komponisten und einer Klavierlehrerin knüpft sich, macht alle Stufen durch, bis es sich erschöpft

und löst. Als Hintergrund Wiener gesellschaftliches Leben, besonders das gebildeter jüdischer Kreise. Fäden laufen her und hin. Allerlei menschliche Verhältnisse werden ins Licht gerückt: Erinnerung an einen vorbildlichen Vater; herzliches Nebeneinanderleben zweier Brüder, von denen jeder Art und Tun des andern achtet und in Ruhe läßt; Konflikte zwischen alter und junger Generation in einem reichen israelitischen Hause; ein Mädchen, schön, reich, klug, bietet sich einem Manne, der sie — aus Laune aus Unsicherheit, aus Mißtrauen — verschmäht; ein Mann erfährt Aufregung und Ekel des österreichischen Parlamentarismus; die Alten durchweg vornehmer, gütiger, (fast hätt' ich geschrieben anständiger) als die Jungen; der glänzend begabte Verfasser eines erstaunlich geistreichen Buches schreibt keine Zeile mehr, und wird ein sarkastischer, die Nichtigkeit alles Strebens durchschauender alter Mann; ein Jüngling gibt der Brettldiva, die ihn betrügt, den Laufpaß; sie geht ins Wasser; die Klavierlehrerin bekommt ein Kind von dem Komponisten; dumpfes Gefühl des jungen Vaters von Verantwortlichkeit und Eingefügtwerden in die Kette der Lebendigen; aber das Kind stirbt bei der Geburt. Leben zieht in langer Reihe vorüber, wechselreich, spannend, ermüdend, oberflächlich, tief und einzig, alltäglich, vieler Menschen Leben und Schicksale, treulich erzählt, mit der Berufsneugier des Klinikers berichtet, oft wieder nur aus einem Worte, einer Andeutung, einem Schweigen zu ahnen; aber Leben, reich, rätselvoll und Glückes und Tränen gefüllt bis zum Rande.

Von allen Seiten wird die Judenfrage beleuchtet. Denn all die Juden dieses Romans empfinden ihre Lage gegenüber der sie umgebenden Kultur und Unkultur als Problem, selbst gegenüber den gemeinen Gesellen, „die sich bei den Juden anfressen und schon auf der Treppe über sie zu schimpfen anfangen". Der alte Ehrenberg, Zionist, möchte am liebsten bei den Gesellschaften seiner eleganten Frau aus Trotz „im Kaftan und mit den gewissen Löckchen erscheinen", schreibt aber dennoch, feig genug, nicht Salomon, sondern bloß S. auf seine Tür. Sein Sohn spielt den Feudalen und nimmt vor den Kirchen den Hut ab, weil momentan fromme Allüren zum Kavalierston gehören. Der Alte erwischt ihn einmal dabei und haut ihm vor Wut eine Ohrfeige herunter. Dem Jungen — er ist Reserveoffizier — bleibt nichts übrig als sich zu erschießen. Zum Glück trifft er sich schlecht. Auch die Sichersten der Juden scheinen ununterbrochen eine Stellung zu verteidigen. Was ist im österreichischen Parlamente das beliebteste, das wirkungsvollste Argument gegen einen unbequemen Gegner? „Jud' halt's Maul!" „Wo er auch hinkam, er begegnete nur Juden, die sich schämten, daß sie Juden waren, oder solchen, die darauf stolz waren und Angst hatten, man könnte glauben, sie schämten sich." Die neueste Nationalkrankheit der Juden? Antisemitismus! „Wer hat die liberale Bewegung in Oesterreich geschaffen? Die Juden! Von wem sind die Juden verraten und verlassen worden? Von den Liberalen. Wer hat die deutschnationale Bewegung in Oesterreich geschaffen? Die Juden. Von wem sind die Juden im Stich gelassen, was sag' ich, im Stich gelassen, bespuckt worden wie die Hund'? Von den Deutschen! Und gerade so wirds ihnen jetzt ergehen mit dem Sozialismus und dem Kommunismus. Wenn die Suppe erst aufgetragen ist, so jagen sie Euch vom Tisch. Das war immer so und wird immer so sein." Ein Abgeordneter im Parlament gibt eine Definition von Wissenschaft: „Wissenschaft ist das, was ein Jud' vom andern abschreibt". Zwei jüdische Freunde debattieren über die wirkliche Judenfrage: „Es handelt sich in erster Linie gar nicht um Sie und auch nicht um mich, auch nicht um die paar jüdischen Beamten, die nicht avancieren, die paar jüdischen Freiwilligen, die nicht Offiziere werden, die jüdischen Dozenten, die man nicht oder verspätet zu Professoren macht." Der Zionismus ist Tausenden und Abertausenden Herzenssache, Lebensfrage: „Ja alte Männer, nicht etwa ungebildete, nein, gelehrte, weise Männer hatte er (in Basel beim Kongreß) weinen gesehen, weil sie fürchten mußten, daß das Land ihrer Väter, das sie, auch bei Erfüllung der kühnsten zionistischen Pläne, doch keineswegs

mehr selbst hätten betreten können, sich vielleicht auch ihren Kindern und Kindeskindern niemals erschließen würde.“ Es ist nun wieder bezeichnend, daß der eine Anwesende, auf den diese Gefühlsargumente gar keinen Eindruck machen, Jude ist und sich mit den Zionisten nicht im geringsten zusammengehörig fühlt: „mit den weinenden Juden in Basel gerade so wenig, als mit den gröhlenden Alldeutschen im österreichischen Parlament; mit jüdischen Wucherern so wenig, als mit hochadeligen Raubrittern, mit einem zionistischen Branntweinverschänker so wenig, als mit einem christlich-sozialen Greisler“. Er findet es phantastisch und kurzsichtig, wenn die Juden versuchen wollten, sich drüben in Palästina ein künstliches Ghetto zu gründen, anstatt in der Kultur ihres Vaterlandes mit all ihrem Streben aufzugehen. Aber — so überlegt der an dem Gespräch durch schweigendes Zuhören beteiligte Nichtjude — was ist denn das Los der nationalen Juden? Sind sie nicht „hin und hergeworfen zwischen der Scheu, zudringlich zu erscheinen und der Erbitterung über die Zumutung, einer frecher Ueberzahl weichen zu sollen, zwischen dem eingebornen Bewußtsein, daheim zu sein, wo sie lebten und wirkten, und der Empörung, sich eben da verfolgt und beschimpft zu sehen?“ Diese Unsicherheit, das stete Gefühl, wie in Feindesland zu leben, als hoffnungslose Gefangene, dies Gefühl bewirkt, „daß ein Jude vor dem andern nie wirklichen Respekt hat“. Vollends „wenn sich ein Jude in meiner Gegenwart ungezogen oder lächerlich benimmt, befällt mich manchmal ein so peinliches Gefühl, daß ich vergehen möchte, in die Erde sinken“. Welche aber sind die Juden, die von den Juden selbst gehaßt werden? „Das sind die, die vor andern und manchmal auch vor sich selber tun, als wenn sie nicht dazu gehörten; die sich in wohlfeiler und kriecherischer Weise bei ihren Feinden und Verächtern anzubiedern suchen.“ Die bitterste, schonungsloseste Frage aber ist diese: „Glauben Sie, daß es einen Christen auf Erden gibt, und wäre es der edelste, gerechteste und treueste, einen einzigen, der nicht in irgend einem Augenblick des Grolls, des Unmuts, des Zorns selbst gegen seinen besten Freund, gegen seine Geliebte, gegen seine Frau, wenn sie Juden oder jüdischer Abkunft waren, deren Judentum, innerlich wenigstens, ausgespielt hätte?“

Es ist viel in diesem Buche von der Judenfrage die Rede, manchem Leser vielleicht zu viel. Um der Wiener Roman zu sein, wie man es wohl bereits übertreibend genannt hat, ist es zu sehr ein Judenroman. Es kommt kaum los von seinem Problem, und wenn, kehrt es schleunig zu ihm zurück. Vielleicht ist sogar sein Titel in diesem Sinne gemeint: Den Weg ins Freie zu finden, heraus aus dem selbstgemachten unsichtbaren Ghetto, das ist „die“ Judenfrage. Dieser Weg freilich wird nicht für Alle der nämliche sein können. Für einzlne mag dieser Weg der sein, den Leo Golowski betritt, nachdem er sein ganzes Freiwilligenjahr wegen seines Judentums von seinem Oberleutnant gehunzt worden ist: eine öffentliche tätliche Beleidigung, die den Offizier zwingt, entweder seinen Rock auszuziehen oder sich dem verachteten Juden im Duell zu stellen. Der alte Eißler hatte einen andern gefunden: seine Kunst, durch die er sich abschließt. Sein Sohn wieder einen anderen: „Seine Abstammung nie zu verleugnen, für jedes zweideutige Lächeln Aufklärung oder Rechenschaft zu fordern.“ Der Menschheit ohne Unterschied der Rasse oder des Standes als Arzt dienen: dies ist der Weg des alten Stauber. Als Forscher: der des jungen. Die ihren Weg ins Freie nicht finden, das sind die Hitzköpfe mit zu starkem Rasseempfinden, wie der alte Ehrenberg, die Feigen mit zu schwachem, wie der junge Ehrenberg, die Grübler und Gefühlsanalytiker wie Heinrich Bermann.

Es ist durchaus kein Vorwurf, dies Wort: Judenroman. Wer zugibt, daß es für ihn eine Judenfrage gibt, für den ist — sei er Jude oder nicht — Schnitzlers Buch geschrieben. Wer es leugnet, für den erst recht, damit er das Vorhandensein dieser Frage lerne. Schnitzler tat klug daran, uns einen Chor von Meinungen über dies Problem vernehmen zu lassen. Man war gewohnt, ihn als kühlen, mit gelassener Hand formenden Künstler anzusehen, und ist angenehm überrascht, wie leidenschaftlich

er die seelische Spannung seiner Rassegenossen mit empfindet, mit wieviel Wärme er anklagt, verteidigt, verurteilt. Wenn erst die feinsten, vornehmsten und nachdenklichsten Geister unter den Juden selbst sich und den anderen sagen, hier liege in der Tat ein Problem, dann ist dies Problem nicht mehr so verzweifelt. Und wenn es wirklich jedem Denkenden und Fühlenden sich wieder neu in den Weg stellt und ihn nicht entläßt bis er mit ihm gerungen hat, verhält es sich nicht mit vielen andern Problemen genau so? Kommt nicht für jeden die Zeit, da ihm das vordem Sicherste wankend, das Bestimmteste angezweifelt, das Geglaubteste fragwürdig wird? Und sind diese Fragen, mit denen wir ringen, nicht wie jener Engel, den Jakob nicht entließ, eh' er ihn segnete? Denn wenn sie uns wirklich nicht segnen wollen, wenn nur der heiße Stachel des Ringens in unserem Herzen bleibt, dann liegt die Schuld an uns, die wir nicht lange genug gerungen haben, die wir, müde oder feige oder kleinen Herzens, den Engel vor der Zeit entließen.

Dies läßt froheren Herzens auf die Entwicklung der österreichischen Schriftsteller hoffen, daß sie nicht mehr den großen Fragen der Zeit wehleidig oder geckenhaft ausweichen, sondern entschlossen zugreifen. Es ist ein neues Geschlecht herangereift, und diese Neuen — das plötzliche Aufsteigen eines so starken Talentes wie Bartsch beweist das — sind noch nicht alle zu Wort gekommen. Dem gegenüber mag mans leichter verschmerzen, wenn der Dichter, der für das Reich jahrzehntelang das Oesterreichertum, zum mindesten einen guten und besten Teil davon, geradezu repräsentierte, nicht mehr ganz auf seiner Höhe steht. So gern sich der Leser der ersten Hälfte des Romans von Rosegger gefangen gibt, die vom Leben im Dorf und von den Bewohnern des Försterhauses behaglich und mit starker Stimmung berichtet, so bebefrembet liest er die weitere schlimm-romanhafte und kriminalistische Entwicklung vom Mord an dem evangelischen Sendboten, vom Verdacht, der auf die unschuldigen Försterbuben fällt, vom Selbstmorde des Försters, der Entdeckung des Täters und der Auswanderung der Försterbuben nach Neuseeland. Hat Rosegger einen Stoff, der ihn anfangs herzhaft freute, zögernd oder übereilt zu Ende geführt? Ist seine liebe alte Hand unsicher geworden? Oder ist dieser Roman unter einem Zwange entstanden, dem Zwange nämlich, das Buch des Jahres abzuliefern? Rosegger ist eine der glänzendsten Erzählerbegabungen, die wir besitzen; und doch, wenn die Zukunft seine zahlreichen Bände einen nach dem andern in die Hand nehmen wird, um einen davon in die Bibliothek der bleibenden Werke einzustellen, welchen wird sie wählen? Vielleicht den Waldschulmeister. Vielleicht den Peter Mayr oder Jakob den Letzten. Die Försterbuben nicht.

Peter Altenberg vertritt, einseitig und innerhalb seines kleinen Bezirkes bedeutend, die sentimentale Richtung des österreichischen Feuilletonstils: aus dem Alltäglichsten um jeden Preis eine stimmungsvolle Skizze zu machen. Mit dem vermehrten Stoffandrang an die Zeitungen wurden diese Skizzen zugleich kürzer und manierierter; mit der zunehmenden Konkurrenz journalistischer Begabungen näherten sie sich dem Dichterischen, denn es gab viele flügellahme Schwäne neben den Gänsen und Gänserichen unter dem Strich. Diese Gattung in die Sphäre reiner Empfindung erhoben zu haben, ist Altenbergs Verdienst. Rührende Anekdoten, jedoch nicht des Witzes, sondern des Gemütes. Vornehmheit wird nicht durch Anwanzen an Kavaliere gesucht, sondern ruht in der Zartheit und Höflichkeit des Herzens. Künstlerisch voller Manier. Aber der Reichtum an innerlichen Erlebnissen bewahrt Altenberg vor der Schablone, und er, der Kinder liebt wie kaum ein anderer, hat für Schicksal und Alltag den reinen Blick des Kindes, nicht den lauernden des Reporters.

Ist Gustav Meyrink Oesterreicher? Sicher ist, daß er seine wirkungsvollsten Einfälle jenseits der schwarzgelben Pfähle holt. Er ist vielleicht der einzige Meister der literarischen Groteske. Seine exzentrischen Geschichten faszinieren. Er beherrscht

das ungeheure Grauen und den ungeheuren Hohn. Der wissenschaftliche Aufputz seiner kleiner Sachen ist von einer nihilistischen Verachtung. Indische Mystik ist das einzige, das er nicht immer ironisch nimmt. Man kann diese Stücke halbverrückt finden, jedenfalls wird man zugeben müssen, daß sie in ihrer Weise genial erfunden und glänzend erzählt sind. Männerlektüre sind sie allerdings. Man muß vielleicht überreizte Nerven haben, sie zu schreiben, aber gesunde Nerven, sie zu lesen.

Von Roda Roda hat man den Eindruck eines ursprünglich eigenartigen, sogar starken Talentes, das sich aber in lauter Scheidemünze ausgibt. Seine größeren Sachen sind witzig zugespitzte Anekdoten aus dem österreichischen Orient, aus Istrien, Dalmatien, dem Okkupationsgebiete, Ungarn. Meyrink gegenüber wirkt er harmlos, denn Meyrink ist oft misanthropisch tief. Daher ist Roda (leider! für ihn) geeignet zum Liebling des Publikums. Sein Name fällt überall in die Augen wie Leibnitz-Cakes. Rosegger hat sich in der Skizze verzettelt, Roda vergeudet sich in der Zehnzeilenanekdote und bringt so die Literatur um eine Begabung, die, in Zucht gehalten, gestaut, aufs Ganze und Große orientiert und konzentriert, wirklich etwas Starkes, Neues, Bedeutendes leisten könnte. Er könnte neue Provinzen der erzählenden Kunst erobern, und ruiniert sein schönes Talent in Eisenbahnlektüre. Kaffeegeschichten müssen sein. Literarisches Brettl muß sein. Aber daß einer, der das Zeug zu einem Künstler hätte, Kaffeegeschichten, zwölf aufs Dutzend, hinwirft und Brettl mimt, das muß nicht sein. Das ist schade.

Der schmale Band Hörschicks entführe uns, noch einmal zu guter letzt, ins Reine und Künstlerische! „Er liebte die ungebrauchten Worte und wollte sie klingen lassen, reiner als jene, die dem Alltag die Bücher schenken. Sein Buch sollte wie ein Sonntag sein, wie ein Sonntagabend in einer Geißblattlaube im Lande der großen Ebenen, wo die Menschen nur Licht und Klarheit sehen. Und stille Menschen sollten es besitzen, alle, die eine Sehnsucht in sich haben, Wünsche verschweigen und darum leiden. Enttäuschte sollten es lesen! Enttäuschte Frauen mit kühlen Händen und entsagenden Blicken; diese würden es lieben." Man könnte diese Zeilen aus dem Roman als Motto vor das Buch setzen, und als Kritik zugleich. Es ist ein Buch der Seele, das dieser junge Deutsch-Böhme geschrieben hat; nicht ein Roman, sondern weniger und mehr: eine Dichtung von schier anämischer Zartheit. Er kommt vom Stifter der „Feldblumen" her, und auch von Jens Peter Jacobsen. Was er erzählt, ist gleichgültig: zwei liebende Paare heiraten, die eine Frau stirbt sehr jung, — ein Nichts von Geschichte. Alles ist Seele und Stimmung, alles innerliches Erleben. Ein Traum von Reinheit, Höhe, Sehnsucht. Daneben meldet sich schüchtern ein Kritiker: „Sie machten keine Konzessionen, weil von ihnen keine verlangt wurden. Aber waren diese Bilder, die sie malten, nicht schon Konzessionen? Waren diese Bildchen mit den Volksliedmotiven nicht die weitgehendsten Zugeständnisse an den Zeitgeschmack? War in dem bleichen, silbernen Mondenschein dieser Skizzen die Lieblichkeit der Maiennacht nicht bis in das Unerträgliche variiert? Da war der Baum auf einsamer Höh', die weite Ausschau über flaches Land, eine junge Birke in hartem Braun des Moores, ein Kreuz im Feld, dann wieder ein Baum auf ragender Höh' und so fort bis zur endlosen Wiederholung . . . Der Bürger, der sparsame Kaufmann, sprachen von deutscher Kunst und kauften diese nichtssagenden Sächelchen, denn sie waren billig." Solche Stellen lassen hoffen, daß der Verfasser, der die Gefahr der Manier so klar beschreibt, seine Begabung von ihr reinhalten wird. Diese seine Begabung aber, eigentümlich und vornehm, läßt ihn als eine Hoffnung unserer Literatur erscheinen.

Freising. Josef Hofmiller.

Ein Schopenhauer-Herausgeber

Arthur Schopenhauer. Sein philosophisches System nach dem Hauptwerk: „Die Welt als Wille und Vorstellung", vorgeführt von Dr. Otto Siebert.[1]) So heißt es auf dem inneren Titel. Auf dem Einband steht: „Schopenhauer. Auswahl aus seinen Schriften". Welchen sachlichen Zweck es haben soll, Schopenhauers Hauptwerk umzuschreiben (daß es sich um eine Auswahl aus seinen Schriften handle, ist ein Irrtum des Buchbinders) verstehe ich nicht; wollte man aber ein solches Buch herausgeben, so war Dr. Otto Siebert der berufene Mann; bei Abfassung seiner eigenen Bücher hat er sich eine Fertigkeit im ungenauen Abschreiben[2]) erworben, wie sie kaum ein anderer auf freiem Fuß befindlicher Zeitgenosse besitzt.

Die Einleitung enthält so handgreifliche Widersprüche, daß Siebert sie entweder aus verschiedenen Quellen abgeschrieben oder ohne Vorlage abgefaßt haben muß. Auf Seite 1 schreibt er: „Daß jedes Objekt der Außenwelt gleich uns Vorstellung und Wille ist"; auf Seite 2 aber schreibt er: „Wo anders bloß Wille, ist die Welt im Menschen zugleich Vorstellung". Das ist so einer von den Grundgedanken des Schopenhauerschen Systems, die Siebert, wie er sagt, voranstellt, um das Verständnis des folgenden zu erleichtern.

Zunächst folgt eine kleine Biographie, in der sogar die Titel Schopenhauerscher Werke ungenau abgeschrieben sind.

Und dann kommt die ungenaue Abschreibung von Schopenhauers Hauptwerk. Siebert hat wirklich die Frechheit, den ersten Band der „Welt als Wille und Vorstellung", auf weniger als ein Drittel zusammengestrichen, abzuschreiben, mit Aenderungen im Satzbau, die einen Zusammenhang zwischen nicht zusammengehörigen Sätzen herstellen, und dazwischen seinen eigenen Unsinn zu schieben, ohne Andeutung, wo dieser anfängt und Schopenhauers Worte aufhören. Auch die Einleitung liefert keinen Schlüssel zu diesem Kassiber.

Sieberts erstes Kapitel (zwei Seiten) besteht aus Sätzen, die entnommen sind dem Anfang von Schopenhauers ersten Paragraphen, dem Anfang des zweiten, der Mitte des sechsten und dem Anfang des siebten. Der dazwischen stehende Unsinn ist Sieberts Hauptwerk (Geschichte der neueren deutschen Philosophie seit Hegel. Göttingen, Vandenhoeck und Ruprecht) entnommen, das seinerseits zu beträchtlichem Teil aus Ueberweg-Heinzes Grundriß der Geschichte der Philosophie (Berlin, Ernst Siegfried Mittler und Sohn) ohne Quellenangabe ungenau abgeschrieben ist.

Aus Sieberts zweitem Kapitel (bestehend aus Trümmern von Schopenhauers achtem, neuntem und vierzehntem Paragraphen) sei ein Beispiel für die bübische Dreistigkeit angeführt, mit welcher er den Text behandelt. Schopenhauer sagt, die Logik habe keinen praktischen Wert, sie solle aber im Zusammenhang mit der spekulativen Philosophie studiert werden und fährt dann fort: „So wenig praktischen Nutzen die Logik haben kann, so ist dennoch wohl nicht zu leugnen, daß sie zum praktischen Behuf erfunden worden". Siebert läßt Schopenhauer sagen, der praktische Nutzen der Logik sei „nicht sehr groß"; aber sie sei zu praktischem Behuf erfunden worden und „darum" solle sie studiert werden.

Ich will nur noch bemerken, daß der Kerl den zweiten Band von Schopenhauers Hauptwerk, der umfangreicher ist als der erste, unterschlägt. An der Länge einer Finger hat es auch hier nicht gefehlt; denn die Kapiteleinteilung, von der er behauptet, er habe sie „selbst gemacht", hat er zum Teil aus dem zweiten Band ungenau abgeschrieben.

P. R. E.

---

[1]) Bücher der Weisheit und Schönheit herausgegeben von Jeannot Emil Freiherr von Grotthuß. Druck und Verlag von Greiner & Pfeiffer, Stuttgart.

[2]) Siehe Beilage zur Allgemeinen Zeitung vom 17. Juni 1899, Kant-Studien vom 1. November 1905 (Bd. X S. 558 ff.), vom 15. Juni 1906 (Bd. XI S. 276 ff.).

Die Bedeutung der Deutschen in Oesterreich. Von Prof. Dr. H. Rauchberg. (Neue Zeit- und Streitfragen, 5. Jahrg., 5. Heft. Dresden 1908. Von Zahn & Jaensch. 42 S. 1 Mark.)

Die zu besprechende kleine Schrift ist der Abdruck eines Vortrags, den ich für die Gehe-Stiftung zu Dresden gehalten habe, um die staatliche Stellung der Deutschen in Oesterreich und die Wandlungen zu erörtern, die sie im Laufe der Zeiten erfahren hat. Drei Fragen waren zu diesem Zwecke zu beantworten: 1. wie sich das deutsche Volkstum im Wettbewerb mit den andern Volksstämmen Oesterreichs gehalten hat, 2. wie es mit der wirtschaftlichen und sozialen Entwicklung der Deutschösterreicher steht, und 3. in welchem Maße sich ihre Volkskraft und Wirtschaftsmacht in politische Geltung umgesetzt hat.

Aus den statistischen Unterlagen erhellt, daß die Deutschen Oesterreichs die Sprachgrenze im großen Ganzen gewahrt, ihren Besitz an Land und Leuten behauptet haben. In Böhmen werden die örtlichen Erfolge der Tschechen im nationalen Kleinkampfe aufgewogen durch die kräftigere Volksentfaltung des geschlossenen deutschen Sprachgebiets. Minder günstig stehen die Dinge in Mähren und Schlesien. Allenthalben bedarf es eifriger Arbeit und reichlicherer Mittel, um dem slavischen Ansturm auch fernerhin standhalten zu können.

Wenn die Deutschen sich bisher leidlich behauptet haben, so danken sie das in erster Linie ihrer wirtschaftlichen Vorhandstellung. Durch deutsche Arbeit hat sich Oesterreich vom Agrarstaat zum Industriestaat entwickelt. Die großen industriellen Betriebe stehen zumeist im deutschen Sprachgebiete; hier haben sie eine Arbeitsnachfrage gezeitigt, die weit über den Nachwuchs hinausgreift und nur durch Zuzug, zum Teil aus dem slavischen Sprachgebiet, befriedigt werden konnte. Die große Frage ist nun die, ob es gelingen wird, die fremdsprachigen Einwanderer für die Kultur ihrer neuen Heimat und damit auch für den sprachlichen Anschluß zu gewinnen. Ich fasse die nationale Aufsaugung des Zuzugs als eine Reflexwirkung der unvermeidlichen Anpassung an die äußeren Daseinsbedingungen auf und halte die Aussichten nicht für ungünstig, wofern die Sozialpolitik der Nationalpolitik verständnisvoll vorarbeitet. Als Beleg für die wirtschaftliche Ueberlegenheit der Deutschen führe ich insbesondere die Steuerleistung an. Ein Deutscher zahlt in Oesterreich durchschnittlich doppelt soviel Steuern wie ein Tscheche oder ein Italiener, 4¹/₂ mal soviel wie ein Pole, 6mal soviel wie ein Südslave usw. Auch in sozialpolitischer Hinsicht sind die Deutschen am weitesten vorgeschritten: durch das Entstehen einer zahlreichen gewerblichen Arbeiterklasse ist ihr Interesse am Staat mächtig verstärkt worden.

Gleichwohl scheint der Schwerpunkt der inneren Politik Oesterreichs immer mehr von den Deutschen zu den Slaven hinüber zu gleiten. Damit müssen wir uns freilich abfinden: Nur das absolutistisch regierte Oesterreich konnte als ein deutscher Staat erscheinen, weil die Träger und Werkzeuge der öffentlichen Gewalt deutsch waren. Die politische Revolution, die Oesterreich — wenn auch nach manchen Rückschlägen — zum konstitutionellen Staate gemacht hat, war zugleich eine nationale Revolution. Nunmehr meldeten auch die nichtdeutschen Volksstämme ihre Ansprüche an und es begann der Kampf der Völker um den Staat, der, verschärft durch die Ausdehnung des Wahlrechts auf die unteren Schichten des Mittelstandes die Parlamentsmaschine in den letzten Jahren zum Stillstand gezwungen hat. Die Regierung hat den rettenden Ausweg in der Einführung des allgemeinen und prinzipiell gleichen Wahlrechts gesucht, wozu Oesterreich, durch die gewerbliche und soziale Entfaltung der letzten Jahrzehnte herangereift war. Die Frage ist nun, wie die Deutschen hiebei abgeschnitten haben. Die Aufteilung der Mandate im neuen Volkshaus knüpft an den früheren parlamentarischen Besitzstand der nationalen Parteien an. Aus meinen Berechnungen erhellt, daß die Deutschen nach dem Verhältnis der Mandate zur Bevölkerung gemessen gut, im Verhältnis zur Steuerleistung schlecht wegge-

kommen sind. Ferner kommen die Einbußen der nationalen Parteien an die Sozialdemokratie in Betracht, die im ersten Ansturm 87 Mandate des neuen Abgeordnetenhauses (17 %) erobert hat. Hievon sind jedoch die Deutschen und die Tschechen annähernd gleich betroffen worden. Bei dem Gleichgewichtszustande der nationalen Parteien bilden nunmehr die Vertreter der Arbeiterschaft das Zünglein an der Wage.

Die österreichische Sozialdemokratie kann beim nationalen Kampfe nicht abseits stehen. Auch in ihrer Mitte klaffen die nationalen Gegensätze auf. Sie hofft dieselben durch das Programm der nationalen Autonomie überwinden zu können. Ob das Band der Klassensolidarität in der Tat sich stärker erweisen wird, wie der nationale Eifer, steht dahin. Wie auch immer die Würfel fallen, jedenfalls gibt es für die bürgerlichen nationalen Parteien keine dringlichere Aufgabe als die: durch eine kräftig vorschreitende Sozialpolitik die nationalen Kulturgüter zum Gemeinbesitz zu machen, und so auch die Arbeiterschaft mit nationaler Gesinnung zu durchdringen. Dann werden auch die deutschen Arbeiter bei der nationalen Auseinandersetzung treu zu ihren Volksgenossen stehen. Soziale Arbeit ist nationale Arbeit, Sozialpolitik die wirksamste Nationalpolitik.

Meine Anschauungen werden von vielen aktiven Politikern als allzu optimistisch bezeichnet. Ich habe aber nicht die Schwankungen der Tagespolitik, sondern die Gesamtentwicklung im Auge, die durch den Zusammenhang der wirtschaftlichen und sozialen Entwicklung mit den staatlichen Dingen gegeben ist. Diese Entwicklung konnte ich im knappen Rahmen einer Anzeige nur flüchtig andeuten. In dem Abdruck meines Vortrags wird sie ausführlicher dargestellt und mit Zahlen belegt. Wer meine Auffassung bekämpft, wird sich zunächst mit den Zahlen auseinanderzusetzen haben.

Prag. Heinrich Rauchberg.

Natalie Bauer-Lechner: Fragmente. (Wien, bei Rudolf Lechner.)

Lichtenberg sagt irgendwo: „Wenn jemand alle glücklichen Einfälle seines Lebens dicht zusammen sammelte, so würde ein gutes Werk daraus. Jedermann ist wenigstens des Jahres einmal ein Genie. Die eigentlich sogenannten Genies haben nur die guten Einfälle dichter." Und in Schnitzlers köstlichem Lustspiel „Literatur" erklärt die kleine Heldin: „Ich sage in meinem Buche das Meiste, was über das Meiste zu sagen ist." Beides paßt auf das Buch der Frau Bauer-Lechner, die eine bekannte Violaspielerin ist und ein kluger und nachdenklicher Kopf dazu. Es gibt kaum ein Problem auf künstlerischem, sexuellem, sozialem Gebiet, das sie nicht überdacht hätte und sie trägt ihre Gedanken mit wohltuender Anspruchslosigkeit vor, gänzlich frei von falschen priesterlichen Allüren, wie sie z. B. Ellen Key so sehr liebt. Man mag ihr vorwerfen, daß sie nicht originell sei, daß Vieles vor ihr schon kräftiger gesagt worden ist. Das hat seine Richtigkeit, aber es ist gewiß nicht ohne Reiz zu sehen, wie sich die wichtigsten Probleme unserer Zeit in einem nicht produktiv genialen, aber intelligenten und aufnahmsfähigen Frauenkopfe gespiegelt haben. Wer wüßte denn überhaupt zu sagen, was im Grunde sein Eigenstes ist? Und wieder fällt einem der alte Lichtenberg ein: „Lesen heißt borgen, daraus erfinden, abtragen."

Wien. L. Andro.

Kunst und Kunstgewerbe.

Zur Dürerliteratur.

Barbs Hortus deliciarum gibt mehr als der Titel verspricht. Er ist nicht nur ein Luftgärtlein, wo man vielleicht unter die verschwiegenen feinen Weiden von Ovids ars amandi an einen stillen See gelockt wird, sondern in diesem Park stehen auch starke Eichen, die einen tüchtigen Sturm vertragen wie Michelangelos Briefe oder weitausgreifende Linden wie Dürers gesammelte schriftliche Werke. Diese sind nun freilich eine Wohnlinde nach jener schönen alten Sitte unserer Vorfahren, die gern eine schattige Laube in einen Lindenbaum bauten, wo sich eine günstige Gabelung bot. Es ist wirklich ein ähnliches Verhältnis zwischen Macht und Behaglichkeit, das wir bei Dürer finden, und das aus seinen Schriften heute fast klarer zu uns spricht als aus seinen Werken, die immer noch nicht recht verstanden werden. Seien wir einmal ehrlich: wer liebt Dürer heute? Er wird bewundert, mit vielen hohen Worten und mit noch mehr vorsichtigen Einschränkungen gepriesen, seine Werke werden außerordentlich teuer bezahlt: wenn aber unsere akademischen Lehrer einmal genaue Umfrage halten wollten, wie viele ihrer Hörer ihnen in Liebe zu Dürer folgen, wenn ferner unsere Kunststudierenden, und zwar nicht nur die der Hochschulen, Zeugnis dafür geben wollten, wie vielen ihrer Lehrer sie eine herzliche Liebe zu Dürer zutrauen, dann käme wohl ein betrübliches Resultat heraus.

Unsere Zeit scheint gerade nicht die geeignete Stimmung zu haben, die für die Freude an Dürer nötig ist, und doch glaube ich, daß heutzutage die Faktoren schon bestehen oder wenigstens nahe an der Vollendung sind, um diesen großen Künstler und ebenso großen Menschen richtig zu fassen. Das wird nun vielleicht um so rascher gehen, je weniger man von seiner Größe und je mehr man von seiner Beweglichkeit spricht. In dem Manne hat vieles von dem gesteckt, was die heutige Kunst will. Er ist frisch auf die Tendenzen seiner Zeit eingegangen, frischer als es sonst wohl damals üblich war und er ist überall mit offenen Augen, mit dem lebhaftesten Interesse mitten in das Leben hineingegangen, sich menschlich für alles interessierend, auch wenn es schließlich nicht künstlerische Fragen waren, die den Leuten gerade besonders lebhaft auf die Seele brannten oder nur ihre Neugierde erregten. Aber alles, was dieser höchst lebhafte Mann sah und anfaßte, das verfolgte er nicht nur mit warmem menschlichen Interesse, sondern betrachtete es mit sehr ernsthaftem künstlerisch beobachtendem Auge.

Darüber belehrt uns sein literarischer Nachlaß, seine Haus- und Tagebücher, seine Briefe und theoretischen Schriften. Es ist nicht an dem, daß uns diese Schriften nun auch den Menschen näher brächten, das ist nur das nebensächliche: den Künstler in seiner Erhabenheit und in seiner, weniger noch aus seiner Persönlichkeit als dem Leben selbst stammenden unerschöpflichen Leichtigkeit lehren sie uns kennen. Er ist der Mann, der in aller Herzenseinfalt, mit Kindersinn als großer berühmter Meister an dem Sterbebett seiner alten wunderlich gewordenen Mutter sitzt, ihr die letzten Gebete vorspricht und aufrichtig erschüttert ist darüber, daß das arme Weiblein noch so viel leiden mußte und daß er nun seine treue Mutter verlieren sollte: aber er sieht, daß sie keinen lieblichen Anblick mehr bietet, obschon sie einstens „eine gerade Jungfrau" gewesen ist, und er beobachtet mit künstlerischem Interesse, daß sie im Tode nun wieder schöner aussieht als lange Zeit zuvor. Er nimmt auch Kohle und Stift und zeichnet die totkranke Frau, gewiß weniger um eine Erinnerung zu haben an sie, die er ja wohl wie seinen Vater manchesmal gezeichnet und gemalt haben wird, als weil ihn, ganz kalt gesprochen, das Motiv des halb der Erde entfremdeten Ausdrucks interessierte.

Dürer hat es nicht leicht gehabt. Er hat gewußt, wie es tut, wenn man seines Lebens Unterhalt guldenweise verdienen muß: aber wenn er es uns nicht selbst sagte, wer würde es seinen Werken ansehen? Er hat sich nicht klein kriegen lassen durch des Erwerbs drückende Sorgen und das ist das Schöne an ihm. Das ist das Imposante und auch Ergötzliche an seinen Schriften. Darum war es ein guter Gedanke, diese in einem geschmackvollen kleinen, etwas altväterisch wohlbeleibten Bändchen, das Heidrich besorgt dun Wölfflin mit einem Geleitwort versehen hat, herauszugeben.

Zur gleichen Zeit, wo diese Ausgabe erschien, in der die theoretischen Schriften aber nur auszugsweise gebracht wurden und in der mit Erläuterungen ziemlich haushälterisch umgegangen wurde, hat der bekannte Erlanger Dürerforscher, Zucker, bei Teubner die Briefe Dürers herausgegeben und nicht ungern sieht man beide Werke nebeneinanderliegen. Sie sind beide hübsch und lehrreich illustriert, aber doch grundverschieden in ihrer Tendenz. Der Band, den der hortus deliciarum gibt, wendet sich mehr an den Kenner und Genießer, Zucker aber weiß, daß Dürers Schriften keine leichte Lektüre sind. So gibt er sie mit einem reichen philologischen und kunsthistorischen Kommentar, und darum soll seine Ausgabe dem nicht fehlen, der den andern Band schon hat.

Die wichtigste Publikation über Dürer ist aber die von Karl Giehlow nach unendlichen Mühen und Opfern besorgte Gesamtausgabe des Gebetbuches von Kaiser Maximilian. Das ist wieder mal ein schöner Beweis dafür, was die mit Idealismus betriebene konsequente Bearbeitung einer Detailfrage an weitgreifenden Resultaten zutag fördern kann. Giehlow hat diese Illustrationen, deren einer, von Albrecht Dürer und Lucas Cranach herrührender Teil auf der Münchener Staatsbibliothek ist und deren anderer mit den Zeichnungen von Hans Baldung, Jöeg Breu, Hans Dürer, Hans Burgkmair und vielleicht auch von Albrecht Altdorfer, in Besançon liegt: in einem einzigen Bande vereinigt; hat auch noch einige verstreute Fragmente dazugefügt und so hat er den stolzen Band wieder hergestellt, wie ihn Kaiser Maximilian sich träumte, aber leider nur als Torso hinterließ. Eine Hauptschwierigkeit war die Reproduktion, die bekanntlich seit dem Anfang des 19. Jahrhunderts immer wieder versucht worden ist, aber nie zu einem befriedigenden Resultate kam. Giehlow hat nach fast zehnjähriger Bemühung, die allgemein mit lebhaftester Teilnahme verfolgt wurde, nun endlich so viel an Treue und Schärfe nicht nur in der Wiedergabe der Zeichnungen, sondern auch der Tönung der Blätter erreicht, daß man wohl von einem Meisterwerk der Druckkunst hier sprechen kann. Er hat auch mit feinem Verständnis für die künstlerische Wirkung nicht nur die Zeichnungen, sondern den gedruckten Text mitreproduzieren lassen. So steht das Ganze einheitlich vor uns.

Der Herausgeber hat sich nicht begnügt, nur ein „Bilderbuch“ zu schaffen, sondern ist der Geschichte des Werkes nachgegangen. Er zeigt die Verbindungen, die von der Humanistenliteratur, den venetianer und französischen Drucken zu diesen Zeichnungen hinübergehen. Er weist nach, daß Maximilian das Gebetbuch in zwei Ausgaben, einer besonders vornehmen und in einer einfacheren bei Hans Schönsperger dem Aelteren in Augsburg drucken lassen wollte und zum Teil auch drucken ließ, und daß der Kaiser damit ein Gebetbuch für den Sankt Georgen-Orden schaffen wollte. Man erfährt aus dem Begleittext im Zusammenhang mit den bekannten Studien, die Giehlow bereits über das Gebetbuch veröffentlicht hat, wer die Mitarbeiter an dem Buchschmuck gewesen sind, man hört auch das Wenige, was über die Geschichte des Buches zu eruieren war. So ist das Ganze ein Musterwerk moderner kunstgeschichtlicher Forschung. Nur in einem, sehr wichtigen Punkte haben mich Giehlows Ausführungen nicht überzeugen können. Er glaubt mit allerdings sehr hörenswerten Gründen dartun zu können, daß diese Zeichnungen nicht für das eine dem Kaiser persönlich dienende Exemplar bestimmt waren, sondern daß sie späterhin in Holzschnitt vervielfältigt und wenigstens in die Luxusausgabe eingedruckt werden sollten. Ich kann mir das deswegen nicht denken, weil die Federzeichnungen, besonders die von Dürer, so fein gehalten sind, daß sie kein Holzschneider damals hätte wiedergeben können. Dürer hat damals doch, wie man das aus der kleinen Passion sieht, bei Holzschnitten von geringem Umfang ganz besondere Rücksicht auf die Holzschneidetechnik genommen und davon ist m. E. in den prachtvollen geistreichen Zeichnungen nichts zu spüren.

Zum Schluß geziemt es sich noch der Wiener Kunstanstalt Albert Berger zu gedenken, die die ganz ausgezeichneten Faksimiledrucke geliefert hat.

München. Karl Voll.

München 1908.

II.

Die neue Volksschule eine Arbeitsschule.

Nicht bloß in der äußeren Erscheinung unterscheidet sich die Ausstellung prinzipiell von ihren Vorgängerinnen. Auch viele Stoffgebiete, zu deren Vorführung die Innenräume dienen, bieten gegenüber ihrer früheren Behandlungsweise mehr oder weniger stark betonte Aenderungen. — Die Schule hat bei allen großen Ausstellungen für ihre ad hoc gemachten Schülerarbeiten Unterkunft gefunden. Eine Ausstellung des ganzen Unterrichtsganges jedoch, der wesentlich neue Gesichtspunkte vertretend, die Schulung nicht nur des Verstandes, sondern zunächst von Aug und Hand, weiter jene des künftigen Arbeiters als Staatsbürgers bezweckt, ist in München bisher niemals in so vortrefflicher und einheitlicher Weise geboten worden, im übrigen Deutschland, meines Wissens, ebensowenig, hat man doch in Preußen beispielsweise seit Jahresfrist erst mit manchem begonnen, was in München bereits verschiedene Entwicklungsstadien hinter sich hat. Diese Unterrichtsausstellung umfaßt, was an städtischen Anstalten: Kindergarten, Volksschule, Fortbildungs- und Gewerbeschule gelehrt wird. Sie entrollt ein Bild, das durchweg als erzieherisch groß, auf tiefgehenden psychologischen Studien aufgebaut bezeichnet werden muß. — Während die Schule gewöhnlich als das Mittel zur Erwerbung von Wissen gilt, das „Dozieren" in den Augen sehr vieler Pädagogen noch heute, — vielleicht aus sehr naheliegenden Gründen —, weit wertvoller ist als das „Praktizieren", wird hier nicht etwa unter Ausschaltung eigentlichen Unterrichts ein in manchen Beziehungen wichtigerer Weg gewiesen, der Weg, der die Menschen zum Können, zur Bezwingung des Stoffes aller Art führt, ihnen aber nicht allein die Augen darüber öffnet, daß der Stoff, die Materie erst unter dem Willensausdrucke des Menschen brauchbare Gestalt erhält, sondern mit dieser Einsicht auch die Parallelerscheinungen zeitigt, die auf die menschliche, auf die Erziehung zum brauchbaren Staatsbürger abzielen. Geistiger Fond ist ein köstliches Gut der Nationen. Allein aber reicht er nicht aus, um sie stark sich selbst gegenüber und im Wettbewerbe mit anderen Völkern, zu erhalten. Die Entwicklung des Könnens muß zum mindesten gleichen Anteil am Leben des Unterrichts bekommen. Daß diese einfache Wahrheit ihre volle Anerkennung noch nicht gefunden hat, mag darin liegen, daß einesteils viele Pädagogen, die heute gegenüber früher völlig veränderten Forderungen der Schulung verkennend, einem möglichst frühzeitig einsetzenden und sachgemäß weiter betriebenen Anschauungsunterricht zu wenig Bedeutung beimessen, daß andererseits die Forderung nach einer Erziehung, die im Lehrling nicht den Menschen, im Arbeiter nicht den Staatsbürger untergehen lassen darf, nicht in voller Tragweite erkannt worden ist. Sie ist für die arbeitenden Volksschichten, also für den überwiegenden Teil der Nationen unter den neuzeitlichen Verhältnissen zur unumgänglichen Notwendigkeit geworden. Wo gute Arbeitsresultate erzielt werden sollen, muß vor allen der Arbeitende entsprechend erzogen werden. Daß diese Erziehung heute von wesentlich anderen Gesichtspunkten als früher sich vollziehen muß, liegt in der Veränderung der Verhältnisse. Natürlich kann die Schule allein den Ausschlag nicht geben, spielen doch hier auch andere Umstände, z. B. die Umgebung des zu Erziehenden in seiner freien Zeit, die Wohnfrage usw. eine wesentliche Rolle.

Modern sein heißt Zeitforderungen ihrem ganzen Wesen nach verstehen, erfassen und dementsprechend handeln. Die Ausstellung des städtischen Schulwesens in München gehört gerade der Erfüllung dieser Forderungen halber in die allererste Linie des unendlich mannigfaltigen Gesamtausstellungsbildes. Nicht eine Zusammenstellung fertiger, bestimmten Bedürfnissen entsprechender Resultate wird geboten,

vielmehr erschließt sie den während Jahren, Schritt für Schritt wohl abgemessen sich vollziehenden Werdegang künftiger Geschlechter, aufgebaut aus klarer Erkenntnis dessen, was die Zeit braucht, dadurch scharf unterschieden von vielem, was diese Eigenschaften nicht besitzt oder ihre nutzbringende Wahrnehmung noch von sich weist. Georg Kerschensteiner, der geniale Schöpfer des Ganzen, sagt im Vorwort zu seinen „Grundfragen der Schulorganisation“ u. a. — —: „wenn zu allen Zeiten die öffentliche Erziehung hinter den jeweiligen Bedürfnissen nachgehinkt ist — soweit zurück hinter den Lebensfragen des Staates, wie in der Gegenwart war sie niemals“, und an anderer Stelle: „Es kann einer der verhängnisvollsten Irrtümer in unseren deutschen Unterrichtsmaßnahmen noch werden, daß wir ohne schärfere Kritik die sogenannte allgemeine Bildung immer als erstes Ziel des Unterrichts aufzustellen uns gewöhnt haben. Gerade die reifsten, wertvollsten und brauchbarsten Kenntnisse aber schafft uns die Berufsarbeit, und wo die Berufsarbeit gründlich genug angelegt ist, gibt sie tausendfältige Veranlassung, und was noch wichtiger ist, tausendfältige Kraft, unser Wissen und Können auszubauen“.

Die Gruppe der Münchener städtischen Schuleinrichtungen ist das genaue Gegenteil vom „Nachhinken hinter den Lebensfragen des Staates“ auf der Basis der allgemeinen Bildung. Sie zeigt wie bisher vielfach vernachlässigte, vielleicht gänzlich ungeahnte Kräfte geweckt, zu einer Entfaltung gebracht werden, die in manchen Punkten wesentlich abweichend vom bisherigen Erziehungsmodus zur Trägerin jenes stärksten aller Gefühle wird, das sich im Erfassen praktischer Zwecke äußert. München hat allen Grund, auf diese Ausstellungsgruppe stolz zu sein. In ihr spiegelt sich ein überaus großes Maß von gesunder Zeiterkenntnis, von Einsicht wider, das die sichere Bürgschaft einer gesunden Zukunft in sich trägt. Die berufliche Tüchtigkeit bildet das mit den besten Mitteln angestrebte Ziel.

Neid, ehrlichen Neid mußten viele in anderen Staaten beachtete und erfüllte Forderungen und deren Folgeerscheinungen wachrufen, wenn man das sichtliche Zurückbleiben so vieler Schulverhältnisse in der näheren Umgebung damit verglich. Es schien, als sollte die Erkenntnis gar nicht durchdringen, was andere Länder alles gerade den Erziehungseinrichtungen verdanken, die unabhängig vom wissenschaftlichen, dem praktischen Leben völlig abgewandten Studiengange, sich mit der Entwicklung der Tüchtigkeit jener befaßt, auf deren Schultern die Existenzfähigkeit, die Kraft des Staates in allererster Linie beruht. Das Beispiel Frankreichs, dessen Nationalwohlstand zum guten Teil als das Resultat der zweckmäßigen Ausbildung des Könnens betrachtet werden muß — es lehrte so vieles, ebenso andere europäische Länder, vor allem die skandinavischen. Und richtete man den Blick über das Meer, auf den relativ jungen Staatenbund der Nordamerikanischen Union, — welch reiche Fülle von Anstrengungen ist da aufgewendet, um durch die Art des Unterrichts alles zum Leben zu bringen, was im Menschen schlummert! Die Schaumuseen, Annexe zu den Schulen, wurden lobend anerkannt, aber zu ihrer Einführung kam es diesseits des atlantischen Ozeans nicht. Die „Manual training classes“, die „drüben“ auch an den zu wissenschaftlichem Berufe vorbereitenden Schulen, wahrlich nicht zum Schaden der Schüler, längst eingeführt sind, sie fangen erst ganz allmählich an, sich einzubürgern, von einem konsequenten Aufnehmen dieser Art von Unterricht ist man aber im allgemeinen an den Gymnasien natürlich prinzipiell noch weit, weit entfernt.[1]) Nur wo

[1]) In den Vereinigten Staaten vermochte sich eine von Josef Neef, einem Schüler Pestalozzis, begründete Schule zu halten, „die uns heute nach 100 Jahren durchaus modern anmutet und vielfach an die deutschen Landerziehungsheime erinnert“. Ihr lag u. a. das Prinzip zu Grunde, daß Bücher die allerletzte Quelle sein sollten, aus der wir unser Wissen zu schöpfen bemüht sein sollten. (Kerschensteiner, die Schule der Zukunft. Vortrag, abgedruckt im „Sämann“, Jahrg. 1908, Februarheft.)

weises Einsehen, entschlossenes Drangeben der nötigen Mittel, vor allem aber eine weitgehende Unabhängigkeit in der Tätigkeit der leitenden Geister freie Schußbahn schuf, war die Möglichkeit einer modernen Gestaltung der Schule gegeben. Damit soll nun keineswegs etwa gesagt sein, daß Kerschensteiners Arbeit sich widerstandslos vollzog. Wie es bei bahnbrechenden Geistern immer der Fall ist, war er für Viele ein Stein des Anstoßes, ja Manchem der „bestgehaßte Mann", dem man Schwierigkeiten bereitete, wo es nur immer anging. Er ist ihrer Herr geworden, Gott sei Dank!

München hat das Glück, allen Schwierigkeiten zum Trotz, sämtliche Voraussetzungen erfüllt zu sehen. Heil ihm! Es kann sich einer ruhmvollen Befreiungstat mit Stolz rühmen, einer Tat, die einen mächtigen Schritt voran bedeutet in jenem großen sozialen Umwandlungsprozeß, der für die bisher mehr oder minder Vernachlässigten den Weg zur höheren Kultur eröffnet, ebnet. Schmoller sagt darüber in klarer Kürze: „Der letzte Grund aller sozialen Gefahr liegt nicht in dem Unterschiede der Besitz-, sondern der Bildungsgegensätze. Alle soziale Reform muß an diesem Punkte eingreifen."

Nicht mehr die trockene und austrocknende Unterrichtsmethode, das eigentliche Drillen ist Ziel der modernen, gesunden Erziehung, sondern die Erkenntnis dessen, wie das Kind am zweckmäßigsten zu beschäftigen sei, wie es lernt, sich in tatsächliche Arbeit, selbst wenn diese scheinbar spielend betrieben wird, zu vertiefen. Der Staat ist heute auf die tätige Anteilnahme Aller an seiner Entwicklung angewiesen. Sie wird ihm durch die innere Logik der Dinge, nicht durch persönlichen Willen gewiesen. Zu dieser Anteilnahme bedarf er der arbeitenden Hilfe Aller. Den Grund dazu legt die Wirksamkeit der Schule. Weist sie dem Erlernen des Arbeitens die richtigen Wege, versteht sie es, nicht bloß die Rezeptivität auszubilden, sondern die Produktivität zu wecken, sie in die richtigen Bahnen zu lenken, so ist eine der wichtigsten Vorbedingungen zur Erhaltung des Staatswesens erfüllt. Das Schulbestreben geht seinem weitaus größten Teile nach diesem Ziel noch nicht entgegen. Das Kind — zu dieser Kategorie zählen auch noch mindestens drei Jahrgänge der humanistischen Lehranstalten — neigt weit eher zum Produzieren, als zu einer vielfach allzufrüh eintretenden, allzuscharf ausgesprochenen Bildung des Intellekts. Auf dieser Erfahrung baut sich auf, was der hochverdiente Münchener Schulmann in langen Jahren unter der einsichtsvollen Beihilfe der ihm zur Seite stehenden Behörden und für seine Sache begeisterten Lehrer geschaffen hat. Es wird (siehe die zitierte Nummer des Sämanns) nicht mehr versucht, intellektuelle Kräfte in einer Zeit, wo sie noch kaum gestaltungsfähig sind, durch alle möglichen Mittel zur Tätigkeit zu erwecken. Selbst tritt der Erfahrungskreis des Kindes mit ein in den Unterricht. Darin liegt die große, auf ganz natürlichen Tatsachen beruhende Ummwandlung. Nicht mehr das „Zuhören" spielt die erste Rolle, denn „das Wesen des Menschen um diese Zeit ist Arbeiten, Schaffen, Wirken, Probieren, Erfahren, Erleben, um ohne Unterlaß im Medium die Wirklichkeit kennen zu lernen", und so soll, unbeschadet der Forderungen, welche die Schule in Hinsicht auf Pünktlichkeit, Gewissenhaftigkeit, Ausdauer, Ordnung usw. mit Recht stellt, nicht mehr vorzugsweise in das Kind hineingearbeitet werden, es soll weit mehr als bisher aus sich selbst herausarbeiten. Der „Abrichtmechanismus" unseres heutigen Schulbetriebes muß mehr und mehr in den Hintergrund treten. Das „Aus-sich-herausarbeiten" soll nun nicht bloß die intellektuellen Kräfte anspannen (z. B. mündliche oder schriftliche Wiedergabe von Gesehenem, Erlebtem in eigener Auffassung), vielmehr gilt es, der manuellen Arbeit ein möglichst großes Betätigungsfeld zu schaffen. Und wiederum ist das Endziel nicht, manuelle Geschicklichkeit als Selbstzweck zu betrachten, nein, die Arbeitsräume der Schulen sollen der Erziehung von Menschen dienen, denen „die Arbeit, die hingebende, sich selbst aufopfernde Arbeit im Dienste der Mitmenschen oder einer großen Wahr-

heit“ oberster Grundsatz wird. Kann das Ziel der Schule höher gesteckt werden? Wohl kaum.

Diesen Ideengang verkörpert die Schulausstellung der Münchener städtischen Bildungsanstalten, die hoffentlich allen, welche für das Land Bayern zu wirken und zu beschließen haben, als glänzendes und sachlich hochstehendes Vorbild die richtigen Vorstellungen über den Zweck der Schule wachzurufen vermag. Wer sich darüber des genaueren unterrichten will, dem sei nochmals Kerschensteiners Vortrag auf der „Pestalozzifeier zu Zürich, 12. 1. 1908“, abgedruckt im „Sämann“, 4. Jahrg. 1908, Februarheft, empfohlen. Im Rahmen einer Besprechung der verschiedenen Ausstellungsgebiete ist es kaum möglich, den überaus großen Reichtum von Anregungen auch nur annähernd aufzuzählen, der gerade in dieser Schulausstellung zusammengetragen sich findet, sowohl in Bezug auf die dem Schüler gebotenen Materialien, als auch in Hinsicht auf die Schülerarbeiten selbst, die, das sei hier ausdrücklich betont, dem alltäglichen Schulbetrieb entstammen und nicht etwa im Range von besonders hergestellten Examen- oder Ausstellungsarbeiten stehen. Gerade solche sind zumeist wertlos, weil sie keineswegs den Durchschnitt der Leistungen kennzeichnen. Wo dieses System noch herrscht, da wird versucht, Schwächen zu vertuschen, das vorgeführte Resultat so hinzustellen, als bildete es die Regel. Solcher Unwahrheitskultur dürfte die Schule, da sie ja doch dem Kinde, wie dem heranwachsenden Menschen mit bereits höher entwickeltem Denkvermögen als etwas moralisch Hochstehendes gelten müßte, füglich ohne Schaden entraten. Die Münchener Schulausstellung könnte übrigens ihren erzieherischen Einfluß auch insoferne geltend machen, als sie am Eröffnungstage — es waren etwa zwanzig Säle einzurichten — fix und fertig dastand, ein Vorbild der Pünktlichkeit für all jene, die mit der Vorführung ihrer Arbeiten, äußerst schädigend für das gesamte Unternehmen, offenbar keinerlei Verantwortlichkeitsgefühl verbinden.

Die Entwickelung des produktiven kindlichen Betätigungsvermögens beginnt mit dem Kindergarten. Seit zwei Jahren städtisch, sind diese vortrefflichen Anstalten nicht auf dem früheren Umfange der Arbeitsleistung stehen geblieben. Nicht das Flechten geometrischer Muster bildet mehr den wesentlichen Teil, vielmehr werden diese, wenn sie schon als Arbeitsresultat auftreten, auch gleich praktisch verwendet. Weit wichtiger ist wohl der Ausbau eigener Vorstellungskreise, der durch das Modellieren wie durch die scheinbar spielerische Arbeit am Sandhaufen zum Ausdruck kommt. Das Kind formt, es baut und diesem Formen, diesem Bauen liegt ein bewußtes Wollen, kein zufälliges Zusammenwerfen von Formen zugrunde. Ist der Berg, die Straße, der Teich usw. gebaut, so vertritt ein weggeworfenes Streichholzbüchschen die Stelle des an der Straße, dem Teich, dem Berge liegenden Hauses. — Schreiber dieser Zeilen wohnt in einem Vorort Münchens, hart am Walde. Zur Zeit als Anemonen, Leberblümchen und Primeln blühten, die Knospenspitzen grün aus den Deckblättchen hervorschauten, sah er, das sind ein paar Jahre her, oft Nachbarskindern zu, die Tage damit verbrachten, auf dem Waldboden mit allerlei kleinen, zum Teil aus Wurzeln und Aesten selbst verfertigten Instrumenten, Wege zu ziehen, Beete, Bosquets usw. herzustellen, mit blühenden Blumen und kleinen Zweigen zu besetzen, allerlei bunte Kiesel aus der nahen Sandgrube als Einfassung zu verwenden, ja eines davon ging soweit, eine ganze Anzahl toter Maikäfer auf Holzklötzchen aufzuleimen und so eine Allee herzustellen, wie sie die alten Aegypter, mit Sphinx-Figuren besetzt, ihren Tempeln voranstellten. An anderen Plätzen wurden die toten Käfer der Länge nach aufgespießt, mit ausgebreiteten Flügeldecken auf einem Unterbau von Steinchen aufgestellt. Auf Befragen, was die Maikäfer denn bedeuten sollten, hieß es: Jetzt kommt dann bald der König mit einer Prinzessin heim und dann gibt's ein großes Maikäfer-Fest. Groß war der Jubel, als aus den Schutthaufen bei

einem nahe gelegenen Umbau ein von den Spänglern weggeworfenes Stück Weißblech ausgegraben wurde. Ich erfuhr die Neuigkeit alsbald und damit gleichzeitig, daß man nun einen Teich mit „silbernem Wasser“ und Spiegel für das Maikäferfest herstellen könne, nur sei es nicht möglich, mit gewöhnlichen Scheren das Blech zu zerschneiden — — —. An all das entzückende gärtnerische Schaffen, Bauen, Schmücken knüpften sich dann lange Erörterungen mit unzähligen „und“, aber von ganz unglaublicher Vorstellungskraft zeugend!! Das war natürliche, ungeschminkte Poesie. In den Tannenzweigen drüber sangen die Vögel und hoch über denen, am blauen Firmament, zogen große silbernleuchtende Wolken. Die Kinder hatten kein Anleitungsbuch mit „gesammelten Motiven“, wie sie zum Gebrauche der durch viele Schulen Hindurchgegangenen, von richtig beobachtenden Verlegern immer wieder in neuem Gewande geboten werden. Was sie da schufen, war viel geistreicher, viel schöner, als so manches ausgeklügelte Kunstwerk, an dem keine Spur von frischem, gesundem Empfinden mehr ist — — — — retournons à la nature!!! — Dieselben Kinder seien, sagte ein oder zwei Jahre später eine Unterrichtskraft, „sehr unaufmerksam und zerstreut“, so daß „leider“ der Stock mehr als einmal seine Wirkung habe müssen zur Geltung bringen. Ja — wer war nun da wohl der Irregehende unter ihnen? Bisher hat der Ernst der Schule, die Furcht vor all dem Schweren, was da dräut, dergleichen starke Form- und Gestaltungstriebe meist radikal vernichtet oder mindestens auf Jahre hinaus lahmgelegt. Muß das so sein? Nein, andere, bessere Wege müssen dieser Vorstellung und Arbeitskraft, dieser Freude am Schaffen angebahnt werden. Natürlich ist beim Kindergarten auch dem Spielzeug eine wesentliche Rolle eingeräumt. Es kann ja gut sein; oft aber, ja in recht vielen Fällen, besonders in den Kreisen der „Wohlsituierten“ ist es das nicht und immer dem gegenüber, was sich Kinder selbst mit festen Vorstellungen zu dem und jenem umschaffen, inferior, bietet es schließlich doch nur das Ergebnis einer Arbeitskraft, die ihren Witz, ihre Anschauung anzubieten versucht, also im ersten Moment wenigstens dem Kind fremd erscheint. Da ist der Sandhaufen, die aus einem Stück Holz gewordene Puppe, der Eisenbahnzug aus gereihten Steinen, alles selbst Erfundene, Gebaute, Gebildete hundertmal mehr wert. Freilich, wo gibt es in unseren Städten disponible Sandhaufen, wo Anlagen, in die solche Sandhaufen hineingehören, wo Rasenplätze, die von den Kindern betreten werden dürfen, ohne daß die in einem halben Dutzend Straf-Paragraphen vorgesehenen Uebertretungs-Bestimmungen in Anwendung kommen! Da gäb es für höchst notwendigen Erziehungsunterricht noch Stoff genug, um Kindern von tausend Wochen und darüber allerlei Belehrendes mitzuteilen.

Die erste Kindheit ist vorüber. Der Schuleintritt hat sich vollzogen. Schiefertafel, Griffel, Fibel — die Münchener haben eine von Hengeler illustrierte — treten in ihr Recht, gleichzeitig aber auch etwas anderes, das nun weiterbaut am kindlichen Vorstellungsvermögen. In hunderterlei Form bietet sich ihm Anregung durch die alltägliche Umgebung, durch das Leben auf der Straße, im Hause, durch den Markt, durch den Garten, durch unzählige andere Dinge. Auf diesen baut sich der nun einsetzende und durch die ersten Klassen der Volksschule fortgeführte Anschauungs-Unterricht auf. An ihm gewinnt die weiterhin in immer präziserer, eingehender beobachtender Weise sich äußernde produktive Kraft ihre richtigen Grundlagen. Alle lehrt er, die Augen richtig zu gebrauchen. Beim künftigen Handwerker bereitet er das stofflich richtige Sehen vor, dem Form- und Farbensinn-Begabten weist er, wenn auch nicht in betonter Art, die Wege zur künstlerischen Behandlung der Materie und dem genialisch Veranlagten erschließt er weit früher die Tore einer künstlerischen Welt als irgend eine andere Unterrichts-Methode es kann. Tatsachen sprechen! Wer die aufgelegten Bücher der verschiedenen Klassen durchblättert, wird in manchen der vorliegenden Blätter Arbeitsprodukte erblicken, gegen welche die Resultate sehr vieler Mittelschulen

nicht Stand halten, schon weil das geist- und sinnlose Kopieren nach gänzlich wertlosen Vorlagen hier ausgeschaltet ist.

Also an der Volksschule, deren völlige Absolvierung eigentlich die Grundlage allen Besuches höherer Schulen bilden müßte — keine Zeichen-Vorlagen, kein geisttötendes Ziehen gerader und krummer Linien und hieraus gebildeter geometrischer Figuren mit darauffolgender abscheulicher Bemalung mehr — nein, nein, die Sache entwickelt sich nicht auf so billige Art. Es handelt sich ja doch schon hier darum, selbständig denkende, mit ihren eigenen Augen sehende Menschen heranzuziehen. Ein Beispiel: Der Schüler geht täglich an entstehenden Neubauten vorüber. Er sieht das Gerüst, den allmählich aus dem Boden wachsenden Bau, die Mörtelpfanne, deren Inhalt und dessen Zubereitung, das Baumaterial, die damit hantierenden Menschen, ihre Hilfsmittel. Die Schule nun besitzt unter ihrem reichen Anschauungs-Material das, wie schon gesagt, durchwegs dem Alltagsleben entnommen, dem Kinde also vertraut ist, auch das in etwa einem Zwanzigstel natürlicher Größe oder noch größer ausgeführte Modell eines solchen im Werden begriffenen Bau-Objekts, mit allem was dabei in Betracht kommt. Die Werkzeuge sind samt und sonders vorhanden; die Löschung des Kalkes, das Wurfgitter für den notwendigen Sand, die richtige Bereitung des Mörtels ist plastisch wiedergegeben; der Betonklotz, aus dem das Bogenstück über der Türe, aus dem weiter der Fenstersturz gebildet ist, die Lagerhölzer, die Schienen, das vom Zimmermann aufgerüstete Dach mit teilweiser Eindeckung, Türgerüste und Türen, alles das ist, technisch einwandfrei hergestellt, vorhanden, auch das beim Münchener Bau-Handwerker niemals fehlende Abstinenz-Gegner-Zeichen, der Maßkrug, fehlt nicht. Die Kinder der ersten Klassen bekommen — eine unter vielen derartigen Vorführungen aus dem täglichen Leben — das alles zum Anschauen vorgesetzt. Sie erfassen die Form des ganzen, wie der Einzelheit, sie sehen aber noch etwas: die lebendige Hantierung. Und nun kommt die Erinnerungs-Uebung: Wie sieht das alles aus, was beginnen die am Hausbau betätigten Menschen? Das Mörtelweib schleppt ihre Last auf's Gerüst, die Steinträger beladen ihr Traggestell, die Maurer legen Stein auf Stein in die weiche Bindemasse, sofern sie sich nicht eben den Genuß einer Prise Schmalzler erlauben, dazu einen tiefen Zug zur Stärkung tun oder tiefsinnige Gespräche führen, der Zimmermann sägt oder er arbeitet mit dem Beil usw. Und die Kinder zeichnen, was sie gesehen. Wer bei diesen oft seltsam ausfallenden Darstellungen freilich nur die Unrichtigkeit sieht, wird der tieferen Bedeutung der Sache schwerlich auf den Grund kommen. Bei vielen, die auf die allerprimitivste Weise ihr Darstellungsvermögen betätigen, tritt doch, zumal unter dem Einflusse begabter Nachbarn allmählich eine wesentlich andere Auffassung ein. Es ist bald kein Herumtappen im Finstern mehr, sondern ein zunehmend zweckbewußter Gebrauch des Auges, ein sich mehrendes Erinnerungsvermögen, ein sich anbahnendes Verständnis für den Zweck und den Zusammenhang der Dinge. Das alles wird noch wesentlich gesteigert durch die im weiteren Verlaufe des Anschauungs-Unterrichts unternommenen Versuche der plastischen Nachbildung in Papier, Karton, Holz, Ton, die bereits den Begriff des flächenhaften Aneinanderschlusses, des Flächenzusammenhanges, also im Grunde genommen konstruktive Voraussetzungen in sich tragen. Natürlich ist vom Dozieren über derartige Dinge nicht die Rede, es sei denn, daß die Lernenden ganz von selbst auf derlei Fragen verfallen. Und was früge ein Kind nicht! Leicht ist es freilich auch nicht immer, eine Antwort in faßlichem Sinne zu geben. Gerade dieser Teil der Unterrichtsausstellung ist ganz außerordentlich interessant; er ist der Untergrund zu allem Nachfolgenden. Für die Kinder ist er eine Anregung, der sie, dem weitaus größeren Teile nach wenigstens, mit außerordentlichem Eifer folgen. „Hier wachen auch jene auf, die hinter den Schulbänken für faul, dumm oder nachlässig gegolten haben, ja, hier kommt es nicht selten vor, daß solche Schmerzenskinder ihre

mit besserem Gedächtnis ausgestatteten Mitschüler weit übertreffen und daß der Erfolg, das früher nie erfahrene Lob ihrer Lehrer sie herausreißt aus ihrem Traum- und Schlafleben, so daß sie nun auch ihrer Kopfarbeit mit wärmerem Herzen gerecht zu werden versuchen", — natürlich! Was etwa in ihnen schlummerte, wird mehr und mehr und ohne Zwang geweckt.

Das zunehmende plastische Sehen bildet nun nicht allein die Grundlage einer Menge von Erwägungen und Schlüssen, die mit der Ausbildung des Wahrnehmens im großen und ganzen im Zusammenhange stehen. Es bildet u. a. auch z. B. das richtige Sehen kartographischer Darstellungen heran und wird mithin ein außerordentlich wirksamer Hilfsfaktor beim geographischen Unterricht. Die Karte selbst wird Bild; der Schauende vermag sich aus ihr Vorstellungen aufzubauen über Bodenverhältnisse; sie ist nicht mehr bloß ein chaotisches Wirrsal von Namen, allerlei unregelmäßig eingezeichneten Linien und ungleichmäßig hellen oder dunklen Flecken, aus denen das geübte Auge Erhebungen und Senkungen zu erkennen vermag. Als Beispiel für die Praxis, bei der, wie in allen Schöpfungen des genialen Münchener Schulmannes auch wieder das pädagogisch so außerordentlich wichtige Prinzip der Selbsttätigkeit durchzufühlen ist, dient ein in nächster Nähe der Stadt befindlicher Landstrich: das Isartal von Pullach bis zu seiner Verflachung in der Nähe Münchens. Dahin richtet sich die Schülerwanderung. Am Naturobjekt selbst werden die nötigen Vorstudien gemacht, danach mit dem Sandkasten die plastische Darstellung versucht. Häuser, Bäume, Straßen, so gut es geht, in richtige Anordnung gebracht (wobei ein von Herrn Oberlehrer Held angefertigtes, äußerst instruktives Modell wesentlich zum Verständnis der Aufgabe mitwirkt). Aus dieser plastischen Darstellung wird nun weiter die kartographische Skizze abgeleitet, damit das Verständnis für die Herstellung geographischer Darstellungen geweckt, die allmählich verlangte eigene Lösung solcher Aufgaben vom Wesen der Kopie nach Atlasblättern befreit. Ueber den Bau der Gebirge und deren horizontale Projektion unterrichten wieder besondere Modelle. Zahlreich aufgelegte Schülerarbeiten geben auch hier einen guten Begriff davon, um wieviel wichtiger das Begreifen der Form ist, als das lang geübte schablonenhafte Nachbeten. — Eine andere nicht minder wichtige Seite des Unterrichts, die neben dem Erwerb von Kenntnissen auch für das Wahrnehmungsvermögen dadurch von höchster Bedeutung ist, daß nicht das Bild, sondern das Original und zwar soweit wie nur möglich das lebende Original vorgeführt wird, ist der Betrieb naturwissenschaftlicher Beobachtungen auf biologischer Grundlage, der einzige Weg, auf dem überhaupt wertvolle Resultate zu erzielen sind. Auch da spielt nicht das Dozieren die Hauptrolle, sondern die Anregung zum Beobachten, zur Wahrnehmung der charakteristischen Merkmale. Der nämliche Grundsatz gilt übrigens auch für die neuerdings an den Volksschulen eingeführten Lehrfächer der Chemie und Physik. Zwecks Erwerbung der nötigen Kenntnisse im Wesen des pflanzlichen Lebens besitzt jede Schule eine größere Sammlung von Topfpflanzen, an denen Studien über Fortpflanzung, über Ernährung, über günstige und schädliche Wirkung anderer Organismen, über Lichtwirkung usw. gemacht werden. In der Ausstellung selbst ist ein reizend angelegter Schulgarten, wie er tatsächlich bei manchen Schulen existiert, als praktisches Uebungsfeld für dergleichen Studien vorhanden. Inwieweit sich freilich solche Betriebe in der immer enger verbauten, von Ausdünstungen aller Art durchzogenen Stadt zu halten vermögen, bleibt eine offene Frage. — Aquarien und Terrarien geben für einen Teil der animalischen Welt das gleiche Beobachtungsgebiet wie es die Pflanzen für die floreale tun. Schlangen, Kröten, Eidechsen, Molche, lebende Fische, Salamander usw. — — — ein Reichtum ohnegleichen eröffnet sich da dem forschenden Auge. Hat München endlich den langersehnten zoologischen Garten, dann wird manches am lebenden Wesen studiert werden können, wofür vorerst noch das aus-

gestopfte den Dienst versehen muß. Der menschliche Organismus ist, sehr zum Unterschied von nicht münchenerischen Schulen, wo durch Herausstrennen der einschlägigen Seiten aus dem Unterrichtsbuche dies Kapitel als verbotene Frucht gekennzeichnet wird, nicht mit Stillschweigen übergangen. Er steht, wie es jedem Vernünftigen selbstverständlich sein muß, als Glied der Entwicklungsreihe an dem Platze, wo er hingehört. Zahlreiche Insektenpräparate endlich, die, hoffentlich für die Zeit des Insektenlebens wenigstens, künftig auch durch lebendes Material ersetzt werden, zeigen die wesentlichsten Momente dieser reichen Welt, — und zahlreiche Schülerhefte mit Zeichnungen, die ebenfalls aufgelegt sind, — das ist wohl das wichtigste —, daß sie einem Unterricht entsprangen, der die rechten Saiten anzuschlagen weiß.

Daß Chemie und Physik an der Volksschule nach langem Kämpfen als Lehrfächer eingeführt sind, wurde schon gesagt, weiter, daß auch hier das Prinzip der Selbsttätigkeit als Leitmotiv auftritt. Es sei gestattet, dies Kapitel zu übergehen, dagegen aber noch eine der größten Errungenschaften der Münchener Volksschule in Kürze zu berühren, den Zeichenunterricht. Die Münchener Resultate auf diesem Gebiet zählen Dank dem seit 1908 erfolgten völligen Bruche mit anders gearteten Maximen und der Substituierung gesunder, dem Wesen der Sache entsprechender Prinzipien, mit zum Besten, was auf diesem Gebiete überhaupt geleistet wird. Es ist der siegreiche Durchbruch der Erkenntnis, daß die Universalsprache, vor allem der Technik, „Zeichnen" heißt. Kerschensteiners Verdienste in dieser Richtung richtig würdigen zu wollen, kann nicht Aufgabe dieser Zeilen sein; aber ein ernstes Dankeswort auszusprechen sei erlaubt. Was er hier begonnen hat, ist den schon heute vorliegenden Resultaten nach von weitaus größerer Bedeutung für Kultur, Kunst, Handwerk und Industrie als was die zahlreichen Schwankungen der „Hohen" Kunst zu bewirken vermochten. Die Reorganisation begann eben hier von innen heraus, ab ovo. Deswegen greift ihre Wirkung weit stärker in die ganze Gestaltungswelt des schaffenden Volkes ein, als Auffassungs- und Stilschwankungen es zu tun vermochten; diese bleiben, in ihren Nuancierungen vor allem, ohne starken Einfluß. Hier nun wird von Grund auf und naturgemäß gebaut, jedoch unter steter Beobachtung anderer, für das Leben der Nation ebenso wichtiger Faktoren. Darin liegt die außerordentliche Bedeutung des ganzen Vorganges. Er berührt nicht bloß die Oberfläche, er geht von Grund aus. Die daraus sich ergebende Methode ist aus der Erkenntnis des menschlichen Seins abgeleitet, nicht aus erklügelten Vorschriften. Kerschensteiner zeigt sich als Psychologe ebenso groß wie als Organisator. Offenkundig wird das ja alles erst sein, wenn die breiten Massen der Nutznießer als arbeitende Männer ihrem Leben das Vortreffliche der errungenen Anschauungen dienstbar gemacht haben werden und einer Blüte vieler Verhältnisse damit vorarbeiten, von der wir heute Lebenden noch keine rechte Vorstellung haben. Auch das ist nur ein Bruchteil des reichen Lebens dieses außerordentlichen Mannes, denn was er weiter in jenen Anstalten, die wohlvorgebildeten Volksschülern ihre Tore öffnen, der Fortbildungs- und der Gewerbeschule, zustande gebracht hat, sind Leistungen, denen das gesamte Ausland mit Achtung und Bewunderung gegenübersteht. Darauf wird noch zurückzukommen sein.

Der eigentliche Zeichenunterricht beginnt mit der fünften Klasse. Reihenweise sind auf großen Tischen die schlichten Leinwandbände ausgelegt, deren Inhalt, der Klassenhöhe in aufsteigender Weise entsprechend, Zeugnis davon ablegt, was alles an gesunden Anschauungen geweckt, frühzeitig ohne Belastung der Lernenden großgezogen werden kann, wenn die Kraft, die solches veranlaßt, selbst auf einem der Natur der Dinge entsprechenden, gesunden Standpunkt stehend, nicht davor zurückschreckt, im Interesse des Besseren mit dem bisher unbezweifelt Gültigen zu brechen, die neue Arbeitsschule an Stelle der uralten Lernschule zu setzen und damit unbegan-

gene Bahnen zu erschließen. Das lehren diese äußerlich unscheinbaren Bände, das lehren die an den Wänden ringsum aufgehängten Arbeiten, deren letzte Ausläufer, die von Schülern der Zentralklasse verfertigten Blätter, sich als ganz außerordentliche Leistungen qualifizieren. — Man hat vorgreifend das neue Jahrhundert als das „Jahrhundert des Kindes" bezeichnet, weil endlich die Stunde gekommen zu sein scheint, wo die Psyche des Kindes, so wie sie ist, gewürdigt, weil endlich selbst von weniger hervorragenden Köpfen eingesehen wird, daß diese Psyche kein Teig ist, der sich ungestraft in jede beliebige Form füllen läßt, um dann nach Anwendung aller möglichen Zubereitungsrezepte zum Schlusse brauchbare Menschen zu liefern. Jahrhundert des Kindes! Sage man etwas erweitert „der Jugend", im Gegensatz zu allem, was das Leben der Entwicklungsjahre bereits nach unumstößlichen, seit unendlichen Zeiten schon bestehendem Schema in feste Form zu schlagen versucht! Wird einst dieser Teil der menschlichen Entwicklungsgeschichte geschrieben werden, dann trägt einer der gewaltigsten Pfeiler neben dem Namen Pestalozzi einen andern: „Kerschensteiner".

Weiß München eigentlich, was es verloren hätte, wenn diese Kraft ausgewandert wäre?

Der Einblick in die Notwendigkeiten der Erziehung, von so hohen Gesichtspunkten aus erschlossen, ist nur ganz wenig Auserlesenen beschieden!

Es würde zu weit führen, sollte hier der ganze Entwicklungsgang des Zeichnens im einzelnen verfolgt werden. Er fußt auf dem schon wohlvorbereiteten Boden, läßt alle geisttötenden Uebungen, die man so gern als „Grundlagen" bezeichnet — sie sind ja noch vielfach im Schwang — beiseite, gibt dem Schüler Darstellungsmittel, die früher als der letzte Punkt der Vollendung galten, die Farbe, gleich von Anfang an die Hand und führt ihn von den einfachsten Naturformen zu immer vielseitigeren Gebilden, von der flächenhaften Darstellung allmählich zur körperhaften. Er führt weiter ein in das Studium der räumlichen Verjüngung, ebenso wie in die Verwendung von Linien- und Farbfleckkombinationen, am Käfer, am Schmetterling usw. gesehen, zur dekorativen Verwendung, also wiederum zur selbständigen Verarbeitung. Eine ungeahnte Fülle von frühzeitig geweckter Beobachtungsgabe ist das Resultat; gewiß steht mancher weit Aeltere, dem solches nicht beschieden war in seinen Schuljahren, etwas verblüfft diesen Dingen gegenüber, die sich schon heute, fünf Jahre nach dem Beginn dieser gründlichen Umwälzung in ganz außerordentlichem Maßstabe entwickelt haben. Wie wird sich das alles anlassen, wenn dieser enorme Fortschritt als etwas selbstverständliches angesehen wird? — — — Mit dem siebenten und achten Schuljahr der Knabenklassen sind seit einigen Jahren Holz- und Metallverarbeitungswerkstätten verbunden, Parallelerscheinungen zu den in Nordamerika schon längst bestehenden manual training classes, deren Einführung an unseren Gymnasien dringend zu wünschen wäre, schon mit Rücksicht darauf, daß nicht alle gelehrten Berufszweige der manuellen Geschicklichkeit zu entraten vermögen und der Schläger für den Studenten das Instrument ganz gewiß nicht ist, womit der Mechanismus der Hand an feinere Manipulationen gewöhnt wird. Bekannt genug ist es ja, wie außerordentlich ungeschickt, um nicht einen stärkeren Ausdruck zu gebrauchen, sich außerordentlich viele Studenten anstellen, sowie die Forderung geschickten Zufassens im Laboratorium, am Krankenbett, bei so und so viel anderen Gelegenheiten, an sie herantritt.

Schade, daß das Gebotene bloß während der Dauer einer Ausstellung zusammengefaßt der Oeffentlichkeit und denen speziell gezeigt wird, die sich mit der Sache beschäftigen. Darbietungen dieser Art würden zum mindesten mit gleichem Recht in einem ständigen Museum unterzubringen sein wie irgendwelche anderen Resultate der Kulturgeschichte. Sie geben im ausgesprochensten Sinne, was die

moderne Wissenschaft aufs intensivste beschäftigt, was Untersuchungsmethoden groß gezogen hat, die anderen Epochen weniger oder gar nicht bekannt war: „Entwicklungsgeschichte". Warum soll nicht mit der Entwicklung von heute, vorausgesetzt, daß die weiter zurückreichenden Reihen sich nicht aufstellen ließen, der Grund zu einem dauernd bedeutsamen Bilde betitelt „München 1908" gelegt werden, das sich hoffentlich auch in aller Zukunft der Wirkung jenes guten Sternes erfreut, der jetzt im Erziehungswesen über ihm leuchtet? Zürich hat, eingedenk der tiefen Bedeutung seines vor hundert Jahren tätigen edlen Mitbürgers und großen Pädagogen sein „Pestalozzi-Stübchen". Warum sollte München, das die Ideen des Schweizers in hohem Sinne weiter entwickelt sieht, nicht seine „Kerschensteiner-Stube" haben? Sie müßte freilich ausgiebig an Raum bemessen und nur von denen gebaut, mit Bildwerk geziert, mit Malerei geschmückt, nur von denen mit aller Ausrüstung versehen sein, die der Segnungen neuer Anschauungen selbst als Schüler teilhaftig geworden sind.

Was hier über die neuzeitlich organisierten Münchener Schulen gesagt wurde, kommt zunächst einem großen Teil der männlichen Jugend zugut. Der weiblichen Erziehung, diesem durchschnittlich in mancher Länder Regierung nicht recht ehrenvollen Kapitel, ist nicht mindere Bewertung zuteil geworden. Der Anschauungs-Unterricht ist natürlich nicht anders als bei den Knaben, die Kenntnis der biologischen Verhältnisse wird auch da unverkürzt geboten, bei der Pflanzenkunde aber sogar erweitert, einesteils durch Anleitung zur Blumenkultur (3. und 4. Klasse), durch die jährliche Verteilung von zehntausend Blumenzwiebeln, anderseits durch die intime Bekanntmachung mit allen pflanzlichen Organismen der außerordentlich instruktiv angelegten Schulgärten. Die Ausstellung enthält einen solchen. Daß allen Sparten weiblicher Arbeit auf dem Gebiete der Textilien weitgehendste Beachtung geschenkt wird, braucht kaum erwähnt zu werden. Auch hier tritt die beim Zeichnen gewonnene Anschauung ins Gebiet der praktischen Verwendung. Mit den obersten Klassen ist ein wöchentlich vierstündiger Unterricht in der Schulküche verbunden, der dem Geiste des Ganzen entsprechend sich nicht auf den Kochtopf allein bezieht, sondern allen damit in Verbindung tretenden Ueberlegungen chemischer, physikalischer und physiologischer Art entgegenkommt, selbständiges Arbeiten in die richtigen Wege leitet. Der Gedanke, daß die künstlerische Bewegung schließlich immer das Salz des Lebens bleibt, ließ beim weiblichen Unterricht endlich die Pflege des Mädchen-Reigens und der Mädchen-Singspiele einbeziehen, die den Turnspielen der Knaben entsprechen und, vielleicht, die Erreichung des Wunsches nach Coëdukation reifend', auch einmal dazu führen, den Verkehr der Geschlechter im tagtäglichen Leben dem Schönen zuzuwenden. Noch ist die Erfüllung aller Gedanken, die sich mit der Erziehung zum Leben als Bürger, als Bürgerin und zum Genusse des Lebens im höheren Sinne verbinden, nicht Wahrheit geworden, aber ein großes Feld ist der Sache bereits erobert. Damit wird den Ideen des großen Schweizers zur Weiterentwickelung verholfen, „der Unterricht eines Tages zu jener Kunst geworden sein, die lediglich dem Haschen der Natur nach ihrer eigenen Entwickelung Handbietung leistet" und „Natur und Kunst im Volksunterricht so innig vereinigt, als sie jetzt gewaltsam von einander getrennt sind."

Maria-Eich-Planegg. Berlepsch-Valendàs.

Politische Rundschau.

Harden.

Wie man hört, veröffentlicht Maximilian Harden in der Zukunft seit dem Abbruch des Meineidsprozesses gegen den Fürsten Philipp von Eulenburg unausgesetzt Artikel, in denen Material gegen den Fürsten vorgebracht und breitgetreten wird. Nicht einmal das Heft, in dem der Herausgeber der Zukunft die zehnte Wiederkehr von Bismarcks Todestag zu würdigen hatte, blieb von der komischen Materialiensammlung verschont, und doch hätte es schon das Andenken an den geschäftlichen Segen aus den Friedrichsruher Gesprächen erfordert, daß der großen Politik wenigstens dies eine Mal Ruhe gegeben würde. Die Zeitungen, die trotz des Ausschlusses der Oeffentlichkeit von dem Gange des Berliner Prozesses weiß Gott genug haben erzählen können, geben sich noch die Mühe, Einzelheiten aus den Hardenschen Artikeln abzudrucken, zur Freude des Mannes, dessen Persönlichkeit bei der Verhandlung vor dem Schwurgericht so völlig in den Hintergrund gerückt war und der nun, dem Knaben gleich, der Disteln köpft, lärmt und lärmt, damit die Augen der Welt sich wieder auf den Patrioten wider Willen lenken. Nun, die Zeitungen werden schon noch dahinterkommen, daß unsere Zeit andere Aufgaben hat, als sich um den Schwindel zu kümmern, welchen der durch zwei Starnberger Fischer rehabilitierte Herr Harden verübt. Denn wie soll man es anders nennen, was er betreibt? Jetzt ist seine klägliche Haltung im zweiten Moltke-Prozeß vergessen und die schwere Krankheit, die Herrn Harden damals beinahe an den Rand der Vernehmungsunfähigkeit gebracht hatte (ein Mann der die Zukunft liest berichtet, daß Harden die Trombose Eulenburgs für Simulation erklärt). Jetzt ist vergessen, daß Herr Dr. Magnus Hirschfeld, der wissenschaftliche Geschäftsführer der deutschen Homosexuellen vor der Berliner Strafkammer sich selbst, seine Sachverständigenaussagen und seine wissenschaftliche Ueberzeugung revoziert hatte. Vergessen, daß Herr Kolonialstaatssekretär Dernburg von Harden angepöbelt worden ist, wie wenns ein diebischer Neger aus den Südstaaten wäre, weil Dernburg sich nicht bereitgefunden hatte, den Vergleich, ja den Vergleich anzubahnen zwischen dem zu Kreuz gekrochenen Vater des Vaterlands und dieser jämmerlichen normwidrigen Gesellschaft. Und weil das alles vergessen ist, so mag daran erinnert werden, mit welchem Eifer vor der Strafkammer der Herr Liman alles Gravierende von seiner ersten eidlichen Aussage wider Eulenburg weginterpretiert hat, so daß gar nichts mehr übrig blieb von dem Kinädengerede. Und daran mag erinnert werden, wie fein und zart Harden selbst vor der Strafkammer das Wort „Kinäde" gedeutet hat. O, es hatte gar nichts mehr zu bedeuten, dieses Wort. Den Vergleich wollte man haben und, hätte man ihn haben können, so könnte Harden keine Artikel mehr über Eulenburg schreiben. Aber das Schicksal hatte es anders beschieden: an Harden liegts nicht, daß er jetzt so herrlich dasteht wie je. Er hat nichts Gewisses gewußt von den widerlichen Geschichten am Starnbergersee, außer etwa das, was in München seit Jahrzehnten die Spatzen von den Dächern pfeifen. Riedel und Ernst, diese altbayerischen Kern- und Kraftnaturen sind es, die Maximilian Harden seine politische Reputation wiedergegeben haben. Hätten die beiden armen Kerle nicht zugegeben, daß vor einigen zwanzig Jahren der jetzige Fürst Eulenburg Schmutzereien mit ihnen getrieben hat, — kein Primaner würde den Zukunft-Mann heute noch beehren.

Nun soll der Mensch sich immer freuen, wenn irgend einmal das Recht so ganz unerwartet siegt, wie das in Sachen Eulenburg schließlich geschehen ist. Gewiß: wir waren alle ein Stück Weges mit Isenbiel gegangen, als er im Plaidoyer gegen Harden den Fürsten über Gebühr pries, und auch diejenigen, welche vom Spinatgärtl länger wissen, als Herr Harden, waren froh, daß die schmutzigen Gerüchte über den Freund unseres Kaisers abgetan sein sollten. Sie waren aber auch so vernünftig, mit Isenbiel zusammen die notwendige Schwenkung zu machen und den Fürsten Eulenburg aufzugeben, als feststand, daß dieser Mensch, um sich zu retten, nicht nur einen Meineid geleistet, sondern auch seine Intimsten schmählich preis-

gegeben hat. Er ist erledigt. Politiker haben ihn niemals ernst genommen. Den Diplomaten galt der Diplomat Eulenburg als lustige Person. Reichskanzler Fürst Bülow hat schon als Staatssekretär die Unzuverlässigkeit und Lethargie Eulenburgs gekannt und beklagt. Nur der Kaiser hielt zu ihm. Er wußte nichts von seiner Vergangenheit auf dem Felde normwidrigen Geschlechtsempfindens, ihm gefiel der gebildete, feinbesaitete, in allen Künsten geschickt dilettierende Causeur. Es mag auch sein, daß die feminine Weltfriedensmeierei (hierzulande nennt man dies Romantik), die der Art Eulenburgs entsprach, dem Kaiser einmal imponiert hat. Schließlich aber wird wohl gerade der Gegensatz, in dem Eulenburg zu den Verantwortlichen des Kaisers stand, seine Position beim Monarchen befestigt haben. Es ist lächerlich, da gleich von Kamarilla zu sprechen; vielmehr sollte jedes Kind wissen, daß es in der Psychologie der konstitutionellen Monarchie tief begründet ist, wenn der Träger der Krone, aus dynastischen und menschlichen Erwägungen, sich mit Leuten umgibt, die ganz unabhängig sind von den verfassungsmäßigen Gegengewichten der Monarchie und die sich daher leicht als Leibgarde der Person und des Horizontes ihres Fürsten auftun können. Schade, daß an der Spitze dieser Leute so lange ein Philipp Eulenburg gestanden ist: schade für den Kaiser.

Aber was hat das mit Harden zu tun? Was hat Harden mit dem Kaiser, mit Deutschland zu schaffen? Nichts. Er mag sich aufspielen wie er will: er liegt weitab von den Mächten, die unsere Zukunft bestimmen. Es war einmal der Herold des in Einsamkeit grollenden ersten Reichskanzlers; er war — Gott sei's geklagt! — der Handlanger des großen, pathetischen Zorns, den Bismarck gegen alle empfand, in denen er seine Besieger sah. Aber er soll sich auch damit begnügen, den Handlanger dieses Zornes zu mimen. Denn das hat sein Geschäft begründet. Will er mehr, so mag ihm gesagt sein, was ehrliche Deutsche über diese Angelegenheit denken: wie es ein Stück der bitteren Tragik von Bismarcks Ende war, daß dieser Mann gerade an Harden geraten ist, wie es das Bild des Toten trübt, wenn Harden allzuviel aus dem engsten Kreise des Kanzlers erzählt, wie höchst peinlich es für die Anständigen gewesen ist zu hören, daß ausgerechnet Maximilian Harden an der welthistorischen Flasche Steinberger Kabinett partizipiert hat. Dabei nimmt diese Legende niemals ein Ende; man weiß, daß Harden seit Bismarcks Tod an einer gewissen Hypertrophie seines auf Bismarck bezüglichen Gedächtnisses leidet, und das ist das Unglück: Der Tote kann nicht mehr aufstehen und rufen: Glaubt ihm nur nicht alles, es ist ein bißchen anders gewesen. Es war ein Fehler Bismarcks, sich diesen Gast an seinen Tisch zu setzen, und an den Folgen dieses Fehlers laborieren wir heute. Denn — um es zu wiederholen — was hat Herr Harden mit dem Kaiser, was hat er mit Deutschland zu schaffen? Keiner hat den jungen Kaiser heftiger, boshafter und vorsichtig-schlauer bekämpft, als Harden. Keiner hat die deutsche auswärtige Politik so konsequent, so prinzipiell, so frivol lächerlich gemacht wie Harden. Keiner ist in der inneren Politik so ziel- und gesinnungslos umhergeschwommen wie Harden. Er hat die Sozialdemokratie und den Bund der Landwirte, er hat Schutzzöllner und Freihändler, Juden und Antisemiten, Zentrum und Liberale protegiert und angegriffen, und seine furchtbarste Waffe waren und blieben die Privatbriefe. Ueberall galt er als ein unbehaglicher, unbequemer Kritiker, vor dessen Arsenal man bis hoch hinauf höllische Angst hatte (denn was er wußte, war die Weisheit verbitterter Pensionisten und unvorsichtiger Bewunderer!). Jetzt gelüstete es ihn nach positiven Meriten. Seine Zuträger brachten ihm Steine und Mörtel, und dann zielte er auf einige uniformierte Herren, die im goldenen Buch der Berliner Kriminalpolizei seit vielen Jahren mit ehernen Lettern verzeichnet stehen. Der Kronprinz hört von der Sache, zieht sich Handschuhe an, liest die Zukunft und bringt den Skandal vor den Kaiser. Für Harden war es nur ein Skandal. Denn er ist einer patriotischen Handlungsweise nicht fähig. Sein Naturell ist dagegen. Wer es fertig

bringt, die Geschichte von dem Kronprinzen in der Zukunft unzähligemale herzuleiern, dem ist es nur um den Skandal zu tun und um das Geschäft aus dem Skandal. Nun, der Skandal ist seinen Weg gegangen. Niemand hat mehr ein Recht, zu sagen, daß die Gerichte ihre Pflicht versäumt haben. Es ging langsam, aber es ging. Und Eulenburg ist erledigt, ob nun der Prozeß noch zum Abschluß kommt oder nicht.

Was will also der Mann da im Hintergrund, der jede Woche einen Artikel für sich selber schreibt oder schreiben läßt? Die Sache ist noch vor dem ordentlichen Richter. Den Angeklagten, den Harden denunziert hat (es ist, wie gesagt, nicht schade darum) bringt keine Gunst in die Höhe zurück. Was will also der Mann im Hintergrunde noch, wenn er in seiner qualvoll geschwollenen Weise die Geschichte des Schwurgerichtes, das ihm — seltsam! — das Weltgericht dünkt, ewig rekapituliert, wenn er unentwegt mit Steinen wirft auf einen, der schuldig am Boden liegt? Es ist nicht nötig, daß Harden sich in der Sache noch bemüht; sie ist in guten Händen. Er hat das Verdienst, eine sehr ekle Angelegenheit ans Tageslicht gezerrt zu haben. Er hat dem Gericht den Missetäter übergeben. Das mag ehrenhaft und richtig sein: jedenfalls war es Staatsbürger-Pflicht. Aber es ist widerlich anzusehen, wie die Denunziation eines Verbrechers den Stoff zu einem unaufhörlichen Heldenlied auf den Denunzianten, gedichtet und gesungen von dem Denunzianten, abgeben muß. Wir wissen genug von Eulenburg und Harden. Wir wollen nichts mehr von ihnen wissen.

München — Paul Busching.

Die Sozialdemokratie und der Staat. Auf dem Nürnberger Parteitag der Sozialdemokraten wird es wieder eine heftige Auseinandersetzung zwischen Nord- und Süddeutschen geben. Diesmal handelt es sich nicht um revisionistische Theorien, sondern um eine praktische Revolution: die Vertreter der süddeutschen sozialdemokratischen Landtagsfraktionen haben zu Pfingsten sich dahin geeinigt, in Zukunft das Budget nicht mehr prinzipiell abzulehnen. Infolgedessen haben die badischen Sozialdemokraten bei der Gesamtabstimmung über das Budget Ja gesagt, und ebenso hat die sozialdemokratische Fraktion des bayerischen Landtags das Finanzgesetz angenommen, und auch in Württemberg werden die Sozialdemokraten desgleichen tun. Begreiflich ist es, wenn die Zustimmung zum Budget noch mit allerlei Verklausulierungen geschieht: man bekämpfe das System nach wie vor, aber man wolle durch die Bewilligung bekunden, daß fortschrittliches Wahlrecht und soziale Fürsorge des Staates von den Sozialdemokraten gewürdigt werden usw.

Die Bedeutung der Schwenkung bei den süddeutschen sozialdemokratischen Parteien ist sehr groß. Dies erkennt man am besten aus dem geradezu unmäßigen Zorn, der den Vorwärts in Berlin ergriffen hat. Der Vorwärts freilich — dies echte Kind des preußischen Polizeisystems — kann es nicht verstehen, daß den süddeutschen Brüdern die fade Farce der Ablehnung des Budgets längst zuwider geworden ist, daß Parteien, die neun Monate lang über das Budget reden und daran herumkritisieren, allmählich keine appetitliche Entschuldigung mehr zu finden vermögen für die alte Lübecker Demonstrationsresolution. Die süddeutschen Sozialdemokraten haben sehr verständig gehandelt. Seit Jahren wird ihnen vorgehalten: Wer die Mittel zum Regieren und Verwalten versagt, hat in Regierung und Verwaltung nicht hereinzureden. Besonders das Zentrum hat mit diesem Argument, auf das allein sich die Sage von dem revolutionären Charakter unserer fürtrefflichen bayerischen Sozialdemokratie schließlich noch stützen konnte, wirkungsvoll agitiert. Nun ist es nichts mehr mit der „ewigen Negation". Die Sozialdemokratie nimmt das Budget an; sie ist also staatserhaltend geworden. Damit ist ihre Stellung zur Regierung grundsätzlich verändert und das wird zunächst den in Baden bevorstehenden Wahlkampf zwischen Großblock und Zentrum wesentlich beeinflussen. P. B.

Verantwortlich: Paul Nikolaus Cossmann in München.
Nachdruck der einzelnen Beiträge nur auszugsweise und mit genauer Quellenangabe gestattet.
Kgl. Hof-Buchdruckerei Kastner & Callwey.



SÜDDEUTSCHE MONATSHEFTE V. 10. DAS URBILD ZU HEBBELS „JUDITH"

Das offene Tor.

.. Ein Wiener Roman von L. Andro.

Mathilde lag, wie es ihre Gewohnheit war, lang ausgestreckt auf ihrem Sofa, ohne etwas zu tun, ohne etwas zu denken, ohne auch nur zu träumen; sie schreckte erst auf, als das Stubenmädchen ihr eine Karte brachte.

„Hans Meuselin!", rief sie, „Jesus, aber das ist ja nicht möglich!" Und sie sprang eilig auf und eilte in den Salon. Es störte sie nicht, daß ihr weißes Peignoir — es war aus einem pensionierten Kostüm der Elsa von Brabant gefertigt — nicht mehr ganz sauber war und Brust und Arme in verschwenderischer Weise frei ließ. Ihr langes blondes Haar hing aufgelöst bis an die Kniee herab, sie fand das angenehm ausruhend. Zu Hause liebte sie es bequem zu sein und über ihre Erscheinung nicht weiter nachdenken zu müssen.

Drinnen stand der riesige Schwabe, ein wenig gedrückt und scheu, sein Gesicht hellte sich aber sofort auf, als er Mathilden gewahrte. Sie streckte ihm beide Hände entgegen. „Wie kommen Sie daher? Mein Gott, wie wir uns vor fünf Jahren Adieu gesagt haben, hätt' ich nicht gedacht, daß ich Sie hier wiedersehen würde!"

„Sie werden mich jetzt sogar öfters hier sehen!" sagte Meuselin vergnügt. „Ich bin jetzt nämlich Ingenieur bei einer hiesigen Elektrizitätsgesellschaft geworden, zwölfhundert Gulden Gehalt: ein Krösus, nicht wahr? Aber reden wir jetzt von Ihnen. Na, Sie haben Karriere gemacht! Hier sollen die Leute ja ganz verrückt mit Ihnen sein. Gestern hätt' ich Sie gern als Elisabeth gehört — aber es war nicht ein Billet mehr zu kriegen."

„Hören's mir auf mit der verflixten Kunst", sagte Mathilde wehmütig. „Sie haben keine Idee, wie mir die manchmal zuwider ist. Ich bin auch viel zu faul dazu — wie haben Sie immer gesagt? — indolent. Manchmal krieg' ich etwas wie Ehrgeiz. Aber dann ist mir alles wieder egal."

Meuselin schüttelte zornig den Kopf. Er kannte diese Stimmungen noch von früher her, von der kleinen süddeutschen Stadt, wo Mathilde als Anfängerin frisch vom Konservatorium weg engagiert war. Er war ein Freund des dortigen Kapellmeisters gewesen, dessen Geliebte Mathilde wurde. So war zwischen ihm und Mathilden eine Art Freundschaft zustande gekommen, ein kleines Schutz- und Trutzbündnis, das dauerte, bis Mathilde ihren Wirkungskreis mit einem größeren vertauschte. Von dort kam sie dann in eine erste Stellung in ihre Vaterstadt. Außer durch Zeitungsnotizen hatte Hans Meuselin schon lange nichts mehr von ihr gehört.

„Plagen muß man sich, wenn man oben bleiben will", sagte Mathilde seufzend. „Grad' jetzt erwart 'ich meinen Korrepetitor — den Renatus Feyertag. Auch so ein Springinkerl, ein verrucktʼs!"

„Was!“ schrie Meuselin mit seinem machtvollen Baß. „Den Feyertag? den Renatus Feyertag, der die zweiundzwanzig schottischen Lieder komponiert hat?“

„Ja, mir scheint, er hat was komponiert“, sagte Mathilde. Er hat einmal so was gesagt. Eine Menge Sachen — ich kenn' sie natürlich nicht und die andern Leut' auch nicht.“

„Die kennt Ihr hier nicht!“ rief Meuselin. „Ja, seid Ihr denn hier bei den Hottentotten? Das Genialste, was in den letzten zwanzig Jahren komponiert worden ist! Was singen Sie denn eigentlich, wenn Sie in einem Konzert auftreten — wenn ich fragen darf?“

„Na, hören Sie!“ sagte Mathilde. „Novitäten auch noch! Da möcht' das Publikum schön schauen bei einer Wohltätigkeitsakademie! Ich sing' immer die junge Nonne, die Forelle und Gretchen am Spinnrad — das ist schön, das ist von Schubert, das ist effektvoll — und die Leut' kennen's schon und brauchen sich nicht weiter anzustrengen.“

„Und so redet eine Künstlerin“, sprach Hans ergrimmt.

„Ach Gott, Künstlerin“, sagte Mathilde, „Sie wissen doch selber. Ich bin Sängerin geworden, weil ich Stimme habe und hübsch bin — sonst wär' ich vielleicht ein Ladenmädel irgendwo in der Stadt. — Uebrigens, der arme Feyertag könnts brauchen, daß man ihn protegiert. Die Katzi meint's auch“.

„Wer?“

„Die Katzi. Ach so, Sie kennen meine Schwester nicht? Richtig, sie war ja damals nicht mit mir. Also die Katzi hat schon oft versucht, dem Feyertag auf irgend eine Weise etwas zuzuschanzen. Sie ist sehr schlau in diesen Sachen — aber er hats immer bemerkt, er nimmt nichts“.

In diesem Augenblick ging die Tür auf und ein kleiner Mann in einem abgeschabten Samtanzug trat ein. Mit seinem scharfen stechenden Blick musterte er den jungen Schwaben, stellte sich dann vor ihm auf und schrie: „Feyertag!“ Dann wandte er sich, ohne die Vorstellung des andern abzuwarten, an Mathilde und sagte: „Wir müssen heute den zweiten Sieglinde-Akt durchnehmen. Der war gestern unterm Hund.“

„Waren Sie gestern in Tannhäuser?“ fragte Mathilde, die sofort die Haltung eines geprügelten Kindes annahm, als Renatus ins Zimmer trat.

„Ja. Sie haben sechsmal falsch gesungen. Es war zum Steinerweichen. Ich begreife ein Publikum nicht, das nach einer solchen Leistung applaudiert. — Vorwärts, vorwärts jetzt. Ich bin nicht zum Schwätzen hergekommen. Machen Sie sich erst Ihr Haar zusammen, das verfluchte Zeug bleibt einem ja überall hängen.“

Er entfernte wütend einen langen feinen goldenen Faden von seinem Rockärmel und Mathilde bog mit einer Bewegung, die außerordentlich schön war, ihren Oberkörper zurück, wand ihr langes blondes Haar zusammen und steckte es im Nacken mit einer Nadel fest, die ihr Kleid vorn

zusammengehalten hatte. Das fiel nun ganz auseinander und gab den Anblick des blütenweißen etwas zerrissenen Spitzenhemdes frei und des lachsfarbenen nicht mehr ganz tadellosen Seidenjupons.

„Machen Sie Ihr Schlafkleid oder wie das Zeug heißt, ordentlich zu“, knurrte Renatus. „Und der fremde Herr da ist wohl so gütig und läßt uns ungestört arbeiten“.

„Könnte er nicht dableiben?“ fragte Mathilde ganz schüchtern. Er ist auch Musiker und . . .“

„Wollen Sie jetzt studieren oder sich produzieren?“ rief Renatus zornig. „Zum Studieren bin ich da — zum Produzieren nicht.“

Nun riß auch Mathildens Geduld und sie begann aufzubegehren. „Der Herr ist ein alter Freund von mir und wenn ich nichts dagegen habe, mir vor ihm Ihre Grobheiten gefallen zu lassen . . .“

„Ich bin nicht für Ihre Primadonnenlaunen da, sondern zur Arbeit“, schrie Renatus. „Adieu“. Er stürmte zur Tür, blieb aber plötzlich stehen.

Hans Meuselin, das Kampfobjekt, hatte sich ans Klavier gesetzt. Mit geübten Fingern griff er ein paar Akkorde und setzte dann mit seiner warmen Baßstimme ein. Es war des Renatus fünftes schottisches Lied, der Gesang des Armen Narren auf der Haide. Ernst und seltsam klang es durch den Raum. Renatus stand wie angewurzelt. Es war zum erstenmal, daß er es überhaupt singen hörte.

Hans Meuselin hatte einen stolzen Baß, mit dem er manchem Sarastro und König Marke hätte Konkurrenz machen können, aber da er die Oeffentlichkeit und vor allem das Theater nicht mochte, war er bei seinem bürgerlichen Beruf geblieben und trat in seiner Heimat nur hin und wieder in der Solopartie eines Oratoriums vor das Publikum. Ein leidenschaftlicher Musikfreund und unermüdlicher Sucher war er eines Tages bei seinem Musikalienhändler zufällig auf die Lieder des Renatus gestoßen. Die originelle Harmonisierung fiel ihm auf, er nahm sie mehr der Kuriosität halber mit nach Hause und geriet in helles Entzücken. Der Musikalienhändler wußte über die Person des Komponisten keine Auskunft zu geben. Die Lieder verstaubten nun schon seit einem Jahr bei ihm, kein Mensch kannte sie, weder in den Fachblättern noch in der Tagespresse las man darüber. Nun ließ sich Meuselin alles kommen, was von Renatus erschienen war und begann eine feurige Propaganda für ihn, in kleinem Kreise nicht ohne Erfolg. Schließlich schrieb er dem ‚Meister‘. Der Brief kam als unbestellbar zurück, der Adressat wohnte längst nicht mehr dort, hatte zumeist überhaupt keine eigene Wohnung, sondern wurde häufig von Freunden aus Gnade und Barmherzigkeit aufgenommen. Als ein zweiter und dritter Brief dasselbe Schicksal hatten, gab Hans seine Absicht endlich auf, doch vergaß er keineswegs daran und als er nach Wien kam, war es sein fester Entschluß, Renatus ausfindig zu machen. Nun hatte ihn der Zufall gleich am ersten Tag in seinen Weg geführt.

Die ernsten Klänge zitterten durch den Raum, niemand sprach ein Wort.

„Schön war's", sagte Mathilde und drückte Hans die Hand. „Schön war's". Sie hatte Tränen in den Augen.

Aber als sie nach Renatus umsahen, war er verschwunden. Von draußen hörten sie eine Tür ins Schloß fallen.

* * *

Hans blieb noch eine halbe Stunde bei Mathilden. Sie sprachen über allerhand Theaterklatsch, Erinnerungen von früher her, aber kein Wort mehr von dem kleinen Musiker, obgleich sie beide an ihn dachten.

Als er auf den Brahmsplatz hinaustrat, den ruhigen, stillen, vornehmen, der von Palästen gebildet ist und in dessen Mitte sich ein Springbrunnen erhebt, stand ein kleiner Mann von einer Bank in der Gartenanlage auf und trat ihm entgegen. Zu seiner Ueberraschung erkannte er Renatus. Der sah ihn an, nicht mit dem stechenden Blick von vorhin, sondern mit demütigen Hundeaugen und sagte: „Ich habe Ihnen nur schön danken wollen. Aber vor der Primadonna dort oben hab' ich's nicht gekonnt."

Hans wurde sehr verlegen. „Aber Meister . . .".

„Meister! Sehen Sie, so hat mich noch niemand genannt. Nicht als ob mir was daran liegen tät. Aber manchmal denkt man halt doch: es ist nichts mit dir. Wie ich vorhin mein Lied von Ihnen gehört hab, hab ich aber doch fühlen müssen: es ist dennoch was! Du bist doch wer! — Ich verlang ja nichts für mich. Warum solls denn unsereiner besser haben, als Mozart oder Schubert oder Bruckner. Es ist nur, daß man nicht zu zweifeln anfängt."

„Aber Meister, wie ist denn das möglich!" sagte Hans ergriffen. „Heutzutage, wo diese maßlose Ueberschätzung von mittelmäßigen Talenten immer mehr um sich greift — und da ist einer, der etwas zu sagen hat und man will ihn nicht hören!"

„Ich bin halt ein grauslicher Kerl", sagte Renatus. „Ich kann nichts als die Leut beleidigen, die gut zu mir sind. Da die Primadonna dort oben — das Fräulein Larsen — die ist eigentlich auch gut zu mir und ich muß immer zuwider mit ihr sein, auch wenn ich anders möcht . . . Wollen Sie nicht ein bissel zu mir heraufkommen? Ich wohn nicht weit."

„Gern", sagte Hans. „Uebrigens hab ich Ihnen schon früher ein paarmal geschrieben, aber alle Briefe sind retour gekommen."

„Ich hab zum erstenmal so was wie ein eigenes Heim", sagte Renatus. „Der Beethovenverein hat eine kleine Arbeit von mir aufgeführt — und die Leut haben gezischt und die Presse hat geschimpft, aber ein kleines Honorar hats immerhin getragen. Hab' ich mir halt gedacht, du nimmst dir ein eigenes Zimmer — bis jetzt haben mir meine Freunde

zuweilen ein Quartier eingeräumt, meistens ihre Sommerwohnungen im Winter und ihre Winterwohnungen im Sommer . . . Möbel hab ich keine, bloß ein eigenes Klavier, das ist auch schon jahrelang in einer Klavierfabrik verstaubt. Aber es geht großartig. Und ein paar schöne Sachen hab ich auch, Antiquitäten und Radierungen und eine ganz anständige kleine Bibliothek. Ich bin eigentlich verwöhnt, trotzdem ich so ein hundsarmer Teufel bin. Ich mag nur, was schön ist — vielleicht, weil ich selber so ein schiecher Aff bin."

Sie standen in einem jener stillen Quergäßchen auf der Wieden, in denen ruhige kleine Paläste seltsam mit uralten baufälligen Häuschen abwechseln, denen man anmerkt, daß ihre Lebenstage gezählt sind. Aus den kleinen Gärtchen ragten die kahlen Bäume broncefarben in den milchigen Herstnebel hinein. Kein Großstadtlärm, wenig Fußgänger, nur hin und wieder fuhr eine Equipage auf lautlosen Gummirädern an ihnen vorbei.

„Hier wohn ich — ist das nicht schön und elegant?" fragte Renatus. Er hatte jetzt den Gesichtsausdruck eines glücklichen Kindes. Dann ließ er seinen Gast zuerst in das kleine baufällige Haus eintreten, dessen Flur moderig roch und dessen Steintreppen ganz ausgetreten waren.

Das Zimmer, das Renatus im ersten Stock aufschloß, war dagegen hell, frei und rein. Ein Klavier mit einer großen Wagnerbüste und ein angelehntes Cello waren das erste, was dem Eintretenden auffiel. Bis auf ein Sofa fehlte jegliches Gebrauchsmöbel, was Hans sonderbar berührte. Renatus gab Erklärungen; Waschzeug, Kleider, Wäsche waren unter Kisten verborgen, die mit Stoffresten überdeckt, zugleich den Vorteil boten, daß man sie auch als Sitzgelegenheiten benutzen konnte. „Gebens acht mit Ihren langen Haxen", sagte er etwas unwillig zu Hans. „Darauf sind wir hier nicht eingerichtet."

Einen Tisch gab es nicht, wenn man nicht eine schöne alte Mosaikplatte so nennen wollte, die auf einen etwas primitiv angeleimten Fuß wackelte. In der Ecke standen Bücher und Noten in peinlicher Ordnung aufgeschichtet.

Gleich als Hans, der Einladung des Hausherrn Folge leistend, sich auf einer Kiste niederließ, ereignete sich ein Malheur, indem das Sitzmöbel sich gegen das Gewicht des Hünen sträubte und zusammenbrach. Renatus war ärgerlich und schien dem Gast die Schuld daran zu geben. Hans brachte ihn aber auf andere Gedanken, indem er die Bilder an den Wänden bewunderte: feine moderne Radierungen, ein paar Altwiener Musikerlithographien von Kriehuber, eine entzückende Miniature von Daffinger, ein rosenbekränztes junges Mädchen darstellend. „Meine Großmutter", sagte Renatus. „War schon öfters im Versatzamt, hat ihr aber nichts geschadet. — — Na, und wenn Sie schon da sind, spiel' ich Ihnen auch was vor. Den zweiten Satz aus meiner dritten Symphonie — vermodert schon lange in den Archiven von diversen Orchestergesellschaften."

Der Flügel klang. Unter den Händen des kleinen Menschen stieg es auf wie Feuergarben, wie Flammen und Leid. So sprach einer, der sich trotzig auflehnte gegen alle Ungerechtigkeit und der doch im letzten Ende wußte, daß es seine Schuld war, aus seiner Natur heraus, wenn das Leid kam. Und darum weinte er.

„Wie wunderschön!“ sagte Hans leise, als Renatus fertig war.

„Schafskopf, können Sie denn nicht das Maul halten?“ schrie der wütend. „Fühlen Sie denn nicht, wie es noch in der Luft nachzittert, — müssen Sie schwätzen wie der erste beste Banause! Wie wunderschön! Ich kann Sie jetzt grad' brauchen. Sie — Sie — fahren's ab — hinaus mit Ihnen!“

Und plötzlich sah Hans sich auf der Treppe und wußte, daß er hinausgeworfen worden war. Während er hinabging, flog ihm noch sein Hut nach, von zorniger Hand wild geschleudert.

* * *

Hans Meuselin akklimatisierte sich rasch. Auf der Landstraße, in der Salesianergasse fand er ein billiges nettes Zimmer, dann gab er seine Karte bei ein paar Männergesangvereinen ab, wo er dank der glänzenden Empfehlungen seiner musikalischen Freunde mit offenen Armen aufgenommen wurde. Sogar gesellschaftlichen Anschluß hätte er haben können, denn ein töchterreicher Vorgesetzter lud ihn in sein Haus, aber Hans lehnte ab. Er stammte aus kleinen Verhältnissen, hatte nicht gelernt sich in Gesellschaft zu bewegen und hegte überdies eine übertriebene Vorstellung von der Sittsamkeit, der geistigen Begrenztheit und Langweiligkeit junger Mädchen, mit denen er sich nichts zu reden getraute. Das Leben, das er führte, genügte ihm und er fühlte sich auch materiell sehr wohlhabend, da er mit Ausnahme einer mäßigen Vorliebe für den Biergenuß keine besonders lukullischen Bedürfnisse hatte und, wie die meisten Deutschen, auf Kleidung wenig gab.

Eines Tages traf er seine Freundin Mathilde Larsen in der glänzenden menschenerfüllten Kärntnerstraße. Sie lächelte, als sie des blondbärtigen Hünen ansichtig wurde, dessen abgetragener Lodenhavelock sonderbar von den in die Taille geschnittenen Ueberröcken der eleganten Gigerln abstach und der statt des obligaten Zylinders einen mächtigen Schlapphut schief auf dem Kopfe sitzen hatte. „Wie der Wanderer im Siegfried“, sagte sie und gab ihm die Hand. Auch sie erschien ihm fremd. Sie war eine von den dekorativen Blondinen, die möglichst viel von ihrer Schönheit zeigen müssen, um in ihrem vollen Reiz zu wirken. Ihr dunkelblaues englisches Kostüm und das diskrete Veilchenhütchen schienen nicht recht zu ihr zu passen. Irgend etwas Phantastisches wäre besser gewesen, aber das liebte sie nicht, auf der Straße wollte sie nur „distinguiert“ wirken. Trotz der diskreten Toilette gelang das nicht ganz, sie war zu schön, etwas lag

in der beherrschten Kraft ihrer Bewegungen, das auf die Frau hindeutete, die es gewohnt ist, sich frei und unbefangen vor einem Publikum zu bewegen. Man sah gleich, daß sie von der Bühne war, trotzdem sie in ihrem Auftreten das Gegenteil anstrebte und es haßte, auf der Straße angestarrt zu werden.

„Ich soll Ihnen Grüße von Renatus Feyertag bringen", sagte sie im Weitergehen. „Er war am nächsten Tag bei mir — ganz verzweifelt. Er hat Sie hinausgeschmissen, sagt er und weiß selbst nicht warum".

„Ich hab's ihm weiter nicht übel genommen", sagte Hans. „Ich bin selbst oft wohl solcher Launen — jeder von uns ist's eigentlich — und ich kann begreifen, daß ein Schaffender einmal besonders aufbraust. Wenn ich ihn bisher nicht wieder aufgesucht habe, war es wirklich nicht aus Rankune."

Sie schritten zusammen die Kärntnerstraße hinauf und Hans dachte plötzlich daran, daß sein Gefühl für Mathilde eigentlich immer eine latente Liebe gewesen war, die nur nicht recht zum Ausbruch kam, weil er sie immer schon in anderer Leute Besitz wußte. Für sein Leben gern hätte er gewußt, ob sie jetzt frei war, doch hatte er ihren Namen mit dem eines ungarischen Aristokraten zusammen nennen gehört und er glaubte unbedingt an die Wahrheit des Gerüchtes. Sie war nicht dazu geschaffen, frei zu sein. Obgleich sie selbst indolent und wenig erotisch veranlagt war, Szenen und Aufregungen nicht liebte und zuzeiten selbst ihre Schönheit haßte, die ihr nur Aufsehen und Unruhe eintrug, war sie eine von jenen, die dazu geschaffen sind, Erregungen und Leidenschaften zu stiften, wo sie hinkommen. Hans seufzte ein wenig; für ihn würde sie nicht blühen. Er wußte auch, daß man in Musikerkreisen nicht allzuviel von ihrer Begabung hielt, ihre Schönheit für das einzig Positive an ihr erklärte. Aber das Publikum hatte sie unbedingt für sich.

„Da schauen's", sagte Mathilde und stieß ihn leicht am Ellenbogen.

Drüben stand Renatus. Mit heftigen Gebärden sprach er auf eine Blumenhändlerin ein. Er trug einen schäbigen Ueberzieher und einen alten runden Hut, aber alles peinlich sauber, gebürstet und nett.

„Veilchen kauft er sich, aber zu Mittag hat er gewiß nicht gegessen", sagte Mathilde. „Armer Narr." Sie ging zu ihm hinüber: „Herr Feyertag!"

Es kam Hans immer seltsam vor, wenn man den Mann so banal titulierte, dem er in seinem Innern den Titel ‚Meister' gab. Renatus wandte sich herum. „Ach, Sie sinds, Wunschmaid? Erlauben Sie — ich will auch einmal galant sein."

Mathilde steckte die dargebotenen Veilchen mit einem koketten Lächeln an ihre Jacke. „Danke schön — aber ich nehm' sie nur unter der Bedingung an, daß Sie mir und der Katzi unsere Einsamkeit beim Essen verschönern. Da ist auch Einer, dem Sie noch etwas abzubitten haben."

Renatas nickte dann kurz zu. „Hat mir leid getan. Ist Ihnen aber recht geschehen“.

„Wie voller Sonne diese Stadt sein kann“, sagte Hans, als sie zusammen weiterschritten.

„Schauen Sie sich die Karlskirche an“, sagte Renatus. „Wie zart und scharf die Kuppel und die beiden Säulen gegen den Himmel stehen. Das ist das Symbol von Wien — die Karlskirche mit ihrer feinen südlichen Barockanmut, mit den grünen Anlagen zu ihren Füßen und ihrer ganzen freien heiteren Schönheit. Unser vielbesungener angehimmelter Stephansturm dagegen sagt mir gar nichts.“

„Und hier — ist das nicht malerisch?“ fragte Mathilde und lachte. Sie schritten am Naschmarkt vorbei, vor den Ständen der Händler türmten sich ungeheure Haufen rosiger atlasschimmernder Zwiebeln, Berge von blaßgrünen Krautköpfen und wild verstrickte Gebüsche purpurner Paprikaschoten.

„Wenn die Prosa en masse auftritt, wird sie stilisiert und Poesie“, sagte Hans. „Siehe sämtliche Zolaromane.“

„Billiges Aperçu“, brummte Renatus. „Schauen Sie lieber diese Aepfelberge an. Gibt es etwas hübscheres, als diese Haufen von rotbackigem Aepfelplebs und daneben die schlanken blaßgelblichen Aristokraten, die sich fröstelnd halb in ihr Seidenpapier hüllen?“

„Ueberhaupt ist Ihre Stadt seltsam“, sagte Hans. „Bilder, Bilder Schritt auf Schritt. — Aber kein Gesamteindruck, kein Charakter, nichts was einem bliebe!“

„Sind Sie so gut!“, fuhr Mathilde auf, die eine große Lokalpatriotin war.

„Schauen Sie zum Beispiel München an“, fuhr Hans unbeirrt fort. „Gehen Sie durch irgend eine Straße und als perspektivischer Abschluß in weiter Ferne winkt Ihnen immer etwas, was Ihnen Lust macht, Ihr Ziel zu erreichen, ein Gebäude, ein Denkmal, etwas, das sich frei in den Himmel hebt und eine feine Silhouette gibt. Alles mit Geist, mit Kunstempfindung, mit feinster Berechnung durchgeführt. So ein Straßenbild haben Sie hier überhaupt nicht. Ihre berühmte Ringstraße? Eine Schnur, an der Perlen von allen Größen, allen Arten willkürlich und lückenhaft aufgereiht sind. Gestern sah ich mir den Platz an, auf dem Ihr gotisches Rathaus, Ihr Renaissance-Burgtheater und Ihr hellenisches Parlament sich gegenseitig anlächeln. Du lieber Gott!“

„Zur Zeit, da unsere Großväter auf dem Glacis spazieren gingen, war Wien sicherlich die schönste Stadt der Welt“, sagte Renatus. „Jetzt ist es verprotzt — verwüstet.“

„Der echte Wiener“, rief Mathilde. „Schimpfen und Schimpfen — aber weg mag er nicht, wo anders zu leben traut er sich nicht. Das ist schon der Richtige.“

„Es geht mir doch auch so“, sagte Hans. „Ich schüttle den Kopf

über das Sammelsurium von Dingen hier und dann liegt doch die weiche blaue Luft darüber und das viele Grün dazwischen und die Konturen werden weich und harmonisch und nichts stört mehr. Ihr seid ein stilloses Pack, aber Ihr habt Grazie."

„Als ob ich die Katzi hören möcht", sagte Mathilde, als sie die teppichbelegten Stufen zu ihrer Wohnung am Brahmsplatz hinauf stiegen. „Die kritisiert auch immer fort — mit der werden Sie sich gut verstehen. Ich mag das nicht an einer Frau. Ich find das roh und unweiblich."

„Schimpfen Sie nur auf die Katzi!" sagte Renatus. „Der ihr kleiner Finger ist mehr wert, als Ihre ganze dekorative Person."

Hans hatte sich von Katzi unwillkürlich die Vorstellung eines blonden, schmiegsamen samtigen Wesens gemacht, einer Art Mathilde ins Raubtierhafte, Zierliche übertragen. Die junge Dame, die er jetzt sah, enttäuschte ihn durchaus. Sie konnte zwischen sechzehn und dreißig Jahre alt sein, so wenig Anhaltspunkte gab ihre dünne knabenhafte Gestalt. Das Gesichtchen klug, schmal und spitz, Haare und Augen von ganz indifferenter Farbe, die Stimme scharf und bestimmt. Sie trug eine einfache Hemdbluse mit steifem Kragen und Herrenkravatte, was zu ihrem Stil durchaus paßte.

„Ich bedaure, daß ich keine Blumen mehr für Sie habe, verehrte Katzi", sagte Renatus höflicher, als Hans ihn je gesehen. „Ihre Schwester trägt meine Veilchen!"

Katzi nickte kurz. „Soll ich anrichten lassen?" rief sie mit ihrer scharfen Stimme ins Nebenzimmer hinein. Mathildens Antwort verklang in dem Knistern von Seidenröcken, die zu Boden rauschten. Bald kam sie selbst, wieder im Negligé, diesmal in einem lilafarbenen, das leicht faniert war, wie alle ihre Hauskleider. Alle ließen soviel wie möglich von ihrer Schönheit ahnen, was durchaus nicht aus Koketterie geschah, sondern weil Mathilde es liebte, ihren Körper möglichst frei zu haben. Zuhause wollte sie niemanden berauschen, das war ihr ganz egal. Ihr Haar hing wieder herab, nur hatte sie es aus Angst vor Renatus zu einem langen dicken Zopf geflochten.

Ueberhaupt fiel es Hans auf, daß Mathilde, die auf der Straße die sichere Laune der bewunderten Frau an den Tag gelegt hatte, zu Hause ihre verschüchterte Miene aufsetzte. Sie fühlte sich wieder als Schülerin, als Minderwertige, die gescholten werden konnte, wich ängstlich jedem Gespräch über Musik aus und es schien Hans, als ob sie es vermeide, dem Klavier in die Nähe zu kommen. Glücklicherweise erschien das seriöse, tadellos gekleidete Stubenmädchen, um zu melden, daß serviert sei. Sie gingen hinüber in das kleine englische reizend eingerichtete Speisezimmer, das ein wenig finster war und wo darum die rosig beschirmten elektrischen Lampen brannten. Hans wurde sich plötzlich seiner Wirtshausmanieren bewußt und seiner geringen gesellschaftlichen Routine und er sah verstohlen auf Mathilde und Katzi, die die komplizierten silbernen Eßbestecke mit voller

Sicherheit handhabten. Die Zeit war lange vorüber, das fühlte er, wo Mathilde als lustiges Musikantenmädel, das nie mit ihrer winzigen Gage auskam, bei ihnen auf der Bude kampiert hatte. Jetzt betrug ihre Gage wohl das Zehnfache von dem, was Hans Meuselin verdiente.

Dann blickte er zu Renatus hinüber, der alle Speisen ablehnte: „Danke, ich habe schon gegessen!" Aber einen Augenblick lang schien es ihm, als ob des Renatus Augen mit Gier auf einer Platte hafteten und er wußte plötzlich, daß der Hunger aus ihnen sprach und Renatus nur nichts annehmen wollte. Da sagte auch schon Katzi mit ihrer unangenehmen scharfen Stimme: „Das ist die größte Ungezogenheit, die mir je vorgekommen ist."

„Was?" fragte Renatus.

„Man verdirbt den Gastgebern nicht so den Appetit. Man schluckt aus Höflichkeit einen Bissen, auch wenn man keine Lust hat. Daß man ein Künstler ist, berechtigt einem noch nicht, sich ungezogen zu benehmen."

Hans fand den Ausfall vor dem Stubenmädchen etwas stark, aber Renatus ließ sich schweigend von Katzi ein Beefsteak und Gemüse auf den Teller legen. Katzi behielt ihn im Auge, bis er den letzten Bissen verzehrt hatte und sprach während dessen mit ihrer scharfen Stimme weiter. Es schien Hans, als flackere etwas wie Triumph über ihr Gesicht, doch war es im Nu verschwunden. Mathilde hatte nichts von alledem bemerkt, sie sprach mit Behagen und Aufmerksamkeit dem guten Essen zu.

„Ich muß jetzt bald in mein Bureau", sagte Hans, als sie wieder den Salon betraten. „Und vorher hab' ich noch eine Bitte an Sie: Ich hab' Sie jetzt fünf Jahre nicht singen gehört. Wie wäre es, wenn ..."

„Um Gottes Willen!" rief Mathilde. „Doch nicht vor dem da! Der ist ja so streng — da bleibt mir ja die Stimme im Hals stecken!"

„Streng — ich?" fragte Renatus ehrlich überrascht. „Ich bin doch die Nachsicht selbst! Ich geb' Ihnen ja zu, daß Ihre Stimme an und für sich so übel nicht wäre — wenn Sie etwas Intelligenz und Fleiß hätten, könnten Sie es mit der Zeit vielleicht zu etwas bringen. So natürlich werden Sie nie über die „beliebte Künstlerin" hinauskommen. Na — Ihnen genügt es ja".

„Sing' nur was", sagte jetzt auch Katzi. „Und ein bißchen rasch — ich muß auch bald in meine Redaktion."

„Gut", sagte Mathilde resigniert. Sie trat ans Klavier. „Die junge Nonne."

„Wie!" dachte Hans. „Sie hat in den vielen Tagen noch immer nicht Zeit gefunden, sich die Lieder des Renatus anzusehen, von denen sie doch so begeistert war!" Er blickte nach Renatus hinüber: Der hatte sich zum Begleiten an den Flügel gesetzt und verzog keine Miene.

Uebrigens gab es gleich nach den ersten Takten Differenzen in der musikalischen Auffassung. Mathilde hielt zurück, Renatus drängte vorwärts. Hans wartete schon mit Schrecken auf den Augenblick, wo Re-

natus wütend den Klavierdeckel zuschlagen und davonlaufen würde, aber glücklicherweise beugte Mathilde vor, indem sie sich unterbrach und hustete. „Es geht nicht — gleich nach dem Essen kann man nicht singen, das nächste Mal". Renatus sagte nichts, er lächelte nur teuflisch, verabschiedete sich aber mit besonderer Höflichkeit.

Hans und Renatus gingen zusammen in die Stadt. Renatus hatte eine Klavierstunde zu geben. „Das tu' ich nur, wenn mir das Wasser bis zum Hals reicht. Für mich ist es das Odioseste. Sie ist eine Bankierstochter — übrigens ein gutes Mädel; den größten Teil der Zeit sitz' ich selbst am Klavier und spiel' ihr vor. Sie haben einen Steinway, das beste Instrument, das mir je untergekommen ist."

„Was ist denn die Katzi von Beruf?" fragte Hans unvermittelt.

„Die Katzi? Eigentlich alles mögliche. Sie hat das Konservatorium gemacht und gibt Klavierstunden, dann ist sie auch in der Redaktion einer Frauenzeitung. Wie es ihr schlecht gegangen ist, hat sie auch Schreibmaschine getippt und Hüte gemacht. Jetzt, seit Mathilde in Wien engagiert ist, lebt sie mit ihr — nicht von ihr. Sie gibt ihr eine bestimmte Summe für ihren Unterhalt und wenn Mathilde sie nicht nehmen will — denn schmutzig ist die nicht — bekommt sie irgend ein gleichwertiges Geschenk. — Die Mädeln sind aus ganz kleinen Verhältnissen, die Eltern waren kleine Pfeidlersleut' in der Vorstadt irgendwo, ich vermute sie haben Leimsieder geheißen. Natürlich war das für die Bühne nicht fein genug, so ist Larsen daraus geworden. Die Katzi hat etwas gelernt, weil sie wollte, die Mathilde nur, was unbedingt nötig war. Sie ist fabelhaft indolent. Wenn sie es darauf anlegte, könnte sie irgend etwas Bedeutendes werden — entweder eine Künstlerin oder auch nur eine Gräfin Szekrenyi."

„Also ist das wahr?" fragte Hans.

„Gewiß ist das wahr", sagte Renatus und es war, als ob aus seiner Stimme ein Schmerz zittere. „Nicht aus Leidenschaft — sie hat sich eben nehmen lassen, wie immer. Es ist ja kein Wunder. So ein schönes Geschöpf . . ."

Sie schwiegen beide. Hans spann seine Gedankenketten weiter. Dann sagte er laut: „Sie könnte Ihnen doch so leicht zum Ruhm verhelfen".

„Ich habe mich nie nach ‚Ruhm' gesehnt. Denn was ist das Ende aller Berühmtheit? Die Ansichtskarte".

„Also zum Verständnis ihrer Mitmenschen."

„Ich leide nur manchmal darunter, daß ich's nicht habe, aber in normalen Stimmungen spüre ich's überhaupt nicht. Sie brauchen das durchaus für keine Pose zu halten. Jeder Künstler ist innerlich von seiner Arbeit losgelöst, wenn er einmal geistig damit fertig ist. Ihr Schicksal tangiert ihn dann kaum mehr. Ich hab' einmal eine Hündin gehabt, die hat ihre Jungen nur so lange betreut, als sie sie gebraucht haben. Al ..., ihr später einmal ihren Sohn gebracht habe, der ein Jahr lang von

ihr getrennt war, hat sie ihn überhaupt nicht einmal erkannt. Wir Künstler machens so ähnlich. Wir stehen der Natur noch viel näher, als die andern Menschen."

„Ihr seid die Glücklichen. Wenn ich an das Glück denke, das mir in meinem Zimmer das Studieren irgend eines hohen Kunstwerkes gibt! Das Glück des Reproduzierenden kenne ich ein bißchen — was muß es sein an dem Glück des Schaffenden gemessen!"

„Und ich beneide die Reproduzierenden, die sich ihre Form nicht erst schaffen müssen. Es haben schließlich schon so viele Großes gearbeitet, daß für jede Natur und für jede Stimmung etwas da ist. Das sucht sich dann jeder nach seiner Individualität heraus und gießt den Wein seiner Persönlichkeit in die schon vorhandene edle Schale. Wozu die immer neuen Schalen! Ich wollte, ich müßte nicht immer neue schaffen. Aber ich kann nicht anders."

„Träumen Sie nie von der Zukunft? dem ganzen großen Jubel, der ganz großen Anerkennung? Wenn die Welt Ihnen zu Füßen liegen wird, wie sie es jetzt vor Richard Wagner tut? — Obgleich es gefährlich sein muß, so zu träumen!"

Renatus lächelte wehmütig. „Die ganz großen Zukunftsträume das sind noch die ungefährlichen und harmlosen. Wenn ich mir ausmale, ich wäre ein König oder ein Feldherr, so breitet die schützende Unmöglichkeit ihre weichen Schleier um mich und läßt mir nichts geschehen. Aber wenn ich träume, daß ich eben um die Ecke biege und entgegenkäme mir die Geliebte und reicht mir freundlich ihre schöne Hand — das sind die Träume, die das Leben vergiften."

Sie waren vor dem Rathaus angelangt, in dessen Nähe ihr beiderseitiges Ziel lag. „Haben Sie Lust auf ein Altwiener Märchen?" fragte Renatus. „Kommen Sie, ich zeig's Ihnen."

Sie gingen ein paar Schritte bis zur Mölkerbastei hinauf, einem Ueberrest der alten Stadtmauer, wo sie zwei uralte Häuschen grüßten, im lieblichem Barockschmuck anmutig verziert. „Hier träum' ich mich zuweilen in eine andere Welt", sagte Renatus. „Hier und in stillen alten Gärten, in Schönbrunn zum Beispiel. Sie sind hier fremd und spürens nicht so — ich aber fühle ganz genau die tieferen Zusammenhänge mit dem Gewesenen. Ich rufe mir gern neben der etwas parvenuhaften großen Dame, der Stadt von jetzt, die liebliche kleine Kokette von einst zurück. Sie werden's auch lernen mit der Zeit. Und nun leben Sie wohl. Ich hoffe, ich sehe Sie bald".

Mit einem Händedruck schieden sie von einander.

* * *

Von da angefangen entwickelte sich eine warme und gute Freundschaft zwischen Renatus Feyertag und Hans Meuselin. Sie trafen sich nun oft, sei's in ihren Wohnungen, sei's bei der Tafelrunde in der bescheidenen „Schwemme" eines eleganten Ringstraßenhotels. Da waren sie eine größere

Gesellschaft von Gleichgesinnten, keine Renommisten, die die Welt mit dem Lärm ihrer dereinstigen Taten erfüllten, sondern Werdende, die ihre Leiden und Hoffnungen meist in sich hineinschwiegen. Hans sah einen Teil seiner Lebensarbeit darin, dem Renatus zu einer Anerkennung zu verhelfen, von der es Hans schien, daß sie ihm gebühre. Er wurde nicht müde da und dort anzupochen, seine musikalischen Beziehungen auszunutzen. Es war schwerer als er gedacht. Renatus war durchaus kein Unbekannter mehr, galt auch als Talent, aber einmal habe er die leitende Presse gegen sich und dann war der Erfolg seiner Werke beim Publikum ausgeblieben. Wer hatte Zeit zu Experimenten? „Nur Geduld", sagte der freundliche Vorstand des großen Orchesters zu Hans und klopfte ihm auf die Schulter. „Nur Geduld. Was ein wirkliches Talent ist, bricht sich Bahn."

„Ja aber erst bis es krepiert ist", dachte Hans wütend. Auch mit seiner eigenen Stellung fing er an unzufrieden zu werden. Er hatte bald erkannt, daß es nicht so einfach ist, in einer Weltstadt mit zwölfhundert Gulden durchzukommen, wenn man künstlerische Neigungen hat. Eine Gehaltserhöhung aber lag in weiter Ferne. Nicht daß er untüchtig in seinem Beruf gewesen wäre, aber er war in eine Zeit der Ueberfüllung des technischen Berufs hineingekommen und es gab mehr Arbeitskräfte als Nachfrage. Er dachte einen Augenblick lang ernstlich an die Musik als Beruf, aber Renatus riet ihm ab. „Bis Du vom Konzertsingen leben kannst, bist Du verhungert", sagte er — sie hatten vor einem großen Kunstwerke in stiller Ergriffenheit das Du getauscht — „und wenn Du nun wirklich als erster seriöser Baß eines zweiten Hoftheaters das Zeitliche segnest — was bist Du schon Großes gewesen? Fürs Theater bist Du überhaupt zu gewissenhaft und zu schwerfällig — da muß man ein Lump sein oder abwarten und sich von der Glückswelle so phlegmatisch hochtragen lassen wie Mathilde."

„Wie seine Gedanken immer um sie kreisen", dachte Hans.

An einem blauen Wintertage trat er aus seinem Bureau am Schottentor. Die leicht bereifte Votivkirche mit all ihren Zinken und Schlingen glitzerte wie eine kokette Häkelarbeit und Hans ärgerte sich über ihre sinnlose Zierlichkeit. Von einer Bank stand eine junge Dame auf, die auf ihn gewartet haben mußte. Es war Katzi.

„Ich muß wegen Renatus mit Ihnen sprechen", sagte sie hastig. „Sonst geht er uns nächstens zugrund."

„Aber ich finde doch gerade, daß er jetzt in besserer Stimmung ist..."

„Das glauben Sie, den kennt Ihr alle nicht. Der hat das Wort auch nur bekommen, um seine Gedanken zu verbergen. Nicht daß er lügt — das tut er nicht, weiß Gott! Aber er hat eine ewige Angst etwas von sich im Gespräch zu geben. Er gibts nur in der Musik. Sehen Sie, Mathilde — die traktiert er immer als ‚dumme Gans' und doch wissen wir beide, nicht wahr . . ."

Sie schwieg einen Augenblick, dann fuhr sie fort: „Ich sag Ihnen, so eine schlimme Zeit wie jetzt hat er noch nicht gehabt. Nicht, daß er sonst zum Zweifel an sich neigen würde — aber nun geht das schon Jahre und Jahre und noch immer kein Lichtpunkt. Seine vierte Symphonie ist noch immer nicht fertig. Er kann jetzt einfach nicht mehr komponieren."

„Hat er Ihnen das gesagt?"

„Gesagt? Was fällt Ihnen ein! Aber ich spür's. Mir braucht er das nicht zu sagen. — — Jetzt brauchte er ein Hinaustreten vor das Publikum mit einer seiner großen Arbeiten. Jetzt muß etwas zustande kommen — sonst könnt' es leicht zu spät werden."

„Ich werd' meine ganze Kraft zusammennehmen", sagte Hans.

„Man muß Propaganda für ihn machen!" sagte Katzi energisch. „Die wenigen Freunde, die er hat, müssen's tun. Ich hab' da grad' einen Artikel fertig für meine Frauenzeitung: „Renatus Feyertag als Sänger der Frauen" — ich muß selbst darüber lachen. Der und ein Sänger der Frauen! Aber man muß die Leut' kratzen, wo sie's kitzelt und für den Zweck sind alle Mittel gut genug. Hier haben Sie einen Zettel", fuhr sie fort. „Ich hab' hier alle Leut' aufgeschrieben, von denen ich weiß, daß sie dem Renatus wohl wollen. Zu denen müssen Sie gehen und mit ihnen reden."

„Den kenn' ich", sagte Hans und zeigte auf den obersten Namen der Liste, „August Töpfert, der kommt manchmal zu unserer Tafelrunde im Imperial."

„Er ist der einzige Kritiker, der Renatus hochhält", sagte Katzi. „Seine Frau ist eine Kollegin von Mathilde. Sie haben sie ja neulich gehört, Leonore Sangmann, sie gilt für die beste Zerline. Er ist ein feiner Kopf, der hilft uns sicher. Und für die finanzielle Seite der Sache werd' ich schon ein paar Leut' interessieren — nur daß das Defizit nicht zu groß wird, auf einen Gewinn rechnen wir vorderhand gar nicht".

„Was Sie für ein Organisierungstalent haben", sagte Hans bewundernd. „Ich bin nicht so praktisch."

„Wenn wir festeren Boden unter den Füßen hätten, Mathilde und ich, ging es leichter", meinte Katzi. „Oh, nicht wegen Szekrenyi . . . das verübelt man doch keiner Dame vom Theater. Wie Mathilde hergekommen ist, hat sie Einladungen gehabt zu Aristokraten und in Bankiershäuser — fabelhaft sag' ich Ihnen. Hier ist man ja rein toll auf alles, was mit dem Theater zusammenhängt. Aber Mathilde war es zu langweilig, hinzugehen und Vogelleim für die Jours zu spielen. Ich hab' ihr damals recht gegeben, aber jetzt tut's mir leid wegen Renatus. Lauter verlorene Provinzen . . . Und jetzt leben Sie wohl und machen Sie Ihre Sache gut".

Und da war sie ihm schon davon gestürmt.

(Fortsetzung folgt.)

Der Einzige.

Von Lisa Wenger in Basel.

Den Iten-Josef hatten sie wieder einmal erwischt, zum zehnten oder zwölften Male. Nicht, daß er sein Handwerk ungeschickt ausgeübt hätte, oder daß er etwa dumm gewesen wäre, ganz im Gegenteil, aber er war so wagemutig, daß man es eigentlich schon Frechheit nennen durfte. Er kannte keine Gefahr, und traute den Landjägern, seinen geschworenen Feinden, nichts Gutes zu, also auch nicht, daß sie ihn erwischen konnten, obgleich sie ihm das schon genügend bewiesen hatten.

Wenn man von den „Grünen" sprach, so zuckte der Iten-Josef vielsagend mit der rechten Schulter, und machte eine Grimasse, die seine unsägliche Verachtung für diese Sorte Menschen ausdrücken sollte. Und die Grimasse war so deutlich, daß niemand sie verkennen konnte.

Josef war gelernter Schlosser, hatte aber dem ehrsamen Handwerk Valet gesagt, und sich seinem unabhängigen Charakter gemäß der freien Zunft der Diebe und Einbrecher angeschlossen. Er hatte das Einerlei der täglichen Arbeit, und das sich fügen und ducken unter den Willen des Meisters nicht aushalten können, auch lockte ihn das anregende und gefährliche am Diebshandwerk. Ganz besonders gerne spintisierte er einen recht verzwickten Einbruch aus. Je mehr Hindernisse da waren, je lieber war es ihm, und je größer die Gefahr war, erwischt zu werden, je subtiler, aber auch je feuriger und frecher ging er ans Werk.

Aber eben, er tat des Guten zu viel. Viele Hunde sind des Hasen Tod, und viele Landjäger fangen auch den klügsten und verwegensten Dieb.

Eine Wohnung hatte der Iten-Josef nicht. Er wohnte einmal da, und einmal dort, und hielt sich nirgends lange auf. Aus Gründen! Seinen Pudel Mohr ließ er bei einem Frauenzimmer, das auf etwas ungesetzliche Art seine Frau war. Sie wohnte in Josefs Heimatdorf und hieß Lene.

Wie gesagt, Josef war zu frech. So kam es, daß sie wieder einmal mit Handschellen und allem was sonst zu einer Verhaftung gehört, auf dem Weg waren nach Lenes Wohnung. Nach langem Suchen hatten sie diese Spur gefunden.

Josef saß an einem wackeligen Tisch, und hatte ein Fläschchen mit Oel und ein paar alte Lappen vor sich, mit denen er ein einst gestohlenes Gewehr putzte, das aber jetzt sein Eigentum geworden war. Er hielt es auf den Knien, und hatte eben das Schloß auseinander genommen, um es zu reinigen.

Auf einem dreibeinigen Stuhl saß eine Frau oder ein Mädchen neben ihm und schälte Kartoffeln.

Sie war nicht häßlich. Mit den kurzgeschnittenen Haaren, dem eckigen Oval und dem großen Mund glich sie aber mehr einem Knaben. Josef hatte sie auf der Landstraße aufgelesen und irgendwo untergebracht. Eine Wohnung war es nicht, man konnte es ruhig ein Loch nennen. Aber darnach fragte Lene nicht, wenn sie nur zu essen hatte.

„Hältst du es mit andern, so schlag ich dich tot!“ drohte ihr Josef am ersten Abend. Nicht daß er in sie verliebt gewesen wäre, oder etwa sonst eifersüchtig, aber er hielt es für unvereinbar mit seiner Ehre, betrogen zu werden. Das Mädchen hatte heftig mit dem Kopf geschüttelt.

„Warum sollte ich es mit andern halten? Ich bin froh, wenn ich nicht muß. Zu essen habe ich ja bei dir.“ Sie hielt Wort. Josef konnte sie ruhig allein lassen. Sogar wenn er einen oder mehrere Monate im Loch war, wartete sie auf ihn.

Sie liebte ihn nicht, aber sie war treu aus Bequemlichkeit und Mangel an Einfällen. Abwechslung war ihrer Seele nicht notwendig.

Die beiden sprachen kaum zusammen. Wozu? Sie hatten sich nichts zu sagen.

Zwischen ihnen saß Mohr, der Pudel.

Diesem gehörte alles, was Josef an Liebe und Weichheit zu vergeben hatte. Josef mochte die Menschen nicht. Sie waren natürlicher Weise seine Feinde. Es tat ihm leid, daß er das Mädchen brauchte, er wäre lieber allein gewesen mit seinem Hund.

Das Tier hatte die schwarze Schnauze auf das Knie seines Herrn gelegt, und sah mit den intelligenten, gelbbraunen Augen unverwandt zu ihm auf. Die ganze Liebe und Anhänglichkeit die ihn erfüllte, strahlte aus den treuen Hundeaugen und bemühte sich dies auszudrücken. Leise wedelnd fuhr der buschige Schwanz auf dem Boden hin und her. Es war dem Hund wohl neben seinem Meister.

Plötzlich durchzuckte es ihn, die Ohren hoben sich, er sprang auf, die Haltung belebte sich, der Schwanz fuhr wild hin und her, die gelblichen Augen wechselten den Ausdruck, und ein unterdrücktes Knurren meldete den beiden Schweigsamen, daß etwas fremdes, vielleicht ungutes, sich nahe.

Schritte näherten sich der Hütte, das Trampeln schwerer Stiefel ließ die Türe in ihren Angeln erzittern. Der Hund stand nun dicht an der Türe, den ganzen Körper gespannt, stark wedelnd, laut bellend.

Josef war aufgesprungen und hatte hastig Gewehr, Oelflasche und Lappen unter die Matratze geschoben.

Schon rüttelte man an der Türe. Wütend bellte Mohr, der Hund.

„Ich komme schon“, rief Josef laut, drehte den Schlüssel um und öffnete die Türe.

„So, seid Ihr's?“ sagte er verächtlich, zuckte mit der rechten Schulter, und machte eine Grimasse. Er packte Mohr am Halsband, der dem ersten der eindringenden Landjäger an die Beine gefahren war, und befahl ihm stille zu liegen. Der Hund duckte sich und legte seine Schnauze auf seine Vorderpfoten, die braunen Augen zornig auf die wohlbekannten Grünen gerichtet.

Der Landjäger sagte sein Sprüchlein und zog die Handschellen hervor.

„Allee, marsch!“

„Mich habt ihr leicht ausheben zu dreien!“ höhnte Josef und nahm gelassen seinen alten Filzdeckel vom Nagel, „aber hebt einmal das aus, was ich versteckt habe. Dazu habt ihr nicht genug Grütze im Kopf“.

„Werdens schon finden“, sagte der Jüngste der dreien, ein blonder Hüne, „allee, marsch!“

„Lene, paß mir zum Mohr auf“, flüsterte Josef noch dem Mädchen ins Ohr. „Wenn er nicht mehr da ist, wenn ich heimkomme — —“, seine Augen blitzten drohend. Dann wurde sein Blick weich, er bückte sich zu dem schwarzen Freund hinunter und fuhr ihm über den wolligen Kopf. „Besuch mich auch einmal!“ sagte er halblaut. Dann wandte er sich an die ungeduldig wartenden Landjäger: „Das Vieh ist uns heute Morgen zugelaufen. Lene, wenn es gefressen hat, so jag es wieder fort!“ Er zwinkerte mit den Augen, und so dumm sie war, sie verstand, daß er mit Absicht so redete.

„Leb' wohl, Lene.“

„Leb' wohl, Josef, bleib gesund.“ Lene stand auf, stellte die Schüssel mit den Kartoffeln behutsam auf den Tisch, und gab Josef die Hand. Dann setzte sie sich wieder, noch ehe der Gefährte zur Türe hinaus war.

Sie war ganz gerne allein. Sie mochte die Männer nicht, sie waren ihr unbequem. Verliebt hatte sie sich nie. Da sie aber faul war, ließ sie gerne andere für sich sorgen. Josef hatte ihr Geld gegeben, genug um ein paar Monate zu leben. Unter leben verstand sie satt werden, gleich viel aus was. Mehr als zu essen verlangte sie von niemand.

Lene hatte eine Art stumpfer Freude an der Natur. Oben am Waldrand sitzen und hinuntersehen auf den winzigen See, der so blau und so lieblich zwischen den Hügeln lag, überragt von hohen Bergen, das mochte sie am liebsten. Sie schlief dann über dem Sehen langsam ein. Wenn sie ausgeschlafen hatte, aß sie was sie bei sich trug.

Als man Josef hinausführte, fuhr es ihr durch den Kopf, daß sie das nun alle Tage werde tun können: faul unter den Tannen liegen, auf den flimmernden See starren, schlafen und essen. Ihr schmutziges Gesicht wurde hell, und ihr großer Mund lächelte. —

Josef ging stramm die Landstraße entlang, die am Seeufer sich hinzog. Links und rechts von ihm marschierte ein Landjäger und auch hinter ihm ging einer. Mohr folgte seinem Herrn dicht auf den Fersen.

„Sonderbar, daß ein fremder Hund dir so nachläuft“, spottete einer der Männer.

„Hundeart!“ sagte kurz Josef. „Ich habe ihm zu fressen gegeben. Hunde sind dankbar.“

„Lüg' du und der Teufel“, schnauzte der Grüne. Josef zuckte die Achseln. Der blonde Hüne wollte das Tier mit einem Fußtritt wegjagen, aber der Hund schnappte nach ihm.

„Laß ihn ungeschoren“, brüllte Josef. „Er hat nicht gestohlen!“

„Halt dein Maul“, schrie der Landjäger. Sie hatten mehr als eine Stunde zu gehen bis zur Eisenbahn, die sie zu der kleinen Stadt bringen sollte, in der Josef schon oft ungewünschte Unterkunft gefunden hatte.

Weder er, noch seine Begleiter achteten auf die Schönheit des Landes, durch das sie gingen. Der Gefangene dachte triumphierend daran, daß er seinen Raub so unauffindbar versteckt, daß es unmöglich war, ihn zu entdecken. Er gedachte ihn nach verbüßter Strafe im Frieden mit Mohr zu genießen. Und mit Lene, weil es doch nicht anders ging.

Keine Haft vermochte Josef niederzudrücken, oder sein Selbstvertrauen zu schädigen. Mißlang ihm etwas, so baute er schon an seinem nächsten Plan, fing man ihn wieder, so betrachtete er das als ein Mißgeschick, niemals als eine Niederlage, die ihn hätte demütigen können. Bei einem Handwerk wie dem seinen mußte ja hie und da etwas schief gehen, da ließ sich nichts ändern. Das schadete seiner Ehre nichts, wenn man ihn fing, eine ganze Organisation, ein ganzes Heer wider den einen! So viele hatten gut einen fangen, das war keine Kunst.

„Nicht wahr, Mohr?“, sagte er ganz laut.

„Was?“ frug einer seiner Begleiter.

„Nichts!“ murrte Josef. Der Hund aber, der an lange Gespräche mit seinem Herrn gewöhnt war, hob den Kopf und bellte bejahend. Ein einzigesmal nur, aber es war ein deutliches Ja. Dann zog er seine Oberlippe zurück, und zeigte seinen schneeweißen Eckzahn — er hatte nur einen, denn der andere war ihm bei einem Kampf abhanden gekommen — blitzte drohend den blonden Hünen an, und knurrte.

Der Iten-Josef und sein Hund kannten beide keine Furcht, und Hindernisse gab es für sie nicht. Sie überstiegen sie, umgingen sie, oder räumten sie weg. Den Mut hatten sie alle beide noch nie verloren. Bah! Das müßte noch ganz anders kommen!

Es war freilich ein harter Schlag für Josef, daß er zu zwei Jahren Zuchthaus verurteilt wurde. Schwerer Einbruch, verbunden mit hartnäckigem Leugnen, und der Umstand, daß er nicht gestehen wollte, wo er das gestohlene Geld versteckt, hatten die Strafe verschärft.

Da saß er also wieder in derselben Zelle, in der er schon manchesmal gesessen. Es bedrückte ihn nun doch, daß seine Strafe so hart ausgefallen, zwei Jahre waren lang. Besonders im Winter, wo die Tage so früh dunkel werden. Wenn die Arbeit nicht wäre, und das Pläne machen, das hielte wohl keiner aus!

Bald aber erwachte Josefs Energie wieder, rastlos begann die Phantasie zu weben, und nach wenigen Tagen schon war er wieder voll Mut, Hoffnung und Zuversicht.

Als er eines Abends aus dem Arbeitssaal in seine Zelle zurückgebracht worden, hörte er ein lautes Bellen. Er fuhr auf. Das war Mohr!

Er kannte seine Stimme. Das Bellen kam näher, erscholl ganz nahe, und verlor sich. Mohr suchte seines Herrn Spur. Dann hörte Josef es wieder, dicht unter seinem Fenster. Es wurde zum Heulen. Laut und jammernd klagte das verlassene Tier, und die ganze Sehnsucht seiner Hundeseele klang aus den phantastischen Tönen. Aus tiefster Tiefe stiegen sie herauf, verharrten in schwindelnder Höhe, und fielen wieder. Dazwischen ein zorniges Bellen, das energisch seinen Herrn verlangte, ein wehmütiges Winseln, ein wimmerndes Flehen, und neuerdings anhaltendes Bellen und Heulen.

„Mohr!" schrie Josef in seiner Zelle, so laut er konnte. Er versuchte auf seine Pritsche zu steigen, und zum Fenster hinaus zu sehen. Es war aber viel zu hoch.

Als Mohr die Stimme seines Herrn hörte, verwandelte sich sein Winseln in ein Freudengeheul. Wie rasend sprang er herum, stand an der Mauer des Gefängnisses in die Höhe, wedelte, und war außer sich vor Freude.

Da kam ein Mann mit einem Stock um die Ecke, bedrohte den Hund, schlug hart auf ihn ein und schimpfte und schrie. Schließlich verjagte er das Tier mit Steinwürfen. Mohr rannte davon, blieb dann in einiger Entfernung stehen, und bellte zornig die Mauern an, die seinen Herrn von ihm trennten. Doch wagte er sich nicht wieder heran, denn der Mann stand immer noch dort, und drohte ihm wütend mit dem Stock.

Josef hatte mit den Zähnen geknirrscht, als er gehört, daß jemand den Pudel schlug, und hatte hinabgeschrien: „Faß, Mohr, faß! Nimm ihn, Mohr!" und hatte den Hund nach Möglichkeit zu erneutem Bellen und Kläffen angefeuert. Aber da war der Wärter gekommen, der vor der Türe auf- und abging, hatte den Lärm verboten, und mit Strafe gedroht. Josef hatte erst seine Grimasse hinter ihm her gemacht, und dann freundlich gefragt: „Hunden ist wohl der Besuch hier nicht gestattet? Die Menschen könnten sich beleidigt fühlen? Was?" Der Schließer antwortete nicht, er warf nur einen gleichgültigen Blick auf Josef, rasselte mit den Schlüsseln und ging hinaus.

Wieder und wieder war Mohr gekommen, und war stets verjagt worden. Wenn es auch immer länger dauerte bis er erschien, so kam er doch, umkreiste die Gefängnismauern, bellte kurz unter Josefs Fenster und rannte davon.

Josef hatte Heimweh nach seinem Hund. Es hatte sich nie jemand in Liebe um ihn gesorgt, am allerwenigsten seine Mutter, der er ein lästiges Anhängsel gewesen. Weil er Zärtlichkeit und Liebe nicht gekannt, vermißte er sie auch nicht eigentlich. Auf sich selbst gestellt, war er groß geworden. Er brauchte niemand.

Der Hund war ihm zugelaufen. Er hatte ihn gefüttert und ihn neben seinem Strohsack schlafen lassen. Mohr hatte sich auf seine Hinterbeine

gesetzt, mit unendlicher Dankbarkeit zu ihm aufgesehen, die gelbbraunen Augen fragend und vertrauend und so hingebend auf ihn gerichtet, die eine Pfote auf Josefs Knie gelegt, und zärtlich mit dem Schwanz gewedelt.

Seither hatte der Dieb ihn lieb. Mohr war sein einziger Kamerad geworden, und sein Vertrauter. Der verriet ihn nicht, der hielt zu ihm, der verstand ihn, und der brauchte ihn.

„Mohr, schwarzes Männlein, wir gehören zusammen", sagte ihm Josef. Mohr stellte dann das eine Ohr, und ließ das andere hängen. Dabei hielt er den Kopf schief. Es sah komisch aus, und Josef kraute das Tier und streichelte es. —

Lene war zweimal gekommen, um Josef zu besuchen.

„Wie geht es dir, Josef?"

„Gut. Und dir?"

„Auch gut!" Ein kurzes Wohlgefallen an dem Mädchen flammte in Josef auf. Er küßte sie und preßte sie an sich, trotzdem der Wächter an der Türe des Lokales stand, in dem die Gefangenen ihre Besucher sprechen durften. Aber es war keine Zärtlichkeit dabei. Lene war feuerrot geworden. Nicht aus Scham, obgleich sie den Kopf nach dem Manne, der da stand, drehte, aber sie war eigentlich gekommen, um Josef zu sagen, daß sie einen andern suchen wolle, weil es doch zu lange dauern werde, bis er herauskomme.

Sie nahm nun des Mannes kurze Erregung für mehr als sie war, fürchtete sich deshalb, ihm ihre Absicht mitzuteilen, und beschloß einfach fortzugehen, ohne ihm etwas davon zu sagen. Wer weiß, wo sie war, wenn er aus dem Loch kam!

„Fütterst du den Mohr auch ordentlich? Schläft er daheim?"

„Ja." Es war aber nicht wahr, sie fütterte ihn unregelmäßig und spärlich. Sie hatte selber nicht zu viel, da fiel es ihr nicht ein, das Tier zu mästen. „Es hat ja vier Füße, um sich sein Fressen zu suchen oder zu stehlen", dachte sie.

Die zwei Menschen schwiegen, wie immer, wenn sie zusammen waren. Endlich fragte Josef: „Hast du noch Geld?"

„Nicht mehr viel", sagte Lene. Sie hatte nichts mehr, und darum eben wollte sie jemand suchen, der sie damit versorge. Josef ging mit sich zu rate, ob er ihr das Versteck nennen solle, wo er das gestohlene Gut verborgen hatte. Aber er fand es klüger zu schweigen.

„Ja, wenn Mohr es holen könnte, dann wäre es etwas anderes. Aber ein Mädchen! Ich schneide mir nicht gerne ins eigene Fleisch!"

„Hör Lene, wenn du etwas brauchst, so leihe es dir irgendwo. Wenn ich heraus bin, gebe ich dir Geld so viel du willst. Verdiene dir etwas, oder bettle, oder stiehl meinetwegen, aber fang's gescheit an. Wenn ich aus dem Loch komme, sollst du neue Kleider haben. Ich habe genug, sie zu bezahlen, und noch viel mehr."

Lene überlegte einen Augenblick, ob sie um dieses Versprechens willen nicht auf Josef warten wolle. Aber ihre Faulheit, ihre Eßgier waren stärker als ihre Lust an neuen Kleidern. Sie entschloß sich, lieber einen Ernährer zu suchen. Vielleicht schenkte der ihr auch neue Kleider. Sie sah Josef an und Josef sah sie an.

„Du bist mager geworden, Lene."

„Und du dick."

„Das macht das verdammte Stillsitzen. Wenn ich heraus bin Lene, dann!" Er sah sich nach dem Landjäger um, der an der Türe auf und ab ging. Als er dem Paar einen Augenblick den Rücken zukehrte flüsterte Josef Lene ins Ohr: „Dann gehts wieder los! Feine Pläne habe ich, wenn ich mein Geld geholt habe!" Er strich sich über sein glattgeschorenes Haar und schlenkerte die Hand in der Luft herum. Der Landjäger kam näher und pflanzte sich neben Josef auf. Nun sprachen sie von gleichgültigen Dingen.

„Ich muß jetzt fort", sagte Lene. „Leb' wohl, Josef, bleib gesund." Josef stand vor ihr. Wieder stieg ihm das Blut rot in die Augen. Hastig riß er Lene in seine Arme, wild und hungrig. Sie hielt still, der große Mund glühte unter des Mannes Küssen, aber ihre Augen blieben teilnahmlos und kalt. Der Landjäger drängte. Lene ging.

* * *

„Es ist einer ausgebrochen", erzählte man sich in der kleinen Stadt. Und abends stand es im Wochenblättlein, dem Iten-Josef sei es gelungen, in noch unaufgeklärter Weise aus dem Zuchthaus zu entkommen. Seine Spur werde aber leicht zu verfolgen sein, denn es liege Schnee.

Das Signalement wurde gegeben: Mittelgroß, tiefliegende Augen, eine gebogene Nase, geschorener Kopf, bartlos. Das alles war wahr. Die Hauptsache hatten sie aber zu schreiben vergessen: daß die Augen scharf und spöttisch, die Nase leicht beweglich, der Kopf klein, das ganze Gesicht in beständiger, nervöser Bewegung und die Ohren wohlgeformt seien, ohne eine Spur der Verkrümmungen oder Entstellungen, die die Ohren von Verbrechern sonst leicht an sich haben.

Die Leute im Städchen sahen sich ängstlich um, wenn sie des Abends ausgingen, und dumme Mütter und bequeme Dienstmädchen jagten die Kinder mit der Drohung zu Bett: Der Iten-Josef nimmt dich!

Die Landjäger suchten kreuz und quer das Land ab, ärgerten sich, daß der Gerechtigkeit ein Schnippchen geschlagen sei, gaben willig auf alle an sie gestellten Fragen Antwort, und ließen mit hochgezogenen Augenbrauen merken, daß man dem Ausbrecher auf der Spur sei.

Das war aber einstweilen nicht wahr.

Josef war gleich nach Mitternacht aus dem Zuchthaus entwichen,

hatte sich sofort über den Berg gemacht, immer auf der Fahrstraße gehend, um seine Spur nicht zu verraten, und erst da in den Wald abbiegend, wo die unzähligen Fußspuren von Holzhauern durcheinander liefen, rückwärts und vorwärts und nach allen Seiten.

Im Wald atmete er auf. Hier war er sicher, hier fingen sie ihn nicht, und mußte er einmal hinunter, um sich das nötige zu holen, so waren Schlittenspuren und Menschenspuren genug da, um die seine nicht zu verraten. Er kannte die ganze Gegend und den Wald seit seiner Kindheit, und hatte schon als Junge manche Höhle entdeckt, in der er die Nacht zugebracht. Moos gab es ja überall. Nachher, wenn er seinen Schatz geholt hatte, wollte er über die Grenze ins Deutsche hinein.

Das war ein schönes Gefühl, so ungehindert im Wald herum zu laufen, mit dem Bewußtsein im Herzen, klüger gewesen zu sein, als alle seine Wächter. Dazu die aufregende Gefahr des Entdecktwerdens im Rücken, und die Freiheit vor sich. Das war die Mischung, die er brauchte.

Josef atmete freudig die frische Winterluft ein und schlenkerte in triumphierender Lust die Hand in der Luft herum. Die Landjäger, pah! Wenn man sie nicht mit der Nase darauf stieß, fanden sie nichts und niemand.

Dumm, daß er seine Zuchthäuslerkleider anbehalten mußte! Er sah ja aus wie ein gelb und weiß gestreiftes Zebra! Aber auch dafür gab es Rat. In seinem Versteck hatte er eine Hose liegen, neben vielen andern, einem Dieb unentbehrlichen Dingen. Die wollte er sich holen, wenn es nicht mehr anders ging.

An der Halde arbeitete ein Holzfäller. Er versuchte den geschälten Stamm einer Tanne den Berg hinunter in den Abgrund zu rollen. Aber sie wollte nicht vorwärts. Links und rechts stieß sie sich an den Bäumen, und der alte Mann, dessen Haare wie gelblicher Schnee in der Sonne glänzten, mußte mit dem Pickel nachhelfen. Er schalt laut vor sich hin, als hätte er ein störrisches Pferd zu leiten. Endlich wurde er ungeduldig. „So bleib halt liegen, Aas, stehlen wird dich niemand.“ Und kletterte schon wieder die Halde hinauf, erhitzt von der Arbeit und keuchend.

„Ich nicht“, dachte vergnügt Josef, der leise vorüber ging und des Mannes Jacke und Hut an einem Tannenast hängen sah. Behutsam nahm er beides herunter, und ging mit langen Schritten davon. Die Jacke zog er an, und schleuderte die ihm aufgedrungene zusammengerollt in den Abgrund, und den Hut setzte er auf. Unter dem rostfarbenen, großen, weichen Schlapphut erkannte man ihn auf alle Fälle weniger, als mit dem kurzgeschorenen, glänzenden Zuchthausschädel.

Die Freiheit war schön, aber der Hunger nicht. Er krallte seine scharfen Nägel in Josefs Magen. Mochte er sich gegen den nagenden Schmerz wehren wie er wollte, es nützte nichts, er mußte hinunter zu den Menschen und sich zu essen holen. Als er ausgebrochen, hatte er

zwar einen Vorrat von Brot zusammengespart, aber der war aufgezehrt, und seit gestern Morgen hatte er nichts mehr im Magen gehabt.

Josef überlegte. Er wollte über den Kreuzberg. Auf der andern Seite, unten am Seelein, lag sein Heimatdorf. Dort hatte er das gestohlene Geld versteckt, von dem er einen Teil holen wollte, und seine verräterischen Hosen wechseln. Darauf wollte er, sobald es dunkel geworden, ins Dorf, um zu versuchen, sich die nötige Nahrung zu verschaffen. Wenn es nicht anders ging, mit Stehlen. Dann wollte er in den Wald zurück, und sich satt essen. Satt! Satt! Eine starke Gier überkam Josef und krampfte ihm den Magen zusammen, daß er beide Fäuste darauf drücken mußte.

Hastig eilte er vorwärts, und versäumte nie, seine Spuren zu verwischen, oder gar keine zu hinterlassen. Er lief auf Erdschollen, Grasbüscheln, die aus dem Schnee hervorsahen, in fremden Spuren, Schlittengeleisen, und so geschickt machte er das, daß es unmöglich gewesen wäre, einen bestimmten Abdruck seiner Füße nachzuweisen.

Als die Nacht hereinbrach, hatte er sein Ziel, eine mächtige Eiche in der Nähe des Waldsaumes erreicht. Sie war hohl, aber so wohl umgeben von Haselnußstauden, einer Wildnis von kurzem Gestrüpp und hängendem Efeu, daß niemand den morschen, fauligen Stamm sehen konnte mit der starken Höhlung, auch nicht im Winter. Josef kniete davor, holte ein gut eingewickeltes Paket heraus, und öffnete es. Geldstücke, Banknoten, eine Uhr, silberne Löffel, und noch manches andere lag dabei, auch die Hosen, eine schmierige Mütze, ein Revolver und ein Messer. Josef untersuchte die Waffe, lud sie und steckte sie ein. Das Messer nahm er zu sich, und wechselte seine Beinkleider. Die gestreiften stopfte er in den Stamm, und schob das Paket in das Innere des Baumes zurück, es sorgfältig in das schwarze Wachstuch einhüllend und mit Moos bedeckend.

Eilig lief er nun hinunter zum Dorf. Ein paar Buben schlittelten, trotz der Dunkelheit. Den einen, der keinen eigenen Schlitten besaß, und auf den des Kameraden wartete, redete er an. Er zeigte ihm ein Geldstück.

„Willst du das verdienen?"

„Allweg! Wie?"

„Geh ins Dorf und kaufe ein Brot, eine große Wurst, und eine Flasche Branntwein. Fragen sie dich, für wen es sei, so sagst du: für den Vater."

„Ich hab keinen!"

„So sag was du willst! Wirst schon auf etwas kommen!"

„Allweg!", sagte der Bub, und lachte verschmitzt mit seinem breiten Mund. Er rannte den Hügel hinunter, daß die Holzschuhe einen rhythmisch klappernden Lärm verführten.

Es dauerte keine zehn Minuten, so war der Junge wieder zurück.

„Da!" Er streckte die Hand aus. Josef legte das versprochene Geldstück hinein, und der Kleine lief davon, ohne auch nur danke zu sagen.

Wieder stieg Josef den Hügel hinan und ging durch den Wald. Unten lagen die Bauernhäuser im Dunkeln, kleine, scharf begrenzte Lichtlein bezeichneten die Stelle, wo sie standen, ein paar nahe beisammen liegende ließen die Mitte des Dorfes vermuten. Der Turm des Kirchleins zeigte wie ein schwarzer Riesenfinger gen Himmel. Im See spiegelten sich lang und zitternd die erleuchteten Fenster der an den Ufern liegenden Villen und darüber standen wie blasse, drohende Gespenster die weißen Berge.

Josef sah nichts, der Hunger quälte ihn zu sehr. Er hielt sein Brot an sich gedrückt, die Wurst und die flache Schnapsflasche hatte er in die Tasche gesteckt.

Von Zeit zu Zeit befiel ihn ein Schwindel, und es wurde ihm schwarz vor den Augen. Er stolperte. Aber zornig raffte er sich auf. „Soll ich da liegen] bleiben mit der vollen Tasche, und mich abfangen lassen?" Mühsam kletterte er eine Stunde lang.

Da hörte er es knisternd durch die Büsche brechen. Reiser knickten, Steine rollten in den Abgrund. Ein Schnauben kam näher, ein Keuchen, und als Josef sich hinter eine Tanne drücken wollte, kam Mohr daher, die Nase dicht am Boden. Er hatte unten im Dorf Josefs Spur entdeckt, und gebärdete sich nun, da er ihn erblickte, wie toll. Er raste im Kreis um ihn herum, und bellte und winselte vor Freude.

„Mohr! Mohr! Männlein!", rief Josef laut, und ein warmes, wohltuendes Gefühl überkam ihn. „Hast du mich gefunden, du Seele von einem Hund?" Mohr sprang und sprang. „Ja, ja, Mohr, ja, ja, du bist ein gutes Tier, ja, ja!" Und er streichelte und tätschelte den Hund, der unablässig an ihm aufstand und sich noch immer nicht beruhigen konnte. „Und wie du aussiehst, Männlein, armes Geschöpf! Hat sie dich hungern lassen, die Lene, hat sie?" Josef bückte sich zu dem Hund hinunter, der struppig, schmutzig, die krausen, schwarzen Haare grau und die Lenden eingefallen, neben ihm hersprang.

„Wollen wir essen, Mohr? Was meinst du, wollen wir essen?" Der Hund bohrte seine kalte Nase in die Faust seines Herrn. Josef sah sich um. „Hier wollen wir es wagen. Kein Mensch weit und breit. Unten schlafen die Murmeltiere, die Lichtlein sind erloschen. Und im Wald stört uns niemand. Oder, was meinst du?" Mohr setzte sich auf die Hinterbeine. „Aha! Du bist für's Essen! Ich auch, Männlein, ich auch! Ganz deiner Ansicht! Und ein Feuer wollen wir machen und uns wärmen. Ein kleines, heimeliges, schönes Feuerlein, nicht wahr, Mohr?" Mohr wedelte. Josef suchte trockene Reiser unter den Tannen zusammen, fauliges, helles Holz und die abgestorbenen Aeste der Tännchen. Endlich brachte er mühsam ein mageres Feuer zustande. Die Zündhölzchen hatte er in der Tasche des Holzfällers gefunden.

Auf den trockenen Platz unter zwei Tannen setzte er sich und Mohr drängte sich an ihn. Josef holte das Brot und die Wurst aus der Tasche

und legte es vor sich hin, mit hastigen, nervösen Bewegungen. Mit gierigen Augen sah er auf seine Schätze, aber ehe er aß, nahm er einen langen, gluckſenden, eindringlichen Schluck aus der Flasche. Das tat wohl! Wie feurige Kügelchen rollte und rieselte es Josef durch den halb erstarrten, hungrigen Körper. Und jetzt essen, und nicht aufhören ehe das Brot und die Wurst vertilgt waren!

Mohr war ganz Aufmerksamkeit, gläubige Erwartung, bebende Hoffnung. Der erste duftende Zipfel flog ihm zu. Ein großes Stück Brot hintendrein. Ein Schnappen, ein Schmatzen, und Brot und Wurst waren verschwunden. Josef lachte, mit vollen Backen kauend. Er aß hastig, seine starken, gelblichen Zähne mahlten und zerrissen ohne Unterlaß das weiche Gebäck und das fette, schmackhafte, rote Fleisch.

Langsam erholte er sich. Es fing an, ihm behaglich zu werden. Das Gefühl von Elend und Schwäche wich, der dumpfe Druck im Hirn veringerte sich, das Bohren im Magen verschwand. Seine Lebensgeister regten sich wieder, und sogleich schossen kühne und verzwickte Pläne ihm durch den Kopf. Abenteuerlust hob das Haupt, die Freude an schwierigen Unternehmungen und gefahrvollen Feldzügen jagte ihm das heiße Blut in die Fingerspitzen und prickelte ihn im ganzen Körper. Ganz heiß wurde ihm plötzlich! Das sollte eine Lust werden!

Er aß immer noch. Wuchtig arbeiteten seine Zähne, aber jetzt geschah es im vollen Bewußtsein des Genusses. Satt war er noch nicht, noch lange nicht, aber der erste Hunger war gestillt. Doch hatten seine Augen den Ausdruck von suchender Gier nicht verloren.

Still und in behaglichem Warten, den Schwanz sanft hin und her bewegend, saß Mohr, und harrte geduldig auf die Wurstscheiben, die ihm von Zeit zu Zeit zuflogen. Er hatte die schwarze Schnauze auf die Schulter seines Herrn gelegt, und sah starr in das Feuerlein, das stets aufs neue von Josef genährt, aufflackerte.

Plötzlich stellten sich Mohrs Ohren und im Nu war er auf den Füßen. Josef sprang auf. Es kam jemand. Wer war es? Ein harmloser Wanderer? Ein Wilddieb? Galt es ihm? Das Blut schoß ihm ins Gesicht.

Fangen ließ er sich nicht, nein, bei Gott nicht! Jetzt nicht, wo die Liebe zur Freiheit neu in ihm aufflammte und seine Seele durstig darnach lechzte. Jetzt nicht, wo sein ausgehungerter Körper nach Nahrung verlangte, wo die volle Flasche auf den dürren Reisern lag und lockte, und er hatte trinken wollen, um nach langen, langen Monaten wieder einmal das Glück und Wonnegefühl zu empfinden, das dem Berauschten das Daseinsbewußtsein steigert und ihm sein Leben in erlogener Schönheit vortäuscht, Licht doppelt hell erstrahlen läßt und Schatten auflöst. Nein, jetzt ließ er sich nicht fangen! Wild packte er seinen Revolver und spannte den Hahn.

„Wer da?" schrie eine Stimme. Josef schwieg und zertrat die Glut. Er drückte den Kopf des Hundes an sich, um ihn am Bellen zu verhindern. „Es gilt mir", dachte er und verlor Vernunft und Selbstbeherrschung. Das Blut hämmerte ihm in den Schläfen und es brauste ihm im Kopf, Angst und Wut überwältigten ihn. Er hob den Revolver, zielte auf die dunkle, herankommende Gestalt und schoß.

Der Mann brach lautlos zusammen. Zuckend lag er auf der Erde, wälzte sich hin und her, daß das dürre Laub ängstlich raschelte, drehte sich um sich selbst, röchelte, brach einen Strahl dunkeln Blutes, ächzte, warf sich in die Höhe und war tot. Josef hatte ihn ins Herz getroffen.

Starr stand der Mörder neben seinem Opfer. Langsam kam er zur Besinnung. Es kroch ihm kalt zum Herzen, er fing an zu zittern, und taumelte gegen eine Tanne.

Das hatte er nicht gewollt! Das nicht! Nur sich nicht fangen lassen wollte er, nur sich die Freiheit wahren! Nein, bei Gott, das hatte er nicht gewollt.

Er trat zu dem Toten. Vielleicht lebte er und war nur ohnmächtig. Er horchte, den Kopf auf der Brust des Liegenden, aber sie hob und senkte sich nicht mehr. Er entzündete eines seiner Hölzchen und leuchtete dem Toten ins Gesicht. Die Augen standen weit offen, und starrten ihn an. Es schien Josef, als rühre er sich, als flüstere er etwas. Was hatte er gesagt? Entsetzen erfaßte Josef, er starrte unbeweglich auf das Gesicht, das in der Dunkelheit blaß und grauenvoll starr schimmerte, ein heller Fleck in der Nacht.

Mohr schnüffelte an dem Erschossenen herum, leise knurrend. Dann kam er auf Josef zu und leckte ihm die Hand. Der lachte grell auf.

„Ja, leck du meine Hand, Mohr, du hast recht, leck du die Hand, die eben einen Menschen ermordet!" Dann fiel ihm plötzlich ein, daß er fliehen mußte. Er sah den Toten an. „Hätte ich dich nicht erschossen, so hättest du mich ins Zuchthaus abgeliefert", sagte er trotzig zu ihm. „Es war ein Kampf, und du hast verloren. Vielleicht ich auch, das wollen wir jetzt sehen." Er wandte dem toten Mann den Rücken und stieg hastig bergan.

„Mohr, fort!", sagt er plötzlich zu seinem Hund. Mohr kannte das Wort. Er blieb stehen, und sah seinen Herrn flehend an.

„Es geht nicht anders", flüsterte Josef, stand still und sah auf das Tier herab. „Ich weiß es wohl, ich habe keinen als dich. Und du hast mich nötig, niemand als du braucht mich. Du bist der Einzige." Der Hund stand an ihm in die Höhe bei seinen schmeichelnden Worten. Josef drückte seinen wolligen Kopf an sich. „Dich sehe ich nie mehr", sagte er leise dem Hund ins Ohr.

Sein scharfes, mageres Gesicht verdüsterte sich einen Augenblick, die unstäten Augen wurden trübe. Dann schüttelte er den Hund ab.

„Fort, Mohr!" Mohr drehte sich gehorsam um und trottete davon.

Alles hing an ihm, Kopf, Ohren und Schwanz. Nach einer Weile drehte er sich um, sah hinauf zu Josef, der ihm nachblickte, und wedelte. Als sein Herr ihm nicht rief, ging er weiter, langsam und zögernd, als folge er einem Sarg.

* * *

Ungeheure Aufregung hatte die ganze Gegend erfaßt. Von nichts anderem sprach man, an nichts anderes dachte man, als an den Mord im Wald. Der junge Landjäger war erschossen worden! Der schöne, starke, junge Mensch, der einzige Sohn seiner Eltern, und der Schatz der hübschen Müllers-Marie. Im Frühjahr hatten sie heiraten wollen, und sie hätte ihm etwas zugebracht.

Es war wie eine Wallfahrt den Berg hinauf. Alte und junge, die gebrechlichsten Greise und die jüngsten Kinder wollten den Mann auf der Erde liegen sehen, wollten sich vor den braunroten Flecken unter den Tannen schaudernd abwenden, und wollten die Spuren der nägelbeschlagenen Schuhe eines Mannes, des Mörders, und die runden, tiefen Stapfen seines Hundes mit eigenen Augen messen.

Eine große Menge Menschen stand im Kreis um die Tanne herum, unter der der erschossene Fritz Hägi lag. Polizisten, Herren vom Gericht, und ein Mann und eine Frau standen neben ihm.

Die starke, knochige Frau, Fritz Hägis Mutter, hatte laut geheult, als sie ihren Sohn erblickte, und den Kopf in der verwaschenen Schürze versteckt. Seither waren ihre Augen trocken geblieben. Ein furchtbarer Zorn gegen den Mörder erfüllte sie. „Der Kopf muß ihm herunter, dem! Herunter muß er! Habe ich darum den Fritz aufgezogen, und Mühe und Sorge gehabt um ihn! Herunter muß dem der Kopf!“ Sie ballte die Fäuste und streckte die mächtigen Arme zum Himmel auf. „Und der Herrgott da oben wird ein Einsehen haben und ihn nicht entwischen lassen!“ Sie trat näher an die Leiche ihres Sohnes heran, faltete die Hände und fing an zu beten.

Der Vater sagte nicht viel. Mit gesenktem Kopf stand er neben dem Sohn, der so jung sterben mußte. Da lag nun der Fritz. Jetzt blieben sie im Alter allein, die Mutter und er, und er mußte sich schinden bis er starb. Der Fritz hatte ihnen so schön geholfen, und abgeliefert was er verdiente. Und wenn er geheiratet hätte, wären sie später zu den Jungen gezogen, wenn es sonst nicht mehr gegangen wäre. Jetzt war es aus. Da lag er mit einer Kugel im Herzen. In des Mannes kleinem, verschrumpftem Gesicht zuckte es, die Tränen liefen ihm aus den geröteten, wimperlosen Augen, und rollten in den Furchen seiner lederharten Haut wie in Kanälen weiter. Er sah starr auf seinen Sohn und schüttelte von Zeit zu Zeit den Kopf.

Die Herren vom Gericht machten Notizen, und die Polizisten hielten

die Leute ab sich näher heranzudrängen. Aufgeregt sprachen die Dörfler ihre Vermutungen aus, wer der Mörder sein könne.

„Wenn der Iten-Josef nicht im Zuchthaus säße, so würde ich sagen, er sei es gewesen!“ sagte einer wichtig.

„Der Mörder hat ja einen Hund gehabt! So ein Lump hat keinen Hund, das muß ein Jäger gewesen sein. Vielleicht einer der Wilddiebe, denen der Fritz nachging“, widersprach ein anderer.

„Vielleicht ist es gar nicht seiner gewesen! Er kann ihn ja nur gefüttert haben, oder ihn gelockt haben. Hunde laufen viele herum.“

„Was, nicht seiner gewesen? Man sieht es ja, daß er neben ihm saß“, riefen zwei miteinander.

„Und zusammen sind sie gekommen. Man sieht ja die Hundspfoten von weit unten bis hierherführen.“ Da drängte sich ein halbwüchsiger Junge durch die Leute und benutzte die Gelegenheit in die vordere Reihe zu kommen: „Freilich hat der Iten-Josef einen Hund gehabt! Ich habe ihn einmal mit einem gesehen. Als der Landjäger ihn in die Stadt führte, ist er mir begegnet, und da habe ich gesehen, daß ein schwarzer Pudel neben ihm ging, und der Josef hat ihn gestreichelt und der Hund ist an ihm hinauf gesprungen.“

„Dann ist der Josef der Mörder“, entschied die Menschenmenge. „Ein Zuchthäusler ist er ja schon.“

„Das Scheusal! Der Lump, der Dieb!“ schrien die Eifrigen.

„Ach, er sitzt ja im Loch“, brüllte einer.

„Nein, er sitzt nicht mehr im Loch, er ist ausgebrochen, einer aus der Stadt hat es erzählt, und im Wochenblättlein ist es auch gestanden.“

„Dann war es der Josef!“ schrien alle, jammerten und drohten, und machtem ihrem Abscheu und ihrer Furcht vor dem Mörder und ihrem Zorn und ihrer Empörung in aufgeregten, harten und bösen Worten Luft. —

Der Tatbestand war aufgenommen worden, die nötigen Photographien gemacht, die Zeugen hatten ausgesagt. Lene, die man endlich gefunden, war vernommen worden.

Gleichgültig gab sie zu, mit dem Verdächtigen gelebt zu haben. Ihre schläfrigen, immer hungrigen Augen hatten kaum geblinzelt als man ihr sagte, daß Josef im Verdachte stehe, den Landjäger erschossen zu haben, und sie frug, ob sie ihn dessen für fähig halte.

„Ho, warum nicht? Gestohlen hat er ja auch.“ Sie brauchte den Josef nicht mehr, denn sie wurde von einem andern gefüttert. Darum gab sie ihn ruhig preis. Die Frage, ob Josef einen Hund gehabt, bejahte sie.

„Ob Josef den Hund bei ihr abgeholt habe, nachdem er aus dem Gefängnis entwichen?

„Nein, er ist nicht gekommen. Und um den Hund habe ich mich schon

lange nicht mehr gekümmert. Der lief so herum. Ich weiß nicht, wie er zu ihm gekommen ist. Vielleicht ist es auch nicht der Mohr gewesen. Es gibt viele Hunde, und der Josef hatte die Hunde gern."

Wenige Tage darnach brachte man Mohr an einer Leine zu Lene.

„War das des Jten-Josefs Hund?"

„Ja, das war er." Nun blieb Mohr in Gewahrsam und wurde gefüttert und verpflegt. Er verhielt sich ablehnend gegen die grünen Männer, knurrte, wenn einer ihn streicheln wollte, und hob die Oberlippe, verächtlich und drohend. —

Die ganze Umgegend wurde nach Josef abgesucht, und unaufhörlich kreuzten die Landjäger. Ueberall lag sein Signalement in den Wirtschaften auf. Die Bauern musterten jeden der vorüberging aufs schärfste, denn es war ein schöner Preis auf den Kopf des vermutlichen Mörders gesetzt. Aber niemand sah und hörte etwas von ihm. Endlich, nach vier Wochen hieß es: Sie haben ihn! Der Josef ist gefangen.

Wie elektrisiert fuhr alles auf. Scharen von Menschen warteten am Bahnhof der kleinen Stadt, aus deren Gefängnis er ausgebrochen, nur um ihn einen Augenblick zu sehen. Sie bildeten Spalier bis zum Untersuchungsgefängnis, Kopf an Kopf stand die Menge, um den Mörder an sich vorbeigehen zu sehen.

Josef ging aufrecht, die gefesselten Hände hatte er in die Aermel gesteckt, daß man nicht sah, daß die Handschellen ihn beschwerten. Den braunen, schmierigen Schlapphut trug er immer noch. Mager und gehetzt sah er aus, hohläugig und hungrig. Ein trotziger Ausdruck lag auf seinem Gesicht, eine entschlossene Mißachtung aller derer die ihn angafften.

Die Grimasse, die er gemacht, als das Spießrutenlaufen begann, blieb auf seinem Gesicht stehen. Als er hinter der grünen Türe mit dem blitzenden Messingknopf verschwunden, zerstreuten sich die Leute.

Josef leugnete. Man mochte ihm Zeugen stellen so viele man wollte, er leugnete. Man mochte ihm die Branntweinflasche vorlegen, den Rest der Wurst, den man am Tatort gefunden, Josef leugnete. Frech und überlegen! Er wußte, daß sie ihn nicht zum Tode verurteilten, so lange er nichts gestand.

Lene wurde ihm gegenüber gestellt. Josef hatte behauptet, in der Nacht, in der der Mord geschehen, bei dem Mädchen gewesen zu sein.

Er hatte seine Augen eindringlich flehend in die ihren gebohrt, denn wenn sie bestätigte was er sagte, so war bewiesen, daß er der Mörder nicht sein konnte.

Es blitzte bissig und verächtlich in seinen Augen, als das Mädchen seinen großen Mund auftat und gleichgültig gegen ihn aussagte, mit einer faulen, apathischen Handbewegung.

„Ich habe ihn nicht mehr gesehen, seit ich ihn im Gefängnis besucht habe. Bei mir ist er nicht gewesen. Und einen Hund hat er gehabt, ja,

einen Pudel." Josef leugnete, je einen Hund besessen zu haben. Es sei ihm hie und da einer nachgelaufen, und den habe er dann gefüttert. Warum hätte er ihn nicht füttern sollen? Hunde sind dankbar! Von einem schwarzen Pudel wisse er nichts. —

Die Zeichen, daß der Iten-Josef den Fritz Hägi erschossen, mehrten sich. Alle Fäden liefen bei ihm zusammen, jeder Weg endete bei ihm. Es war kein Zweifel, daß er der Mörder sei.

Aber Josef leugnete. Nicht einmal verwirrten sich seine Aussagen. Nie schwankte seine Stimme, nie zuckte Schreck oder Angst über sein Gesicht. Er antwortete gelassen, und mit der Ruhe eines, der sich unschuldig weiß. Dies war auch das Ende und der Anfang von allem was er sagte. „Ich bin unschuldig! Ich weiß nichts von dem Mord."

Eine Woche, nachdem der Josef in das Untersuchungsgefängnis gebracht worden war, sagte wieder einer der Dörfler zu dem andern: „Sie bringen den Josef! Er soll am Tatort vernommen werden. Man hat alles so gelassen, wie es damals war. Vielleicht gesteht er dann."

Sie rotteten sich alle auf der Landstraße zusammen, auf der Josef von der Stadt her kommen sollte. Sie warteten stundenlang, um den Gefangenen vorbeifahren zu sehen. Sie kamen von weit her, und wo sich zwei begegneten, frugen sie: „Kommst du mit? Der Iten-Josef fährt vorüber mit fünf Landjägern."

Von der Stadt bis zu dem verschwiegenen Ort, wo Josef mit Mohr seine friedliche Mahlzeit gehalten hatte, waren es ungefähr drei Wegstunden zu fahren. In einem offenen Wägelchen fuhr er mit seinen Hütern voraus, die Herren vom Gericht in einem Wagen hintendrein. In jedem Dorf, durch das sie fuhren, standen die Leute vor den Türen, sprangen sie auf die Gasse, und ließen Essen und Arbeit stehen. Der Kirchplatz war schwarz von Kindern, die neugierig auf den Mörder warteten und die Hunde des Dorfes bellten die Wagen an, als sie vorbeifuhren.

Auf der Straße, die den See entlang führte, ließ man die beiden Gefährte zurück und ging zu Fuß durch den Schnee den Berg hinan. Voran der Gefangene, und neben ihm die Landjäger, dann die Gerichtsherren und darauf eine lange Reihe Neugieriger. Endlos wand es sich den Berg hinauf, als ob Ameisen einem bestimmten Ziel zustrebten.

Man hörte ein anschwellendes Murmeln, ein Flüstern, ein zorniges Verdammen, ein Beteuern, Vermuten, Besserwissen, Fragen, Antworten! Es schwirrte durch die Luft von Schimpfwörtern, die Josef galten, von Verwünschungen und Ausdrücken des Abscheus.

Fritz Hägis Eltern waren mitten unter den Leuten. Jedes Wort, das sie sagten, wurde von den Umstehenden eifrig aufgefangen und weiter gegeben. Fast vergaßen sie, daß sie ihren Sohn verloren, so wichtig kamen sie sich vor, so stolz machte es sie, der Mittelpunkte einer Menge

zu sein. Als man oben angekommen war, trennten sie sich von ihren Bekannten, und gingen mit den Herren vom Gericht und den Landjägern zu dem düstern Ort, wo der Mord geschehen.

Ungern blieben die Dörfler zurück. Sie kletterten auf die Tannen, und bestiegen die hohen Holzbeigen, um wenigstens von ferne zu sehen und zu hören. Sie reckten die Hälse, und stießen und drängten sich.

Zwei Schritte von Josef stand Frau Hägi. Sie führte ihre schwarz wollene Schürze oft an die Augen, konnte aber doch nicht unterlassen, die Neugierigen zu mustern, die immer wieder von den Landjägern zurückgedrängt werden mußten mit groben Worten und vorgehaltenen Kolben.

Zwischen seinen Richtern und Häschern stand Josef, auf dem Fleck, auf dem er damals den Blonden erschossen.

In seinem fahlen Gesicht zuckte keine Muskel, nichts von dem, was in ihm vorging, spiegelte sich in seinen Augen. Die furchtbare Angst, verurteilt zu werden zum Tode oder auf Lebenszeit, merkte ihm niemand an, und noch weniger die Reue, die ihn Tag und Nacht quälte, ihm den Schlaf nahm und ihn scheu erzittern ließ, wenn etwas sich hinter ihm regte. Er sah mit Grausen zu den zwei Tannen hinüber. Dort lag damals der Erschossene auf der Erde! Dort hatte er sich aufgebäumt, und hatte ihn angestarrt, mit Blut vor dem Mund und mit weitaufgerissenen, toten Augen.

„Geschieht mir recht, wenn sie mich umbringen“, dachte Josef gepeinigt, „ganz recht geschieht mir, wenn ich es büßen muß! Aber den Grünen tue ich es nicht zu liebe! Ich will mich wehren, so lange ich kann, sie sollen mich nicht einsperren für immer, und sollen nicht über mich Herr werden! Daß es mich reut, ist meine Sache.“ Es schüttelte ihn, er war nicht mehr der Josef von früher. Er war morsch geworden. Jedes Wort, das ihm die Menge zugerufen, hatte sich gleich spitzen Nadeln in sein Hirn gebohrt. Mörder! hatten sie gerufen. Mörder! Mörder! Und die funkelnden Augen seiner Ankläger hatten sich wie die Augen von Raubtieren in die seinen gebohrt. „Mörder!“ schrien die Frauen. „Mörder!“ schrien die Kinder. Josefs Stirne bedeckte sich mit kaltem Schweiß.

Der alte Hägi stand auch da. Seine geröteten schwachen Augen tränten. Die seiner Frau richteten sich mit einem Ausdruck von Haß auf Josef.

„Mörder!“ schrie sie, und schüttelte die Faust gegen ihn. Er fühlte es, wie die beiden neben ihm und die Menge im Wald ihn verabscheute, haßte und verachtete. Es lief ein Zittern durch seine Glieder. Ein Gefühl von Verlassenheit und Elend überkam ihn. Aber plötzlich ergriff ihn wieder wilder Trotz. Er hob den Kopf und biß die Zähne zusammen.

„Nein, ich habe es nicht getan, nein, ich habe es nicht getan!“, antwortete er auf jede Frage. Und wenn er auch das blasse, entstellte Antlitz des Toten immer vor sich sah, und seine gebrochenen Augen unauf-

hörlich auf sich gerichtet fühlte, und kaltes Entsetzen ihn erfaßte beim Anblick der verblaßten Blutflecke und des zerstampften Bodens, so blieb er äußerlich ruhig und fest, und man brachte nichts aus ihm heraus, als immer dieselbe Beteuerung: „Nein, ich habe es nicht getan!"

Da erscholl Hundegebell. Eine Flamme schlug Josef ins Gesicht. Er kannte das starke, energische Bellen. Das war Mohr! Jetzt war es aus mit ihm! Er nahm sich zusammen, reckte sich, ballte die Fäuste, daß die Nägel rote Zeichen ins Fleisch gruben, und starrte auf den sich nähernden Landjäger, der einen Hund an der Kette führte. Seinen Hund!

Schweigend wartete die Menge und reckte die Hälse, als Hund und Mann vorübergingen. Lautlos starrten sie hinüber zu Josef, der das Tier an sich herankommen ließ ohne mit der Wimper zu zucken.

Mohr stand und schnupperte.

„Lassen Sie den Hund los!" befahl einer der Herren. Einen Augenblick stand Mohr unbeweglich, schüttelte sich, und starrte Josef an. Dann schoß er vorwärts, sprang in einem mächtigen Satz an dem Unbeweglichen in die Höhe, leckte seinen Rock und sein Gesicht, raste vor ihm hin und her, sprang wieder in die Höhe, bellte vor Freude und winselte vor Sehnsucht nach der schmeichelnden Hand seines Herrn. Dann ließ er sich plötzlich zur Erde nieder und leckte Josefs Füße.

Immer noch stand der Angeklagte schweigend, ohne sich zu rühren. In unbändigen Schlägen klopfte sein Herz. Eine wilde Freude erfaßte ihn. Das Tier! Das Tier zu seinen Füßen! Was frug es darnach ob er ein Mörder sei? Es liebte ihn, den schlechtesten, elendesten der Menschen. Es liebte ihn, ihn allein. Heiß stieg es auf in Josefs Augen. Ein Gurgeln, ein Schluchzen brach aus seiner Kehle, einen jammervollen Schrei stieß er aus und fiel neben seinem Hund auf die Knie, drückte die Stirne in das schwarze, krause, zerzauste Fell, und schlang die gefesselten Arme um seinen Kopf.

„Du bist der Einzige! Du bist der Einzige!" schluchzte er. Lang weinte er am Halse des Hundes.

Endlich faßte jemand seine Schulter. Josef sah auf und erhob sich.

„Ich habe ihn erschossen", sagte er laut, dann senkte er den Kopf.

Man führte ihn ab. Der Hund umtanzte in Freudensprüngen seinen Herrn.

Violas Abendtraum.

Von Adalbert H. Rausch in Friedberg (Hessen).

Viola am Flügel. Winterabenddämmer. Nach einiger Zeit tritt **Konstantin** ein, zum Ausgehen gekleidet. Er lehnt an eine Fensterbrüstung und hört dem Spiel mit zu. Nach abermals einigen Minuten wird Viola durch ein Klopfen an die Tür unterbrochen. Sie erhebt sich und öffnet. Ein Diener tritt ein:

Diener: Der Herr Baron beauftragt mich zu fragen,
Ob ihn die Dame hier empfangen wird
Und wann.

Viola: In einer Viertelstunde hier.

Der Diener verneigt sich tief und geht.

Viola: Dies ist der letzte Tag der Qual. Dann werden
Nicht fremde Schritte mehr den Frieden stören,
Der unser ist. Sei still und habe Glauben!
Bald lockt uns andres Land! Wie damals werden
Wir nach Siziliens Küsten niederschweifen,
Der letzten Trübnis ledig, die ein letztes Wort
Nur töten kann.

Konstantin: (wie von weither) Die Gartenmauer . . jenen
Mimosastrauch, der so voll Duft war . . jene
Geranien, die am Boden feurig rankten:
Dies alles, äußres nur, und doch ein Leben,
Weiß ich noch so genau als sei's von gestern.
Wer lange einsam ging und seine Tage
In immer gleichem, grauem Ebenmaß
Schwermütig hinzog: wenn nicht Licht noch Farbe
Das Auge reizte und ein Träumen weckte:
Nun aber plötzlich kommt ein Tag, der alles,
Das Kleinste auch, in einer Stunde wechselt:
So bleibt in unsrem Herzen solcher Stunde
Beglückendes Gedächtnis eingegraben.
Nur weil die Rosen damals, weil die Nelken,
Die stillen Mauern, der Mimosastrauch,
Die große Stunde der Erfüllung sah'n:
Ward ihr Gedächtnis mein und meines Blutes.

Viola: Wie müde deine Worte sind! Sie möchten klingen
Mit süßem Angedenken — und sie weinen!

Konstantin: Vielleicht! Wir können nichts dazu. Es kommen
Uns manchmal solche Abendstunden wieder,
Wo die Vergangenheit zu Schatten wird
Auf unsren Stirnen. Ich weiß, ich tu' dir weh!
Dein Los ist trüber als das meine war.

Viola: Nicht davon rede! Gib mir nur ein Lächeln,
Aus meines Auges Traum geboren
Und was ich trug, wird leicht, als wär es nie . .
Was ich zehn Jahre trug, von einer Stätte
Zur andren mich mit toten Augen schleppend
Und viele Nächte in die Kissen weinend.
Die Eltern tot, kein Bruder, keine Schwester,
In deren Haus ich müd mich flüchten konnte,
Und meines Gatten Haus, mein eignes Haus,
Unwiderruflich meinen Schritten fremd! —
Doch dann kamst du!
Nicht minder heimatlos als ich, am Wegrand,
Mit stummem Munde, aber lauten Augen.
Wie eines Sohnes war so dunkles Fleh'n . .
Des süßen Sohnes, den die Unfruchtbaren
In tausend Träumen ihrem Gram gebären,
Wie dieses Sohnes war so dunkles Fleh'n,
Das mich ergriff —

Konstantin: Und du wardst meine Mutter.

Er küßt ihre beiden Hände. Sie fährt mit der Hand über sein Haar und betrachtet ihn mit einem schmerzlichen Lächeln, in dem ein Geheimnis schläft.

Viola: Dein Haar ist weich und dicht wie Frauenhaar.
Doch deine Züge streng wie eines Mannes.
Die Falte deiner Stirne lieb' ich so:
Es liegt ein Trotz in ihr nnd eine Stärke.

Konstantin: O schütze diese Falte, diese frühe Falte!
Wenn diese Falte je den Abendtrost
Von deinen Händen missen sollte: Mutter —
Sie würde — was sie war — zur Wunde wieder — —
Und viele Pfade sind vor dir geöffnet,
Den meinen fremd, doch süß und leicht zu geh'n.
Kann uns nicht all ein Wehen blauer Lüfte
Zu neuer Ausfahrt unverhofft berauschen?
Und schon des nächsten Hügels goldner Dämmer
Birgt oft Erfüllung fern geahnten Glückes!

Viola: lehnt an eine Wand und deckt die Hand vor die Stirn.

Konstantin: Tat ich dir wieder weh? Ich wollt es nicht.
Jedoch du weißt: wer eine dunkle Jugend
Durch seine frühsten Träume trug . . . o Mutter! — —
Wo liegt ein Plan in dem, was Leben heißt?
Die Fäden, die von Ding zu Ding sich spinnen
Und alles einen, selbst das Fernste nähern —
Was wissen wir davon? Wer sagt: Ich tue

Nun dieses und dann dieses? Nur der Klang
Von einem abgebrauchten Lied: der Atem nur
Geliebten Duftes, der uns einst entzückte:
Und Jahre wandern in die große Leere,
Daraus kein Pfad mehr führt, kein Flug mehr trägt.

Viola: Und so willst du mich lassen?

Konstantin: Mutter!

Viola: Geh!

Sie schlägt die Hände vors Gesicht und bleibt eine zeitlang regungslos stehen. Ein Diener tritt ein. Er überreicht eine Karte und geleitet dann den Baron über die Schwelle.

Baron: Ich danke dir.

Viola: deutet auf einen Sessel. Beide setzen sich.

Baron: Ich suchte dich schon lange, doch
Vergebens stets. In Rom, Paris, Neapel . .
Bis nach Sizilien folgt ich deiner Spur . . .

Viola: Schaut in das Fallen der Schneeflocken. Lange Pause.

Baron: So war es oft in jenen Jahren . . draußen . .
Im Heideland, auf unsrem grauen Schloß.
Dann saßest du am hohen Bogenfenster,
Am Saume deines Kleides glühte dunkel
Der Widerschein aus dem Kamin. Mein Windhund
Lag lange ausgestreckt zu deinen Füßen
Und barg den feinen Kopf an deinen Schuhen . .
Die Wanduhr tickte, und die Flocken fielen.

Viola: Was willst du damit? Kamst du, tote Dinge
Aus ihrer Nacht zu holen: ach, du kamst
Zu einem trüben Dienst . .

Baron: Ich weiß, ich weiß —
Doch sieh: Ich kam zu knien . .

Viola: Wozu? Steh auf!
Abbitte mir zu tun für alle Jahre
Der Einsamkeit, in die dein Herz mich stieß?
Für meine Unrast und mein Wanderleben
Und alles, was der Fluch: „Die Fremde“ birgt? — —
Ich war es ja, die ging! An einem Morgen,
Als alle Rosen blühten und dein Garten
Voll offnen Flieders stand.

Baron: Viola!

Viola: Weißt du den Abend noch, als du so schwer
Am Rande unsres Lagers aufgeschluchzt
Und um Vergebung flehtest für die erste Schmach?
Nicht eine Spur auch blieb in mir von Schmerz
Und niemals war ich jener Fremden gram.

Ich liebte dich — und wahrlich, Freund, es war
Sehr schön dem so geliebten zu verzeihn:
Ein zweites Glück, das diese Mainacht gab . .
Und doch nicht mehr, als das betrogne Glück . .
Der Anfang nur des neuen Elends: Sieh:
Du konntest einmal vor mir knieen — nie
Ein zweites Mal: Ich konnte einmal meine Arme
So zu dir niederbreiten und dich aufziehn —
Ein zweites Mal: Du kanntest meinen Vater!
Denn einem zweiten Male folgt ein drittes,
Ein viertes, ein unzähliges! und wehe
Der Frau, die solches wissend, noch verzeiht!
So einer Frau muß viel verziehen werden!
Und dieses habe ich dir nie verziehn:
Daß du mißbrauchtest, wo du Treue wußtest,
Daß du die Gattin mehr als feige wähntest:
Um deine Liebe buhlend! Daß du glaubtest,
Nur um die Nächte, die du ihr erspart,
Wolle sie nicht die durstigen Lippen öffnen
Und lieber eklen Trank als keinen schlürfen!
Daß ich dir nicht verzieh, ward meine Stärke.
Denn wie die Liebe, macht der Haß uns frei!
So kam es, daß ich dir vor Jahren abschlug,
Zurückzukehren in dein graues Haus
Und dich zu sehn verweigerte. Und wenn —
Ich weiß ja nicht — wenn dich ein gleicher Wille
Denselben Weg zu gehen heut bestimmt:
So wisse: meine Antwort bleibt!

Baron: Wird blaß. Lange Pause.
Ich weiß es nicht, was dich so so sehr erbittert.
Ich kam wie damals, kam ein Bittender.
Ich kam . . als Mann, der wieder wagt zu bitten — —
Es lebt mit dir ein Knabe Konstantin!

Viola: Du sagst es, Freund. Der Knabe Konstantin.
Sein Bild hängt hier am Fenster. Sieh die Züge,
Wie dunkel und wie schön! Das große Träumen
Lockt in dem Schwärmen dieser braunen Augen.
Es flieht sich leicht an blaue, warme Küsten
Auf dieser Augen stillem Abendmeer.
Da locken Haine, kühl und lau, verschwiegen,
Wo Tempeltrümmer tote Tage künden
Und sich der Myrte Hauch, des Oleanders,
Der weißen Rosen Hauch dem Wind vermählt.

Und diese Stirne sieh! Da wohnt das Lächeln,
Das auf den Stirnen müder Kinder steht,
Wenn es die Hand der Mutter ausgestreut . .
Und diese Schläfen sieh! Hier wohnt die Wehmut,
Die alle Fraun bezaubert, weil sie ahnen:
Sie kommt vom stummen Sehnen einer Mutter,
Die niemals glücklich war . .

Baron: Viola!
Wer ist der Mensch, von dem du sprichst?

Viola: Der Traum, von dem ich spreche, ist mein — Sohn!

Baron: Sinkt in seinen Stuhl zurück und vergräbt sein Gesicht in beiden Händen.

Viola: (in ihrem Sessel verharrend, leise und einfach):
Der Traum, von dem ich spreche, ist mein Sohn,
Den ich, da du mir keine Kinder ließest, zu
Mir nahm. So heimatlos wie ich, da ihm
Die Eltern schon in früher Jugend starben,
Ward er mein Weggeselle. Dieses Alter
Müßte mein Sohn nun haben, hätt' ich einen.
Dies dunkle Herz auch und die stillen Augen.

Baron: erhebt sich langsam und hört wie in einem Traumesdämmern mit zu.

Viola: Doch noch ein andres ist es, was wir teilen:
Sieh auf das Bild und sinne . . . Diese Augen . .
Sind deine zwanzigjährigen, die ich
Anbetend küßte . . . Diese Stirne deine,
Auf der die Anmut unsrer Jugend lag —
Nur jene Falte fehlte dir . . die tiefe Falte —
Und seine Lippen, dunkle, volle Lippen,
Fast hartgeschlossen, lassen alle Träume,
Die ich von deinen eben solchen einst
Zu trinken hoffte, wieder auferstehn . .
Dorthinten, zwanzig Jahre weit, im Nebel
Liegt mein zertretnes Glück . . liegt meine Jugend:
In die noch nicht der dunkle Strom der Welt
Die Nacht gespült, in der ich dich verlor.
Dort liegt der Sonnenschein, dem ich die Hände
Aufjauchzend hinhielt und die trunknen Augen . .
Dort liegt des blauen Aethers offne Blume
Und unsre Sternen-, unsre Mondlichtgärten —
Und alles dieses fand ich eines Tages
An meinem Wegrand wieder, als der Knabe
In mein Gedächtnis deine Schönheit senkte.
Nun stiegen andre Welten wieder auf,
Und meine Seele fuhr in die Gefilde

Versunkner Jugend, die sein Bild mir schenkte,
Erstaunten, matten Flugs zurück. Vergessen
Ward nun die rinnende, die kranke Stunde,
Und jede neue ward ein Quell des Friedens.
Nie ahnte er mein schlummerndes Geheimnis:
Ich war ihm Mutter — und er ward mein Sohn.

Baron: Sinkt vor Violas Füße und sucht ihre Hände zu fassen.
Ist denn kein Weg zu büßen, was ich tat? . .
Gib deine Hände doch — gib deine Hände
Ein einzig Mal noch auf dies Haar. Viola . .
Für den der kniet — ist jede Träne tot?
Ist jedes Zittern tot? — Kannst du verzeih'n?

Viola: Verzeih'n? O Freund, hier ist nichts zu verzeih'n . .
Dies ist nur tot . . man zürnt nur denen,
Die man noch liebt.

Baron: (sich erhebend) Ist dies das letzte?

Viola: Da du mich fragst: es ist das letzte, Freund.
Wir sind am Ende, jedes tot dem andern.
Ein fremder Mann hat bei mir angeklopft,
Ein fremder Mann wird wieder von mir scheiden
Und in die Welle tauchen, die ihn brachte.
Nicht diese Hände hielt ich in den meinen,
Nicht diese Lippen hab' ich je geküßt
Und diesen Augen niemals zugelächelt.
Auf dem, der vor mir steht, liegt eine Maske,
Die ihm das Leben aufgedrückt: unwiderruflich!
Nichts kann sie lösen, nichts mehr. Nur der Tod.

Die Geschichte vom fehlenden Starzer.

An einem wolkenlosen Sommertag bewegte sich auf der Staatsstraße bei Mohrstadt ein mit zwei kräftigen Gäulen bespanntes und mit mächtigen Fichtenstämmen schwerbeladenes Fuhrwerk in gemächlichem Tempo dahin. Der Lenker des Gefährts trottete nebenher; da es Mittag und sehr heiß war, dachte er an gar nichts, sondern schnalzte nur mitunter, um seine schläfrigen Gäule anzuspornen, laut mit der Peitsche über sie hin. Fern tauchte im dunstigen Licht der blendenden Straßenzeile ein Punkt auf, der sich mählich näherte und beim Näherkommen an der grünen, goldbeknöpften Uniform und dem aufgepflanzten Bajonett am Gewehr als Gendarm zu erkennen war. Der Gendarm besah sich, stehen bleibend, das Fuhrwerk, rief dessen Lenker an und machte nach kurzer Rücksprache mit diesem einige Notizen in sein Buch. Nicht lange, so setzten das Fuhrwerk und sein Begleiter nach der einen, der Gendarm nach der andern Seite ihren Weg fort: jener dachte auch jetzt kaum mehr als ein ungewisses „auweh!", diesem frischte das Bewußtsein der erfüllten Pflicht ein wenig die von der Wärme erschlafften Lebensgeister auf.

Zu Hause angekommen, verfaßte der Gendarm mit Bedacht nachstehende Anzeige:

An den Herrn Amtsanwalt am K. Amtsgericht Mohrstadt.

Betreff: Kajetan Hintermoser, Fuhrknecht in Arzdorf, wegen Uebertretung straßenpolizeilicher Vorschriften.

Dem Herrn Amtsanwalt zeige ich dienstlich an, daß ich am 10. Juli 1906 nachmittags 2½ h auf der Staatsstraße bei Mohrstadt den Rubrikaten betroffen habe als er mit 2 Pferden eine Fuhr Langholz auf geteiltem Wagen dahin fuhr, ohne daß er zum Lenken des Hinterteiles eine eigene Person, sogenannten Starzer, beigegeben gehabt hätte. Auf Vorhalt wußte Rubrikat zu seiner Entschuldigung nichts anzugeben.

Personalien: Hintermoser Kajetan, lediger Fuhrknecht in Arzdorf, geboren 4. September 1881 in Döblfing, daselbst beheimatet, kath., Sohn der Gütlerseheleute Nikolaus Hintermoser und der Anna, geb. Kotz, Reservist des 13. Inf.-Rgt., letzter Kontrollort Burgstadt, angeblich nicht vorbestraft.

Friedrich Sauerbein, Gendarm.

Diese Anzeige übergab er seinem vorgesetzten Wachtmeister, welcher nicht versäumte, sie mit einem „Gesehen Ripsberger Wachtmeister" zu versehen, und sie sodann in ein Kuvert steckte, das er mit kundiger Hand dadurch herstellte, daß er ein bereits gebrauchtes Kuvert auseinandernahm, umdrehte und wieder zusammenklebte. Das Kuvert adressierte er dann „An den Herrn Amtsanwalt am K. Amtsgericht Mohrstadt" und vertraute es dem Briefkasten des Ortes an.

Am 17. Juli gelangte das Schreiben an den Herrn Amtsanwalt Dr. Kühleisen, welcher es mit dem Präsentationsstempel versah und dann seinem Schreiber übergab. Dieser trug in das Verzeichnis der Anzeigen unter Nr. 763 ein, daß Kajetan Hintermoser, lediger Fuhrknecht, geboren . . . ꝛc. einer Straßenpolizeiübertretung beschuldigt sei. Am 25. Juli beantragte der Amtsanwalt, das K. Amtsgericht Mohrstadt wolle den

beschuldigten Hintermoser, weil er am 10. Juli 1906 auf der Staatsstraße bei Mohrstadt eine Fuhr Langholz auf geteiltem Wagen gefahren habe, ohne dem rückwärtigen Wagenteil einen sogenannten Starzer beigegeben zu haben, auf Grund des § 366 Ziffer 10 des Reichsstrafgesetzbuches zu einer Geldstrafe von 1 Mark verurteilen, welche im Fall ihrer Nichteinbringlichkeit in eine Haftstrafe von 1 Tag umzuwandeln sei; es solle aber im letzteren Falle Hintermoser zur bedingten Begnadigung empfohlen werden.

Der K. Oberamtsrichter Magerle erklärte sich mit diesem Antrag einverstanden, verfaßte am 30. Juli einen sogenannten Strafbefehl und beauftragte seinen Gerichtsschreiber, beglaubigte Abschrift dieses Strafbefehls zustellen zu lassen und Vollzugsanzeige zu erstatten. Dieses Schriftstückes bemächtigte sich zunächst der rechnungsführende Obersekretär Gruber, um in seinem Vormerkungsregister die Gebühren vorzumerken. Darnach fertigte der Gerichtsschreiber die anbefohlene Abschrift, welche sodann der Gerichtsdiener dem K. Postamt Mohrstadt zutrug.

Als Kajetan Hintermoser des Abends am 4. August ermüdet von der Arbeit heimkam, ward ihm ein Schreiben behändigt, das nachmittags bei seinem Dienstherrn abgegeben worden und über dessen Ablieferung der Postbote überdies ein Protokoll aufgenommen hatte. Da er in solchen Sachen noch keine Praxis hatte, betrachtete er zunächst die Außenseite des Briefes genauer und empfand ein gewisses Gefühl erhöhter eigener Bedeutung, als er auf der Adresse neben Gedrucktem und Geschriebenem einen schwarzen und zwei blaue Stempel zusamt einer blutroten Nummer gewahrte. Ohne sich über die Bedeutung der geheimnisvollen Vermerke „Frei durch Ablösung", „Hiebei 1 Form. z. Zust. Urk. Vereinfachte Zustellung" genauer Rechenschaft zu geben, öffnete er die Sendung und erblickte obenan folgende ominöse Ueberschrift: „Zustellung des Strafbefehls, Strafbefehl (Abschrift)." Dann überlas er halblaut und nicht ohne Mühe das Schreiben:

„Kajetan Hintermoser, lediger Fuhrknecht, wohnhaft in Axdorf [„dös bin i"], ist inhaltlich einer Gendarmerieanzeige vom 10. Juli beschuldigt, am genannten Tage auf der Staatsstraße bei Mohrstadt eine Fuhr Langholz auf geteiltem Wagen gefahren zu haben, ohne dem rückwärtigen Wagenteil einen eigenen Lenker beigegeben zu haben [„aha, dös war, wie mi der Grüne aufgeschrieben hat; i hon scho glabt, sie hätten drauf vergessen!"] und sich hiedurch gegen die Vorschrift des § 366 Ziffer 10 des Reichsstrafgesetzbuches mit § 5 der Verordnung vom 4. Jan. 1872 [„U jegerl, dös glangt"] verfehlt zu haben. Als Beweismittel sind bezeichnet: Zeuge [„dös is gwiß der Gendarm. Sinst hats eh' neamd gsegn!"].

Auf schriftlichen Antrag des Amtsanwalts [„von den woas i gar nix!"] setzt der unterfertigte Amtsrichter auf Grund der angeführten Strafvorschriften und der §§ 4, 47 ff. der Reichsstrafprozeßordnung [„Jessas, no mehra Varigrafen!"] gegen denselben [„aha, dös bin a wieda i"] unter gleichzeitiger Verurteilung in die Kosten eine Geldstrafe von einer Mark

[„auweh, san 4 Maß Bier und a Ziegarn“], welche für den Fall der Uneinbringlichkeit [„hä?“] in eine Haftstrafe von einem Tag [„jetz da schau her, einspirrn mechtens mi a dazua!“] umgewandelt wird, fest [„fest a no!“]. Dieser Betrag ist nebst den unten verzeichneten Kosten an das K. Rentamt Mohrstadt [„dös is, wos d' Steuern zalst“] binnen längstens einer Woche unter Vorzeigung des gegenwärtigen Strafbefehls [„aha, dös Schreibets“] zu bezahlen.

Zugleich wird demselben eröffnet [„hä?“], daß dieser Strafbefehl die Wirkung eines rechtskräftigen Urteils erlangt und nach Ablauf der vorgestreckten Zahlungsfrist in Vollzug gesetzt werden wird [„halt, Freinderl, jetz werds mir zu advikatisch“], wenn nicht binnen einer Woche nach der Zustellung beim Amtsgericht dahier schriftlich oder zu Protokoll des Gerichtsschreibers Einspruch erhoben wird [— — „jetz kimts ma; dös is bals mir nöt recht is!“], mit welchem die Angabe der zur Verteidigung dienenden Beweismittel verbunden werden kann.“

Hier war Hintermosers Interesse bereits erschöpft; er überschlug den letzten, recht umfangreichen Abschnitt des Schreibens und sein Auge fiel auf die „Kostenberechnung“ in der linken Ecke, aus der er mit innerer Entrüstung entnahm, daß bei einer Strafe von einer Mark nicht weniger als 1.30 Mk. Kosten verrechnet wurden. Da es aber schon abends und er des Schlafes dringend bedürftig war, so faltete er mit dem Entschluß, vorerst gar nichts zu tun, das Schriftstück etwa zehnmal zusammen, bis es die Form eines Fünfmarkstückes bekommen hatte, steckte es in seine rechte Hosentasche und begab sich zur Ruhe. In den nächsten Tagen gab es viel Arbeit; die Geschichte vom fehlenden Starzer trat in den Hintergrund, und als eine Woche vergangen war, hatte Hintermoser die ganze Sache wieder vergessen.

Nicht so das K. Amtsgericht Mohrstadt. Am 11. August konstatierte der Gerichtsschreiber, der den Fall in der Vormerkungsliste für den Strafvollzug und im Verzeichnis der bedingt zu Begnadigenden eingetragen hatte, daß der Strafbefehl gegen Kajetan Hintermoser die Rechtskraft beschritten habe. Und nun begann jene Reihenfolge von Vorgängen, die der Rechtsgelehrte zusamt dem Vollzug des Todesurteils unter dem Begriff der „Vollstreckung“ zusammenfaßt. Da ward zunächst ein Auszug aus dem Verzeichnis des rechnungsführenden Obersekretärs Gruber dem K. Rentamt Mohrstadt am 15. August zugesandt und von diesem in ein nicht allzu kurz gefaßtes Formular übergetragen, in welchem Kajetan Hintermoser höflich, aber bestimmt aufgefordert wurde, nunmehr seine Schuldigkeit gegen den Staat zuverlässig binnen einer Woche zu bereinigen. Der Rentamtsdiener, gewöhnlich unter dem Namen des Steuerboten übel berüchtigt, und in diesem Fall durch einen martialischen Schnurbart, den Namen Bärbeiß, sowie eine vorgeschriebene Dienstmütze aufs wirksamste in seinem unbeliebten Beruf unterstützt, begab sich am 20. August per Rad in die Behausung Hintermosers, wo er diesem gegen dessen eigenhändige unterschriftliche Bestätigung die oben erwähnte Mahnung eröffnete. Der

Betroffene, der sich inzwischen an den Umgang mit mancherlei Behörden bereits einigermaßen gewöhnt hatte, und für den auch das Auftauchen dieses neuen Vertreters der staatlichen Gewalt viel von seinem Schrecken verloren hatte, stand bereits unter dem Einfluß einer fatalistischen Erwartung, was denn noch alles an ihn herankommen werde, und versäumte es, was ihm doch möglich gewesen wäre, sein Vergehen in Geld sofort zu sühnen, also daß Bärbeiß mit der Unterschrift, aber ohne Geld wieder abziehen mußte. Es blieb nichts übrig, als daß er am 31. August nochmals sich zu Hintermoser bemühte, diesmal aber mit der Absicht, dem Staat das ihm Geschuldete nötigenfalls im Zwangswege, sei es auch durch Pfändung, zu verschaffen. Aber das Schicksal war ihm nicht günstig. Es traf sich, daß sein Besuch auf einen Montag fiel und Hintermoser darauf höchst unvorbereitet war. Denn Tags vorher hatte es sich begeben, daß Hintermoser in lustiger Gesellschaft einen ebenso kräftigen wie kostspieligen Rausch sich angetrunken hatte, an dessen physiologischen und finanziellen Folgen er nun sehr heftig laborierte. Also konnte Bärbeiß mit einer gewissen, durch längere Amtsführung verursachten Gleichgültigkeit nur konstatieren, daß der Schuldner ohne Barmittel und nur im Besitz des allernotwendigsten, nicht pfändbaren Besitztums war, daß somit die Schuld sich als nicht einbringlich erwies. Bereits am 5. September teilte das K. Rentamt dem K. Amtsgericht mittels eines nicht allzu kurz gefaßten Formulars das negative Ergebnis seiner pflichtgemäßen Bemühungen mit, und der K. Oberamtsrichter Magerle beschloß unterm 14. September, daß die Geldstrafe von 1 Mark wegen Uneinbringlichkeit in eine eintägige Haftstrafe umgewandelt werde.

Am Morgen des 17. September 1906 erblickte der Amtsanwalt Dr. Kühleisen mit geteilten Gefühlen auf seinem Schreibtisch den Akt Nr. 763, betr. Kajetan Hintermoser wegen Straßenpolizeiübertretung — ein Wiedersehen nach 2 Monaten. Er ließ der stark abgehetzten Strafsache vorerst einige Wochen Ruhe, da ihn die bestehenden Vorschriften hinderten, vor Mitte des nächsten Monats weitere Schritte zu tun. Es darf, da Hintermoser im allgemeinen gutmütigen Charakters war, angenommen werden, daß er sich befleißigt hätte, den Betrag von 2 Mark 30 Pfg. zusammenzubringen, hätte er eine Ahnung gehabt, wie viele hohe Herren sich auch jetzt noch um seine geringe Person zu bemühen hätten. Er ahnte es aber nicht.

So füllt denn Dr. Kühleisen am 15. Oktober ein ausführliches Verzeichnis aus, in welchem zu lesen stand, daß für Kajetan Hintermoser, Fuhrknecht in Axdorf, der am 10. Juli 1906 Langholz auf geteiltem Wagen gefahren habe, ohne dem rückwärtigen Wagenteil einen sogenannten Starzer beigegeben zu haben und der hiewegen durch Strafbefehl vom 30. Juli zu einer Mark verurteilt worden sei, welche Strafe wegen Uneinbringlichkeit in eintägige Haftstrafe umgewandelt sei, eine Bewährungsfrist bis 1. November 1908 beantragt werde, da Hintermoser bisher noch nicht bestraft sei. Dieses Verzeichnis ließ er zweimal abschreiben und legte beide Ab-

schriften dem Staatsanwalt am K. Landgericht Altburg vor. Dieser trug seinerseits den ganzen Inhalt des Verzeichnisses in eine neue Zusammenstellung über [— es ist nicht nötig, diesen Inhalt nochmals wiederzugeben, der Leser wird sonst den Tatbestand so satt bekommen, wie die verschiedenen damit befaßten Beamten —], fertigte auch von dieser Zusammenstellung eine Abschrift und legte letztere am 15. November dem hohen Staatsministerium der Justiz vor. Dieses erließ am 26. November Entschließung unter Nr. 28 . . . dahin, daß dem Kajetan Hintermoser Bewährungsfrist bis 1. November 1908 zu gewähren sei. Mit dieser höchsten Entschließung kam der nunmehr ein schon ganz stattliches Aussehen aufweisende Akt wieder zurück an den Staatsanwalt und von da am 7. Dezember in den Einlauf des Amtsanwalts am K. Amtsgericht Mohrstadt. Aber den Dr. Kühleisen fand er dort nicht mehr, denn dieser hatte sich unterdessen, um der Amtsanwaltschaft und der Behandlung des Falles Hintermoser sowie zahlreicher ähnlichen zu entgehen, in den Reichsdienst abgemeldet. Sein Nachfolger, Herr von Liesegang, setzte die Arbeit fort, indem er den Inhalt der höchsten Entschließung in sein eigenes Verzeichnis eintrug, das K. Amtsgericht sowie die Strafregisterbehörde davon verständigte und sodann folgendes Schreiben an mehrerwähnten Kajetan Hintermoser richtete:

„Das K. Staatsministerium der Justiz hat mit Entschließung vom 26. November Nr. 28 . . . genehmigt, daß die Vollstreckung der von Ihnen auf Grund Strafbefehls des K. Amtsgerichts Mohrstadt vom 30. Juli 1906 und Strafumwandlungsbeschlusses vom 14. September 1906 wegen Straßenpolizeiübertretung zu erstehenden Strafe von einem Tage Haft bis zum 1. November 1908 unter der Bedingung einer guten Führung während dieser Zeit und mit Aussicht auf Erwirkung der Begnadigung ausgesetzt bleibt. Dies wird mit dem Beifügen eröffnet, daß im Falle schlechter Führung der Widerruf der gewährten Vergünstigung zu erwarten steht. Bei Vermeidung des gleichen Nachteils haben Sie auch jeden Wechsel des Aufenthalts dem Unterzeichneten bekanntzugeben.

Mohrstadt, 10. Dezember 1906
der Amtsanwalt beim K. Amtsgericht Mohrstadt
von Liesegang."

Als zwei Tage später der Postbote das Schriftstück nebst einer Postzustellungsurkunde dem Fuhrknecht Kajetan Hintermoser überbringen wollte, traf er ihn nicht mehr an. Auf Anfrage bei den Hausbewohnern äußerten diese in der bei Leuten ihres Standes üblichen kräftigen, aber deutlichen Ausdrucksweise: „Der Hintermoser, der is durch mit sein Mensch, ara böhmischen Dienstmagd, auf Oesterreich hintri!" Der Postbote übersetzte diese Auskunft in folgenden Vermerk auf dem Umschlag des Schreibens: „Adressat verreist, angeblich nach Oesterreich; nähere Adresse unbekannt", und beförderte das Schreiben an dessen Absender zurück.

So kam es, daß Kajetan Hintermoser seiner Strafe entging und von der Gnade seines Landesherrn keine Kenntnis erhielt.

Sollte Hintermoser nach Bayern zurückkehren, so werden wir nicht verfehlen, unsere Leser über den Fortgang der Angelegenheit auf dem Laufenden zu erhalten.

1812

Aus dem Tagebuche eines württembergischen Offiziers.

II.

Als wir vor das sogenannte hohe Thor kamen, war das Gedränge beinahe eben so groß, wie an der Berezina. Menschen — Pferde und Wagen aller Arten waren ineinander gedrängt, jedes wollte zuerst hinein, und dadurch kam man nur langsam zum Ziele. Wenige dachten daran, daß die Stadt noch mehrere Thore haben müsse, wie ein solches kaum 400 Schritte davon war, wo man bequem hinein kommen konnte. Mit vieler Mühe und Anstrengung gelang es uns endlich durch diesen Klumpen, wobey wir manchen Rippenstoß erhielten zu gelangen, allein statt in dieser Stadt Ordnung zu finden, herrschte hier wie in allen Städten durch welche der Rükzug ging, Verwirrung und Schreken.

Am Eingang der Stadt trafen wir einen würtembergischen Soldaten, den wir fragten wo man Brod und andere Lebensmitteln bekommen konnte, er zeigte uns das Haus des Juden Lichtenstein in dem wir viele bekannte Officiere und Kameraden trafen. Meine erste Frage war nach Brod, allein niemand konnte mir jezt mehr welches verschaffen, mein Hunger war aber so groß, daß ich die kleinsten Brosamen auf Tischen und Bänken zusammen suchte und mit Heißhunger verschlukte. Mit einer Flasche rothen Wein die ich vom Juden kaufte, sezte ich mich, weil ich keinen andern Plaz mehr haben konnte, auf den Boden neben dem Ofen und trank diese mit etwas Brod das ich später noch erhalten hatte gemächlich aus.

Die Officiere gingen ab und zu, auf einmal sah ich ein bekanntes Gesicht herein tretten, und eine Bouteille Wein kaufen, nach langem besinnen erkannte ich meinen Bataillons-Commandanten Oberstlieutenant v. Baur, ich stand auf gab ihm die Hand und freute mich ihn zu sehen, allein er erkannte mich nicht, in diesem Aufzuge ganz mit Lumpen bedekt, den Kopf in ein schmuziges seidenes Tuch gewikelt, das Gesicht und die Hände ganz schwarz mit Ruß und Schmutz überzogen 2c., als ich ihm aber meinen Namen sagte, umarmte er mich, und sagte mir, ich könne versichert sein er trage keine Schuld, daß ich bei Smolensk wo ich ihm das Leben rettete nicht belohnt worden sei, daß ich aber alles anwenden solle ins Vaterland zu kommen, wo er gewieß für mich sorgen werde, er schied von mir mit innigster Herzlichkeit aber nie habe ich ihn wieder gesehen. (Er blieb bei Jüterbok.)

Nun hörte ich daß der Divisons Comandeur Generallieutenant Graf v: Scheeler Schlitten besorgen ließ, um wo möglich die Officiere weiter zu schaffen, und daß bei ihm auch Schuhe abgegeben werden, dieß bewog mich Abends gegen 7 Uhr noch zu ihm zu gehen, um beides zu erlangen. Er erkannte mich gleich, nahm mich freundlich auf, wie immer

seinem edlen Karakter eigen, bedauerte aber daß ich um 1/4 Stunde zu späth gekommen seie um noch einen Platz auf einem Schlitten zn erhalten, also auch hier wieder zu späth dachte ich, wie üllerall kein Glück, und heiße Thränen quollen aus meinen Augen. Graf von Scheeler tröstete mich aber mit gerührtem Herzen. Als ich ihn bat um ein paar Schuhe, führte er mich in ein Nebenzimmer woselbst ein Haufen Schuhe lag, von denen ich mir nehmen könne, ich nahm mir ein Paar von den allergrößten, und empfahl mich ihm. Als ich in das Haus des Juden Lichtenstein zurük kam, wollte ich sie anziehen, allein meine Füße waren so entsezlich aufgelaufen, daß ich nicht hinein konnte, und ohne Schuhe bleiben mußte; doch schlief ich endlich obgleich mit der Angst in Gefangenschaft zu gerathen, neben dem warmen Ofen so fest ein, daß ich das hin und herlaufen — das aufreisen und zuschmettern der Thüren — das Sprechen und Rufen der vielen Anwesenden rc. die ganze Nacht hindurch gar nicht hörte. Morgens um 4 Uhr wekte mich mein Freund (Hauptmann v. Butsch,) zum Aufbruch, als er aber sahe, daß ich so übel auf den Füßen war, und kaum noch stehen konnte, sprach er mir zu, zu bleiben und in den Spital zu gehen.

Alles eilte fort bis auf Einige die ebenfals nicht weiter konnten. Das Ober-Comando hatte aber vorsorgend den Oberarzt Pommer und den Kriegs-Comisar Keller bestimmt zurück zu bleiben, um für die Würtemberger in den Spitälern Sorge zu tragen. Diese zwei Beamten logierten bei dem Juden Lichtenstein und besorgten uns einen Schlitten um ins Spital gebracht zu werden. Als wir dahin ungefähr die Hälfte des Wegs zurück gelegt hatten, erscholl das Geschrei les Kosacks! die soeben in die Stadt sprengten, wir alle die wir vorher beinahe nicht auf die Füße stehen konnten, vergaßen aus Angst alle unsere Schmerzen, sprangen von dem Schlitten und liefen was wir laufen konnten und erreichten glücklicherweise das Spital das nach unserm Eintritt sogleich wieder fest verrammelt wurde. Man wieß uns zwei Treppen hoch in einige Zimmer, in denen wir schon mehrere, mitunter noch Elendere als wir waren antrafen.

Für die Würtemberger waren zwei Spitäler (Häuser) vorhanden, das eine in der Stadt unweit des Hohenthors, das andere vor der Stadt unweit der Hauptstraße auf der sich der Rükzug bewegte, und ebenfals nicht weit vom Thor. In jedem dieser Spitäler waren 6—700 Mann. Diejenigen in dem Spital vor der Stadt, sollen wie man sagte, von dem anrükenden Feind alle grausam ermordet worden sein, dieses war zwar in dem Spital in der Stadt nicht der Fall, allein die abscheulichsten Mißhandlungen hatten wir zu ertragen, und nach einigen Monaten waren die Meisten elend gestorben, wie später folgen wird.

Die Officiere welche in diesem Spital Rettung und Zufflucht suchten, waren folgende, in drei Zimmer vertheilt:

(Die mit † bezeichnenden starben in Willna.)

† General v. Röder		ObLieut: Soden.
† Major v. Schaumburg.	† Lieut:	Rauchhaupt.
† — v. Waldenfels.	† —	Ödinger.
† Hptm. v. Haug.	† —	Weber.
† — v. Glockner.	† —	Gmelin.
† — v. Zschok.	† —	Röder.
† — v. Böckel.	† —	Wachs.
† — v. Kampts.	—	Besserer.
† — v. Lavenstein.	—	Dietrich.
— v. Arand.	—	Grimenstein.
† ObLieut: v. Flemming	—	Biberstein.
† — v. Schüßler.	—	Stahl.
† — v. Schleierweber.	—	Kuhn.
† — v. Kuster.	—	Reuß.
† — v. Harprecht.	—	Himer.
† — v. Rau.	q: Lieut.	Pikart.
† — v. Baur.	† —	Denninger.
— v. Rauchhaupt.	† Feld Pred:	Greber.
— v. Herrmann.	† Ob Arzt	Müller.
— v. Dietrich.	† —	Harprecht.
— Kurz.	—	Pommer.
— Klingler.	—	Ludwig.
— Klein.	—	Klein.
— Meisrimel.	† Comisär	Georgii.
— Yelin.	† —	Gaub.
— Bülow.	—	Keller.

Nach einigen Tagen kamen noch folgende an, die sich in der Stadt versteckt hielten:

Oberst v. Seeger.	† Major v. Grünberg.
† Major — Wund.	Hptm. — Späth.
— — Müller.	

Nun waren wir zwar in einem verschlossenen Haus und sicher — aber wie lang? von was leben? und uns erwärmen? Die Fenster waren dick mit Eis überzogen und die fehlenden Scheiben mit Lumpen verstopft, wenig Feuer in den Öfen bei dem in solcher Kälte von 22—24 Grad, das Wasser auf den Tischen zu Eis wurde. Keine Lagerstätten, nicht einmal Stroh, lagen wir in elende Tuchteppiche gewickelt Mann an Mann auf dem blosen Boden in der größten Angst, der Feind möchte unser Asyl entdeken, und uns ebenfals mißhandlen da wir den ununterbrochenen Ein- und Durchzug der Russen durch das Pfeiffen und Knarren der Räder, dem Lärmen der Truppen, und dem herzzereißenden Geschrei der Unglüklichen, die von den Einwohnern und Juden der Stadt geplündert,

und nun aus den Häuser gestoßen wurden wo sie vorher Schutz gefunden hatten, deutlich vernahmen.

In solchem angstvollen Zustande brachten wir den Tag und die Nacht hin, ohne Nahrung und bei einem kaum auszuhaltenden beständigen frieren und schnattern, als am zweiten Tag entsezlich an das Hofthor gestoßen und es endlich aufgesprengt wurde. Die Unmenschen drangen zu uns herein, und verbreiteten sich im ganzen Haus, wir gaben ihnen alles was wir hatten und flehten auf den Knieen um Mitleid, aber alles umsonst — Schelma Franzuski — war ihr Ausruf, dabei schlugen sie uns mit ihren Kannschuen, stießen uns mit den Füßen unbarmherzig, und da der Andrang von Andern solcher Unmenschen sich immer wieder erneuerte, so kam es zulezt so weit, daß sie nicht nur uns der Kleider bis auf die Hemden und der Teppiche beraubten, sondern auch da wir nichts mehr hatten wie die Hunde prügelten. Sogar den armen Verwundeten ihre Verbände unbarmherzig abrießen und durchsuchten ob nicht da noch etwas verborgen seie, wodurch namentlich der Lieutnant Kuhn dem eine Kugel bei Mojaisk ein Stük aus der Hirnschale wegnahm, wie todt umfiel und erst nach langem Bemühen wieder ins Leben gebracht werden konnte.

Dieser schrekliche Zustand dauerte drey Tage und beinahe die halben Nächte, viele der Gefangenen verfielen in Wahnsinn, raßten herum bis ihre Kräfte aufhörten und endlich im dumpfen starren Hinbrüten starben, wie überhaupt mehrere in dieser Schrekenszeit und einige Tage nachher verschieden sind.

Am 5. Tag den 14. Decb. 1812 hörten wir, daß Sr. K. Hoheit der Herzog Alexander v. Würtemberg in der Stadt seie, wir baten daher den General v. Röder, daß er zu demselben gehen unsere Lage vorstellen und um eine Sauvegarde bitten solle, was er auch gerne übernahm, allein nun entstand die Frage, wie es möglich zu machen seie dahin zu gelangen da auf den Straßen immer noch geplündert und gemordet wurde. Ein Jude übernahm das Wagestück und stand uns für die Sicherheit des Generals ihn dahin zu bringen. Bei Sr. K. Hoheit angelangt wurde er, wie er selbst sagte, nicht nur äuserst artig empfangen, sondern auch sogleich ohngeachtet seines erbärmlichen Aufzugs zur Tafel geladen, und erhielt nicht nur sogleich eine Sauvegarde sondern auch das Versprechen, daß für uns in jeder Hinsicht gesorgt werden solle.

Das alles klang nun äuserst schön in unsern Ohren, auch freuten wir uns über unsern alten Husaren als Sauvegarde, der sich übrigens so lange er den Herzog in der Stadt wußte scharmant benahm, als Dieser aber abgereißt war, sehr unzufrieden sich zeigte, so daß wir immer Geld zusammen legen mußten, um ihn bei guter Stimmung zu erhalten.

Am andern Tag kam ein Adjutant des Herzogs mit einem Staabsarzt, sie gingen durch alle Zimmer erkundigten sich nach den Bedürf-

nissen, der Arzt befühlte Mehreren den Puls und bemerkte vieles in seiner Schreibtafel. Wir waren sehr glüklich und besprachen uns in diesem Glük, wie wir alles am zwekmäßigsten anwenden wollen 2c. als aber der folgende Tag und auch der zweite verstrichen war, und wir noch dazu erfuhren, daß Sr. K. Hoheit abgereißt seie, sahen wir wohl ein, daß gewieß der Herzog die besten Befehle und villeicht auch das Geld zu unserer Unterstüzung gegeben hatte, daß es aber nach seinem Abgang durch unwürdige Hände zurükbehalten wurde, da wir nicht mehr klagen konnten. Doch leuchtete uns am 3. oder 4. Tag nach seiner Abreise ein heller Stern, er übersandte jedem Officier 4. preus: Thaler mit dem Versprechen, daß er später noch mehr thun werde.

Die beiden für die Spitäler aufgestellten Beamten Oberarzt Pommer und Comissär Keller sollen wie man damals sagte 300 Stük Dukaten erhalten haben um für diese Masse elender verlassener Menschen zu sorgen, dieß ist nun freilich wie ein Tropfen ins Meer, wenn man 1400 Mann annimmt; so trift es auf Einen kaum 1¹/₅ Gulden, doch wurde mit Rüksprache des Generals v. Röder anfänglich Lebensmitteln und Holz gekauft, um der größten Noth abzuhelfen, als aber die Summe bedeutend zusammen ging, mußten auch diese Wohlthaten aufhören.

Als Sr. Majestät der Kaiser Alexander von Rußland bald nach Sr. K. Hoheit dem Herzog Alexander von Würtemberg in die Stadt kam, wurden alle Spitäler durch einen General in Begleitung von Ärzten untersucht, allein auch dießmal war die Hülfe nicht sehr bedeutend, doch wurden französche Kleidungsstücke aus den Magazinen an die Gefangenen ausgetheilt, und regelmäßiges Austheilen von Lebensmitteln und einer täglichen Löhnung von 5 Kopiken (1¹/₂ x) dem Gemeinen und 50 Kopiken (15 x) jedem Officier ohne Unterschied eingerichtet, was wir auch behielten bis wir aus der Gefangenschaft durch unsere von Würtemberg bis an die Gränze Rußlands gesendeten Comissäre übernommen wurden.

Während wir nun in einem für uns bestimmten Haus, obwohl auch unter den schreklichsten Mißhandlungen, doch unvertrieben aufgenommen waren, ging man in der Stadt mit den Unglüklichen fürchterlich um.

Alle Häuser waren mit Menschen angefüllt, ja sogar auf den Straßen und in den Höfen lagen viele Unglückliche die keinen Plaz mehr in den Häuser fanden. Als nun die Russen in die Stadt rükten, übten die Bürger und hauptsächlich die Juden an diesen unglüklichen Menschen die größten Greuelthaten aus, ohne Unterschied nahmen sie ihnen alles was sie noch hatten, und warfen sie oft ganz entkleidet bei einer immer steigenden Kälte von 24—26 Grade auf die Straße wo sie wenn sie noch lebten in die Hände der ohne Aufsicht herumziehenden, sich kreuzenden Bauernkosaken fielen, die ihnen noch den Rest ihrer Habseligkeiten nahmen, dabei noch schreklich mißhandelten oder was noch das Beste war sie tödeten,

da in kurzer Zeit durch die Kälte sie doch der Todt von ihren nahmenlosen Qualen erlößen mußte.

Das Geschrei auf den Straßen wurde immer herzzerreißender, als man die aus den Häuser geworfenen Schlachtopfer wie das Vieh zusamen trieb, und sie in Höfen zu 5—6 Hundert in die leeren Räume der Kirchen und Klöster sperrte, daselbst ihnen kein Feuer zuließ an dem sie sich hätten erwärmen können, und 5—6 Tagen keine Lebensmitteln reichte, ja sogar das Wasser verweigerte. Auf diese Art starben beinahe alle elend durch Kälte — Hunger und Durst, und die Wenigen die nach dieser Zeit, als sie endlich sparsam Nahrung, alten verhärteten Zwiebak, den Mancher mit seinen schwachen Kiefern nicht mehr zermalmen konnte, bekamen noch lebten, hatten sich bisher von dem rohen Fleisch ihrer toden Kameraden erhalten, das sie wie Hunde an denselben herabnagten. Als mir dieses von einem würtembergischen Feldwebel erzählt wurde der diese Schrekensscenen mit durch machte, konnte ich es nicht glauben, allein er führte mich zu meiner Ueberzeugung auf einen Plaz woselbst die Toden alle noch herum lagen, und zeigte mir die abgenagten Stellen an Armen und Füßen. Ein Schauder des Entsezens drang mir durch alle Glieder und ich eilte von einem Ort der ewig meiner Nation als Schandflek anhängen muß.

Die Toden blieben gedekt von Schnee und Eis überall an den Seiten der Straßen, mehr aber in den Höfen hinter den Häuser liegen, und waren wie Stein gefrohren. Keine Polizei dachte daran sie weg zu schaffen und zu verscharren. In den vielen Spitäler die in und auser der Stadt waren, starben sie zu Hunderten an dem unheilbaren Spitalnervenfieber, auch diese wurden nicht fortgeschaft, in mehreren Spitäler warf man die Toden durch die Fenster in die Hofräume, so daß man oft ganze Beugen in allen Richtungen und Stellungen sehen konnte, wie dies auch in dem würtemb. Spital der Fall war, in dem zur ebener Erde ein großer Stall nach und nach mit ganzen Beugen von Toden angefüllt wurde. Friedliche Bewohner dachte ich oft, wenn ich Abends, weil das Haus bald geschlossen wurde mein Weg aus der Stadt durch dieses Grab führte, das ich aber gewöhnlich mit schnellen Schriten durchlief. Der schauererregende Gang durch diese Todenhaufen verleitete mir aber bald: eines Abends blieb ich etwas länger wie gewöhnlich in der Stadt da ich wußte, daß mir dieser Durchgang nicht verschlossen wurde, und ich keine Bewohner lästig falle. Angekommen vor der Thüre nahm ich den gewöhnlichen Ansatz, nachdem ich mich vorher etwas geschittelt und die Hände gerieben hatte, denn so sehr angenehm war mir dieser Durchgang nie, als ich ungefähr in die Mitte kam stolperte ich und stürzte der Länge nach auf einen Toden den die Krankenwärter villeicht aus Nachlässigkeit villeicht mit Vorsatz liegen liesen. Blaß in vollem Athem als käme der Tod hinter mir nach, kam ich auf dem Zimmer an,

allein keiner merkte etwas, weil eine Beobachtungsgabe den Nervenfieberkranken nicht leicht zugeschrieben werden kann, ich sagte nichts und der Tode schwieg auch davon. Dies war mein letzter Gang allein durch dieses Grab, waren Andere dabei, ließ ich jedesmal diese voraus.

Vieles Elend war zwar überstanden, allein nun folgten neue Schrekensscenen. Der größte Theil der Kranken hatte auf dem schauervollen Rückzug — Finger — Zehen — Hände — Füße ꝛc. erfrohren die nun vom Brand schon angestekt waren, man mußte ihnen daher ein erfrorenes Glied um das Andere ablößen, welche Operationen natürlicherweise die fürchterlichsten Schmerzen verursachte. Wenn die Stunde der ärztlichen Visitation kam, war auf allen Gesichter nur Schreken zu lesen, und das kläglichste Jammern wurde angestimmt daß es einen durch Mark und Bein drang. Nach jedem Besuche der Ärzte wurden die abgeschnittenen vom Brand ganz schwarz gewordenen Glieder zusammen gekehrt, und schnell weggeschaft. So wurden dem Lieutnant Wachs alle Finger und Zehen nach und nach abgelößt, der später glüklicherweise am Nervenfieber starb.

Ich lag mit geschwollenen Füßen unter diesen Nervenfieber kranken Menschen, von dennen Tag und Nacht starben, und dankte Gott als endlich meine Füße so geheilt waren, daß ich wieder ein wenig herum gehen konnte. Auch mir wollten die Ärzte anfangs die Füße und einen Finger abnehmen, was ich aber nicht zugab, und lieber sterben wollte als ein oder das andere meiner Glieder verstimmeln zu lassen.

Durch die große Unreinlichkeit im Spital wurde mir es zwar auch etwas übel, und ich glaubte das Nervenfieber zu bekommen, allein ungeachtet meiner schwachen Füßen suchte ich mich den Tag über so bald als möglich aus dem Haus zu machen, und zog in den Kaffée und Traiteurhäuser in der Stadt ohne eigentlich etwas zu geniesen herum, um nur bessere Luft einzuathmen, so blieb ich frei vom Nervenfieber und stärkte meine Glieder wieder, villeicht hat auch das dazu beigetragen, daß ich diese Krankheit schon einmal im höchsten Grad hatte.

Der Tod hatte schon eine große Anzahl von uns weggerafft und keine Medicin konnte ihm Grenzen setzen, weil nicht nur der Körper sondern auch die Seelen krank waren, denn die Kranken fantasirten beständig von ihren Anverwandten — Freunden und vom Vaterland. So lag nicht weit von mir der allgemein beliebte Feldprediger Greber, der in einem fort predigte. Ein Anderer neben mir Oberlieutenant v. Bülow war meistens auf Reisen — sprach bald mit dem Postillon — dem Gastwirth und seinen Reisegefährten ꝛc. Manchmal ergözten solche Dinge, doch meistens waren sie von ernsterer Art, daß sie erschitterten und tief drangen, zumal wenn man sah wie sich die Kranken auf dem harten Lager herum wälzten, bis der Tod erfolgte, und einer um den andern zur Thüre hinausgeschleift wurde.

Bei Nacht sterben in der Regel die meisten Menschen, so war es auch hier, die Leichen wurden zwar sogleich aus den Zimmer geschaft, aber nicht gleich in die schon früher erwähnte Todenkammer, man legte sie auf einen Haufen in dem Gang, wo sie sogleich wie Stein frohren, an ein Wiedererwachen war also nicht zu denken. Des Morgens ließ man sie die Stiegen hinab rutschen, oder man warf sie über die Altane in den Hofraum was immer für uns ein durchdringendes schauerliches Gefühl war, so daß wir im Zimmer an dem hinabrumplen oder plumpsen zählen konnten, wie viel jede Nacht gestorben waren. Anfänglich hörten wir öfters 10—20 Rumpler, doch bald weniger weil die Anzahl der im Spital aufgenommenen sich schnell verminderte.

Die Juden oder vielmehr die Filzläuse von Europa, die sich hauptsächlich in Polen wie die Heuschreken vermehrt haben, brachten nach dem Plündern eine Masse Lebensmitteln in die Spitäler, welche die ausgehungerten Leiber gierig wie Hyänen nur halb gekaut verschlangen, und oft an 2—3 Portionen Sauerkraut, oder andern harten Speißen noch nicht genug hatten. Hierin hätte mehr Aufsicht sein sollen, allein niemand bekümmerte sich um uns, da die Oberaufseher bequem in der Stadt logierten, und um nicht angestekt zu werden, den Spital flohen wie die Pest.

Auch fehlte es später an Medikamenten, aber hauptsächlich ließ man uns am Holz nothleiden, so daß die armen Kranken die auf dem Stubenboden lagen und kaum eine Handvoll elendem Stroh zur Unterlage hatten, beständig mit den Zähnen schlotterten, und öfters an Armen und Füßen ganz erstarrt waren.

General v. Röder der so lange er wirken konnte alles zu unserer Hülfe versuchte, schrieb an die Kaiserin (Mutter), auch wurde an den Banquier Jacobi in Königsberg geschrieben, von dem kam aber die Nachricht, daß der würtemb. Kriegscomissär bei seiner Durchreise alle Gelder mitgenommen und von einem Spital in Willna keine Erwähnung gethan habe, er könne sich daher in keine Geldgeschäften mit uns einlassen. Von der Kaiserin (Mutter) aber erhielten wir nach einigen Wochen, so wie auch die sächsischen Officiere eine bedeutende Unterstüzung, wovon es jeden Officier 14 preuſ. Thaler traf, mit der Versicherung, daß sie so viel in ihren Kräften stehe für ihre Landsleute sorgen werde. Dank der edlen Fürstin deren Andenken in den Herzen Derjenigen die so großmütig bedacht wurden, ewig bewahrt werden wird. Auch später im innern von Rußland erhielten wir noch einmal etwas weniges.

Endlich starb auch General v. Röder der in die Stadt gezogen war am Nervenfieber, er war der Einzige dessen irdische Hülle ein Sarg barg, und der seine Ruhestätte auf dem Friedhof in Begleitung von einigen Officieren erhielt.

Die viele französische Kriegs-Comissären die ebenfals hier in russischer Gefangenschaft waren, suchten sich bei den Behörden einzuschmeicheln, daß

ihnen die Einrichtung der Verpflegung übertragen wurde, dieß geschah zwar, allein diese Menschen die von jeher immer mehr an sich als an andere dachten, konnten es auch hier nicht lassen für sich zu sorgen, denn täglich wurden die Lebensmitteln welche die beste Medicin für Reconvallescenten sind, verringert, bis endlich häufige Klagen vorgebracht, und alles untersucht wurde; mehrere derselben wurden verhaftet von russischer Seite bestraft, und ihre Function hörte auf.

Als ich in den Spital aufgenommen wurde hatte ich noch vieles von dem bei Krasnoi eingesakten Gelde, und obgleich ich an Körper und Geist ganz herabgestimmt war, benüzte ich doch beim hinauf gehen der Treppe des Spitals die Gelegenheit, eine Handvoll Gold in ein Papier gewikelt einem Astloch eines Pfostens anzuvertrauen und dadurch es mir zu erhalten. Wäre ich so klug gewesen und würde all mein Geld in dem Hof unter einen Toden geschoben haben, so hätte ich gewiß alles erhalten denn einen nakten Toden liesen die Kosaken ruhig liegen. Wie nun die Plünderung im Spital anfing wurde mir auch alles genommen bis auf 2 goldne Ringe die ich noch an den Fingern hatte, aber schnell in den Mund nahm und in der Todesangst verschlukte, später aber glücklicherweise wieder fand, den einen trage ich jezt noch, es ist der Trauring meines Vaters. Nachdem endlich die Ruhe und Ordnung durch unsere Sauvegarde im Spital wieder hergestellt war, hatte ich zwar das verstekte Geld ganz vergessen, als ich aber die Treppe hinab hinkte um einige Landsleute die in andern Zimmer lagen zu besuchen, fiel mir das Astloch wieder auf und sogleich auch das verstedte wieder ein, nachdem ich mich überzeugt hatte, daß mich niemand sah, griff ich in das Loch und fand richtig mein Geld wieder das ungefähr aus 15 Louisd'ors bestand.

Bei meinen Ausgängen kaufte ich öfters Obst was man hier zugeführt ziemlich gut haben konnte, und brachte es den armen Kranken die Abends immer nach der Thür sahen, ob ich nicht bald herein komme, dann ihre abgemagerte dürre Hände von allen Seiten nach mir ausstrekten um einen Apfel zu erhalten.

Die Juden denen es nicht wohl ist, wenn sie nicht beständig etwas zu Schachern haben, kauften alle die alten Kleider der am Nervenfieber in d.n Spitäler Gestorbenen, und nahmen sie in ihre Wohnungen, wo sie solche zum weitern Wucher reinigten zc. Dadurch wurden sie selbst angestekt, ganze Familien ja ganze Häuser starben aus, zum wohlverdienten Lohn für die Greuelthaten die sie an den Unglüklichen verübt hatten, was uns Alle von Herzen freute.

Die hier in Gefangenschaft gerathnen französischen Markedenter und Soldatenweiber errichteten in der Stadt Kaffee-, Traiteur- und Spielhäuser, wodurch sie sich für ihren Verlust wieder etwas schadlos hielten, der Gedanke war nicht schlecht da beinahe jeder noch etwas Geld gerettet hatte, und da man gut bedient wurde auch die quälende lange Weile ver-

treiben konnte, so wurde das Glücksspiel auf das schauerlichste getrieben, und mit dem Gold und Silber umgegangen wie in einem großen Baadeort, dadurch kamen freilich Manche in noch betriebtere Umstände, Mancher aber verbesserte seine traurige Lage. Diejenigen welche behielten was sie hatten, und sich der Fortuna nicht in die Arme warfen waren die Klügsten, besorgten nach und nach ihr Weiszeug und Kleidung, was bei den Deutschen mit wenig Ausnahme auch geschah.

Der Tod verminderte die Zahl der Gefangnen täglich mehr, was man am besten in den öffentlichen Restaurationen bemerken konnte. Auch in unserm Spital war der Abgang so stark, daß die Officiere von 3 Zimmer endlich in einem genug Raum hatten, um so mehr, da auch einige die Erlaubniß ergrieffen in der Stadt wohnen zu dürfen. Von den vorbemerkten 57 Officieren starben 30, also über die Hälfte, und von ungefähr 500 Soldaten, blieben kaum ²/₅tel übrig, und auch diese nahmen noch mehr ab, je näher das Frühjahr kam. Die Anzahl der Gesamtgestorbenen soll sich in den 4 Monaten meines Aufenthalts in Willna gegen 2000 gefangene Officiere und über 20,000 Soldaten beloffen haben. Auch in den russischen Militär-Spitäler war die Zahl der Gestorbenen bedeutend, da sie ebenfals das gesteigerte Spitalnervenfieber bekamen.

Nachdem nun der Monat Januar und Februar 1813 überstanden war, auch die fürchterliche Kälte nachgelassen hatte, und der Monat Merz mit Thauwetter und heitere Tage sich einstellte, die Wege abtrokneten und auch durch Plünderung nichts mehr zu fürchten war, besuchten wir auch, da wir überal frei und unbewacht herum gehen durften, die Umgebungen der Stadt. Zu einer alten Burgruine mit einem abgesonderten Thurme war gewöhnlich mein Spaziergang, von wo aus man nicht nur die ganze Stadt sondern auch weithin gegen Süden und Westen der geliebten Heimath zu sehen konnte. Auch ein Kaffeehaus ¹/₄ Stunde von der Stadt (Balanka) auf der Straße gegen Kowno besuchten wir öfters, doch war dies mehr um frische Luft zu athmen und um den Todengeruch in der Stadt zu entgehen, den die vielen Leichen bei der eingetrettenen warmen Witterung verbreiteten, zu deren Wegschaffung die Polizei jetzt erst Anstalten machte.

Der Transport der Leichen aus der Stadt war abscheulich: Es wurden gewöhnlich große Wagen genommen, und so die noch etwas gefrorenen Toden in allen nur möglichen Gestalten, die sie bei einem schmerzlichen oder leichten Todt erhalten hatten in großer Anzahl darauf gestellt, und bei hellem Tag ohne etwas darauf zu deken durch die Stadt geführt. Das Verbrennen so vieler Todten würde zu viel Holz gekostet haben wovon man auch bald abkam, sie brachten daher solche aus dem oberen Theil der Stadt an einen Ort, wo das Wasser die Erde ausgerissen hatte, und bedekten sie nur leicht mit Erde, die im unteren Theil der Stadt

warfen sie in die Willia, wo sie durch das Eis mit fortgenommen wurden und wahrscheinlich an einem andern Orte ausgeworfen worden sind.

Nachdem wir uns nun alle vollkommen gereinigt — frische Wäsche und Kleider angeschaft hatten, und unserm baldigen Abgang in das Innere von Rußland entgegen sahen, kommen wir, mehrere Officiere, eines Tages von einem Spaziergang zurück und fanden zu unserm größten Schreken, eines unserer Zimmer erbrochen, wir untersuchten sogleich unsere Effecten und fanden zu unserm großen Leidwesen, daß uns von dem Wenigen das wir hatten wieder gestohlen war, von meinem Tornister der mein Weiszeug enthielt, ein Mantelkragen, den ich mir auf die Reise machen ließ und mehrere andere Sachen war nichts mehr zu sehen, auch kamen wir auf keine Spur, vermuthlich war einer unserer Soldaten der Dieb, aber bestimmen konnten wir es nicht.

Nun fing man auch an die gesünderen Gefangenen weiter ins Land hinein zu transportieren, und da die Reihe auch bald an uns kommen sollte, schlug mir ein deutscher Sattler vor, mich durch einen vertrauten Juden über den Nimen bis nach Königsberg bringen zu lassen, was ich auch schon ganz bestimmt mit ihm verabredet hatte, villeicht zufällig oder daß mein Unternehmen verrathen wurde, hielt Oberst von Seeger eine nicht sehr zusammenhängende Rede an uns Alle, wie das Entfernen eines Einzelnen großen Nachtheil auf Alle werfe &c. und nahm uns das Ehrenwort ab, daß Keiner sich der Gefangenschaft zu entziehen suchen solle &c. nun war auch mein Vorhaben vereitelt.

Nachdem ich durch die Güte eines baad'schen Officiers von Bröm dessen Schwester am russischen Hof war, und er durch diese Protection vom Kaiser Alexander die Erlaubniß erhalten hatte, ins Vaterland zurückkehren zu dürfen, einige Zeilen an meine Mutter mitgegeben hatte, (H. v. Bröm besorgte den Brief an meine Mutter pünktlich,) kam endlich am 7. April 1813, die Reihe der Transportirung auch an uns.

Die Gesündesten des Spitals wurden von einem Policey-Officier in das Spital Dobrezin wo das Hauptbüreau der Kriegsgefangnen war abgeholt. Wir nahmen Abschied von unsern Freunden und folgten dahin wo sich schon mehrere zum Transport versammelt hatten. Nachdem wir nun alle aufnotiert waren und ungefähr vier Stunden gewartet hatten, kam endlich der russische Oberst v. Horn, Commandant von Willna, und übergab uns einem russischen Officier Lieut. Weigel der deutsch und französch sprach.

Mehrere von unserm Transport hauptsächlich die Staabs-Officiere wünschten die Reise schneller und mit mehr Bequemlichkeit zu machen. Der Oberst v. Horn ein sehr menschenfreundlicher Mann, erlaubte ihnen, daß sie erst am andern Tag ihre Reiße antretten durften, die bis Minsk so ziemlich gut von statten ging, von da aus kamen sie aber zu einem franz: Transport, wo ihre Lage gewiß unangenehmer wurde.

Unser Transport bestand aus folgenden Officieren:

Würtemberger.

Hptm:	v. Arant.	Lieut:	Stahl.
Ob Lieut:	— Klein.	—	Kuhn.
—	— Meisrimmel.	—	Reuß.
—	— Yelin.	—	Hiemer.
—	— Bülow.	Ob Arzt	Ludwig.
—	— Soden.	—	Klein.

Baadner.

Hptm:	v. Lamerz.	ObLieut:	Kummer.
—	— Schwarz I.	Lieut:	Fritsch.
—	— Schwarz II.	—	Frisch.
—	— Klosmann.	—	Althauß.
—	— Zech.	—	Hironimus.
—	v. Klein.	—	Hofmann.
ObLieut:	— Schaub.	—	Maier.
—	— Vogel.	ObArz:	Burkhardt.
—	— Laible.	Unt:Arz:	Habold.
—	— Klauer.	Feldjäger	Hubbaur.

Bayern.

Hptm:	v. Harscher.	Lieut:	Scharnagel.

Weimar ner.

Hptm:	v. Beilwitz.	Reg:O:Meist:	Müller.
Lieut:	Metsch.	Cap:Meist:	Theuß.
—	Schütz.		

Gothaer.

Lieut: v. Schütz.

Coburger.

Hauptm.	v. Wangenheim.	ObLieut:	v. Albensleben.

und mehrere Soldaten zu unserer Bedienung.

Durch den Krieg wurden den Landleuten beinahe alle ihre Pferde genommen, wir erhielten daher nur einige Wagen zu unsern Effecten und mußten den Marsch zu Fuß antretten, der zum Glück nicht sehr groß war.

Wir übernachteten links an der Straße in einem Edelhof, wo wir in Scheuern und Stallungen einquartirt wurden, in den Edelhof aber durften wir anfänglich nicht, als aber der Capellmeister Theuß den Transportofficier fragte, ob villeicht im Edelhof nicht auch ein Fortepiano seie auf dem er nach so langer Entbehrung auch wieder einmal spielen könnte, wurde ihm der Eintritt in das Haus erlaubt, und auch wir schliechen uns nach und nach hinein, was uns nicht mehr verwehrt wurde, bekamen auch obgleich sparsam doch einige Lebensmitteln und in einigen gewärmten Zimmer ein ordentliches Nachtlager. Es schien eine ganz noble Familie zu sein, in einem Salon war der Flügel und alles

versammelt — Herr — Frau und mehrere Fräuleins, alle waren ganz Ohr, Theuß bearbeitete aber auch das Instrument daß es eine Lust war, und man die schwarzen dürren Finger mit den blauen langen Nägeln, die auf den elphenbeinen Tasten abstachen, ganz vergaß.

Das Wetter schien anhaltend gut zu bleiben und unser Transporteur der russische Officier nebst der wenigen Mannschaft von der Landwehr, behandelten uns mit aller Schonung, doch waren die Nachtquartiere schlecht, in elenden Bauernhütten wo wir nichts erhalten konnten, und von dem leben mußten was wir selbst mitbrachten, das uns zwar vorher gesagt wurde, damit wir uns mit Mehl — Krize — Brod — Fleisch ꝛc. auf einige Tagen versehen konnten, bis wir wieder in eine Stadt kamen, denn der Krieg hatte in der ganzen Gegend seine verherende Spuren hinterlassen.

Am 11: April 1813 kamen wir nach Smorgoni einem kleinen Städtchen, hier erhielten wir kaum Stroh zum Nachtlager in einer Judenschenke, wo man uns nicht einmal erlauben wollte, unsere mitgebrachte Lebensmitteln zu kochen, weil wie der Jude sagte alles von uns (treve) verunreinigt werde, nach dem wir uns aber wenig bekümmerten und unsere Speißen zubereiteten.

Hier besuchten wir die Bären-Erziehungsanstalt, in der sie das Tanzen ꝛc. erlernen um sie im Ausland für Geld sehen zu lassen.

Obgleich die alten Bären meistens auf Reisen waren, trafen wir doch Junge an, die wie die Hunde an uns herum strichen — berochen und lekten, es waren possirliche — zottige — freundliche Kerlchen.

Merkwürdig wurde mir dieses Städtchen schon deßwegen, weil Napoleons Stern ihn hier schüzend bewahrte, wie folgt: eine Abtheilung Kosaken hatte an demselben Tag als Napoleon hier durchkam, auf ihn gelauert, da er aber lange ausblieb, gingen die Kosaken auf eine halbe Stunde ab, um Fourage ꝛc. für ihre Pferde im nächsten Dorf zu holen, unter dieser Zeit kam Napoleon an, ein verborgener französcher Officier sagte ihm die Gefahr. Napoleon eilte nun ohne umgespannt zu haben, mit den gleichen Pferden Willna zu, und nahm den franz: Officier mit. Als die Kosaken wieder zurük kamen hatte Napoleon schon einen großen Vorsprung, daß es nicht möglich war ihn noch einzuholen. Dies erzählte mir mein Hausjude und Andere, die ich darüber befragte bestätigten es.

Um allein für alle seine Bedürfnisse zu sorgen, war die Löhnung von 15 ᵹ täglich zu wenig, es traten daher mehrere Officiere in eine sogenannte Menage zusammen, so machten wir hier — ich — ObLieut. v. Bülow und Lieut. Reuß nebst einem Soldaten, eine solche aus, kamen meistens zusammen in ein Quartier, von den Einlagen kauften wir in den Städten Lebensmitteln, und wechselten täglich mit der Aufsicht des kochens ab, das in der Regel der Soldat besorgte.

Am 13. April 1812 kamen wir nach Lebedow — den 14. nach Lepliz

— den 15. nach Rakowo — den 18. nach Zaslaw und den 19. nach Minsk.

In Rakowo hatten wir einige Tage Ruhe, mehrere von uns besuchten die Judenschule es war gerade ein Festtag. Die Schule ist ein elendes zwar hohes aber finsteres Loch, in dem es sehr gestunken hat bei einer Hize die nicht zum aushalten war, es war auch nicht anders möglich, denn die Juden verführten einen solchen Spektakel und schlegelten mit den Armen und Füßen in beständiger Bewegung des ganzen Leibs, daß sie wie die Braten schwüzten und jeder einen Ofen ersparen konnte, wir fremde Zuschauer konnten nur lachen über eine solche abscheuliche Gottes-verehrung.

Die polnischen Juden sprachen alle ein schlechtes Deutsch doch kann man sie bei einiger Aufmerksamkeit gut verstehen, man steht an ihnen noch am meisten die orientalische Abstammung, ihre Gesichtszüge sind regelmäßig mit Adlernasen, sie haben beinahe durchgängig schwarze Haare, die sie auf dem Kopf kurz abschneiden, zwei lange Locken aber über die Schultern gegen der Brust, nebst dem langen Bart, auf den sie sehr viel halten, herunter hängen. Die Kleidung besteht in einem schwarzen bis auf die Schuhe reichenden Talar, der mit einem Gürtel über den Hüften zusammen gehalten wird. Auf dem Kopf tragen sie eine sogenannte lederne Schmerkappe, auf dieser einen Hut mit niederem Kopf und breiter Krempe, oder einer schwarzen samtnen Kappe mit Pelz eingefaßt. Die Frauen haben die Haare wie alle Judenweiber ganz bedekt, sie tragen im Gegensaze zu den Männer, die grellsten Farben meistens gelb und roth, um den Hals haben sie ein Nester von Glas- oder ächten Perlen, und zeigen ihre Wohlhabenheit daß sie viele Goldstüke auf die Brust herunter hängen, und gelbe oder rothe Pantofflen tragen.

Häufig tretten sie schon als Kinder in die Ehe, so sah ich Männer von 14 und Frauen von 12 Jahren, die aber noch einige Jahre bei einem Theil der Eltern wohnten, oder bei beiden Theilen sich zeitweise aufhielten, bis sie ihr eigenes Geschäft anfangen konnten, an deren Liebe und Freundschaft aber die Eltern eine große Behaglichkeit finden.

Wie überhaupt die Polen, so leiden auch die Juden keinen Mangel an Ungeziefer, villeicht wurden die Polen mit dieser egiptischen Plage durch die Juden angestekt die sie wahrscheinlich aus Egipten mitbrachten,

Ihr Karakter ist wie bei allen Juden gegen die Goiem, (solche die einer andern Religion angehören,) schlecht und niederträchtig, ihr Betragen wenn sie etwas schachern und gewinnen können ist kriechend hündisch, Herzhaftigkeit fehlt ihnen meistens, wahrscheinlich stekt ihnen noch die Zerstörung von Jerusalem im Leibe. Sie besitzen viele verschmizte Klugheit und haben dabei immer ihr Interesse im Auge. Handel und Handwerke treiben sie alle, und wenn man nicht auf seiner Hut ist, kann man sicher darauf rechnen, daß man betrogen wird.

In Minsk trafen wir die in Willna nach uns abgegangenen Staabs-Officiere, die einige Tage früher ankamen, aber auch ihre Reise war nicht zu ihrer Zufriedenheit.

Der Transport kam zu einem Juden ins Quartier was äuserst unangenehm für uns war, weil wir uns nicht mit Bequemlichkeit unsere Lebensmitteln zubereiten konnten, wie dies bei einer Verteilung in mehrere Häuser besser geschehen kann. Hier blieben wir 8 Tage über die Zeit der russischen Ostern liegen, und hatten hinlänglich Muse uns umzusehen und zu langweilen. Minsk ist eine zimlich bedeutende Gouvernementsstadt, allein die meisten Häuser sind schlecht gebaut und eingerichtet. Die Kirchen sind mitunter sehr schön, die Hauptkirche gefiel mir am besten in der ich einige sehr feierliche Gottesdienste anwohnte. Unter dieser Hauptkirche ist eine sehr niedliche Gruft, worinn gerade nach kath. Ritus das heilige Grab vorgestellt wurde, was mir sehr artig vorkam, aber um keinen Preiß würde ich den von Tausenden geküßten hölzernen Christus, der vor dem eigentlichen Grab auf einem Teppich lag und ein Opferbeken unter sich stehen hatte, nachgeküßt haben, nicht wegen dem unschuldigen Küssen, sondern wegen den vielen verschiedenen Individuen die geküßt haben.

Die griechischen Processionen von welchen ich hier eine gesehen habe, unterscheiden sich wenig von den katholischen.

Die evgl. Kirche in der ich mehrmals war, ist ganz klein, aber sehr geschmackvoll in runder tempelartiger Form, auf Kosten der russischen Kaiserin (Gemalin Kaiser Allexanders,) neu erbaut.

Eine sonderbare Erscheinung war es für uns, daß wir während der ganzen Osterwoche keine Juden deren es auch hier sehr viele giebt, auf den Straßen gesehen haben. Mein Hausjude sagte mir auf mein Befragen, daß sich in dieser Woche, wegen den Russen kein Jude sehen lassen dürfe, wenn er nicht verklopft werden wolle wegen der alten Geschichte die in Jerusalem vorgefallen sein soll.

Wir hatten uns in Willna Hoffnung gemacht, daß wir villeicht in keine zu große Entfernung von Minsk kommen würden, allein hier erfuhren wir bald, daß alle Gefangnen in das Gouvernement Tambow geschickt werden, das wie ein Donnerschlag auf uns wirkte.

(Schluß folgt.)

Briefe von Johannes Brahms und Joseph Joachim.

Durch das freundliche Entgegenkommen des Herrn Professor Andreas Moser in Berlin sowie der Deutschen Brahmsgesellschaft m. b. H. in Berlin, sind wir in der Lage, einige Stücke aus dem Briefwechsel zwischen Brahms und Joachim mitzuteilen. Der ganze Briefwechsel wird im Herbst dieses Jahres im Verlag der genannten Gesellschaft als fünfter und sechster Band der umfangreichen Brahms-Korrespondenz erscheinen.

Joachim an Brahms.

[Berlin] 13. [Dezember 1854].

Liebster Johannes!

Immer wollt' ich Dir seit vorgestern abend schreiben: aber wir sind schlechte Korrespondenten; nun wirst Du ohnehin von lieberer Hand[1]) (ohne Eifersucht sag' ich es) eine Beschreibung unseres ersten Abends in der Singakademie erhalten haben; was soll ich noch hinzufügen? Frau Schumann ist bisweilen traurig; das kennst Du; ich glaub' nicht, daß es mir gelingt, sie zu erheitern, wie es Dir möglich wäre. Indes haben wir doch schon zu beiderseitiger Freude Bachsche, Mozartsche und Beethovensche Sonaten musiziert. Ich bin sehr erbaut darüber, daß alle bessern Künstler unter den jüngern Dich kennen und lieben. Deine Variationen[2]) sind ihnen lieb geworden, und auch Dein Trio[3]) verbreitet sich. Heut abend will es [Julius] Schaeffer in einem dazu geladenen Rauchkollegium bei Kisting (eine Art Berliner Ritmüller) spielen. Ich werde mich hoffentlich als Violinspieler für [Robert] Radecke einschmuggeln können. Ich wünsche Dich oft herbei, denke Deiner bei Gutem, Großem und Schönem zu Mitgenuß. Eben hat mir Herman Grimm einen dieser Tage entworfenen Aufsatz über Dichter und Dichten vorgelesen, und ich habe mir ihn ausgebeten, nur damit ich ihn Dir mitteilen kann. Er enthält ziemlich, was man als ordentlicher Künstler wohl häufig empfindet, ohne es so heftig und scharf in Erregtheit zusammenfassen zu können. Hier folgt er mit: lies ihn, Du wirst das flüchtige Manuskript entziffern können. Teile ihn niemand sonst mit, und schicke ihn mir baldmöglichst wieder: Linkstraße Nr. 7 bei Professor [Wilhelm] Grimm ist meine Adresse. Grimm ist ein wahrer Mensch und Künstler; es wäre mir lieb, wenn Du das auch sagtest nachdem Du das Manuskript gelesen! Ich bin und bleibe Dir herzlich, ohne „Mißtrauen" zugetan.

Dein getreuer Joseph Joachim.

Immer eilig.

Brahms an Joachim.

Hamburg, [16.] Dezember 1854.

Hier, teurer Joseph, das Manuskript mit dem herzlichsten Dank zurück. Ich habe es oft gelesen und mich hoch daran erfreut. Das ist ja

[1]) Von Frau Clara Schumann.

[2]) Ueber ein Thema von Schumann, op. 9.

[3]) op. 8; H dur.

ein ganzer Mann und Dichter, der das geschrieben. Ich hätte den Aufsatz für Deine Arbeit halten können. Schon die ungemeine Aehnlichkeit der Handschrift verführte mich; die Gedanken freilich hat wohl jeder wahre Künstler gedacht, aber sie so aussprechen kann nicht jeder, wohl aber Du.

Ich will nicht gern einzelne Stellen anführen, aber z. B. S. 20—21 usw. glaubte ich besonders Dich sprechen zu hören. Daß Du gleich an mich dachtest, wie schön! Ich wollte, ich wäre doch nach Berlin gereist, zu gern wäre ich bei Euch! Soll ich Weihnachten auch Euch beide sehen, wie lange Zeit habe ich hier verlebt, wie kurz wirst Du wohl in Düsseldorf bleiben? Montag früh möchte ich wohl von hier fort, mit Niemandem kann ich hier von Euch sprechen, und da habe ich denn empfinden gelernt, daß ich mich verändert, mich zuweilen aussprechen muß.

Wollen wir nicht Weihnacht unsere Sachen (Werke!) zusammentun und dem teuren Schumann schicken? Du Deine Violinstücke gis-e-la, womöglich die hebräischen Gesänge und die Variationen in E, Bargiel auch seine neuen Werke und ich.

Ueber Deine Partituren müßten wir, wenn es Dir auch fraglich scheint, noch reden.

Vielleicht die Heinrich? Ich will sie gern geben. Wir müssen das recht überdenken. Bringt doch Bargiels Violinphantasie mit nach Düsseldorf.

Singer[1]) war hier, zum Konzert in voriger Woche und in diesen Tagen zum Besuch. Er läßt Dich sehr grüßen, sich auch Frau Schumann bestens empfehlen.

Er denkt Dein Konzert in Weimar öffentlich zu spielen und das von Schumann[2]), klagt aber sehr, wie entsetzlich schwer sie seien, zumal Deines.

Die 9te Sinfonie und Beethovens Meeresstille hörte ich hier, aber in fortwährender Angst, sie möchten durchfallen, und mit fortwährendem Aerger über zu gefühlvolle Bässe, zu schlechte Tempi und zu schlecht geänderte Singstimmen.

Beethovens Fest-Ouvertüre in C hörte ich mit denselben Gefühlen.

Gräbener, Avé, Marxsen usw. verehren Dich sehr und würden Dich grüßen lassen, wenn sie wüßten, daß ich Dir schreibe, die Meinen aber grüßen Dich herzlichst.

Wenn's möglich ist, schreibt mir zum Sonnabend oder Sonntag, wann Ihr nach Hannover kommt! Ich denke ziemlich bestimmt, Montag abzureisen.

Bis auf baldiges Wiedersehen lebe wohl.

In treuester Liebe Dein
Johannes.

Sage Herman Grimm, Arnims meine verehrungsvollsten Grüße. Frau Schumann und Bargiel werde ich selbst welche schicken.

---

[1]) Edmund S., der Nachfolger F. Laub's als Konzertmeister in Weimar, jetzt Professor am Konservatorium in Stuttgart.

[2]) Vergleiche Joachims Brief vom 5. Aug. 1898 an den Herausgeber in A. Mosers „Joseph Joachim".

Joachim an Brahms.

[Berlin etwa 18. Dezember 1854.]

Ist der Brief von Schumann nicht ganz herrlich; wie klar und fest in gewohntem Charakter gestalten sich auch die Züge wieder! Welch Glück, nach dem letzten Bericht des Arztes so eigenhändige Widerlegung zu erhalten. Ich halte es für nötig, daß einer von uns mit den Aerzten in Endenich spricht; wahrscheinlich begleite ich Frau Schumann zu Weihnachten nach Düsseldorf und wir — Du und ich — fahren dann eines Tags zum Aufenthalt des geliebten Meisters. Gestern klang die Sonate in d moll [von Schumann] hier zu allen Herzen; Frau Schumann habe ich nie so frei und schwungvoll spielen hören als hier. Wie reich und energisch ist der Geist dieser erhabenen Natur; ich liebe sie immer mehr und freue mich, daß mir das Geschick gönnt, ihr in so bedeutendem Zeitpunkt nahe zu sein. Wir sind doch überhaupt recht glücklich, die Freiheit kennt wohl nur der Künstler! Bald, lieber Johannes, sehen wir uns; wahrscheinlich geben wir noch Mittwoch eine Soiree, die der Erfolg der beiden ersten Abende Frau Schumann noch abzwingt, dann geht's nach H†††[1]) und Düsseldorf. — Schicke den Aufsatz nur an H. Grimm; Du brauchst nicht dazu zu schreiben. Mich freut's, daß er Dir gefällt!

Herzlich zugetan

Dein Joseph J.

Brahms an Joachim.

[Düsseldorf, 16. Februar 1855.]

Mein lieber Joseph,

Dein Brief an Frau Clara ist angekommen und hat große Freude gemacht. Er kam mit einem von Schumann, sie hatte noch Tränen im Auge, als sie schon herzlich lachte über Deine Scherze, z. B. die Friedländer[2])-Charakteristik!

Ich habe Dir einiges zu beantworten. Frau Schumann kommt Montag mit dem ersten Zug nach Hannover. Es wäre ihr sehr lieb, könnte sie Montag abend noch beim König spielen, besonders der Empfehlung nach England wegen. Wenn sie jedoch nur Dienstag abend spielen könne, bliebe sie den Tag in Hannover. Willst du vielleicht Schritte dafür tun? Den schönen Brief ihres Mannes bringt sie Dir mit.

Mein Lieber, was soll ich Dir denn schreiben oder später sagen über die herrlichen Variationen?[3]) Was denn mehr, als daß sie gerade so sind wie ich mir dachte, wie Deine Ouvertüren versprachen.

Es geht mir mit Deinen Werken wie mit Beethoven. Wenn ich eine

---

[1]) Hannover, wo Joachim sich damals immer noch nicht behaglich fühlte.
[2]) Freunde der Frau Schumann in Berlin.
[3]) Joachims op. 10.

neue Sinfonie oder Ouvertüre kennen lernte, so erfüllte sie mich lange Zeit ganz und gar. Alles andere war nur Arabeske um das schöne große Bild. So geht's mir mit Deinen Werken. So ging's mit der Hamlet-, Heinrich- und Demetrius-Ouvertüre, so jetzt mit dem neuen Prächtigen.

Wie drängte es mich oft, Dir zu schreiben, wenn ich recht lange ein Werk mit immer größerem Staunen angesehen hatte, doch konnte ich's nicht, ich weiß auch nicht mehr zu sagen, als daß ich alles immer mehr bewundere und liebe. Die volle, warme Liebe ist eigentlich erst eingezogen, nachdem ich lange angestaunt hatte.

Die Variationen sind wohl nicht so ganz Dein eigen wie die Ouvertüren.

Aber so gewaltig hat wohl noch niemand Beethovens Feder geführt.

Die hebräischen Gesänge sind aber ganz Joachim, wunderbar ergreifend. Einzelnes (ich meine besonders Schönes) laß mich Dir zeigen, wenn wir einmal wieder beisammen sind.

Ich bitte Dich, sieh das gewaltige Crescendo von Deinem op. 1 bis jetzt.

Wohin soll denn das?

Wohl über alle sieben Himmel hinweg! Ich wünschte, Du wüßtest nur halb, wie mich Deine Sachen erfüllen und mit welcher Liebe und mit welchen Hoffnungen ich an Dich denke.

Mit dem besten Gruße

Dein

Johannes.

Kannst Du mir nicht von der verheißenen Klaviersonate vielleicht den ersten Satz schicken, wenn er vollendet?

Zur Entschädigung für die Bratschen-Variationen und Gesänge, die Frau Schumann wieder nach Hannover bringt.

Joachim an Brahms.

[Danzig, 3. März 1855.]
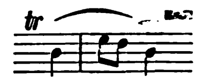
Herzlieber Johannes,

Heute muß ich Dir etwas mitteilen, was mir große Freude macht — immer größer, je mehr ich's bedenke: es ist mir nämlich gelungen, unserer Freundin von Ihrem Plan nach England zu gehen, abzuraten. Es wird Dich wundern, daß ich mir herausnahm, mit Frau Schumann darüber zu reden, um auf Ihre Handlungsweise einzuwirken, da ich Dir doch früher immer gesagt hatte, ich hielt es für unrecht, jemand raten zu wollen, der selbst so gewissenhaft im Tun und Lassen ist, wie Frau Clara, und bei der alles nur aus reinster Liebe und Sorge für Ihren Robert so schön begeistert entspringt! Aber Frau Schumann denkt nur an dasjenige, was Sie Pflicht nennt, und da Sie, wie mir scheint, davon einen für menschliche Organisation zu großartigen (um nicht zu sagen

falschen) Begriff hat, durft' ich als aufrichtiger Freund mit gewöhnlicher kalter Vernunft Ihrem blinden hohen Aufopferungseifer entgegentreten. Frau Schumanns Pflicht scheint mir vorläufig zu sein, da die Ihrigen, Gott sei Lob, vor Mangel geschützt sind, sich Ihrer Familie geistig frisch, und Ihrem Robert in Ihrer ganzen künstlerischen Reinheit zu erhalten, nicht die Seelenschönheit, die Ihn beglückte, in angstvoll ruheloser Sorge um Vorteil zu vernichten, und ich behaupte es — das muß jedermann, der durch Konzerte pekuniären Erfolg erzwingen will, vorzüglich in England. Frau Schumann darf sich nicht ununterbrochen den rohen Anforderungen unterhaltungssüchtiger Menschen (d. h. des Publikums en gros) als Künstlerin widmen, die noch ein Jahrhundert vielleicht von der Beethovenschen Überzeugung entfernt sind, daß Musik die reinste Verklärung innern Empfindens ist, die Frau Schumann wie uns durchdringt. Frau Klaras Zartgefühl hat genug gelitten, daß Sie sich bis jetzt unausgesetzt, während Sorge um die Ihren an Ihrer Seelenruhe nagte (auf Kosten ihrer Gesundheit), mit Konzertquälerei befaßte — würde Sie nun noch nach alledem nach London gehen, Sie müßte sich in beständiger Qual der geistigen Widersprüche unter körperlicher Anstrengung gänzlich aufreiben — oder die hohe Energie, die edle Geistesstärke, die zarte Schwärmerei, die uns so oft in Ihrem Spiel entzückt hat, müßte einer unkünstlerischen Apathie weichen, die alles erträgt, weil's nicht zu ändern — und ich weiß nicht, was schlimmer wäre! Gott bewahre Sie vor beidem. In London würde alles dies doppelt scharf Frau Schumann sich aufdrängen — denn bisher hat Sie sich bemüht, die Stimme, die Ihr das bisweilen zuflüsterte, mit „Pflicht"=Gründen absichtlich zu übertäuben. Doch war Sie im Vorausgefühl dessen (klar wollte Sie sich's nicht machen) oft recht unglücklich; obgleich Ihr Mut Ihrer Weiblichkeit nie das Opfer gebracht hätte, es andern zu gestehen, — da war es doch meine Freundespflicht, Sie zurückzuhalten von der Reise, und meine Scheu, mich in fremde Angelegenheiten (selbst der liebsten Menschen) zu mischen, zu überwinden! Nicht wahr, lieber Kreisler junior? Und ich hoffe, Du hilffst auch noch recht mit Deiner Freundeshand nach und schreibst Frau Clara nach Berlin, daß Sie ja nicht in den alten Plan zurückfällt! Frau Schumann hat so viel Herbes mit ungewöhnlichem Mut ertragen, daß Sie nun den Sommer recht gut bloß Ihrer Familie und sich in Düsseldorf leben darf, um so mehr, als Sie ja außerdem noch Gelegenheit hat (da Sie nun schon einmal mehr tun muß, als jede andere getan hätte), Stunden zu geben. Ja, wollen wir von dem pekuniären Vorteil reden, so ist es weit sicherer als die englische Reise, nächsten Winter in Berlin wieder einige Soireen wie die letzten zu geben, wo uns (wenn wir nichts verlernen) gewiß die Zuhörer nicht fehlen werden. In England hängt viel vom Zufall ab — und nichts ist gewiß als die Gemeinheit des künstlerischen Getriebes dort, die auf edle Naturen wie unsere verehrte Freundin deprimierend wirkt.

Was würde Schumann sagen, wenn Er erführe, daß Seine Clara um pekuniärer Vorteile sich geistig abtötet! Zur Verzweiflung könnte es ihn später treiben. Sie kann nur unter dem Schutz Ihres Robert einmal dorthin, wo dann eine edle Persönlichkeit zugleich immer wieder die Freude und Lust zu Ihrer Kunst aufrechterhält, die in London allzuleicht untergeht. Musik ist keine Industrie, an der man schnell sich nährt, wie sie dort getrieben wird! Sie erfordert geistige Ruhe und Klar(a)heit, ungetrübt das Schöne zu empfinden, nicht unruhevoller Angst, ehrgeizigen Abhetzens. Keine Grübelei (Experientia docet)! Frau Schumann muß daher den Sommer in Düsseldorf zubringen, um Endenich nahe zu bleiben. Das wäre meiner Rede kurzer Sinn, dem Du hoffentlich beistimmst. Schreib mir bald, wie Du's meinst, und bestärke die Frau Clara. Bis zum 9ten dauert mein Urlaub, von dieser Zeit trifft mich ein Brief in Hannover, vorher in Berlin.

Gestern war einmal ein recht herrlicher Musikabend. Frau Schumann spielte in schönster Begeisterung (wie ich Sie lange nicht gehört) und lehrte mich alte Schönheit neu empfinden. Die letzten Sätze der f moll-Sonate waren's! Vom Hohen [1]) spielten wir außerdem die G dur-Sonate



voll kommenden Frühlings. Eine schöne Frau sang Lieder von Schumann und Johannes Brahms, zur Zufriedenheit eines Freundes des Komponisten; dieser spielte Joh. Seb. Bachs Chaconne.

Doch das erzählt Dir gewiß Frau Schumann im gelben Brief weit lesenswerter. Adieu, und bleibe gut

Deinem

Eilgut. Josephus Joachimus.

Brahms an Joachim.

[Düsseldorf, 25. April 1856.]

Mein lieber, guter Freund,

Sei nicht böse, daß ich mich so viel ans schreiben erinnern lasse. Das Verschieben, das leidige, hat alle Schuld.

Als ich von der Reise zurück kam, war ich erst recht betrübt, immer noch keine Arbeit von Dir bekommen zu haben.

Jetzt kommt aber täglich was, und ich freue mich königlich, wenn's so lange fortgeht. Sonntag schicke ich alles und werde mich bemühen, etwas mehr Kritik beizulegen als Du!

Meine Reise fiel anders als ich dachte.

---

[1]) So nannten die Freunde Beethoven.

Ich blieb einige Tage in Bonn, weil Richarz,[1]) den ich übrigens jedesmal mehr lieben lerne, mir lange und gründliche Gespräche gönnte. Hernach sah ich Schumann. Wie hatte er sich verändert!

Er empfing mich freudig und herzlich wie immer, aber es durchschauerte mich — denn ich verstand kein Wort von ihm. Wir setzten uns, mir wurde immer schmerzlicher, die Augen waren mir feucht, er sprach immerfort, aber ich verstand nichts. Ich blickte wieder auf seine Lektüre. Es war ein Atlas und er eben beschäftigt, Auszüge zu machen, freilich kindische. Städte, Flüsse usw., deren Namen mit Aab, Ab, Aba usw. anfängt, die vielen St. Juan usw. zusammenzusuchen usw. Er zeigte mir eine ganze Menge Papier, auf die Weise vollgeschrieben.

Dagegen war alles höchst ordentlich notiert, das Land, Fluß, wo z. B. die Stadt, der Länge- und Breitengrad angegeben.

Dann hatte er ein Pfennigmagazin da, was ihm viel Freude machte, die Köln. Zeitung und das Richtersche Bilderheft, worin er den alten Turmhahn gelesen zu haben scheint, denn er lächelte, als ich darauf zeigte.

Ich [Er] sprach fast immerfort, oft plapperte er freilich nur, ungefähr, bababa — — dadada. Ich verstand in längeren Fragen von ihm die Namen Marie, Fl. Julia, Berlin, Wien, England, viel mehr nicht.

Er verstand auch mich schwer, wohl nur wenig.

Das kurze Resultat von dem Gespräch mit Richarz ist nun, daß dieser erst jetzt zu einer entschiedenen Ansicht über die Krankheit, deren Entwicklung und etwaigen Verlauf gekommen ist.

Die anscheinende Besserung im vorigen Jahr bedeute durchaus nichts und wäre er nicht dadurch klar geworden. Er sagt jetzt, Schumanns Gehirn sei entschieden angegriffen (nicht Gehirnerweichung), und somit sei alle ärztliche Hilfe unnütz, was mir der Arzt in Kennenburg mit denselben Worten sagte, als ich ihn (von ungefähr, Schumann umgehend) frug. Im günstigsten Falle (nach Richarz) wird Schumann in diesem, doch bedeutend apathischen Zustand bleiben; in 1, 2 Monat ist wahrscheinlich nur Pflege nötig und ist also jetzt sehr darauf zu denken, von uns, was geschehen soll.

Wir müssen Schumann öfter sehen und danach beurteilen und entscheiden, ob Fr. Sch. ihn pflegen könnte, was doch auch andere beurteilen müssen.

Ob seine Sprache mit der Zeit besser oder vielmehr uns verständlicher wird, seine Teilnahme größer usw.. muß alles beobachtet werden.

Ich reiste nach K[ennenburg] teils Fr. Sch. wegen, teils weil ich einen recht vernünftigen Homöopathen zu finden dachte. Der dortige Arzt hat mir aber entschieden mißfallen; die Anstalt scheint meistens für steinreiche Leute zu sein, die ihren Rest Leben mit verdorbener Gesundheit ver-

[1]) Der leitende Arzt der Endenicher Heilanstalt, in der Schumann untergebracht war.

gnügt hinbringen und durch gesünderes Leben länger ausdehnen wollen: dann sind immer viel junge reiche Leute, die sich durch Onanie zuschanden gemacht haben.

Lieber, ich brauche Dich wohl kaum zu bitten, gegen Fr. Sch. sehr vorsichtig zu sein in dieser Sache. Schreibe ja über keine facta, suche sie vielmehr sonst zu zerstreuen, was ihr jetzt sehr nötig.

Ich schreibe Dir ja Sonntag, frage auch, was Du noch besonders wissen willst. Grüße Grimm sehr.

In herzlicher Freundschaft

Dein

Johannes.

(Gestern hat J.... mir den ganzen Tag verdorben, der von Köln kam, mich zu besuchen!) Scheußlicher Scheißkerl!

Vielen Dank für die Grimmsche Uebersetzung, die mir große Freude macht. Der Epilog ist auch schön.

(Auf f, a, e rät sich leicht gis, e, a im Kanon.)[1]

[1] Vergleiche Joachims Brief vom 29. Nov. 1853 an Schumann in A. Mosers „Joachim", Bd. 1; S. 189.

Busch in seinen Briefen.

Von Josef Hofmiller in Freising.

1.

„Es wäre gut, damit ein richtigeres Bild von Busch das gegenwärtige Phantom ersetzte, all seine persönlichen Dokumente, vor allem die prachtvollen Briefe zu sammeln, in denen seine wahre Natur sich ruhig und tief ausspricht.“ Als ich im Aprilhefte diesen Wunsch äußerte, ahnte ich nicht, wie bald er, zu einem Teile wenigstens, erfüllt werden, noch weniger, wie durch die Veröffentlichung die kleine Skizze bestätigt werden sollte, in der ich den Pessimisten Busch, den Verehrer Schopenhauers, zu zeichnen versucht hatte. Nun sind Siebzig Briefe an Maria Anderson von Wilhelm Busch veröffentlicht worden (Rostock i. M., Volckmanns Nachfolger), und sie bilden allem Anscheine nach nur den Anfang dessen, was wir von dem Briefschreiber Busch noch Interessantes erfahren werden.

Der erste dieser Briefe trägt das Datum des 20. Januar 1875, der letzte das des 9. August 1878. Siebzig Briefe an eine Person in dreieinhalb Jahren: das ist nicht wenig. Wer hätte das dem Einsiedler von Wiedensahl zugetraut? Aber dieser letzte Brief ist in der Tat nichts als eine Ansichtskarte, wie sie der Rentner Friedrich Wilhelm Schulze aus Potsdam ebensogut hätte absenden können. „Vor einer Stunde von der Insel im Meer zurückgekehrt, schicke ich Ihnen meinen freundlichen Gruß.“ Wir blättern zurück, und finden, daß auch der vorletzte Brief nur sechs Zeilen lang und unbedeutend ist, so nichtssagend wie das drittletzte Dokument, eine burschikose Widmung auf einer Photographie: „bereits die dritte, die er Frau Anderson sandte“, beeilt sich die Anmerkung hinzuzufügen. Fataler Schatten, den diese Anmerkung wirft: gleicht er nicht dem jenes Fräuleins Bardach aus Wien, die es nicht erwarten konnte, Arm in Arm mit Georg Brandes als Urbild der Hilde des Baumeisters Solneß in die Unsterblichkeit der Ibsenphilologie einzuziehen? Auf dem Blatt links von der Widmung steht wieder ein unbedeutender kurzer Brief, in dem der Schreiber zweimal seine Einsamkeit preist . . . Es folgt ein Brief von fünf Zeilen, der ebenfalls nicht viel sagt, dann aber setzt die ununterbrochene Reihe von bedeutsamen Korrespondenzen ein, und dieser Brief ist der sechsundsechzigste, und sein Datum der 8. November 1876. Der Briefwechsel ist also viel dichter gewesen, als es den Anschein hatte. Nun ist es besser, von vorne zu beginnen, und die Dokumente aus der Zeit von „Herrn und Frau Knopp“ und „Julchen“ unter die Lupe zu nehmen. (Die Ziffern bezeichnen die Reihenfolge der Briefe.)

2.

1. Er dankt für das freundliche Urteil über die „Kritik des Herzens“. Die schlechte Aufnahme, die dies sein Lieblingsbuch gefunden hatte, kränkte

ihn. Es war seine Probetaube gewesen, ob ihn seine Leser verstanden hätten. Nur keine Angst: sie hatten ihn nicht mehr erkannt, als er die Eulenspiegellarve ablegte. — 2: „Möglichst schlicht und bummlig die Wahrheit zu sagen", das war es, was er in jenem schlecht aufgenommenen Bändchen sich vorgenommen hatte. Aber wollten seine Leser die Wahrheit? Zogen sie nicht die Narrheit vor? — 3: De eer zit boven den navel, Die Ehre sitzt über dem Nabel. Frau Anderson hat dieses Wort Multatulis, dreiunddreißig Jahre vor den Hardenprozessen, zitiert, und Busch schränkt ein: „Das Edle befindet sich oberhalb des Gürtels, das Gemeine überall." Das Zugeständnis überrascht. Auch dieser Lachende nimmt den Gürtel als Scheidegrenze zwischen Edel und Gemein und stimmt Cicero zu: Plato iram in pectore, concupiscentiam subter praecordia locavit. Uebrigens die alte „Weisheit" aus dem Gesetzbuche des Manu: „Alle Oeffnungen des Leibes oberhalb des Nabels sind rein, alle unterhalb sind unrein"; aber artig fügt der alte Inder hinzu: „Nur beim Mädchen ist der ganze Körper rein." — 6: Wir korrespondieren erst drei Wochen, und schon zeigt der Verehrer Schopenhauers sein ernstes Gesicht, das Gesicht, das die Deutschen nicht kennen, nicht kennen wollen: „Ist nicht alles, was lebt, mit gleicher Schuld behaftet? Was lebt, das leidet; leidet, weil es lebt, und leben will es." — 9: Was sind Ideen? „Jene Schattenblilder des Plato, die auf matterleuchteter Wand in ewigem Wechsel an uns vorübergleiten: Berge, Wälder, Könige, Bauern, Pferde, Schafe, altes Porzellan und irdene Töpfe, und obendrein noch Sie, mit Ihrem prächtigen Jungen, und das hübsche Kind aus Potsdam, und Multatuli sein Hund, und ich." Was sind malerische Ideen? „Wer dies, lebendig, deutlich aufgefaßt, uns zeigen kann, der trete vor! Shakespeare, Rubens, Hals, Potter und Brouwer; aber hinaus mit den Photographen". „Ein brauner Krug, mit einem Glanzlicht drauf, ist mir bereits Idee." Ein künstlerisches Glaubensbekenntnis in sieben Worten: das Credo aller wahrhaftigen Maler, die nichts von „Ideen" wissen wollten. — 10: Eine humoristische Vision, wie in „Eduards Traum". „Da steht es, aufragend zu den Wolken, das verwunschene Schloß der Wahrheit! Im Tal die Bauern auf dem Feld, die Handelsleute auf der Heerstraße, die Ochsen auf der Weide — was kümmern sich die? Es klingen die Glocken, es wallen die Pilger". Er setzt das Bild ausführlich fort, um mit dem mephistophelischen Schlusse zu enden: „Ich müßte lachen, wenn grade die Welt unterginge — holterdipolter! — und der Ritter käm gar nicht ins Ehbett' nein." — 11: Was kümmern ihn die Schlagworte von christlicher Kunst? Einen Apostelkrug nennt er sein eigen, und ein Kelchglas mit eingeschliffenen Bacchus und Venus: „Kunst ist Kunst. — Prosit, Madam! Es lebe die Freiheit!" — 12: Er erzählt Frau Anderson die Schildbürgerhistorie vom Rathaus mit den vergessenen Fenstern. „Wo steht das Rathaus? Auf dem obersten Halswirbel. Wie nennt man die Mausfalle?" (mit der der

Herr Stadtschreiber einen Sonnenstrahl fing): „Vergleich!“ „Werden wir jemals die Wahrheit in Worten fangen? — Nie! — Unsere Philosophie nach dem dreizigsten Jahre heißt Glaube.“ — 16: Seine Moral: „So Dich Jemand auf den linken Backen schlägt, so reiße ihm das rechte Auge aus und wirf es von Dir!“ Sein Prinzip: „Der Weise hält seine Meinung.“ — 16: Seine Erkenntnistheorie: „Das schärfste Wort dringt den Dingen höchstens bis aufs Hemd.“ — 17: Sein Zweifel: „Das wahre Mitleid hätte schon längst die Welt erlöst.“ — 18: Ueber die Weiber: „Ja, fast hielt' ich sie für besser, als uns! Habe ich nicht eine Mutter gehabt und eine Schwester, die ich liebe?!“ — 22: Seine Metaphysik: „Gewisse Dinge greift man so vergeblich mit Worten an, wie Geister mit Waffen. Der Säbel bricht, die Kugel sinkt kraftlos zu Boden. — Metaphysik und Worte! — Das ist grade so, als wenn man Einem die Lehre von der Erbsünde auf der Flöte vorspielt.“ — 23: Ueber das Lernen fremder Sprachen: „Was herzig, lieb und drollig ist in einer Sprache, das kann man nur empfinden und begreifen, wenn man's mit Nachbars Hänschen im Korn und mit Nachbars Gretchen über den Zaun gesprochen hat.“ — 26: Die Welt als Wille: „Sie sagen: Der Mensch hat sich nicht selbst gemacht. Könnt' ichs doch glauben! Ich glaube vielmehr, daß wir haftbar sind für unser Tun und Sein; besonders für das letztere, welches das Erste ist.“ „Man leidet eben, weil man da ist; das ist die Kern- und Wurzelsünde.“ — 27: Seine innere Biographie: „In meinem elften Jahr verblüffte mich der Widerspruch zwischen der Allwissenheit Gottes und dem freien Willen des Menschen; mit fünfzehn Jahren zweifelte ich am ganzen Katechismus. Seit ich Kant in die Hände kriegte, scheint mir die Idealität von Zeit und Raum ein unwiderstehliches Axiom. Ich sehe die Glieder der Kette in Eins: Kinder, Eltern, Völker, Tiere, Pflanzen und Steine. Und alle sah ich sie von einer Kraft erfüllt. Wie könnte uns auch das Zeug nur so bedeutungsvoll erscheinen, wenn alles nicht aus *einer* Wurzel wüchse? Die ist, was Schopenhauer den *Willen* nennt: der allgegenwärtige Drang zum Leben; überall derselbe, der einzige; im Himmel und auf Erden; in Felsen, Wasser, Sternen, Schweinen, wie in unserer Brust. Er schafft und füllt und drängt, *was* ist. Im Oberstübchen sitzt der *Intellekt* und schaut dem Treiben zu. Er sagt zum Willen: Alter, laß das sein! Es gibt Verdruß! Aber er hört nicht. Enttäuschung; kurze Lust und lange Sorge. Alter, Krankheit, Tod, sie machen ihn nicht mürbe; er macht so fort. Und dieser Wille, das bin ich . . Ich bin mein Vater, meine Mutter, ich bin Sie und Alles. *Darum* gibt es Mitleid, darum gibts Gerechtigkeit . . . Der Wille ist der Starke, Böse, Wirkungsvolle, Erste; der Intellekt ist Nr. 2. *Nicht* wollen, Ruhe wär' das Beste. Wie soll das kommen? Da steckts Mysterium.“ — 29. Ueber Schopenhauer: „Immer interessant, obgleich er stets dasselbe Thema variiert; denn dieses Thema ist ja unser Fleisch und Blut. Frei-

lich Kant wird vorausgesetzt. Den Intellekt darf man nicht als etwas Apartes, Losgetrenntes ansehn, sondern als ein Produkt des Willens, dem es in seiner Dunkelheit unheimlich geworden." — 31: Ueber Seelenwanderung: „Die Ungewißheit über das Wo und Wie unserer Wiedergeburt ist ein Hauptbestandteil unseres Widerwillens gegen den Tod. Wir werden einen neuen Stall finden und eine neue Laterne. Woher kommt der Drang zum Nachruhen, woher die Lust, sich zu „verewigen", oft bis zur Lächerlichkeit? Warum interessieren wir uns für die Gesamtkultur? Darum! Wie der gebildete Mensch das Gute erbt aus früheren Lebensläufen, so möchte er auch mit der Wahrscheinlichkeit sterben, daß er was Gutes vorfindet, wenn er wieder auflebt." — 39. Quid est veritas? „Wer die nackte Wahrheit will, der mahle $a^2 + 2ab + b^2$ auf der Wind- und Klappermühle, deren Wichtigkeit ich sonst nicht verkenne . . . Hier ist der See. Der entschlummerte Tag haucht leise darüber hin. Die Wellen zittern und blinken. Sanft schaukelt der Kahn. Die Laute klingt. Aber tief unten im Grund liegt der Hort und Schatz der Wahrheit." — 48. Ueber Verneinung des Willens zum Leben: „Der Zustand vor jedem Dasein war besser, war unsere Heimat. Je nachdem die Ahnung davon einen Menschen mehr oder weniger durchdämmert, wird er seinem Wollen, welches ihn in die Fremde treibt, die Entsagung, die Umkehr entgegensetzen."[1])

—

3.

Als im Jahre 1902 Buschs siebzigster Geburtstag begangen wurde, feierten zwei deutsche Zeitungen Wilhelm Busch den Pessimisten: im Berliner Tageblatt Fritz Stahl und in der inzwischen eingegangenen Allgemeinen Zeitung ein Anonymus mit dem Zeichen Δ. Mit dieser Chiffre zeichnete ich damals meine kleinen Randbemerkungen über Theater und Musik. Tempi passati. Meine Laute hab' ich gehängt an die Wand . . .

Ich erinnere mich noch des Vergnügens, das mir dies Zusammentreffen bereitete. Alles sonst pries um die Wette Buschs sonnigen Humor. In Wirklichkeit war der Humor dieser Zeichnungen nur der bunte Schleier der Maja über einem starren Sphinxhaupte. Lag nicht Grausamkeit in der überlegten Häufung von Schlamassel? War es nicht die Bosheit eines fühllosen Zuschauers, die sich an zerschellenden und zersplitternden Dingen, an zuckenden und verrenkten Gliedern weidete? Denn es gehört zum Wesen des Buschischen Humors, daß alles schief geht. Hatte nicht eine ungeheure Menschenverachtung diese Welt dumpfer Bürger, schlimm gepaarter Gatten, entgleister oder eingebildeter Künstler geschaffen, eine Verachtung so tief und so verwundet wie diejenige Swifts? Aber die

---

[1]) Ich widerstehe der Versuchung, im Ausschreiben dieser Briefe fortzufahren, da ich an kein Ende käme. Jeder, der Busch liebt, sollte sie besitzen.

Laune des Stiftes täuschte über die eintönige Freudlosigkeit des Weltbildes hinweg und wie eine zweite Maske war der Galgenhumor drolliger Reime der Bitterkeit ihres Inhaltes vorgehalten. Wer sich die Mühe gab, die scheinbar überwältigend lustigen Bilderfolgen ihrer burlesken dichterischen und zeichnerischen Form zu entkleiden, erblickte dasselbe starre Antlitz, das, durch eine Prosa von wundervoller Anschaulichkeit und strenger Musik verhüllt, hinter Flauberts hoffnungslosem Weltbilde steht. Aber wenn Flaubert in solchem Grade Romantiker war, daß sich die banale Liebesleidenschaft einer müssigen Provinzlerin, von seinen Händen berührt, in eine Dichtung von schimmernder Schönheit wandelte, wenn Schopenhauer über seine nihilistische Grundanschauung von Welt und Leben die düstere Pracht seines Stils warf, so waren in beiden Fällen Dargestelltes und Darstellung, wenn auch nicht einander gemäß, doch ebensowenig einander konträr. Busch jedoch ist humoristisch auf Kosten seiner Opfer; er läßt sie eine Zeitlang zappeln und sich ängsten, bis er ihrer müde wird und sie in den dunkeln Kasten wirft. Bei andern Humoristen erriet man hinter der Maske von Düsternis, selbst Fühllosigkeit, die sie sich gelegentlich vorbanden, das warme Herz, das Mit-Leben, Mit-Leiden, Güte, Liebe. Wo sind Züge solcher Güte beim spätern Busch? Schuf auch seine Gestalten die Liebe? Die Liebe des Künstlers zu seiner Kunst, sicher; obgleich seine eigentliche Liebe wohl mehr den Gedichten und erzählenden Visionen galt, die von den kunstsinnigen Käufern des Humoristischen Hausschatzes verschmäht wurden. Angenommen, seine Gestalten hätten sich in einem nächtlichen Traume alle um sein Lager zu Fuß und zu Seiten und zu Häupten gestellt, hätte er frohgemut den Reigen der fröhlichen Gespenster ertragen können, mit jener väterlichen und zärtlichen Heiterkeit, die Gottfried Keller hätte empfinden müssen, wenn in seinem letzten Stündlein all seine Gestalten vor ihm vorbeigezogen wären vom Grünen Heinrich an bis zum Martin Salander? Vielleicht führt diese Vorstellung eine Spanne tiefer in der Erkenntnis Buschs. Drückt die Fülle seiner Figuren überhaupt sein Wesen aus? Stehen sie nicht vielmehr *zwischen* ihm und uns wie die Figuren der bunten Lampenschirme, die die Kinder an Winterabenden aus Papier schneiden, vor dem Lichte stehen? sie haben gar nichts mit dem Licht zu tun, es leuchtet durch sie hindurch, wie es durch irgendeine geklebte Ritterburg, eine Gebirgslandschaft aus schwachem Karton leuchten würde. So steckt der wirkliche Busch hinter den Zeichnungen? Aber diese stimmen noch schlechter zu dem Bilde, das uns seine Gedichte und Briefe von ihm zeigen. Oder hinter den Texten zu diesen Zeichnungen? Aber auch sie, in ihrer Ironie, ihrem säuerlichen Humor, verhüllen ihn mehr als daß sie ihn zeigten, und nur selten, wie im Eingange zu den Haarbeuteln, lüften sie den Schleier auf einen Augenblick und wie zum Spotte. So bilden diese drei zusammen: die Gestalten und was

mit ihnen vorgeht, ihre zeichnerische Verkörperung, ihre Erläuterung durch den Vers — bilden sie zusammen den wirklichen Busch? Aber wie sollen drei Aeußerungen, von denen keine sein Bild rein zeigt, durch Uebereinanderlegen es reiner darstellen?

Immer wieder entgleitet er uns also, dieser Freund von Masken und Verstecken. Aber es fragt sich doch, vor wem er sich so versteckt, ob nur vor uns oder am Ende auch vor sich selbst. Sicherlich war er innerlich viel zu reich, als daß seine lustigen Bildergeschichten insgesamt mehr als eine Karrikatur seines wahren Wesens geben könnten. Zugleich aber — und dies scheint mir der Schlüssel — fühlte er sich nicht stark, nicht produktiv genug, seinen innern Reichtum in wohlgeschaffenen goldenen Werken rein und rund zu prägen. Nur aus sinnspruchhaft knappen Gedichten und aus seinen Briefen läßt sich ahnen, was er uns alles hätte schenken können, hätte dieser schamhafte, scheue Mann es über sich gebracht, durch die Dichtung, anstatt sich selbst zu verspotten, lieber sich selbst auszusprechen. Buschs Grüner Heinrich! Buschs Peter Camenzind! Welcher Schatz unserer Literatur! Die kargen Seiten „Vor mir über mich" strotzen von Poesie! Alles hätte er besessen: die traumhaft süße Dumpfheit, die mit Worten des Alltags Unsägliches ausspricht; Kraft und Saft einer eigenmächtigen Sprache, um Eigengeschautes zu formen und zu färben, den scharfen hellen Geist, der kritisiert und kontrolliert; die Vornehmheit, die nicht auf persönliche und gegenständliche Wirkung hin sich und die Dinge aufputzt.

Es ist ein allmähliches Versickern und Eintrocknen bei dem späteren Busch, die Arteriosklerose eines Genies, das Verflachen eines von Natur aus Tiefen, das Verarmen eines verschämten Reichen. Triebe kommen nicht zum Aufbrechen und verdorren, ein Pfund wird vergraben, Nebensache zum Hauptgeschäft, die Nation kommt um einen großen humoristischen Dichter. Was sie gewinnt und behält, ist ein verbitterter Spaßvogel, der, sich und sein Publikum verspottend, als Enttäuschter sich durch kalten Hohn rächt, als scheinbar Drüberstehender über einen geheimen Bruch und Riß belügt, und mit dem matten Phosphoreszieren resignierter Altersweisheit über das innere Erkalten tröstet.

Tragisch ist das Geschick dieses Humoristen. Der mitten im Branden des Lebens stehen sollte, vergräbt sich in dörfliche Abgeschiedenheit. Klage und Bekenntnis eines vor der Zeit Müden werden laut in wunderschönen Briefen, die er an eine nicht Wesensverwandte richtet: lettres à l'étrangère, wie Balzac, lettres à une inconnue, wie Mérimée. Wenn ein neuer Band seiner Briefe erscheinen sollte, er dürfte, was den Schreiber betrifft, Briefe eines Unbekannten heißen; was den Empfänger: lettres à une autre inconnue . . .

Vielleicht erleben wir den Tag, an dem ein kluger Verleger all das in einem Bande sammelt, was Buschs eigenste und persönliche Aeußerungen

sind: Die philosophischen Prologe, das Buch Dideldum, die zwei Prosaerzählungen, Von mir über mich, die schönsten Briefe, eine — möglichst strenge — Auslese aus der Kritik des Herzens und aus dem letzten Gedichtbande, den Nachruf auf Gedon, und noch so manches, das jetzt noch in Verborgenheit wartet: dieses Bandes wollen wir uns freuen von Herzen. Mögen viele sich an dem Busch des humoristischen Hausschatzes erlustieren, wir wollen uns daneben, wie heimlich Verliebte, an den andern, den esoterischen Busch halten. Der eine ein Genosse unserer heiteren und müßigen Augenblicke, der andere ein Dichter und Sucher. Lachen können wir mit dem einen. Aber den andern nur können wir auch in dunkeln Stunden lieben.

Die Kunst an deutschen Fürstenhöfen.

Von Gustav Pauli in Bremen.

Die Historiker der neuesten Kunst beschränken sich gewöhnlich darauf, die Resultate der geschichtlichen Entwickelung, wie sie in den Kunstwerken vorliegen, zu betrachten, ohne die wirtschaftlichen Vorbedingungen zu prüfen, unter denen die Künstler gearbeitet haben. Und doch ist dieses Verfahren genau so vernünftig, als wenn man die Ernten eines Landes beurteilen wollte, ohne dessen Klima in Rechnung zu ziehen. Von dem vielen, das hierüber zu sagen wäre, soll auf den folgenden Seiten nur eines herausgegriffen werden — das Verhältnis, in dem die Fürsten im letzten Jahrhundert zu Kunst und Künstlern gestanden sind. Die Rolle, die sie hier gespielt haben, ist immer noch bedeutungsvoller als gemeinhin angenommen wird, obwohl sie sich im Vergleich zu früheren Zeiten von Grund aus geändert hat und fortlaufende Minderung erfährt.

Zunächst sind die Kirchenfürsten ausgeschieden. Noch im achtzehnten Jahrhundert waren bei uns in Deutschland von Prälaten und Klöstern an Bauten, Innendekorationen und Malereien wahrhaft monumentale Schöpfungen ins Leben gerufen worden. Im neunzehnten Jahrhundert geschah von diesen Seiten so gut wie nichts mehr. Die einzige produktive künstlerische Unternehmung, die das Oberhaupt der Kirche fortlaufend pflegt, die päpstliche Mosaikmanufaktur, vegetiert als eine kuriose Spielerei weiter. In den säkularisierten Bistümern erheben sich keine Paläste mehr wie die zu Mannheim und Würzburg. Vielmehr residieren die Kirchenfürsten in bescheidener Stille als geistliche Oberhäupter in den vererbten Schlössern, und ihr Anteil an künstlerischen Unternehmungen beschränkt sich gewöhnlich auf den Segen, den sie ihnen spenden.

Das Verhältnis der weltlichen Fürsten zur Kunst war und ist im ganzen genommen von dem der Kirchenfürsten nicht so sehr verschieden, wie es auf den ersten Blick den Anschein haben mag. Zwar verkünden in allen Hauptstädten Deutschlands monumentale Inschriften wie in früheren Jahrhunderten eine ausgiebige Bautätigkeit der Landesherren. Allein die Inschriften bedeuten etwas anderes als ehedem. Einst bauten die Fürsten, jetzt wird unter ihnen gebaut. In einer Residenz, die ehemals von dem verschwenderischen Gebahren des Hofes widerhallte, wird dem Monarchen ein Ausbau seines Schlosses, den er selbst schwerlich hätte bezahlen können, vom Lande zum Geschenk gemacht. Die wahren Bauherren, die mit den von Parlamenten bewilligten Mitteln schalten, sind die anonymen Mächte der Ministerien. Immerhin hat es hier Ausnahmen gegeben und gleich am Eingange des neunzehnten Jahrhunderts steht eine solche, deren Wirken unendliche Folgen nach sich zog — Napoleon I.

Napoleon verkörpert in einem Wendepunkt der Weltgeschichte, auch in seinem Verhältnis zur Kunst, noch einmal die ganze persönliche Machtfülle des Monarchen der vorhergehenden Zeit, um zugleich, entscheidender

als die große Revolution, an die er anknüpft, die Basis für die moderne Idee von der alleinseligmachenden Herrlichkeit des demokratischen Staates zu legen. Er ist der letzte Fürst, der es vermocht hat, einen Kunststil mit seinem Regimente zu verknüpfen. Doch hier ist schon im Namen eine Veränderung in der Bedeutung fühlbar. Man spricht von einem Stil der Könige, Louis treize, quatorze usw., da die Könige überall als die maßgebenden Auftraggeber der Künstler galten, die von ihnen inspiriert, ihrem Vergnügen wie ihrem Ruhme dienten. Napoleon dagegen wünscht in den Manifestationen seiner Macht weniger als der absolute Selbstherrscher, vielmehr als der Träger einer allmächtigen überpersönlichen Staatsgewalt zu erscheinen. Der Kunststil, den er befördert, tritt unter Berufung auf die geheiligten Traditionen antiker Kunst, auf alles, was edel und groß ist, mit universalen Ansprüchen auf — nicht als der persönliche Stil des Monarchen, sondern als der offizielle Kunststil eines Weltreiches — style empire. Napoleon läßt durch seine siegreichen Armeen eine unermeßliche Kunstbeute zusammenraffen. Fast in jedem Frieden, den er diktiert, wird die Auslieferung von Gemälden und Statuen verlangt. Die unter der Republik gegründete Galerie des Louvre wuchs durch seine Fürsorge zu dem ersten universalen modernen Kunstmuseum an, dessen Glanz von keinem der nachfolgenden Institute wieder erreicht worden ist. Es trug seinen Namen und nicht wenig von seinem Wesen, aber es gehörte gleichwohl weder ihm persönlich noch der Krone, wie ehedem eine fürstliche Sammlung Eigentum des Monarchen gewesen war, sondern es gehörte dem Staate, der ganzen Nation, zu deren Erbauung und Belehrung es offen stand.

Ein so wichtiger Impuls, wie ihn Napoleon der bildenden Kunst gegeben hat, trotzdem er ihr innerlich ziemlich fern stand, ist von keinem Träger einer Krone nach ihm wieder ausgegangen, obgleich nicht wenige ein lebhaftes persönliches Interesse an künstlerischen Dingen genommen haben. An keines deutschen Fürsten Namen knüpft sich ein nationaler oder gar ein persönlicher Stil, auch nicht an den Ludwigs von Bayern, der doch sein ganzes Herz der Kunst geschenkt hatte. Zum Teil mag man das plötzliche Versagen der fürstlichen Inspiration aus den politischen Veränderungen erklären, durch welche die finanzielle Leistungsfähigkeit der Monarchen beschränkt wurde. Wie einfach, beinahe bürgerlich, ging es nicht in der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts an den Höfen von Berlin, München, Dresden, Stuttgart und Karlsruhe zu. Wie bescheiden nehmen sich die Residenzen, Villen und Jagdschlösser jener Zeit neben denen des achtzehnten Jahrhunderts aus — z. B. in Berlin das Palais Kaiser Wilhelms I. neben dem des Prinzen Heinrich, der heutigen Universität.

Doch die Sparsamkeitsgründe waren es nicht allein, die hier entschieden. Bei vorsichtiger Haushaltung wäre immerhin vieles für die

Kunst zu erübrigen gewesen — wie es Ludwig I. bewiesen hat. Mindestens ebenso bedeutsam wurde es, daß während des größten Teiles unserer Periode die literarischen und wissenschaftlichen, dann die musikalischen Interessen die der bildenden Kunst überwogen. Das einzige Beispiel des Weimarer Musenhofes fand seinen abgeschwächten Widerhall in manchem deutschen Fürstenschlosse. Schließlich aber verdüsterten sich die Zeitläufte und wurden in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts so ernst, daß Interesse wie Arbeitskräfte der Fürsten durch ihre militärischen und politischen Pflichten absorbiert wurden. Dem heiteren Spiel der Musen konnten sie Jahrzehnte lang kaum mehr als flüchtige Blicke gönnen.

Im ganzen genommen läuft das Verhältnis der deutschen Fürsten zur Kunst im neunzehnten Jahrhundert auf ein wohlwollendes aber indifferentes Patronat heraus. Sie genehmigten es, daß Kunstschulen und Museen gegründet wurden, ja sie ließen es in gerechter Würdigung der liberalen Anschauungen ihrer Zeit geschehen, daß mancher wertvolle Kunstschatz aus ihrem Hausbesitze in öffentliche Sammlungen überging. Durchwandert man aber ihre Schlösser, so erstaunt man immer wieder über ihr geringes persönliches Verhältnis zu den führenden künstlerischen Mächten ihrer Zeit. Was für Bilder und Statuen haben sie sich gekauft! Von wem ließen sie sich malen! Karl Stieler und Winterhalter wurden die bevorzugten Porträtisten der Höfe und beide kommen uns wahrlich noch als große Meister vor im Vergleiche zu den Herren Corcos und Kiesel, denen die Ehre zuteil wurde, den Kaiser und die Kaiserin zu malen.

Nur drei deutsche Fürsten nehmen durch ihre lebhafte Teilnahme an der Kunst eine Ausnahmestellung ein, Friedrich Wilhelm IV. von Preußen, Ludwig I. von Bayern und — in gewissem Sinne — dessen unglücklicher Enkel, der zweite Ludwig.

Weitaus die größeste Bedeutung kommt unter ihnen Ludwig dem Ersten zu, wahrhaftig einem Ausnahmemenschen auf dem Throne. Was hätte solch ein Fürst im Italien des Quattrocento, im Deutschland des achtzehnten Jahrhunderts der Welt schenken können! Wie dankbar müssen alle Freunde der Kunst es empfinden, daß wenigstens Einer wie er uns in den trüben Zeiten des neunzehnten Jahrhunderts beschieden war! Einer, der persönlich anspruchslos und schlicht mit ehrfürchtiger Begeisterung alle Kräfte seines außerordentlich vitalen Wesens, alle Geldmittel, über die er solchermaßen verfügen konnte, in den Dienst der Kunst stellte. Die Begeisterung vereinigte sich bei Ludwig mit klarem Blick und instinktmäßig sicherem Gefühl für das Wertvolle und sie fand ihr Gegengewicht in einem merkwürdig geschäftsmäßigen Sinne für sparsame Haushaltung. Eben das Beisammensein so disparater Eigenschaften in seinem Gemüte befähigte ihn dazu, das höchste für ihn erreichbare wirklich auszuführen, wie wir denn gewöhnlich an der Geburtsstätte außerordentlicher Taten ein glühendes Wollen mit einem kühlen Erwägen zusammenwirken sehen.

Die Zeiten sind vorüber, da man sich über die Unterlassungssünden des unmilitärischesten aller obersten Kriegsherren oder über die politischen Mißgriffe des königlichen Bohémien ereiferte und allmählich folgt eine immer einmütigere und lebhaftere Anerkennung seiner Spur. Er selbst ist sich seiner eigentlichen Bestimmung, wie es scheint, von jeher wohl bewußt gewesen. Als Kronprinz dichtete der Jüngling: „Lieber denn Erbe des Throns wär ich hellenischer Bürger“ — und in den schmerzlich bewegten Tagen nach seiner Abdankung rief der Greis den Künstlern die wahrhaft rührend empfundenen Worte zu:

„Kein Opfer wars, der Herrschaft zu entsagen;
Daß für die Kunst ich weniger vermag,
Das ist das Einzige, was schwer zu tragen,
Der Schatten ist es mir in meinem Tag.“

Wenn die Verse nur besser wären! In jeglicher Darstellung blieb Ludwig zeitlebens ein Liebhaber, obwohl er künstlerischer als mancher Künstler gesinnt war. Als Fürst auf der Höhe menschlichen Lebens stehend gab er ein weithin leuchtendes Beispiel der Ehrerbietung vor der einzigen menschlichen Schöpfermacht. Wenn man die vielfachen Berichte und Anekdoten von Ludwigs persönlichem Verkehr mit den Künstlern hört, in deren Gesellschaft ihm am wohlsten war, so gewinnt man die Ueberzeugung, daß er bei allem Bewußtsein seiner Würde sie gewissermaßen als Seinesgleichen angesehen habe. Und hatte er damit so sehr Unrecht? Der Ritterschlag, mit dem er Peter Cornelius in der Glyptothek unter dem Fresko der Zerstörung Trojas feierlich in den Adelstand erhob, war ein unerhörtes Zeichen solcher Gesinnung. Er befahl nicht nur den Künstlern, sondern er verstand es auch ihrem Rate zu gehorchen. Und wenn heute noch die Künstlerschaft nirgendwo in Deutschland so angesehen und einflußreich ist wie in München, wenn nirgend sonst die belebende Wirkung einer künstlerischen Atmosphäre so fühlbar ist wie eben dort, so ist das lediglich die Folge von König Ludwigs Vorgang.

Man hat es mit Erstaunen vernommen, daß der König achtzehn Millionen Gulden aus seiner Privatschatulle für künstlerische Zwecke aufzuwenden vermochte. Noch viel erstaunlicher ist aber die Fülle der Erwerbungen und Bauten, die er aus dieser Summe und aus den keineswegs überreichlichen bayerischen Staatseinkünften bestritt. Seine fortgesetzten Aufträge lockten einen Schwarm von Künstlern in die damals noch wenig ansehnliche Residenzstadt an der Isar. Bei Ludwigs Tode zählte man ihrer fünf und ein halbes Hundert. Darunter waren nicht wenige der angesehensten ihrer Zeit. Mit ihrer Hilfe schuf der König ein neues glänzendes München. Die Residenz wurde ausgebaut, ein zweites Königsschloß entstand im Wittelsbacher Palais. Rasch folgten die Monumentalbauten, darunter vier Kirchen, die Basilika, die Allerheiligenkirche, die

Ludwigskirche, die Marienkirche in der Au; ferner die Feldherrnhalle, die Ruhmeshalle, das Siegestor, die Propyläen, die Pinakotheken, die Glyptothek, das Ausstellungsgebäude und das Odeon. Außer anderen Denkmälern wurde als ein in Deutschland unerhörtes, übrigens geglücktes Wagnis die Kolossalstatue der Bavaria errichtet. Die Stadtanlage Münchens dehnte sich nach einem großen, wenn auch etwas kühl — im Sinne des achtzehnten Jahrhunderts — ersonnenen Plane aus. Sie umschloß im Königsplatze und in der Ludwigstraße zwei bedeutsame Akzente. Beide sind getadelt worden. Man fand den Königsplatz öde und die Ludwigstraße langweilig. Nun, ich glaube, daß die Deutschen, die an allzu kurzweiligen modernen Straßenfluchten ihrer Großstädte leiden, vielmehr alle Ursache hätten, sich Platz wie Straße zum Muster zu nehmen. Eben die vornehme Ruhe, welche drei klassische Fassaden dem Königsplatz verleihen, der strenge einheitlich geschlossene Charakter der Ludwigstraße, finden in unserem Vaterlande schwerlich ihresgleichen.

Neben seiner Bautätigkeit ist es Ludwigs Sorge für die öffentlichen Kunstsammlungen, der mit besonderer Anerkennung gedacht werden muß. Er verfuhr hier mit all der Umsicht und liebevollen Sorgfalt eines Privatsammlers. Jedes Bild wurde von ihm persönlich geprüft und oft standen die Neuerwerbungen für die Pinakothek wochenlang in seinen Wohngemächern. Seine Ankäufe der herrlichen Aeginetengruppen, der Gemälde italienischer Quattrocentisten und der Sammlung Boisserée waren besonders darum außerordentlich, weil sie dem landläufigen Geschmacke wenig entsprachen und ein selbständiges, reifes, seiner Zeit vorauseilendes Urteil verrieten.

Wenn der Tatendrang des Königs auch vorzugsweise seiner Residenz zugute kam, so beschränkte er sich doch keineswegs auf diese. Vielmehr gehörte es zu den Zügen seines vielgestaltigen Wesens, daß er, der als König von autokratischen Gelüsten nicht frei war, als Mensch liberal und deutsch fühlte und dachte. Den Kölner Dombau verfolgte er mit lebhaftester Teilnahme und setzte in der Walhalla bei Regensburg und in der Befreiungshalle bei Kelheim dem Patriotismus Denkmäler, die im Sinne ihres Gründers noch heute reiner wirken als alles, was man aus ähnlicher Absicht seither in der Reichshauptstadt aufgeführt hat.

Nachdem Ludwig der Krone entsagt hatte, um als vornehmer Dilettant und Sammler seinen Lebensabend zu beschließen, durfte er sich sagen, daß er etwas erreicht habe, das im neunzehnten Jahrhundert keinem andern deutschen Fürsten gelungen war: er hatte das Antlitz einer schönen Stadt einheitlich und seinem Geschmack entsprechend gestaltet. Auch nach ihm hat kein Monarch dies zum zweitenmal vermocht.

Trotzdem muß man gestehen, daß der Charakter von Ludwigs München weder ein nationaler, noch ein persönlicher war. Beides lag in seiner Zeit begründet. Wenn man unter Stil die Harmonie der Formen ver-

steht, welche alle Arten bildnerischer Darstellung miteinander verbindet, so muß man sagen, daß die Kunst des neunzehnten Jahrhunderts überhaupt keinen Stil gehabt habe, zumal nicht in Deutschland. Die jeweilige Uebereinstimmung in der Architektur der maßgebenden Baukünstler, von der es übrigens immer reichliche Ausnahmen gab, beweist gar nichts dagegen. Denn diese Architektur bestand ohne inneren Zusammenhang mit den anderen bildenden Künsten und verarbeitete im übrigen nacheinander die verschiedensten historischen Stile ohne Rücksicht auf den Charakter der einheimischen Denkmäler. In München wies die persönliche Vorliebe des Königs mit aller Entschiedenheit auf Italien hin, insonderheit auf die Renaissance. Residenz und Ludwigstraße bieten eine Reihe von mageren Variationen zu einigen Themen Brunellescos, Albertis und Bramantes, die Feldherrnhalle ruft die Loggia dei Lanzi ins Gedächtnis, die Basilika und das Siegestor erinnern an Rom, die Propyläen ausnahmsweise an Athen. Deutschen oder gar lokalen Ueberlieferungen folgt keine seiner Bauten. Ebensowenig kann bei dem Gesamtbild seiner Schöpfungen etwa von einem persönlichen Stil Ludwigs die Rede sein. Dafür waren seine Sympathien zu wenig beschränkt. Der König war eben unterrichtet genug, um zu wissen, daß die verschiedensten Stile berechtigt und musterwürdig seien. Damit berühren wir den zweiten tieferen Grund, der seine sonst so glänzende Rolle in der deutschen Kunstgeschichte mit Notwendigkeit trüben mußte: Er litt an der Gelehrsamkeit seiner Zeit. Für den Gelehrten ist der Weisheit letzter Schluß ein zufriedenes Geltenlassen alles historisch Gewordenen. Für den schaffenden Künstler ist im Gegenteil Beschränkung auf einen Formenkreis nicht nur heilsam, sondern die selbstverständliche Voraussetzung tüchtiger Arbeit.

Und dennoch stehen wir vor der Tatsache, daß Ludwigs Münchner Schöpfungen für unser Gefühl einheitlich wirken, daß sie Frucht getragen haben und so eng mit ihrem Boden verwachsen sind, daß München ohne sie nicht mehr München wäre.

Die Wohltat der Zeit ist ihnen zuteil geworden. Uns erscheinen sie einheitlicher als denen, die sie entstehen sahen, weil wir den Geist ihrer Zeit, der sich in gleichartigen Ungenauigkeiten der Nachahmung offenbart, deutlicher spüren. In diesem Sinne finden wir ein gotisches Gebäude von 1840 einem Renaissancebau desselben Jahres ähnlicher als einem Denkmal des vierzehnten Jahrhunderts. Sodann gestehen wir uns, daß, wenn irgendwo in Deutschland, so in der Hauptstadt Bayerns, die Berufung auf Italien nicht ganz unerhört gewesen sei. Bereits früher waren italienische Vorbilder hier in den Barockbauten wirksam geworden. Und nachdem der moderne Verkehr zwischen dem Süden und Norden Europas eine seiner Hauptstraßen über München geleitet hatte, war dieser Stadt vor allen anderen eine Vermittlerrolle zwischen heimischer und welscher Kultur zugefallen. Heute schon haben wir uns daran

gewöhnt, einen Aufenthalt in München südwärts fahrend als eine Vorbereitung auf Italien und heimkehrend als einen letzten Widerhall seiner Eindrücke zu betrachten. Was Ludwig als ausländischen Import angeschafft hatte, ist allmählich assimiliert worden. Auch weiterhin hat man mit Vorliebe in München nachgeahmt. Ja, die Nachahmung wurde hier mit allem Raffinement als Spezialität betrieben. Späterhin wird noch einiges davon zu sagen sein. Der gerechte Aerger über solches faschingsmäßige Treiben darf uns aber nicht übersehen lassen, daß hinter dem bunten Wechsel der wenig dauerhaften Gebilde sich künstlerische Eigenschaften entwickelt haben, die uns um so wertvoller sein sollten, weil sie bei uns zu Lande rar sind — Diskretion und Gefühl für Maß und Takt. Die einzelnen Leistungen sind weniger wirksam als der Geist, aus dem sie hervorgegangen sind. Und sobald die genannten Eigenschaften einer zeitgemäßen Kunstübung dienstbar werden, statt sich in eleganten Attrappen und theaterhaften Dekorationen zu erschöpfen, wird das Vermächtnis König Ludwigs seine größeste Wohltat vollbringen. Wie mich dünkt, sind wir eben jetzt im Begriffe, dies zu erleben.

Der Schwager Ludwigs, Friedrich Wilhelm IV. von Preußen, glaubte sich zu mehrerem berufen und hat weniger geleistet. Empfänglichen Gemütes und behenden Geistes entbehrte er im Gegensatze zu seinem königlichen Schwager gänzlich jenes praktischen Sinnes, der das Ausführbare ermißt und mit Energie zu vollenden weiß. Projekte folgten den Projekten, so daß die besten Kräfte ohne wahren Segen verbraucht wurden. Bisweilen — z. B. angesichts des vollkommen phantastischen Planes einer idealen Residenz, den Schinkel entwerfen mußte — fühlt man sich an die wunderlichen papierenen Kunstunternehmungen Kaiser Maximilians erinnert. Als geradezu verhängnisvolle Talente mögen die Künstler die Wohlredenheit und den schlagfertigen Witz des Königs empfunden haben, deren leichte Augenblickserfolge in ihm die Ueberzeugung nährten, daß er alles am besten wisse. Wenn die literarisch historische Bildung schon für Ludwig von Bayern nicht überall fördersam war, so wirkte sie auf Friedrich Wilhelm in seinem Verhältnis zur Kunst geradezu lähmend. Ein Kunstwerk war für ihn offenbar vielmehr Gegenstand historischer Betrachtung oder ästhetischer Diskussion als ein zeitlos wirkendes, unmittelbar zu Herz und Sinnen sprechendes Gebilde. Karl Friedrich Lessing verscherzte seine Gunst, weil der König es unpassend fand, daß er die Gefangennahme des Papstes Paschalis gemalt habe. Dagegen war der odiöse Wilhelm Kaulbach, der allen unkünstlerischen Instinkten schmeichelte, so recht der Maler nach dem Herzen des Königs. Seine Illustrationen zur Weltgeschichte im Treppenhause des neuen Museums wurden — freilich nicht nur bei Hofe — als eine ungeheure Tat gepriesen. Bezeichnenderweise waren es eher Gelehrte als Künstler, mit denen der König sich über Kunst zu unterhalten liebte. Rumohr begleitete ihn als Kronprinzen nach

Italien und blieb bis zum Tode einer seiner Vertrauten. Späterhin — in den Leidenszeiten des Königs — genoß Alfred von Reumont den Vorzug einer ähnlichen Stellung. Der Generaldirektor der Museen, v. Olfers, ein Mann von keineswegs unbezweifelten Verdiensten, war bei Hofe besser angeschrieben als der ausgezeichnete Waagen, einer der ersten Bilderkenner seiner Zeit, der für die Gemäldegalerie außerordentliches geleistet hat. Das Urteil, das Reumont in seiner Biographie Friedrich Wilhelms, ohne ihn zu nennen, über Waagen abgibt, ist bezeichnend und darf hier wiederholt werden, weil man Grund zu der Annahme hat, daß es sich mit den Ansichten des Königs deckte. „Bei der Bereicherung der Gemäldesammlung ist viel zu sehr auf deren historische Vollständigkeit, viel zu wenig auf den Ankauf solcher Werke gesehen worden, welche einer Sammlung für alle Zeiten dauernde Bedeutung verleihen." Vermutlich hätten in diesem Kreise die Erwerbungen König Ludwigs eine ähnliche Beurteilung erfahren. Heute denken wir anders. Ohne uns für „alle Zeiten" bindend erklären zu können, dürfen wir doch sagen, daß bis jetzt die Münchener und Berliner Galerieankäufe jener Periode vor den Augen der Nachwelt mit Ehren bestanden haben.

Die Künstlerschaft des damaligen Berlin wies kaum weniger bedeutende Namen auf als die des damaligen München, aber sie konnte sich in der großen Residenz des Militärstaates natürlich nicht dieselbe Geltung verschaffen. Schinkel und der alte Gottfried Schadow übten in der Frühzeit Friedrich Wilhelms noch den starken Einfluß ihrer überragenden Persönlichkeiten aus, wenngleich es ihnen kaum mehr vergönnt war, Eigenes zu produzieren. In Rauch stand dem Hofe auch späterhin ein ausgezeichneter Bildhauer zur Verfügung. Von den Malern wurde Franz Krüger ausgiebig für die königliche Familie und das verwandte russische Kaiserhaus beschäftigt. Gärtner, Blechen, Karl Begas malten ihre besten Bilder. Menzel blieb wenigstens nicht unbeachtet, indem er mit dem Buchschmuck für die Prachtausgabe der Werke Friedrich des Großen beauftragt wurde. Große Erwartungen knüpfte man an die Berufungen von Cornelius und Kaulbach, die München entzogen wurden. Aber Cornelius, der in den Kartons für die Fresken des Campo Santo stecken blieb, fand in der ihm wildfremden Umgebung keine Nachfolge und an Kaulbach hatten die Münchener wahrlich nichts verloren.

Die Lieblingskunst des Königs, in der er sich sogar dilettantisch versuchte, war die Architektur — begreiflicherweise, da sie am meisten lernbares, gelehrtes enthält und sich mit seinen historischen Interessen am engsten berührte. Nicht ohne Schwärmerei nahm er sich der Ergänzungen des Kölner Doms und Aachener Münsters an. In seinen Neuschöpfungen blieb er indessen weit hinter seinem Schwager zurück. Der Berliner Dom und der Campo Santo, zwei seiner Lieblingsideen, gelangten nicht zur Ausführung. Seine bevorzugten Baumeister, Persius

und Stüler, haben für Berlin nicht annähernd dasselbe geleistet, wie Klenze und Gärtner für München. Stülers neues Museum liefert mit seinem riesigen Treppenhause sogar ein sehr gutes Beispiel dafür, wie man es nicht machen soll. — —

* * *

Wenn wir König Ludwig II. von Bayern lediglich als einen Geisteskranken ansehen wollten und all sein Tun als die zu unseligen Taten ausgewachsenen Phantasien eines leidenden Menschenhirns, dann müßten wir schweigend an ihm vorbeigehen. Aber wo beginnt der Wahnsinn? Wo wird die Norm überschritten? Mit solchen Fragen darf man freilich jene Vernünftigen nicht belästigen, die den sogenannten gesunden Menschenverstand in Erbpacht besitzen. Für sie ist auch unser Fall längst erledigt. Hier die Verrückten, da die Vernünftigen. „Geschieden sind sie schnelle.“ Die Andersgesinnten aber dürfen sich angesichts des unglücklichen Fürsten daran erinnern, daß der normale Mensch wohl eine Konstruktion ist, aber ebensowenig eine Wirklichkeit wie das Metermaß, mit dem wir den Umfang der Körper vergleichen, um sie unseren Zwecken dienstbar zu machen.

Zweifellos trug der schöne ernste Knabe, der von der Schulbank auf den Thron berufen wurde, die Keime des Leidens schon früh in seiner Seele. Wann die Wahnvorstellungen anfingen, sein Denken zu beherrschen, wissen wir nicht. Dagegen unterliegt es keinem Zweifel, daß der Geist des Königs bis zu seinem Ende in manchen Funktionen ungeschwächt blieb, ja mehr zu leisten vermochte, als der des Durchschnittsmenschen. Und dazu gehörte seine Fähigkeit, Kunst zu genießen und zu befördern.

Wiederum könnte man einwerfen, daß die Wirksamkeit des Königs hier eine so verfehlte, ja unheilvolle gewesen sei, daß sie aus diesem Grunde in der Kunstgeschichte übergangen werden dürfe. Nun — Segen oder Unheil bringend — jedenfalls hat Ludwig II. für die Entwicklung der deutschen Kunst seiner Zeit viel mehr bedeutet, als gemeinhin zugestanden wird.

Von der Begeisterung für das Theater war der König ausgegangen. In dem größten aller Theatermeister, in Richard Wagner, der die sämtlichen Künste in den Dienst der Bühne zwingen wollte, hatte er sein Ideal gefunden. Und zeitlebens, auf die Dauer immer mehr, wurde ihm alle Kunst eine Art Komödie. Er suchte bei ihr Zuflucht und Obdach vor den Widerwärtigkeiten der wirklichen Welt. So wenig eine solche Auffassung denen behagen mag, die sich in einer wohlklingenden aber bedenklichen Vermengung des Wahren, Guten und Schönen gefallen, so sehr darf sie als spezifisch künstlerisch gelten — freilich als die Uebertreibung einer ursprünglich richtigen Anschauung. Man wird die Kunst

nie verstehen, solange man ihr nicht ihr eigenes Reich neben oder über der Natur einräumt. Sowie sich aber diese Selbständigkeit und Selbstzufriedenheit der Kunst zur Feindseligkeit gegen die Natur steigert, dürfen wir von Decadence reden, so gut wie wir umgekehrt in dem besinnungslosen Naturalismus Symptome des Verfalls erblicken. In diesem Sinne — nicht wegen anderer Verirrungen, mit denen sich Aerzte und Seelsorger beschäftigen mögen — können wir den armen König als dekadent betrachten, so gut wie seine poetischen Gegenbilder, die naturfeindlichen Kunstfreunde, Goethes Prinzen im Triumph der Empfindsamkeit und Huysmans' duc des Esseintes in dem Kunstroman: A Rebours. An jene so sehr wahrhaften Fabelwesen fühlt man sich bei den Schilderungen von Ludwigs Leben immer wieder erinnert. Er schafft sich in seiner Münchener Residenz eine künstliche Natur mit gemalten Landschaftshintergründen, er schwärmt in schönen Reden von einer Braut, die er in Wirklichkeit verschmäht — ganz wie Goethes Prinz. Ihm ekelt vor dem Anblick häßlicher oder gemein aussehender Menschen; einen verdienten Beamten will er seiner Ordenswürde entkleiden, weil er in deren Tracht sich albern ausnimmt; er macht sich unsichtbar, vermeidet bisweilen selbst den Anblick seiner Dienerschaft, erteilt Audienzen hinter einem Wandschirm und wandelt in seiner Lebensführung die Nacht zum Tage — wie des Esseintes es tut oder tun würde.

Den ersten seiner phantastischen Schloßbauten begann er schon als Vierundzwanzigjähriger. Neuschwanstein erhob sich über den schroffen Felsen der Pöllathschlucht nahe der Stelle, wo sein väterliches geliebtes Schloß Hohenschwangau stand. Die Burg — im romanischen Stil der siebziger Jahre — war der durch Wagner genährten Begeisterung für deutsches Ritterwesen geweiht. Schon hier gab es Räume, z. B. einen großen Sängersaal, die als leere Bühnendekoration gelten mußten, ohne irgend einem Zwecke der königlichen Repräsentation oder Geselligkeit zu dienen. Später, als die Neigungen des Königs sich mehr auf französisches Wesen und üppigste Prachtentfaltung richteten, entstanden in der Waldeinsamkeit der Barockpalast zu Linderhof und auf der Insel Herrenwoerth im Chiemsee das unerhört verschwenderische Schloß, das ein bayerisches Versailles werden sollte. Die Lieblingsbeschäftigung Ludwigs galt der Sorge für die Arbeiten an diesen Schlössern, die ihm nie schnell genug gefördert werden konnten. Alle Entwürfe wurden von ihm bis ins einzelne persönlich geprüft und oftmals mit Geschmack und Verständnis korrigiert. In den goldstrotzenden leeren Sälen erging sich dann nächtlicherweile der einsame Fürst im Geflimmer von Hunderten und Tausenden von Kerzen, um mit den schattenhaften Geschöpfen seiner Träume unheimliche Zwiesprach zu halten — wenn er es nicht vorzog, deren Rollen unwürdigen Figuranten zu übertragen.

Die Verschwendung als solche fühlen wir uns nicht berufen zu tadeln.

Der König konnte sich immerhin sagen, daß er Geld unter die Leute brächte, unter die Leute seines Landes. Ein Grauen wandelt uns erst an, wenn wir bedenken, wofür verschwendet wurde. Millionen über Millionen dahingegeben, nicht um zu zeugen, sondern um zu lähmen, nicht um Leben zu wecken, sondern um die Geister der Toten zu beschwören! Lauter alte Muster, lauter Abschriften! In München, in Paris, in Versailles, in Madrid und in Potsdam wurde für den König photographiert, vermessen, abgezeichnet, damit die Rokokogespenster nur ja die rechten Gelasse fänden, um darinnen zu nisten und zu raunen. Die Büsten Ludwigs des vierzehnten und seines „vielgeliebten" Enkels fanden sich zu Dutzenden ein, Marie Antoinette schien die einzige Frau zu sein, an deren Schönheit sich der König, wenigstens in Marmor, nicht satt sehen konnte. Natürlich waren es die besten Künstler nicht, die bei dem Kopistenwerk gediehen. Auch kam darüber wohl manche tüchtige junge Kraft gradeswegs zu Schaden. Dabei stieg der Luxus ins Ungemessene. Die Pracht wurde unbequem. Ob der König sich wohl einmal mit dem indiskreten Kronenträger der griechischen Sage verglichen hat, dem alles zu Golde wurde, was seine Hände berührten? Das Theaterhafte der Schloßbauten erstreckte sich bis auf das Einzelne ihrer Einrichtung. Neben wirklichen Kostbarkeiten gab es ganz wie auf der Bühne massenhaftes Geflunker, falschen Marmor, falsches Gold und falsche Schnitzereien. Es wäre eben nicht möglich gewesen, mit den Mitteln und dem wenn auch arg gemißbrauchten Kredit der Krone in der von ihm gewährten kurzen Frist alles aus echtem Material zu beschaffen. So wurde der Bauherr betrogen, oder vielmehr er ließ sich den schweigend durchschauten Betrug gefallen. Ganz naiv meint dazu ein ihm wohlgesinnter Autor, in der Kunst genüge doch der äußere Anschein!

Der Geist der königlichen Kunstförderung wurde bald mächtig in Deutschland. Er fand seinen Nährboden in der letzten üblen Romantik, in jener snobistischen Begeisterung für die deutsche Renaissance, die uns gleichzeitig mit dem Börsenschwindel nach unsern großen Siegen in den siebziger Jahren überfiel. Eine neue Kunstindustrie war damals im Entstehen begriffen. Rasch breitete sie sich aus und trug im Namen des Patriotismus und aller deutschen Tugenden die fürchterlichsten Karikaturen auf Glasgemälde, Möbel und Gerät des sechzehnten Jahrhunderts überallhin, in Paläste und Hütten. Es machte ihren Vertretern, wie Dickens einmal von den Londoner Kaufleuten sagte, augenscheinlich kein Vergnügen, etwas von dem Stoffe herzustellen, aus dem es hergestellt zu sein schien. Je billiger das Material, desto einträglicher und folglich besser die Imitation. Bald gab es kein Holz, kein Metall und keinen Stein mehr, den man nicht in den überraschendsten Stoffen und Farbenanstrichen nachgeahmt hätte. Und weil das Cliché nur eine einmalige Ausgabe erforderte, das Material aber spottwenig kostete, so war der Luxus auf einmal ein

wohlfeiles Vergnügen geworden. Für alle Gaukelkünste der neuen Kunstfabrikation bestand die hohe Schule in München. Sowohl die Imitationswut wie der Luxus der neuen Zeit durften in Ludwig II. ihren vornehmsten Vertreter verehren. Als nach der Katastrophe von 1886 die königlichen Schlösser Neuschwanstein, Linderhof und Herrenchiemsee allmählich im Publikum bekannt wurden, genossen sie immer noch übertriebener Bewunderung, obwohl die Hochflut der Renaissanceschwärmerei bereits im Verlaufen war. Wie wären sie erst ein paar Jahre vorher gepriesen worden!

Ein einzigesmal hatte der König eine architektonische Unternehmung geplant, welche der Bevölkerung seiner Residenzstadt, sogar in hervorragendem Maße, zugute gekommen wäre, ein Bühnenhaus für Richard Wagner. Semper sollte es bauen. Es wurde durch den Unverstand der Münchner vereitelt. Einmal wenigstens hat der König auch eine hervorragende Erwerbung für die Museen gemacht. Er kaufte dem vereinsamten und verbitterten Feuerbach die Medea ab, eines der kostbarsten Besitztümer der so ungleichmäßig zusammengesetzten neuen Pinakothek. Die Ordensauszeichnung, die Feuerbach bei dieser Gelegenheit empfing, ließ in der Erwerbung eine persönliche Tat erkennen. Sie soll dem König unvergessen bleiben.

Sonst aber erblicken wir in Ludwig II. das merkwürdige Beispiel eines Fürsten, der auf die künstlerische Bewegung seiner Zeit einen starken Einfluß ausübte, trotzdem er sich, nur auf seine persönlichen Zwecke bedacht, von allen Unternehmungen gemeinnütziger Kunstpflege völlig fern hielt. — —

Seither haben wir nur von wenigen Fürsten eine bedeutsame Kunstförderung erlebt, obwohl das Interesse an bildender Kunst beträchtlich zugenommen hat und sich weiter sichtlich steigert, so daß man es vorauszusehen meint, die Musik werde von ihrer Führerrolle im deutschen Kunstleben verdrängt.

Der junge Großherzog Ernst Ludwig von Hessen hat in der Darmstädter Künstlerkolonie eine zukunftreiche Idee zum Ausdruck gebracht: statt einer bureaukratischen Lehranstalt eine Vereinigung von selbständigen Meisterwerkstätten. Einigen tüchtigen Künstlern wurde abseits vom Alltagsgetriebe der Residenz in anmutigem Gartengelände Platz für Wohnungen gewährt und ein Ateliergebäude errichtet, in dem sie ihre eigenen Arbeiten ausführen und Schüler ausbilden konnten. Der Plan konnte nicht besser ersonnen sein und wird zweifellos in der Folgezeit wieder aufgenommen werden. Einige der zunächst berufenen Künstler mußten schon durch die Bedeutung ihrer Persönlichkeit die Aufmerksamkeit auf Darmstadt lenken. Wenn gleichwohl nicht alle Hoffnungen sich erfüllt haben, mit denen ihr Gründer und viele Kunstfreunde die Darmstädter Kolonie begrüßten, so mag das zunächst daran gelegen haben, daß man gleich im

Anfang in phantastischem Ueberschwang zu vieles unternehmen wollte. Später sind dann persönliche Differenzen hinzugekommen. Einzelne Mitglieder der Kolonie schieden aus und die entstandenen Lücken wurden nicht immer mit gleichwertigen Kräften ausgefüllt. — Die zeitgemäße Signatur erhielt die Darmstädter Kolonie durch die entschiedene Betonung des „Gesamtkünstlerischen" gegenüber der bisher üblichen Einteilung in einzelne Fächer, unter denen, als wäre es von Gott gewollt, der Malerei überall nach stillschweigendem Uebereinkommen die erste Stelle eingeräumt wurde. In Darmstadt erschien umgekehrt die Malerei, wenn man einmal rangieren wollte, an letzter Stelle, Das Malen von Staffeleibildern wurde dort wenig betrieben. Dagegen wurde auf das alle Künste verbindende Element des Dekorativen starkes Gewicht gelegt. Drei der nach Darmstadt berufenen Meister (Behrens, Huber, Christiansen) konnten schlechtweg als Kunstgewerbler gelten und die übrigen, seien sie nun Architekten, Bildhauer oder Maler, waren wenigstens ihrer Anlage nach entschieden auf das Dekorative gerichtet. Als neueste Unternehmung wird jetzt eine Lehranstalt für angewandte Kunst der Darmstädter Kolonie hinzugefügt.

In mehr als in einer Beziehung lassen sich die Darmstädter Kunstzustände mit denen in Weimar vergleichen. Auch hier hatte der persönliche Wille des Fürsten, des edelgesinnten Karl Alexander, schon vor einem Menschenalter eine Kunstschule begründet, die auf dem Nebeneinander einiger Meisterateliers beruhte. Den Anschauungen der Zeit gemäß handelte es sich dabei ausschließlich um Malerei. Ein Bildhaueratelier konnte sich nur vorübergehend halten. Erst durch die Berufung Brütts ist es in jüngster Zeit anders geworden. Seitdem die Anstalt im Laufe der Zeit, zum Teil wohl aus Mangel an Mitteln, zurückgegangen war, hatte auch hier ein junger Fürst, der Großherzog Wilhelm Ernst, seinen belebenden Einfluß geltend gemacht. Er folgte darin dem Zuge seines Zeitalters, daß er die traditionelle Kulturpflege, die unter seinen Vorfahren vorzugsweise der Dichtkunst und der Musik gegolten hatte, auf die bildende Kunst konzentrierte. Einige glückliche Berufungen wie die von Hans Olde, Ludwig v. Hofmann, van de Velde, verliehen der alten Musenstadt neuen Glanz. Dabei wurde auch hier der dekorativen Kunst besondere Fürsorge gewidmet. In van de Velde besaß man einen ihrer hervorragendsten Vertreter, eine bahnbrechende Kraft von europäischer Bedeutung, deren Einfluß sich alsbald in der gesamten Kunstindustrie des Landes fühlbar machte. Einen ehrenvollen Ausdruck fand die neue Rolle Weimars im deutschen Kunstleben dadurch, daß es zum Vorort des hier begründeten Künstlerbundes erwählt wurde.

Sehr eigentümlich hat sich das Verhältnis des deutschen Kaisers zu Kunst und Künstlern gestaltet. Kein Fürst der Gegenwart hat so oft und so lebhaft wie Wilhelm II. vor der Oeffentlichkeit sein Urteil über künstlerische Dinge abgegeben. Man darf also bei ihm ein starkes Kunstinteresse

voraussetzen, um so mehr, als er es zugelassen hat, daß seine gelegentliche Betätigung als Dilettant durch Reproduktionen seiner Zeichnungen überall bekannt wurde.[1]) Bei der Fülle der Machtmittel, über die er verfügt, erschien keiner so wie er zu der führenden Rolle eines fürstlichen Mäcens berufen zu sein. Rechnet man hinzu, daß Berlin, ehedem als arm verschrien, inzwischen eine der reichsten Städte auf dem Kontinent geworden war und obendrein der bedeutendste Kunsthandelsplatz in Deutschland, so meint man, es hätte nur am Kaiser gelegen, um aus der Reichshauptstadt eine viel glänzendere Kunstzentrale zu schaffen, als das München Ludwigs I. es je gewesen. Es ist anders gekommen. Ein Rückblick auf die nahezu vollendeten zwei Jahrzehnte der kaiserlichen Regierung legt vielmehr die Ueberzeugung nahe, daß die gegenwärtige Bedeutung Berlins als Kunststadt nicht nur ohne die mächtige Förderung des Monarchen, sondern vielmehr trotz seiner Wirksamkeit zu stande gekommen sei.

Die des öfteren abgegebenen kaiserlichen Geschmacksurteile decken sich insofern mit der Definition, die Kant von solchen Urteilen ausgesprochen hat, als sie einerseits der Ausdruck eines durchaus individuellen Befindens sind, andererseits aber mit dem vollen Anspruch auf Allgemeingültigkeit abgegeben werden. Es wurde da nicht ohne Schärfe von den ewigen Gesetzen der Schönheit gesprochen, als ob der Inhalt dieser Gesetze allgemein bekannt wäre. Und wenn auch in den Aeußerungen der letzten Jahre gelegentlich mildere Wendungen gebraucht wurden, wie, daß es sich um die persönliche Ueberzeugung des erlauchten Redners handelte, so war doch nirgendwo von jener Ehrfurcht vor den künstlerischen Mächten etwas zu spüren, die beispielsweise Ludwig I. von Bayern auszeichnete. Vielmehr ließ sich durchgehends der Grundgedanke erkennen, daß der Kaiser befugt vielleicht sogar berufen sei, der Kunst Richtung zu geben und Wege zu weisen. Dabei offenbarte sich die Neigung, als eine der höchsten Aufgaben der Kunst die Verherrlichung des Patriotismus anzusehen, insbesondere aber ihre Gaben zum Ruhme des Kaiserhauses zu verwenden. So entstand die unglückliche Siegesallee und so, aus dieser Tendenz, erklärt sich auch die Ausnahmestellung Menzels am kaiserlichen Hofe. Denn die geradezu beispiellosen Auszeichnungen, die der Kaiser dem alten Herrn zuteil werden ließ, galten nicht sowohl dem großen Künstler als dem Verherrlicher Friedrich des Großen, wie dieses in dem Kostümfeste, das der Kaiser Menzel zu Ehren veranstaltete, zum deutlichsten Ausdruck kam.

Nun ist es freilich einem Fürsten wie jedem anderen Sterblichen, der bei entschiedenem Willen über außerordentliche Mittel verfügt, leicht möglich, Baumeister, Bildhauer und Maler in beliebiger Anzahl zu finden, die allen seinen Winken bereitwillig gehorchen. Sie bauen ihm Paläste in allen erdenklichen Stilen, errichten Denkmäler für wen und wie nur immer es

[1]) Vgl. noch Seidel, Der Kaiser und die Kunst. Berlin 1907.

verlangt wird und malen alle Wunder der Welt in jeder gewünschten Farbe. Nur kann man es nicht von ihnen verlangen, daß ihre Arbeiten auch noch Kunstwerke werden, nachdem ihnen die Grundbedingung zum glücklichen Schaffen versagt wurde, die Freiheit. Man wende mir nicht ein, daß doch die größesten Meister vergangener Zeiten ihre Kräfte im Dienste fürstlicher Mäcene erschöpft hätten. Die Aufgaben sind es nicht, die den Künstler unfrei machen, sondern die weitergehenden Vorschriften, die sich auf Stil und Form seiner Darstellung erstrecken. Sie bedeuten Eingriffe in einen geheiligten Bezirk. So haben denn die segensreich wirkenden Mäcene aller Zeiten die Art der von ihnen beschäftigten Künstler als ein Gegebenes respektiert, als unabänderlich wie elementare Gewalten. Auf diese Weise haben sie gegenseitig den Glanz ihrer Namen erhöht, Perikles und Phidias, Julius und Michelangelo, Leo und Raffael, Fiedler und Marées.

Im Berlin der neuesten Zeit ist es nur ausnahmsweise das Genie gewesen, dem ein kaiserlicher Auftrag zufiel, gewöhnlich war es das geschmeidige Talent. Raschdorff wurde ausersehen, den Dom zu bauen; Eberlein lieferte den „jungen" Goethe für Rom. Wer war Eberlein? wird man in fünfundzwanzig Jahren fragen. Eine Reihe von Namenlosen schuf die Denkmäler der Siegesallee und an der Spitze der Akademie übte ein Mann weitreichenden Einfluß, der alle Tugenden des preußischen Beamten besaß, aber vom Künstler kein anderes Merkmal als die lang wallenden Haare — — —

Unzweifelhaft ist die Kunstpolitik, die nach den allerhöchsten Intentionen in Berlin betrieben wurde, nicht ohne Vorteil geblieben für das übrige Deutschland. Indem der gesinnungstüchtige Anton von Werner, wie einer seiner Getreuen so schön von ihm sagte, mit eisernem Besen den modernen Unfug aus der Akademie kehrte, wurden die Kräfte, die Berlin verschmähte, anderweitig disponibel. Nacheinander regte sich in Karlsruhe, Darmstadt, Stuttgart, Weimar, Dresden und Königsberg, sogar in Düsseldorf und in den Hansestädten ein neues Leben. Die Lehrkörper der Akademien verjüngten sich, die Sammlungen erwarben die in Berlin nicht erwünschten Kunstwerke, große Ausstellungsbauten entstanden, die mit tausend Freuden aufnahmen, was in den Berliner Glaspalast keinen Eingang finden konnte. Bildhauer, die von dem offiziellen Berlin vornehm ignoriert wurden, weil sie irgend einer der bösen Sezessionen angehörten, fanden Gelegenheit, weniger rigorose Städte mit Denkmälern zu schmücken, welche die Siegesallee überdauern werden.

Berlin freilich hat keine Ursache, sich der Gaben zu freuen, die ihm die künstlerische Unternehmungslust des Kaisers beschert hat. Die Siegesallee war schon vor ihrer Vollendung der Gegenstand allgemeinen mehr oder minder versteckten Spottes geworden. Zu ihrer Verteidigung hat sich keine einzige Stimme eines berufenen Anwalts erhoben. Dabei muß betont

werden, daß nicht etwa die Idee, die Reihe der Hohenzollernherrscher zu feiern, Anlaß zu abfälliger Kritik bietet — haben doch viel weniger glückliche Ideen zu herrlichen Kunstschöpfungen geführt — vielmehr gelten die Bedenken lediglich der Ausführung, der ermüdenden Wiederholung eines wenig glücklichen Denkmalschemas, das nebenbei gesagt als eine in sich geschlossene Anlage überhaupt nicht zu solcher Wiederholung geeignet war. Ihren Abschluß nach der Tiergartenstraße fand die Siegesallee in dem verworrenen und überladenen Rolandbrunnen, bei dem allerdings schon der Grundgedanke verfehlt war; denn einen Roland kann man wohl aus dem Mittelalter erben, man kann ihn aber so wenig neu schaffen, wie man sich heutzutage das Porträt eines vor fünfhundert Jahren verstorbenen Ahnherrn malen lassen kann. — Und die Standbilder mehrten sich in beängstigender Fülle: Vor dem Brandenburger Tore die gleichzeitig auffallenden und unbedeutenden Marmordenkmäler des Kaisers und der Kaiserin Friedrich, am Tiergarten der junge Friedrich Wilhelm und der junge Wilhelm — zwei insofern merkwürdige Denkmäler, als beide Fürsten, so glänzend ihre Namen in der Geschichte strahlen, doch keineswegs als Jünglinge im Gedächtnis der Nachwelt leben. — Im Schlosse zu Sanssouci ließ der Kaiser im Sterbezimmer Friedrich des Großen, an der geweihten Stätte feierlichster Erinnerungen, eine sentimental genrehaft aufgefaßte Marmorfigur des sterbenden Königs aufstellen! Selbst das Ausland wurde mit Statuen beschenkt. Rom erhielt den „jungen“ Goethe und Amerika Friedrich den Großen. Die Aufnahme, die beide Gaben fanden, war indessen nicht geeignet, die Deutschen mit Befriedigung zu erfüllen.

Als ungewöhnlich darf es bezeichnet werden, daß selbst in einer Frage wie der Aufstellung des Nationaldenkmals für Kaiser Wilhelm I., zu dem die Mittel aus allen Teilen Deutschlands gespendet waren, der persönliche Wille des Kaisers entscheidend eingriff. Der Platz, den er bestimmt hat, benimmt dem pomphaften Werke des Reinhold Begas die Möglichkeit der Wirkung in die Ferne, für die es berechnet ist und läßt als geeigneten Standort für die Betrachtung des Ganzen eigentlich nur einige Fenster an der Westseite des königlichen Schlosses übrig.

Das größeste Monument der vom kaiserlichen Hofe approbierten Kunst ist der Berliner Dom, die endliche Erfüllung lange gehegter Wünsche und Pläne. Friedrich Wilhelm IV. hatte sich eingehend mit ihm beschäftigt und Kaiser Friedrich hatte, die Pläne seines Oheims aufnehmend, sogar eigenhändige Skizzen für den Bau entworfen. Sie wurden, wie es heißt, dem Werke Raschdorffs zu Grunde gelegt. „Ein großer Aufwand schmählich ist vertan“ . . . Wenn irgendwo, so kann man es am Berliner Dome lernen, daß Massenhaftigkeit noch keine Größe bedeutet und Fülle des Schmuckes keine Vornehmheit. Die Nischen und Türme, die Statuen, Reliefs und Inschriften aus Bronze und Stein, mit denen nicht gekargt ist, verdecken nicht die Dürftigkeit des Gefühls und die Armut der Phan-

tasie, die nicht imstande war, das Erste und Einfachste an einem monumentalen Bauwerke zu lösen: die harmonische Gliederung des Planes und Aufrisses und die Einfügung des Ganzen in den Rahmen seiner Umgebung. Einiges Einzelne ist geradezu grotesk — so die Glasfenster an der Altarwand, die nach Entwürfen Anton v. Werners in einer fürchterlichen Technik von Ueberfangglasmalerei (Luce Floreo) ausgeführt sind, die hoffentlich bald der Vergessenheit anheimfällt. Den Platz, den er beherrschen soll, hat der Berliner Dom für alle Zeit verdorben. Zwischen dem Schlosse und dem alten Museum gelegen überschreit er beide, ohne trotz gewaltiger Dimensionen ihre Größe zu erreichen. Als das Schlimmste möchte ich es aber ansehen, daß der Charakter des Doms — aufdringlich, prahlerisch und überladen — für die Kunst des neuen kaiserlichen Berlin bezeichnend ist. Damit wird der künstlerische Charakter des alten Berlin, der in seiner schlichten Strenge so recht dem Wesen des großen Soldaten- und Beamtenstaates entsprach, in beklagenswerter Weise verhüllt und übertäubt. [1])

Daß trotzdem, trotz solcher Kunstübung und trotz der Begünstigung, die sie am kaiserlichen Hofe erfährt, ausgezeichnete Werke einer im besten Sinne modernen Architektur in Berlin entstehen, daß nicht wenige unserer besten deutschen Künstler in wachsender Zahl sich in Berlin niederlassen und große Erfolge erzielen, daß dort Ausstellungen veranstaltet werden, wie sie so gewählt und anregend anderswo in Deutschland nicht häufig zu sehen sind, das mag uns als ein neuer Beweis dafür gelten, daß auch der Wille des mächtigsten Fürsten auf die Entwicklung der Kunst seines Volkes keinen maßgebenden Einfluß mehr auszuüben vermag. Da nun der Adel hier zu Lande niemals, wie beispielsweise in Italien, England oder Frankreich als Träger künstlerischer Kultur in Betracht gekommen ist, so behalten wir als den eigentlichen Wettermacher der Kunst jenen Stand übrig, dem mit der politischen Macht im neunzehnten Jahrhundert auch die Pflege aller Kulturgüter zugefallen ist — den Bürgerstand. Doch von ihm ein andermal.

[1]) Bei dieser Gelegenheit mag an die Worte Schinkels erinnert werden, die er in dem Begleitschreiben seines Domprojektes an König Friedrich Wilhelm III. richtete: „Der Staat müßte dieses Monument als den Mittelpunkt ansehen, wo alles, was er sonst für Gewerbe und Künste tun wollte, konzentriert würde, damit es auch der Mittelpunkt würde für die Bildung eines ganz neuen Geistes in dem Gebiete dieser und wodurch ganz besonders der völlig erloschene alte werkmeisterliche Sinn wieder geweckt würde. Zu diesem Ende müßte nie danach gefragt werden: wann das Werk fertig werden würde, sondern es wäre allein darauf zu achten, daß alles was daran gemacht wird, vollendet und untadelig sei, denn es wird ehrenvoller sein, wenn ein solches Werk, sollte das Schicksal auch seine Vollendung stören, halb auf die Nachwelt kommt, als ein ganzes, welchem die Gebrechen der Zeit den Charakter eines Denkmals nehmen und der Verachtung unserer Nachkommen preisgeben.“

Die Mainlinie.

Von Friedrich Payer in Stuttgart.

Zu allgemeiner Ueberraschung ist neuerdings die Mainlinie wieder aus der Rumpelkammer hervorgeholt worden, und zwar feiert sie ihre Auferstehung da, wo man sie am wenigsten erwartet hätte, im sozialdemokratischen Lager. Der heftige Kampf über die Zulässigkeit oder Nichtzulässigkeit der Etatsbewilligung in den Einzelstaaten ist ja zunächst eine Angelegenheit der Sozialdemokratie, und sie wird ihn auch zu erledigen wissen. Entweder findet man noch eine erlösende Formel, den Pelz zu waschen, ohne ihn naß zu machen, oder die Minderheit hat Disziplin und Selbstverleugnung genug, sich vorerst zu unterwerfen. Schlimmstenfalls kann man ja auch zum warnenden Exempel ein paar ganz besonders zähe Rebellen hinausexpedieren. Das alles kann man zunächst ruhig abwarten. Der Ton, in welchem der Kampf geführt wird, ist ja auch nicht neu, interessant ist nur seine Vervollkommnungsfähigkeit, und dem Humor bietet er insofern ein hübsches Feld, als jetzt die Vertreter der minder orthodoxen Richtung wörtlich mit denselben, aus demselben Arsenal entnommenen Kraftausdrücken regaliert werden, in deren freigebigem Gebrauch sie selbst sich vor einem halben Jahr den Linksliberalen gegenüber nicht genug tun konnten.

Dagegen verdient es die allgemeine Beachtung, daß beide Teile in diesem Streit denselben im wesentlichen als auf einem inneren Gegensatz zwischen Nord- und Süddeutschland beruhend ansehen. Das wird ja auch im allgemeinen stimmen. Gegen diese ziemlich glatte Scheidung spricht weder der Umstand, daß auch in Norddeutschland Einzelne sich für die Etatsbewilligung aussprechen, noch der im umgekehrten Sinn ausgefallene Beschluß einiger württembergischer Lokalverbände. Die Sozialdemokratie in Württemberg hat über ein Jahr gebraucht, um sich, unterstützt durch die von Norddeutschland ausgehende Agitation, zu einem Tadel gegenüber der wüttembergischen Landtagsfraktion aufzuraffen, und sie hätte sich wohl schwerlich von den anderen Süddeutschen getrennt, wenn nicht der norddeutsche Einfluß in ihr sehr stark wäre. Das beweist schon die Zusammensetzung der württembergischen Landtagsfraktion.

Es bestehen auch in der Tat wesentliche Unterschiede zwischen der norddeutschen und süddeutschen Auffassung, die nicht bloß der Sozialdemokratie eigen sind. Die süddeutschen Sozialdemokraten fühlen, man mag ihnen predigen, was man will, ganz gut, daß sie den Ast abgesägt hätten, auf dem sie sitzen, wenn sie diesmal in der Schlußabstimmung den Etat abgelehnt hätten.

In Bayern, Württemberg und Baden hat es sich bei den letzten Etatsberatungen überall wesentlich mit um die Erhöhung der Gehalte der Beamten und unteren Bediensteten gehandelt. In allen drei Ländern hat die sozialdemokratische Partei namentlich in den

Kreisen der letzteren zahlreiche Anhänger. In allen drei Ländern machen ihr gerade auf diesem Gebiet die anderen Parteien lebhafte Konkurrenz und bestreiten mit Erfolg den Anspruch der Sozialdemokratie, die alleinige oder auch nur vorzugsweise Vertreterin des kleinen Mannes zu sein. Es war also fast eine Lebensfrage für die drei Landtagsfraktionen, daß sie, die anderen Parteien wenigstens scheinbar überbietend, sich mit aller Macht für die Besserstellung dieser schlecht bezahlten Angestellten einsetzten. Die Besserstellung erfolgte denn auch tatsächlich überall und nun hätten die Sozialdemokraten gegen den ganzen Etat und damit gegen die den Regierungen mühsam abgerungene Aufbesserung stimmen sollen? Ganz vernunftgemäß hätten ihnen dann nicht nur die Gegner sondern auch die eigenen Anhänger vorgeworfen, daß all' ihre Bemühungen nichts gewesen seien als eitel Spiegelfechterei und daß die Aufbesserung nicht erfolgt wäre, wenn die anderen Parteien ebenso gestimmt hätten wie die Sozialdemokratie.

Die sozialdemokratischen Gemeindevertreter wissen recht gut, weshalb sie die Gemeindeetats nicht verwerfen, obwohl die Gemeinden nicht minder „kapitalistisch verseucht" sind als die Staaten. Sie stehen in den Gemeindeverwaltungen eben in verantwortlicher Stellung, ihre Abstimmung wirkt und es ist zweierlei, da, wo man doch nichts gilt, ein Feuerwerk aus leeren Demonstrationen abzubrennen, oder da, wo man mitzubestimmen hat, mutwillig zum Schluß selbst das Gebäude wieder anzuzünden, das man mit errichtet hat, und es den andern Parteien zu überlassen, das Feuer wieder unschädlich zu machen.

Derartige Kunststücke erscheinen hierzulande entweder frivol oder, was noch bedenklicher ist, lächerlich, wie überhaupt das Auge für das Lächerliche in Süddeutschland besonders ausgebildet ist.

Der Unterschied beruht nicht allein darin, wie ein norddeutscher Schriftsteller meint, daß die süddeutschen Staaten freiheitlicher und konstitutioneller regiert werden als die norddeutschen und daß die Stellung der sozialdemokratischen Abgeordneten in den süddeutschen Parlamenten eine würdigere sei als in Norddeutschland. Es spielt vielmehr noch etwas anderes herein. Die Sozialdemokraten in den süddeutschen Parlamenten arbeiten, selbst reformfreudig, überall mit. Sie helfen Erfolge erzielen. Sie sehen, daß der Einfluß des Volkes auf Gesetzgebung und Verwaltung durch die parlamentarische Arbeit wächst und daß damit eine Besserstellung der Gesamtheit und des einzelnen nach verschiedenen Richtungen erzielt wird, die vor allem auch ihren eigenen Anhängern zu gut kommt. Sie sehen, wie auf diesem Wege die Zahl ihrer Anhänger sich vermehrt und das alles sollen sie teils gefährden, teils direkt schädigen, weil man in Berlin noch nicht über die Theorie hinausgekommen ist, daß in diesem Staat und dieser Gesellschaft nichts zu erreichen sei und man nur auf den Trümmern derselben die Hoffnung aufpflanzen könne?

Auch das Interesse der Bevölkerung ist ein anderes. Die süddeutschen Volkskammern stehen unter einer ganz anderen Kontrolle durch die öffentliche Meinung als etwa das preußische Abgeordnetenhaus, das nach seiner Zusammensetzung in niemandem eine Hoffnung auf Besserung erwecken kann. Die Fragen, die in den kleinen Landtagen behandelt werden, liegen dem Verständnis der Bevölkerung vielfach näher und greifen offensichtlicher in das Interessengebiet des einzelnen ein, als dies bei den Gegenständen zutrifft, mit denen sich der weit entfernte Reichstag zu befassen hat. Deshalb versteht man in Süddeutschland auf diesem Gebiet keinen Spaß.

Auch die Disziplin ist nicht imstande, die Reformarbeit zugunsten hergebrachter Glaubenssätze zurückzudrängen. Man darf überhaupt in Süddeutschland keine norddeutsche Disziplin erwarten. Der Süddeutsche ist individualistischer veranlagt, er gibt große Stücke auf seine Stammes- und seine persönliche Eigenart. Kommandieren läßt er sich ohnedies nicht gern. Das geht ihm gegen das Selbstgefühl. Er wird daher, wo er die Wahl hat, politisch stets nur soweit folgen, als er überzeugt ist, richtig geführt zu werden, er wird im Zweifelsfall aus persönlichem Vertrauen zu den Führern hie und da noch ein übriges tun. Damit ist es aber aus und je mehr er von oben her diszipliniert werden soll, um so mehr wird er seinen eigenen Kopf aufsetzen.

Es geht so allmählich durch Süddeutschland ein Gefühl — nicht bloß in der Sozialdemokratie — als ob wir nachgerade von Berlin aus reichlich genug diszipliniert und beglückt wären. Man sieht, was von dort kommt, mit einer gewissen Nüchternheit an, die vielleicht schon länger am Platz gewesen wäre.

Die süddeutschen Regierungen und Behörden haben sich mit einer seltenen Aufopferungs-, ja Selbstenteignungsfähigkeit dem norddeutschen Einfluß gefügt, seit das Reich besteht. Mochte die von norddeutschem Geiste getragene, fast in allem an preußische Verhältnisse sich anlehnende Gesetzgebung und Verwaltung noch so unbequem, ja bisweilen direkt abträglich für uns sein, mit rührender, wirklich nur durch nationale Hingabe erklärbarer Gewissenhaftigkeit wurden sie bei uns durchgeführt. Selbst dann, wenn man in Preußen bereits eingesehen hatte, daß eine Vorschrift nicht klappe und sich deshalb mit weitgehender Nachsicht half, waren wir in der Durchführung hart gegen uns.

Langsam kommen wir nun von der offenen oder uneingestandenen Bewunderung norddeutscher Staatskunst zurück. In der auswärtigen Politik ist es auch wirklich unmöglich, Erfolge anzustaunen, und auf anderen Gebieten machen wir die Erfahrung, daß manche erprobte Einrichtung, die wir seinerzeit seufzend auf dem Altar der Einheit geopfert hatten, nach langen Jahren als das Neueste von Berlin wieder zu uns zurückkehrt.

So sickert allmählich, wenn auch noch etwas unsicher, das Bewußtsein durch, daß es für das Ganze und für uns selbst besser wäre, wenn wir nicht alles Heil vom Norden her erwarten, vielmehr versuchen würden, im gegebenen Rahmen und unserer bescheidenen Kraft entsprechend das eigene Wesen und die eigene Meinung mehr als bisher durchzusetzen. Das geht nicht gegen die deutsche Einheit, sondern im Interesse der deutschen Einheit gegen ein Uebermaß preußischer Vorherrschaft. Die Rückständigkeit Preußens in der inneren Politik muß in den süddeutschen Staaten, die der Reihe nach unter schweren Kämpfen das unverkümmerte allgemeine Wahlrecht durchgesetzt haben, diese Auffassung natürlich sehr unterstützen und auch das preußische Volk ist nicht ganz unschuldig, wenn seine langjährige Passivität gegenüber dem Dreiklassenwahlrecht in Süddeutschland den Glauben an seine Führerschaft etwas wankend gemacht hat.

Teilweise sind die Folgen dieser Einsicht bereits gegen außen erkennbar. Im deutschen Reichstag ist der süddeutsche Einfluß stärker als vor zwanzig oder dreißig Jahren. Er wird in dem Maß stärker werden, in welchem Preußen es versäumt, für den politischen Fortschritt einzutreten.

Auch die großen politischen Parteien tragen den Verhältnissen Rechnung, die Süddeutschen erringen in ihnen nach und nach mehr Beachtung für ihre Anschauungen und treten teilweise auch gegen außen als Führer hervor. Vielleicht wäre auch der sozialdemokratischen Partei die gegenwärtige Krisis erspart worden, wenn man in der Zentralleitung in Berlin, weniger unfehlbar, sich die Mühe genommen hätte, sich etwas mehr in süddeutsche Verhältnisse und süddeutsches Wesen einzuleben und sie mehr zu berücksichtigen.

Die praktisch bedeutungsvollste Verschiebung aber wird hoffentlich bereits eingetreten sein oder wird unmittelbar eintreten müssen. Niemand, der die Verhältnisse kennt, kann bestreiten, daß im Bundesrat die Stellung der kleineren Einzelstaaten eine sehr bescheidene gewesen ist. Ihre Lage ist ja Preußen gegenüber, namentlich bei den ganz kleinen norddeutschen, unverkennbar schwierig, aber sie haben sich doch seither zu sehr imponieren lassen und haben vielfach versäumt, für das Richtige, auch wenn sie es erkannten, mit der ihnen immerhin möglichen Tatkraft einzutreten. Hätten denn beispielsweise im Reich derart klägliche Finanzzustände, wie sie die „Norddeutsche Allgemeine“ nun in den beweglichsten Tönen schildert, eintreten können, wenn sie ihre Schuldigkeit, nötigenfalls unter offener Vertretung ihres Standpunkts im Parlament, getan hätten? Dazu ließen sie aber schon die kleinen Eifersüchteleien unter einander nicht kommen. Jetzt haben norddeutsche Staats- und Finanzkunst den Karren in einer Weise verfahren, die ohne Beispiel ist. Jetzt

wird beschwörend an Jedermanns Mitarbeit und Opferwilligkeit appelliert. Wenn die süddeutschen Staaten nicht jetzt den Augenblick erfassen, um die haushälterische Sparsamkeit, die sie für sich üben, auch auf das Reich auszudehnen und überhaupt ihre Stellung im Reich im Geiste der Verfassung zu kräftigen, dann ist ihnen nicht mehr zu helfen, dann können sie ja innerhalb ihrer vier Pfähle noch manches nützliche wirken, aber im Rat des deutschen Reiches werden sie über die Rolle eines äußerlich gut behandelten Statisten nicht hinauskommen.

Diese ganze Entwicklung ist nichts weniger als verwunderlich. In allen großen Reichen machen sich gewisse Gegensätze zwischen den einzelnen Bevölkerungsteilen bemerkbar, die durch die geographischen Verschiedenheiten und die Unterschiede des Temperaments und der historischen Entwicklung nicht bloß erklärt, sondern auch gerechtfertigt werden. Es entspricht durchaus dem deutschen Wesen, daß im Reich diese Unterschiede durch die bundesstaatliche Form offiziell sanktioniert sind, und es ist ein Glück, daß dem so ist. Der politische Fortschritt, auch viele Kulturfragen fahren ganz gut dabei. Es ist verständlich, daß in den ersten Jahrzehnten des Reichs die Macht und das Ansehen des Vorstaates Preußen auf allen Gebieten maßgebend waren. Es ist ebenso verständlich, wenn jetzt auch Süddeutschland, zumal es sich der Einsicht nicht mehr verschließen kann, daß man auch im Staat Preußen mit Wasser kocht, nach Berücksichtigung seiner Stellung und seiner Art verlangt.

Das ist nicht die Mainlinie, wie norddeutscher Partikularismus diese Strömungen zu verdächtigen sucht, sondern das Wiedererstehen der Mainlinie wird gerade dadurch verhindert, daß man Alle gelten läßt. Das deutsche Einheitsgefühl ist so stark, daß es lieber noch den Einheitsstaat auf sich nähme, als einen bleibenden Schnitt zwischen Nord- und Süddeutschland. Aber das eine ist so undenkbar wie das andere. Darum müssen wir uns mit einander einrichten. Es wäre lächerlich, wenn die Süddeutschen, wie man ihnen im letzten Winter hie und da unterstellt hat, den Anspruch erheben wollten, daß ihre Einrichtungen überall als maßgebendes Beispiel für Norddeutschland dienen sollen. Es ist umgekehrt schädlich und führt zu Kämpfen wie zur Zeit innerhalb der Sozialdemokratie, wenn man glaubt, die Süddeutschen unter die norddeutsche Schablone zwingen zu können. Bevormundung jeder Art ist bei uns zu Land nicht bloß den Sozialdemokraten verhaßt.

Kirchenpolitische Briefe.

V.

Die bischöfliche Gewalt und ihr Ursprung.

Zu den mancherlei Bestrebungen, in welchen die ultramontane Partei für die katholische Kirche und ihre Vertreter eine besondere Ausnahmsstellung zu erringen sucht, gehört auch die Verbreitung von Theorien wie die, daß allein in der katholischen Kirche sich das wahre Priestertum, die von Christus selbst geschaffene bischöfliche Gewalt unverfälscht erhalten habe. Mit einer gewissen Absichtlichkeit wird dem katholischen Priester der evangelische Prediger entgegengestellt. Und bis weit in die protestantischen Kreise hinein herrscht das Vorurteil, daß der Inhaber eines bischöflichen Amtes einen höheren Rang einnehme, als etwa ein lutherischer Generalsuperintendent.

Dem gegenüber ist immer wieder auf die geschichtliche Tatsache hinzuweisen, daß die älteste Kirche keine bischöfliche Gewalt gekannt hat. Es ist sogar eine ultramontane Fiktion, daß „ein bestimmter Stand (d. i. der Klerus) nach dem Willen Christi die Machtvollkommenheit erhalten habe, welche in der Kirche als Lehr-, Priester- und Hirtengewalt sich darstelle“.

Es hat zweifellos eine geraume Zeit gedauert, bis die Mitglieder der gewählten Gemeindevorstände sich von den übrigen Mitgliedern als ein eigener geistlicher Stand, als Klerus, abgesondert haben.

Und nichts steht so sicher fest, als die Tatsache, daß während des ganzen ersten Jahrhunderts keine Spur von einem „monarchischen Episkopat“ vorhanden ist. Ein Einzelbischof, welcher über dem Presbyterium stehend, eine besondere Disziplinargewalt besaß, welcher die einzelne Gemeinde in Seelsorge und Lehre unumschränkt leitete, ist frühestens in den ersten Jahrzehnten des 2. Jahrhunderts aufgekommen. Die bedeutsamsten Quellen erwähnen eine solche Einrichtung sogar nicht vor der Mitte des 2. Jahrhunderts. Der Hirt des Hermas (um 140), der Clemensbrief, die berühmte gottesdienstliche Ordnung, welche unter dem Namen der „Didache“, der „Lehre der 12 Apostel“ bekannt ist (130 bis 140), kennen den monarchischen Episkopat nicht. Die ersten Spuren desselben finden sich in Kleinasien und hier erwähnen schon die Ignatiusbriefe (frühestens um 120, soweit sie echt sind)[1] den Einzelbischof als Haupt der Gemeinde. Ja, diese Briefe scheinen direkt zur Verteidigung der neuen noch von manchen bekämpften Institution geschrieben zu sein, wenn sie (an die Magnesier 4,4) „gewisse Leute“ tadeln, „die den Bischof zwar so heißen, und doch alles ohne ihn tun“.

Die Veränderungen, welche die Einführung der Bischofswürde in der Christenheit mit sich gebracht hat, sind sehr mannigfaltiger Art und von

[1] Vgl. van den Bergh van Eysing in Protest. Monatshefte 1907, 7—8.

einschneidender Bedeutung gewesen. Es trat damit neben und über die mehr beratende Versammlung der Presbyter eine kirchliche Exekutivgewalt. Das Amt des Bischofs war lebenslänglich, galt infolge der Weihe mit Handauflegung als unmittelbar vom heiligen Geist eingesetzt. Der Bischof soll, wie Ignatius betont, an Gottesstatt den Vorsitz führen. Früh dehnt der Bischof seinen Amtsbereich über die der Stadtgemeinde benachbarten kleinen Gemeinden aus. Er wird zum Oberhaupt eines größeren Distrikts. Neben ihm verschwindet die Bedeutung der Gemeinde mehr und mehr: der Bischof vertritt sie auf Synoden.

Welche Umstände haben diese bedeutsame Weiterentwicklung oder vielmehr wichtigste Umwandlung der altchristlichen Gemeindeordnung veranlaßt? Hierüber ist vor allem von Soltau in seinem neuesten Buche: „Das Fortleben des Heidentums in der altchristlichen Kirche" (1906, G. Reimer) Aufschluß gegeben. Im Anschluß daran stehe hierüber folgende Ausführung.

Das Hauptgewicht bei dieser ganzen Frage ist im Gegensatz zu späteren kirchlichen Lehrmeinungen auf das zu legen, was die Schriften des Neuen Testaments, die z. T. ja bis in den Anfang des 2. Jahrhunderts hinabreichen, überliefern. Von den Anschauungen dieser Schriftsteller wird also zunächst auszugehen sein.

Die Mitglieder des Gemeindevorstandes — mochten sie nun mehr leitende oder dienende Personen sein — hoben sich nach den Angaben der neutestamentlichen Schriftsteller im ganzen ersten Jahrhundert nur durch ihre Funktionen und durch die Achtung, in welcher sie standen, von den übrigen Gemeindemitgliedern ab. Sie bezogen keine regelmäßige Besoldung, ihre Stellung war nicht lebenslänglich. Ganz allmählich ward dieses im zweiten Jahrhundert anders. Durch die Ehelosigkeit und manche Gebräuche, wie z. B. durch die Tonsur, nahmen allmählich die Kleriker auch äußerlich eine besondere Stellung ein. Als die Apostel und „geistesbegabten" Lehrer versagten, bildete sich so ein eigener Stand der lebenslänglich dem Dienste Gottes geweihten Kleriker. Aber erst, indem sie durch die Handauflegung und eine besondere Art der Uebertragung (Tradition) des heiligen Geistes vor allen anderen Sterblichen begnadigt erschienen und damit sich dauernd von den übrigen Gemeindemitgliedern abhoben, hatten die Kleriker den character indelebilis erhalten, welcher sie dauernd von allen Laien schied.

Es ist unleugbar, daß auf eine solche Sonderstellung der Kleriker auch die Idee des alttestamentlichen Priestertums und die Uebertragung biblischer Stellen auf christliche Verhältnisse von Einfluß gewesen sind.

Weit mehr aber haben die heidnischen[1]) Begriffe der Sakramente und des Opfers in verderblicher Weise bei den Christen die Bildung eines

[1]) Vgl. hiezu „Das Fortleben des Heidentums in der altchristlichen Kirche", S. 155 f. und S. 186 f.

festabgeschlossenen Priesterstandes gefördert. Nur ein solcher schien würdig die Gnadenmittel auszuteilen. Und endlich wirkte hier auch das Vorbild der heidnischen Priester, welche als besondere Kenner der Mysterien allein wahrhaft zwischen der Gottheit und dem in religiösen Dingen unmündigen Volk zu vermitteln vermochten, darauf hin, eine schärfere Scheidung des christlichen Priesterstandes und der Gemeindeglieder herbeizuführen.

Nicht minder bedeutsam und vom Standpunkt biblischen Christentums aus bedenklich war es, daß sich innerhalb des Klerus eine hierarchische Stufenfolge der Aemter ausbildete, an deren Spitze endlich der Bischof trat.

Es ist hier allerdings zuzugestehen, daß eine gewisse Rangordnung der kirchlichen Aemter, wenn auch nicht biblisch, so doch nach christlichen Grundsätzen wohl zulässig ist, ebenso wie eine Beamtenhierarchie im Staate unentbehrlich sein mag.

Bedenklich und unchristlich ward die hierarchische Abstufung aber dann, wenn die höheren Grade des Priesterstandes beanspruchten, im Besitze einer besonderen Heiligkeit zu sein und auf Grund einer vermeintlichen höheren Einsicht oder gar einer besonderen Offenbarung absolut gültige Entscheidungen treffen zu können, auf welchen die kirchliche Lehre, die religiöse Wahrheit selbst beruhen sollte. Und nach allen diesen Seiten hat sich die bischöfliche Gewalt weiterentwickelt und damit die Selbständigkeit der übrigen Gemeindemitglieder in Fesseln geschlagen.

Seit der Mitte des zweiten Jahrhunderts ist die Entwickelung vollendet, welche an die Stelle einer kollegialen Gemeindeleitung, bezw. neben und über den einzelnen kirchlichen Beamten den Bischof mit unbedingter Autorität setzt.

Gegen die zentrifugalen Mächte suchte man in der bischöflichen Oberleitung einen Halt und — man fand ihn.

Mit der Schaffung einer solchen monarchischen Gewalt des Bischofs war aber auch sogleich das Bestreben gegeben, ihren Bereich nach innen wie nach außen auszudehnen.

Bei den zahlreichen Synoden, welche die dogmatischen Streitfragen und manche anderen Zerwürfnisse beilegen mußten, waren die Bischöfe die geborenen Vertreter der Gemeinden, und je mehr das Schwergewicht der ganzen kirchlichen Weiterentwicklung in solche Synoden verlegt ward, desto stärker wuchs auch der Einfluß der Vertreter der Gemeinden, sowie der direkte Einfluß dieser letzteren. „Der Bischof, das ist die Gemeinde", so konnte schon Cyprian (um 250) sagen, da in den Kämpfen seiner Zeit die Bischöfe die Einheit der Kirche und die Reinheit der Lehre siegreich gewahrt hatten.

Es kann — was noch viel zu wenig beachtet ist — der vollgültige Beweis erbracht werden, daß diese ganze hierarchische Ordnung, welche im Bischof gipfelte, nicht christlicher, sondern lediglich heidnischer Herkunft ist.

Schon die Apostelgeschichte legt Gewicht darauf (8, 14), daß eine christliche Gemeinde von den Aposteln gestiftet, von ihnen geweihte Vorsteher habe. Diese Anschauung erscheint im ersten Klemensbrief (um 100) weiterentwickelt und theoretisch festgelegt. Derselbe legt auf die apostolische Sukzession (C. 24 f.) das Hauptgewicht. Nach ihm wurde Jesus Christus von Gott ausgesandt und die Apostel von Christus.

Die geistlichen Leiter der Gemeinde sind also — dieser damals aufkommenden Ansicht zufolge — vor allem deshalb zur Führung ermächtigt, weil sie durch die Annahme einer beabsichtigten Sukzession gewissermaßen Nachfolger und Stellvertreter der Apostel waren. Dieses waren sie aber, weil „sie nach Prüfung durch den Geist" zu ihrem Amt ausersehen waren. „Schon bei den Rabbinen lief beides zusammen: Sukzession und Geistesmitteilung", und so ist es denn kein neuer christlicher Gedanke, sondern die alte jüdische Lehre, daß der, welchen der göttliche Geist zum Priester auserwählt hat, auch von ihm mit der nötigen Geisteskraft ausgestattet wird.

Aber zu diesen mehr jüdisch-theologischen Stützen für ein besonders bevorzugtes geistliches Amt kam die nicht minder gewichtige juristische Begründung aus römischem Recht. Erst die Theorie, welche das römische Staatsrecht von der Uebertragung der Beamtengewalt darbot, verhalf dieser Anschauung früh zu einer allgemeinen Anerkennung.

Der römische Oberbeamte konnte in manchen Fällen seine Amtsgewalt einem andern übertragen. Der Konsul verlieh seine Machtfülle in außergewöhnlichen Fällen dem Diktator, oder, wenn er die Hauptstadt verließ, wenigstens für die laufenden städtischen Geschäfte dem Stadtpräfekten. Der Mandatar des Beamten empfing damit die gleiche Amtsgewalt und vor allem die Fähigkeit, in gleicher Weise wie der Oberbeamte im Verkehr mit der Gottheit den Staat offiziell zu vertreten. Er erhielt damit die Ermächtigung, für den Staat die Auspizien, d. i. die Götterzeichen, in Empfang zu nehmen und für ihn die Opfer darzubringen.

„Erstaunlich und frappant", nennt Tschirn mit Recht die Uebereinstimmung dieser antiken Vorstellung vom Staat mit der Sukzessionslehre der römischen Kirche. „Kirche und Christenheit sind nach ihr göttliche Stiftungen, wie es Staat und Volk nach Ansicht der Römer auch gewesen waren. Die Kirche ist von allem zuerst gegründet worden — ἐκκλησία πάντων πρώτη ἐκτίσθη" — so sagt Hermas mit souveräner Verachtung aller geschichtlichen Entstehungsweise der christlichen Kirche! „Die christlich gewordenen Römer mußten daher bewußt oder unbewußt — Christum an Stelle des Romulus setzen, wenn sie aus ihrem antiken staatlichen und zugleich religiösen Reich in das der Kirche hinübertraten."

Damit ist gezeigt, welche heidnische Einflüsse von Bedeutung gewesen sind, um die Mitglieder des geistlichen Standes, den Klerus, insbesondere

die höheren Ordnungen der Presbyter und Episkopoi, von den übrigen Gemeindegliedern abzusondern und ihre Autorität zu heiligen.

Es bleibt noch die ebenso wichtige Frage zu lösen, wie und nach welchem Vorbild sich eine kirchliche Oberbehörde über den Gemeindeältesten gebildet hat, und weshalb überall gerade ein einziger Bischof an die Spitze der Gemeindeverwaltung getreten ist. Dabei wird zugleich noch ein ganz neues Licht auf den Einfluß fallen, welchen das römische Staatsrecht auf die Entwicklung der kirchlichen Verhältnisse gehabt hat.

Bei der größeren Ausdehnung der christlichen Gemeinden in den Städten und beim Anwachsen ihres Einflusses über das benachbarte Land und die kleineren Orte eines Distrikts konnte für die Christengemeinden nicht mehr die Organisation der jüdischen und griechischen Kultusvereine als Vorbild dienen.

Mehr noch mußte die christliche Gemeinde bei ihrem Anwachsen sich die politische Stadtgemeinde als Muster nehmen, und ähnlich mußte die Christengemeinde der Provinzialhauptstadt in ihrem Bestreben, die kleineren Gemeinden zu beherrschen und zu leiten, die Stellung der Hauptstadt in dem Organismus der Provinz nachahmen.

Daß die Provinzialverwaltung monarchisch organisiert war, ist bekannt. Der Prokonsul oder Prokurator leitete dieselbe, nur durch den Beirat seiner näheren Umgebung unterstützt, im übrigen unumschränkt.

Nicht ebenso war es mit der städtischen Verwaltung. Die italischen Städte hatten das Recht, ihre Beamten zu wählen, und damit indirekt die Ergänzung des Stadtrats vorzunehmen. Zahlreiche Provinzialstädte erfreuten sich einer ähnlich freien Rechtsstellung.

Aber immerhin war in ihnen überall und scharf zwischen Rat und Bürgerschaft, wie andererseits auch streng zwischen ausführenden Beamten und beratendem Stadtrat geschieden.

Dieselbe Scheidung tritt nun auch in den christlichen Gemeinden des zweiten Jahrhunderts immer deutlicher und schärfer hervor. Auf der einen Seite hat die oben erwähnte Scheidung von Laien und Klerus ihr Analogon in dem Gegensatz von plebs und decuriones, von Volk und Ratsherren. Auf der anderen entspricht der Gegensatz von den beratenden Presbytern und den ausführenden Leitern der Gemeinden, den Bischöfen, durchaus demjenigen der städtischen Ratsherren (decuriones) und der städtischen Beamten (magistratus).

Nur ein Unterschied, und zwar ein sehr wichtiger, scheint gerade hier zwischen staatlicher und kirchlicher Gemeindeentwicklung zu bestehen:

In der Stadtverwaltung hatten gewöhnlich zwei oder vier Oberbeamte die Leitung, in den christlichen Gemeinden, welche früher auch eine Mehrzahl von Leitern (Episkopoi), Philip. 1, 1 hatten, trat sehr bald der Eine Bischof an die Spitze.

Die Hauptsache, die Entstehung eines monarchischen Episkopats, wäre auch nicht so aufgeklärt, **wenn nicht** — gerade im zweiten Jahrhundert — **in der städtischen Verwaltung eine ähnliche Umgestaltung im zentralisierenden und monarchischen Sinne** stattgefunden hätte!

Während nämlich im ersten Jahrhundert durchweg noch mehrere Beamte an der Spitze der Verwaltung der Zivilgemeinden standen, wird etwa seit Nerva und Trajan[1]) zuerst im Orient, dann auch im Westen die eigentliche Oberleitung der Städte oft in die Hand eines einzigen Regierungskommissars gelegt. Nicht selten wurde vom Kaiser ein **curator reipublicae** eingesetzt, um die in Unordnung geratenen Verhältnisse einer Stadt zu regeln und zu beaufsichtigen. Ein solcher Kurator hatte nicht eine zeitlich begrenzte Amtsgewalt, er stand oft an der Spitze mehrerer Gemeinden und vor allem — er war nicht abhängig von der Wahl der Gemeindemitglieder, sondern er war tätig im „Auftrag eines höheren Herrn."

Die Tatsache, daß zu Anfang des zweiten Jahrhunderts zuerst im Osten, dann im Westen die kirchlichen Gemeinden sich vielfältig nach dem Vorbilde der bürgerlichen Stadtgemeinden entwickelt haben, und daß in diesen letzteren die Beamtengewalt gestärkt, die Verwaltung schärfer zentralisiert worden ist, wird nicht bestritten werden können. Ja, es ist bisher kaum beachtet worden, daß ausdrücklich auch von den kirchlichen Quellen eine analoge Entwickelung in den kirchlichen wie in den bürgerlichen Gemeinden hervorgehoben worden ist.

Ignatius mahnt in seinem Brief an die Magnesier 6, 1, nachdem er die Unterordnung der Gemeinde unter den Bischof empfohlen hat: „Seid beflissen, in Eintracht Gottes alles zu tun, indem der **Bischof** den Vorsitz führt an **Gottes** Statt, und die **Presbyter** an Stelle der **Ratsversammlung** der Apostel, und die Diakonen, welche mit dem Dienste Jesu Christi betraut sind."[2])

Hier haben wir also Gemeindevorsteher, Rat, Unterbeamte, Gemeinde als treues Abbild der bürgerlichen Gemeinde: Oberbeamte, Unterbeamte, Rat, Plebs, nur mit einigen theologischen Phrasen verbrämt. Es dürfte danach also nicht mehr fraglich sein, daß durch den gewonnenen Anschluß der kirchlichen Gemeinde an die städtische bürgerliche Ordnung die Oberleitung der kirchlichen Gemeinden seitens des **Einen** Bischofs wohl erklärt werden kann.

Wie die scharfe Scheidung von Klerus und Laien, so ist auch die Bildung eines monarchischen Episkopats nicht ursprünglich christlich oder geist-

[1]) Marquardt, Röm. Staatsverwaltung. I, S. 510. — Die Anfänge jener neuen Ordnung gehören vielleicht schon in die Zeit Vespasians (70—79), welcher außergewöhnliche Regierungskommissare in einigen Städten eingesetzt hat.

[2]) „Es ziemt euch aber, das Alter eures Bischofs nicht zu mißbrauchen, sondern ihm nach der Kraft Gottes alle Ehrfurcht zu erzeigen."

licher Herkunft. Sie geht nicht etwa auf Anordnungen Christi oder seiner Apostel zurück. Jüdische und römische Vorbilder, noch dazu die Ordnungen des heidnischen römischen Staatsrechts und der kaiserlichen Städteverwaltung haben das Christentum mit diesen Organisationen beschenkt, die im Kampf gegen die heidnische Staatsgewalt vorübergehend gute Dienste getan haben mögen, die altchristliche Gemeindeordnung aber gründlich umgestaltet und verfälscht haben.

Die Anordnungen Christi dulden eine derartige hierarchische Ordnung nicht. Jesu Worte Marc. 10, 42 lassen keinen Zweifel darüber zu. „Ihr wisset", sagt er daselbst, „daß die weltlichen Fürsten herrschen und die Mächtigen haben Gewalt. Aber also soll es unter euch nicht sein, sondern welcher will groß werden unter euch, der soll euer Diener sein. Und welcher unter euch will der Vornehmste werden, der soll aller Knecht sein. Dann auch des Menschen Sohn ist nicht gekommen, daß er sich dienen lasse, sondern daß er diene, und gebe sein Leben zur Bezahlung für viele."

Spectator Novus.

Kunst und Kunstgewerbe.

Das Urbild von Hebbels „Judith".

Von einem Bilde hat Hebbel die erste und entscheidende Anregung zu seiner „Judith" erhalten. Er selbst schreibt im Vorworte zum Manuskriptdrucke dieses Werkes (1840) hierüber: „... ich wollte in bezug auf den zwischen den Geschlechtern anhängigen großen Prozeß den Unterschied zwischen dem echten ursprünglichen Handeln und dem bloßen Sich=selbst-Herausfordern in einem Bilde zeichnen, und jene alte Fabel, die ich fast vergessen hatte, und die mir in der Münchner Galerie vor einem Gemälde des Giulio Romano einmal an einem trüben Novembermorgen wieder lebendig wurde, bot sich mir als Anlehnungspunkt dar ..." Nun ist es für den, der sich für die Entstehung von Hebbels Dramen interessiert, von Interesse zu wissen, wie dieses Bild aussieht Man hat auch verschiedentlich danach gesucht, aber ohne Erfolg. Denn ein Werk Giulio Romanos besitzt die Pinakothek überhaupt nicht. Man muß also nachforschen, welche Bezeichnung es zu des Dichters Zeiten trug, und ob und wie sie im Laufe der Jahre verändert ist.

Hebbel war vom 29. September 1836 bis zum 11. April 1839 in München. In dem Kataloge der kgl. Bildergalerie aus dem Jahre 1832 (München, Joseph A. Finsterlin) finden wir unter Nr. 910 folgendes: „Pipi, Julius, gen. Romano, geb. 1492, gest. 1546. Brustbild eines Frauenzimmers. Holz. H. II. 2. 6. B. I. 6. 7." Dasselbe Bild bringt Georg von Dillis in der ersten Auflage seines Kataloges (München 1838) — es ist dies der erste, der für das 1836 bezogene Pinakothekgebäude herausgegeben ist — unter (Cab.) Nr. 586: „Pipi (Giulio) genannt Romano. Brustbild einer weiblichen Figur, wahrscheinlich zur Darstellung einer Judith. — Auf Holz 2' 2" 6"' hoch, 1' 6" 7"' breit." Nun kann kein Zweifel herrschen, daß Hebbel das so angeführte Bild gemeint hat, und es ist ein glücklicher Zufall, daß man es gerade zur rechten Zeit zu einer Judith stempelte, eine Behauptung, durch die die Anregung überhaupt nur ermöglicht wurde und die man später wieder fallen ließ. In der dritten Auflage des Marggraffschen Kataloges (München 1872) steht das Gemälde unter folgender Bezeichnung aufgeführt: „1188 (596) (angeblich) Pipi, Giulio, gen. Giulio Romano. — Weibliches Brustbild, Studie zur Darstellung einer Judith — Holz 2' 2" 6"' h., 1' 6" 7"' br." Darunter steht noch: „Ein interessanter, durch Retuschen mehrfach veränderter Studienkopf, der wenn nicht dem Giulio Romano belassen, in keinem Falle wenigstens dem Francesco Salviati zugeschrieben werden darf, den man dafür in Vorschlag gebracht hat." In der vierten Auflage (München 1879) hat man das Bild unter Nr. 1188 als Unbekannt verzeichnet, im übrigen sind die Angaben dort noch dieselben. 1884 erschien der erste amtliche Katalog der Pinakothek. Im Nachtrag befindet sich ein Register, das Umnumerierung und etwaige Veränderungen mit dem zuletzt vorher erschienenen Gemäldeverzeichnis (Marggraff vierte Auflage 1879) betrifft. Dort steht: „1188 Unbekannt — 662 Flor. de Vriendt?" Vorn steht unter 662 (abgesehen von den Angaben über das Leben des Floris) „662 (1188) Weibliche Gestalt mit entblößter linker Brust und einem Schleier im Haar. Brustbild nach links (Profil). Holz — 0,70 m h., 0,51 m br. — Mannheimer Galerie Bestimmung unsicher." Also auch hier ist die Annahme, man habe es mit einer Judith zu tun, wieder fallen gelassen. Unter Nr. 665 findet sich das Bild heute noch. Es ist übrigens so kalt und ohne Genialität gemacht, daß man zunächst nicht leicht begreift, wie Hebbel gerade hiervon eine so nachhaltige Anregung empfangen konnte. Man muß es wohl so erklären, daß man in jener Zeit an eine andere Betrachtungsweise von Kunstwerken gewohnt war, wie heute. Man legte von sich hinein, was darin gar nicht war, während wir heraus zu lesen versuchen, was der Künstler hineingelegt hat. Nun trug sich Hebbel gerade mit bestimmten Ideen, ohne bisher eine feste Form dafür gefunden zu haben. Er sah das Bild. Die Judithgeschichte lebte in ihm auf, er phantasierte sie hinein, und sah in dem Gemälde jetzt etwas ganz anderes, wie wir es heute vermögen, und konnte so den Grund zu seinem Drama legen.

München. Siegfried Wernicke.

München 1908.

III.

Das Fortbildungs- und Gewerbeschulwesen Münchens.

„München, die Stadt der Schulpaläste, bietet in der seit zehn Jahren planmäßig verfolgten Entwickelung seines Fortbildungsschulwesens ein ganz besonders bemerkenswertes Beispiel einer guten und vollendeten Organisation.“ Mit diesen Worten beginnt ein französischer Fachmann im Bulletin de St. Cloud sein Referat über die Schuleinrichtungen, die er in Deutschland studiert hat. Englische, amerikanische, Stimmen aus aller Welt haben sich mit dem Thema beschäftigt und seiner Ausbildung das höchste Lob gezollt. — Die Fortbildungsschule in ihrer jetzigen Gestalt ist keine seit langem bewährte Einrichtung, denn der Entwurf zu diesem wohlgefügten Bau ist von Ostern 1900 datiert. Er verlangt vorerst zwei Schulen für zusammen 1600 Schüler, die in 53 Klassen untergebracht sind. Die darin aufgestellten Gesichtspunkte kennzeichnen sich durch die Forderung: Ausmündung der Volksschularbeit in die gewerbliche Praxis, „Durchbrechung des alten Schemas des Lehrplans und der Lehraufgaben der Volksschule.“ Das Schuljahr 1906/07 zeigte die rapide Entwickelung der jungen Schöpfungen deutlich: In 46 fachlichen Fortbildungsschulen zu mindestens je drei Klassen und zwölf allgemeinen Fortbildungsschulen für ungelernte Arbeiter wurden 6000 Lehrlinge unterrichtet. Die Ausbildung des gewerblichen Nachwuchses ist angesichts der allgemein zurückgehenden handwerklichen Leistungsfähigkeit eine der allerwichtigsten Fragen im staatlichen Leben; auf ihr vor allem anderen basiert die Frage: „Sein oder nicht sein!“ An eine Wiederkehr gewesener Zustände ist, selbst das Einsetzen noch stärkerer reaktionärer Strömungen vorausgesetzt, nicht zu denken. Es wird eine Zeit kommen, wo auch die leiseste Erinnerung an zünftiges Handwerkertum erblaßt ist. Aber die Forderung nach brauchbarer Leistung erlischt damit keineswegs. Wird also irgendwo der entschlossene Versuch gemacht, neue Wege zu finden, so ist damit jedenfalls mehr geschehen als mit endlosen Reden über das Thema, wie sie bei jeder Gelegenheit vom Stapel gelassen werden. Meldeten sich bei der alten Fortbildungsschule niemals freiwillige Frequentanten der Kurse über das Pflichtmaß hinaus, so darf die Tatsache, daß sich im verflossenen Schuljahre über Tausend meldeten, doch wohl als ein Zeichen angesehen werden, mit welchem Interesse die neuen Einrichtungen verfolgt werden. Die ehemalige Fortbildungsschule war weiter nichts, als eine, ihrem Werte nach recht fragwürdige Weiterführung der Volksschule. Seitdem sie fachlich organisiert und unter die Mitwirkung der Gewerbe selbst gestellt worden ist, veränderte sich ihr Wesen fundamental. Außer den für Lehrlinge obligatorischen Kursen sind für Gehilfen und Meister besondere Gehilfenfachschulen und Meisterkurse eingerichtet; ihr Besuch ist fakultativ. — Der Gegensatz zu den früheren Maximen besteht nicht in einem weiteren Ausbau der (höchst anfechtbaren) allgemeinen Bildung, deren Vielseitigkeit ohnehin auf keinem Gebiete gründliche Wirkung erzielt. Er kulminiert erstens in der möglichst konzentrierten Beschäftigung mit den gewerblichen Zielen des Lernenden, geht also im ergänzenden Sinne Hand in Hand mit der Berufstätigkeit der Lehrlinge; zweitens wird die kaufmännische Seite der Sache, dieses unumgänglich notwendige, zum Schaden der Lernenden früher fast durchweg völlig vernachlässigte Wissensgebiet zum Gegenstande eingehender Studien gemacht und drittens bekommt der Fortbildungsschüler feste Begriffe über sein zukünftiges Verhältnis zum Staat, zur Gemeinde: Seine Stellung als Bürger wird genügend vorbereitet. Ausbildung der kaufmännischen und wirtschaftlichen Einsicht neben genügender Betonung des technischen Studiums ist, schon mit Rücksicht auf die zunehmende Gruppierung der Gewerbe zu genossenschaftlichen Betrieben eine der

nicht zu umgehenden Zeitforderungen. Wer den dahin gehenden Unterricht gründlich genießt, steht in relativ jungen Jahren allen Existenzfragen besser gerüstet gegenüber, als die große Zahl jener, die in langer Ausbildung bestimmter Wissenskreise ihre Jugend verbracht haben, ohne über sehr naheliegende Fragen auch nur im geringsten orientiert worden zu sein. Der eine macht seine Reifeprüfung dem Leben gegenüber der andere auf Grund eines Schulprogrammes, das vom Leben weit seitab steht. — Von wesentlichem Belang ist in der neuen Ordnung des Unterrichts an den Fortbildungsschulen die Bestimmung, daß „in allen Gewerben, in welchen sich der Zeichenunterricht durch praktischen Unterricht ersetzen läßt, der Zeichenunterricht so weit beschränkt werden soll, daß er nur mehr in den Dienst des praktischen Unterrichts tritt, etwa als Werkzeichnen zu den in den Werkstätten herzustellenden Arbeiten, oder als skizzenhafter Entwurf für eine kunstgewerbliche Darstellung in echtem Material, wobei die Details gleich im Material selbst herzustellen sind"; weiter jene, die besagt: „In dem gesamten Unterrichts-, besonders im Werkstättenbetrieb sind tunlichst Einrichtungen zu treffen, die eine gewisse freie Selbstregierung der Schüler möglich machen. Nur auf diesem Wege wird sich das später so notwendige Bewußtsein der Verantwortlichkeit praktisch entwickeln lassen." Auch nach dieser Seite ist also mit den noch vielfach anderwärts bestehenden verknöcherten Maximen, die dem jungen Mann jedwede Regung selbständiger Art unmöglich machen, gründlich gebrochen, sicherlich nicht zum Nachteil der davon Betroffenen. Ist schon bei der Erörterung sozialer Probleme von Praktikern wie Hubbard das Prinzip ausgesprochen worden, daß soziale Verbesserungen, sollen sie wirksam sein, nie nach Bevormundung schmecken dürfen und daß die Verwaltung soweit wie nur tunlich in die Hände der Arbeiter selbst gelegt werden müsse (Shadwell, England, Deutschland und Amerika. Eine vergleichende Studie ihrer Leistungsfähigkeit, p. 399), so liegt wirklich kein Grund vor, nicht schon in der Fortbildungsschule diesen Forderungen maßvoll Platz zu gönnen, jede überflüssige Gängelbandführung abzuschaffen. — Das leitende Prinzip, oft genug schon ausgesprochen, immer noch nicht durchgedrungen, geht darauf hinaus, die Pflege eines nicht durch allzuviele Nebenforderungen beeinflußten Wissens- und Könnensgebietes zu betreiben. Die ohne Zweifel richtige Voraussetzung ist dabei, daß diese Art des neben der praktischen Lehrlingszeit einsetzenden Lernbetriebes zum mindesten in ihrem Fache tüchtige Kräfte heranbilde, daß aber der Begabtere, weiter Ausschauende die Verhältnisse benachbarter oder weiter entfernt liegender Gebiete weit richtiger beurteilt, sie im eigenen Interesse besser wahrnimmt, wenn er seiner eigenen Sache durch und durch Herr ist, nicht aber, wenn sein Intellekt gleichzeitig auf den verschiedensten Gebieten sich erproben soll. „Eines recht wissen und können gibt höhere Bildung als Halbheit im Hundertfältigen", sagt Goethe im Wilhelm Meister. Dies Wort verdichtet sich endlich durch die seit 1907 vollendete Neu-Organisierung der Münchener Forbildungsschulen zur Tatsache; theoretisch existiert es seit langem. Dem jungen Mann, der nach Absolvierung der achtklassigen Volksschule in die Lehrzeit bei einem bestimmten Meister übertritt, ist während seines Aufenthaltes an der Fortbildungsschule, die er nun zu besuchen hat, Gelegenheit geboten, nicht nur in alle technischen Feinheiten seines Faches von Grund auf praktischen Einblick zu bekommen, sich an der Hand vorzüglicher technologischer Sammlungen eine Materialkenntnis anzueignen, wie sie die Werkstätte kaum zu bieten vermag (man sehe die in den Ausstellungsräumen in aller Ausführlichkeit zusammengestellten Proben des natürlichen und des bereits durch verschiedene Prozeduren hindurchgegangenen Materials an), er kommt vielmehr hier gegebenen Falles auch zur Ausführung von Aufgaben, die in der Werkstatt seines Meisters nie in Betracht gezogen werden. Jeder Abteilung stehen mehr oder weniger reichhaltige fachliche Bibliotheksbestände zur Verfügung. Für den künftigen Praktiker als Geschäftsmann und Staatsbürger ist aber vor allem wichtig die

Einführung in die Kenntnisse all der Dinge, ohne die er heute ganz einfach nicht mehr auskommt. Das geschieht durch Unterrichtskurse, 1. in sämtlichen schriftlichen, natürlich auch rechnerischen Arbeiten. Sie gehen in den oberen Klassen bis zum schriftlichen Verkehr mit Behörden (Gerichten, Gewerbe- und Handelskammern usw.); 2. in Bürger- und Lebenskunde. Dieser Unterricht stellt sich die Aufgabe, dem Schüler die Erkenntnis von der Notwendigkeit einer vernunftgemäßen Lebensführung zu schaffen. Er behandelt daher einesteils die Aufgaben der Gesundheitslehre, anderenteils die aus dem Berufs-, Gemeinde- und Staatsverband sich ergebenden Lebensfragen des Menschen, um ihm eine klare Einsicht in die notwendige Interessen-Verknüpfung aller Stände und Gewerbegruppen zu gewähren. Im „Ersten Jahresbericht der Lehrlings-Abteilung der männlichen Fortbildungsschulen München 1906/07" ist auf S. 18 das gesamte Programm dieses außerordentlich wichtigen Unterrichts-Abteils abgedruckt. Er ist zu umfangreich, um hier wiedergegeben zu werden. Der Lehrstoff läßt nichts außer Acht, was für den künftigen Arbeiter auch nur irgendwie von Belang ist. Hat diese Art von Schulbetrieb erst einmal auf die vielen Tausende von Lernenden einer Generation ihre Wirkung geltend gemacht, so dürften dabei Resultate zutage treten, welche die in den meisten praktischen Fragen rückständigen humanistischen Lehranstalten zu einer zeitgemäßen Reformierung ihrer Schulmaximen ganz einfach zwingen, wird doch der künftige Arbeiter einen den Zeitverhältnissen vollauf entsprechenden Bildungsgrad einnehmen, der nationalen, wie der sozialen Entwickelung aber schon in jungen Jahren weit näher stehen, als es den zukünftigen Gelehrten, die meist im Alter von zwanzig oder mehr Jahren erst das Leben außer der Schule zu begreifen beginnen, möglich ist. Der Arbeiterstand wird durch die rationelle Berücksichtigung seiner Interessen bei der Erziehung zweifelsohne befähigt sein, früher und in klarerer Art mit allen möglichen Staats- und Gemeindefragen in Beziehung zu treten, als die ausschließlich mit gelehrter Nahrung Großgezogenen. Er wird viele Fragen seiner eignen Weiterentwickelung und Zukunft selbst beurteilen, selbst leiten lernen. Die alten Existenz-Bedingungen des Handwerkerstandes sind völlig in die Brüche gegangen dem modernen wirtschaftlichen Leben gegenüber. Letzteres baut sich auf durchaus veränderten Bedingungen auf. Diese müssen praktisch klar erkannt werden. Der Raubbau, der seit langem am ererbten Vorrat handwerklicher Leistungsfähigkeit betrieben wird, muß damit aufhören. Der Weg zur Lösung vieler, im Schoße der Zukunft ruhenden Fragen, der heute noch durch mancherlei Hemmnisse wirtschaftlicher und gesetzgeberischer Art gesperrt erscheint, wird frei werden durch einen, alle seine Existenz-Bedingungen klar erkennenden Handwerker- und Arbeiterstand. Diese Erkenntnis aber wird durch den fortschreitend logisch entwickelten Lehrgang des Werdenden, wie ihn die Fortbildungsschule gewährt, erschlossen. Mit diesem Untergrunde wird den Arbeiter-Generationen der Zukunft eine ihnen selbst und dem Staate gleich wertvolle Kraftentfaltung gesichert. Das ist die zweite große Seite am Kerschensteiner'schen Fortbildungsschul-Reformwerk.

Allerdings wird angesichts dieser vortrefflichen Maßnahmen für die männliche Jugend der Wunsch nahegerückt, es möchte auch dem Weibe eine Schulung ermöglicht sein, in der es, abgesehen von der Einführung in pädagogische und volkswirtschaftliche Fächer, eines vor allem lernt, dessen Fehlen unserer weiblichen Erziehung zum großen Schaden gereicht: das Bekanntwerden mit allen, ja allen Fragen, die das Kind, seine geistige und leibliche Existenz, seine Pflege, seine Erziehung betreffen. Daß hier die schlimmsten Unterlassungssünden noch fortwährend begangen werden, daß dummen oder gewagten Experimenten Tür und Tor geöffnet ist, unterliegt keinem Zweifel. Darüber hilft nichts von alledem hinweg, was heute mit der Erziehung des Weibes an nötigen und an dekorativen Beigaben verwoben ist. Frau sein heißt mehr als einem Mann angehören und Suppe kochen, Mutter sein, — mehr als Gebärerin sein.

Dabei bedeutet das Haus, die Familie allein durchaus nicht das gesamte Aufgabengebiet der Frau. Sie hat auch als Bürgerin zu wirken. Wo ist die Fortbildungsschule, die diesen Notwendigkeiten gerecht wird?

Hat der Lehrling die drei Jahre Lehrzeit hinter sich, steht seinem weiteren Weg als Gehilfe des Meisters nichts mehr entgegen, so ist ihm die Möglichkeit geboten, in den brillant eingerichteten Fachkursen seiner Entwickelung abermals höhere Wege zu weisen. Er kann dies zeitenweise tun, wenn (z. B. beim Bauhandwerker) die Arbeit in den Wintermonaten ruht. Er kann aber auch, erlauben seine Verhältnisse ein weiteres Studieren, seine Entwickelung ausschließlich noch höheren Anforderungen anpassen. Früher trat z. B. der künftige „Kunstgewerbler", meist ohne sich vorher in praktischer Tätigkeit eine brauchbare Basis geschaffen zu haben, auf eine Kunstgewerbeschule über, die im günstigsten Falle mit einigen ganz wenigen streng geführten Lehrwerkstätten, etwa für Goldschmiede und Ciseleure, verbunden waren. Versuchswerkstätten sind heute vielfach eingeführt: ob sie großen Wert haben, mag vorerst eine offene Frage bleiben. Die Verhältnisse liegen schließlich doch ganz anders, als bei der praktisch durchgemachten Lehrlingszeit. Sie allein bietet Sicherheit gegen irrig betriebenes Künstlertum, wie es nur allzuleicht da auftritt, wo der Lehrwerkstätten-Betrieb die handwerklich gründliche Schulung nicht als conditio sine qua non aufstellt, dafür aber einem oft mehr als zweifelhaften Dilettantentum Tür und Tor öffnet. Diese Gefahr liegt heute, wo sich mindestens ebensoviel Unberufene als Begabte auf das Studium der verschiedenen Zweige der dekorativen Kunst werfen, außerordentlich nahe, greift doch so manches bemooste Haupt, schlugen andere Hoffnungen fehl, noch nach diesem Beruf in der Voraussetzung, hier könnte am Ende der Rettungsanker für das Daseinsschifflein gefunden werden. — Natürlich arbeiten nicht sämtliche Gewerbe- und Fortbildungsschulen Münchens auch mit dem gesamten Lehr-Apparat. Die verschiedenen Gewerbe verteilen sich auch auf verschiedene Schulen. An der einen ist der Schwerpunkt auf dies, in der andern auf ein anderes Gebiet gelegt. Alle zusammengenommen aber umschließen das Gesamtgebiet aller Gewerbe.

Was nun die Ausstellung von diesem vielgliederigen, einheitlich einem Ziele zustrebenden Organismus und seinen Arbeitsresultaten gibt, ist, obschon sich ein ganz außerordentlich reiches Bild der fachlichen Ausbildung entfaltet, doch nur ein Fragment, ein Fragment allerdings von achttunggebietendem Umfange. Es konnten nur greifbare Objekte gezeigt werden. Sie sagen indes gerade genug von der Qualität des Unterrichts; sie zeigen vor allem, welch gesunde Früchte die Sachlichkeit zeitigt. Verschiedene Säle enthalten Vorführungen 1. des Lehrmaterials: Holz, Metall usw. in allen Stadien der Bearbeitung; Vorbereitung des Rohstoffes zum Zweck der verfeinerten Verarbeitung, Prozeduren der letzteren; Festigkeits-Proben; dazu alles Werkzeug, alle Vorrichtungen, die nach Form und Material aus den Bedingungen des Endzweckes erwachsen sind; 2. des Lehrganges in seiner Entwickelung von der Erstlingsstufe bis zur einwandfrei vollendeten Arbeit. Die Ausstellung der Schreinerwerkstätten zeigt also z. B. alle nur denkbaren Holzgattungen, wie die Natur sie liefert: gesundes Material in charakteristischen Erscheinungen, ebenso aber auch durch Insekten, durch schädigende chemische Vorgänge angegriffenes, daher nicht vollwertiges. Das Holz ist weiter in all jenen Erscheinungsweisen vorgeführt, die durch Beizen, Polieren, also durch chemische oder physikalische Vorgänge usw. entstehen. Die Widerstandsfähigkeit gegen Knickung und Bruch ist an einer Reihe von Holzstäben gezeigt, gleichzeitig auch eine äußerst instruktive Nebeneinanderstellung verschiedener Holzgattungen nach ihrer Belastungsfähigkeit geboten. Für die Verarbeitung des Stoffes ist weiter in aufsteigender Reihenfolge all das gegeben, was konstruktiv von Belang ist, einfache Verbindungen ebenso wie kompliziertes

Ineinandergreifen verschieden funktionierender Teile. Endlich natürlich auch die Kunstform, die Wirkung verschiedenfarbigen Holzes in der Flächendekoration, die plastische Wirkung, wie sie durch Hobelstoß (Kehlung), durch Sägen, durch das Werkzeug des Bildhauers hervorgebracht wird, alles an den Schulen selbst, im Unterricht entstandene Arbeiten, nicht etwa Modelle. Die Konstruktion der Hobelbank ist ebenso klar gelegt, wie der Haupt-Arbeits-Apparat des Drechslers, des Wagners usw. In vorzüglicher Weise sind die verschiedenen Entwicklungsrichtungen der Metallarbeit klar gelegt, der Werdegang des Maschinenschlossers wie der des Kunstschlossers durch Arbeitsresultate, durch alle Stadien der Technik hindurch erläutert, gleichwie jener des Kupferschmiedes, des Spenglers usw. Den Unterrichtskursen, in denen zunächst der ganze Weg der Bewältigungsprozeduren bis zur völligen Fertigstellung des Werkstückes das Wesentliche ist, schließen sich im weiteren Verlauf jene an, wo der Stoff sachlicher Formung zugeführt wird. Waren schon die reinsachlichen Ausstellungssektionen ganz hervorragend, so verrät die Ausstellung dieser Seite des Unterrichts ganz außergewöhnlich tüchtige sachliche Leitung.*) Alle Techniken, die mit der Hämmerbarkeit der Metalle, dem Herausholen plastischer Erscheinung aus der Fläche (Treiben) ebenso wie der Biegsamkeit des Stoffes, der Verdichtung oder der Verringerung der Masse desselben in Verbindung stehen (Goldschmiedekunst ausgenommen), die weiter Schweißbarkeit, Ätz-, Tauschier- und andere Verfahren klarstellen, sind durch charakteristische Belege erläutert. Von ganz besonderer Reichhaltigkeit ist die Vorführung der Ziseleurabteilung; sie weist ebenso alle Momente der technischen Arbeitsprozedur auf, als auch die Einführung des Lernenden in die Welt der Formen, von der Elementarstufe, dem Einschroten und allmählichen Heraustreiben einer Blattform bis zur Herstellung der vollen Rundbüste. Zahlreiche, mit Email-Décor versehene Stücke lassen den Wunsch wach werden, es möchte bei dieser Prozedur mehr das Zusammenklingen der Farben berücksichtigt werden, als das Betonen der Gegensätze. Email soll doch im Grunde eine harmonische Bereicherung der Erscheinung sein, nicht der akzentuierten Zeichnung eines bestimmten ornamentalen Motives dienen. Bei Betrachtung älterer Emailarbeiten, zumal ostasiatischer, wird man das wesentliche Moment immer in der Einheitlichkeit der Wirkung erkennen, nicht in der Prononcierung des aufgetragenen Schmelzes gegenüber dem metallischen Grunde. Wird letztere zum Prinzip erhoben, so verfallen wir wieder in den alten Fehler: Statt das Ornament, den Schmuck, mit der Fläche zu verbinden, stellt es sich in Gegensatz zu dieser; es könnte ebenso gut aufgeleimt sein. Das nämliche gilt übrigens auch für eine große Anzahl von Arbeiten gleicher Art, die von Münchener Firmen ausgestellt sind. Manche dieser Objekte sehen aus, als hätte es sich weniger um feine Flächenbelebung durch farbigen Decor, als um möglichst auffällige Zutaten gehandelt.

Die technisch einwandfreie Handhabung einer Prozedur allein reicht noch nicht aus zur Schaffung des Kunstwerkes, sonst wären die mit einem technischen Raffinement ohnegleichen hergestellten, im übrigen aber geradezu schauderhaften Gräberplastiken, wie man sie zahlreich auf Italiens Campi Santi findet, Muster des guten Geschmackes. Nun — so weit braucht man nicht zu schweifen, es gibt in nächster Nähe Dinge, die sich trotz sehr fragwürdiger künstlerischer Qualitäten des riesigsten Absatzes erfreuen, z. B. Cigarren-Abschneid-Vorrichtungen in Form eines Dachshundes, die in Bewegung gesetzt werden durch einen Druck auf den Schwanz des Tieres — — — usw.

Von ganz vorzüglicher Qualität sind die im nämlichen Raum ausgestellten künstlerischen Eisenarbeiten, Objekte der mannigfaltigsten Art, unter denen einzelne

*) Wenn hier von der Nennung aller in Betracht kommenden Namen Abstand genommen wurde, geschah es, um möglicherweise vorkommenden Unterlassungen, die nur allzuleicht mit unterlaufen, vorzubeugen. Der in vielen Beziehungen etwas lückenhafte Katalog gibt sie alle unverkürzt.

Meisterstücke, zum Strauß vereinigte Blumen z. B. zeigen, wie weit man in der Material-Bearbeitung gehen kann. Wohltuend ist vor allem an diesen Dingen die glücklich vermiedene Einheitlichkeit der Erscheinung, das glücklich vermiedene Rezept, die Betonung des handwerklich und stofflich richtigen Denkens. — Ein anderer Saal enthält Arbeiten der unter sich in naher Beziehung stehenden Gebiete der Buchdruckerei und Buchbinderei; ihnen sind eine Reihe von Proben aus dem Lehrgange des Lithographen und des Photographen zugesellt.

Das erstgenannte Betätigungsfeld zeigt erfreulicherweise ernste Anstrengungen, einem Gebiete wieder zu künstlerischer Bedeutung zu verhelfen, das während vieler Jahrzehnte den Ausdruck völligster Verkommenheit an sich trug uud dadurch nicht wenig zur Herabdrückung des allgemeinen Geschmacksniveaus beigetragen hat. Rühmlich ist es gerade nicht, daß in solchen Dingen die neue Welt der alten, England ausgenommen, nicht bloß erfolgreich Konkurrenz macht, sondern sie stellenweise überflügelt hat. Ihrer sind leider Gottes in Deutschland auch heute noch nicht gar viele, die mit allen Mitteln das Buch und was damit zusammenhängt, ernstlich wieder zum Kunstwerke zu machen bestrebt sind. Vielfach gilt, abgesehen von der Vorherrschaft des angeborenen Ungeschmackes das ganz unsinnige Vorurteil, als bedinge einheitliche Ausstattung immer auch erhöhten Kostenaufwand. Natürlich, gutes Papier ist teurer als schlechtes und ein Umschlag in künstlerischer Erscheinung kostet vielleicht um eine Kleinigkeit mehr, als die Anwendung der hergebrachten Schablone, die zu tief Wurzel geschlagen hat, um im Verlaufe kurzer Zeit den höchst verdienstvollen Ansätzen Weniger wie z. B. des Insel-Verlages in Leipzig, des Diederichs'schen in Jena gegenüber in Mißkredit zu kommen. Um Bücher allein handelt es sich übrigens keineswegs. Die gewöhnliche Geschäftskarte, die Mitteilung, das Briefkouvert, kurzum der gesamte Akzidenzdruck braucht nicht geschmacklos, er kann unter Aufwand der einfachsten Mittel gut und geschmackvoll sein. Die aufgelegten Proben geben beredtes Zeugnis dafür. Auch in diesen Dingen ist es wie in allen andern: Wo die künstlerische Rücksichtnahme das scheinbar Nebensächliche außer Acht läßt und sich nur am Großen, in die Augen Fallenden dokumentiert. da ist's mit der wahren künstlerischen Kultur überhaupt nicht weit her.

Ueberaus erfreulich ist, was die Buchbinderlehrkurse zur Ausstellung beisteuerten. Ein gesunder Geist ist auch da wieder eingezogen. Der Goldkladderadatsch der „Prachtwerke" hat seine Rolle hoffentlich ausgespielt. Die auf schönes Ebenmaß abzielende einfache Flächenteilung ohne allzugroßen Aufwand an Ornamenten, die richtige Berücksichtigung der Schrift nach Form, Anordnung, Plazierung im gegebenen Raume, selbst bei ganz anspruchslosen, in billigem Material hergestellten Bänden, die reizend gemusterten Bunt- und mittelst Kleisterverfahren hergestellten Zierpapiere, von denen letztere vielfach zu köstlichen Einbänden benutzt sind, die wieder zu Ehren gekommene Handvergoldung, die Verwendung zierlicher Fileten, das dezente Auftreten von Ledermosaik — all das spricht von einem Erfassen der Aufgabe im besten Sinne. Dergleichen in wahrhaft handwerklich gediegener Weise von den Handwerkskünstlern der Zukunft hergestellt, dem vielen, entsetzlich vielen Schund, der durch Fabrikbetriebe gleichen Faches in die Welt hinausgejagt wird, gegenübergestellt zu sehen, ist eine Freude. All das pomphaft aufgedonnerte Zeug, wie es sonst bei solchen Gelegenheiten aufmarschierte, die „Widmungen", „Ehrengeschenke", „Jubiläumsmappen" usw., man vermißt es gar nicht. Ueberall ein Vorwiegen von Einfachheit, Sachlichkeit, stofflicher Wahrheit, weiter der allem Protzenhaften antipodische Ausdruck der Arbeit und das Erfreuliche dran, daß junge Menschen, die das Leben vor sich haben, all das schaffen. Hoffentlich bleiben sie dabei. — Uebrigens sei auch hier die Frage der Frauenarbeit kurz gestreift. Die „Guild of Women-Binders", die „Hampstead-Bindery" und manch andere Vereinigung gleichen Zwecks zeigen, welch vor-

treffliche Arbeit Frauenhände gerade auf diesem Gebiete zu schaffen vermögen. Warum sollte München nicht der richtige Boden sein für eine solche Unternehmung, die der Hauptsache nach anleitend wirken müßte, gleichzeitig aber auch Aufträge übernähme; es braucht ja nicht gleich „G. m. b. H." oder sonst so ein Unternehmerstück zu sein, bei dem die Hauptsache immer darauf hinausläuft, möglichst hohen Umsatz, möglichst hohen Gewinn zu erzielen. Für den Umsatz: die Fabrik, — für das Kunstbedürfnis: die Handarbeit, — oder sind wir darin „noch nicht weit genug?" Gibt München auf dem Gebiete der Volks-, wie der männlichen Fortbildungsgewerbeschule ein Bild höchsten Wollens, warum dann nicht auch in anderen wichtigen Fragen, die in immer größerem Maßstab sich entrollen? Weit wichtiger als eine Vermehrung der wissenschaftlichen Arbeiter ist auch für das weibliche Geschlecht die Eröffnung von Wegen, die zur Erkenntnis des Lebens, wie es ist, führen. Warum nicht unter gesunden Gesichtspunkten gebildete brauchbare Kräfte heranziehen, die keinen Widerwillen vor praktischer Arbeit haben? — Warum immer und immer wieder das völlig falsche Beurteilen dessen, was der Frau ziemt, was ihr frommt! Brauchbare Arbeit geziemt jedem! Warum ungezählte Mengen brauchbarer Arbeitskraft brach liegen lassen? Zu „Damen" werden auch in Zukunft noch genug junge Mädchen sich ausbilden lassen. Die Welt, auf die es ankommt, braucht solche erst in zweiter, dritter Linie!

Der nämliche Saal enthält weiter zahlreiche vorzügliche Arbeiten der Lithographenkurse. Sie nehmen ein Niveau ein, das sich ganz wesentlich unterscheidet von den Durchschnittsleistungen der handwerklich betriebenen, ihre Ansprüche auf ein bescheidenes Maß reduzierenden Sorte von Steindruckerei, wie sie vielenorts heute noch gang und gäbe ist. In diesen Arbeiten liegt, nicht minder als in jenen der photographischen Kurse ein starkes Wollen nach vorwärts, nach Hebung des Berufes, nach geschmacklicher Ausdrucksweise. — Am stärksten prägt sich diese Tendenz vielleicht aus in den Arbeiten der Dekorationsmaler. Wer die gezeichneten Studien dieser Abteilung verfolgt, die Vertiefung wahrnimmt, die sich darin äußert, wer weiter die flächig geradezu brillant behandelten farbigen Arbeiten, die dekorativen Blumenstudien einer genauen Würdigung unterzieht, wird zugeben müssen, daß Besseres, selbst an älteren Anstalten des Auslandes, kaum geleistet wird. Tritt auch bei Lösung kompositioneller Aufgaben der Einfluß Japans, der sich überall ungewollt, ungerufen festgesetzt hat, hin und wieder deutlich zu Tage, so sei das durchaus nicht ein Tadel. Es handelt sich nicht um ein oberflächliches Nachbeten fremder Originale, vielmehr hat man es mit klar überlegten Arbeiten zu tun, in denen künstlerisch wertvolle Anregungen ihren völlig veränderten Forderungen angepaßten Ausbau gefunden haben. Einzelne Leistungen aus dieser gewerblichen Malerschule an der Westenriederstraße wirken geradezu verblüffend. Offenbar hängen auch hier die leitenden Kräfte nicht am Buchstaben; sie geben dem ihrem Unterrichte Folgenden sichtlich überall die größte Schaffensfreiheit. Nicht die Schule, wohl aber die vorzügliche Schulung hat hier das Wort. An zwei Kastenmöbeln ist eine durchaus originelle Art von farbig-plastischer Dekoration, die mit verschiedenen Entwürfen korrespondiert, bei den Felderfüllungen in Anwendung gebracht. Die Zeichnung der Ornamente, im einen Fall z. B. ein kräftig wirkendes Blau ist durch eine besonders präparierte Farbmasse reliefartig wie Gessoduro, aufgetragen, der dazwischen stehen gebliebene Grund dann mit allerlei Vogelfiguren gefüllt und so eine außerordentlich reizvolle Wirkung erzielt.

Maria-Eich-Planegg. Berlepsch-Valendàs.

Der Werkbund.

Auf der Versammlung des deutschen Werkbundes am 11. und 12. Juli in München ist viel geredet worden. Gutes und weniger Gutes, wie es solche Anlässe mit sich bringen. Fast alle Redner schienen bemüht darzutun, wie nach ihrer Ansicht dem deutschen Kunstgewerbe im allgemeinen und dem Kunsthandwerker im besonderen auf die Beine zu helfen sei. Ein Uneingeweihter mußte die Vorstellung bekommen, daß es mit dem Kunstgewerbe und namentlich mit der Ausbildung der Kunstgewerbler im Deutschen Reich recht traurig bestellt sei. „Der Staat muß helfen.“ „Die Gewerbeschulen taugen nichts, müssen gründlichst reformiert werden.“ „Der Großbetrieb ruiniert den Handwerker.“ „Die Meisterlehre aber taugt erst recht nichts mehr.“

Und mehr oder weniger klangen all die beweglichen Klagen aus in den Schluß: „Der Künstler ist der einzige, der helfen kann, um das durch den Kapitalismus gänzlich auf den Hund gekommene Handwerk wieder zu heben und zur alten Tüchtigkeit zu erziehen.“

Zweifellos ist viel Gutes und Richtiges gesagt worden und manches kann und wird verbessert werden. Wem hätte z. B. nicht Herrn Stadtschulrat Kerschensteiners Rat gefallen, als er mahnte, bei der Ausbildung des jungen Nachwuchses nicht zu sehr im einzelnen sich zu verlieren, sondern den Hauptwert auf die Hebung der allgemeinen Fähigkeiten zu legen? Veredelnd sollen wir einzuwirken suchen auf die Seelen, um dem überhandnehmenden Materialismus unserer Zeit wieder bleibende Ideale entgegenzustellen. Und vor allem soll in dem tüchtigen Handwerker wieder die Hoffnung als mächtigster Stachel allen Strebens geweckt werden; die Hoffnung auf besseres Fortkommen, auf höheren Verdienst, auf Hebung seiner sozialen Stellung. Das sind durchaus reale erstrebenswerte Ziele, und die Mitglieder des deutschen Werkbundes tun gut daran, sich mit ihnen zu identifizieren. Was aber das allgemeine große Gejammer über das Darniederliegen des deutschen Kunstgewerbes, über die Rückständigkeit der staatlichen Schulen und über den Verfall des Handwerks anlangt, so gestehe ich offen, daß ich diese Klagen für unberechtigt, zum mindesten für übertrieben halte.

Es ist ja gut, wenn wir an uns arbeiten und den Fehler der Selbstberäucherung vermeiden, in den wir Deutsche sonst so gern verfallen.

Aber blicken wir doch einmal um uns, wo im vielgepriesenen Ausland gibt es denn eine kunstgewerbliche Bewegung wie die unsere? Glaubt jemand im Ernst, daß mit englischen, französischen oder italienischen Handwerkern Besseres geschaffen werden könne, als wir auf unseren Ausstellungen schon seit Jahren zu sehen gewohnt sind? Er möge den Versuch machen, der vielgeschmähte deutsche Handwerksmann wird dabei nicht schlecht fahren.

Und wo im Ausland gibt es denn etwas, das unseren staatlichen Schulen an die Seite gestellt werden könnte? Ich glaube, daß selten eine so radikale Umwertung aller Werte so günstige Bedingungen gefunden hat und so rasche Erfolge zeitigen konnte, wie unsere modernen kunstgewerblichen Ideen. Erinnern wir uns doch, was ist in dem Dezennium nicht alles geschehen? Wie rasch und üppig ist die Saat herangereift! (Darüber, daß auch viel Unkraut dazwischen ist, sind wir uns ja alle klar, aber wie könnte es anders sein!)

Vor allem möchte ich aber das deutsche Handwerk in Schutz nehmen gegen die Anschuldigung, es sei der Aufgabe nicht gewachsen, welche die Künstler ihm stellen. Zugegeben, daß manches zu bessern sein wird, was namentlich in unseren leidigen sozialen und politischen Zuständen begründet liegt, so glaube ich doch, daß es zum wenigsten unseren richtig geleiteten, großen kunstgewerblichen Werkstätten bisher nicht an Menschenmaterial gefehlt hat, um die Aufgaben zu lösen, welche unsere modernen

Künstler ihnen stellten. Und recht knissliche, technisch oft ans Unmögliche grenzende Aufgaben sind es gewesen, die wir in Holz und Metall und Stein auf unseren Ausstellungen vor uns sahen. Ganz neue Techniken sind erfunden worden, vom Künstler und Handwerker gemeinsam. Wo die Aufgabe möglich war und wo sie richtig gestellt wurde, ist sie in der überwiegenden Mehrzahl der Fälle auch gelöst worden, und dabei meistens nicht einmal von dem jungen in unseren Schulen erzogenen Nachwuchs, sondern von dem durch eine sterile, geschmacklose Periode in Grund und Boden hinein verunbildeten Handwerker.

Aber das ist meines Erachtens der springende Punkt: es kommt darauf an, wie die Aufgabe gestellt wird!

Wenn der Künstler verlangt, daß jeder biedere Handwerksmann seinen genialen Gedankenflug sofort nachempfinden und praktisch darstellen soll, so verlangt er etwas, was mit aller Schulung niemals zu erreichen sein wird. Was vor allem Not tut, ist, daß der Künstler selber die Technik des Handwerkes erlernt, in dem er darstellen will, oder daß er sich hierfür geeigneter Vermittler bedient.

Man sehe sich doch einmal um, wie wenige Künstlernamen sich im Kunstgewerbe bleibende Geltung verschafft haben, und man wird finden, daß alle diese ausnahmslos seit Jahren in innigster Fühlung mit der Werkstatt gearbeitet haben. Nur darin liegt das Heil, nur so ist auf die Dauer ein Erfolg möglich. Die genialen Ideen allein genügen nicht, das Kunsthandwerk muß erlernt, muß gründlichst studiert werden, und kann nicht mit dauerndem Erfolg dilettantisch im Nebenberuf betrieben werden. Aber viele Künstler scheinen das zu übersehen, und glauben noch dazu gleichzeitig Künstler, Kaufmann und Techniker sein zu können, wenn gerade die Lust sie ankommt sich kunstgewerblich zu betätigen. Ein verhängnisvoller Irrtum, und wie ich annehme, der Grund zu vielen Klagen auf beiden Seiten. Dafür, daß die ihm vom Künstler gemachten Vorwürfe den deutschen Handwerker nicht treffen, kann ich unantastbare Beweise bringen. Es ist z. B. den Vereinigten Werkstätten für Kunst im Handwerk ohne besondere Schwierigkeiten möglich gewesen, in ihren im vorigen Herbst neu gegründeten Fabriken in Bremen und Berlin, mit gänzlich neuem, zusammengewürfeltem Personal, Arbeiten von so extrem empfindenden Künstlern, wie beispielsweise Bruno Paul und R. A. Schröder in derselben Vollendung und ebenso vorteilhaft wie in ihrer alten Münchener Fabrik herzustellen, und ich glaube, daß dies Experiment sich auch anderswo wiederholen ließe. Im Handwerk ist es wie überall, die große Masse ist träge und muß geschoben werden, und nur die wenigen rührigen Köpfe sind für neue Ideen empfänglich und helfen schieben. Das ist aber nichts neues, und war immer so, so lange die Welt steht, man unterschätze deswegen nicht das Material. Gerade unter den besseren Elementen unseres Handwerkerstandes finden sich wahre Perlen. Leute, die es an Energie und Begeisterung für moderne Ideen mit jedem von uns aufnehmen. Ich kenne einen Tischler, der als Geselle an der Hobelbank das Einjährigen-Examen an der Realschule glänzend bestand und der sich jetzt für das Abiturienten-Examen vorbereitet. — Selbstverständlich sind das Ausnahmen, aber ich muß sagen, daß ich doch meine Zweifel darüber habe, ob wirklich im Durchschnitt die Qualität unserer Handwerker gegen früher so sehr gesunken ist. Zugegeben, daß das Handwerk heute sich zum großen Teile aus niederen Klassen ergänzt als früher, so muß dagegen berücksichtigt werden, wie sehr sich die Nation als solche gehoben hat. Das Niveau des heutigen Handwerkes steht damit gewiß an Bildung, Aufklärung und Wohlstand hinter früheren Zeiten nicht zurück.

Wem es gelingt, die Brücken zu schlagen über die Abgründe, welche sozialer Haß und politische Verblendung zwischen Mensch und Mensch gerissen haben, der wird alle die Qualitäten im deutschen Handwerker finden, über deren Fehlen jetzt so häufig gejammert wird. Ich habe lange Jahre im Ausland gelebt und habe damals die

Entdeckung der großen deutschen kunstgewerblichen Bewegung wie ein entfernter Zuschauer betrachtet. Da muß ich nun sagen, daß nichts in mir den Glauben an die Zukunft und Größe unseres Volkes so bestärkt hat, wie dieser jugendlich kräftige Trieb, den wir vor allen anderen Völkern voraus haben. Darum betrübt es mich doppelt, wenn ich auf der Tagung des Werkbundes so wenig praktische Leistung und so viel Jammer und Klagen hörte, und ich glaubte daher, daran erinnern zu sollen, daß Grund zu Freude und Hoffnung vorhanden ist, und daß die Söhne unseres Volkes auch den großen Aufgaben gewachsen sein werden, die ihrer harren.

Ueber das Zustandekommen des Deutschen Werkbundes haben sich gewiß alle Beteiligten herzlich gefreut. Der Bund erfüllt mit seiner bloßen Existenz bereits eine Aufgabe, indem er Gleichstrebende eint, und bei gelegentlicher Tagung zusammenführt. Soll der Bund aber weitere Aufgaben erfüllen, so gäbe es wohl wertvollere Arbeit als übertriebene Klagen über das Handwerk. Ich fühle mich nicht berufen, hier definitive Vorschläge zu machen, möchte aber doch auf folgende Punkte hindeuten:

1. Ausarbeitung einer Gebührenordnung für Entwürfe zwischen Künstler und Handwerker oder Industriellen einerseits und zwischen diesen und dem Käufer anderseits nach Art des Tarifes des V. D. A.
2. Abmachungen seitens der Vereinsmitglieder, daß Entwürfe für Konkurrenzen nicht mehr kostenlos abgegeben werden.
3. Maßnahmen zum Schutz künstlerischer Entwürfe, juristischer Beistand und unter Umständen sogar prozessuale Verfolgung durch den Verein.
4. Einsetzung von Schiedsgerichten in Streitfragen zwischen Künstlern und Industriellen und dem Publikum.
5. Regelung des Ausstellungswesens.

Dieses und vieles andere wären Aufgaben, welche allerdings zweckmäßiger in Kommissionen vorzuberaten, als in langen Reden breitzutreten wären.

(Wenn dann auf der nächsten Tagung weniger geredet würde und statt dessen das Essen etwas besser wäre, so würde, glaube ich, niemand darüber traurig sein.)

Bremen. J. G. W. Schröder,

Direktor der Vereinigten Werkstätten für Kunst im Handwerk.

Literatur.

Johann Ballhorn in Bayern.

Von E. Stemplinger in München.

Prof. Dr. Crusius hat neulich an dieser Stelle mit köstlichem Humor wieder einmal Herrn Ballhorn auf die dummfrechen Finger geklopft. Und wahrlich, man kann diesem Biedermann nicht scharf genug am Zeuge flicken.

Wir wollen heute ein anderes opus von ihm näher ins Auge fassen, die „Lieder für die deutsche Volksschule“, herausgegeben vom Bezirkslehrerverein München, Heft 1, 2, 3 (München 1894 ff.). Heft II S. 4 ist ausdrücklich vermerkt: „Stets wurde darauf gesehen, die Volkslieder nach Melodie und Text in ihrer ursprünglichen Form wiederzugeben“. Ein löbliches Verfahren, meint der Unkundige und — irrt sich schwer.

Unser prächtiges Volkslied „Wenn ich ein Vöglein wär’“, hat nach „Ernst Anschütz“ folgende wirklich ergreifende Umdichtung erfahren (III S. 7):

„Wenn ich ein Vöglein wär’,
Flög’ ich weit übers Meer,
Weit in die Welt.
Doch da dies nicht kann sein,
Geh’ ich durch Flur und Hain,
Wie mir’s gefällt“.

(Weil er nicht fliegen kann, „geht“ er auf Schusterskrappen — durch Flur und Hain!! Das naive „Bleib’ ich allhier“ des Volksliedes ging dem Umdichter nicht auf.) Weiter!

„Ach, wie so schön mags sein,
Wo, wie ein Fichtenhain,
Zitronen stehn!
Möchte wohl wandern drin,
Als Vöglein flög’ ich hin,
Ueber die Höhn.“

(Wo die Zitronen wie Fichtenhaine stehen, da mags wohl der Mühe wert sein, drin zu wandern — und zwar als Vöglein!) Weiter!

„Doch, da zu jeder Frist
Der Wunsch vergebens ist
Vöglein zu sein,
Bleibe ich, was ich bin,
Und wünsche frohen Sinn
Mir nur allein!“

(Köstlich ist die sinngemäße Betonung! Sehr egoistisch klingt es, daß er sich nur allein frohen Sinn wünscht).

Einen solch widerlichen Unsinn läßt man die Jungens singen statt des keuschen, herzigechten Volksliedes, das hoffentlich jeder Leser noch kennt.

In Höltys „Mailied“ (I 27) singt unser Liederbuch Nr. 2:

„Pflückt einen Kranz
Und haltet Tanz
In grünen Hainen,
Ihr lieben Kleinen!“

Und Hölty?

„Haltet Tanz
Auf grünen Auen,
Ihr schönen Frauen!“

Aber ja, die schönen Frauen könnten bei den Knaben der 1. und 2. Schulklasse sexuelle Empfindungen wachrufen!

In Goethes „Frühzeitiger Frühling“ (III 74) wird Str. 4 eigenmächtig nach Str. 7 gesetzt, wird der Text verbessert — wie natürlich! — und werden die drei letzten Strophen getilgt. Natürlich, heißt es ja in der schlimmsten:

„Saget, seit gestern, Liebliche Schwestern,
Wie mir geschah, Liebchen ist da!“

Warum setzte Ballhorn statt „Liebchen“ nicht „Tante“ oder „Onkel“ ein? Da hilft sich denn „Renner“, dessen Oberquartette an vielen Anstalten gesungen werden, in Goethes „Sommerlied“ anders! Der schlimme Heide hatte gewagt zu singen:

„Ach, aber da, Im Kämmerlein,
Wo Liebchen ich sah, So nieder und klein —!“

Ballhorn verbessert, geistreich wie er nun einmal ist, also:

„Als ich im Hei-
mattale dich sah,
O Hüttelein,
So nieder und klein!“

Nicht wahr, eine reizende Strophe! Dieser schöne Reim: „Hei-“ und „sah“! Und diese famose Satzkonstruktion, die das Leidenschaftliche des Wiedersehens durch einen abgekappten Satz malt!

Im „Frühlingskonzert“ von J. Vogl (III 78) korrigiert der Zensor, nachdem er die „Demoiselle Lerche“ zur „Sängerin Frau Lerche“ umgetauft, das Quodlibet „betitelt Lieb und Mai“ in „Scherz und Mai“. Das ist doch die Prüderie im Kubus!

Eichendorffs „Der frohe Wandersmann“ (II 10) erregte ebenfalls schwere Bedenken. Nr. 2 ist gestrichen. Und mit Recht. Man höre:

„Die Trägen, die zu Hause liegen,
Erquicket nicht das Morgenrot;
Sie wissen nur von Kinderwiegen,
Von Sorgen, Last und Not ums Brot.“

Merkst du wohl, daß das „Kinderwiegen“ sittliche Gefahren in sich birgt? Die lieben Kinder sehen und üben zwar diesen —Brauch sehr häufig; aber davon zu singen, das geht doch über das Wohlanständige.

Im gleichen Sinne läßt Freund Ballhorn in Arndts „Frühlingslust“ (III 86), nachdem er vorher „Nicht der hellste Tänzer sein?“ in „Da sich alle Wesen freun“ umgedichtet hat — des Dichters Antithese erfaßte er ja nicht — Nr. 6 schlankweg fort. Sie lautet:

„Juchhei! alle Welt!
Juchhei in Liebe!
Liebeslust und Wonneschall,
Erd' und Himmel halten Ball.“

Liebeslust — Wonneschall — und noch dazu einen Ball — deswegen war ja oben der „Tänzer“ gestrichen worden —, was zu viel ist, ist zu viel!

* * *

So verunstaltet und mißgestaltet kommen unsere schönen Volkslieder in das Gedächtnis unserer Kinder! Daß pädagogisch wirklich anstößige Stellen bei halberwachsenen Kindern vermieden werden, das versteht sich von selbst. Aber dann verzichte man eben auf solche Texte, beschneide und schneidere sie aber nicht zurecht. Wo aber in der Tat nichts zu beanstanden ist, wie bei obigen Stellen, da vermeide man es doch, sich zum Gelächter der Vernünftigen zu machen. Wenn man in Gebeten Worte sprechen läßt, wie: „Selig ist der Leib, der dich getragen, selig sind die Brüste, die du gesogen hast“ oder „Gebenedeit ist die Frucht deines Leibes“ — mit der richtigen Bemerkung, daß Kinder dabei sich nichts dächten, so können sie doch wohl bei obigen dem Ballhorn zum Opfer gefallenen Stellen sicherlich noch weniger „denken“.

Arnulf Sonntag.*)

Wie weit, denke ich mir oft, könnte es der und jener bringen, wenn er zu seiner formalen Gewandtheit hinzu noch Geschmack und Selbstkritik genug hätte, um das falsche Pathos stets vom wahren, die Affektation vom Affekt, wirkliche Gefühle von eingebildeten oder nachgefühlten zu scheiden. Es ist ein Jammer: unsere neuen Lyriker belauern sich fortwährend selbst, sie suchen sich immer neue Seiten abzugewinnen, sie lieben es, von den Leuten des Alltags mit Verachtung zu reden, aber nicht etwa, weil sie ernsthafte moralische Konflikte mit dem Alltag gehabt hätten, sondern weil ihnen irgend eine kleine Liebschaft schlecht hinausgegangen oder weil angeblich die Wissenschaften trocken sind usw. — kurz und gut, die ewige Selbstbelauerung zeitigt bei so kleinen Erlebnissen nichts als Posen. Man muß das umsomehr bedauern, als ja auch aus dem kleinsten Erlebnis, wenn es nur einigermaßen naiv und bescheiden dabei hergeht, etwas zu machen ist. Aber nein. Das will man nicht, mit Weltkugeln muß gespielt werden, „laß — Ganz dich, Weib, genießen“ (Arnulf Sonntag) heißt es, und unsere Lyriker maskieren sich als faustische oder Renaissance-Monstra; es müßte schrecklich in der Welt aussehen, wenn die Lyriker alle Greuel der Verführung, Herzens- und Verstandesverwüstung begangen hätten, die sie besingen.

Auch Arnulf Sonntag hat etwas von der geschilderten Art. Er hat auch die große formale Gewandtheit, mit der man es, wie gesagt, so weit bringen könnte. Etliches ist ihm in jeder Beziehung gut gelungen, z. B. diese zwei Strophen:

Erwacht.

Als wir noch Kinder waren, du und ich,
Spielten wir so gern zusammen
Vom frühen Morgen bis der Tag entwich,
Manchmal bis die Sterne kamen.

Und nun, als heut du mir ins Aug' geblickt
Fühlt ich meinen Atem stocken,
Und als ich stumm dir nur die Hand gedrückt,
Sind wir beide leis erschrocken.

Arnulf Sonntag hat auch fünf Einakter geschrieben.

Der erste heißt Erna. Ich glaube nicht an diese Erna, die einen alten Herrn und Freund ihres Bruders heiraten soll, um die Familie zu retten, die ihn aber nicht heiratet, weil sie schon weiß, was ältere Männer gewöhnlich hinter sich haben. Erna stürzt sich vom Balkon herab. Es ist eine sehr alte Fabel — lassen wir Erna liegen — requiescat in pace.

Der zweite Einakter heißt Luise. Hier kann ich vor allem nicht an den Mann glauben, der als illegitimer Gatte drei Jahre lang mit Luise zusammengelebt hat ohne sie zu berühren. Natürlich brennt ihm dann Luise durch, zwecks reellerer Genüsse, und schenkt Lieb und Leib einem russischen Geiger. Unter all meinen Bekannten ist niemand, der mit einer Frau drei Jahre lang eine illegitime Ehe führen möchte, ohne daß es eine Ehe wäre — als ob überhaupt geistige und körperliche Liebe sich ausschlössen! Wenn dies niemand glaubt — warum soll es der verlassene Gatte der Luise tun. Lieber, wie gesagt, glaube ich nicht an den Gatten.

Jeanette heißt der Titel des dritten Aktes. Ein Primaner, Sohn eines Offiziers, tötet eine Münchner Kellnerin auf einer Korpskneipe, zu der er eingeladen ist. Er tötet sie, damit Jeanette, die Kellnerin, so tugendhaft bleibt, wie sie bisher

*) Gedichte. Verlag Georg Müller in München. Virgines. Fünf Einakter. Ebd.

war. Wenn der Primaner als eine pathologische Abnormität dargestellt wäre, meinetwegen. Aber er soll ja das Ideal verkörpern, im Gegensatz zu den Korpsstudenten, die mit der Kellnerin nur aus Sinnlichkeit poussieren. Der Junge soll Furcht und Mitleid erregen. Aber mir geht die Geschichte nicht nahe (weil sie schlecht erfunden ist, weil der Nachweis, daß deutsche Offiziere solche trottelhafte Söhne haben, nicht erbracht ist) — also lasse ich auch die tote Jeanette ruhig liegen und sage wiederum: requiescat in pace!

Der vierte Akt trägt den Namen Klara. Die Großtat der Klara besteht darin, daß sie einen Mann, der schon sehr lange mit einer Jugendgespielin verlobt ist, dieser seiner Braut wegfischt und sich mit ihm verlobt. Die Gewissensbisse des Herrn Bräutigams werden zuerst mit großen Tönen begleitet, aber in zehn Minuten ist er geheilt und kreuzfidel. „Wie hast du denn das fertig gebracht?“ fragt der Bruder. Klara: — „Weil ihr Männer alle miteinander kleine Feiglinge seid.“ Leb auch du wohl, Klärchen!

Es erübrigt noch die Lili. Früher hat sie einen Maler geliebt und jetzt heiratet sie einen Kommerzienrat. Da taucht der Maler wieder auf; er und Lili schließen einen Kompromiß, aus dem er als Hausfreund hervorgeht. Dieser letzte Akt ist nicht unwahrscheinlich und auch nicht schlecht geschrieben.

Nachdem also doch ein Gerechter in Sodom gefunden worden ist, wollen wir der Stadt nicht den völligen Untergang weissagen.

München. Karl Borromäus Heinrich.

Deutsche Dichter für die Hausbibliothek.

Der Verlag von Herder in Freiburg läßt von Lindemanns Bibliothek deutscher Klassiker zur Zeit vom Gymnasialdirektor Hellinghaus die zweite Auflage vollständig neu bearbeiten. Von der trefflich gelungenen dreibändigen Auswahl aus Goethe war hier schon die Rede (März 1907). Heute liegen weitere drei Bände vor, deren erster Klopstock, Hölty, Voß und Fritz Stollberg behandelt, der zweite Lessing und Wieland, der dritte Herder, Claudius, Bürger und Jean Paul. Wenn es gestattet ist, aus eigener Erinnerung zu reden, so möchte ich gerne bekennen, daß es mit die köstlichsten Stunden der Jugend waren, die ich über diesen Lindemannschen Auswahlbänden hinbrachte. Schönstes Gedenken knüpft sich an die erste Bekanntschaft mit Klopstocks Oden und Messias, deren brausende Idealität nur vom jugendlichen Herzen ganz kritiklos genossen wird und durch die hausbackene Wackerkeit Vossens eine heilsame Gegenwirkung erfährt. Lessings Meisterdramen liest der Knabe besser zu früh, wo er sich ihnen mit innerster Anteilnahme hingibt, als zu spät, wann er pflichtmäßig auf der Schule sich an ihnen langweilen darf. Wie wenige Deutsche haben Wielands Oberon rechtzeitig in dem Alter lieben gelernt, da die Lust an bunten Abenteuern noch unvermindert, der Geschmack an poetischer Form schon im Keimen ist. Viel zu gering sind die Wirkungen Herders, der jeder jungen Seele der stürmische Lehrer werden könnte, der er dem Straßburger Goethe war. So ist auch die Auswahl von Claudius und Bürger angetan, ihr Unvergängliches zu erhalten. Hingegen ist die aus Jean Paul unzulänglich. Wenn einem deutschen Schriftsteller, könnte ihm durch eine nicht zu karge Auswahl eine Wohltat erwiesen werden. Das Leben des Schulmeisterleins Wuz mag als einziges im Rahmen eines Sammelbandes mögliches Ganzes bleiben, aber anstatt der kleinen Stücke (unter denen vor allem die greuliche Neujahrsnacht eines Unglücklichen fallen müßte) wäre eine richtige Auswahl aus dem ganzen Jean Paul vorzuziehen. Vielleicht erwägt der verdienstvolle Bearbeiter, die Jean Paul gewidmeten hundert Seiten in einer neuen Auflage lieber Herder noch zuzuteilen, dessen Prosa nicht zu ihrem Rechte kommt und dafür jetzt schon

einen ausgiebigen Band Jean Paul herzustellen, der den Meisterschilderer engen Behagens so gut zeigt wie den sprachgewaltigen Schöpfer der niemals geschauten italischen Landschaft, den hinreißenden Schwärmer des Hesperus, den geistvollen Denker der Vorschule der Aesthetik und der Levana. Jean Paul ist die nötigste von unseren Ausgrabungen, die wertvollste und lohnendste. — Als Ganzes sind die drei Bände geschickt zusammengestellt, und durchaus nicht von einer engen Ansicht aus gewählt; trefflich geeignet für alle Arten von Schulen, und eine Zier der Hausbibliothek. Die Einleitungen lassen möglichst die Dichter selbst zu Worte kommen, orientieren gut und wahren den Standpunkt des Christentums bei aller Festigkeit mit Verständnis und Takt. Ueberall sind die Ausgaben letzter Hand zugrundegelegt; Anmerkungen am Ende des Bandes erleichtern Genuß und Verständnis. Die Bände sind mit der Gediegenheit ausgestattet, die den Verlag mit in die erste Reihe deutscher Buchunternehmen stellt.

Eines der Bücher, von denen das sonst gern mißbrauchte Wort gilt, daß sie in keinem besseren Hause fehlen sollten, ist Wolffs poetischer Hausschatz des deutschen Volkes (O. Wigand, Leipzig), von dem vor kurzem das 251. bis 260. Tausend herausgekommen ist. Die erste Anregung zu einem solchen Unternehmen ging 1808 von der bayrischen Unterrichtsverwaltung aus: Goethe wurde aufgefordert, „eine Sammlung des vorzüglichsten unserer deutschen Klassiker" zu schaffen, „die als Sammlung klassisch sei, um sowohl durch ihren inneren Wert als durch ihre äußere Autorität vor allen anderen willkürlich veranstalteten Sammlungen den Vorrang zu verdienen", und „das natürlichste gemeinschaftliche Bildungsmittel" der Nation darzustellen. Der über 1000 Seiten umfassende Band beginnt mit einem eddischen Götterliede; es folgen das Hildebrandslied, Teile des Heliand und Waltari, Proben der Nibelungen und der Gudrun, der höfischen Epik und Lyrik und ihrer bürgerlichen Ausgänge. Volks- und Kunstdichtung der Reformationszeit folgen, Opitz, Paul Gerhardt usw. leiten rasch (schon S. 92) über das achtzehnte Jahrhundert in die klassische Zeit. Fast 800 Seiten sind dem 19. Jahrhundert gewidmet, ein Zeichen, wie sehr die Sammlung der Gegenwart dienen und im besten Sinne modern sein will. So sind nicht nur Keller, Fontane, C. F. Meyer, Heyse, Greif, Mörike mit charakteristischen Proben berücksichtigt, sondern auch Liliencron, Spitteler, Conrad, Falke, Isolde Kurz, Widmann, Adolf Frey, Wilhelm Weigand, Dehmel, Arthur von Wallpach, Hugo Salus, Ernst Zahn, Ricarda Huch, Richard Schaukal, die beiden Busse, Hesse. Deussen ist mit der Uebersetzung einer der wundervollsten vedischen Hymnen vertreten, Wildenbruch u. a. mit dem Hexenlied, Ludwig Thoma mit drei südafrikanischen Schlemihliaden, Hofmannsthal mit sechs der bekanntesten Gedichte, Alfred Walter Heymel mit zwei geselligen Liedern.

Werke wie diese sind geeignet, den Kontakt mit der literarischen Vergangenheit lebendig zu halten. Es ist bedauerlich, daß so viele Deutsche durch die Schule in ein gezwungenes Verhältnis zu ihrer Literatur kommen, indem ihnen, was rein Gegenstand der Liebe sein sollte, als Objekt des Lernens zugemutet und dadurch entgöttert wird. Denn zu aller Dichtung geziemt dem Werdenden nur ein Verhältnis: die Liebe!

J. H.

Rudolf Kassner, Melancholia, Eine Trilogie des Geistes. Berlin 1908, S. Fischer Verlag. 258.

Das ist ein gespenstiger Titel und ein toter Untertitel für ein organisches Buch von langem Leben und dauerhafter Seele. Herr Kassner, in dieser Zeit rasselnder schulphilosophischer Mühlen — alte neu in Betrieb gesetzte darunter — und schäbiger Magier, ein wahrer Philosoph und der einzig echte Mystiker von Rasse, vergreift sich all-

zuleicht im Aeußeren, der literarischen Appretur seiner Arbeiten. Welch ein Klingeln von Titeln und Untertiteln, welch ein Nicken und Wehen von übereinander gesteckten Mottos dekorierte schon sein löwenhaft reißendes und wildes Jugendwerk, die unwiderstehlichen Aufsätze, die sich auf die Beute der englischen Spiritualität des XIX. Jahrh. stürzten! Wie vielsagend = nichtssagend dann für den Band seiner dichterisch-witzigen Parabeln die Ueberschrift ‚der Tod und die Maske', als wollte einer Hände nach Handschuhen klassifizieren. Hier sind nun sieben Dialoge, die zwischen den Polen der Einsamkeit und der Vollkommenheit um die Achse des Lebens rotieren, und die getrost beim Namen genannt werden dürften, statt wie von einem gescheiten Dritten, nach ihren Eigenschaften charakterisiert zu werden; oder von der Bedeutung, die sie für die Arbeit ihres Verfassers haben, den allgemeinen Namen tragen könnten, von den gelegentlichen Scherzen seines bitterlichen Ernstes, den Spielzeugen seiner Bildhauerseele, der Muße eines Rastlosen. Manches aus dem Buche ist wie Etuden aus dem ‚Wohltemperierten Klavier' und hat seine Größe durch den Hintergrund von Fugen und Passionen; manches ist Scherzo wie bei Beethoven. Größe hat alles durch seine Zusammenhänge, und nur in Zusammenhängen, in denen man seine Stelle bestimmen könnte, könnte man es beurteilen.

Indes wir die Seiten umschlugen, manchmal in der Wonne des logischen Wirbels zugleich betäubt und elektrisiert, manchmal im breiten starken Strom hintreibend und bis in die Finsternis des klaren Grundes blickend, dann wieder nur vom Ufer aus den Schnellen und dem göttlichen Regenbogen im dialektischen Wasserstaube mit den Augen hingegeben, haben wir uns mit melancholischer Heiterkeit nach dem Leser gefragt, dessen Muße der Muße dieses Schriftstellers gleichblütig und ebenbürtig genug wäre, um ein solches Buch als Buch innerhalb der Zeit zu erhalten. Sind dies nicht Totengespräche in einem neuen Sinne, Gespräche f ü r Tote, für Diderot und Galiani, Nietzsche, Landor und Giordano Bruno? Da ist die zentrale Fiktion, diese brillante Erfindung der gliedermännischen Menschlichkeit, des ‚Zweckmenschen', den Walther Rathenau ebenso naturwissenschaftlich und bestimmt abgebildet hat, der hier aber ein wirklicher kleiner Gliedermann ist, und mit dem der ‚Mensch', der ‚Mensch mit Einbildungskraft' sich unterhält. Hier darf der ‚klare' Mensch mit ‚Zielen' und dem Glauben an die ‚Persönlichkeit' sich nicht anders regen, als das Bakterium in der Reinkultur zwischen den Glasplättchen, muß gehorchen und mit sich experimentieren lassen, Antworten geben und genau so fragen, wie er von innen heraus fragen zu müssen, fühlen zu müssen, reagieren zu müssen auf ewig verurteilt ist; und dennoch: der Witz mit dem dieser überlegene Geist den nichtswürdigen kleinen Homunculus fast wider Willen überschüttet hat; wieviel Trivialliteratur wäre er noch zu speisen imstande; vielmehr wieviel Trivialliteratur wäre er hinreichend, ihrer Leser zu berauben! Auch sonst ist dies Gespräch nicht nur der äußerliche Mittelpunkt des Buches; mit seiner blendend klugen Einleitungsnarration, mit seinen eingeordneten Mythen, die kleine Anekdoten und Parabeln sind, mit dem Wechsel seiner Töne und dem ausladend aufgebauten höchst dichterischen Schlusse ist es ein hohes gestaltetes Meisterwerk, das im Buche steht wie ein Turm in einem Gärtchen.

Herr Kassner tut gut daran, nie an den Leser zu denken, sondern zu schreiben, als unterhielte er sich selber; es gibt für Denker von seiner Höhe kein anderes Mittel an den Ewigen Leser zu gelangen, den einzigen, mit dem er im Grunde Gemeinschaft halten kann. Er hat nichts zu lehren, er hält keine Schule, er ist vom Leben nicht als Propädeutiker bestellt. Wie er sich auch stelle, das Leben, das der Ueberlegenheit auf die Dauer nicht entraten kann, wird sich allmählich an ihn heranarbeiten; wann? braucht denen, die warten können, nichts zu verschlagen.

Lucca. Rudolf Borchardt.

Hedwig von Soyters. Die gebrochenen Geistes sind. Roman. München und Leipzig bei Georg Müller 1908.

Goethe läßt Jarno in den Wanderjahren sagen: „Seelenleiden zu heilen, vermag der Verstand nichts, die Vernunft wenig, die Zeit viel, entschlossene Tätigkeit Alles". So ungefähr könnte das Leitmotiv lauten, das Art und Gang der Handlung dieses im ganzen vortrefflich geschriebenen Romans in seinen wesentlichen Punkten charakterisiert.

Es ist das Hohelied der Arbeit, das hier ertönt denen, die gebrochenen Geistes sind, den Zaghaften, den Verängstigten, Enttäuschten, Mutlosen, den Enterbten nicht so sehr des Glückes als der Gesundheit, den Deséquilibrés. Alles das mit einer Wärme vorgetragen, daß man fast auf den Glauben kommen könnte, die Verfasserin berichte Selbstgeschautes, innerlichst Erlebtes, habe sich selbst aus eigenem Leiden zu tätigem Leben durchgerungen.

Feine Beobachtung und packend anschauliche Schilderung entwickeln den ersten Teil des Buches, das bunte, bewegte Leben und Treiben im Sanatorium Bruneck, all der hier aus aller Welt zusammengewürfelten Menschen, die alle nur ein gemeinsam Unterscheidendes zusammenhält, daß sie „gebrochenen" Geistes sind und hier Hilfe, Führung, Heilung suchen. Aerzte, Kranke und was sonst hier lebt, und alle ihre mannigfaltigen Beziehungen, in die sie durch Krankheit, Fürsorge, Liebe, Ehe oder durch die Gesellschaft verflochten sind, sind prächtig gesehen, frisch und lebendig, manches köstlich dargestellt, nur weniges nicht ganz frei von karikierender Uebertreibung. Der zweite Teil zeigt Leben und Schicksal jener Menschen außerhalb des Sanatoriums, nach der Kur, im freien Leben, ringend mit seinen Anforderungen und Schwierigkeiten und sich schließlich durchringend.

Was dem frischen und warmherzigen Buche besonders hoch anzurechnen ist, ist, daß es sich — nur der Schluß wirkt etwas süßlich — von Sentimentalitäten und Abgeschmackheiten, wie sie ähnlichen Erzeugnissen der Literatur fast regelmäßig anhaften, erfreulicherweise freigehalten hat.

München. Dr. Leonhard Seif.

Wilhelm Speck, Der Joggeli. Leipzig, Grunow.

Der Lebenslauf eines armen Burschen, der zeitlebens ein armer Mann bleibt, und dennoch innerlich ein beneidenswert reicher Mensch ist an Güte und Frohsinn; eine Dörflergeschichte, deren Alltag durch die verinnerlichende Kraft des Erzählers gleichsam ins Märchen gesteigert ist; auf wenigen Seiten eine gemütvoll gesehene Kleinwelt, erzählt mit herzlichen Wendungen von volkstümlicher Frische, deutsch und sinnig, wie ein Blatt von Hans Thoma. J. H.

Politische Rundschau.

Tagebuchblätter aus der türkischen Revolution.

Von Ernst Jaeckh in Heilbronn.

An Bord des Norddeutschen Lloyddampfers „Bayern",
anfangs August, zwischen Athen und Smyrna.

Marseille — Neapel — Messina — Athen — Smyrna: es gab eine Zeit, wo diese eindrucksreiche Seefahrt, die ich an Bord eines deutschen Lloydschiffs heute in wenigen Stunden hinter mir haben werde, die gerade Verbindungslinie lauter griechischer Kolonien und ihres Heimatlandes bedeutete, eine Einheit gleicher Geschichte und gleicher Kultur. Damals waren alle diese fünf Städte trotz der zeitlichen Ferne, die das Ruder- und Segelboot in monatelangen Gefahren zu überwinden hatte, innerlich sich näher und in ihrer Wesensart sich ähnlicher als heute, wo ein behaglich-bequemes Dampfschiff in einer einzigen Woche die Verschiedenheiten und Besonderheiten jetzt ebensoviel fremder Staaten aneinanderreiht. Damals blühte an den Küsten des ganzen Mittelmeers der hellenische Tempel- und Theater-Monismus; ihn zerbrach das imperium romanum; und über dieses wälzte sich — im fast gleichen und ganzen Bereich — Osmanengewalt. Und aus dem Schutt dieser Trümmerschichten erheben sich jetzt wieder die Volksindividualitäten je eines französischen, italienischen, griechischen, türkischen Reichs — mit all ihren inneren und äußeren Gegensätzen untereinander, und mit der mehr als meerbreiten Kluft zweier Weltteile und ihrer europäischen und asiatischen Eigenart.

Diese Geschichte ist mit Blut in die Felsen der Inseln geschrieben, die wir eben im ägäischen Meer passieren: auf Psara und auf Chios sind im griechischen Befreiungskampf ein halbes Hunderttausend Griechen von den Türken niedergemetzelt und ebensoviel in die Sklaverei verkauft worden. Und erst elf Jahre sind es her, daß die Griechen wiederum von den Türken niedergeworfen worden sind.

Nur auf dem Untergrund dieser nationalen Reminiszenz gewinnt die heutige Titelseite der athenischen „Patrie", die mir mein griechischer Nachbar, ein griechischer Parlamentarier und Universitätsprofessor, reicht, ihr zeitgeschichtliches Relief: die bisher feindlichen Porträts des Türkensultans und des Griechenkönigs unter dem gemeinsamen Schutz des Halbmond- und des Kreuzesbanners freundschaftlich verbunden, mit der neugriechischen Unterschrift: οι δυο κυριαρχοι της Ανατολης — die zwei Fürsten Anatoliens; der eine als staatlich-osmanischer Souverän der kleinasiatischen Griechen, der andere als die konfessionell-nationale Personifikation des eigenen Hellasmutterlandes. Zum allererstenmal, seit es neben der Türkei ein selbständiges Griechenland gibt, soll in diesem Bild der bisherige Antagonismus aufgehoben sein. Und das hat mit ihrem Segen die türkische Revolution getan, die auch den griechischen Untertanen des Sultans türkische Gleichberechtigung bringt . . . .

Kanonenschüsse schrecken uns aus unserer Unterhaltung über griechische Fragen auf. „Was ist uns Hekuba?" — ja, was ist uns Homer — selbst hier nahe dem Schauplatz der trojanischen Taten seiner Helden — heute, wo andere neue Kämpfe dieses Land umwälzen? Dröhnt da die türkische Revolution von Smyrna her, das in der breiten Bucht bis zum byzantinischen Kastell des Berg Pagos hinaufstrebt — mit seinen alten, düstern Cypressen?

Schon holt meine Tischdame — eine Smyrniotin von Geburt — mich auf die Kapitänsbrücke und deutet, da die Sirenen der signalisierenden Schiffe jedes Wort übertönen, auf das bunte, lebensvolle Bild: der Kai ist in Rot getaucht, wie ein Mohnfeld — so staut sich Fez an Fez, und dieser Fez-Mohn rankt sich an den Masten und in den Raaen der ankernden Schiffe und wuchert auf den flachen Dächern und drängt sich zu den engen Fenstern heraus. Und die Häuserfronten verhüllen sich

unter den Teppichen von Smyrna, unter dem Grün der heiligen Mekkafahne, dem Rot der türkischen Staatsflagge — je mit Halbmond und Stern im Feld — unter dem Rot-Weiß der Revolutionsfarben und dem Blau-Weiß des Griechentums. Und ein Ruf durchtönt den sonnigen Tag: von den Griechen, die in dieser kleinasiatischen Großhandelsstadt doppelt so zahlreich sind wie die Türken, und auch von den Türken: Padischah him tschok jascha! — „Lang lebe der Padischah!" — der jetzt die Verfassung gegeben hat —; und: „Lang lebe der Hellenen-Kronprinz!" — der auf der Heimreise von seinem Konstantinopler Besuch soeben vor Smyrna gelandet ist.

Noch vor einer Woche wäre diese griechisch-türkische Verbrüderung und diese einmütige, gleichgerichtete Begeisterung undenkbar gewesen. Aber die türkische Konstitution bringt jetzt liberté, égalité, fraternité, justice; vive la constitution! so steht nach dem Vorbild der französischen Revolution in Goldlettern — türkisch, griechisch, französisch — auf den Postkarten, die uns jetzt die an Bord kletternden Händler vor allem andern reichen . . .

Das türkisch-griechische Problem stellt sich zunächst leicht und lösbar dar . . .

Der Kanonendonner bezeugt der neuen Verfassung Salut.

Wenige Stunden vorher hatte es hier auch geschossen: mit der Revolutionskokarde geschmücktes Militär von Saloniki — der geistigen Zentrale des Revolutionskomitees — war eingerückt und hatte die Freilassung aller Gefangenen gefordert — der politischen wie der verbrecherischen. Der Vali zögerte anfänglich; aber eine Drohsalve in die Luft gab dem Verlangen ein ebenso vieltöniges wie eindeutiges Echo: die Gefängnisse öffneten sich und leer liegen die Zellen und frei stehen die Tore.

Ob man unter solchen Verhältnissen an Land gehen kann?

„Gewiß, Herr! Nous avons la constitution! Ihr braucht auch keinen Paß mehr und der türkische Konsul in eurer Heimat soll euch das Geld dafür herauszahlen."

Und die freigelassenen Sträflinge?

„Ja, Herr! das sind meist politische Gefangene — Opfer der Denunziation der Spione der Bureaukratie."

Und die gemeinen Verbrecher?

„Ja, Herr! Die bisherige Rechtswillkür läßt diese Unterscheidung nicht machen. Gerichtsakten gibt es nicht, und so sind die Formalitäten für eine Rehabilitation auch nicht möglich. Und zudem: ein Erlaß des Revolutionskomitees verkündigt: wer stiehlt, dem wird die rechte Hand abgehauen; und wer tötet, der wird gehenkt."

Das ius talionis konstituiert sich wieder in diesen Tälern des Elias und anderer alttestamentarischer Legenden . . .

Ich fahre in einer ölzweigfriedlichen Barke an Land — in die asiatische „Revolution der verkommenen Türkei."

An Bord des Norddeutschen Lloyddampfers „Bayern",
zwischen Smyrna und Konstantinopel.

Ich bin zwei Tage in Smyrna gewesen und habe das Frankenviertel, das Griechenviertel, das Armenierviertel, das Türkenviertel und das Judenviertel durchwandert — eine lokale Illustration der bisherigen national-konfessionellen Trennung der osmanischen Einheit. Smyrniotische Griechinnen — durch ihre Schönheit berühmt — haben von ihren Balkonen unsre winkenden Grüße erwidert, und Türkinnen — Kleinbürgerinnen und Bäuerinnen — haben trotz der Konstitutionsfreiheit mit der Aengstlichkeit von Aussätzigen ihre Gesichter vermummt und sich hinter die Holzgitter gedrückt. Ich bin durch türkische Basare gebummelt, ohne etwas anderes als stets taktvolle und feinsinnige Höflichkeit zu erfahren, und habe die Karawansereien mit ihren Trauben-, Rosinen- und Feigenschätzen besichtigt — diese

Garage für das Automobil des Orients, wie ich das unermüdliche Zusammengespann des leitenden Esels und der ihm folgenden vier Kamele heißen möchte. Die schmalen Gassen der orientalischen Stadt leuchten im Schimmer der Sonne, die ihren Weg durch die grünen und roten Freudentücher suchen muß — zu den frohen Menschen, die vor ihren Häusern sitzen — die durch die plötzliche Preßfreiheit aus den Banden der Zensur gelösten Zeitungen lesend und mit ruhiger Würde diskutierend, oder am Schachspiel sich ergötzend und die Nargilehpfeife genießend. Und alles Volk trägt die rot-weiße Revolutionskokarde — auch Frauen und Kinder.

* * *

An einer Moschee sind wir vorübergekommen — der Schiffsarzt, Braut und Bruder, und ich: der viereckige Hof ist leer; ringsum steht Militär, hinter diesem — Volk; und drinnen in der Moschee sieht man Offiziere und Fahnen. Wir hören jemand etwas vorlesen, unterbrochen von beifälligem Klatschen und an besonderen Stellen von Marseillaisemusik. Unser Schritt zaudert, unser Kopf reckt sich, unser Blick fragt — — und sofort tritt ein türkischer Offizier auf uns zu, stellt ritterlich in französischer Konversation unsrem Interesse sich zur Verfügung, läßt das Militär uns Platz machen, führt uns über den Moscheeplatz, mitten in die Konstitutionsversammlung hinein. Aeltere Türken wetteifern in aktiver Höflichkeit, bieten uns Stühle an, bedeuten uns, daß wir drauf stehen sollen, damit wir besser sehen: der Schwur auf die Verfassung wird geleistet, unter Leitung des Revolutionskomitees. Und alles umarmt sich und küßt sich . . .

„De quelle nation?“ fragt uns noch ein Offizier. — Nous sommes Allemands! — „Tant mieux!“ — und ein Händedruck ist die Antwort.

* * *

Ein Abend in Smyrna: im Kaphenion ein improvisiertes Volksmeeting. Ein Offizier des Komitees — das ja im wesentlichen aus Generalstäblern besteht — besteigt einen Tisch und feiert die Verfassung: „lang lebe der Padischah!“ Ein anderer Türke will das gleiche tun: er wird sofort unterbrochen und heruntergerufen; er ist Ministerialbeamter und als Spion bekannt; er möchte jetzt in die neue Aera sich hineinreden und hinüberretten; er wird aber verhaftet und verläßt unter den Abscheurufen der türkisch-griechischen Masse den Saal. Ein andrer Redner erhebt sich: ein Grieche — als solcher bei den ersten Worten seiner literarischen Diktion erkenntlich und durch seine klassische Sprache sogar uns deutschen Humanisten verständlich; er schwelgt in einer poetischen Vision: wie dies Osmanenvolk in schwerem Schlummer gelegen ist und wie der αγγελος θεου sich seiner erbarmt hat; wie dieser Engel Gottes zuerst den Padischah — lauter Beifall! — wachgeküßt hat und dann das Volk; und wie der Padischah — lauter Beifall! — und mit ihm das Volk das bisherige Elend des Landes gesehen und erkannt hat und wie der Engel Gottes das Gesetz gebracht hat und wie jetzt die ganze Osmanennation υπο νομου steht. Keine Muslims mehr gibt es, und keine Rajah (Christen), keine Türken mehr, noch Griechen-Armenier; sondern nur Osmanen. — Zu deutsch: wir wollen zur Hohenzollerndynastie zusammenhalten; wir wollen sein ein einzig Volk von Brüdern. — Der türkische Offizier und der griechische Professor küssen sich wiederum; und das türkisch-griechische Volk jubelt wiederum: „Lang lebe der Padischah.“

Die Revolution stellt sich in der kleinasiatischen Provinz schon dynastisch-monarchisch dar, als innere Revolution lediglich gegen die korrupte Kaste der Yildiz Kiosk-Kamarilla; und sie stellt sich zugleich national-osmanisch dar, als ein Elan, der über die nationalistisch-konfessionellen Gegensätze hinauskommen will (ob auch kann?), um

der Einheit und der Erhaltung der Türkei willen gegen die äußere Gefahr der „Reform"-Aktion der englisch-russischen Mächtegruppierung.

Der erste Eindruck von der Ruhe dieser Revolution ist in der Provinz ausgezeichnet, würdig, fast rührend. Aber in Konstantinopel? Ja, dort — heißt es an Bord — geht es drunter und drüber. Und in Brussa ist Fehim Pascha, der bisherige Günstling des Sultans, auf der Straße erschlagen worden.

* * *

Wir haben die Dardanellen passiert, haben — wie es türkische Vorschrift ist — zwischen den drohenden Forts dem visitierenden türkischen Schiff uns legitimiert und steuern durchs Marmarameer erwartungsvoll Konstantinopel zu. Das seltene Naturschauspiel eines „Regenbogens" unter dem blauen Meer bewegt Zeichendeuter ...

* * *

Auf unsrer „Bayern" zieht die Buntheit orientalischer Farben ein: war ich auf dem deutschen Lloydschiff bisher der einzige deutsche Passagier und überwog an der Tafel der Smoking des Franzosen, Engländers und Griechen, so drängt sich seit Smyrna der Fez vor, den der Türke auch bei Tisch nicht ablegt, und der knisternde Seidenglanz der türkischen Damentoilette — meist Türken und Türkinnen, die aus der politischen Verbannung heimkehren — so die Familie von Midhat Pascha, jenes großen türkischen Staatsmanns und einstigen Großwesiers, der vor dreißig Jahren die jetzt erst wieder erneuerte Verfassung geschaffen hat, aber über die Einmischung Rußlands gestürzt, später zum Tod verurteilt und zur Verbannung nach Arabien begnadigt worden und dort auch gestorben ist. Jetzt zieht Midhat Paschas Familie — unter Wehmuts- und Freudentränen — in die wiedergegebene und wiederbefreite Heimat zurück.

Konstantinopel, an Bord der „Bayern".

Inhaltsreiche Tage liegen hinter mir: Besuche und Einladungen auf der Botschaft, bei deutschen Generalen, bei den Direktoren der anatolischen und der orientalischen Bahn, bei den ersten Handelshäusern und bei türkischen Komiteemitgliedern. Politische und private Empfehlungsschreiben haben reichhaltige Quellen geöffnet, die unsrem Beruf in Wochen mehr vermitteln, als manchem andern in Jahren: von langjährigen Kennern der türkischen Dinge und Fragen — lauter authentische Kommentare, die eine sichere Grundlage zur Beurteilung eigener Erfahrungen und Eindrücke geben.

Zudem bringen diese Bootsfahrten durch den Bosporus und übers goldene Horn landschaftliche Genüsse der prächtigsten Art: mitten hindurch durch ein Paradies von Blumengärten, Rosenbeeten, Weinbergen und Serails — stille morgenländische Märchen sind das, durch die wir fahren ... Kein einziger Schornstein qualmt, keine Fabrikpfeife gellt ...

* * *

Der bald 70jährige Sultan Abd ul Hamid erscheint vielen als das psychologische Rätsel dieser Revolution: er, der Autokrat einer ganzen Generation, stellt sich jetzt plötzlich an die Spitze des Revolutionskomitees und der seine Rechte beschränkenden Verfassungsbewegung — selbst mit der Konstitutionskokarde an der Brust und mit der verblüffenden Proklamation: „Toute la nation fait partie du comité 'Union et Progrès'; et moi, j'en suis le président; travaillons ensemble, à l'avenir, pour la vivification de la patrie!"

Der Selamlik — sonst kaum durch langwierige diplomatische Verhandlungen

einigen ganz wenigen Glücklichen erreichbar und dann nur unter der alle Taschen visitierenden und jegliche Bewegung beobachtenden Kontrolle von Geheimpolizisten — wird jetzt zur öffentlichen Volksversammlung, der der Sultan selbst hindernde alte Bäume opfert, und hunderte der bisher wie Dynamit verbotenen Photographenapparate knipsen, und zum erstenmal in dieses Sultans Leben dürfen Porträts von ihm hergestellt und verbreitet werden. Diese gar nicht türkisch-dickbäuchige, sondern fast asketisch-magere Persönlichkeit — mit dem lauernden Blick, mit der senkrecht-geraden Nase, mit dem zerrütteten Gesicht und mit dem grauen Vollbart — erhält in der sonst divergierenden Beurteilung von Freund und Feind eine einzige einheitliche Note: die Anerkennung einer außerordentlichen Intelligenz; sie hat ihn auch im letzten Augenblick die Stunde der Entscheidung erkennen und erfassen lassen. Mag der Sultan noch so oft seinen „lieben Kindern" versichern, daß die Verleihung der Konstitution ein Akt seines souveränen Willens ist — man weiß, daß er den nach ihrem Moscheeschwur in Monastir und Ueskueb die Verfassung fordernden Albanesen wiederum zunächst Geld und Orden geboten hat und daß er erst, als ein Armeekorps ums andere mit ebenso großer Ruhe wie Entschiedenheit den Marsch gegen Konstantinopel angekündigt hatte — daß er dann erst die von der ganzen Armee verlangte Verfassung zugestanden hat. Durch den revolutionären Generalstab und durch die ebenso revolutionäre Geistlichkeit (die beides beherrschen, die gehorsamfromme Soldateska wie die gläubige Muslim-Masse), vom Volk getrennt und mit seiner Palastkamarilla isoliert — hat der Sultan rasch von seiner Kioskclique selbst sich getrennt und isoliert und Zuflucht beim Volk gesucht und gefunden. Dieser Schritt politischer Klugheit und Notwendigkeit, nicht innerer Ueberzeugung und Freiwilligkeit, und ebenso die maßvolle Politik des national-türkischen Komitees erhält Abd ul Hamid seinen Thron und erspart der Türkei einen Bürgerkrieg. Der Sultan kann sich sicher fühlen — in den Händen des nationaltürkischen Komitees.

Gerüchte von Absetzung oder Abdankung gehen durch europäische Zirkel. Die nationaltürkische Revolution ist prinzipiell dynastisch-konstitutionell, keineswegs republikanisch-demokratisch — schon aus religiösen Gründen: der Padischah ist zugleich Kalif; er ist kaiserlich-päpstlich; er ist der Stellvertreter des Propheten Gottes, der „Schatten Allahs auf Erden". Darum immer wieder: „Lang lebe der Padischah!" Fragt sich nur, ob er Abd ul Hamid heißt oder vielleicht einmal Reschad — sein Bruder.

Abd ul Hamid weiß selbst zu gut, daß der Koran eine Absetzung leicht legitimiert: es genügt das Fetwa des Scheich ul Islam, das Aktenstück einiger Minister, die unterschriftlich bezeugen, daß der Sultan den Anforderungen des Koran nicht mehr entspricht, und er ist legaliter, durchaus rechtlich, ohne jeden Gewaltstreich abgesetzt, und der Nächstälteste des Stammes, der Bruder, wird Padischah-Kalif, nach der osmanischen Thronfolge aus der Nomadenzeit.

Diese Gefahr hat für den Sultan immer bestanden — hat er doch selbst so den Thron usurpiert — und so hat er innerhalb seiner Palastkamarilla grundsätzlich konkurrierende Ministercliquen gepflegt, um vor der Eventualität einer Verständigung zwischen diesen gesichert zu sein. Da die bisherigen Ausbeute-Minister unter Abd ul Hamid von seinem eigenen und ihrem gemeinsamen Bereicherungssystem Millionen profitierten, hatten auch sie keinen Grund, etwaige Koranmängel des Sultans an die große Glocke zu hängen. Im Gegenteil: sie ließen sich von ihm auf den Bauch treten und sich von ihm mit Geschirr bewerfen, und vertuschten — in ihrem eigenen Interesse — solch befremdliches Treiben. Hohe türkische Würdenträger aus der Umgebung des Sultans versichern mir, daß sie in jahrelangem Dienst die Ueberzeugung gewonnen haben, daß Abd ul Hamid bei aller Intelligenz geisteskrank sei, und sie glauben, daß diese geistige Störung früher oder später den jetzt unabhängigen Mi-

nistern sich offenbare und daß diese dann keinen eigennützigen Grund mehr haben, eine etwaige Krankheit mit dem Geheimnis von Spießgesellen zu decken.

Das kaiserlich-päpstliche Kalifat bleibt bestehen; ob diese Sultanpersönlichkeit bleibt, hängt vom Willen des national-monarchischen' Konstitutionskomitees ab, und dieser Wille regelt sich — in aller Legalität — nach der konstitutionellen Aufrichtigkeit und Fähigkeit des Sultans.

* * *

Der Zauberer Aladin hat sich den Schlaf von Tausend-und-einer Nacht aus den Augen gerieben, hat sich aufgereckt und hält seine Wunderlampe über das dunkle Konstantinopel und über die neue Türkei: allgegenwärtig und allmächtig, die Bösen verwarnend oder bestrafend; die Guten aufmunternd und belohnend; Ordnung und Sicherheit verbürgend. Dieses Rätsel der Scheherazade löst tagtäglich, nachtnächtlich das revolutionäre Komitee — unsichtbar, unfaßbar; aber selbst alles sehend, alles fassend; namenlos, aber im Namen der Autorität; unpersönlich, aber kraft der Persönlichkeit, in welcher überlegene Intelligenz und Energie, sittliche Strenge und politische Mäßigung sich verkörpert. Das sind nicht die Jungtürken des Auslands, etwa in Paris und London, meist republikanische Ideologen, teilweis selbst katilinarische Existenzen: sie sind von der Organisation der Revolution ebenso überrascht worden wie der Sultan selbst, und sie suchen jetzt ihren Anschluß an den Generalstab der türkischen Revolution — an den Generalstab, der — ohne Bild gesprochen — zugleich der der Armee ist. Das ist die Seele dieses — nochmals: nicht jungtürkischen, sondern — nationaltürkischen, ottomanischen Komitees; die generalstäblerische Zentrale ist Macedonien; von dort reichen die motorischen Nerven in die Provinzen und in die Residenz; dort sitzt der spiritus rector — und hier führen Vorpostenoffiziere die stets klare, maßvolle und zielsichere Ordre aus. Und alles klappt — wie beim Wunderzauberer Aladin . . .

Der Nationalkonvent der französischen Revolution konnte nicht so still und so klug funktionieren.

* * *

Der so gut Regierenden sind die Regierten würdig: der weisen Mäßigung des Revolutions- (d. h. jetzt schon Regierungs-) Komitees entspricht die Mäßigkeit des Volks. Der Türke genießt Kaffee, Tabak und Limonade: eine Dreieinigkeit, die jedem, der ein türkisches Haus betritt, zum Gruß sofort sich darbietet. Aber der Türke trinkt weder Wein noch Bier noch Schnaps — aber nicht etwa nach dem europäischen Rezept vom öffentlichen Wasser-Predigen und heimlichen Wein-Trinken. Die Weinflasche des Türken ist die Wassermelone.

Kein Alkohol! Diese Negation bedeutet und erklärt etwas beispiellos Positives: die radikale Revolution eines Reichs, das mehr asiatisch als europäisch ist, mit der Lynchopferung eines einzigen Feindes, des Scheusals Fehim Pascha, der selbst hunderte Mord- und Greueltaten auf dem Gewissen hatte. Welche Kultur der Welt kann eine so nüchterne, so unblutige und doch so gewaltige Revolution aufweisen, wie dieses türkische Volk?

Der Türke lebt analkoholisch und vegetabilisch, nur wenig animalisch. „Der Mensch ist, was er ißt".

* * *

Mit mir wandert schon einige Tage ein russischer Pastor lutherischer Konfession — aus der Gegend von Odessa — durch die Gassen: er kommt aus der sittlichen Verwunderung nicht heraus. Diese Ruhe der türkischen Revolution! — und im

christlichen Rußland schlagen sie sich seit Jahren tagtäglich die Schädel ein, und was der muhammedanische Nomade von der russisch-christlichen „Kultur“ bekommt, ist die Schnapsflasche, gefüllt mit dem staatlich monopolisierten Alkohol. Und dieses Rußland will die Türkei „reformieren“ — und das russische Kreuz will den türkischen Halbmond von der Hagia Sofia verdrängen.

* * *

Der Türke trinkt nicht — das heißt auch: er stiehlt und betrügt nicht, er räubert und mordet nicht. Der alte ägyptische Basar — voll von Droguerien und Spezereien, und ein Konkurrent neben dem andern — wird mit Sonnenuntergang geschlossen: aber innerhalb der Bazarhalle läßt jeder Händler seine Bude offen — und keiner nimmt ihm was.

Kennen Sie die Statistik des deutschen Konsulats in Konstantinopel? Unter hundert Vergehen und Verbrechen 1 Prozent Türken (Muhammedaner) und 99 Prozent Griechen-Armenier (Christen).

Und wissen Sie, was mir heute der Lloyddirektor als Ergebnis zwanzigjähriger Kaufmannserfahrung mitgeteilt hat? Daß er den türkischen Dienern jede noch so große Geldsumme anvertraut, weil er weiß, daß der Türke sich lieber totschlagen als einen Pfennig sich rauben läßt. Aber einem Levantiner? Nein!

Und wer hat versucht, in jetzt schon häufigen Fällen mich in Konstantinopel zu übervorteilen — mit dem verflucht vielerlei türkischen Geld, das ich immer noch nicht ganz kontrollieren kann? Der armenische Wechsler und Wucherer und der griechische Händler. Und wer hat mich jedes Mal vor Schaden bewahrt — zufällig als Passant? Der Türke. „Der Jude betrügt zehn Christen, der Grieche zehn Juden, und der Armenier zehn Griechen“ — sagt ein Sprichwort.

Der türkische Bauer kauft eine europäische Ackerbaumaschine und verspricht, die Hälfte des Preises nach der ersten Ernte, die andere Hälfte nach der zweiten zu zahlen. Und er hält Wort. Verlangen Sie dies aber schriftlich, ist er mit Ihnen fertig. „Ein Mann — ein Wort“ — diese deutsche Mannes-Wort-Gleichung ist auch türkische Spruchweisheit und Lebenspraxis . . .

Schon Bismarck hat die Türken als „die einzigen Gentlemen des Orients“ gerühmt.

* * *

Eben heute nacht ist unser erster Schiffsoffizier samt seiner Kahngesellschaft — mitten auf dem Bosporus, um Mitternacht — von Hafengesindel angefallen worden und Revolverschüsse mußten das Messerattentat zurückschlagen; so konnte auch die Dame, die aus dem beim Ringkampf kenternden Boot ins Meer gefallen war, gerettet werden. Also doch Gefahren?! — Mit Verlaub: fahren Sie um Mitternacht im Hamburger Hafenviertel oder im Berliner Tiergarten herum — ohne Gefahr?

* * *

„Ich liebe den Türken“ — dieses Urteil ist mir auf Schritt und Tritt bei allen Deutschen begegnet, die in jahrelangem täglichen Verkehr mit den Türken dies Volk kennen; ich liebe den Türken als aufrichtigen, ehrlichen, genügsamen, treuen, intelligenten, tapfern, gastfreundlichen Menschen.

Lord Byron schrieb schon: „Die Türken sind weder Betrüger noch Feige noch Meuchelmörder und sie verbrennen keine Ketzer; sie sind ihrem Sultan treu, so lange er die Fähigkeit besitzt, sie zu regieren, und sie dienen Gott auch ohne Inquisition.“

* * *

Droben auf dem Seraskerplatz hat mich das Kriegsministerium empfangen, nachdem ich einen Wachposten passiert habe, der — das Gewehr geschultert — dem Rauch seiner Zigarette nachträumt . . .

Vor mir erhebt sich der Seraskerturm, der beherrschende Punkt der Millionenstadt Konstantinopel: von hier aus hat einst Moltke seine Studien zu seinen heute noch gültigen Plänen Konstantinopels gemacht; und von hier aus führt eine geistige Linie über General von der Goltz — diesen Liebling des Türkenvolks — zu den deutschen Generalen, die seit Jahren die türkische Armeereform betreiben: Generale, die aus dem heimischen Heer beurlaubt sind, in des Sultans Privatdienst, aus dem sie jederzeit in die deutsche Armee zurücktreten können. Der Sultan hat sie berufen und der türkische Kriegsminister hat sie bekämpft und chikaniert: der fürchtete vom deutschen Geist der Neuorganisation und des kritischen Denkens für Offiziere und Soldaten eine Niveauhebung, die eines Tags sein eignes Verdummungs- und Verwesungssystem erschüttern und vollends niederdrücken könnte. So ist es ja jetzt auch gekommen, trotzdem kein türkischer Offizier die Kaserne eines andern Regiments betreten durfte; trotzdem keine drei Offiziere zusammenkommen durften . . .

Wohl klingen die Hornsignale aus der Kaserne drüben gleich Arabesken zu deutschen Weisen, aber der Grundton ist doch deutsch, und: le ton fait la musique. Der trügerische und betrügerische Kriegsminister selbst sitzt jetzt in Haft und harrt des Staatsgerichtshofs, der seiner Wirtschaft das Urteil sprechen soll. Aber der Seraskerturm, den er geschlossen gehalten hat, gleich als ob er drin den Geist Moltkes hemmen und fesseln wollte, wird jetzt wieder geöffnet: der Seraskerturm ist nicht nur geographisch beherrschend für Konstantinopel, er wird jetzt auch wieder geistig herrschend — als Symbol für die türkische Anerkennung des deutschen Geistes, wie sie der türkische Oberst Tahir Bey dem deutschen General von der Goltz gegenüber formuliert hat: „Allein durch den Geist, den Sie in den besseren Teil unseres Offizierkorps legen, haben Sie unsrem Land einen großen Dienst erwiesen."

Die Weltgeschichte leistet sich die Ironie, daß preußische Generäle durch die türkische Armee das osmanische Volk revolutionieren, nicht absichtlich, nicht bewußt — beileibe nicht! —, als Träger und Vermittler deutschen Geistes, der auch im preußischen Drill nicht ersticken kann. Der türkische Generalstab selbst gibt aber offen der Welt das einzigartige Schauspiel, daß Offiziere die geistige Führung einer Nation übernehmen — nicht wie sonst im Dienst von Palastprätorianern oder Militärdiktatoren, sondern im Namen des Rechts zur Freiheit und Parlamentsverfassung.

(Schluß folgt.)

Verantwortlich: Paul Nikolaus Cossmann in München.

Kgl. Hof-Buchdruckerei Kastner & Callwey.
In Oesterreich-Ungarn für die Redaktion verantwortlich: Hugo Heller Wien I, Bauernmarkt 3.

Die Moral der Masse.

Von Friedrich Naumann.

Was ist ein einzelner Mensch innerhalb der Masse?

Was ist ein Bergarbeiter? Es gibt etwa 900,000 erwachsene männliche Arbeiter, die in Bergwerken, Hütten, Salinen und Torfgräbereien beschäftigt sind. Eine gewisse Anzahl von ihnen sind Vorarbeiter, Gruppenführer, Steiger oder Obersteiger. Diese heben sich einigermaßen aus der Masse heraus, aber viele von ihnen sind auch nicht sehr etwas anderes als die anderen Arbeiter. Wollen wir annehmen, daß von den 900,000 etwa 100,000 sich in irgend welcher Weise von der Masse unterscheiden, sei es durch ihre Stellung im Betriebe, sei es durch Leistungen in der Vereinsorganisation oder auf einem anderen Gebiete, so bleiben noch immer 800,000, deren ganzer Lebenslauf heißt: sie fingen eines Tages an, Bergarbeiter zu sein, und blieben es, bis ihr Körper versagte oder bis ein Unfall sie verletzte; von da an waren sie Berginvaliden bis sie starben. Diese Lebensbeschreibung wird unterbrochen durch einige Angaben folgender Art: er verheiratete sich, hatte zwei Söhne, von denen einer Bergarbeiter wurde und ein anderer Schaffner, hatte zwei Töchter, von denen die eine einen Bergarbeiter heiratete und die andere als ledige Schneiderin lebt; er wechselte im ganzen fünfmal die Grube und war zweimal längere Zeit im Krankenhause, polizeilich ist nichts ungünstiges über ihn bekannt. Dieser Teil lautet bei jedem einzelnen etwas verschieden, aber alle diese Verschiedenheiten sind wiederum so eintönig, daß es schwer ist, sich das Bild eines solchen Lebens als eines besonderen Daseins zu machen. Ein Tag gleicht dem anderen, ein Lohnbuch dem anderen, ein Haushalt dem anderen.

Noch gibt es freilich Unterschiede, aber sie werden im Laufe der Zeit nicht größer, sondern kleiner. In dem heutigen Geschlecht von Bergarbeitern merkt man noch den Unterschied zwischen Einheimischen und Zugewanderten. Da bringen noch viele ihre besonderen Gewohnheiten und Sitten aus der Heimat mit, ihre Sprachformen, Speisen, Getränke, Erinnerungen. Das alles aber gleicht sich immer mehr aus, denn die Kinder gehen in dieselbe Art von Schulen, lernen aus denselben Büchern nach gleichen Lehrpläneu, die Frauen kaufen bei derselben Art von Krämern ungefähr dieselben Waren, die Männer lesen dieselben Zeitungen, sitzen in der gleichen Art von Wirtschaften, reden über dieselben Lebensfragen. Der eine ist klüger als der andere und versteht das Leben besser, aber im Grunde sind sie alle nur Blätter eines Baumes, Gräser einer großen Wiese, Menschen mit dem Massenschicksal.

Und geht es etwa nur dem Bergarbeiter so?

In allen Arbeitszweigen, in denen die Arbeit keine besonderen schwer gewinnbaren Fähigkeiten fordert, ist es ähnlich. Soll man das Leben der Textilarbeiter beschreiben? Die Beschreibung ist gar nicht viel anders als

die der Bergarbeiter, nur daß an die Stelle der Kohlengrube der Fabriksaal tritt. Fast hat dieses Leben noch weniger Abwechselungen und darum weniger Gelegenheiten, daß der Einzelmensch sich als Person heraushebt. Es gibt in der Textilindustrie etwa 400,000 Arbeiterinnen in Fabriken oder anderen Anlagen, die der Gewerbeinspektion unterstellt sind. Diese 400,000 gehen jeden Tag zur Arbeit. Was aber läßt sich von dieser Arbeit erzählen? Der Statistiker kann allerlei davon sagen, auch der Techniker und der Kaufmann, aber was für persönlicher Lebensinhalt ist darin? Die Maschinen schnurren ihr ewiges Lied, der Staub wirbelt um die Lampen gestern wie heute, das Tagesquantum muß fertig werden. Ganze Kilometer von Garn laufen an den Augen vorüber, immer Garn, immer weiße Linien, immer blinkendes Metall und immer derselbe Lärm, den man nicht eigentlich mehr hört, der aber die Nerven nicht zur Ruhe kommen läßt.

Wir sprechen jetzt gar nicht davon, ob die Arbeit gut oder schlecht bezahlt wird. Das ist eine Frage für sich. Hier beschäftigt uns nur das Problem: Wie müssen die Menschen werden, die diesen gleichförmigen Lebensbedingungen ausgesetzt sind? Um Mißverständnissen vorzubeugen, sei ausdrücklich gesagt, daß nicht alle Industriearbeiter dieser völligen Gleichförmigkeit unterworfen sind. In den sogenannten Fertigfabrikationen gibt es eine größere Zahl von solchen Arbeitsstellen, bei denen der Mann noch etwas wert ist, bei denen es auf seine besondere Tüchtigkeit ankommt. Bei der Maschinenfabrikation, in der Elektrotechnik, in den graphischen Gewerben usw. ist der Prozentsatz der Persönlichkeitsstellen weit größer als in den Rohproduktionen, aber auch in diesen Gewerben finden sich genug Hilfskräfte, deren Tätigkeit in nichts besteht als in Kohlenschaufeln, Abladen, Einpacken, Stanzen, Bohren, Lackieren ohne Aufhören. Diese Leute sind die Mehrheit der Arbeiterschaft. Sie bilden die eigentliche Masse, über welcher sich eine wertvolle, aber dünnere Schicht von Qualitätsarbeitern ausbreitet. Wer über die Moral der Masse nachdenken will, darf sich nicht durch den Blick auf diese höhere Schicht beeinflussen lassen. Es ist verhältnismäßig leicht, eine Moral der Qualitätsarbeiter aufzustellen, aber sehr viel schwerer eine Moral der Massenarbeit.

* * *

Als die Sozialdemokratie noch jung war, verkündigte sie viel lauter als jetzt, daß sie der Welt eine neue Moral zu bringen habe. In neuerer Zeit ist nur noch selten davon die Rede und zwar nicht nur deshalb, weil es gelegentlich in sozialdemokratischen Kreisen an der nötigen Erziehung zu den allerallgemeinsten Vorbedingungen weiterer moralischer Fortschritte zu fehlen scheint, sondern auch und vor allem deshalb, weil der Begriff der neuen Moral höchst schwierig zu fassen ist. Jene Mängel an Er-

ziehung, die kein Verständiger leugnen wird, sind an sich kein Hindernis, die Grundfrage aufzuwerfen, welcher Art die Moral der neuzeitlichen Masse sein wird, wenn einmal der Industrialismus auf seiner Höhe angelangt ist. Mit anderen Worten: Welches sind die Lebensziele, um derentwillen der Durchschnittsarbeiter das Leben für lebenswert hält?

Vielleicht ist es richtig, daß wir zunächst einmal feststellen, welche Elemente in der Sittenlehre des Durchschnittsarbeiters fehlen werden.

Es fehlt das, was man die Moral der Erbschaft nennen kann. Darunter verstehen wir den Gedankengang, der am reinsten beim Bauerntum vertreten ist, dort, wo Anerbenrecht waltet, der aber auch überall sonst sich einstellt, wo feste Besitzverhältnisse vorliegen. Der Bauer hat den Hof zu erhalten. Das ist das Gesetz seines Lebens. Um dieses Stückes der Erdoberfläche willen tut er das Menschenmögliche, arbeitet unbegrenzt, heiratet um der Gutserhaltung willen, zieht ins Altenteil, wenn das um des Gutes willen nötig ist. In Tagen, wo Frau Sorge neben ihm sitzt, hört er nicht auf, den Nachkommen den Hof retten zu wollen. Die Welt mag sonst sich drehen, Verfassungen mögen wechseln, wenn nur die Familie bleibt, was sie ist. Nicht als ob bei allen Bauern mit Anerbenrecht diese Moral der Erbschaft in voller Reinheit ausgebildet wäre. Es gibt auch unmoralische Bauern, die ihren Hof verschleudern. Aber der eigentliche Bauer mißt sich und seinesgleichen am Maßstabe der Erbschaftserhaltung und hat daran den festen Punkt für das, was er tun und lassen soll. Er hat sein besonderes bäuerliches Pflichtgefühl. Ihm verwandt ist der Adel, der die Tradition einer Familie zu vererben hat, sind die Fürsten, die Dynastien in die Zukunft hinein fortpflanzen wollen. Aber auch der Kaufmannsbesitz und das Gewerbe erzeugt ähnliche Gefühle. Das Geschäft muß erhalten werden. Eben, indem ich dieses schreibe, denke ich an einen Junggesellen, der ein altes Geschäft geerbt hat. Um seines Lebens willen braucht er nicht mehr zu arbeiten, aber sein Geschäft ist sein Herr, der ihm täglich sagt: du sollst! Die erziehende Kraft des Eigenbesitzes ist riesengroß und zwar nicht die des wandelbaren Rentenbesitzes, sondern die von greifbaren Realitäten, von Häusern, Aeckern, Fabriken, Werkstätten, kurz von dem, was der Sozialdemokrat die Produktionsmittel nennt. Der Arbeiter aber ist „getrennt von den Produktionsmitteln“, er hat keine Erbschaft, um derentwillen es sich verlohnt, ein Leben in feste Regeln zu fassen.

Es fehlt aber auch der Masse die Moral der freien künstlerischen Ausbildung. Darunter verstehen wir einen Gedankengang, der beim Künstler am reinsten zutage tritt, der aber überhaupt das Ideal der Bildungsschicht ist, soweit sie etwas taugt. Der Einzelne will sich selbst vervollkommnen, seine Eigenart herausarbeiten, seine eigenen Ueberzeugungen pflegen, bringt Opfer, um sich selbst treu zu bleiben, studiert lange Nächte hindurch, um seinen seelischen Reichtum zu vermehren. Alle Verehrung Goethes hängt

mit diesem Persönlichkeitsideal zusammen. Die Verbreitung der Schriften Nietzsches hat dieselbe Quelle. Das Einzel-Ich begreift sich selbst als einen Edelstein und sucht seinen Glanz zu vermehren, indem es sich abschleift. Daraus kann eine ästhetische Erziehung folgen oder eine wissenschaftliche Vertiefung oder sonst eine Art von Charakterpflege, immer aber gehört dazu eine gewisse Vorbildung und Lebensfreiheit. Wer keinen Spielraum hat, der lernt nicht spielen. Und wie klein ist der Spielraum des Einzelnen in der Masse! Er hat so wenig, das ihm besonders eigen ist!

Etwas anders liegt es mit der Moral des religiösen Glaubens. Sie ist für den Arbeiter an sich zugänglicher als die Moral der Erbschaft und des persönlichen Künstlertums, aber es ist auch hier nicht zu leugnen, daß gerade in Deutschland die Hindernisse sehr große sind. In England und Amerika ist es leichter, daß ein Durchschnittsarbeiter fromm ist als bei uns, weil es dort viel mehr verschiedene Formen der Religion gibt als in Deutschland, viele Sekten, Gemeinschaften, Bruderschaften, in denen der Einzelne ohne Ansehen der Person gewertet wird. Bei uns ist die Steifheit der Kirchen noch nicht hinreichend gelockert. In den Kirchen bleibt der gewöhnliche Arbeiter ein bloßer dienender Bruder, ein Objekt geistlicher Erziehung. Wann gelangt er bis in eine Gemeindevertretung hinein? Die Gleichheit wird gepredigt, aber nicht ausgeübt. Deshalb ist das Verhältnis zwischen Religionsgemeinschaft und Arbeiterschaft im allgemeinen so kühl und oft ist es gegensätzlich. Und die Moral, die in den Kirchen verkündigt wird, enthält zwar sicherlich Stücke, für die auch der Arbeiter und gerade er sehr empfänglich ist, daneben aber ist sie überall stark durchsetzt mit der Moral des Besitzes. Da mir die katholischen Katechismen weniger bekannt sind, liegt es mir nahe, auf den lutherischen Katechismus zu verweisen. Drüben in der großen Stadtschule ist eben Religionsunterricht und die Kinder sagen gemeinsam die Erklärung zum ersten Artikel an: „ich glaube, daß mich Gott erschaffen hat, . . . dazu Kleider und Schuh, Essen und Trinken, Haus und Hof, Acker, Vieh und alle Güter.“ Für wen ist das eigentlich geschrieben? Weder für diesen Lehrer noch für diese Kinder, denn sie wohnen zur Miete, haben keinen Acker, kein Vieh — werden es niemals besitzen.

Es ist nicht zu bestreiten, daß man sich in beiden Konfessionen bemüht, die Formen zu finden, die für das Massenvolk der Industrie passen, aber es ist wahrhaftig nicht leicht. Ganz abgesehen von aller Dogmatik, wie entfernt ist die Lebensluft der galiläischen Verkündigung von dem geregelten Massendasein unserer Tage! Dort ist alles frei, einfach, ein Leben geringer Bedürfnisse und geringen Zwanges, ein Leben unter der Sonne und ohne feste Tagesordnung, hier aber folgt ein Tag aus dem anderen und es klingt wie die Moral eines Märchens: sehet die Vögel unter dem Himmel an, sie säen nicht, sie ernten nicht und euer himmlischer Vater nähret sie doch; seid ihr denn nicht viel mehr als sie?!

Gewiß finden sich im Evangelium ewige Schätze für alle Zeiten und Arten von Menschen. Auch die neue Masse wird es lernen, ihr Teil aus ihm herauszunehmen, wie ja bisher alle großen Volksbewegungen von diesem Brote gegessen haben, aber etwas fertiges, was heute Moral der Masse genannt werden könnte, ist in den Kirchen der Gegenwart nicht vorhanden.

* * *

In einer Hinsicht freilich bietet die Kirche, und zwar gerade der konservativste Teil der kirchlichen Organe, dem Arbeiter eine Moral, die wie für ihn geschaffen erscheint und die tatsächlich für ihn geschaffen worden ist, die Moral der Geduld und Ergebung in das Unvermeidliche. Unter den vielen ewigen Tönen, die sich in der großen Polyphonie der Bibel finden, ist der Ton der Geduld einer der beständigsten. Und in der Tat wird die Predigt der Geduld niemals aufhören dürfen, solange es leidende, kranke, verkrüppelte, wirtschaftlich rettungslose Menschen gibt, denen niemand mehr vorspiegeln kann, daß sie wieder jung, tapfer und erfolgreich werden sollen. Als Unterton im Kampfe ums Dasein kann das Lied vom seligen Leiden nicht entbehrt werden, es fragt sich nur, ob es statthaft ist, es gesunden Leuten vorzusingen, die ihren Beruf ausfüllen, mag dieser Beruf selbst auch in einfacher und eintöniger Mühe bestehen. Das ist entschieden zu verneinen. Es ist unverantwortlich, wenn man ganze breite Volksteile von vornherein als mitleidsbedürftig und irdisch hoffnungslos hinstellt. So nackt und deutlich, wie wir das jetzt hier aussprechen, wird es ja auch in der Praxis selten geschehen. Meist tritt die Moral der Geduld in einer Mischung auf mit einer Moral der kleinen Nützlichkeiten und erst in dieser Mischung wird sie gefährlich, denn in dieser Zusammensetzung paßt sie für den kleinen Verstand kleiner Leute, enthält sicherlich eine gewisse Wahrheit und tötet doch gleichzeitig alle Ansätze größeren Wollens.

Als Moral der kleinen Nützlichkeiten bezeichnen wir eine Lebensauffassung, die auf höhere und allgemeinere Ziele von vornherein verzichtet und den Einzelnen nur als Lohnempfänger und Familienvater betrachtet. Als solcher denkt er über die Geschichte der Menschheit, über Klassenkampf und Politik, über Atheismus und Kirche überhaupt nicht grundsätzlich nach, sondern nimmt seine Aepfel von jedem Baum, der gerade am Wege steht. Er kann Sozialdemokrat sein oder gelber Gewerkschaftler oder Mitglied des christlichen Männervereins oder auch gar nichts, aber was er auch immer tut, so tut er es nur um des nächsten Tages willen. Ein solcher Mann ist oft sehr gut verwendbar, denn er entspricht in vieler Hinsicht den Unternehmerwünschen. Man kann ihn gut in Wohlfahrtshäusern unterbringen. Oft ist er „arbeitswillig“, gehört zum Kriegerverein und führt ein tadelloses Leben. Der Geistliche wird an seinem Grabe

über den Spruch reden: sei getreu bis in den Tod! Solche Leute sind in keiner Weise schlecht an sich und werden bisweilen von den zielbewußten Arbeitern mit unverdienter Roheit behandelt, obwohl sie selber ja gar nichts Böses beabsichtigen; im ganzen aber ist doch diese Art von Moral der kleinen Nützlichkeiten die größte Gefahr für die Masse, deren Lebenslage wir im Anfange unseres Aufsatzes dargestellt haben.

Um dieses harte Urteil zu begreifen, muß man sich die Zustände, in denen diese Schicht lebt, lebendig vor Augen stellen. Sie kann keinen großen Individualismus pflegen, weil es auf diesem Acker überhaupt keine hohen Gewächse gibt. Wer hoch steigt, verläßt eben damit die Unterschicht und verliert den Sinn für ihre Daseinsweise. Aller Individualismus ist hier unten klein und oft kleinlich. Denken wir an die Textilarbeiterin! Sie will leichtere Arbeit haben als ihre Nachbarin, will besseren Akkord, will den Platz am Fenster bekommen, will bezahlte Ueberstunden leisten können, kurz, sie will allerlei kleines, um sich besser zu stellen. Das ist an sich ihr gar nicht zu verdenken, sobald aber dieser vielgestaltige kleine Wille sie ganz beherrscht, dann wird sie selber Wachs in den Händen des Werkmeisters und hat keine Bedeutung für den Kampf der Frau um ihren Arbeitsertrag im ganzen. Oder denken wir an den Bergarbeiter! Er will an einen guten Ort gestellt werden, will persönlich mehr verdienen — ist das ein Unrecht? Gewiß nicht, aber es ist der Weg zum Streikbrechertum, zur gelben Gewerkschaft, wenn diese Richtung allein das Leben beherrscht.

Der ältere Liberalismus verwies den Arbeiter auf sich selber: Mensch, hilf dir selbst! Das war und ist in der Theorie eine großartige Moral, die stärkste Moral, die es in wirtschaftlichen Dingen geben kann, nur wird diese Moral in kleiner Umgebung zur Zwergpflanze. Sie kann in großer Umgebung die Menschen über sich hinausheben und aus mittelmäßigen Charakteren Helden herstellen, aber was bedeutet es für den Bergarbeiter: Mensch, hilf dir selbst?!

Die Moral der Geduld und die Moral der Selbsthilfe sind beide in ihren reinen Erscheinungsformen ehrwürdig, in Mischung aber verliert jede von ihnen ihre besondere Schärfe. Es kann trotzdem Lebensklugheit sein, sich mit einer solchen Mischung zu füllen. Aber was gibt das denn für eine Masse? Neue Chinesen!

* * *

Die „neue Moral“ der Sozialisten ist also leicht zu bestimmen in dem, was sie ablehnt. Es sind die bisher besprochenen Grundformen des sittlichen Lebens, die Moral des Besitzes, des künstlerischen Individualismus, der Geduld und der kleinen Nützlichkeiten. Aber was richtet sie nun als neues Ideal auf? Sie sagt zum abhängigen Menschen: Du bist deiner

Natur nach ein Stück Masse; lerne es mit Bewußtsein als dein Schicksal zu tragen, daß du Masse bist! Da die Pforte der höheren Individualbildung dir verschlossen ist, da dir der Himmel nicht mehr als Paradies eines persönlichen Weiterlebens leuchtet, so mache Ernst damit, daß dein Ich gestorben ist und daß in dir etwas anderes lebt, als dieses kleine und flüchtige Einzeldasein als Bergmann oder Strumpfwirker oder Tabakarbeiter; gehe auf in dem Gesamtwesen der Arbeit, des Proletariates, der Demokratie und schließlich der Menschheit!

Für jeden, der die Geschichte der menschlichen Moral einigermaßen kennt, sind diese Töne nicht völlig neu. Sie haben ihre Vorgeschichte sowohl im religiösen wie im nationalen Leben. In der Religion hat es in den verschiedenen Perioden Strömungen gegeben, in denen dem Einzel-Ich zugemutet wurde, im Ganzen zu versinken. Wir sehen dabei von fernen orientalischen Religionsformen ab und denken nur an das Mönchstum, an die mittelalterliche Mystik, an die Märtyrer der Religionskämpfe und an Gemeinschaften im Sinne der Heilsarmee. In allen diesen Fällen vergißt der Einzelmensch sein Sonderdasein und wird freiwilliges Organ einer über ihm waltenden Gesamtbewegung. Und ist es in den großen Kämpfen der Nationen anders? Der Soldat, der in die Schlacht geht, ist keine Einzelperson mehr. Er rechnet sein Leben als etwas kleines gegenüber dem Sieg seines Staates, seiner Nation, seines politischen Bekenntnisses. In der Religion heißt dieses Versinken Mystik oder Pantheismus, in der Politik aber Patriotismus. Die sozialistische Moral ist beiden verwandt, nur will sie nichts jenseitiges und nichts nationalpolitisches in ihre Sittenlehre einsetzen. Der Gedanke, zur proletarischen Masse zu gehören, soll etwa dieselbe Kraft entwickeln wie der Gedanke des Reiches Gottes oder der der Nationalität.

Die sozialistische Moral macht aus der Not eine Tugend, indem sie die Gleichförmigkeit der proletarischen Existenz zum Ideal der Zukunft macht. Natürlich soll die Zukunftsgleichheit viel besser sein als die Gegenwartsgleichheit, es soll besser gegessen werden, mehr geistig genossen usw., aber alle sollen an demselben Tische sitzen oder wenigstens an ähnlichen Tischen. Die Armut soll ausgelöscht sein; kein Hunger, kein Neid, kein Uebermensch!

Inwieweit derartige Gedanken volkswirtschaftlich durchführbar sind und inwieweit sie einen Fortschritt der Produktivität bedeuten würden, geht uns hier nichts an. Wir sehen sie hier nur als Stücke einer moralischen Weltanschauung an, die der Masse sich darbietet. Auch andere moralische Weltanschauungen sind in der Praxis nur teilweise durchführbar und trotzdem von großem Einfluß. Selbst wenn die Gleichheit nie kommt, so kann doch unter Umständen das Streben nach ihr viele Generationen beschäftigen und beleben. Die Frage also ist, ob dieses Gleichheitsstreben sich als Moral der Masse wird festhalten lassen.

Es gibt ohne Zweifel starke Gründe für :diese Art von Massenmoral. Die Ungleichheiten des Lebens werden von unten her als Ungerechtigkeiten empfunden, die Kontraste zwischen Reichtum und Bedürftigkeit prägen sich fast täglich von neuem ein und die ganze Geistesrichtung ist auf Uniformierung gestimmt. Das ist es, was die Sozialisten damit meinen, wenn sie behaupten, der Proletarier müsse mit Naturnotwendigkeit sich einer Gleichheitsmoral zuwenden, es liege das im Wesen der modernen Masse. Sie haben nicht unrecht, nur geht es ihnen hierbei wie auch auf anderen Gebieten: sie sehen nur die eine vorhandene Tendenz und verschließen ihre Augen mit einer gewissen Absichtlichkeit gegen andere ebenso reale Tendenzen.

Die wachsende Uniformierung des Lebens, welche der sachliche Untergrund aller dieser Fragen ist, kann nämlich auch einen sehr anderen Geisteszustand hervorbringen als den, welchen die Sozialisten erwarten und verlangen. Sie verlangen eine optimistische Auffassung der Uniformierung, einen Glauben daran, daß wachsende Gleichheit wachsendes Glück bedeuten müsse. Aber wer will uns das garantieren, daß nicht im Laufe der Zeit eine pessimistische Auffassung die Oberhand gewinnt, daß man die Uniformierung des Daseins als ein zwar unentrinnbares, aber trauriges Massenschicksal begreift und an innerer Sehnsucht nach Individualismus krank wird? Es hat in der Vergangenheit schon genug Zeiten mit weltfeindlichen, lebensmüden Stimmungen gegeben — wer sagt, daß nicht solche mitten in der neuen Industrie entstehen können und zwar je länger desto mehr, in dem Maße, als der einzelne sich als kleines Glied in einem Mechanimus empfindet, der alle seine Kräfte und Erkenntnisse übersteigt?

Die großen Theoretiker der Sozialisten haben den Arbeitern eine Welt ohne Gott vor Augen gestellt. An die Stelle, wo vorher das Angesicht Gottes leuchtete, ist nun „die Entwicklung" getreten. Diese Entwicklung kann mindestens so verschieden aufgefaßt werden als Gott. Die einen werden in ihr die Züge des Wohlwollens und der Gerechtigkeit entdecken und die anderen die Züge der Härte und der Gleichgültigkeit gegen das Menschenwohl. Man kann Gott als Schicksal ansehen, wie es der strenge Calvinismus tat: er hat die einen von Ewigkeit geliebt und die anderen gehasset. Aber ganz ebenso kann man die industrielle Entwicklung ansehen und es liegt nicht gar zu fern, daß solche Stimmungen sich ausdehnen.

Im Optimismus der sozialistischen Moral liegt neben starken Wahrheiten auch starke Oberflächlichkeit. Keinesfalls ist dieser Optimismus so naturnotwendig, daß er sich unter allen Umständen und überall einstellen muß, wo die Masse sich häuft. In Zeiten des erfolgreichen Kampfes wird er steigen, in Zeiten der Gleichmäßigkeit aber unsicher werden und sinken. Solange die Masse glaubt, daß die Gerechtigkeit ihrer Gleichheitsmoral bald siegen muß, wird sie von da aus ihr Leben regeln und für

diese Moral große Opfer bringen, aber wenn die Zeit der Erfüllung der Weissagungen sich hinausschiebt, wenn das Weltgericht über den Kapitalismus nicht eintritt, was dann? Dann macht sich der einzelne in der Masse irgend eine arme Moral der Wartezeit zurecht, eine Moral der Wehmütigkeit oder des hilflosen Zornes, eine Moral des Anarchismus oder der überirdischen Mystik.

* * *

Es ist ein dunkles Problem der Gegenwart, von dem wir reden. Auch diese unsere Ausführungen wollen und können nichts anderes sein als eine allgemeine Einführung in die vorhandenen Strömungen und Gegenströmungen. Alle alten Fragen der Geschichte der sittlichen Weltanschauungen sind noch heute lebendig und der Beobachter der Gegenwart schaut in viele Nebel hinein, von denen er noch nicht weiß, ob und wie sie sich zerstreuen werden.

Die Volksmenge.

Skizze von Iwan Njeschlukto.

Aus dem Russischen übersetzt von H. Röhl in Halberstadt.

Es schien, als wäre in diesem Herbste selbst die Luft mit allen möglichen Gerüchten und Redereien infiziert. Es schien, als schwämmen sie, zusammen mit den Leben oder Tod bringenden Naturstoffen, in ihr umher, als kämen und gingen sie, ohne daß man sagen könnte, warum und wohin. Irgend eine unerforschliche Gewalt rief sie ins Dasein, um sie dann wieder in dem unersättlichen Abgrunde der Vergangenheit verschwinden zu lassen . . .

Woher und wie diese einander widerstreitenden Gerüchte entstanden, wuchsen und sich mit einander vermengten, das war für jedermann ein Rätsel. Wie es unmöglich ist zu bestimmen, an welchem Orte eigentlich eine Wolke ihren Regen gesammelt hat und zu ergießen beginnt, so war es auch unmöglich nachzuweisen, wo und auf welche Weise diese Gerüchte ihren Anfang nahmen, und wie sie dann nach Art kriechender Wurzeln ihre hundert und aber hundert Ausläufer entsandten. Manchmal entstanden sie plötzlich beim Zusammentreffen zweier oder dreier Leute, die mit einander bekannt waren, und folgten ihnen dann wie anhaftende Schatten. Irgend ein doppelsinniges Wort, das jemand hinwarf, gab Anlaß zu einer Vermutung, und diese Vermutung ihrerseits gestaltete sich allmählich zu einer feststehenden Tatsache aus, die durch eingehende Schilderung von Einzelheiten ausgeschmückt wurde.

Und alle Leute schenkten diesen Redereien und Gerüchten Glauben.

Es wurde erzählt, eine Schar Tumultuanten ziehe von Korablewo nach Schpolowo; die Gutshöfe, die sie auf ihrem Wege fänden, würden verwüstet und angesteckt, die Juden und die reichen Leute aufgehängt und totgeschlagen. Aber am allermeisten beschäftigten sich die Gerüchte mit der Art, wie die Tumultuanten mit der Obrigkeit, vom Minister angefangen bis herab zum Polizeidiener, umzuspringen wüßten. Es hieß, in der Kreisstadt Pritschalü hätten sie bei Nacht das Polizeigebäude in Brand gesteckt, in welchem sich der Kreischef mit zwanzig bewaffneten Polizisten verteidigt habe. Drei Tage und drei Nächte lang habe die Menge dieses Haus belagert, drei Tage und drei Nächte lang sei aus Fenstern und Türen auf sie geschossen worden; — schließlich habe sie die Wände mit Petroleum begossen und auf drei Seiten Feuer angelegt. Und als der Kreischef aus dem brennenden Gebäude zu entrinnen versucht habe, hätten ihn die Tumultuanten ergriffen und wieder ins Feuer geworfen.

Alle wußten auch, wer diese Schar anführe. Es sei ein Mann von gewaltiger Körperkraft, dazu trefflicher Schütze, namens Paljulja. Uneins war man nur in den Angaben darüber, was er eigentlich sei, und von wo er in diese Gegenden gekommen wäre. Die einen sagten, er sei ein Petersburger Geistlicher; andere bezeichneten ihn als einen Matrosen von dem Panzerschiffe Potemkin; wieder anderen war er ein General, der im Kriege desertiert sei.

Mit besonderer Hartnäckigkeit aber behauptete sich das Gerücht, daß Paljulja mit seiner Schar von Tumultuanten sich dem Städtchen Schpolowo nähere und schon morgen am Jahrmarktstage dort sein werde. Er hatte, hieß es, bereits in prächtigen Worten abgefaßte „Manifeste" dorthin

vorausgesandt, wie dergleichen auch schon früher auf den Straßen des Städtchens zum Vorschein gekommen, aber damals nur selten von jemand beachtet worden waren. Diesmal indessen hatten alle sie gesehen und gelesen. Trotzdem konnte niemand, ohne bei andern auf Widerspruch zu stoßen, angeben, was darin gedruckt stand. Die einen hatten darin gelesen, das Land und alle Reichtümer der Adligen und der Beamten sollten jetzt in die Hände der Bauern und Arbeiter übergehen. Andere hatten dort nichts derartiges gefunden, erinnerten sich aber ganz genau, daß ihnen in dem „Manifeste" eingeschärft worden war, nicht auf gewisse Anarchisten — nämlich auf alle, die für den bereits in Kronstadt auf die Welt gekommenen Antichrist einträten — zu hören; wieder andere hatten nur gesehen — aber mit eigenen Augen! —, daß die „Manifeste" nicht mit dem Adler und dem kaiserlichen Siegel versehen waren; denn diese seien dem Paljulja abgenommen worden, und er bitte jetzt alle Rechtgläubigen, eine so tötliche Kränkung seiner Ehre nicht zuzulassen.

Die Kunde von der Annäherung der Tumultuanten an Schpolowo weckte den Gemeindevorsteher aus seinem lebenslänglichen Schlummerzustande. Der Beherrscher des ganzen, nicht unbedeutenden Städtchens war jetzt in Wirklichkeit er selbst. Der Entschluß zu handeln war bei ihm das Resultat einer ernsten Beratung mit dem Schreiber, der sich lange bemüht hatte, ihn dazu zu überreden. Und plötzlich kam ihm — allen und am meisten ihm selbst überraschend — der Einfall, jetzt seine ganze Amtsgewalt zu dokumentieren. Von dem Bezirkshauptmann waren jetzt keinerlei Weisungen zu erwarten, da dieser sich schon längst von seinem Gute nach der nächsten größeren Stadt geflüchtet hatte; und den Kreischef hatte Paljulja in Pritschalü gebraten, — das sagten ja alle Leute. Was den Gehilfen des Polizeiinspektors anlangte, dem voriges Jahr die Mäuse den rostigen Säbel angenagt hatten, so kümmerte er sich überhaupt wenig um all die Drangsale, die durch Paljuljas Ankunft dem Flecken bevorstanden. Er spähte schon längst umher und wartete nur auf eine passende Gelegenheit, um hinter dem Bezirkshauptmann her Reißaus zu nehmen.

Und als gegen Abend die Gerüchte von Paljuljas Annäherung sich zu einer Tatsache verkörperten, die, wenn sie sich auch noch nicht vollzogen hatte, sich doch unausbleiblich vollziehen mußte, da schickte der Gemeindevorsteher die Polizeidiener durch den Ort, damit sie die ganze Einwohnerschaft zu einer Versammlung beriefen. Denn er war zu der Ueberzeugung gelangt, daß die ganze Gemeinde darüber Beschluß fassen müsse, wie Paljulja zu empfangen sei, ob als Freund oder als Feind. Zu dieser Versammlung hielt er für nötig auch die Juden, die Popen und die reichen Leute sämtlich einzuladen. Dies tat er in der Absicht, daß, falls die Gemeindeversammlung sich für die Unterstützung Paljuljas aussprechen sollte, jene dann keinem einzelnen die Schuld an all dem Ungemach beimessen könnten, das bei Paljuljas Ankunft ihrer wartete.

Schon brach bei trübem Wetter die Herbstnacht an, als auf allen Straßen und Gassen das Volk zum Amtshause hinströmte. Auch Greise und Frauen und Kinder gingen dorthin. Alle gingen sie eilig; die Gesichter waren aufgeregt; zum erstenmal begannen in ihrem stumpfen Gehirn, das sonst ruhig war wie ein stehender Sumpf, die Gedanken unruhig zu gären.

Und die ganze Nacht hindurch herrschte in dem Amtshause ein dumpf

tosender Lärm; die ganze Nacht hindurch wogte dort ein Meer von Köpfen, und die ganze Nacht hindurch redete dort jeder, der nur etwas sagen konnte.

Besonderen Erfolg erzielten dabei die Reden derjenigen Fabrikarbeiter, die früher eine Zeitlang in der Residenz gelebt hatten. Es hatte schon immer verlautet, sie versammelten an Festtagen die Jugend und gäben, ihr „aus demokratischen Büchelchen" Unterricht darin, „wie man schießen müsse". Viele argwöhnten auch, die Arbeiter druckten Flugblätter und „Manifeste" und verbreiteten sie bei Nacht.

Und nun redeten sie hier Worte, wie sie noch niemand in diesem Gebäude hatte laut werden lassen, Worte, wie niemand sie von ihnen, diesen nichtsnutzigen Menschen, zu hören erwartet hatte. Diese Worte waren glühende Funken, die in die dunklen Seelen der Einwohner fielen. Sie wuchsen dort zu einer stürmischen Flamme heran, die alle althergebrachten Anschauungen und Vorstellungen vernichtete. Unter der Einwirkung dieser Redefunken gewann diese ganze achttausendköpfige, blindgeborene Menge auf einmal die Sehkraft und erblickte die Dinge in anderer Gestalt. All die früheren verschwommenen Vorstellungen von Autorität und Recht räumten neuen und klaren Anschauungen den Platz, — sie erhielten einen andern Inhalt. Die Redner überredeten die Einwohnerschaft, der sich heranwälzenden Rotte von Tumultuanten Widerstand entgegenzusetzen, da dieselbe es ausschließlich auf Mißhandlung und Tötung der schutzlosen Juden absehe. Vor der ganzen Gemeindeversammlung gaben die Arbeiter eine einfache und klare Charakteristik dieser Gewalttaten, deren Resultat lediglich eine Zersplitterung der revolutionären Kräfte in diesem wichtigen Augenblicke sei.

In dieser ganzen Volksmenge — so schien es — gab es keinen einzigen Menschen, der sich im gegenwärtigen Augenblicke geweigert hätte, sein Leben für die Freiheit zum Opfer zu bringen. Alle beschlossen einmütig, die Tumultuanten, wenn sie morgen kommen würden, nicht in in die Stadt zu lassen. Es wurde verabredet, daß bei ihrem ersten Erscheinen die Einwohner durch die Sturmglocke benachrichtigt werden sollten, damit sich dann ein jeder bewaffne, so gut er könne; dann wollte man vor die Stadt ziehen, den Plünderern entgegen. Da aber niemand wußte, von welcher Seite sie erscheinen würden, so wurde auf allen Wegen und an allen Zugängen ein Wachdienst organisiert. Die jungen Männer übernahmen die Rolle berittener Kundschafter. Auch wurden aus ihnen drei Abteilungen von Wehrmännern gebildet, vorzugsweise aus den jüdischen Arbeitern. Jede dieser Abteilungen hatte ihre eigenen Anführer und Ordonnanzen, die erste sogar einen Trommelschläger. Jede Abteilung sollte den ihr zugewiesenen Stadtbezirk beschützen; zu ihren Obliegenheiten gehörte auch die Aufsicht darüber, daß niemand heimlich Branntwein verkaufe; es wurde auf der Gemeindeversammlung beschlossen, die Monopolläden für die ganze Zeit des Jahrmarktes zu schließen und neben jeden derselben eine Wache zu stellen.

* * *

Es war ein unfreundlicher, grauer Morgen. Der Himmel sah aus wie eine schmierige, fette Gallerte; ein gleichmäßiger, graugelber Nebel ohne dunklere Wolken verhüllte ihn. Von einem Rande bis zum andern

überzog ihn eine dichte, einförmige, graue Decke, von der ein feiner, dünner Regen langsam herabrieselte. Die schon längst von Feuchtigkeit übersättigte Erde war davon schlüpfrig und saftig geworden, wie ein mit Tinte durchtränkter Schwamm. Sie konnte diesen Regen nicht mehr in sich aufnehmen, und er strömte in kleinen Rinnsalen über sie hin in die Gossen und Gruben hinein. Auf den Landstraßen glänzte und schillerte der klebrige, schwarze Schmutz wie flüssiger Teer und hängte sich, wenn die Räder eines Bauernwagens hindurchgingen, an Felgen und Speichen.

Kaum dämmerte der Tag, als schon auf das Städtchen unter vielem Geschrei lange Reihen von Bauernwagen zustrebten, beladen mit plumpem hölzernen Geschirr, Hanf, Bast, Heu und Brennholz. Es waren auch unbeladene Wagen darunter mit Leuten, die auf den Jahrmarkt fuhren, um sich zu vergnügen oder Einkäufe zu machen. Während die Gänse aufmerksam von den Wagen herabschauten und warnend einander zuschnatterten, saßen die Truthühner teilnahmlos und schweigend da. Koppeln von Zigeunerpferden trabten auf der Landstraße hin; hinter ihnen schleppten sich mürrische Kühe langsam einher, teils in Herden, teils einzeln. Ab und zu hörte man das erschreckte Geblök von Schafen, das aufgeregte Gegacker von Hühnern. Das Städtchen füllte sich allmählich mit allerlei Getön und Lärm. Auf den Straßen sprengten, ihre Reitkunst zeigend, Zigeuner umher. Juden tummelten sich geschäftig zwischen den Wagen als Verkäufer und als Käufer. Im Hin- und Hergehen handelten sie, kauften sie, verschworen sie sich hoch und teuer. Allerdings vermochten ihre Beteuerungen in russischer Sprache bei den Bauern keinen Glauben zu erwecken, und diese verlangten, der Jude solle „auf seine eigene Art“ schwören, nämlich mit den deutschen Worten: „Ich bin a Jüd“. Woher sie das hatten, daß diese Worte für einen Juden den allerfurchtbarsten Eid darstellten, das wußten sie selbst nicht, eben so wenig wie sie die Uebersetzung dieser Worte kannten. Viele Ausdrücke scheinen dem Menschen voll geheimen Sinnes, wenn sein Gehirn einen Hang zum Geheimnisvollen in sich trägt.

Bald bildete der ganze Marktplatz ein schwankendes Meer von Köpfen. Es roch nach Mist, Schweiß und Rauch. Aus dem wogenden Getöse der Menge hob sich jetzt kein einzelner scharfer Laut ab; der dumpfe Lärm schlang wie Moorgrund alles in sich hinein und erstickte es. Wie eine gleichmäßige Brandung schwoll der Lärm bald an, bald sank er.

An einer Stelle des Marktes hatte sich eine Schar von Gaffern und von Bauern gesammelt, die auf den Jahrmarkt gekommen waren, um sich zu amüsieren. Der Pferdemarkt befand sich auf der anderen Seite der Budenreihen, und so wurden jene Leute dort von niemand in ihrem ruhigen Umherstehen gestört. Sie drängten sich träge an ein und derselben Stelle umher, standen da und blickten teilnahmlos einer dem andern ins Genick. Sie hatten keine Eile irgend wohin zu gehen. Nur ab und zu wechselte bald der eine bald der andere dieser Gaffer gleichmütig seinen Beobachtungsplatz. Mit den feuchten Bastschuhen durch den zähen Schmutz schlurfend, schlenderte er gedankenlos eine Weile von Schaubude zu Schaubude, von Zelt zu Zelt, bis er schließlich wieder in den dichten Schwarm hineingeriet. Alle langweilten sich, froren und waren naß. Allen wollte nicht recht einleuchten, was diesen Menschenhaufen hier eigentlich zusammengeführt hatte. Es war kein Branntwein da und infolgedessen auch keine Betrunkenen, über die man sich hätte amüsieren und lachen können. Wäre

nicht dieser Paljulja gewesen, vor dem die Städter solche Angst hatten, so hätte sich die Hälfte der Menge schon längst angeheitert gehabt. Besonders großes Verlangen danach trugen diejenigen Bauern, die ihre Waren bereits ausverkauft hatten. Sie hatten nicht einmal die Möglichkeit, die abgeschlossenen Handelsgeschäfte durch einen Trunk zu bekräftigen und zu feiern. Und ein unbestimmter, verborgener Aerger begann sich immer deutlicher und stärker in den Seelen dieser Müßiggänger zu regen, die sich in ihren Hoffnungen getäuscht sahen. Ohne an die Folgen zu denken, die die Ankunft der Tumultuanten herbeiführen mußte, wünschten viele im geheimen ihre Ankunft. Dieser anfangs unklare und schüchterne Wunsch war allmählich schon in ein entschieden ausgesprochenes Verlangen übergegangen, als auf einmal in ihrer Mitte „Manifeste" auftauchten. Wer sie unter die Volksmenge gebracht hatte, das wußten selbst diejenigen nicht, in deren Hände sie zu allererst gelangt waren. In diesen „Manifesten", die den Namen des Zaren trugen, wurden alle rechtgläubigen Christen aufgefordert sich zu erheben, um ihn gegen die Juden zu schützen, die an seiner Stelle einen eigenen Zaren einzusetzen vorhätten. Außerdem erlaubte in diesen Manifesten der Zar allen seinen treuen Untertanen, die landesverräterischen Umtriebe mit allen möglichen Mitteln zu unterdrücken.

Trotzdem aber die „Manifeste" sich für einen Erlaß des Zaren gaben, gingen sie doch nur heimlich und verstohlen von Hand zu Hand, als sei es ein Verbrechen. Die Bauern wagten nicht einmal, sie in der Oeffentlichkeit zu lesen, und gaben ihren Inhalt mündlich weiter. Besonders fürchteten sie, mit diesen Manifesten von den Wehrmännern oder von den Städtern gesehen zu werden. Die letzteren hatten schon einen vagabundierenden Mönch, der den Versuch gemacht hatte, ein solches Manifest an einen Zaun zu kleben, in den Wachtturm der Feuerwehr gesperrt. Im allgemeinen glaubte fast niemand aus der Menge an das, was auf diesen Flugblättern gesagt war. Aber sie hatten Lust, es zu glauben, weil sie auch Lust zum Trinken hatten.

Gegen Abend machten viele Bauern sich zur Heimfahrt zurecht. Ueber Nacht in dem Städtchen zu bleiben, das hatte keinen Zweck. Die einen hatten ihre Waren bereits ausverkauft, die andern alles eingekauft, was sie für ihre Wirtschaft brauchten. Daß es morgen möglich sein werde, sich hier ein Amüsement zu verschaffen, konnten sie nicht mehr hoffen. Drei Tage lang — so war ihnen gerade heraus angekündigt worden — würden die Monopolläden geschlossen bleiben; niemand werde auch nur ein einziges Glas Branntwein verkaufen.

Gerade um diese Zeit ließen sich, wie zum Hohn über diese Ankündigung, zwischen den Wagen und unter der Volksmenge ab und zu Leute sehen, die „sich einen kleinen Affen gekauft hatten". Es waren ihrer nicht viele, nur etwa fünf oder sechs, die unter der großen Masse verschwanden. Wo und für welchen Preis sie sich Branntwein verschafft hatten, das blieb für alle übrigen eine ungelöste Frage. Es ging unter diesen wohl ein Gerede, es habe jemand welchen aus dem nächsten Dorfe geholt und verkaufe ihn jetzt außerhalb der Stadt in einem Wäldchen. Aber niemand wußte das genau; es waren nur unsichere Gerüchte. Nichtsdestoweniger rief das Erscheinen der Halbtrunkenen unter der Menge, die vor Verlangen nach einem solchen Genusse verging, Neid und Respekt vor ihrer Schlauheit hervor.

Alle versuchten um die Wette, unbemerkt von den Städtern, sich an

diese Glücklichen heranzumachen und in Erfahrung zu bringen, wo sie zu dem beseligenden Getränke gelangt seien. Ihre Versuche waren fruchtlos; die Glücklichen hatten keine Lust, ihr Glück mit anderen zu teilen. Sie verweigerten auf alle Fragen die Antwort, oder sie sagten, sie hätten sich jeder ein Achtelstof aus ihrem Dorfe mitgebracht. Nur einer von ihnen, ein grauköpfiger Alter mit rasiertem Gesichte, gewesener Soldat, war mitteilsamer. Mit lallender Zunge schickte er alle vor die Stadt nach einer genau bezeichneten Stelle; dort wurde, wie er behauptete, jedem, der da wollte, Branntwein gratis verabreicht. Aber als einige Trinklustige dorthin gegangen waren und da nichts gefunden hatten als ein paar barfüßige Kerle, die unter einem Schuppendach schliefen, mochte niemand mehr dem Soldaten glauben. Dies beleidigte ihn aber im höchsten Grade.

Wie?! ... Ihm, der zwanzig Jahre lang dem Zaren und dem Vaterlande treu gedient und sein Blut für diese Spötter vergossen hatte, ihm glaubten sie jetzt nicht! „Wofür hat mir denn der General selbst dies alles hier angehängt?“ fragte er, und in seinen Augen blitzte ein drohendes Feuer auf. Dabei schlug er sich heftig mit den Fäusten an die Brust, auf der zwei Medaillen und das Georgskreuz hingen.

Indes, auch nach diesem starken, schwer wiegenden Beweise glaubte ihm niemand, sondern alle wandten sich von ihm ab und zerstreuten sich hierhin und dorthin. Es war ja klar, daß der Alte des Guten zu viel getan hatte und ihnen etwas vorschwindelte.

„Na, dann tut, was ihr wollt, ihr alten Dummköpfe!“ sagte er, spie ärgerlich aus und begab sich zu seinem Wagen.

Breitspurig auf seinen langen Beinen dastehend und leise hin und her schwankend, band er von dem Hinterteile seines Wagens ein leeres Teerfäßchen los und ging, um Teer einzukaufen. In seinem Innern hatte sich schon seit längerer Zeit eine ärgerliche Stimmung festgesetzt, die immer mehr in einen grenzenlosen Ingrimm überging. Immer häufiger und häufiger war er in letzter Zeit bei jüngeren Leuten auf Unglauben und Mangel an Respekt vor ihm gestoßen. Und nun hatte das gekränkte Ehrgefühl des alten Kriegers wieder einmal eine Wunde wie von einem Natterbiß erhalten und forderte energisch Genugtuung; der Alte empfand das Bedürfnis, seinem Grimme irgendwie Luft zu machen. Er hatte die größte Lust zu schimpfen, jemanden durchzuprügeln, sich mit den Zähnen in einen weichen, warmen Körper festzubeißen. Er drängte sich grob durch die gedankenlos dastehende Menge hindurch, stieß die Gaffer mit den Ellbogen und schlug sie mit dem Teerfäßchen an die Beine. Dabei schimpfte er, daß sie ihm den Weg versperrten.

Zu andrer Zeit wäre sein ausfallendes Benehmen auf die gebührende Gegenwehr gestoßen; aber jetzt fühlte sich niemand dadurch beleidigt, und die Menge nahm alle seine Schläge und Stöße gleichmütig hin, als müßte es so sein. Ueberdies war der Soldat „im größten Dusel“, und wie konnte man von einem Betrunkenen ein geschicktes und vernünftiges Benehmen erwarten?

Endlich hatte er sich aus dem dichten Haufen auf einen freien Platz hinausgearbeitet, wo mit einem Kruge in der Hand eine Händlerin saß, deren Kleider und Hände mit Teer befleckt waren. Der Handel war bisher nur matt und flau gegangen, und daher war denn auch das vor der Frau stehende Faß fast noch voll Teer. Nicht weit davon hatte sich eine Konkurrentin niedergelassen, die einen Krug von größeren Dimensionen in der

Hand hatte. Und die Händlerin brannte schon lange darauf, ihre Widersacherin „gehörig vorzukriegen“, beschränkte sich aber vorläufig auf Schimpfworte und ehrenrührige Vorwürfe des Inhalts, daß der Mann dieser Schlumpe ein Gauner und ihr Sohn ein Demokrat und Gottesleugner sei.

Der Soldat trat gerade in dem Augenblicke zu ihr, als sie alle Strafen und Martern aufzählte, die den Gottesleugnern beim jüngsten Gerichte bevorständen. Aber er war mit seiner eigenen Kränkung und seinem eigenen gewaltigen Ingrimm beschäftigt. Schweigend stellte er das Fäßchen dem Weibe vor die Füße und sagte dann ärgerlich:

„Gieß mir mal für drei Kopeken ein.“

Eilfertig erfüllte die Händlerin sein Verlangen. Zu gleicher Zeit rief sie alles mögliche Leid auf die Häupter der von Gott Abgefallenen herab. Er aber stand stillschweigend dabei und hörte, seine Gedanken sammelnd, zu. Als ihm aber die Händlerin in sein Teerfäßchen einen Viertelkrug als Zugabe eingoß, fand er für angemessen, ihr etwas Ermunterndes und Tröstliches zu sagen.

„Ja, ja, das ist wahr. Sie werden bald alle an den Galgen gehängt werden.“

Die Frau stimmte ihm darin völlig bei und schickte sich bereits an, ihm zu erzählen, wie der Mann „von dem Luder da“ sich dreihundert Pud Getreide aus dem Gemeindemagazin angeeignet habe; da bemerkte sie, daß ihr der Soldat ein ganz abgeriebenes, durchlochtes Fünfkopekenstück gegeben hatte.

„O, o, Soldatchen, solche Geldstücke kann ich nicht brauchen!“ sagte sie bedächtig in schroff geändertem Tone.

Auch der Soldat wurde nun auf einmal heftig. All der Grimm, der sich in seinem Herzen aufgesammelt hatte, brach heraus. Endlich bot sich die Möglichkeit, ihm freien Lauf zu lassen.

„So, so!“ schrie er wütend und zornig. „Nach deiner Meinung ist eine kaiserliche Münze Betrug? Du bist ja eine Rebellin! Wo ist der Landkommissär? Ich werde dir zeigen, was das heißt: das Bildnis des Kaisers nicht annehmen! Was ist das?“ fragte er und tippte mit dem Finger auf das kaum noch bemerkbare Bild des Adlers auf der Münze. „Was ist das? Ist das das kaiserliche Wappen oder nicht?“

Er trat ganz dicht an die Händlerin heran und wollte sie, wie es schien, durch seine drohende Miene niederschmettern. Seine Lippen waren blaß geworden, seine Hände zitterten; er keuchte infolge der Wut, die seinen ganzen Körper gepackt hatte. Er sah aus, als wollte er der „Rebellin“ vollständig den Garaus machen.

Indes, auch die Händlerin war infolge des bisherigen schlechten Absatzes in diesem Augenblicke nicht minder ärgerlich als er. Auch sie hatte nicht übel Lust, mit jemandem anzubinden. Dergleichen war für sie nichts Neues. Es war für sie noch nie ein Handelstag ohne irgendwelchen Skandal vergangen: bald bezahlte ihr ein Bauer eine Kopeke zu wenig, bald fand einer, daß sie ihn beim Rechnen betrüge; bald setzte einer die Ware herab mit der Behauptung, das sei nicht Teer, sondern „Dreck“. Und jedesmal mußte sie mit der Zunge und mit den Händen den Betreffenden zur Erkenntnis seines Irrtums bringen. Zu anderer Zeit hätte sie eine so passende Gelegenheit, zu beweisen, daß sie im Rechte sei, sich gewiß nicht entgehen lassen; aber diesmal hielt sie es doch für nützlicher, sich nicht auf einen Streit einzulassen. Es traten wieder neue Käufer an sie heran,

und sie hatte keine Zeit, sich mit dem Soldaten herumzuzanken. So verbiß sie denn ihren Aerger und entschloß sich zu einem entgegenkommenden Benehmen.

„Soldatchen, ich rede nichts Schlechtes von dem kaiserlichen Wappen,“ sagte sie sanft und freundlich. „Nur dieses hier taugt nichts; so was nehmen Handelsleute nicht an.“

„Waas!“ schrie der Soldat. „Das kaiserliche Wappen taugt nichts? O du Scheusal!! Wart, ich will dich . . .!“

Und ehe noch die Frau die Unüberlegtheit ihres Ausdrucks begriffen hatte, traf schon seine immer noch starke Faust sie in den Rücken. Aber nun ging auch der Spektakel los. Der Grimm, der sich bei der Händlerin den ganzen Tag über aufgespeichert hatte, kam nun gleichfalls mit rasender Kraft zum Ausbruch. Sie ergriff den Krug und schlug den Alten damit vor die Brust, gerade an die Stelle, wo er die beiden Medaillen und das Kreuz an weißen Bändern hängen hatte.

Der verschossene Mantel, auf der Brust des Soldaten, seine Bändchen und alle Belohnungen für seine Treue im Dienst waren plötzlich in eine einzige schwarze, klebrige Masse verwandelt. Die Oeffnung des Kruges hatte gerade diesen Fleck getroffen, und der Teer hatte überströmt, was dem Krieger das Wertvollste und Heiligste war. Dies war eine so schändliche, verbrecherische Entweihung, wie sie sich das ausgetrocknete, defekte Gehirn des Alten selbst im Traume nie hatte vorstellen können.

Er geriet in eine sinnlose Wut wie ein Hund. Das ganze Faß mit Teer stürzte von einem Fußtritt, den er ihm versetzte, um. Auf der Erde breitete sich eine schwarzblaue Lache aus. Die Händlerin heulte auf. Eine Weile war es unmöglich zu unterscheiden, was nun hier vorging. Zwei menschliche Leiber klammerten sich aneinander und verschmolzen zu einem einzigen. Sie schwankten auf vier dünnen Beinen hin und her, zappelten und krümmten sich schweigend. Nur von Zeit zu Zeit rangen aus der Brust der beiden sich Laute hervor, die anscheinend einem menschlichen Munde fremd waren, die einen dem Gebrüll eines hungrigen Raubtieres, die andern dem wilden Kreischen der Nachteule ähnlich.

Abwechselnd damit ließ sich dumpfes Stöhnen, heiseres Krächzen und der Schall von Schlägen vernehmen. Und von neuem Kreischen und Brüllen. Dann wieder stiller Ringkampf. Man hörte nur, wie die vier Füße des schwerfälligen Körpers in der dickflüssigen Teerlache herumpatschten. All dies ging innerhalb eines Kreises von Gaffern vor sich, die an dem Skandal ihre Freude hatten und zuvorkommend Platz machten. Beifall, Zurufe, Lachsalven erschollen ringsumher. Und immer mehr und mehr vergrößerte sich der Menschenhaufe und schwoll an.

Da taumelten die Ringenden seitwärts gegen eine Zeltbude mit Geschirr. Lampen, Tassen, Gläser stürzten in Menge auf die Erde; es ertönte das Geprassel und Geklirr des zerbrochenen Geschirres. Die Bude neigte sich schief zur Seite. Noch ein Schritt des Körpers auf den vier beweglichen Beinen: da fiel von einem benachbarten Verkaufsstande eine große Schüssel mit Schmalzkuchen in die Lache. Die Schmalzkuchen rollten unter die Füße der aufjubelnden Menge. Einige Leute stürzten darauf zu, um sie zu haschen, und schoben sie eilig in die Taschen, in den Brustschlitz, in den Mund. Der Besitzer der Schüssel, ein schwächlicher Jude, wollte den Versuch machen, sie wieder aufzusammeln. Aber plötzlich versetzte ihm eine Faust mit solcher Kraft einen Stoß in den Rücken, daß er

gegen einen jungen, stämmigen Burschen fiel. So kam zu dem ersten im Handgemenge begriffenen Paare ein zweites hinzu. Dazwischen erschien, mit einem Stocke in der Hand, der Besitzer der Geschirrbude, ein breitschulteriger, bärtiger Großrusse. Sein Stock sauste ein paar Mal über dem Kopfe des Soldaten durch die Luft. Nun geriet noch eine Bude mit Umschlagetüchern und Baumwollzeug ins Schwanken. Auch flogen zwei oder drei Mulden mit Zigaretten, Ringen und Bändern an die Erde.

Der Spaß wurde immer größer und größer. Die Menge freute sich und jauchzte. Jetzt fielen bereits die Zelt- und Bretterbuden unter dem Ansturm der schreienden Menge. Zeugballen, allerlei Werkzeuge, Tabak, Pelze fanden den Weg in ihre Hände. Auch Blut war schon mitten in dem Volkshaufen vergossen. Dort war der Eigentümer der Schmalzkuchen zertreten worden. Er war unter die Füße der Pferde gestürzt, um sich von dort nicht wieder zu erheben.

Der Soldat hatte seine Widersacherin an den Fuß eines Zaunes geworfen und drehte sich jetzt nach allen Seiten und schrie. Sein Anzug war ganz zerrissen und hing ihm in Fetzen vom Leibe herab. Sein Kopf war zerschlagen; das dunkelrote Blut floß in Strömen aus den Wunden herab und gerann stellenweise auf seinem mageren Gesichte, so daß es so aussah, als wäre ihm die ganze Haut abgezogen. Ein Geschrei war es eigentlich nicht zu nennen: er heulte und kreischte.

„Ihr guten Leute!“ rief er mit heiserer Stimme, so laut er konnte. „Die Rebellen schlagen uns . . . Sie sind von den Juden erkauft.“

„Nur keine Angst! . . . Das dulden wir nicht!“ rief jemand aus der Menge zurück; jedoch klang der Ruf nicht gerade mutvoll und kräftig.

„Laßt es nicht zu, ihr rechtgläubigen Christen!“ heulte der Soldat wieder los. „Sie wollen ihren eigenen Zaren einsetzen, die Hunde!“

„Haut sie, Kinder!“ scholl es vielstimmig aus dem Haufen, nunmehr andauernder und kühner.

„Brüder!“ kreischte der Alte von neuem. „Die heiligen Kirchen wollen sie in Pferdeställe verwandeln!“

„Haut die Unchristen! . . . Haut sie, Brüder! Haut—aut sie!“ brüllte die Menge.

Sie wogte wie dichtes Schilf bei heftigen Windstößen und stürzte plötzlich nach den zusammenstehenden Holzbuden der Juden hin. Ein anderer Teil strömte singend und pfeifend nach einem Monopolladen.

In diesem Augenblicke ertönte von dem Glockenturme ein hastiges Sturmläuten. Der ganze Marktplatz war sofort von wildem Geschrei, Gestoße und Gestöhn erfüllt.

Ueberall herrschte Wirrwarr. Die einen, ganz kraftlos vor Furcht, die blassen Gesichter von Schreck entstellt, liefen in die angstvoll-stillen Straßen und ließen dort überall den schrecklichen Ruf: „Pogrom!“ ertönen. Andere, kühner, eilten dahin, wo die Menge am dichtesten stand, wo Krachen und Lärm erscholl, wo große, schwere Gegenstände niederstürzten; es mochten eiserne Türen oder zusammengerollte Pappdächer sein. Manche Bauern fuhren im vollen Galopp auf ihren mit Waren beladenen Wagen davon; andere drängten mit ihren Wagen nach dem Platze hin, wo Gewinn zu holen war. Erbarmungslos hieben sie mit den Peitschen auf ihre mageren Pferde los und stießen auf ihrem Wege Tische, Zelte und Mulden mit Waren um; überall, wo die schmierigen Achsen dieser Wagen vorbeikamen, veranlaßten sie unruhiges Gedränge und Wirrwarr. Waren die Wagen an ihrem Ziele angelangt, so flogen

buntfarbige Zeuge und Tücher, Schals und Schachteln im Bogen durch die Luft nach ihnen hin. Sich kreiselnd und schaukelnd, schwebten Federn und Daunen umher. Es schien, als würde auf dem Marktplatze ein absonderliches Feuerwerk veranstaltet. Unterdes aber ließ ununterbrochen die Sturmglocke ihren wimmernden Ruf erschallen. Ihre ehernen, dicht auf einander folgenden Klänge flossen in einen einzigen traurigen, kläglichen Ton zusammen, und es war, als ob auf diesem Glockenturme, der sich über den Häuptern der Menge wie ein Zeigefinger zum Himmel erhob, jemand traurig über einem frischen Grabe schluchze . . .

Unter der einheimischen Bevölkerung rief das Sturmläuten die größte Aufregung hervor. Ein Teil der Einwohner stürzte in der Annahme, dies sei das Signal für Paljuljas Annäherung, nach den Eingängen des Städtchens hin. Ein anderer größerer Teil der Einwohnerschaft riegelte sich schleunigst in den eigenen Häusern ein, wobei ein jeder seine Furcht damit beschwichtigte, daß er persönlich gestern in der Gemeindeversammlung sich nicht dafür ausgesprochen habe, Paljulja als Feind zu betrachten. Die verhältnismäßig wenigen, die sich auf dem Markte im Volkshaufen befanden, verloren den Kopf und wußten nicht, was sie dazu tun sollten. Als nun aber die Bewegung alles in ihren Wirbel hineinzuziehen begann, eilten sie teils nach Hause, um ihr Eigentum und ihre Familien zu retten, teils fanden sie sich bereits festgebannt.

Unterdessen war diejenige Abteilung der Wehrmänner, der die Beschützung und Verteidigung des Marktes oblag, in dem Versammlungslokale angetreten, hatte sich dann auf der Straße in zwei ungleichmäßige Reihen aufgestellt und begab sich nun unter Trommelschlag, der das Selbstvertrauen hob, schnell nach dem Orte des Pogroms.

An Zahl belief sich diese Abteilung auf fünfundzwanzig Mann, vorzugsweise jüdische Arbeiter. Wenn auch etwa den dritten Teil der Abteilung junge russische Burschen gebildet hatten, so hatte sich doch ein Teil derselben unterwegs unvermerkt von den Kameraden getrennt und war zaghaft in den Torwegen der Häuser stehen geblieben.

Die Abteilung schloß sich in der Nähe der Buden dichter zusammen. Dort hatte um diese Zeit das sinnlose Toben der Menge begonnen und war in raschem Anwachsen begriffen; dort entwickelte und verschlimmerte sich die Gewalttätigkeit. Durch das laute Brausen von allerlei Tönen waren von dort ab und zu, wie häßliche Mißklänge, dumpfe Hilferufe und ängstliches Flehen vernehmbar . . . Aber wie zur Antwort darauf erscholl das Geräusch zerschlagener Glasscheiben und Gelächter und Schimpfen.

In den Händen der Wehrmänner glitzerten die Revolver. Die Hähne knackten zu gleicher Zeit. Einen Augenblick herrschte unschlüssiges Schweigen: die Wehrmänner standen vor der brüllenden Volksmenge. Beide Parteien maßen die feindlichen Kräfte mit den Augen; die Wagschalen hielten sich das Gleichgewicht . . . Aber da erscholl in festem, trockenem Tone ein Kommando:

„In die Luft, Kameraden! . . . Feuer!“

Der scharfe, mutige Ton der Salve, durchschnitt den brausenden Lärm der Volksmenge. Der Zwischenraum zwischen den beiden einander gegenüberstehenden Streitkräften, eben der Raum, wo sie mit den Augen gekämpft hatten, füllte sich mit Rauchwolken. Wie eine heulende Bestie bei einem unerwarteten Peitschenschlage verstummte die Menge plötzlich und zog sich ängstlich in sich zusammen. Man konnte sich vorstellen, wenn

der Rauch sich werde verzogen haben, so werde sich vor der Abteilung der Wehrmänner ein gebändigtes Tier am Boden wälzen; es werde, sich windend, im Schmutze kriechen und kläglich dem Bändiger die Hände lecken.

Aber da rief unerwartet über den wie erstorben daliegenden Marktplatz hin eine wilde, kreischende Stimme:

„Die Juden schießen auf die Christen! Hilfe! . . .“

„Haut sie, Kinder!“ antwortete im selben Augenblicke ein Gebrüll, und der Lärm im Haufen begann von neuem.

Nur zögernd erhob sich der Rauch zu dem bedeckten Himmel. Die beiden feindlichen Parteien standen einander wieder sichtbar gegenüber.

Von dem Häuflein der Wehrmänner löste sich ein russischer Arbeiter ab und kam auf die Volksmenge zu.

„Brüder!“ sagte er ruhig und laut. „Hat uns denn Christus gelehrt, jemanden zu töten? Denkt doch daran, Brüder, daß wir alle Menschen und Brü . . .“

Ein derber Feldstein traf ihn gegen die Brust. Der Mann schwankte.

„Judenknecht, Judas! . . .“ wurde aus dem Haufen geschrien.

Steine und Knüttel flogen in Menge von den Seiten und von vorne gegen ihn. Er tat noch einen wankenden Schritt rückwärts, griff seltsam mit den Armen um sich, als wollte er ein weißes Federchen haschen, das gerade in der Luft vor seinen Augen vorbeiflog, und fiel dann rücklings nieder. Die vorderste Woge der Menschenmasse begann sich schnell zu ihm hin zu wälzen.

Wieder knackten die Hähne, wieder ertönte kaum vernehmlich ein Kommando. Wieder spaltete, sozusagen, die scharftönende Salve das ununterbrochene Gebrüll mittendurch und schob es in zwei gleiche Teile auseinander. Es bildete sich gleichsam in der Mitte desselben auf einmal eine Kluft von Schweigen, in deren Tiefe ein andächtiger, singender Ton schwebte und umschwang. Aber nur einen Augenblick lang standen diese beiden finstern Wände des Schweigens getrennt da. Dann stürzten sie gegen einander, und Toben, Schreien und Brüllen erscholl von neuem. Die Menge heulte stärker. Sie wurde kühner. Der innere Kern drückte und drängte die vorderen Reihen weiter und schob sie wider ihren Willen vorwärts. Als würden sie zum Richtplatze geführt, stemmten diese sich rückwärts gegen den Haufen und wichen ängstlich vor den Mündungen der Revolver zurück. Es war, als ob jede dieser Waffen mit ihrem einzigen Auge etwas auf der Brust der Gegenüberstehenden suche.

Und die dritte Salve zeigte, was diese Augen bei ihnen gesucht hatten. Drei Menschen aus der Volksmenge schwankten ungleichmäßig hin und her, drehten sich seitwärts und stürzten mit dem Kopf in den Schmutz. Ein vierter, der von beiden Seiten eingeklemmt stand, schrie plötzlich auf und griff mit den Händen nach der Brust. Auf seinem Gesichte und in seiner Stimme kam eine Art von Staunen zum Ausdruck, wie etwas Unermeßlichem und Furchtbarem gegenüber. Dann sank sein Kopf nieder, und seine Arme fielen auf die Schultern der Nebenmänner. Aus seiner Brust sickerte Blut. Hilflos schwer hing er zwischen den Schultern seiner Kameraden, als wäre er gekreuzigt und an den Volkshaufen angenagelt. Gleichzeitig mit ihm machte noch einer einen Sprung vorwärts, als hätte ihm jemand von hinten einen Stich versetzt. Er schlug die Hände über dem Kopf zusammen und sank ruhig und langsam in eine kauernde Stellung nieder.

Jetzt bildete sich vor dem Häufchen der Wehrmänner ein freier Raum. Die Menge trat auseinander; sie wich nach rechts und links; aber auf diese Art kam es zu einer Umzingelung der ganzen feindlichen Abteilung. Hunderte von Händen hielten, wie wenn sie zu einem einzigen Leibe gehörten, Stöcke, Deichselnägel und eiserne Stangen fest gepreßt. Diese Waffen schwenkte der Haufe in der Luft umher, polterte damit und drohte. Mit jedem Augenblick wurde der Ring enger und enger. Immer näher rollte und wälzte sich die Menschenwoge heran. Und da endlich ließen zwei von diesen zahlreichen Händen mit dumpfem, feuchtem Klatschen einen Zaunpfahl auf den unbedeckten Kopf eines Arbeiters niederschmettern, der niedergekniet war und nochmals etwas zu der Menge zu sagen versuchte.

Noch eine Salve, die aber langgezogen und ungleichmäßig herauskam, unterbrach das Geschrei der Menge. Noch einmal wälzten sich mehrere Getroffene vor den Füßen der übrigen. Noch einmal flog eine rauhe, durchdringende Stimme über den Markt und forderte die Rechtgläubigen zum Kampfe auf. Aber die Menge hatte sich bereits von allen Seiten dicht an die gegnerische Truppe herangedrängt; mit den gleichzeitigen Salven war es zu Ende; statt ihrer erschollen jetzt vereinzelte, hastige Schüsse. Auch war kein Kommando mehr zu hören; wer schoß, hielt dem Gegner die Waffe unmittelbar vor die Brust.

Bald indessen verstummten auch diese einzelnen Schüsse. An der Stelle, wo die Abteilung gestanden hatte, rang und kämpfte noch, einige qualvolle Minuten lang, rettungslos in dem engen Ringe eine kleine Schar von Leuten, über deren Köpfen die eisernen Deichselnägel zuckten.

Ueber die Leichen der Gefallenen weg wälzte sich die Menge wie ein Lavastrom nach der breiten Hauptstraße, wo die reichen jüdischen Familien wohnten. Der Marktplatz genügte ihr nicht mehr; von dort waren alle Gegner geflohen; lebend war dort niemand von ihnen übrig. Deren Stelle nahmen jetzt andere ein; sie rannten eilig durch die Buden, deren Fenster zerschlagen waren, und deren Türen sperrangelweit aufstanden. Das Blut lockte sie nicht; sie lockte der Gewinn. Jeden Gegenstand, der zu groß und zu schwer zum Wegschaffen war, zerbrachen und zertrümmerten sie.

Die zweite Abteilung der Wehrmänner versperrte dem Haufen den Weg. Sie machte nicht weit von ihm Halt und richtete die Unheil drohenden Mündungen der Revolver auf die Brust der Gegner. Aus der Mitte der Truppe trat ein hochgewachsener Arbeiter vor. In der Hand hatte er eine gußeiserne Bombe. Zwischen dem Volkshaufen und der Truppe blieb er stehen und hob die Kugel über seinen Kopf.

„Halt!“ rief er drohend. „Halt, um Gotteswillen halt, oder ich werfe die Bombe!“

Offenbar wollte er die Volksmasse, die sich gegen ihn heranwälzte, schrecken. Aber seine Drohung wurde gar nicht gehört oder wohl eher nicht verstanden. Die Menge lachte laut. Sie drängte vorwärts und schob ihre erste Reihe, die ihr als Panzer und Schild diente, vor sich her. Wieder flogen aus ihrer Mitte Steine und Knüttel gegen den Arbeiter. Sie kamen noch nicht bis zu ihm hin und fielen zwischen ihm und der Menge in den Schmutz. Einen Augenblick schien der Arbeiter mit sich selbst zu kämpfen. Er blickte rückwärts nach seinen Kameraden hin und nickte ihnen schweigend mit dem Kopfe zu. Von dort wurde mit einem Tuche gewinkt, und es rief jemand: „Lebewohl!“

Und in diesem Worte lag nicht jener traurige Sinn, den die Menschen hineinzulegen pflegen. Es klang freudig und kühn.

Der Arbeiter wendete sich wieder der Menge zu, die auf ihn losdrang. Er sprang ihr näher entgegen. Schon hagelten die Steine auf ihn. Und da hob er, hoch über seinen Kopf, mit gespannten Muskeln beide Arme, die die gußeiserne Kugel hielten, und warf diese in die Höhe. Die Kugel beschrieb einen Bogen und fiel mitten in die Volksmenge hinein. Eine krachende Explosion erscholl, die ein Gemisch von Schmutz, Rauch, Blut und Fleisch in die Luft schleuderte. An der Stelle, wo die Bombe niedergefallen war, gähnte eine tiefe Grube, als hätte ein Orkan dort einen jungen, kräftigen Baum ausgerissen. Um diese Grube herum lagen, in ihrem Blute schwimmend, entstellte Leichname und Teile menschlicher Körper.

Jetzt sandten die Wehrmänner eine Salve nach der anderen in die Menschenmasse hinein. Nach ihrer fünften Salve erhob sich der Arbeiter, der die Bombe geschleudert hatte. Er hatte sich, noch ehe die Explosion ertönte, auf die Erde geworfen gehabt. Ein paar Leute aus der Truppe liefen zu ihm hin. Er lächelte, er war unverletzt. Und alle lächelten ihm zu. Und wieder richteten sich die Revolvermündungen scharf auf die Brust der Menge, die in unbändiger Wut tobte. Sie rückte von neuem wie blind gegen die Abteilung vor.

Einen Augenblick darauf lief ihr wieder der erste Arbeiter mit einer Kugel in der Hand entgegen. Wie früher blieb er in einiger Entfernung von dem Haufen stehen und schleuderte mit starkem Schwunge die Bombe nach ihm hin. Sie flog im Bogen über die Köpfe der vorderen Reihen und fiel klatschend in eine Pfütze, mitten in die Menge. Und da der tiefe Schmutz den Aufschlag sehr abschwächte, so war die Erschütterung so unbedeutend, daß dadurch keine Explosion herbeigeführt wurde.

Die den Platz erfüllende Menge, die einen Augenblick verstummt war wie ein ängstlicher Vogel, der sich vor dem über ihm schwebenden raubgierigen Habicht duckt, brach wieder in ein triumphierendes Gebrüll aus. Der Strom von Menschenleibern bewegte sich schnell auf die Truppe zu. Und diesmal fand der Bombenwerfer keine Zeit mehr, sich von der Erde zu erheben, auf die er sich geworfen hatte. Er blieb auf seinem Platze unter den Füßen der Menge liegen. Die Kugeln der Wehrmänner hielten diese nicht auf, obgleich in den vorderen Reihen viele durch sie verwundet und getötet wurden. An Stelle der Niedergeworfenen drängte die Menge aus ihrer Mitte neue und aber neue Opfer vor. Und auf diese Weise gelangte sie schließlich an die Truppe heran. Zwei oder drei Minuten lang ertönten in dem Menschenknäuel vereinzelte Schüsse. Aber sie wurden immer seltener und matter, bis sie unter den hochgeschwungenen, bluttriefenden Deichselnägeln ganz erstarben.

In diesem Augenblicke näherte sich die dritte Abteilung der Wehrmänner dem Orte des Gemetzels. Sie eilte ihren Kameraden zu Hilfe.

Indessen konnte sie diesen nicht mehr von Nutzen sein. Kaum die Hälfte derselben hatte die Möglichkeit gefunden, sich zu retten. Sie hatten keine Patronen mehr gehabt, so daß sie ihren eigenen Fall durch Tötung von Feinden hätten wettmachen können. Und es hatte überhaupt niemand mehr Patronen: die dritte Abteilung war in Ermangelung solcher mit „kalten Waffen" ausgerüstet, wie mit Totschlägern und Metallkugeln an Riemen. Dafür hatte sie einige Bomben bei sich. Aber mit dieser Waffe jetzt gegen die Volksmenge vorzugehen war untunlich. Diese hatte sich in mehrere Gruppen aufgelöst und zog durch die Seitengassen hin, die nach

der Hauptstraße führten. Jeden Augenblick konnte die Abteilung der Wehrmänner umzingelt werden; sie mußten ihre Kraft an eben der Stelle zur Verwendung bringen, wohin sich die Haufen der Zerstörer begaben. So zog denn die Truppe ab nach der Hauptstraße; es wurde beschlossen, den Eingang zu derselben von dem Balkon und dem Dache eines Eckhauses aus zu verteidigen.

Unterdessen hatte der Haufe auf seinem Wege bereits zwei Monopolläden zerstört. Die Wehrmänner, deren je zwei als Wachen dabei gestanden hatten, hatten die Unmöglichkeit eingesehen, den Hunderten von Menschen, die sich wie wilde Tiere geberdeten, irgend welchen Widerstand zu leisten; sie waren gewichen. Gleichzeitig mit ihnen waren auch die Inhaber der Läden verschwunden. Der Volkshaufe fühlte sich nun vollständig als Herr der Läden. Im Laufe von zwei bis drei Minuten waren die Regale mit Branntwein und Spiritus leer. In den Händen und über den Köpfen der Menge sah man eine kurze Zeit lang größere und kleinere Flaschen in eiliger Bewegung. Die Leute tranken im Weitergehen unmittelbar aus den Flaschenhälsen, in langen Zügen, mit Genuß. Aber nicht alle tranken; für den größten Teil der Zerstörer hatte der Branntwein nicht ausgereicht. Und wie hungrige Bestien rissen sie einander die Gefäße aus den Händen und führten sie gierig zu den Lippen. Darüber kam es unter ihnen zu Schimpfworten und Schlägerei.

Die Menge zog weiter. Unter Geschrei, Singen und Pfeifen gelangte sie zum Anfange der Hauptstraße.

Hier fiel eine von der Ecke eines Hauses geschleuderte Bombe vor ihnen nieder. Es ertönte eine Explosion wie das Rollen des Donners im Gebirge. Die Straße füllte sich mit Rauch.

Die Menge wich zurück; sie verstummte mit einem Mal und stand unschlüssig da. Aus ziemlicher Entfernung von dem schrecklichen Hause blickte sie zaghaft nach dem Dache hin. Sie drohte jetzt nicht mehr. Es schien, als würde jetzt ein einziger Schuß genügen, um bei ihr eine willenlose Panik hervorzurufen. Sie glich jetzt einem blutgierigen, aber auch ebenso schreckhaften Rudel Wölfe bei Nacht, das imstande ist, vor einem Funken eines Feuersteins die Flucht zu ergreifen.

Aber plötzlich geriet der Menschenhaufe in die größte Aufregung und erhob ein Gebrüll und Freudengeschrei. Vor ihren Augen erschien unten an der Wand des furchtbaren Hauses ein blasses, zitterndes Feuerflämmchen. Dieses anfangs sich windende, schüchterne Flämmchen teilte sich auf einmal an der Bretterverschalung des Hauses in feurige Fäden. Es war, als erschräke es vor dem mutwilligen Winde, der die Straße entlang wehte. Und jetzt schien es so, als ob unter der Wand, wo die Bombe durch ihre Explosion eine Grube gerissen hatte, Dutzende hungriger, glänzender Schlangen hervorkröchen und beharrlich und gierig an den trockenen, harzigen Brettern leckten. Bald sich hin und her windend, bald an der Wand hinauflaufend, flossen diese schnell kräftiger werdenden Schlangen zu einer einzigen wallenden, hellen Feuerwoge zusammen, welche die Fenster und die Tür wie mit einem Ueberzuge von Blattgold verhüllte.

Fürchteten sie sich nicht, die Menschen ihr furchtbares Werk zu lehren? Heulte nicht darum die Menge so wild auf?

In den vielen hundert Augen der Zuschauer funkelte ein boshaftes Feuer der Freude und Rachsucht. Mit triumphierenden Blicken beobachteten sie ein Häuflein Menschen, die auf dem Dache in den grauen Rauchwolken sich hastig hin und her bewegten.

Aber die kletternde Flamme stieg an der Wand immer höher hinauf, bis zum obersten Gesims. Dort entsandte sie plötzlich nach oben zwei zickzackförmige Feuerbänder, die einen Augenblick lang unbewegt über dem Dache standen.

Mit Geprassel flog ein Fensterrahmen hinab, und ihm nach fiel ein junger jüdischer Arbeiter auf die Straße. Er sprang wieder auf und lief von dem brennenden Hause weg gerade auf den Menschenhaufen zu. Blind vor sinnloser Furcht, sah er diesen garnicht. Und ebenso sah er nicht, wie ihm zwei Menschen entgegenkamen. Einer von ihnen hielt ihm bei seiner Annäherung ein Bein vor, und er stürzte darüber zu Boden. Der Schrecken lähmte alle seine Glieder. Ihn überkam plötzlich eine stille Gleichgültigkeit. Nur ein heimliches, krampfhaftes Zittern lief durch seine Muskeln, und Zuckungen entstellten sein Gesicht. Die weit geöffneten Augen blickten an den nächsten Gegenständen vorbei ins Leere; sie bewegten sich nicht, sie standen starr. Auch sein Körper wurde steif und hart und unbiegsam.

Die beiden Männer hoben ihn in die Höhe wie einen Baumstamm. Sie hielten ihn eine Weile an den Händen und Füßen, als hätten sie vor, ihn von dem brennenden Hause wegzutragen. Aber dann begannen sie, ihn hin und her zu schwingen, langsam, behutsam, gleichmäßig, wie man einen Ertrunkenen schaukelt, um ihn ins Leben zurückzurufen. Je länger, um so höher flog er über der Erde, und plötzlich schleuderte ihn ein starker und letzter Schwung der vier Männerarme hinauf nach einem von Flammen erfüllten Fenster. Er verschwand in der feurigen Lohe.

Die Menge jauchzte.

In diesem Augenblicke trat aus dem Torwege des brennenden Hauses eine alte Jüdin heraus. Irrsinnig geworden von dem Schreck, der ihre Lippen und ihr Gesicht verzerrte, brachte sie vorsichtig zwei alte, zerbrochene Stühle herausgeschleppt. Der eine von ihnen hatte nur noch ein Bein, dem andern fehlte die Lehne. Die Alte strengte all ihre Kraft an, um mit ihnen nicht gegen eine Ecke zu stoßen, und um sie nicht mit dem Straßenschmutze zu besudeln. Gedankenlos und starr sah sie sie an und trug sie behutsam vor sich her.

Dies erregte bei der Menge Gelächter. Sie umringte die Alte und entriß ihr die Stühle. Einer nach dem andern flogen sie vor den Augen der Besitzerin durch die Luft und verschwanden in einem Fenster. Einen Augenblick darauf ragte die Alte über das wogende Meer von Köpfen hervor. Ihre Beine steckten in dem dichten Schwarm, der sie auf den Schultern trug. Sie drehte den Kopf wie eine Puppe und blickte mit starren Augen nach dem Fenster, in dem ihre lieben Stühle verschwunden waren. Ihre Arme streckten sich dahin. Sie flüsterte etwas mit den völlig ausgedörrten Lippen. Ihr Kinn schob sich hin und her und zitterte. Der Haufe sah sie an und lachte laut. Die Alte aber hielt sich gerade wie ein Stock; auf ihrem versteinerten Gesicht lag wie erstarrt ein gutmütiges Lächeln. Aber dieses idiotische Lächeln hätte einen Menschen erschrecken können, wenn ein solcher dagewesen wäre. Die Alte, die über die Menge hervorragte, wie man im Wasser an einer tiefen Stelle einen hervorragenden Holzpfahl mit einem Stein auf dem oberen Ende anbringt, rückte über den Köpfen immer näher und näher an das Fenster heran, wo die Flamme alles in ihren lodernden Mantel hüllte. Es sah aus, als ob sich dort ein ungeheuerlicher Knäuel feuriger Schlangen und Skorpione befände, und als ob diese auf den schwarzen Rauchwogen sich umherwänden, hinkröchen und in die Höhe stiegen und zischten und giftige Funken aussprühten.

Plötzlich prallte die Alte vor der brennenden Wand zurück. Sie fiel mit dem Rücken auf ein Dutzend Köpfe der unter ihr Stehenden. Ihre Arme fuhren zitternd durch die Luft, als wollte sie etwas Unsichtbares, aber Furchtbares und Entsetzliches von sich abwehren, dem sie nicht näher kommen mochte, von dessen Vorahnung ihr ganzer Leib in Zuckungen geriet und erbebte. Sie kreischte wild und durchdringend wie eine Eule auf der Kirche. Darüber wieherte die Menge noch mehr vor Lachen. Sie amüsierten sich. Mit den Händen hoben sie von unten die Alte wieder über ihre Köpfe hinauf. Jetzt hielten sie sie über dem Fenster. Einen Augenblick stand die Alte da wie eine Vogelscheuche in wütendem Winde und krümmte und wand sich in den Armen der Festhaltenden. Die Flamme versengte ihr Gesicht. Da rief plötzlich jemand:

„Werft zu!"

„Das war mal ein Spaß! Hurra — ah!"

Bei dem daneben stehenden Hause brachten unterdessen zwei zerlumpte, betrunkene Kerle grinsend ein junges, schönes Mädchen aus der Tür herausgetragen. Sie war ohnmächtig; die blasse, schlanke Gestalt lag fühllos und regungslos auf ihren Armen. Von ihrem entblößten Körper hingen hier und da Fetzen der zerrissenen Röcke und des Hemdes herab und schleppten in dem nassen Schmutze. An ihren Beinen zeigten sich Schrammen und Blut. Auch ihre langen, schwarzen Haare schleiften in dem zähen Schmutze nach und klebten zu schmierigen Strähnen zusammen.

Vorsichtig und schweigend legten die Kerle das Mädchen vor die Füße des Volkshaufens, der in schändlicher Freude lachte. Sie entfernten die Kleiderfetzen von ihrem jugendlichen Körper. Eifrig und sorgfältig wischten sie mit ihren nassen Rockschößen ihr das Blut von den Beinen ab, hoben die Haare auf, drückten sie aus und legten sie zu einer Art von Frisur zusammen. Sie bemühten sich, dem Mädchen ein anziehenderes und lockenderes Ansehen zu geben. Mit solcher Achtsamkeit beschaut und betastet ein Verkäufer seine Ware, bevor er sie auf den Markt bringt. Und als sie dem Mädchen das gewünschte Aussehen verliehen hatten, rief einer von ihnen:

„Wer will noch, Kinder? Da habt ihr sie!"

Eine Herde viehischer Menschen stürzte zu dem Mädchen hin.

Schon längst hatte das Sturmläuten aufgehört. Unter dem roten, weinenden Himmel standen die Gebäude eines Teiles der Stadt von Flammen umhüllt da. Unter der Einwohnerschaft hatte sich das Gerücht verbreitet: die Juden zünden die Häuser an. Die Hauseigentümer gesellten sich zu den Zerstörern. Erst jetzt kamen sie aus ihren Häusern heraus, wo sie die ganze Zeit über gesessen hatten. Die Feuersbrunst drohte aus dem jüdischen Stadtteil auch zu ihnen hinüberzugreifen; der Wind trieb die Funken bald hierhin, bald dorthin. Die ganze Nacht hindurch liefen Menschen umher, rot beschienen, zwischen den roten Häusern. Nur ihre Gesichter sahen gelblich aus. Die einen von ihnen suchten ihr armseliges Leben zu retten; die andern raubten es ihnen, als wäre es eine Kostbarkeit.

Bei Tagesanbruch blickte die blasse Sonne verstohlen auf die Erde und verbarg sich dann schnell wieder hinter den Wolken.

1812

Aus dem Tagebuche eines württembergischen Offiziers.

III.

Der russiche Officier der uns bis hieher gebracht hatte, übergab uns an einen andern von der Miliz — Lieut. Iwan Michalowitzsch — der weder deutsch noch französisch verstand, und kaum seinen Namen schreiben konnte, was wir daher von ihm wünschten, mußte durch Pantomimen ausgedrükt werden.

Am 28. April kamen wir nach Smilowitz am Flüßchen gleichen Namens einem schlechten Judenstädtchen. Obgleich wir sehr vom Wetter begünstigt wurden, blieb unsere Reise doch immer noch sehr langweilig, da der Weg sich größtentheils durch ungeheure Nadelholzwaldungen zog, in denen wir viele Bienenstöke sahen. Diese Bienenstöke bestehen aus ungefähr 4—5 Fuß hohen Holzblöken die wenn sie innen ganz faul geworden sind, bis auf die lezten Jahrgänge ausgehölt und oben und unten mit einem Brettchen zugemacht werden. Auf dem Boden wird eine kleine Oeffnung angebracht wie bei unsern Bienenkörben damit die Bienen ein und aus können. Die Aufstellung ist eben so auffallend: in der Höhe von 15—20 Fuß wird um einen starken Baum eine Lage Bretter angebracht, so daß man auf denselben bequem um den obern Theil des Stammes herum gehen kann, auf diesen Bretterboden werden die Bienenstöke aufgestellt, so daß man auf einem solchen Bretterboden 6—8 Stöke zu stehen kommen. Die Polen wenden dabei keine Mühe an, als die daß sie die leeren Stöke aufstellen und die gefüllten einheimsen. Wenn die Bienen schwärmen sucht die erwählte Königin einen solchen leren Bienenstok auf, und logiert sich mit ihrer Familie ein; da die Stöke nie leer bleiben, so ist es einerlei von wo aus der Schwarm gegangen, und man hat hier das gewissenhafte Mein und Dein nicht zu beobachten. Die Bären sind diesen Bienenstöken sehr gefährlich, die Polen aber helfen sich damit, daß sie den ganzen Baumstamm mit Dornen umgeben, damit die Bären nicht hinaufsteigen können.

Wölfe sahen wir in diesen großen Waldungen sehr viele, doch gehen sie selten auf Menschen wenn sie nicht aus Mangel an sonstiger Nahrung dazu genöthigt werden; es ist übrigens doch sehr unheimlich in der Nähe solcher Bestien.

Die wenigen Dörfer an der Straße waren beinahe noch ganz verlassen, und die schlechten Häuser hatten ihre elenden Rohr- und Strohdeken durch die in der Nähe gewesenen Bivouaks meistens verloren.

Am 29. April 1813 kamen wir nach Igumen, ebenfals ein kleines Judenstädtchen. Abends besuchte uns der Comandant dieses Orts — Baron v. Rubenau, ein Deutscher, ein äuserst scharmanter Mann.

Am 30. April ging es nach dem Dorf Lady wo wir übernachteten, und den 1. May 1813 nach dem grosen Dorfe Jagschüz. Auf diesem

Marsch passirten wir die Berezina die hier zwar nicht sehr breit aber, gerade angeschwollen, tief und gefährlich ist, auf einer elenden Fähre; die sogenannte fliegende Brüke, auf der wir übersezten bestand aus zwei runden Baumstämmen, die wie Tröge ausgehauen und mit Striken zusamen gebunden waren, auf diesen lagen einige Brettstüke, über den Fluß war ein Seil gespannt, in dem diese gefährliche fliegende Brüke hing, damit sie der Schiffer hin und herschieben konnte. Die erste Ladung kam glüklich an das andere Ufer, als aber die etwas stärkere zweite Ladung in die Mitte des Flusses kam, füllten sich die ausgehöhlten Baumstämme mit Wasser, so daß wir schon bis über die Knie im Wasser standen. Alle fingen nun an zu arbeiten, und es war ein Glük, daß wir als die Brüke schon ganz sinken und das über den Fluß gespannte Seil abreißen wollte, beinahe das Land erreicht hatten. Nun mußten wir noch eine Viertelstunde ganz naß zu Fuß machen, bis wir unsere Station erreichten. Da die große Straße nach Bobruysk auf dem rechten Ufer der Berezina war, mußten wir am andern Tag auf derselben Stelle den Fluß wieder passiren, dabei wir aber vorsichtiger waren um nicht das Unangenehme des vorigen Tages noch einmal zu erleben.

Am 2. May 1813 kamen wir nach Ostrowo einem kleinen Dorf in die Quartiere, d. h. wir kamen unter ein Dach wo wir allenfalls noch etwas Stroh vorfanden, Lebensmitteln 2c. mußten wir uns selbst anschaffen.

Am 3. May ging es nach Swislaz einem kleinen Städtchen an der Berezina, den 4. nach Galinka, einem kleinen Dorf, und den 5. May nach Bobruysk wo wir bei guter Zeit ankamen, und ein ordentliches Quartier bei einem Juden bekamen. Auch hier hatten wir wieder Streit mit unserm Juden, er wollte uns kein Feuer aufmachen lassen, und kein Kochgeschirr geben, bis wir unsern Transportofficier herbeiholten, der ihm mit einigen Kantschuhieben die Ordnung lehrte.

In demselben Hause wohnte auch eine polnische Familie, der Mann schien bei einer Kanzlei angestellt zu sein. Diese Leute hatten groses Mitleiden mit uns, und gaben uns da alles sehr theuer war, mehreremal Lebensmitteln.

Bobruysk ist eine kleine in einer Sandebene gelegene Festung, die auf der einen Seite den Fluß Berezina und viele Sümpfe hat, aber auf der andern Seite wo sie während des Feldzugs der polnische General Dombrowsky blokirte, ist sie nicht stark befestigt und hätte leicht genommen werden können, denn alle ihre Werke sind von Sand aufgeführt und haben keine Festigkeit. Zudem sind die hölzernen Häuser der Stadt ganz an die inneren Werke angebaut, was in einer Festung sehr unzweckmäßig ist, weil sie leicht in Brand gesteckt werden können, und die Hitze die Vertheidigung des Hauptwalls hindern muß. Nachdem wir 5 Tage äuserst langweilig hier zugebracht hatten, sezten wir unsere Reise am 10. May nach Michalowa fort, ein schlechtes Dorf, in dem unsere Quartiere durch-

gehens sehr schlecht waren, so daß mehrere Kameraden sich entschlossen zu bivouacquiren; da wir aber mit Recht ein ordentliches Obdach verlangen konnten, so ging ich nebst einigen Freunden nach dem nahen Edelhof, wo sich der russische Officier wohl befand, und quartirten uns ebenfals daselbst ein. Der Edelmann war ein artiger Mann, es wurde uns sogleich ein Zimmer angewiesen, auch ein gutes Abendessen vorgesezt.

Am 11. May 1813 nach einem kleinen Städtchen Starepobolowa, woselbst wir Pferde wechselten und weiter nach Usparow einem Dorfe fuhren, woselbst wir in der Nacht ankamen.

Am 12. May genoßen wir vor unserer Abreise eine vorzügliche Aussicht auf das jenseitige Ufer des Dniepers. Wir sezten in einer ziemlich guten Fähre über den hier schon etwas breiten Fluß, und kamen bei guter Zeit in unsere Station, deren Namen ich vergessen habe, wo wir in jedem Haus als Folge der Noth durch den Krieg zwei bis drey Kranke antrafen.

Lieut. Reuß hatte heute das Quartier zu besorgen womit aber Ob. Lieut. v. Bülow sehr unzufrieden war, worauf sich Lieut. Reuß von unserer Menage trennte, für ihn aber der Oberarzt Klein bei uns aufgenommen wurde. Den 13. May 1813 kamen wir nach Miryelewitze einem schönen neu erbauten Dorfe an der Straße. Den folgenden Tag hatten wir schlechtes Wetter, aber von nun an trafen wir mitunter recht hübsche malerische abwechselnde Gegenden an. Wir erreichten gegen Mittag unsere Station Zerzensk, ein kleines artiges Städtchen, bekamen aber ein sehr schlechtes Quartier bei einem Juden, dem wir im Unmuthe die Wände mit Kohlen bemalten wodurch wir den Juden sehr ärgerten. In diesem Ort wohnte eine Gräfin in einem ansehnlichen Haus die die Nacht zum Tag macht und umgekehrt, sie glaubt nehmlich, daß sie in der Nacht sterben müsse, daher schlief sie nur bei Tag und suchte auf diese Art den Tod zu betrügen.

Den 15. May sezten wir unsere Reise nach Solische fort. Wir passirten den kleinen Fluß Sotz, und bekamen ein ordentliches Quartier bei braven Bauersleuten doch erlebten wir in der Nacht eine Scene, die uns großen Schreken verursachte. Kaum waren wir auf unserm Stroh eingeschlafen, als um unser Quartier ein großer Lärmen entstand; Einer von uns eilte ans Fenster um zu sehen was vorging, er erblikte zu unserer Bestürzung sechs bis acht mit Knitteln versehene Bauern, die das Haus umstellten. Wir machten uns auf das Aergste gefaßt, indem der Haß auf die Franzosen sich auch im höchsten Grade auf uns Gefangene erstrekte, und ein solches Intermezzo vermuthen ließ. Doch endlich bemerkten wir, daß es dießmal nur unserm Hauswirth galt, der sich den Tag über verstekt hatte um der Vorspannleistung zu entgehen, und nun in der Nacht vom Ortsvorstand und mehreren Bauern überfallen, unter schreklichem Geschrei des Weibsvolks und der Kinder jämerlich durchgeprügelt wurde. Wir konnten nur staunen über solche Justiz.

Den 16. May kamen wir nach Swezilowitze einem schlechten Dorfe, wo wir wie gewöhnlich, die wenigen Lebensmittel mit Gewalt erkämpfen mußten.

Hier sahen wir zum erstenmal ein russisches Schwizbaad, das wie folgt beschaffen ist: Ein kleines Häuschen, das nahe an einem Wasser steht, faßt in sich ein Stübchen mit einem Ofen wie unsere Baköfen. Ist nun die Hitze in dem Stübchen so stark, daß sie den Athem beinahe zurück hält, so gehen die Badenden hinein, entkleiden sich und der Schweiß ströhmt ihnen zu allen Poren heraus; um diesen noch mehr zu fördern peitschen sie sich mit Ruthen, indem sie sich auf den im Stübchen angebrachten Stufen immer höher hinauf setzen und legen. Sind sie nun ganz erschöpft und von der Hitze ganz durchdrungen so springen sie in das kalte Wasser vor dem Häuschen legen sich hinein oder wenn es nicht tief genug ist, schütten sie es über sich hinunter, wie solches die Vornehmeren in den Schwizbäder thun lassen; nach dieser Abkühlung gehen sie sogleich wider in das Schwizbaad damit die schnelle Abkühlung ihnen nichts schadet, und der Körper sich wieder nach und nach erholen kann. Dieses geschieht das ganze Jahr hindurch im Sommer und Winter, gewehnlich jeden Sonnabend.

Am 17. May 1813 kamen wir nach Neslinka einem Dorf, den 18. nach Nowemesto auch ein Dorf. Wir fanden lange kein Quartier bis wir endlich in einem kleinem Edelhof einsprachen wo man uns aber nicht aufnehmen wollte. Der Edelmann hatte die Auszehrung, als wir ihm aber zu verstehen gaben, daß wir einen Arzt bei uns hätten, freute er sich sehr. Oberarzt Klein befühlte ihm den Puls — machte ein bedenkliches Gesicht — verschrieb ihm Medecin, und von der Stunde an waren wir sehr angenehme Gäste, bekamen genug zu essen und erhielten das erstemal in der Gefangenschaft zum Stroh reine Betttücher und jeder ein Kopfkissen. Dieß that mir sehr wohl indem ich schon seit dem Monat Juny 1812 alle Betten entbehren mußte und oft nicht einmal reines Stroh bekam, denn gewöhnlich konnten wir von den Stuben der Bauern wegen des entsezlichen Rauchs und der schrecklichen Unreinlichkeit keinen Gebrauch machen, und mußten uns unter dem ersten besten Schopfen in Gesellschaft des Viehs beherbergen. Die Nächte waren meistens besonders gegen Morgen sehr kalt, und wir hatten nur wenige Kleidungsstüke uns zu bedeken, doch zogen wir solche Lagerstetten denen in den Stuben vor weil wir nicht durch die schwarzen Käfer (sogenante Schwaben in Russland Brussaky) gestört wurden.

Am 19. May 1813 kamen wir über die Gränze aus Russischpolen in das eigentliche Russland. Wir passierten ein Städtchen Sib=Maja und fanden einen merklichen Unterschied gegen Polen. Es war gerade Sonn- oder Feiertag wo die Einwohner reinlich gekleidet waren, allein, da hier noch wenige Transporte von Gefangenen durchgekommen waren, und die

Neugierde der Russen auserordentlich ist, so hatten wir viele Angaffer, von denen wir aber nicht sehr freundlich empfangen wurden, denn schon beim Hineinfahren in diesen Ort wurden wir mit dem gewöhnlichen Gruß — Schelma Franzusky —! Franzusky caputt —!! ꝛc. von Alt und Jung begrüßt. Einen früheren Transport warfen sie sogar mit Steinen und Koth ꝛc. ꝛc.

Nachdem wir hier unsere Pferde etwas gefüttert hatten, fuhren wir weiter nach Wimota einem sehr grosen Dorfe, wir bekamen gute und reinliche Quartiere und die Wirtsleute waren äuserst freundlich gegen uns.

Den 20. May 1813 nach Mestikarobs einem kleinen Städtchen, hier hörten auch die Juden auf, da in Russland keine Juden geduldet werden.

Den 22. nach Korbowitze den 23. bei schlechtem Wetter nach dem Städtchen Semenotka am Flusse Snow. Wir hatten ordentliche Quartiere, des Abends giengen mehrere Officiere in den Garten eines russischen Generals, der Herr des Hauses war nicht gegenwärtig, blos der Verwalter ein ordentlicher Mann, dem sie ihre Lage erzählten, da er hörte daß einige von uns die Flöte spielen, sagte er es seiner jungen Gräfin der Tochter des Generals; diese eine sehr große Musikfreundin ließ die Officiere bitten, im Garten ein kleines Concert zu veranstalten. Wir folgten der Einladung, spielten anfänglich Märsche und Arien, die uns unser Capellmeister Theus componirt hatte. Das schöne Geschlecht des Schlosses und der Stadt versammelten sich, während der Verwalter guten Kirschwein — Schnaps — Bier — Brod — Butter — Käse ꝛc. auftragen ließ. Endlich wurde man lustiger, es wurden Walzer gespielt und endlich nach herzenslust getanzt, der Boden war zwar ziemlich feucht, allein das störte nicht, bis der Abend die Gesellschaft trennte, und man fröhlich und vergnügt sich beabschiedete. Diese Geschichte gab uns noch lange nachher Stoff zur lustigen Unterhaltung.

Den 24. May 1813 kamen wir nach Pobowsk einem großen Dorf. Den 25. May frühstückten wir in einem Städtchen namens Nowogorodsewersky an der Desna. Auffallend war es uns, daß beinahe alle Häuser dieses Städtchens schief und verschoben sind. Häuser von Stein würden in dieser Stellung zusammen stürzen, allein diese hölzeren Häuser wo die Balken zusammengefügt sind, stehen schon mehrere Jahre so, und haben noch viele Festigkeit. Wir erfuhren daß das Städtchen und die Gegend von einem vor mehreren Jahren stattgehabten Erdbeben gelitten habe, auch sahen wir vor dem Städtchen mehrere tiefe Erdrisse. Genauere Erkundigungen konnten wir nicht einziehen, weil wir noch wenig russisch verstanden, und kein Russe oder sonst Jemand da war, der deutsch oder französisch sprach. Es scheint als hätte diese Begebenheit einen bleibenden Eindruk auf die Bewohner gemacht, denn sie waren sehr artig und höflich gegen uns, als sie sich von unserer traurigen Lage überzeugten.

Ungefähr um vier Uhr Nachmittags fuhren wir weiter, und genoßen

an dem Ufer der Desna mehrere romantische Ansichten, in unserer Station Swers, einem Dorfe.

Den 26. May 1813 nach Zernawskaja einem großen Dorfe, den 27. nach Kaleoga. Den 28. kamen wir durch das Städtchen Sewist wo ausgeruht, und sodann weiter in ein Dorf gefahren wurde. Die Hitze nahm täglich zu, eben so viel mußten wir vom Staub ausstehen da wir immer große Tagereisen machten.

Den 29. May kamen wir nach Sewsk, woselbst wir mehrere Transporte Gefangener, die vor uns von Miesk abgegangen waren, antrafen. Wir hatten schlechte Quartiere, auch zeichneten sich die Einwohner durch Grobheiten aus und auch hier mußten wir ebenfals wieder Schimpf und Spott ertragen.

Den sächsischen Officieren und Soldaten, die bei den Transporten waren, wurde hier in diesem Städtchen ihre Entlassung aus der Gefangenschaft bekannt gemacht, da sich sämtliche sächsische Landen mit den verbündeten Mächten alliert hatten. Es wurde ein feierlicher Gottesdienst in der Hauptkirche gehalten, woran alle Gefangenen Theil zu nehmen eingeladen wurden. Von ungefähr 30 Sänger wurde ein schöner Kirchengesang ausgeführt, darauf verlas ein Geistlicher die Befreiung der Sachsen, (in russischer Sprache, was wir alle natürtich nicht verstanden, aber uns nachmals gesagt wurde). Dann hielt der Bischoff in seinem Festornat eine Rede und beglükwünschte die Entlassenen, worauf abermals ein schöner Chorgesang folgte, während den der Bischoff bei allen herum ging, und uns zum erstiken einräucherte. Am Schluß wünschte er auch dennen die noch in der Gefangenschaft bleiben mußten, in französischer Sprache, Glük zu ihrer baldigen Befreiung, was aber noch lange anstand. Die Einwohner wurden nun auch höflicher gegen uns und wir gaben uns von jetzt an alle für Sachsen aus.

Wir mußten uns hier einige Tage aufhalten bis die russischen Officiere mit der Uebergabe der Sachsen fertig waren, dann sagten wir unsern scheidenden Freunden Lebewohl und sezten unsere Reise am 1. Juny 1813 weiter fort nach Dobrawody, einem Dorfe.

Den 2. Juny 1813 kamen wir nach Metrow einem Städtchen, hier fiel mir ein Ziegenbok mit sieben Hörner auf, es war äuserst possierlich anzusehen, ich fragte was er koste, fünf Rublen Papier (oder 2 fr. nach unserm Gelde), war die Antwort; gerne hätte ich das Fell mitgenommen, allein wie es fortbringen in einer solchen Entfernung von der Heimath.

Den 3. übernachteten wir 30 Werste von Metrow in einem Dorfe, den 4. Juny trafen wir in Lienitz einem Städtchen ein, wir erfrischten uns hier, und hatten unser Nachtquartier in Aninkowo, wo wir zu guten Bauersleuten ins Quartier kamen.

Den 5. Juny ging es nach Schewetz einem kleinen Städtchen. Auf diesem Marsch gab es Händel zwischen unserm Transportofficier und den

Vorspannbauern, die sich weigerten zu fahren, weil sie ihren Fuhrlohn, den der russische Officier zu zahlen hatte, nicht richtig erhielten. Nachdem wir ungefähr eine Stunde aufgehalten worden waren, fuhren wir weiter, und zwar sehr schnell, in das Dorf Czernawsk wo wir übernachteten.

Den 6. Juny kamen wir in Libny einem kleinen Städtchen an. Das Volk war hier wieder sehr neugierig uns zu sehen, und ihre Schadenfreude über uns zu äusern, woraus wir uns aber wenig mehr machten; wir kochten uns etwas zu Mittag und brachen des Nachmittags wieder auf, wechselten 6 Werste von der Stadt die Pferde, wobei es wieder Streitigkeiten zwischen dem russischen Officier und den Bauern gab, die in dieser Gegend zimlich ungeschliffen sind, und wenn das Geringste im Dorfe vorgeht, was ihnen nicht anständig ist, sich gleich zu Hunderten versämmeln um ihren Willen durchzusetzen. Nach abermaligem Aufenthalt von mehreren Stunden, fuhren wir weiter nach Kosaky, einem Dorfe wo wir übernachteten.

Den 7. Juny 1813 kamen wir nach Jalatz, einer schönen neu erbauten Stadt; wir hatten einen Marsch von drey Stationen, und sehr schlechtes Wetter, so daß wir ganz durchnäßt wurden. Nach langem Herumfahren in der Stadt bekamen wir endlich ein schlechtes Quartier, wo man uns nicht einmal für unser Geld Licht besorgen wollte.

Den 8. Juny kamen wir nach Petriarscha, einem grosen Dorfe; wir hatten einen ziemlich starken Marsch und mußten über eine elende Brücke den hier noch unbedeutenden Fluß Don passiren. Unser Quartier sollte hier sein, da aber einige Stunden vor uns ein Transport Rekruten angekommen war, mit denen wir uns nicht vertragen konnten, ersuchten wir den russischen Officier mit uns in ein anderes Dorf zu gehen. Dieses that er, und nun kamen wir 5 Werste weiter in das Dorf Stutinetz. Es war gerade Feiertag wo wir die Bauersleute gut gekleidet aus der Kirche gehen sahen.

Den 9. Juny 1813 führte uns der Weg nach Libetzk einem kleinen Städtchen am Flusse Waronetz, den wir noch denselben Tag passirten. Wir übernachteten in einem Dorfe, etliche Werste von der Stadt.

Den 10. Juny kamen wir nach Sokolnitsche, einem Dorfe; es fiel uns sehr auf, daß überall vor dem Dorfe halbverwestes Vieh zu sehen war. Wir erkundigten uns, und erfuhren, daß die Viehsäuche hier gewesen seie die groses Unglük verursachte; warum aber das gestorbene Vieh nicht verscharrt wurde, kam daher, weil sie glauben, es sei Sünde, und weil die Erde dem Herrn gehöre, so müsse man alles Vieh unter freiem Himmel liegen lassen. Der Aasgeruch war abscheulich, und zog zu vielen tausenden Raben herbei, deren ich nie so viele auf einmal gesehen habe.

Den 11. Juny kamen wir nach Jozil, einem kleinen Dorfe, den 12. nach Tambow, das unser Aufenthalt bleiben sollte, und von dem man

uns so viel Schönes auf der ganzen Reise gesagt hatte, aber wir betrogen uns in unserer Erwartung. Man führte uns durch viele Straßen in der Stadt herum, aber wie wir später bemerkten, blos zur Schau, denn wir wurden in derselben Vorstadt durch die wir zuerst kamen die auch die schlechteste war in elende schändliche Quartiere gewiesen. Auch erfuhren wir zu unserm grösten Schreken, daß wir nach einigen Tagen weiter transportiert würden, einige glaubten sogar nach Sibirien.

Tambow ist eine ziemlich grose Gouverneurstadt am kleinen Flusse Oka; auch findet man viele schöne Häuser von Baksteinen, weil viele vornehme Familien da wohnen. Ein Kloster das oben an der Stadt liegt, und eine sehr romantische Aussicht über den Fluß gewährt, hat mir wegen seiner Bauart sehr gut gefallen, auf dem Thurm ist eine Uhr nebst Glockenspiel. Das Innere der Kirche ist sehr schön, ich fragte ob man keine Merkwürdigkeiten oder Alterthümer sehen könnte? Man führte mich vor ein kleines Glaskästchen, das sehr alt, aber geschmackvoll gearbeitet war, in welchem ein Stück Holz von der Länge eines Schuhs lag, und sagte mir, dieses sei eine Sprosse von der Leiter, die der heilige Jakob im Traum gesehen habe. Man zeigte mir auch ein Haar von dem Bart des Heilandes.

Auch war ich in der Kadetenschule, die meistens mit deutschen und französischen Lehrern besetzt war, in der, wie mir gesagt wurde, sehr brauchbare Männer sollen gebildet worden sein. Die jungen Leute werden hart erzogen, ihre Speißen sind kräftig aber einfach, und ihre Lager sind Pritschen von Holz wie in einer Wachtstube, um sie für den Felddienst schon im voraus abzuhärten.

Mehrere Kameraden suchten sich beim Gouverneur einzuschmeicheln, und durften hier bleiben.

Nach einem achttägigen langweiligen Aufenthalt wurden wir einem russischen Polizei-Officiere übergeben, der so ziemlich dem Trunk ergeben war, und verließen am 20. Juny 1813 zu 120 Officiere die Stadt. Da wir nun eine Caravane von siebenzig Wagen ausmachten, so mußten wir sehr viel vom Staub ausstehen. Abends kamen wir in einem sehr grosen Dorfe Weritschina an, woselbst wir übernachteten.

Den 22. Juny kamen wir nach einem doppelten Marsche nach Puischnowky, einem Dorfe, wo wir ordentliche Quartiere hatten.

Den 23. Juny langten wir in Gabrilowka, einem Dorfe an. Gewöhnlich war nach der Ankunft im Quartier das Erste, daß wir uns vom Staube reinigten, und wenn in der Nähe ein Wasser war badeten. Das war hier der Fall; einer unserer Freunde (Oberlieut. Vogel, ein Badenser) kam uns an den See abzuholen, wo schon mehrere Kameraden badeten, die uns warnten nicht zu weit hinein zu gehen, weil es sehr gefährliche Stellen habe. Unser Freund Vogel verließ sich aufs Schwimmen, was er zu können glaubte und wagte sich tiefer hinein, auf einmal glitschte

er aus, trotz seiner Anstrengung sich über dem Wasser zu erhalten und wir ihm zu Hülfe zu eilen suchten, verschwand er bald vor unsern Augen. Es waren einige französche Officiere von der Marine beim Transport, die sogleich zur Rettung zugegen waren, da ihn aber das Wasser auf eine andere Stelle gespielt hatte, konnten sie ihn nicht finden. Man holte nun die Fischer des Dorfes mit ihren Netzen, die endlich so glüklich waren, den Kameraden herauszuziehen. Unsere Ärzte wendeten alles an um ihn wieder ins Leben zu bringen allein es war alles umsonst. Wir ersuchten den russischen Officier uns zu erlauben, daß wir ihn vor unserm Abgehen noch beerdigen dürfen, wogegen er auch nichts hatte, aber die Bauern des Dorfes, ließen es nicht zu, und als wir um die Ursache fragten, gaben sie uns zur Antwort: weil er kein Kreuz anhängen habe, folglich kein Christ sei. Der Officier schrieb daher sogleich an den Gouverneur von Tambow und blieb mit einigen Kameraden den andern Tag noch in diesem Dorf, wir aber setzten unsere Reise weiter nach Stutonka fort.

Den 25 Juny kamen wir des Morgens durch einen Marktflecken — Bahim — wo gerade Jahrmarkt war, wo wir uns alle Kreuze zum anhängen kauften. Unser Nachtquartier war in Gisnizowa, wo wir zu ordentlichen Bauersleuten kamen, die uns doch ohne zu schimpfen, etwas Lebensmitteln für unser Geld gaben.

Des Abends kam der russische Officier mit den in Gabrilofska zurückgebliebenen Kameraden an, die aber den Leichnam unsres Freundes zurück lassen mußten, weil die Antwort von Tambo zu lange ausblieb.

Den 26. Juny gings nach Mutscheleskу einem tartarischen Dorfe, deren es sehr viele im Gouvernement Pensa giebt. Die Tartaren sind viel gutherziger und gastfreundlicher als die Russen, denn als wir unser Quartier betraten, brachte die Frau mit der größten Höflichkeit Brod und Salz auf den Tisch, das bei ihnen das gewöhnliche Zeichen einer guten Aufnahme ist, daher sie es sehr übel nehmen, wenn man nicht gleich davon ißt. Die Hausfrau beobachtete uns genau, sie wurde freundlich als wir davon abschnitten, und noch freundlicher als sie sah, daß wir nicht vorher ehe wir aßen das Kreuz machten wie die Russen; sie sezte sich zu uns auf die Bank und wollte mit uns sprechen. Da aber die Tartaren eine von der russischen ganz verschiedene Sprache haben, so konnten wir blos durch Pantomimen uns etwas verständigen. Als wir uns nun das Brod gut schmecken ließen (denn wir hatten Hunger), stand sie auf öffnete den großen Bakofen, und sezte uns ein ordentliches Mittagessen vor. Endlich kam der Hauswirth, die Frau nahm ihn sogleich auf die Seite und sagte ihm von uns, darauf wurde er ganz freundlich sezte sich zu uns, und wir waren recht vergnügt beisammen. Als wir vor unserm Abgang zahlen wollten nahmen sie nichts, bis wir ihnen verständlich machten, daß es keine Bezahlung, sondern blos ein Andenken von uns sei.

Nachdem wir am 27. Juny 1813 freundlichen Abschied von unsern Wirtsleuten genommen hatten, fuhren wir nach Kaminka, einem Dorfe, wo es im Quartiere wieder, wie fast überall, Netu (ich habe nichts) hieß.

Den 28. Juny kamen wir nach Kastintinowka, einem schlechten Dorfe. Wir bemerkten in dieser Gegend mehrere Kühe die keine Hörner hatten; wir fühlten einigen an die Köpfe, konnten aber auch keine Spur eines Horns entdecken. Es sieht auffallend aber nicht schön aus.

Den 29. Juny 1813 langten wir in Pensa an, eine große Gouvernements-Stadt. Wir wurden hier mit Artigkeit aufgenommen, und in gute Häuser einquartiert. Ich und meine Menagefreunde kamen zu einem Oberforstmeister Klew-Gromow, und erhielten ein schönes großes Zimmer aber sonst nichts, doch wurde uns hier die frohe Nachricht, daß wir in diesem Gouvernement verteilt werden sollten.

Pensa liegt in einer sehr angenehmen Gegend am Flusse gleichen Namens, es wohnen hier sehr viele Standespersonen und wir trafen die Einwohner weit artiger als in andern Gegenden.

Auch sind mehrere deutsche Handwerksleute daselbst wohnhaft, unter andern ist hier der Schneider von Pensa ein Badenser zu bemerken, der seinen Landsleuten viele Freundschaften erwiesen hat, und von ihnen nach ihrer Zurükkunft dem Großherzog empfohlen, der ihn hiefür fürstlich belohnte.

Die Stadt ist sehr in die Länge gebaut, keine Straße, die Hauptstraße ausgenommen, ist gepflastert, wie in den meisten russischen Städten, und es ist bei schlechtem Wetter beinahe nicht fortzukommen. Doch ist für die Bequemlichkeit des Fortkommens in den größern Städten dadurch gesorgt, daß man überall Lohntrotschken treffen kann, die um geringes Geld überall hinfahren. Kaffe und Billardanstalten findet man auch hier, aber auf der niedersten Stufe, und sehr gemein.

Nach Verlauf von 18 Tagen die wir in Pensa während des Jahrmarkts zimlich angenehm verlebten, wurden alle Gefangene auf die Polizey beschieden, diejenigen welche keine Erlaubniß vom Gouverneur Fürsten Galizin hier zu bleiben erhalten hatten, wurden in die Kreisstädte Grasnoislabola, Gradisch und Saransk vertheilt, und den andern Tag dahin transportirt.

Die welche noch von unserm frühern Transport übrig waren kamen in die leztere Kreisstadt Saransk, und machten diese Reise in drey Tagen u. z.

Den 16. July nach Besontka — d. 17. nach Wasirky — den 18. nach Lamotka — Jarmolotka und Abends noch bei guter Zeit nach Sorunste; wir erhielten hier sämtlich gute Quartiere, auch sind die Einwohner sehr gefällig und freundlich.

Hieher kamen noch folgende Gefangene.

Würtemberger:

Hptm.	v. Arant.	Lieut.	Stahl.
Ob Lieut.	— Klein.	—	Kuhn.
—	— Meisrimel.	—	Reuß.
—	— Pelin.	—	Hiemer.
—	— Bülow.	Ob Arzt	Klein.
—	— Soden.		

Bayern:

Hptm.	v. Harscher.	Lieut.	Scharnagel.

Badner:

Feldjäger Hubbaur.

Der Polizeymeister Johann Jacob Jetsukot war ein sehr braver Mann; er hatte die Nachricht unserer Ankunft schon früher erhalten, und schon im Voraus befohlen uns gute Quartire anzuweisen; die Polizey besorgte diesen Befehl pünktlich. Den andern Tag wollten wir, sämtliche Officiere dem Polizeymeister aufwarten, allein er war verreißt, ein alter Franzose als Gouverneur der Kinder empfing uns sehr artig und versprach nach der Zurückkunft des Polizeymeisters uns bei ihm zu empfehlen. Nach einigen Tagen erhielten wir den Befehl, um 10 Uhr des Vormittags zu ihm, dem Polizeymeister zu kommen. Wir zogen uns daher so gut wir konnten an, und gingen dahin. Er empfing uns zuvorkommend, bedauerte daß er nicht zu Hause gewesen sei, als wir ihm aufwarten wollten, und lud uns dann sämtlich zum Mittagessen ein.

Vor Tisch mußten wir jeder noch einige Tassen Thee trinken und eine Pfeife türkischen Tabak schmauchen, wobei er die Artigkeit hatte, jedem eine gestopfte Pfeife selbst zu präsentieren. Gegen zwölf Uhr wartete ein Bedienter guten Liqueur auf, was bei den Russen vor Tisch gebräuchlich ist, um den Appetit zu erhöhen; dann gings zu Tische. Der Polizeymeister, der keine andere Sprache verstand als russisch, saß oben mit dem alten Franzosen, seine Frau und Kinder unten, wir Officiere an beiden Seiten des Tisches. Es wurde sehr gut gespeißt und über Tisch nur Wein getrunken. Beim Nachtisch präsentirte ein Bedienter dem Polizeymeister ein Glas Champagner, er stand auf trank auf unsere Gesundheit, und nun wurde uns nach der Reihe in dasselbe Glas eingeschenkt, und jeder trank auf des Polizeymeisters und seiner Frau Gesundheit. Nach der Mahlzeit begaben wir uns in ein anderes Zimmer, wo schon der Kaffee bereit stand, man rauchte noch eine Pfeife, trank einige Tassen Kaffee unterhielt sich noch einige Zeit, dann empfahlen wir uns, und er nahm uns das Versprechen ab, ihn öfters zu besuchen und mit ihm zu speißen.

Durch die gute Aufnahme des Polizeymeisters wurden wir auch bei den andern Edelleuten bekannt, und es verging kein Namensfest oder sonst eine Festlichkeit bei den Familien, denen wir nicht beiwohnen durften.

Auch das gemeine Volk bekam Achtung, und war so höflich, daß sie selten ohne uns zu grüßen, an uns vorbeigingen.

Die Edelleute nahmen mehrere von uns auf, die es recht gut hatten, unter dem Vorwand ihren Kinder in dem oder jenem Unterricht zu geben. Die Ärzte kurirten &c. und auf diese Art wurden wir in ihre Familienzirkel, so elend wir aussahen eingeführt.

Die Lebensmitteln waren sehr wohlfeil, und wir konnten mit unsern täglichen zehn Pedaks = 15 Kreuzer recht gut auskommen; wenn wir nun nicht zu Tische eingeladen waren kochten wir uns selbst. Nach und nach schafften wir uns auch wieder weise Wäsche an, und wurden nach und nach auch von dem Ungeziefer gesäubert, das uns sehr lästig war.

Auch hier wurden wir öfters gefragt ob wir nicht in Russland bleiben wollen, es würden uns Ländereien in den deutschen Colonien im Gouvernement Saratow angewiesen werden &c. Diese glänzenden Aussichten verführten aber Keinen von uns, und Alle sehnten sich der Heimat entgegen.

Politisches erfuhren wir sehr wenig, da wir keine russischen Zeitungen lesen konnten, und was uns der oder jener erzählte, war durch die schlechten geographischen Kenntnisse der Russen ganz entstellt oder verlogen.

Am 16. Aug. 1813 fing der hiesige achttägige Jahrmarkt an; es waren auf einem freien Platz in der Stadt Stände erbaut. Die Waaren waren sehr vielfältig, schön und gut. Wir Gefangene besahen uns alles, und unterhielten uns während dieser Zeit recht gut; hauptsächlich zog uns der Pferdemarkt sehr an, die Anzahl der Pferde war sehr groß und mitunter prachtvolle Thiere zu sehen, mitunter ganze Heerden Wildfänge, die in Umzäunungen frei herum liefen. Wenn nun ein Käufer kam und es gefiel ihm eines dieser Pferde, sezte sich der Verkäufer auf ein gezähmtes Pferd und ritt in die Schranken, die Wildfänge sprangen auf einen Haufen die Köpfe gegeneinander strekend und schlugen mit den hintern Füßen wie sich ihnen etwas nahte, allein der Verkäufer hatte an einer langen Stange eine Schlinge, diese warf er dem Pferd das er haben wollte über den Kopf und brachte es ganz ruhig zum Ansehen.

Hengste waren da die durch ihren Stolz anzuzeigen schienen, daß sie es wüßten, wie schön sie seien, und wurden alle um einen Spottpreiß verkauft: 50—80—100 Rubel Papier.

Die Käufer waren sehr zahlreich, alle benachbarten Edelleute &c. fanden sich ein, und die Stadt war während dieser Zeit äuserst lebhaft; denn da in der Regel nur eine Messe im Jahr gehalten wird, kauften die Edelleute für das ganze Jahr ein, wodurch viel Geld in Umlauf kam.

Unsere Ärzte hatten die beste Aufnahme, denn während unseres Aufenthalts wurden mehrere Edelleute krank, die Stadt hatte keinen Arzt und keine Apotheke, wie man solche nur selten auser den Gouvernements-

Städten findet, sie waren daher sehr froh wenn sich bei den Gefangenen Ärzte fanden. Einem Arzt von uns wurde viel versprochen, wenn er nur einige Jahre nach unserm Abgang bleiben würde, allein er zog es doch vor wieder ins Vaterland zurück zu kommen.

Die Russen sind äuserst gelehrig, hauptsächlich erlernen sie sehr leicht fremde Sprachen, und selten findet man einen Edelmann der nicht ganz gut französisch spricht; ja ich kannte Mädchen von zwölf bis fünfzehn Jahren, die nebst ihrer Muttersprache noch polnisch — französisch — deutsch und etwas italienisch sprachen, und recht ordentlich schrieben. Eben so gelehrig ist auch der gemeine Russe, denn bald fingen sie von uns mehrere Worte auf, und baten uns öfters ihnen zu sagen, wie diese oder jene Sache auf deutsch heiße.

Am 6. Novb. 1813 erhielten mehrere Officiere Geld durch die Policey ohne zu erfahren, woher es kam; wahrscheinlich war es von Ihro Majest. der Kaiserin Mutter. Die Theile waren 25 Rubel Papier oder 12 fl. 30 x es waren alle benannt die diese Unterstüzung erhielten, mich traf wie überall das Unglük daß ich nichts erhielt; vielleicht war die Unrichtigkeit der Uebernahme durch den Transport-Officier schuld, denn bald gaben sie mich für einen Bayer — bald für einen Würtemberger und zulezt gar für einen Officier vom vierten badischen Hussaren-Regiment aus.

Den 16. Novb. 1813 erhielten die bayerischen Officiere ihre Entlassung; nachdem wir vorher noch einen Abschiedsschmaus gehalten hatten, reisten sie am 17. Novb. von unsern Glükwünschen begleitet ab.

Wir hofften nun auch bald unsere Befreiung zu erhalten, diese Hoffnung wekte uns immer wieder aus unserm tiefsinnigen Nachdenken und sezte unser Blut in eine angenehme Bewegung. Endlich den 16. Decb. 1813 erhielten wir die frohe Botschaft. Wir waren froh und fröhlich, und die Edelleute die uns lieb gewonnen hatten, bedauerten sehr uns zu verlieren, wünschten uns aber Glük zu unserer Rückkehr, und unterstüzten mehrere mit Geld, um Pelze dafür zu kaufen, wir schaften uns solche an und waren noch einige Tage recht vergnügt in ihrer Gesellschaft.

Den 24. Decb. gegen Mittag verließen wir unsern bisherigen Aufenthaltsort, und kamen am 25. Decb. 1813 in Pensa an. Die Kälte war anhaltend strenge, und wir hatten viel auszustehen, allein die Freude frei zu sein machte, daß wir alles Unangenehme gerne ertrugen.

Kaiser Napoleon hatte sämtlichen gefangnen russischen Officiere die sich in Frankreich befanden, als Wintergeschenk jedem 100 Franken zustellen lassen; der Kaiser Alexander wollte das Gleiche thun und bestimmte jedem Gefangenen 100 Rubel Papier, was ungefähr das Gleiche ist. Die Gouverneurs erhielten daher Befehl jedem gefangenen Officier dieses auszahlen zu lassen. Wir wendeten uns daher an den Gouverneur von Pensa, Fürsten Galizin, durch Vermittlung des Schneiders von Pensa, der bei demselben wohl gelitten war, wurden aber von Tag zu Tag ver-

tröstet, endlich, nachdem wir zudringlicher wurden, erhielten wir jeder von uns fünfzig Rubel Papier u. unter dem Vorwand: wir brauchen ja jezt das Geld nicht, da wir nach Hause gingen, wurden uns die andern fünfzig Rubel vorenthalten, die auf jeden Fall in des Gouverneurs Tasche fielen, da wir, wie sichs später herausgestellt hatte für 100 Rubeln bescheint hatten, was uns erst ein illirscher Officier erklärt hat, der der russischen Sprache mächtig war.

Der Aufenthalt in Pensa hatte für uns Alle viel unangenehmes und wir sehnten uns fort, endlich den 8. Jan. 1814 reisten wir von Pensa ab, und da während unseres dortigen Aufenthalts, alle deutschen Officiere ihre Befreiung erhielten, so wurde der Transport 56 Officiere stark. Nun war es freilich beschwerlich, da ein jeder Officier ein, und die Staabs-Officiere zwei Pferde anzuschaffen hatten, diese große Anzahl in jeder Station aufzutreiben.

Verzeichniß der Officiere.

Würtemberger:

Major	v.	Wund.	ObLieut.	v.	Soden.
Hptm.	—	Späth.	Lieut.	—	Stahl.
—	—	Arand.	—		Kuhn.
ObLieut.	—	Klein.	—		Reuß.
—	—	Meisrimel.	—		Himer.
—	—	Yelin.	ObArzt		Klein.
—	—	Bülow.			

Badenser:

Hptm.	v.	Lamerz.	Lieut.		Hironimus.
—	—	Zech.	—		Rumer.
—	—	Greiner.	—		Klauer.
—	—	Schwarz I.	—		Särger.
—	—	Schwarz II.	ObArzt		Grosch.
Lieut.	—	Schaub.	—		Wizel.
—	—	Kreuzbauer.	—		Nusbauer.
—	—	Althausen.	—		Wirthle.
—	—	Fritsch.	Unt.Arzt		Happold.
—		Frisch.	FeldJäger		Hubbauer.
—	—	Maiern.	Feldweb.		Gieß.
—	—	Läublein.	Lag.		Güdemann.
—	—	Hofmann.			

Westphalen:

Hptm.	v.	Alten.	Hptm.	v.	Lameter.
—	—	Landesberg.	—	—	Hofmann.
—	—	Vogler.	Lieut.		Simonis.
—	—	Weishuhn.	—		Reiche.

Lieut.	Dietrich.	Lieut.	Krusemark.
—	Gülsa.	Mag.Verw.	Schütz.

Berger:

Hptm.	v. Stahl.	Lieut.	Braun.

Darmstädter:

Lieut.	Pepler.	Lieut.	Dingeldey.

Frankfurter: Schweizer:

Lieut.	Geist.	Mag.Verw.	Vögtlein.

Auf der Rückreise kamen wir wieder durch mehrere Dörfer, durch welche wir im Hinweg kamen, wir blieben in Kastantinowka über Nacht.

Den 10. Jan. 1814 kamen wir nach Mutscheleskj ein tartarisches Dorf, wir suchten unser altes Quartier wieder auf, die Hausleute erkannten uns gleich und hatten eine grose Freude, hauptsächlich weil wir auf der Rückreise waren. Abends machten wir Thee mit Ruhm und hängten dem Hauswirth einen dichtigen Zopf an.

Den 11. Jan. nach Schönöetza — den 12. nach Weretschina woselbst wir Rasttag hielten. Den 14. nach Gabrilotzka woselbst im Hinweg der badensche Lieut. Vogel ertrank; wir erfuhren daß durch die Polizey nach unserm Abgang die Beerdigung erfolgt sei.

Den 15. Jan. 1814 nach Talinka — den 16. nach Tambow, hier mußten wir 12 Tage wieder bleiben. Während dieser Zeit kam ein starker Transport Officiere an aus dem Gouvernement Saratow, der auch mit uns weiter ging, und nun wurde der Transport ungefehr 84 Offic. stark. War es vorher schwer die nöthige Anzahl Pferde zu bekommen, so war es jezt noch weit schwieriger. Dieses hinderte unsere Reise sehr, wofür uns der Humor dieser Officiere wieder entschädigte.

Nach dem nun der Transport um weitere 28 Officiere die aus dem Gouvernement Saradow kamen vermehrt wurde, verliesen wir am 29. Jan. 1814 die Stadt Tambow und übernachteten in dem Dorfe Lisigori.

Die weiteren Officiere sind folgende:

Badner:

Oberst	v. Ezdorf.	Hptm.	v. Klein.
—	— Peternel.	—	— Fischer.
Hptm.	— Hädens.	Lieut.	G. v. Leiningen.
—	— Kleoßmann.		

Westphalen:

Hptm.	v. Münchhausen.	Lieut.	Rüppel.
—	— Lötzen.	—	Nagel.
—	— Schäfer.	—	Martiny.
—	— Seedorf	—	Häuser.
Lieut.	— Lötzen.	Sec.Lieut.	Klee.

Berger:

Hptm.	v. Putkammer.	Lieut.	— Wolf.

Lieut.	— Engels.	Lieut.	Lücken.
—	Camphausen.	—	Obermann.
Italiener:		Kroathen:	
Lieut.	Rosie.	Cap.	Zwitschitz.
Pohlen:		Franzosen:	
Lieut.	Rosengarten.	Lieut.	Stein.
PostSecr.	Faber.		

Den 30. Jan. kamen wir nach Mitrizka. Den 31. nach dem Städtchen Kaslav. Den 1. Febr. nach Daribewa. Den 2. Feb. nach Parisowka — den 3. nach dem Städtchen Libetsk. Den 4. nach Kasinkanin, Dorf. Das Wetter war sehr gelinde, der Schnee schmolz und wir fuhren beständig im Wasser.

Den 5. Febr. 1814 nach dem Dorfe Petriarsch. Hier gab es Streit mit den Bauern, daß sie sogar mit den Glocken stürmten, worauf alles zusammen lief, und wir eine kriegerische Stellung gegen sie nehmen mußten, es war uns nicht bange dabei denn wir waren alle mit Säbel und Viele mit Pistolen versehen. Der Transport Officier fuhr sogleich in die Kreisstadt Donsko, von wo uns Polizeypersonen gesendet und die Bauern bestraft wurden.

Nachdem wir mehrere Tage aufgehalten wurden, kamen wir am 11. Febr. nach Jeletz, ein Städtchen, den 12. nach Kosaky, einem Dorfe und von da nach Tschernawa einem Dorfe wo wir übernachteten. Den 13. nach Libny, ein Städtchen, und den 14. blieben wir hier, weil wir keine Pferde bekamen.

Den 15. Febr. nach Droska — d. 16. nach Libowitz — und den 17. nach Nerutsch wo wir wieder wegen Mangel an Pferden bleiben mußten. Den 19. Febr. als wir in Mitrotzka ankammen, hatte ich sehr Hunger, ich kaufte mir daher von einem Bauern ein Stück Brod. Dieses sahe ein Diener des Edelhofs der so gerührt wurde, daß er mich nöthigte mit in sein Haus zu gehen, woselbst er mir genung zu Essen gab, er holte auch noch mehrere von uns wo wir einige Stunden recht vergnügt beisammen waren

Den 20. Febr. 1814 kamen wir nach Orel einer großen Gonvernements-Stadt. Wir bekamen sehr schlechte Quartiere, in der Stube wo wir waren wurde es gar nicht warm, und tropfte beständig das Wasser herunter so daß man einen Regenschirm nöthig gehabt hätte.

Wir trafen hier mehrere der Willnaer Kameraden an, die acht Tage vor uns angekommen waren, und den andern Tag nach unsrer Ankunft von hier abgingen.

Am 26. Febr. 1814 feierte ich bey einem Thee mit mehreren Kameraden meinen 27. Geburtstag.

Endlich den 3. Merz reisten wir ab, nach Bochdanowka einem Dorfe. Wir fuhren beinahe den ganzen Marsch auf den zugefrornen kleinen Flusse Erdzoe.

Den 4. Merz kamen wir nach Katkowa, einem kleinen Dorfe, woselbst wir keine Lebensmitteln bekommen konnten; hier mußten wir noch dazu einige Tage wegen fürchterlichem Schneegestöber liegen bleiben.

Den 7. Merz kamen wir nach Garadisch, einem Dorfe, und mußten wegen Mangel an Pferden einen weitern Tag bleiben.

Den 9. Merz gings nach Asotskaja, einem Dorfe den 10. nach Ni- o wa, von hier aus passirten wir den Fluß Desna.

Deg 11. Merz kamen wir in das Städtchen Trubcrewsk. Der Polizeymeister war ein sehr lustiger Mann, der den ganzen Transport in sein Haus nahm und tüchtig auftragen ließ. Wir bekamen gute Quartiere. Des Abends wurde ich — Bülow und Klein zu des Polizeymeisters Tochtermann geladen, wo uns mit Thee, Punsch ꝛc. aufgewartet wurde und ich viel Flöten blasen mußte.

Den 12. Merz nach Pogar einem kleinen Städtchen, wo wir ordentliche Quartiere bekamen, wir nahmen den Hptm. v. Trölsch von einem andern Transport bei uns auf, des Abends gingen wir zu einem Juden der Bier und Brantwein schenkte, wo sich unser Freund etwas stark versahe, wir blieben hier einige Tage liegen und liesen uns wohl sein.

Den 15. Merz 1814 langten wir in Staradupp einem Städtchen an, und bekamen ordentliche Quartiere.

Unsere Reise ging sehr schlecht von Statten, weil der Transport viel zu groß war, und nur mit größter Mühe die Pferde aufzubringen waren und weil unsere Transport-Officiere die die Bauern meistens um ihren Fuhrlohn betrogen, beinahe jedesmal Händel bekamen. Wir verklagten den Officier bei der Behörde, allein es blieb beim Alten, wie das eben so ist in Rußland. Weil der Schnee nach und nach schmolz verkauften wir unsere grosen Schlitten, um einen Spottpreiß, und nachdem wir uns hier vier Tage aufgehalten hatten, fuhren wir am 19. Merz ab nach dem Dorfe Nischni.

Den 20. Merz bekamen wir schlechte Pferde verlohren daher unsern Transport, oder vielmehr wir blieben zurück, in einem Dorfe Somischow woselbst ein russ. Oberst mit einem Pferdetransport lag. Der Oberst nahm uns sehr freundlich auf, er sprach etwas deutsch, und wir waren bis in die Nacht hinein bei Thee, Liquer ꝛc. recht vergnügt beisamen. Dem ObLieut. Bülow wurde es übrigens von dem starken Getränke sehr übel und schlecht, zumal in der heißen Stube, wir brachten ihn daher ins Freie wo er sich schnell wieder erholte.

Den 21. Merz kamen wir durch das Städtchen Sibkaja wo wir den Transport wieder trafen und noch nach Nowamesto fuhren, wir suchten unser früheres Quartier wieder auf, wo ObArzt Klein dem Schwindsüchtigen Edelmann ein Recept verschrieben hatte, der aber seither gestorben war, wir aber wieder gut aufgenommen wurden.

Den 22. Merz nach Neswojetzka einem Dorf, den andern Tag blieben wir daselbst.

———

Den 24. erreichten wir mit vieler Mühe mit den schlechten Pferden das Dorf Grimika.

Den 25. kamen wir durch das Städtchen Wetka und übernachteten in dem Dorfe Durowitsch.

Den 26. Merz waren uns in der Nacht die Bauern mit den Pferden durchgegangen, wir pakten daher unsre Effekten auf einen noch übrigen Schlitten und gingen zu Fuß bis Loschewo einem Dorfe, von wo aus uns der Edelmann mit seinen Pferden am 27. nach dem Dorfe Budow brachte, von da brachte uns ein anderer Edelmann bis nach Starerudni woselbst wir den Transport wieder trafen.

Den 28. Merz 1814 passirten wir den Fluß Dnieper mit Lebensgefahr, da gerade Eisgang war und kamen in ein Judenstädtchen Karbilotzka. Hier mußten wir wieder vier Tage auf Pferde warten. Endlich den 2. April gingen wir von hier ab, und kamen in das kleine polnische Städtchen Stare-Popolowa. Den 3. April hatten wir nur ein Pferd das unsere Effecten ziehen mußte während wir zu Fuß gingen, wir sollten in dem Dorfe Michälowa bleiben, weil aber der ganze Transport schon weiter war, entschlossen wir uns noch in die Festung Bobruysk zu gehen. Die ganze Stadt war mit russischem Militar angefüllt, und wir kamen zu zwanzig in ein Quartier. Da wir sahen daß wir keine Pferde erhalten konnten, kaufte Oblt. Klein ein Pferd um unsere Effecten weiter zu schaffen, so traten wir zu Fuß die Reise am 6. April wieder an und kamen nach Postojanka wo wir in einem elenden Krug (Wirthshaus) mitten im Wald übernachteten. Den 7. April waren wir in Wilsch einem Dorfe über Mittag und zogen dann weiter nach dem kleinen Städtchen Glusk. Den 8. April mußten wieder in einem schlechten Krug Wiatschinka übernachten. Den 9. April 1814 kamen wir nach Urozsch einem schlechten Städtchen. Den 10. April nach dem Städtchen Scuzk. Hier kamen wir zu einem Edelmann ins Quartier der uns abweisen wollte, allein wir gingen nicht. Den 11. April kamen wir durch das Städtchen Romanow wir gingen weiter und blieben in einem Krug an der Straße übernacht. Seit Bobruisk waren wir getrennt vom Transport und blieben es auch bis nach Bialystok.

Den 12. April kamen wir nach Tinkewitsch, ein kleines Städtchen, von hier aus konnten wir unser Pferd nicht mehr weiter bringen, wir verkauften daher alles was wir noch hatten um einen Spottpreiß an die Juden und sezten am 13. April unsern Marsch fort bis nach Neswitsch einem Städtchen wo wir ganz müde und elend ankamen. Wir legten daher zusammen und dungen einen Juden mit 3 Pferden uns für 22 silb. Rubel bis nach Bialystok zu bringen. Ich hatte zwar kein Geld mehr, aber einer meiner Freunde legte meinen Theil einstweilen aus bis wir den Comissär trafen.

Den 14. April frühe saßen wir in einem mit Tuch überspannten

Wagen und kamen schnell vorwärts durch das Städtchen Snow, und blieben im nächsten Krug übernacht.

Den 15. April ging es durch die beiden Städtchen Stolowitz und Polonka nach Slonim, auch ein Städtchen, wo wir übernachteten und den andern Tag Ruhetag machten, weil der Jude am Sabbath nicht fahren durfte.

Den 17. April 1814 kamen wir wieder durch zwei Städtchen Ascher-nitze und Selbe in das Städtchen Wolkowisk.

Den 18. passirten wir Schedlowitze und Brestowitz, ein Städtchen, und übernachteten in einem Krug an der Straße.

Den 19. April trafen wir in Bialystok ein, eine schöne Stadt, die König Wilhelm von Preussen nun erbauen ließ. Ein schönes Schloß nebst Garten ziert die Stadt und Gegend, es ist auch eine schöne Kirche hier und die Straßen sind alle gepflastert ꝛc. Die Einwohner sprechen deutsch, weil die Handwerker alle Deutsche sind. Es war uns ganz wohl auf einmal mitten in Polen wieder in einer deutschen Stadt zu sein.

Hier war der Sammelort der aus der Gefangenschaft kommenden Officiere und Soldaten, täglich kamen Transporte an und gingen ab. Ein würtembergischer Comissär Rueff übernahm uns hier und unter-stützte uns mit Geld.

Ich hatte das Unglück krank zu werden, und mußte den ganzen schönen May das Bett hüten, während alle meine Kameraden von hier abgingen und der Major v. Wund mich als den Führer der letzten Colonne bezeichnete.

Den 9. Juny 1814 verließ ich Bialystok, bei meinem Transport be-fand sich der kranke Hauptm. Ferd. v. Klein — der Oberarzt Klein, Stabsfourier Stieff — Feldw. Knorpp — 3 Corporals und 70 Soldaten. Der erste Marsch ging durch das Städtchen Knischin nach Kripne. Den 10. nach Tykotschin, ein Städtchen, wir kamen über den Fluß Warna; mitten auf der Brücke hielten wir und dankten Gott daß wir das ver-wünschte Rußland auf dem Rüken hatten.

Das offene Tor.

Ein Wiener Roman von L. Andro.

(Fortsetzung.)

August Töpfert war nicht schwer aufzufinden. Er erschien häufig am Stammtisch, etwas später als die anderen und rauchte dort schweigend und melancholisch seine englische Pfeife. Obgleich er der einzige von den Gefährten war, der eine Frau und ein Heim besaß, war das Wirtshausleben eine Notwendigkeit für ihn, denn wenn Leonore Sangmann am Abend vorher aufgetreten war, blieb es ganz unbestimmt, wann sie erwachen und ob es im Hause etwas zu essen geben würde. Um den Mann aber kümmerte sich die ältliche Verwandte, die die Wirtschaft führte, nicht weiter.

Er hing mit einer wilden Leidenschaft an dieser Frau, die er geheiratet hatte, als er erster Kapellmeister eines großen deutschen Stadttheaters war, derselben Bühne, an der sie als kleine Soubrette dritten Ranges froh war, wenn sie „Wir winden dir den Jungfernkranz“ singen durfte. Damals hatte *sie* das große Glück gemacht, seither wendete sich das Blatt. Er ließ ihrer an sich kleinen Stimme in Paris die beste technische Schulung zuteil werden und ihre eigene Schönheit, ihr Temperament und ihr rasender Ehrgeiz brachten sie so rasch in die Höhe, daß er nicht mehr mitkam. Er folgte ihr von Engagement zu Engagement, aber er selbst fand nicht die ihm zusagende Stellung. Nun war er Musikschriftsteller und wachte über Leonoren mit einer wilden Eifersucht, die er zu verbergen suchte, wie eine häßliche Krankheit und die doch immer wieder durchschlug. Als einen freien Bund zweier reifer Geister suchte er im Gespräch nachlässig seine Ehe darzustellen, der den Zufälligkeiten des Lebens nicht unterworfen sein kann. Aber allen war es klar, daß er sie erschlagen haben würde, wenn er geahnt hätte, was viele andere wußten. Die Atmosphäre eines dereinstigen Dramas umwitterte ihn beständig.

Als Hans ihm seine Gedanken vorgebracht hatte, nickte er: „Die große Chorballade, gewiß, dafür bin ich auch. Das ist etwas ganz Neues, das moderne Oratorium, ein neuer Stoff und für neue Menschen. Für manche vielleicht ein bißchen befremdend, aber zu interessant, als daß man auf die Dauer nicht mitgehen sollte. Ich werde das Publikum schon ordentlich vorbereiten, obzwar ich mitunter an meiner Arbeit verzweifle. Seit Jahren setze ich nun schon meine musikalischen Ansichten möglichst geistreich auseinander — und was hat es genützt? Was sind wir Journalisten!“

„Renatus meint: Die Stenographen der Ewigkeit“, sagte Hans lächelnd. „Immerhin seid ihr eine Macht, die man erst spürt, wenn sie feindlich ist. Würde Ihre Frau Gemahlin die Sopranpartie übernehmen?“

„Leonore ist keine Konzertsängerin“, sagte Töpfert. „Obgleich sie ehrgeizig genug ist, auch das zu wollen. Sie brauchen eine volle dramatische Stimme, die den Chor leicht übertönt. Fräulein Larsen wird das sehr gut machen. Und für die kleine Baßpartie des Vaters werden Sie selbst

sich brillant eignen. Das Chormaterial soll der Beethovenbund beistellen und Feyertag dirigiert selbstverständlich die Geschichte. Da er dazu natürlich viel zu fahrig ist, bin ich gern bereit, die Oberleitung der Proben zu übernehmen und die Sache so gut einzudrillen, daß er die Aufführung beim besten Willen nicht umschmeißen kann".

„Sie sind wirklich außerordentlich", sagte Hans. „Ich danke Ihnen von Herzen."

„Ich bin froh, wenn ich etwas zu tun habe, was mir innerlich nahe geht", sagte Töpfert. „Hängen Sie sich nie an ein Weib. Seit sie da ist, hab' ich alles was ich war, verloren. Ich sitz' hier scheinbar ruhig und rede mit Ihnen und in Wirklichkeit denke ich doch nur, was sie jetzt wohl macht und fühle, daß sie mir längst nicht mehr gehört. Sieben Jahre sind wir jetzt verheiratet. In sieben Jahren wechselt der Mensch nicht bloß alle Bestandteile seines Körpers, er wechselt auch die seiner Seele — meistens. Sie hat es getan — ich nicht. Ich bin nicht treuer als andere, mein seelischer Stoffwechsel ist nur träger. Wenn ich meine Gedanken unter dem Schutzdach „Leonore" hervorpeitschen wollte, wüßte ich nicht, wohin damit. Sie stünden obdachlos und kalt auf der Landstraße. Das ist alles. Wenn Ihnen einer sagen sollte, ich bin eifersüchtig, glauben Sie's nicht." Und damit zog er seinen Winterrock an und ging fort, ohne Gruß.

*

Als sie es dem Renatus sagten — es gingen Monate darüber hin, ehe man mit den Eigentümern des passenden Saales, mit Chor und Orchester zu einer Einigung gekommen war — schüttelte er nur wehmütig den Kopf. „Wozu tut ihr das? Es hat alles keinen Zweck. Der Künstler hat nicht zum Publikum zu kommen, sondern das Publikum zum Künstler. Das wird jetzt noch nicht sein. Was Ihr im besten Fall für mich herausschlagen werdet, wird ein Erfolg unter Freunden sein. Den brauch' ich nicht."

„Leiden Sie auch schon an der Wiener Krankheit?" fragte August Töpfert. „Nein, nein, nicht an der Tuberkulose — aber an der Mutlosigkeit, der Wurstigkeit, dem ‚es wird schon schief gehen', ‚es nutzt ja doch nix!' Sagen sie nicht so, Ihre verehrten Landsleute? Hat es jemals einen Kämpfer unter diesen weichen, schlaffen, ich geb' es ja zu, ganz feinen, ganz zart empfindenden Menschen gegeben? Sind Sie froh, daß Meuselin und ich die Sache in unsere deutschen Fäuste genommen haben."

„Was Sie da reden, ist Unsinn", sagte Renatus. „Ist es Ihnen nie in Ihren jungen Jahren passiert, daß Sie ein ganz großes berühmtes Buch in die Hände bekommen haben und beim Lesen fühlten: ‚Nein, heute ist es noch nichts für mich — aber in zehn Jahren werde ich alle die Kräfte würdigen, deren Vorhandensein ich heute ahne, mit denen ich aber jetzt noch nichts anfangen kann‘. Gerade solche richtige Instinkte eines

jungen Menschen hat auch ein Publikum. Vielleicht wird es erst nach mir rufen, bis ein Anderer, Größerer dagewesen sein wird. Man hat die Bedeutung des Johannes auch erst erkannt, als Christus schon gekreuzigt war. Die Vorläufer eines Größeren sind in Wirklichkeit immer erst dessen Nachzügler. Jedes Publikum hat die Menschen, die es braucht, die es sucht und die es ruft."

Das Gespräch fand in der Wohnung Töpferts statt, bei dem man jetzt um der „Sache" willen öfters zusammentraf. Es war das typische Heim einer Bühnenkünstlerin. Die Tapeten des kleinen Vorsaals waren aus Kranzschleifen gebildet, die Leonore Sangmann bekommen hatte und gleich beim Eintreten glitzerten die goldenen Lettern auf buntem Grunde den Besucher an und machten Stimmung für die anderen Räume, die mit Bildern der Besitzerin, mit Erinnerungszeichen und Blumen überfüllt waren. Nur Töpferts kleines Arbeitszimmer war weiß getüncht, kahl und schmucklos wie eine Zelle, nur mit dem Notdürftigsten ausgestattet. Hier wenigstens wollte er sich frei von allem machen und nur er selbst sein. Aber die Tür ins Nebenzimmer stand doch offen und ließ den Blick auf ein lebensgroßes Oelbild Leonorens als Meistersinger-Evchen frei und auf eine Kohlenzeichnung darunter, die sie als Mignon darstellte. Alle diese Rollen bekam sie zu ihrem großen Schmerz in ihrem derzeitigen Wirkungskreis nicht zu singen, aber bei Provinz-Gastspielen entschädigte sie sich wenigstens damit. Ihr wilder Ehrgeiz litt darunter, daß sie „nur" Soubrette war, sie hätte alles gewollt und wäre nicht die Begrenztheit ihrer Stimme gewesen, sich auch alles angeeignet.

Jetzt trat sie selbst ein: nicht mehr ganz jung, aber eine von den zierlichen Gestalten, die niemals altern, ein feines brünettes Köpfchen von pikantestem Reiz. Sie begrüßte ihren Gatten und Hans sehr freundlich, Renatus aber mit besonderer Auszeichnung. Ihr Standpunkt war: Man kann nie wissen, was aus einem Menschen wird. Die Rolle einer Helferin und Förderin gefiel ihr wohl, sie bedauerte es daher, daß ihr Gatte für die Sopranpartie nicht an sie gedacht hatte. Sie hätte gern mitgetan; etwas durchzusetzen, zu erringen gefiel ihrer Kampfnatur. Uebrigens mochte sie originelle Menschen gern leiden und sie fand den Renatus originell.

Leider erregte sie sein Mißbehagen, er verstummte immer, so oft sie ins Zimmer trat. Sie merkte das und diesmal fragte sie ihn ganz freimütig: „Warum werden Sie immer so still, wenn ich ins Zimmer komme? Mögen Sie mich nicht?"

„Sie sind schön und ich mag alles Schöne", sagte Renatus offenherzig. „Aber Sie sind ein Hemmer von mir."

„Ein was?"

„Ein Hemmer. Haben Sie noch nie bemerkt, daß jeder Mensch Hemmer und Förderer hat? Ich meine nicht die, die etwas für oder gegen ihn tun, sondern die ganz unbewußt so wirken. Es braucht einer gar

nicht besonders gescheit zu sein und keinerlei Anregung zu bieten und man kann ihn schätzen um der klugen Dinge willen, die man zu ihm sagt. Und dann gibt es welche, die ohne besonders kritisch oder spottlustig zu sein, so wirken, daß man nicht unbefangen durchs Zimmer gehen kann und deren Blick man im Rücken spürt, wenn man sie auch gar nicht eintreten gehört hat. So sind Sie für mich. Vor Ihnen könnt ich keinen Gedanken aussprechen."

„Sie haben's doch eben getan", sagte Leonore und lachte. „Uebrigens, meine schöne blonde Kollegin, die nicht eben geistreich ist — die ist wohl ein Förderer, nicht?"

Renatus wollte auffahren, aber Leonore trat ans Klavier. Im Gegensatz zu Mathilden liebte sie es, sich im Privatleben hören zu lassen und geizte durchaus nicht mit ihrer Kunst. Ihre wohldurchgebildete kleine Stimme, die nur im großen Raum und in anstrengenden Rollen an Klangreiz verlor, klang im Zimmer voll und weich. Sie sang den Walzer der Musette aus Puccinis „Bohême", sang ihn reizend, in kokettestem rubato, mit graziösem Spiel ihrer schwarzen Augen und ihrer weißen Zähne, ganz aus dem Geist der lebenslustigen kleinen Grisette heraus.

Töpfert trat von einem Fuß auf den andern. Es quälte ihn, daß Leonore so mit Renatus kokettierte und andererseits litt seine Eitelkeit darunter, daß Renatus den Zauber so gar nicht zu fühlen schien, dem er nun schon seit sieben Jahren untertan war. Als die Freunde sich kurz darauf verabschiedeten, fragte Leonore: „Hat Ihnen denn mein Gesang gar nicht gefallen?"

„Ich reagiere nicht auf Verführungsszenen mit Gesang und Tanz", sagte Renatus grob. Leonore lachte. Es war eine ihrer besten Eigenschaften, daß sie niemals etwas übel nahm.

*

Es war schon Frühling, als der Tag der Aufführung kam. Eine Halsentzündung Mathildens war das letzte Hindernis gewesen. Renatus tat nicht mit. Er hatte sich von Anfang an energisch geweigert, vor das Publikum zu treten. „Die Leute haben ein Anrecht, mein Werk zu kritisieren, aber nicht meine Nase", sagte er. „Wenn mir das letztere auch ziemlich gleichgültig ist, hab ich nicht Lust, ein Stück meiner Lebensarbeit durch einen uneleganten Hosenschnitt zu verderben. Darauf kommt aber bei uns sehr viel an. Uebrigens steht nirgends geschrieben, daß ein Komponist auch notwendig sein bester Dirigent sein muß. Jedes Reproduzieren erfordert eine gewisse Distanz". So wurde ein junger Kapellmeister aus Renatus Kreise zum Dirigenten gemacht, denn Töpfert wollte als Kritiker freie Hand behalten.

Am erregtesten war Kathi. Sie war blaß bis in die Lippen als sie mit Hans in Mathildens Salon wartete. Alle zwei Minuten sah sie auf die Uhr und rief ängstlich hinein: „Mathilde! Bist du noch nicht fertig!"

Mathilde aber ließ sich Zeit. Die Angst vor dem Zuspätkommen kannte sie so wenig wie das Lampenfieber. Sie sang nur, wenn sie sich vollkommen sicher fühlte und alles, womit sie nicht vertraut werden konnte, stieß sie von sich ab. So kam es, daß ihre Leistungen trotz einer nur mittelmäßigen musikalischen Begabung doch immer etwas Abgerundetes, in sich Geschlossenes hatten.

Endlich rauschte sie doch herein in einem weißen empireartigen, malerisch drapierten Gewand, blendend anzusehen in ihrer hochgewachsenen üppig schlanken blonden Schönheit. Sie nickte Hans zu und sagte zu Katzi: „Geh, sei nicht so nervös, es ist erst halb sieben. — Hans, wo ist der Musikus?"

„Der hat gewünscht allein hinzukommen. Er braucht nicht von Leidtragenden umgeben zu sein, die ihn in seiner schweren Stunde trösten, sagt er."

Sie stiegen in den Wagen. Als sie ankamen, waren Chor und Orchester schon im Begriff, ihre Plätze auf dem Podium einzunehmen. Im Künstlerzimmer war Renatus nicht. Katzi eilte auf ihren Parkettplatz und inspizierte den Saal. „Weiß der Himmel, ob er überhaupt da ist", dachte sie nervös. In diesem Augenblick erschienen auch schon die Solisten und der Dirigent auf dem Podium. Das Orchester begann seine ersten Pianissimotakte und Hansens tiefer Baß setzte ein.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Eingekeilt im Stehparterre, wo ihn selbst Katzis scharfe Augen nicht hatten entdecken können, stand Renatus zwischen ein paar jungen langhaarigen Konservatoristen, die leise ihre Bemerkungen austauschten. Den kleinen Mann neben ihnen, der ihnen leidenschaftlich auf die Zehen trat, kannten sie alle nicht.

— — Und das ist also die große Stunde meines Lebens, dachte Renatus. Ist sie so groß? Ist das die Welt? Und wenn den paar Damen dort, den dekolletierten, meine Arbeit nicht gefällt, bin ich darum gerichtet? — — Nein, ich nehm' es euch nicht übel, meine hübschen Damen. Für euresgleichen ist das auch nicht geschrieben — nicht für euch, die ihr für einen Parkettplatz fünf Gulden zahlen könnt. — So ist meine Musik eine demokratische Musik? — Gewiß nicht. Nur für eine andere Art Aristokratie.

— — Seltsam, daß alle besseren feineren Menschen ihr Leben in einem Einsamkeitsgefühl verbringen müssen und sich nach ihresgleichen sehnen. Warum finden sie den Weg nicht zu einander? Was ist Freundschaft? — Largesse in Geldangelegenheiten hauptsächlich. Das sage ich, der Freunde hat. All dies hier danke ich ja meinen Freunden. Sie sind gut und uneigennützig. Ja, aber sie haben kein eigenes Leben. Ich bin der einzige lebende warme Mensch unter ihnen, darum klammern sie sich an mich mit Händen, die vom kalten leeren Leben erstarrt sind, um ein wenig Wärme von mir zu erhaschen . . . Ich bin eine ihrer Lebenslügen.

Wo tun die Menschen, die keine Musik haben, nur ihre Seele hin? Ihre Wünsche, ihren Glauben, ihre Träume? Wie kommt es, daß die Kraft ihrer Sehnsucht sie nicht zersprengt, wenn sie das Ventil der Musik nicht öffnen können?

Der Canon und die Trompetensignale im Fidelio, das Erscheinen des steinernen Gastes im Don Juan, Tristans „War Morold dir so wert“ und Sieglindens „Brünstig geliebter leuchtender Bruder“ . . . Der zweite Satz aus Schumanns Es dur-Quintett und Brahms' „Immer leiser wird mein Schlummer“ . . . Schuberts „Du bist die Ruh“ und Hugo Wolfs italienisches Liederbuch. All dies Klingen in der Luft hebt den Schleier der Ewigkeit vor uns wie mit leisen Händen. Wer die Musik hat, braucht keinen Gott. Die unendliche Sehnsucht, sich an ein Mächtigeres hinzugeben, sich selbst im All aufzulösen, seine Grenzen zu vergessen, das ist hier gestillt.

Wie schön und rein diese Musik ist! Und sie ist von mir! Spürt ihr anderen jetzt nicht, wie schön das ist! Liebe, liebe Menschen! Ich brauche euch — ich hab' euch lieb! Ich hab' euch lieb!

Nun hat Mathilde richtig Cis statt C gesungen. Ich habe es wirklich nicht anders von ihr erwartet, es wird's hoffentlich niemand bemerkt haben. Wie klar aber ihre Stimme jetzt über dem Chor schwebt! Wie schön sie ist! Die ist ein Mensch ganz für sich selber, sie empfängt von niemanden etwas und gibt nichts anderes, als daß ihre Haare blond sind und ihre Zähne weiß. Vielleicht ist sie unter all diesen Ringenden die Stärkste, denn sie wirkt nur dadurch, daß sie ist, nicht durch das, was sie tut und kann . . . Herr, treten Sie mir nicht auf die Hühneraugen! Und da steh' ich und vergesse ganz, daß es ja meine Arbeit ist, die aufgeführt wird, mein großer Tag!

Ich bin selbst erstaunt, daß ich nicht mehr erregt bin. Vor einem Jahr hab' ich diese Chorballade geschrieben, welch' eine Welt liegt dazwischen. Ganz fremd ist sie mir geworden. — Nun kommt das Adagio. Wie schön das ist! Wie herb und edel! Ich Glücklicher! Ich hab' das geschrieben!

Und das ist vielleicht das tiefste Kapitel meines Lebens, das was mich schließlich tötet und zerreißt: Mein Menschenhaß — meine tiefe Liebe zu ihnen! — Warum bin ich nicht wie ihr! Was quält mich so? Was trennt mich von euch? Daß ich ein paar seltsame Akkordfolgen schreiben lernte? Soll das wirklich alles sein? Ich habe kein Gemüt, sagt ihr vielleicht. Aber ich leide ja wie ein Tier, daß ich's nicht habe! Daß meine heiße Liebe nichts hat, woran sie sich klammern kann, das ihr wert genug scheint, als daß sie sich daran klammern könnte. Daß sie nichts hat als eben ein paar Akkordfolgen, die dann in der Luft zerfließen — ein Nichts. Ich hänge tiefer am zweiten Satz der fünften Symphonie als an einem Freunde — für mich war es wichtiger, daß Rembrandt sein

Selbstporträt in der Lichtensteingalerie gemalt hat, als daß ein Weib mich tröstet. Kann ich dafür?

Und doch hab' ich so viel: Ich habe Freunde, einen, zwei, ein paar, ich weiß selbst nicht wie viele. Ich nehme von ihnen — selten, aber doch manchmal, wenn mir das Wasser bis an die Kehle reicht, aber im Grunde nehmen sie alle von mir, füllen ihr leeres Leben mit meiner Lebensarbeit aus, mit dem Glauben daran. Und diskutieren noch über mein letztes Werk, wenn ich schon längst bei einem neuen bin, mit dem alten seelisch lange fertig. Ich bin ihnen auf dem Lebensweg immer ein paar Stunden voraus . . .

Da ist ein Mädchen, das mich liebt, ich weiß es — und ich liebe es nicht wieder. Da ist die Eine, die Schönste, die Blondeste, die nicht lieben kann und die ich — — nein ich liebe sie nicht. Nur die Gier nach ihrer Schönheit ergreift mich manchmal in meiner ganzen armseligen Dürftigkeit. Aber tun kann sie mir nichts. Ihr alle könnt mir nichts tun. Was seid ihr mir? Was schert mich ein Erfolg bei euch!

Aber ich belüge mich ja, ich streb' ja nach diesem Erfolg. Da steh' ich in meiner freigewählten Zurückgezogenheit und möchte den Menschen auf den Grund schauen, ob ich einen Strahl von Verständnis für das finde, was ich ihnen geben will! Versteht ihr mich denn nicht? Ich möchte euch anflehen, zuschreien möcht ich euch: verkennt mich nicht! Laßt mich einmal erleben, daß ich den großen Jubel höre, den tollen, verrückten Glücksjubel, der mir fehlt, den ich nicht kenne, nach dem ich vor Sehnsucht sterbe. Nein, ich kann nicht mehr so weiter leben wie bisher, ich halte es nicht mehr aus. Eine Glücksstunde brauch' ich, einen Tag, an den ich denke, wenn wieder alles finster ist.

Nun kommt der Schlußchor. Das war das Höchste und Letzte, was ich euch zu geben hatte. Das müßt ihr fühlen, daß dies alles mit Worten nicht gesagt werden konnte, daß ich euch hier Töne gab, für das, was zu tiefst in euren Seelen liegt. Und nun mögt ihr jubeln, meinetwegen. Denn was ich euch hier zu sagen hatte, das war in einer Stunde geschrieben, in der mich die Seligkeit durchdrang, ich selbst zu sein.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Es ist seltsam, daß alles so still bleibt. Sind sie so ergriffen? Jetzt zischen ein paar — jetzt applaudieren viele. Das sind meine Freunde. In der ersten Reihe steht Katzi. Sie hat die Handschuhe abgezogen und applaudiert wie eine Rasende.

Aber das Zischen wird stärker. Lachen Sie nicht, Sie kleiner langhaariger Kerl da hinter mir! Was? „Das will Musik sein?“ Ja, das will Musik sein! Lachen Sie nicht! „Alle lachen?“ Ja, ich seh's, daß sie lachen! Ich hör, wie sie zischen! — Mathilde ist ganz blaß geworden. Sie verbeugt sich noch immer. Aber der Beifall ist schon untergegangen in dem allgemeinen Lärm und Pfeifen.

Oben auf dem Podium sehen sie sich suchend um. Nach mir offenbar. Ja, ich werde grad kommen . . . Wenn Katzi bloß nicht mehr applaudieren wollte. Merkt sie denn nicht, daß alles verloren ist, daß sie die Leute damit nur noch mehr reizt? — — Jetzt wirds still. Die Leute stolpern dem Ausgang zu. Die Sache ist erledigt. Schon zu Ende . .? Hab ich Esel denn geglaubt, daß jetzt noch ein Jubelsturm kommen wird, der alles Zischen übertönt, in dem alles andere untergeht? — Ja, ich habs wohl geglaubt, aber nichts ist gekommen. Und damit wäre eine Lebensarbeit erledigt.

Es ist wohl besser, ich gehe, damit ich die Freunde wenigstens nicht treffe. „Schad' ums Geld", sagt die Dame da hinter mir. Na ja, liebe dicke Dame, Sie haben ja recht.

Wie warm der Abend doch ist. Wohin jetzt? Nach Hause? Nein. Nur gehen, gehen . . . Schließlich, was mir geschehen ist, ist ja kein Unglück, das ist ja vielen schon passiert. — Da an der Ecke steht eine Bettlerin mit einem Würmerl. Ja, nehmen Sie nur, nehmen Sie nur das Ganze. Ich brauch heut Abend kein Geld mehr.

Von den Gärten her kommt ein Duft, der Flieder setzt schon Knospen an. Ob nur in unserer Stadt der Frühling so traurig ist? Das kommt davon, weil diese zwischen die ungeheuren Steinmassen eingesprengten Gärten nicht der Frühling sind — nur die Verheißung davon . . .

Wenn Mathilde nicht einmal falsch gesungen hätte? Ob nicht dann vielleicht? Aber nein, nur nichts einreden. Sie haben nicht wollen. Sie haben halt einfach nicht wollen.

Nein, Herr Wachmann, ich bin kein Unterstandsloser. Sie meinen, weil ich mich da auf die Bank niedergelegt habe? Nur eine Marotte, etwas Kopfschmerzen, weiter nichts. Ich bin der Renatus Feyertag, Herr Wachmann. Gehen Sie zu einer Anschlagsäule, da können Sie auf großen gelben Plakaten gleich lesen, wer das ist. Sie meinen, ich will Sie frozzeln? Da sei Gott vor! Ich bin ein Komponist, der heut abend im großen Musikvereinssaal aufgeführt und ausgezischt worden ist . . . Ja wohl, ich werde mich sofort in mein Domizil begeben, wenn Sie's wünschen. Gewiß, gewiß, Herr Wachmann — ich danke Ihnen für Ihre Fürsorge.

— — Sie haben einfach nicht wollen. Ich hab nach ihnen gerufen und sie haben mich nicht gehört. Ich hab ihnen mein Bestes gegeben und sie haben mich ausgelacht. Und das ist eben das Letzte. Ich werde ganz ruhig nach Hause gehen, — ganz ruhig. Ich werd' mich doch nicht aufregen — Gott behüte. Und morgen früh werd ich aufwachen, als sei gar nichts geschehen. Und ein paar haben ja auch applaudiert . . .

— — — — — — — — — — — — — — — —

In dieser Nacht machte Renatus Feyertag seinen ersten Selbstmordversuch.

* * *

Als sie ihn am nächsten Morgen fanden, wäre es fast zu spät gewesen. Eine seltsame Unruhe hatte Hans schon früh zu Renatus getrieben. An der Straßenecke, frierend und wartend, traf er Katzi. Was sie hier wollte, wußte sie selbst nicht recht. Sie glaubte, Renatus wäre in dieser Nacht überhaupt nicht nachhause gekommen und dachte nun, ihm hier aufzulauern. Zusammen mit Hans ging sie nun schweigend durch den kühlen nebelschweren Morgen die paar Schritte zu Renatus Hause. Schweigend stiegen sie die ausgetretenen Stufen hinauf und klopften. Keine Antwort. „Er ist doch nicht nachhause gekommen", sagte Hans und wandte sich zum Gehn. Da schrie Katzi leise auf. Sie war in etwas Warmes, Feuchtes getreten und wie sie zu Boden blickte, floß die dunkle Spur unter der Türritze hervor. Langsam, schrecklich, unaufhaltsam. Da trat Hans mit seinen Riesenkräften die Tür ein. Am Boden lag Renatus, sein Rasiermesser neben ihm. Katzi sagte kein Wort, gab keinen Laut des Schreckens von sich. Sie drückte sich die Treppe hinab und schlich zum nächsten Arzt, der zum Glück nur ein paar Häuser weit wohnte. Sie hatte die ganze Zeit das entsetzliche Gefühl, das man manchmal im Traum hat, wenn man schreien will und nicht kann. So wollte sie laufen und konnte nicht, schlich nur auf versagenden Beinen.

Die Schnittwunden an sich waren nicht so schwer, nur der Blutverlust schon gefährlich groß gewesen. Als Katzi Renatus sicher verbunden in Hansens Hut wußte, ging sie zu Töpfert. Ihre Sache wärs eigentlich gewesen, am Krankenbett zu bleiben und die Hansens, alles Aeußerliche zu ordnen. Aber Katzi fühlte, daß sie jetzt geistesgegenwärtiger und weitblickender war als Hans, der mit dumpfem Schädel nur an das Nächstliegende zu denken vermochte. Töpfert mußte dafür sorgen, daß nichts in die Zeitung kam; Katzi fühlte, wie Renatus gelitten haben würde, wenn sein tiefstes Leid im Lokalbericht als „Selbstmordversuch eines bekannten Künstlers" geprangt haben würde. Um es ganz zu verhüten, war es indessen schon zu spät und in einigen Abendblättern erschien eine etwas verworrene Notiz von einem „bedauerlichen Unfall".

Infolge dieser Nachricht tauchte eine Schwester des Renatus auf, die an einen kleinen Krämer in einem Landstädtchen verheiratet war. Alle waren überrascht, daß er überhaupt eine Schwester besaß, daß er eine Familie gehabt hatte, wie ein anderer Mensch auch. Er stand vor denen, die ihn kannten, als ein Einsamer, fern von allen, losgelöst und still für sich trotz seiner guten Freunde. Nun erfuhr man, daß er noch andere Geschwister hatte, denen er freilich innerlich und äußerlich fremd geworden war. Vielleicht hätten sie sich an seine Fersen geheftet, wenn der Ruhm ihn begleitet hätte. So aber ließen sie ihn seiner Wege gehen und gingen ihren Alltagssorgen nach. Die Schwester war übrigens eine stille anspruchslose Frau, die ihren Platz am Krankenlager einfach und ruhig einnahm, wahrscheinlich weniger aus Liebe zu dem seltsamen Bruder als aus einer

Art Pflichtgefühl. Es war auch, als ob Renatus sie nicht ungern sähe, ja es schien ihm fast eine Erleichterung zu sein, daß niemand um ihn war, der das Leid der letzten Zeit mit ihm erlebt hatte. Als er aufstehen durfte, verschwand sie so still und unmerklich, wie sie gekommen war.

Eigentlich hätte Katzi ihren Platz einnehmen sollen. Aber so oft sie oder einer der Freunde in das Zimmer trat, zuckte Renatus so schmerzlich zusammen, daß sie es aufgaben. Er sprach in der ersten Zeit kein Wort, auch zum Arzt nur das Nötigste. Dieser, ein junger teilnehmender Mann, der auch ein tüchtiger Musiker war, kannte das Schicksal des Renatus durch seine Freunde und hütete sich wohl, mit einem Wort daran zu rühren. Dann, langsam durften die Freunde wieder zu ihm. Von dem, was geschehen war, sprach man nicht, es mußte sein, als sei es nie gewesen. Die Blumen, die viele schickten, durften ihm nicht gezeigt werden, so zornig wurde er über die ersten.

„Er hat in Schönheit sterben wollen“, sagte Leonore, die auch einmal gekommen war. Als gebildete Künstlerin liebte sie Ibsens Worte sehr und gebrauchte sie gern. Am meisten aber liebte sie das Wort: „In Freiheit und aus eigener Verantwortung.“

Hans lächelte traurig. „Davon, uns ein ästhetisches Exempel vorführen zu wollen, war er wohl weltenweit entfernt!“

In einem Zustand schlimmer Verzweiflung befand sich Katzi. Sie fühlte sich schuldig, von ihr war doch die erste Anregung zu allem ausgegangen.

„Dich hat er geliebt“, sagte sie zu Mathilde.

„Mich? — Was Dir nicht einfällt! Mich, über die er sich immer mokiert hat, die er als ganz minderwertiges Subjekt traktierte!“

„Das schließt nichts aus!“ sagte Katzi wehmütig. „Und wenn Du nicht so dumm — nein, dumm bist Du nicht — aber wenn Du nicht so denkfaul wärest, hättest Du es ja längst gemerkt. — Wie's alle andern gemerkt haben.“

Mathilde kam näher: „Meinst du wirklich? Wirklich?“ Katzi nickte nur.

„Wenn es so ist“, sagte Mathilde und ein Schein von Opferfreude flog über ihr schönes Gesicht, „dann — siehst Du Katzi, dann will ich gern — dann soll er halt auch einmal glücklich sein.“

Katzi lächelte mit traurigem Spott. „Du meinst, daß diese Art von Hingabe ihm genügen wird? Und er will Dich so haben, rein körperlich, als ein Geschenk von Deiner Gnade? Da kennst Du ihn schlecht. — Und außerdem glaub ich, dazu ist es viel zu spät.“

Aber der Gedanke faßte nun einmal Wurzel in Mathilden und ließ ihr keine Ruhe. Sei es, daß die Partie der Senta, die sie gerade studierte, in ihr ganz besondere Gedanken von Erlösung und Hingabe aufkeimen ließ — sie kam nicht mehr recht los davon.

Auch künstlerisch begann sie Renatus zu entbehren. Er hatte sie eine

Figur erfassen und gestalten gelehrt, seine unnachsichtige Kritik hatte sie vor schlimmen musikalischen Fehlern bewahrt. Jetzt war sie ganz auf sich selbst angewiesen, ihr jetziger Korrepetitor schien ihr eine bloße Maschine und sie fühlte, daß sie sich allein auf ihrer Höhe nicht werde halten können. Ihr, die keine Erregungen liebte, die die stürmische Liebe Szekrenyis nur mit Widerstreben duldete, ward bang nach des Renatus wilden Fanatikeraugen und so ging sie eines Tages zu ihm.

Er saß am Fenster in einem bequemen Lehnstuhl — während seiner Krankheit waren ein paar gute und solide Möbelstücke in seine Stube gewandert und er noch zu schwach, um sich dagegen zu sträuben. Vor ihm stand ein Geschenk Katzis, eine zartgetönte kleine Kopenhagener Vase mit Veilchen gefüllt, die er mit müden Fingern liebkoste. Er war keineswegs erregt oder sonderlich ergriffen beim Eintritt Mathildens. „Ach Sie sind's, Wunschmaid“, sagte er nur.

Sie aber konnte sich nicht mehr beherrschen. „Jesus, Herr Feyertag, wie haben Sie das nur tun können!“ sagte sie, zuckte aber zugleich entsetzt über ihre eigenen Worte zusammen, denn sie empfand, daß sie das nie hätte erwähnen dürfen. Er hatte noch gar nichts gesagt und sie fühlte sich schon wieder als das gescholtene Kind.

Er sah sie an, wie sie vor ihm stand, groß und leuchtend und blond, mit einem Gesicht, auf dem Schüchternheit und Mitleid seltsam kämpften. „Also, das ist auch vorüber“, sagte er leise, wie zu sich selber. Und auch Mathilde fühlte plötzlich, daß etwas verschwunden war, was sie früher besessen hatte, ohne es zu wissen, etwas, das sie nur an seinem Fehlen merkte. Und mit einem Male kam ein heftiger Wunsch über sie, es zurückzuhaben, eine seltsame Eroberungslust, die ihr sonst fremd war.

Sie sprach vom Theater mit ihm, vom Fidelio, den sie demnächst singen sollte und den er noch zum Teil mit ihr studiert hatte. Er hörte zu mit einem freundlich wohlwollenden Gesichtsausdruck, aber Mathilde hätte seinen alten Spott lieber gehört. Das Wohlwollen war echt, und sie fühlte, daß es für eine Frau nichts schlimmeres gibt, als Wohlwollen zu erregen. Sie sprach dann nicht mehr viel, aber sie wußte mit einem Male, daß hier ein Großes in ihr Leben treten konnte, daß ein Gefühl, das sie nie gekannt hatte, ihr plötzlich nahe war. Nun wußte sie auch, warum sie sich immer so vor Renatus gefürchtet hatte.

„Und doch ist sie nicht weniger schön als früher“, sagte Renatus zu Hans, als dieser nach einer Viertelstunde ins Zimmer trat. Der aber wußte nichts von Mathildens Besuch und verstand den Gedankengang des Renatus nicht.

(Schluß folgt.)

Dante und deutscher Dante.

Von Rudolf Borchardt in Lucca.

Dantes Werke. Neu übertragen und erläutert von Richard Zoozmann. IV Bde. 8°. Leipzig, Max Hesses Verlag. Ohne Jahr. — (Dantes Werke, übersetzt von Richard Zoozmann. Freiburg, Herder. Beginnt zu erscheinen.) — Dantes Vita nuova. Uebersetzt von Otto Hauser. Berlin, Julius Bard, 1906. (Hortus deliciarum.) — Stefan George. Aus einer Dante-Uebersetzung. Blätter für die Kunst 1900—1904.

Die Gestalt Dantes steht, zwar den wenigsten unter uns fühlbar oder kenntlich, seit längst im Hintergrunde unserer Zeit; anders und vielleicht wahrer gesprochen, wir selber rollen durch die Unendlichkeit Momenten zu, in denen wir seinen Umlauf um den geheimnisvollen Mittelstern aller Glut der Welt wieder kreuzen und uns eine Weile lang von Angesicht zu Angesicht gegen ihn verhalten dürfen. Denn er ist das Gegebene, nicht wir; er bleibt, wir wechseln.

Sein erstes Auftauchen für uns war nachgoethisch; ob schon Goethe, rein der Lebensspanne nach gemessen, ihn noch hätte gewahren können: aber die uralten Augen durchzuckte das schwache Fernleuchten nicht mehr. Die Romantiker entdeckten es: Ehe Wilhelm Schlegel sich durch die Eroberung Shakespeares für Deutschland zu einer nur ihm in der Weltgeschichte gehörigen Größe erheben sollte, streckte er die Hände nach diesem Raube aus; andere um ihn und mit ihm wandten wenn nicht die gleiche Uebermacht so doch den gleichen Ehrgeiz einer gleichmäßig hochstehenden Zeit auf den gleichen Gegenstand. Diese Versuche sind bekanntlich gescheitert; keine dieser Terzinenreihen ist heut lesbar, auch nur für einen durchschnittlichen Anspruch akzeptierbar; die Gründe für dies Versagen mußten damals noch ganz undeutlich bleiben, zum mindsten läßt das Weiterlaufen der Danteübersetzungen nur den Schluß zu, daß man zwar von den jeweiligen älteren Leistungen sich nicht überzeugt fühlte, die Aufgabe an sich aber mit den gleichgebliebenen Mitteln des damaligen Sprachstandes für wohl lösbar hielt. Es kamen die spätromantischen Arbeiten; der König von Sachsen, Kannegießer, Streckfuß; und welch ein Abstand von diesen wohlmeinenden Bemühungen einer distinguierten Mediokrität zu dem Nerv, dem Griff, dem künstlerischen Willen, der Shakespeare bezwingen sollte und dennoch mißmutig und müde von der Aufgabe hatte absehen müssen, Danten auch nur einen Vers zu entreißen und Herakles seine Keule! Es kam schließlich, geschichtlich gesprochen als die letzte Auflösung der späteren Romantik, die rosenrote Zeit, in der man alles konnte, wo alles leicht war und es zwar noch Schwierigkeiten gab, aber keinen mehr, der sie fühlte; wo jener Leichtsinn des gnadenlosen Bildungsphilisteriums, der uns in seiner gutmütig barbarischen Unreife heut fast mythisch anduftet, als Emanuel Geibel Horaz und die Griechen übersetzt (ersteren nach einem

bemerkenswerten Ausspruch des obigen Herrn O. Hauser schöner als diese pauvren Oden eigentlich selber sind) als Graf Schack die iberische Halbinsel aufarbeitet, als Bodenstedt die elisabethinischen Dramatiker und — exoriare aliquis summis ex ossibus ultor! — Shakespeares Sonnette, als Paul Heyse — mit billigem Abstande vom schlimmsten Niveau der Zeit — Leopardi, Parini und Foscolo, als L. Fulda

che per sua opra
anima in Cocito già si bagna
Ed in corpo par vivo ancor di sopra

Molières Comödien, als Gildemeister außer Byron und Ariost auch eben Dante; aber dieser Bankrott der Sprache und des Stiles ging Dante nichts mehr an; er beruhte auf keinem Gewahren seiner Gestalt und keinem Bedürfnisse der Seele mehr, nur noch auf einem vagen, ohnmächtig gebildeten Sich-Erinnern. Der Komet selbst war uns längst entschwunden.

Ihn und alle ihre anderen Entdeckungen hatte die deutsche Romantik, die allerdings eine europäische und keine provinzielle Fortbewegung der Geister gewesen ist, an die Länder weitergegeben, in denen sie sich überhaupt legitim fortpflanzte: England und Frankreich; während in Deutschland ihr Bastard, eben die sogenannte Spätromantik, den Namen weiterführte, und ihr verlorener Sohn, die historische Wissenschaft, in die gelehrte Fremde verkauft, den Tag der Wiedervereinigung ersehnte; während in Deutschland Karl Witte nicht als Ueberseher, sondern als wahrhaft restituierender und konstituierender Grammatiker, den tiefen Schutt und das barocke Gerümpel karrenweis aushebt, mit dem fünf italienische Jahrhunderte den gewaltigen Organismus bedeckt hatten, — den Text negiert, die Sprache lernt und lehrt, die Dokumente prüft und sondert, die Biographie skizziert, überall den konventionell akademischen Popanz zerstört und den durch und durch prägnanten, schroffen und in seiner Härte doppelt stilvollen Kontour ins Licht rückt — während diese Arbeit andächtiger Selbstentäußerung in einer deutschen Klause lautlos getan wird, steht das volle Gestirn über Paris; Villemain in seinen epochemachenden Vorlesungen — die es sehr an der Zeit wäre, deutsch zu erneuern — setzt die unmittelbare Intuition Dantes, wie die deutsche Romantik sie besaß, mit einer Energie fort, die seither die allgemeine Vorstellung von dem einzigen summierenden Geiste des ökumenischen Mittelalters bestimmt hat. Victor Hugo nimmt die Lava des Inferno in sein reißendes Wasser mit auf und schleudert sie zweimal, in den Châtiments und in der Légende des Siècles prachtvoll über die Klippen der Zeit hinunter. Es bezeugt sich aber nicht nur der nordische Einschlag im modernen Franzosen — den zu betonen freilich damals mehr als heut die Mode war — in der berühmten Villemainschen Befreiung und Darstellung des nordischen Elementes im Urenkel der ferraresischen Aldighiera, sondern auch von einem Lateiner zum

andern wirkt Vers auf Vers, Vorstellungsform auf Vorstellungsform, Technik auf Technik, Stil auf Stil; indem die französische Dichtersprache in Dantes Schule die sentimentale Gedunsenheit Lamartines und die halbsentimentale Plauderallure Mussets, die prolixe Rhetorik Hugos und das Trällern der Chansonniers abtut, entsteht der Parnaß. Gautier und Banville, Leconte de Lisle und Baudelaire sind undenkbar ohne diese Zucht zur durch und durch lateinischen Form; plötzlich wie mit einem Schlage hört der lyrische Vers der Franzosen auf, mit dem ‚parfümierten Quarkkäse' das geringste zu tun zu haben, unter dessen Begriff er für Heines Witz ausschließlich fiel; er wird knapp, sparsam, gedrungen, solide, robust; Flickworte und Flickvorstellungen der lyrischen Konvention verschwinden; die Metapher, bis dahin rein rhetorisch und daher angeflickt, wird organisch erlebt, scharf gesehen und mit einer Exaktheit ausgeprägt, die hart an die Grenze der Reizlosigkeit geht; es scheint plötzlich wieder einmal wundervoll schwer, französische Verse zu machen; das ‚lime, ceselle' Gautiers, sein ‚bloc resistant' der Sprache werden Kennworte einer Schule; und Dante ist es, der mittelbar oder unmittelbar all diesen Zauber wirkt; einen Zauber wie man weiß, der bald genug zerrinnt. Das anarchische Element, das die tiefste Anlage des Franzosentums bildet, bildet sich Verlaine zu seinem Mundstücke um, verkündet das ‚car nous voulons la nuance et la nuance encore', tut den Parnaß mit dem bekannten ‚Et le reste est littérature' ab und hinterläßt nach der zauberischen Explosion dieser einzigen Poesie eines genialen Unholds nur die Oede der heutigen französischen Dichtung, die weder für uns existiert noch für die Zeit existieren wird. Es ist heut wieder ganz leicht, französische Verse zu machen; daß der gehorsame Deutsche Rimbaud und Verhaeren, Viélé Griffin, Merrill, Kahn und die übrigen Elsässer-Franzosen, Vlämen-Franzosen, Amerikaner-Franzosen deutsch umstottert und in gestotterten Phrasen deutsch liest, gehört ins Kapitel der tristen Dupierungen, für die wir ein Privileg erlangt haben, und die es müßig wäre zu beklagen, da von Lessing und Goethe über Hölderlin und Fichte bis auf Jacob Grimm alle unsere Götter vergebens gegen sie gekämpft haben. Immerhin: es ist nicht Herrn Otto Hausers Geschäft für Weltliteratur-Import, der diese zweifelhaften Nouveautés bei uns einzubürgern sucht; in seinem Verschleiß findet man nur gangbare Ware, bei der ein solider Geschäftsmann nichts riskiert; sondern wer sich hier riskiert, einsetzt und oft genug opfert, ist pudelnärrischer binnendeutscher Idealismus, provinziales Pathos weltbürgerlicher Gerechtigkeit, sehr oberflächlich aufgestutzt als Snobism, Perversion und Differenziertheit. Unter dem Hochstaplerrock steckt ein goldenes Herz und eine beruhigend zweifelhafte Grammatik. Aber dies nur bei Seite.

Ein deutscher politischer Flüchtling war es, den die deutsche Romantik gleichsam als ihren persönlichen Gesandten, in Wahrheit als armen Sprach-

lehrer, in das Londoner Haus Gabriel Rossettis aus Vasto, zu Dante Rossettis Vater und damit zu ihm selber sandte. Ein Deutscher lehrte den Sohn des Italieners und der Halbengländerin deutsch, und zwar, als echter Deutscher, neudeutsch und mittelhochdeutsch neben einander; so bringt zwar kein eigentlich deutscher Strom Dante nach England in die große Seele, in der seine zweite Weltwanderung wirklich beginnt, denn der Kult des großen Florentiners war in dem Hause des kuriosen Allegorikers erste Familienangelegenheit; aber indem der junge Dante Hartmanns armen Heinrich, Villons Balladen und die Canzonen der Vita Nuova gleichzeitig übersetzt, Verse aus der Walpurgisnacht und aus der Commedia durcheinander versuchend nachbildet, sich in Chaucer, Spenser und die English Bible mit neuer Seele vertieft und eins durchs andere hindurchtreibt, bringt dennoch mittelbar die deutsche Romantik das große Ereignis zustande, das sich nur durch sie, und, um das gleich hinzuzufügen, das sich niemals in Frankreich hatte vollziehen können: Die Einordnung Dantes unter eine höhere Kategorie, der er nur als ihr höchster Ausdruck angehört: die Definition dieser Kategorie als einer allgemeineuropäischen archaischen Stilform, die ihre englische und ihre französische, ihre deutsche, und, eben in ihm, ihre reinste, ihre italienische Ausdrucksmöglichkeit hat; die Versöhnung und Einswerdung einer modernen seelischen Verfassung, die außer gerade jener Stilform keine Möglichkeit der Aeußerung gehabt hätte, mit der inneren Verfassung einer längst verschollenen Seele, von der nichts geblieben zu sein schien als ihre Form im Stil. Diese Vereinigung, zugleich die Vereinigung zweier Jahrhunderte, ist eine mystische Ehe; unter dem pygmalionischen Kusse blüht der Steinleib von frischem Blute, indes der lebendige welkt und jung verscheidet. Dante lebt seitdem von Rossettis geopfertem Leben weiter; die Sonnette des House of Life speisen ihn nicht minder, als die klassische Umsetzung der Vita Nuova in den Wortschatz und die Syntax der English Bible, in deren Stil der große Künstler frei erfand, was sie nicht direkt ergab, — als die ebenso klassische Umsetzung der vor- und nebendantischen Lyrik in den Stil der englischen Petrarkisten bis auf Spenser; an die Commedia, es ist rührend, das zu denken, hat dieser Meister und brüderliche Freund Dantes sich nicht gewagt, er der tagaus tagein sinnend, nachtaus nachtein in Gedichten sein gewaltiges Leben mit ihm lebte; nur den Francescagesang hat er einmal skizziert und gerade diese Probe läßt am ehesten die souveräne Meisterschaft der großen Leistungen vermissen. Gleichviel: der Bann war gebrochen; Dante war nicht mehr, wie in der deutschen und noch der französischen Romantik, ein fremdartig grandioser erratischer Block auf öder Halde; er war nach allen Seiten, in die Breite seiner eigenen und in die Höhe zu unserer Zeit in ein festes Verhältnis gerückt. Er war Blut vom Blute derer gewesen, denen wir Sprache und Seele als Erben verdanken; wir waren Blut von seinem Blute geworden, seit einer sein Schicksal und seine

Nachfolge auf die eigene Seele genommen hatte. Dies ist der Punkt, wo Rossetti, dem alle Gelehrsamkeit und alle Historie widrig war, instinktiv sich mit der geschichtlichen Kritik begegnet, die seitdem auf ihre Weise und mit ihren Methoden jene Einordung, Ausgleichung und Disposition innerhalb der Zeit herzustellen versucht hat; denn es ist im Grunde zwischen der großen Kunst und der großen Forschung nirgends selber eine Differenz des Zieles, sondern nur zwischen ihren kleinen Vertretern, und am meisten, wenn sie einander zu ‚verstehen' suchen. Die großen suchen sich nicht zu verstehen, sondern sind, gottlob, borniert, und gehen ihre eigenen Wege, ohne sich um die des andern zu kümmern; wir bekennen uns zu starken Soupçons gegen das artistische Katheder und alle Mischungen die von dort aus nach der fremden Geste schielen.

Diese Wissenschaft aber selber, allen außer dem Genie in einer Materie unentbehrlich, die sich selber immer wieder, unaufhörlich, als dunkel und doppelsinnig bezeichnet, hat sogut wie aufgehört eine deutsche zu sein; dem Betriebe der modernen Sprachen an unseren Hochschulen fehlt von jeher oder hat mindestens seit Diez der Atem großer Lehrer gefehlt, die das Gesamtbild der Wissenschaft in sich tragen und auch der ärmsten Seele als Hauch übermitteln, die durchweg auf das Ganze und Große aus sind und es ihrer Schule als Pflicht auferlegen; der Achillestod Bernhard ten Brinks und Adolf Gasparys hat dieses Schicksal vollendet, und für die Art Linguistik, zu der sich die Romanistik bei uns und in Amerika mit viel Behagen entwickelt, ist Dante allerdings kein Objekt. Karl Witte war Professor der Rechte und hegte seine italienischen Studien als Garten für stillen Stunden, der einzige Deutsche, der nach ihm großes für das Verständnis des Dichters geleistet hat, der ihm alle Straßen nachgegangen ist, auf denen er die Hand nach fremdem Brote strecken mußte, von allen Gipfeln die Landschaft umfaßt hat, die der Verbannte im Gedächtnis trug und hinschrieb, wo er sie brauchte — Alfred Bassermann ist kein Professor, sondern nur ein enthusiastischer Leser und ein Laie. Die Großtaten der Danteforschung knüpfen sich an uns fremde Namen. Durch den Engländer Edward Moore hat die Herstellung eines verläßlichen Textes den ersten Schritt seit Witte vorwärts getan, derselbe Moore und sein Landsmann Toynbee haben durch die Rekonstruktion von Dantes Bibliothek unzählige Verse erst verstehen gelehrt, in denen der Dichter auf seine und seiner Leser Alltagsbücher und Quellen der Belehrung anspielt; der Neapolitaner Francesco de Sanctis, der den ersten modernen, durchaus künstlerischen Kommentar des Gedichtes gab und seinen Schülern vermittelte, hat sich zwar noch der großen deutschen Literatur pflichtig gefühlt; aber schon die Namen seiner Schüler D'Ovidio und Torraca, geschweige die der anderen Führer der Danteforschung, D'Ancona, Passerini, Savi-Lopez begreifen in sich eine Wissenschaft mit eigener Souveränetät und von eigener nationaler Richtung, die, wie jede andere, deutsche Me-

thoden gelernt hat, aber sie mit nur ihr gehörigen und nur von ihr lehrbaren Kriterien anwendet. In dieser Richtung also haben wir jeden Anteil an Dante eingebüßt, wenn man nicht das belanglose Colleg über Dantes Leben und Werke, das ab und zu als Publicum einstündig gelesen zu werden pflegt, als solchen Anteil bezeichnen will. Es zu beklagen ist unsere Sache nicht; und noch weniger beklagen wir die Selbstvernichtung, die letzthin die alte deutsche Danteübersetzung aus gutmütigem Bildungsüberschuß in Gestalt der bekannten Leistung des Herrn Pochhammer begangen hat; in dieser dilettantischen Reimerei, die das dreifaltige Gedicht aus dreimal dreiunddreißig Gesängen im Dreireim spaßeshalber in ottave rime verschneidet, ist das andere Extrem der Witteschen und Eitnerschen reimlosen Uebersetzung dargestellt und fast übertrumpft. Sie macht die Bahn frei. Frei wofür, und für wen, wenn der gelehrte Weg brach liegt und der dieser Uebersetzer versumpft? Für den Dichter selbst; für den Dichter, der im Hintergrunde unserer Zeit steht, oder vielmehr dessen Bahn wir zu kreuzen im Begriffe sind. L'ombra sua torna, ch'era dipartita.

Als Schlegel sich an Dante gab (1794—99), war die kunstmäßige deutsche Dichtersprache aufs höchste gerechnet hundertsechzig Jahr alt, der jambische Elfsilbler, das Metrum Dantes, sah bestenfalls auf runde 50 Jahre deutschen Lebens zurück, glorreiche Jahre freilich, die ihn vom englischen Schritt und Schnitt in Ewald von Kleists Epyllien bis zur Freiheit der Iphigenie geführt hatten, aber immerhin auf kein volles Menschenalter. Als englischen Blankvers hatten ihn die Berliner, Lessing voran, in klarer Erkenntnis seiner stammhaften Affinität und formalen Kongruenz zum deutschen Satzrhythmus und zum ungefähren Umfang des deutschen Sprechsatzes übernommen, bewußt ihn gegen den eingeschlichenen und ebenso modischen wie störenden französischen Alexandriner ausgespielt, immer im Hinblicke auf Shakespeare. Goethe bildet den Maßstab für das Tempo der langsamen Durchsetzung dessen, was wir den fünffüßigen Jambus nennen. Die Mitschuldigen, in Alexandrinern, halten die Routine der Zeit fest; erst 20 Jahre später gleiten in den Egmont die ersten Jamben; und vor der endgültigen jambischen Fassung der Iphigenie stand eine dithyrambische und eine prosaische. Unter diesen Umständen verliert Schlegels Leistung an Shakespeare zwar nichts von ihrer absoluten Größe, wohl aber das bestürzende und verdüsternde der Frühreife, hinter der wir einen Fehler zu vermuten geneigt sind. Der Kreis geschichtlichen Formenaustausches von Volk zu Volk schließt sich, indem Deutschland das am fremden Objekt gelernte und dann frei vermehrte auf eben dies Objekt wieder zurückwendet. Es bezahlt seine Kulturschuld in der empfangenen Valuta selbst und wird nach dem alten Händlersatze Who pays his debts betters his fortune eben dadurch reicher. Daß dem neuen Reichtum der Uebermut des Nouveau Riche auf dem Fuße folgt, ist nicht wunderlich.

Daß die eroberte Form, von den Bedingungen, unter denen man sie besaß losgelöst, sofort überanstrengt und in ganz heterogenen Unternehmungen überschuldet wurde, beweist nur die alte deutsche Energie, mit der die Nation bewußt oder unbewußt, jugendlich, unreif, selbstgewiß und zu allen Opfern entschlossen, das jahrhundertlange Kulturversäumnis auf einmal auszugleichen trachtet. Immer wieder muß das Genie bei uns diese Versuche unternehmen und mit ihnen scheitern; eine gescheiterte Unternehmung des Ahnen hinterläßt dem Erben eine Erfüllungslast mehr; kräftige Rassen schützen sich vor Energieverschleuderung durch Tradition; verlorenes Kapital ist im idealen Sinne festgelegtes Kapital und muß wieder in Fluß kommen, sich verzinsen wie angelegtes. Geschichte, so betrachtet, ist ein kompliziertes Geschäft.

Dies sind die Gründe, die den vorromantischen und den nachromantischen deutschen Dante unmöglich machten. Die Rede des Brutus und die Rede, mit der Vergil sich dem verstrauchelten Wandrer im Schicksalswalde enthüllt, haben nur die äußerlichen je elf Silben der einzelnen Verse gemeinsam. Aber der Vers Dantes, der Strophe Dantes untergeordnet, mit der melodischen Struktur, die sich aus der Bestimmung für lebendigen Gesang ergibt, mit dem Tone des fortschreitenden epischen Berichtes, mit seinen schweren Pausen und seiner erbarmungslosen Unaufhaltsamkeit wäre dem mimischen, charakteristischen, zerrissenen und ganz aufs Momentane gestellten Schauspielerverse Shakespeares weltfern gewesen, auch ohne den ganzen Abgrund, der eine innerlich germanische von einer innerlich lateinischen Formenwelt trennt. Eine lange Durchdringung dieser beiden Welten mit einander mußte jeder wirklichen Uebersetzung der Commedia vorausgehen: jene Durchdringung, die in England so alt wie Chaucer ist, die England mit der lateinischen Novelle, dem Madrigal, der Ballade, dem Sonnett, der Stanze in zahllosen Abwandlungen jahrhundertelang versorgt und Rossetti eine vorgearbeitete Dichtersprache in die Hände liefert. Und allerdings begann jene Durchdringung eben damals und begann mit Goethe. Schlegel stand Dante als Gewahrender und Genießender näher als Goethe, der in seinem inneren Hausrat eine festgewordene Antipathie gegen den zentralen Dichter des Mittelalters brauchte, sich ihn als ‚Verneinenden‘ zurechtgemacht hatte und nicht leiden durfte, ‚was ihm die Seele störte‘; trotzdem sind nicht Schlegels Uebersetzungsfragmente der Anfang unseres dichterischen Verhältnisses zu Dante, sondern Goethes aus freiem Triebe im italienisch befruchteten Innern geborenen Terzinenreihen: die auf Schillers Schädel und der Faustmonolog ‚Des Lebens Pulse schlagen frisch lebendig‘; ebenso wie es nicht die Stanzen des griechischen Ariost, geschweige der ganz im französischen Louis XVI befangenen Epen Wielands sind, die für die deutschen Ottaverime stilbildend und damit die erste geschichtliche Voraussetzung einer künftigen deutschen Ariost-Uebersetzung sind, sondern Goethes ‚Urworte‘ und ‚Geheimnisse‘; wie die Herzlieb-

Sonnette und jenes monumentale, aus dem man nur den ‚Meister in der Beschränkung' zitiert, die Gattung bei uns dauerhaft einpflanzen. Von Goethe aus geht der einzige gerade Weg zum deutschen Dante; er führt über den Eichendorff, der das Sonnett, Platen, der, in dem herrlichen Prologe zu den Abassiden, die Ottava rima fortbildet, Immermann, der im Merlin für die Terzine das gleiche tut; der Schlegelsche Weg dagegen endet bei Herrn Pochhammer; aber ist der Schlegelsche Weg der Weg der deutschen Romantik? Ist nicht der Weg der deutschen Romantik, die zu einer europäischen Bewegung wurde, ein Umweg, der sie mit allem, was Jena und Heidelberg ihr gaben, und also auch mit Dante, wieder zu uns zurückführen muß? Zurückführen von denen, die sie uns entliehen und die das geliehene Kulturgut erstatten müssen, wie wir selber Shakespeare erstattet haben, wie große Völker erstatten, mit Zins und Zinseszins?

Jene große Reaktion der künstlerischen Phantasie und des Verlangens nach künstlerischem Ausdruck des Innern, die wir Romantik nennen, hat in der Tat ihren Rückfluß von Frankreich und England her zu ihrem Ausgangsgebiete längst beschlossen und fast, wie das nicht anders angeht, überschritten. Der Fortlauf der deutschen Poesie, jäh abbrechend im Jahrzehnte unserer Revolutionen, setzt wieder ein mit dem Einflusse französischer und englischer Gedichte, deren letzte Quellen sich aus unseren eigenen Gründen speisen. George, in seinen Anfängen von unsicherer Bildung, vielmehr nur im Negativen, in der Negation des ihm in Deutschland unmittelbar voraufgehenden einigermaßen sicher, knüpft an eine französische Tradition an, ohne zu wissen, daß er in ihr lauter ursprünglich deutsch romantische Elemente und Tendenzen aufnimmt, rezipiert Mallarmésche Theorien, die im letzten Grunde rein aus Fritz Schlegel und Novalis stammen, rezipiert eine Technik des Verses, die mit romantischen Postulaten und romantischen Idealen, vor allem dem Dantes, den Weg nach Frankreich gefunden hatte, und führt diese ganze Beute in die Heimat zurück; Hofmannsthal, von Anfang an viel fester in der Ueberlieferung des Stiles stehend, ergänzt den nicht zu seinem organischen Ende gekommenen Weg der deutschen Romantik durch starke Weiterrezeptionen englischer und italienischer Elemente in seinen Stil, unbekümmert um den Eigenwert des Fremden, das für ihn in den reinsten Schöpfungen Brownings und in den nichtswürdigsten D'Annunzios den gleichen Schulungswert besitzt. Jene Durchdringung des Germanischen und Lateinischen, die mit Goethe anhub, ist hiermit zu einer Phase gelangt, die den bildenden Möglichkeiten des Deutschen nicht mehr wie denen Schlegels, das unentbehrlichste Handwerkszeug versagt; ein Jahrhundert nachdem die Romantiker ihre ersten Resultate zu sehen erwarteten, beginnt ihre Arbeit überhaupt erst zu fruchten; eine direkte Tradition zu ihnen und Goethe hat sich hergestellt, auf allen Gebieten der geistigen Betätigung sind wir in ihr direktes Erbe getreten und betrachten uns als Erben ihrer Pflicht.[1] Kaum daß die Be-

rührung mit italienischen Versen, die, wie unecht immer, doch von Dante stammen, Hofmannsthal wecken, entsteht die wundervoll danteske Vision, ‚ein Traum von großer Magie'. Die erste Berührung Georges mit jenem parnassischen Metaphernkreise, auf den wir oben hindeuteten, führt zu den ebenso Gautierschen wie Dantischen Terzinen der Hymnen, des ersten Georgischen Versbuches, die mit den Worten schließen: ‚Der Dichter auch der Töne Lockung lauscht. Doch heut darf ihre Weise ihn nicht rühren, Weil er mit seinen Geistern Rede tauscht: Er hat den Griffel, der sich sträubt, zu führen'. Der letzte Vers mit seinen echt dantischen Einschnitten, (Mentre che il vento, come fa, si tace oder Quegli che vince, non costui, che perde) könnte übersetzt sein; aber er ist es noch nicht.

Hier, nachdem diese Betrachtungen sich dem heutigen Tage und seinen Aspirationen so weit genähert haben, könnten wir uns versucht fühlen, ins Innere des Gegenstandes zu gehen, und jenseits alles rein literarischen die Affinitäten Dantes zur Gegenwart aufzuzeigen, darzulegen mit einem Worte, worin das geheime Interesse beruht, mit dem diese Gestalt im Hintergrunde der Zeit so viele und so ungleiche Seelen erfüllt. Aber wir müssen es uns versagen und uns daran genügen lassen, die Tatsache als solche behauptet zu haben; auch wenn es möglich wäre, innerhalb des hier gezogenen Rahmens eine so tiefe Frage anders als oberflächlich oder dunkel zu beantworten, so würden wir es für unzeitig halten, einen so zarten Gegenstand wie das Verhältnis einer zwiespältigen, unruhigen und strebenden Epoche zu einem heroisch gewordenen Toten in dem Augenblicke zu zerfasern, der für irgend eine Seele der entscheidende sein kann. Hier sei es uns gestattet, bei der Sache zu bleiben und das Fortschreiten Dantes in Deutschland kurz zu Ende zu verfolgen.

Im Sommer 1901, sechs Jahre nach dem erwähnten Gedichte der Hymnen, publizierte George in seinem Organ die ersten Proben seiner Uebersetzung der Commedia. Die wenigen Sachverständigen, die eine solche Arbeit in Deutschland haben kann — und man kann diejenigen genauen Kenner Dantes, die über deutsche Verse ein Urteil haben, an den Fingern einer Hand abzählen — erkannten in den wenigen Gesangsfragmenten, fast ausschließlich des Fegfeuers und Paradieses, sofort ein Ereignis ersten Ranges; das genießende Publikum, das sonst leidenschaftlich nach einem Buche gegriffen hätte, das ihm einen wahren, reinklingenden, unerniedrigten und im höchsten Sinne des Wortes lesbaren Dante bot, war durch die Art der beschränkten Publikation ferne gehalten; nachdem inzwischen weitere Proben in derselben Publikationsform hervorgetreten sind, wird nunmehr, wie wir hören, die allgemeine Leserschaft nicht mehr lange auf das Heraustreten der abgeschlossenen Arbeit warten müssen; der abgeschlossenen, nicht der abschließenden; schon jetzt ist deutlich, wo George, der im kleinen niemals verzichtet, im großen allerdings sich beschieden hat, und im Verfolge seines Arbeitsprinzips wie seiner

Stilgrenzen hat bescheiden müssen; den ganzen Dante zu geben, ist unserer Generation, vielleicht erst einer künftigen aufbehalten; aber inzwischen ist durch die ungeheure Anstrengung eine Bahn gebrochen worden und wir bekennen sofort, daß wir die darin liegende Forderung als an uns mitgerichtet empfinden, das unsere zur Bezwingung der Aufgabe beizutragen im Begriffe sind.

Der Geist Schlegels könnte vor diesen Seiten mit den Worten Buonagiuntas sagen:

io veggio ben come le vostre penne
Di retro al dittator sen vanno strette
che delle nostre certo non avvenne;

und schließlich auch wie jener ‚quasi contentato‘ verstummen. In Wahrheit ist George innerhalb der Grenzen des Stiles, die ihn selber determinieren, nun durchaus auf der Höhe seiner Aufgabe, was von einem Uebersetzer Dantes, wie bedingt immer, auszusagen, ein ungemeines und fast vermessenes Zugeständnis ist. Das versteht sich zunächst für das Aeußerlichste. Die Terzine wird, wie sie i st, und der Konzeption jeder Strophe nach sein muß, nicht wie sie die träge Impotenz sich zurechtlügt, mit aller immensen Schwierigkeit akzeptiert, die sie dem deutschen Nachdichter bietet; das Reimwort bleibt, wo irgend es angeht, Reimwort, die Periode und rhythmische Cäsur bleibt erhalten, wo irgend entscheidende Gründe die Verschiebung zum Ausweichen vor der Notwendigkeit machen würden; der Präzision Dantes entspricht die absolute Solidität des Verses; nirgend sind Füllungen, Brücken und der billige Uebersetzer-Flick geduldet, durch den der Schein runder Arbeit vorgetäuscht wird; die Periode entwickelt sich mit einer Dégagiertheit, die dem Leser nach wenigen Versen das Gefühl der Sicherheit gibt und ihn die bloße Existenz eines im Grunde originelleren Originales hinter dieser Originalität vergessen läßt. Das heißt nichts anderes, als daß für den durchschnittlichen Aufnehmenden auf lange Strecken hin die Uebersetzung Georges absolutes Aequivalent des Dantischen Gedichtes ist und künftig seine Stelle einnehmen könnte, immer vorausgesetzt, daß dieser Durchschnitt der Lesenden auch künftig sich nicht höbe und Dante näher rückte als heute. Vor allem aber das Medium, durch das in dieser Uebersetzung Dante spricht, ist ein ihm gemäßes — wir vermeiden den Begriff der Kongenialität, seit Herr Hauser in einem albernen Aufsatze, den er gerade veröffentlicht, sie Dante gegenüber sich selber zugesprochen hat. Dante spricht durch das Medium eines Dichters, dem kein gutwilliger oder fähiger heut mehr die Größe abspricht, so schwer die Mischung aus Schrulle, Trotz, Verstecktheit und Manier, mit der er sich umgibt, geschweige das Gebaren seiner Umgebung dem Publikum den Weg zu dieser Wahrheit gemacht hat. Der neue deutsche Vers, der es auf sich nimmt, den alten toskanischen im deutschen Munde so zu ersetzen, wie er im Munde aller Welt seit Jahrhunderten lebt, ist selber, um es

mit einem schlagenden amerikanischen Neologismus zu sagen, century-proof. Er trägt selbst die Gewähr seines Bestandes in sich. Es ist nicht nur ungeheure Arbeit, die sich unter leichtem Flusse verbirgt, sondern es ist künstlerische Arbeit von allererstem Range, von spezifischer Eigenschwere, volles Gewicht und echtes Metall, auf der Höhe des Schlegelschen Shakespeare und des Wielandschen Horaz.

Jeder geschichtliche Moment ist in sich tragisch; Prozesse entscheiden sich unaufhörlich, unscheinbar, unappellierbar, ja sie sind im Geheimen entschieden, noch ehe die Urteile sich in Leben klar umgesetzt haben. Sie haben dann einstweilen Rechtskraft im kritischen Gewissen der Zeit, im präzisen Bewußtsein des Individuums oder im halbunbewußten Verhalten der immer zumindest latent kritischen Gesellschaft. Niemand hat dies tiefe Gefühl für das lautlose Drama jedes Augenblickes, und für das tragische von Prozessen, in denen Recht gegen Recht gleichsteht, aber die Jugend das Alter erschlägt, großartiger ausgesprochen und stilvoller gestaltet, als Dante selber, in dem das historische Wissen um die eigene Stellung innerhalb des großen Zeitzusammenhanges das einzige wahrhaft unmittelalterliche Moment, die erste Freiheitsregung des neuen Menschen ist. Die Geschichte setzt nichts auf eine einzige Karte; wo ein zwei Fußtapfen breites Ziel erreicht werden muß, mit dessen Besetzung Epoche beginnt, setzt sie nie zwei Beine allein in Bewegung, sondern Heere, und läßt sie je mehr anschwellen, je näher das Ziel wirkt. Darum sahen die Griechen jede wahre Leistung als Agon an, darum bringt ihre Anwendung des Vorstellungsschatzes der Palästra auf das menschliche Geschehen soviel tiefer, als die gesamte moderne Phraseologie der Entwickelungslehre. Auch die Bahn des deutschen Dante liegt heut voller Siegloser, auch dieser musische Agon ist zwischen zwei Zeitaltern entschieden worden. Nicht nur das lebendigste und geschulteste Leben läuft, mit George, in der Bahn, sondern, recht betrachtet, die ganze Zeit, ein Hause Aussterbender, Gespenster in Fetzen, jedes mit der Bildungsmarke eines anderen Jahrzehntes; schöngeistige Professoren von 1880, Josef Kohler; Triviallyriker von 1890, Zoozmann; Amateure von 1860—1900, anonym zu belassen. Literaten jeder Nuance und jeder Provenienz; und nach dem Kranze, um den alle diese verlorene, aber in ihrer Glücklosigkeit immer noch ehrwürdige Arbeit ringt, hascht gleichzeitig der gleichzeitige Schwindel, der eitle Zeitzwitter aus Literat und Dichter, Gelehrtem und Schöngeist, aus Pfuscherei und Dünkel, Ohnmacht und tour-de-main: Herr Otto Hauser. Wir wollen am einen und anderen auf unseren Begriff der Aufgabe exemplifizieren.

Was bescheidene Eigenschaften eines ehrlichen Gemütes, Fleiß, Treue, Liebe und Wärme für den Gegenstand tun können, um jedes ästhetische Mißfallen auszugleichen, alles das hat die Leistung des Herrn Richard Zoozmann im vorhinein bei uns für sich. Die bloße Summe von Arbeit, die er in den vier Bänden seiner ersten Uebersetzung und den dreien seiner

neuen vorlegt, ist nichts geringes und muß einen so starken Lohn in sich tragen, daß für den Uebersetzer das Urteil der Zeit über ihren Wert nicht alles entscheiden darf. Und wenn dies Urteil auch nicht wohl ein anderes als gerade Ablehnung sein kann, so wird es sich doch heute sehr davor hüten, den Ton zu überspannen, oder den Maßstab auf absolute Forderungen einzuschränken. Das Publikum, das Herrn Zoozmann als Mitarbeiter der Hesseschen oder der Herderschen Klassikerausgaben zu finden erwarten kann, ist sein eigentlicher Richter, nicht wir; die Voraussetzungen, unter denen er gearbeitet hat, sind zugleich diejenigen, auf die hin er fordern kann, beurteilt zu werden. Jenes Publikum kennen wir nicht und wüßten nicht abzuschätzen, wieviel von Dante selbst eine Uebersetzung, wie die seine, der baren Anspruchslosigkeit und Unerfahrenheit mitzuteilen vermag; die Forderungen, die der Uebersetzer an sich selber gestellt hat, erfüllt er schlecht und recht; und im Grunde scheint nur der Abstand von unserem Maßstabe zu diesen seinen Forderungen unserer Kritik zu unterliegen; es ist lehrreich, ihn aufzuzeigen.

Herr Zoozmann hat sich seiner Mühe, wie bemerkt, zweimal unterzogen; der Dante der Hesseschen Bibliothek ist in durchgereimten Terzinen; der Herdersche, der soeben erscheint, überschlägt den Mittelreim; die erste Fassung, erklärt der Uebersetzer, habe ihn zu häufig in Kompromisse aus Reimnot gezwungen und vom Texte entfernt. Mit der Lockerung des Schemas, wie frühere schon sie vorgenommen haben, hofft er, das zweite Mal, nahezu das Aequivalent der Danteschen Verse, wörtliche Wiedergabe zu erreichen. Um das gleich zu sagen, nur die erste durchgereimte Fassung, deren Zwang zu einiger Konzentration auf den Vers nötigte, kann, bei gutem Willen, einigermaßen ernsthaft betrachtet werden; die zweite, wo dieser Zwang wegfiel, ist stilistisch völlig außer Rand und Band, und überhaupt nicht mehr kritisierbar.

Der ersten Fassung geht eine kompilierte Lebensbeschreibung Dantes vorauf, eine kritiklos zusammengestellte Bibliographie folgt ihr; soweit die letztere die Geschichte von Deutschlands Beziehungen zu Dante angeht, exzerpiert sie die bekannte Sammlung des Schweizers Scartazzini; der Rest sei besser Schweigen; er ignoriert nicht nur diejenigen gelehrten Hilfsmittel, die seit lange zur ersten Ausstattung jedes um Dante bemühten Arbeiters gehören, sondern auch ausnahmslos alle Ausgaben und Kommentare, die auf der Höhe der Zeit und der Aufgabe stehen. Namen wie De Sanctis und Casini, Torraca und d'Ancona sucht man vergebens; dafür findet man belanglose und wahllos zitierte Scharteken, die zum Ueberdrusse auch noch Zensuren erhalten. Der Uebersetzer bezeichnet eingangs jener Aufstellung sein Ziel zwar sehr bescheiden als Hinweis auf ‚einige Werke', die ‚für Anhalt suchende Leser von Wichtigkeit und Interesse sein können', und verzichtet mit der gleichen Bescheidenheit auf jede eigene Kennerschaft, aber er gibt dennoch implicite eine Uebersicht über das von ihm selber

benutzte Material und läßt keinen Zweifel an den Gründen, die alle seine Arbeit im Keime fruchtlos machen mußten. Es ist unter diesen Umständen natürlich, daß man seine Dante-Biographie nur in einem beständigen Zucken zwischen Lächeln und Unbehagen lesen kann. Man wird das Pathos des Enthusiasmus für Phänomene, die der Uebersetzer ganz mißversteht oder denen er sich in einer desparat machenden Weise gemütlich zu nähern versucht, oft rührend finden, ebenso oft aber die grenzenlose Unreife des Urteils, die ästhetische Barbarei, die historische Bettelmethode als ein Symptom dafür ansehen, wie tief Niveau und Haltung selbst der popularisierenden Darstellung solcher Stoffe im Laufe der letzten Jahrhunderte in Deutschland gesunken sind, seit an die Stelle distinguierter und wohl vorbereiteter Gesellschaften von unten heraufgequollene Massen als Publikum getreten sind und kulturelle Forderungen, die sie gar nichts angehen, auf sich beziehen, ja durch Interessen, Teilnahme, Lektüre erfüllen zu müssen meinen.

Herr Zoozmann hat weder von den sprachlichen Bedingungen, unter denen Dante arbeitet, noch von den seelischen Voraussetzungen seiner Kunst, noch von dem Geiste seiner Zeit, das heißt im ganzen, er hat von seinem Stile nur die rohesten Begriffe. Nicht nur, daß ihm jede geistige Schulung fehlt, um sich durch gelehrte Mittel solcher theoretischen Kenntnisse zu versichern, sondern es fehlt ihm auch an jeder innerlichen Verwandtschaft zu seinem Objekt, die es ihm sonst hätte ermöglichen können, ohne Brücken direkt zu ihm zu gelangen und es sich anzueignen. Man darf wohl fragen, worauf seine Liebe zu diesem Dante, von dessen Art und von dessen Welt sieben Abgründe ihn trennen, eigentlich beruht; es ist vielleicht hart, zu behaupten, daß ihn seine beträchtliche und ehedem in eigenen Versen dargetane Reimgeschicklichkeit zuerst dieser Uebersetzung sich hat nähern lassen, und daß sie ihm im Laufe der Arbeit ans Herz gewachsen ist; aber andere Gründe für das Unerklärliche wollen uns schlechterdings nicht einleuchten.

Damit sind die Grundlagen seiner Arbeit gegeben; ein schwierig gereimtes Gedicht ohne Zeit und Stil, das jeder Zeit und jedem Stil gehört, unter anderm dem Jahrzehnt 1885 bis 1895 und seiner Stillosigkeit. Dies Jahrzehnt vertritt Herr Zoozmann als Produzierender ungefähr. Aus diesem Jahrzehnte stammt sein Deutsch, stammt sein Wortschatz, stammt die Technik seines Verses, sein Stil und sein Reimschatz. Der Wortschatz begreift in sich die sogenannte ‚poetische Sprache', die zwischen den letzten Romantikern und den ersten Schweizern unser Surrogat für die höhere Sprachform gewesen ist; der Vers hat überhaupt keine Faktur und keinen Schnitt mehr, sondern ist gut, schon wenn er einen Silbenrahmen korrekt ausfüllt; das Deutsch ist überhaupt keine Sprache mehr, sondern eine fiktive und starrgewordene Konvention zwischen allen Dialekten und den Jargons aller Büchergattungen, ein lebloser Kompromiß zwischen

der Ausdrucks-, Satz- und Sprachform dreier Jahrhunderte, aus denen beliebige Wendungen und Konstruktionen, syntaktische und lexikalische Möglichkeiten, willkürlich als poetisch empfunden, willkürlich durcheinandergeworfen werden; sein Reimschatz ist eines der seltsamsten Verhältnisse von Armut und Repräsentation, die sich denken lassen; er ist genau betrachtet, von einer unglaublichen Dürftigkeit. Aber die Geschicklichkeit, die den Vers solange dreht und wendet, bis er sich dieser Beschränktheit fügt, ist sehr beträchtlich und zeugt von der aufopferndsten Anstrengung, wie überhaupt alles, was an dieser Arbeit individuell ist, wohltuend berührt. Der Tiefstand ist Tiefstand einer Zeit und einer Generation; aber was diese Generation überhaupt besaß, besitzt der Uebersetzer vollständig; man vergißt fast niemals, daß man sich einem ehrlichen Arbeiter gegenüber findet, der sein möglichstes gelernt hat und sein möglichstes tut, und man liest einen Gesang seines Dante mit kaum größerer Langeweile, als eine Seite Roquette oder Bodenstedt, Baumbach, Wolff, Lingg. Sie liest sich vielleicht nicht ganz so glatt — so ist es eben Uebersetzung. Das alles, um es noch einmal zu wiederholen, gilt für die erste Fassung, wo der Zwang, durchweg zu reimen, eine durchgehende Haltung erreicht.. Die zweite Fassung ist nur noch ein faselndes Extemporieren:

> Jedoch wenn Wahrheit Deine Worte schwuren,
> Sag mir den Grund, warum Du mir gezeigt hast
> In Wort und Blicken der Verehrung Spuren;
> Und ich zu jenem, „Eure süßen Weisen,
> Denn solang dauern wird die neure Versart,
> Wird man die Tinte, die sie hinschrieb, preisen usw.

Hier ist nicht nur der letzte Duft und Trieb von Poesie getötet, nicht nur nahezu jedes Wort mißverstanden oder gemißbraucht, sondern das Abwechseln von Reimklang mit Versschlüssen, wie: „Vorzug", „Torheit", „Versart", „umherschaut", „beherbergt", denen das Ohr ihre Unassoziierbarkeit anfühlt, ist das äußerste was sich einem kultivierten Geschmacke an Affront bieten läßt. Wer die freie Terzine anwendet — sie heut auf Dante anzuwenden, heißt sich selber richten — muß die Mittelverse im Ausgang den reimenden soweit angleichen, daß das Ohr sie halb überhört, statt, wie hier, ausschließlich auf ihr ungereimtes Klappern aufzumerken. Wir haben uns auf diese eine Anführung beschränkt, weil uns nichts daran gelegen ist, einen fleißigen und wohlmeinenden Mann in seinen eigenen Gebilden bloßzustellen. Ganz darauf zu verzichten, verbietet uns leider das unwahrscheinlich taktlose und törichte Dokument, mit dem der Herdersche Verlag die zweite Uebersetzung versendet. Wo von der ‚königlichen Gewalt über unsere spröde Muttersprache' die Rede ist, die ‚zur Bewunderung hinreißen müsse', wird einem Schriftsteller, dessen Unzulänglichkeit sich nur mit seiner Naivetät und seinem guten Willen entschuldigen läßt, zwiefach der schlechteste Dienst erwiesen; eine Kritik, die Verleger, wie die große Frei-

burger Zentrale des literarischen Katholizismus, nicht auf die Anstandspflicht ihrer Traditionen verwiese und das Publikum nicht gegen Täuschung durch diesen prahlerischen Zahnreißerton der Selbstausbietung sicherte, würde zwiefach ihre Schuldigkeit versäumen.

Die Kritik ist Richter des Autors, und darum vor allem anderen Sachwalter des Publikums gegen Schädiger, Bedroher und Unehrliche; die Fälle, in denen sie ein noch sublimeres Prinzip der Gerechtigkeit vertreten und Anwalt des Autors werden darf, sind selten und sollten nicht ohne äußerste Not vermehrt werden. Einer dieser seltenen Fälle scheint uns hier gegeben zu sein: In Jahrgang 10, Heft 14, der unter dem Titel ‚Das literarische Echo‘ bekannten Rezensieranstalt, in der kleine Autoren sich vor ihresgleichen kleinschneiden und adorieren, oder auch wohl an der verhaßten Größe reiben, sind die Zoozmannschen Uebersetzungen von Herrn Otto Hauser in dem Tone von Kennerschaft und Anmaßung abgekanzelt worden, die man an diesem Herrn gewöhnt ist. Es verschlägt nichts, daß einige seiner Einwände richtig sind, sie liegen auf der Hand und jeder kann sie heut machen; es verschlägt auch nichts, daß einige der Erkenntnisse, mit denen er sich brüstet, selbstverständlich sind: daß Dante ein mittelalterlicher Dichter in jeder Sprache bleiben muß, in die man ihn übersetzt, ist seit Rossetti Gemeingut nicht nur seiner Verdeutscher, sogar so unzulänglicher, wie Herr Hauser einer ist, sondern der gebildeten Welt; und daß für gewisse stehende Begriffe Dantes, wie Amore und Donna, der Geschmack des Uebersetzers nach reiflicher Ausfühlung der Valeur innerhalb des Verses oder der Periode allenfalls Minne und Fraue setzen darf, weiß man seit 1901, als die herrliche Georgesche Wiedergabe der Begegnung mit Beatrice erschien. Nur ‚seines Wissens‘ ist Herr Hauser ‚der erste‘, der uns alle diese Herrlichkeiten beschert. Unseres Wissens kann er eine Priorität nur für die stupide Gleichmacherei beanspruchen, die er in diesen Dingen treibt. Wo seine Kritik der Zoozmannschen Leistung irgendwie dazu ansetzt, ins Detail zu gehen, dementiert sie sich selbst; die Terzine

Ahi quanto a dir qual era / è cosa dura
Questa selva selvaggia / ed aspra e forte
Che nel pensier / rinnuova / la paura

nennt Herr Hauser äußerst „malerisch und verwirrt“.*) Jenes Epitheton

*) Wir befürchten allerdings, daß die angebliche ‚Verwirrtheit‘ des ganz klaren ersten Satzes mehr im Kopfe dieses ‚Dantisten‘ haust, der ihn prosaisch mit den Worten wiedergibt: ‚Ach wie, wenn man sagen soll, wie er war, ist es hart, dieser wilde Wald ꝛc.‘, während es einfach heißt: „ach wie hart ist zu sagen, wie dieser wilde Wald war (denn dir qual era hängt direkt von duro ab. Grammatik, Grammatik!), als welcher (denn das heißt chè) beim daran Denken die Furcht erneut“; denn darum, weil er das tut, ist es schwer, ihn zu schildern. Bei Herrn Hauser heißt es: ‚dieser wilde Wald, wie rauh und erschrecklich, daß in Gedenken sich die Furcht erneut‘. Che = daß, scheint in Lexicis zu stehen. Grammatik, Grammatik! — Zoozmann

trifft ebenfalls auf den Mittelvers zu; der erste Vers mit der Inversion des Nebensatzes ist nur befangen und mit dem cosa dura für duro provenzalisierend, der dritte ist stehende epische Wendung bei Dante. Also ist das Pulver umsonst verschossen. Besagte malerische ꝛc. Zeilen soll Zoozmann in die ‚glatten Verse' gebracht haben:

Unmöglich ist die Schildrung / dieses rauhen,
Verwachsnen wilden Waldes / voll von Schrecken,
Noch heute schafft / Erinnrung / mir solch Grauen.

Diese Uebersetzung tut ihr redliches, um den Eindruck des Originales nachzuschaffen; sie bewahrt durch die Bewahrung der Hauptcäsuren die musikalische Einheit; sie ahmt die Malerei des Mittelverses durch ähnliche Künste der grammatischen Wurzelvariation nach, und sie holpert mit ihren Elisionen in ‚Schildrung, Erinnrung, verwachsnen' mit ihrer Konsonantenhäufung solch Grauen wahrlich genug; was ihr fehlt, merkt jeder; daß es Rauheit nicht ist, merkt jeder, außer Herrn Hauser.

Von einem Uebersetzer des Hauserschen Schlages ist man berechtigt, nach so vielen Ausstellungen zumindest ein Wort der Anerkennung der honetten Mühe und Qual zu erwarten, die Zoozmann in seinen 8 Bänden niedergelegt hat; man blättere die Rezension her und hin, man sucht sie vergeblich; das schnöde und geblähte Absprechen wird nur ein einziges Mal durch etwas ähnliches unterbrochen: es ist die ‚Fülle des herangezogenen Materials', die Herrn Hauser Bewunderung abringt, diese ‚kleine Dantologie, deren man sich gerne und mit vielem Nutzen bedienen wird'. Kein Lob konnte für den Rezensierten unglücklicher und für den Rezensenten vernichtender ausfallen. Es ist wahrlich weit mit uns gekommen; eine mit Kennerschaft bemäntelte Oberflächlichkeit und Unwahrhaftigkeit,

---

wird von diesem Katheder herunter dafür gerüffelt, daß er den ‚See des Herzens' den laco del cuor in dem nachtüber die Furcht andauert, ohne diese Metapher wiedergibt; und mit Recht natürlich; nur setzt sich dieser Tadel durch seine Begründung sofort selber ins Unrecht, wenn er diese Metapher als originell und Dantisch konsequent hinzustellen versucht; konsequent ist hier an ihr nichts, denn weder das queto noch das durato haben irgend welche Beziehung zu dem tropischen Ausdruck; dieser selber aber ist nicht dantisch, sondern ein mittelalterlicher Gemeinplatz, den Dante eben darum nicht ausführt; für die See des Herzens braucht man die Beispiele nicht zu häufen; bei Oswald von Wolkenstein (Vier hundert Jar auf Erd, die gelten nur ein Tag) steht geradezu ‚und desgleichen unvergessen ewigleich, ihr nimmermehr geweich, in mynes Herzen Teich'. Wo ist die Originalität und die Konsequenz? Die letztere etwa darin, daß das Bild des aus Sturmesnöten entronnenen Schiffbrüchigen anschließt? und liefe Dante sich aus seinem eigenen Herzen davon? Das genaue Gegenteil von Konsequenz ist der Fall; der locus communis des Herzen Sees regt in Dante Meerbilder und Schiffbruchsbilder an, die mit der Inkonsequenz des rasch verknüpfenden Traumes ohne Rücksicht darauf angeschlossen werden, daß zuerst das Meer in Schiffbrüchigen tobt, und dann dieser dem Meere entkommt. Man verzeihe diese Weitschweifigkeiten. Drei Worte Humbug kosten drei Sätze verlorene Zeit.

die wir bei den Romanen ausgerottet und an deren Stelle wir dort Prinzipien ehrenhafter und zuverlässiger Arbeit gesetzt haben, dringt durch tausend Kanäle bei uns ein, und wir sind bald für reinigende Einflüsse von jenseits der Alpen reif. Denn Herr Otto Hauser ist zwar, wie wir sofort sehen werden, der Dichter Hauser, aber er verschmäht den Lorbeer der Gelehrten darum nicht; er kann irgend einen unglücklichen Rabbinerjüngling, der das Kauderwelsch Nimrods bei Dante ‚gedeutet hat', mit einer fürstlichen Armbewegung (‚er möge gelegentlich durchsehen') auf seine ‚Darlegungen' in der Zeitschrift für vergleichende Literaturgeschichte verweisen, wo er seine ‚Deutung' ‚eingehend begründet hat'. Er kann sein ‚philologisches Werk, die Urform der Psalmen' nachlässig zitieren. Wir sind auf diesem Gebiete nicht sachverständig, und müssen parallele Nachweise zu den hier für Dante geführten, Semitisten überlassen, falls sie die Wucherpflanze nicht etwa schon auf ihren Feldern ausgerottet haben sollten. Was wir versichern können, ist, daß einer und derselbe nicht als Hebraist ein honetter Forscher und als Romanist etwas wie Herr Otto Hauser, der Entdecker der Urform des Sonetts sein kann; man hat entweder zwei saubere oder zwei unsaubere Hände; aber eine gepflegte und lautere rechte und eine ungewaschene linke mit zerknaupelten Nägeln haben wir noch an keinem Lebenden gewahrt. — Inzwischen gehen wir von Herrn Hauser dem Rezensenten zu Herrn Hauser dem übersetzenden Dichter, mit seinen eignen Worten über. Er erledigt die fünfzig und einige deutschen Uebersetzungen des Francesca-Gesanges, die Zoozmann im Anhange abdruckt, mit dem Satze, ‚sie zeigten deutlich, daß keine einzige der bisher vollständig erschienenen Uebertragungen von einem Dichter herrührt und Stil habe'. Was sogar wahr sein kann, aber aus einem solchen Munde und bei solchen Begriffen von Stil wertlos ist; und was heißt das ‚vollständig erschienen', wen schließt es aus? Wir hoffen, den ersten und den letzten wirklichen Uebersetzer Dantes, Schlegel und George. Die des ersteren hat zwar nicht Dantes Stil, aber durchaus ihren und einen festgehaltenen eigenen, und Schlegels Dichterschaft zu bestreiten, werden wir Reimern fünften Ranges zu allerletzt gestatten; es hat allerdings den Anschein als schließe Herr Hauser nur present company, nämlich sein eigenes Selbst aus: denn er fährt fort: ‚Als Nr. 48 ist eine Probe der von mir geplanten (Bearbeitung) abgedruckt, die eben dies zu erzielen sucht'; ja, mein Herr, wenn sich das ‚erzielen' ließe! Was sich ‚erzielen' läßt, haben Sie längst ‚erzielt'. Daß Ihre Uebersetzung von einem Dichter herrührt, wird schwer zu ‚erzielen' sein. Stil hat man oder man hat ihn nicht; es ist da nichts zu ‚erzielen'. Gleichviel, betrachten wir immerhin die so großartig angebotene Probe des so eitel angekündigten Meisterwerkes; aber wenden wir uns zunächst der einzigen aus Herrn Hausers Feder vollständig erschienenen Bearbeitung eines Danteschen Werkes zu, seinem Neuen Leben, das seit zwei Jahren kursiert, schadet, und Arbeiten von wirklicher Distinktion

den Markt verdirbt; die Comödie ist ein tötlich schweres, unbarmherzig vollkommenes, bis in die tiefste Faser verdunkeltes Gedicht, das in jedem Worte ungeheure Anforderungen an den Mitwerber stellt; die Vita Nova ist zwar unendlich schwer so zu übersetzen, daß ihr Reiz in der neuen Form fortlebt. Aber sie ist klar bis ins Herz, diaphan wie ein kristallener Palast durch dessen farblos glänzende Kammern die Landschaft durchblickt. Um sie zu übersetzen, muß man die leider nicht ‚erzielbaren' Eigenschaften des Dichtertums und des Stiles besitzen; um sie im höheren Sinne zu verstehen, bedarf man der innerlichen Verwandtschaft zu Dantes Dianoia und zum Ethos des hohen Mittelalters; um sie zu konstruieren, muß man nur Italienisch können. Die beiden ersten Erfordernisse werden wir nicht bei Herrn Hauser suchen, dem schnellfertigsten und rohesten unter allen Uebersetzungsmachern, die aus der Weltliteratur Münze schlagen. Wir haben an einer andern Stelle unsere Meinung über das Wesen dichterischer Uebersetzung und die Unerheblichkeit des philologischen Elementes bei Hölderlin und Hofmannsthal, Wieland und Herman Grimm mit völliger Deutlichkeit geäußert und glauben heut keine Mißdeutung befürchten zu müssen, wenn wir Arbeiten, denen jedes dichterische Element bis zur völligen Abscheulichkeit abgeht, auf ihre elementarsten Qualifikationen prüfen; denn was kann ein Uebersetzer Dantes uns bieten, der kein Künstler ist, ondern ein Fertigmacher, — keine Person, sondern Herr Hauser, — wenn er nicht einmal Italienisch kann? Denn Herr Hauser kann Italienisch sowenig, wie irgend eine der neunundneunzig Sprachen, aus denen er übersetzt; er kann den Sinn italienischer Sätze ungefähr so zusammenradebrechen, wie er aus allen den Sprachen radebricht, deren Beherrschung es uns ermöglicht, ihn zu kontrollieren. Sehen wir zu, und erlassen wir Herrn Hauser sofort schwierige uud umstrittene Stellen, deren gerechte Wiedergabe höhere Qualitäten als Grammatik von ihm erfordert hätten und die er natürlich kritiklos und falsch übersetzen muß.

Kurz vor der berühmten Stelle des Buches, in der Dante seinen ersten physischen Zusammenbruch in der Nähe der Angebeteten schildert, bereitet er durch die neu eingeführte Figur des ungenannten Freundes, der ihn zum Feste geleitet, auf die Katastrophe vor; dieser Freund sagt ihm nicht, wohin er ihn führe; und bringt ihn wohlmeinend (di buona fede) in eine Lage, die der Dichter ihm nachher in den Worten zeichnet: ‚ich habe die Füße an der Grenze des Lebens gehabt, jenseit derer nicht gehen kann, wer gedächte wiederzukehren'; das beziehungsreiche der Nebenfigur liegt aber darin, daß ihr selbst vor Zeiten durch einen andern Freund ähnliches, Gefährdung des Lebens, widerfahren ist; man darf annehmen, ohne dessen Schuld: das ist der Sinn des Satzes, der sie einführt, als Mann, il quale un suo amico quasi al termine della vita condotto avea; bei Herrn Hauser vertraut sich Dante ‚ganz jener Person an, welche ihren Freund bis an die Grenze des Lebens begleitet hatte'. Die ganze

Stelle wird eine umständliche Faselei ohne Sinn und Ziel. Grund: Herr Hauser kann Accusativ und Nominativ nicht unterscheiden und weiß nicht, daß das archaische Italienisch den lateinischen Flexionsaccusativ als Positionsaccusativ bewahrt und nachbildet.

Der kranke Dante deliriert und beschreibt seine Gesichte, seine Erschütterung, sein Weinen im Fieber, und das laute Mitweinen seiner bei ihm wachenden Schwester; er fährt fort: ‚daher andere Frauen, die in der Kammer waren, meines Weinens inne wurden durch die Tränen, die sie jene vergießen sahen‘. Bei Herrn Hauser, der nicht weiß, was per terra, per via, per camera heißt, sind die Frauen ‚an der Kammer‘; er hat wohl nie die Quattrocentodarstellungen florentinischer Wochen- und Krankenstuben gesehen und macht sich kein Bild von der Szene; aber das sind Kleinigkeiten; auffallender ist, daß die Frauen bei diesem Dantisten ‚zu mir traten, der weinte, weil sie jene weinen sahen‘. Es ist weniger auffallend, wenn man bedenkt, daß accorsero von ‚accorrere‘, hinzulaufen, und s'accorsero von s'accorgere innewerden, von Stümpern leicht verwechselt werden mögen.

In der Canzone, die darauf folgt, gestaltet Dante das ganze Erlebnis dieses Fiebers, dessen Centrum der vorgeahnte Tod Beatrices, mit allen scharf gesehenen Zügen eines solchen florentinischen Todesfalles, ist. Die Donne scapigliate, Frauen mit gelöstem Haare, auf den Straßen (per via, bei Herrn Hauser, der per wieder nicht versteht, gehen sie ihres Weges) kehren im Gedichte als Donne disciolte wieder, das heißt, scapigliate und scinte, Kleider und Haare aufgelöst: E veder (mi parea) donne andare per via disciolte. ‚Da Frauen auf verschiedenen Wegen gingen‘, sagt die erste congeniale Uebersetzung, wie Herr Hauser den traurigen Mut hat, seine Arbeit zu nennen; er hält sciogliere für das, was es heute in Zeitungen heißt, wenn die Polizei eine Demonstration zersprengt, ‚in Trupps‘.[1])

[1]) Er weiß nicht, daß im Alt- und Neutoskanisch ancora für anche, non anche für non ancora steht und übersetzt es stumpfsinnig mit ‚auch‘ wo es ihm vorkommt, gleichgültig was aus dem Sinne wird; er weiß nicht, daß diversità und diverso nichts mit diversen Weinen zu tun hat, sondern Zwiespalt, Zerrüttung, Kampf bedeutet: daher werden die visi diversi e orribili a vedere, erregte und gräulich anzusehende Mienen, bei ihm ‚unterschiedlich‘; daher wird die diversitate der mit Minne beschäftigten Gedanken, unbekümmert darum, daß Dante später direkt das synonyme battaglia einführt, zu ‚verschiedenen Weisen‘. Er weiß nicht, daß ‚in fede‘ traun und meiner Treu heißt und übersetzt io ti somiglio in fede (‚ich gleiche Dir fürwahr‘) ‚ich gleiche Dir fromm‘; wo aber Dante unter den Eigenschaften, die durch Umgang mit der Angebeteten gefördert werden, außer den beiden christlichen Kardinaltugenden des Glaubens (fede) und der Liebe (amore) die neue ethische Qualität seiner Generation, die gentilezza, höchst bezeichnend einführt, übersetzt Herr Hauser fede mit Treue, und zeigt, daß er der ganzen Absicht des Dichters ahnungslos gegenübersteht; daß paese bei Dante, wie heut noch in Toskana, nicht Land heißt (das heißt le parti) sondern Stadt, ist Herrn Hauser noch aufbehalten; darum geht die erste Schirmerin

Sei es an diesen und den angeschlossenen Beispielen genug; die Fülle der Auslassungen, Verzerrungen, grammatisch falsch bezogenen Satzteile auch nur anzudeuten, hieße Seite nach Seite dieses knabenhaften Machwerkes korrigieren, was nicht unser Geschäft ist; nur gehört in diesen Zusammenhang Herrn Hausers grobe Unwissenheit in allen den Stoffkreis der Vita

---

seiner Leidenschaft in das Land Siena und Dante schreibt seine lateinische Epistel über den Tod Beatrices an die Pfleger des Landes Florenz; daß guiderdono, ein altes germanisches Rechtswort, bei Dante noch Lohn heißt und nicht wie heut bloßen Partikelwert hat, bleibt Herrn Hauser fremd; die in ihrer verstiegenen Innigkeit so rührende Stelle, an der Dante der toten Freundin der Geliebten ein Sonnett nachzusingen beschließt, ‚zum Lohne‘ dafür, daß er sie oft in Beatricens Nähe gesehen hatte, wird platt, weil der Hausersche Dante es ‚aus diesem Grunde‘ tut; für Herrn Hauser heißt exemplo das was es heut heißt, wenn der Philister sagt ‚zum Exempel‘; wenn Dante darauf verzichtet, mehr als die aufgeführten Erlebnisse der frühen Jugend aus dem Exemplo, das heißt der Quelle, wörtlich dem Exemplare zu ziehen (traere), das sie aufbewahrt, so wird bei Herrn Hauser ein Beispiel daraus; wenn Dante sich zur Trauer in eine Kammer zurückzieht, die übrigens seine eigene Kammer ist, und er das, toskanisch zusammenziehend, una mia camera nennt, wie man sagt un mio ospite, ‚ein Gast von mir‘, d. h. mein Gast, so wählt er bei Herrn Hauser unter den augenscheinlich in Fülle ihm zu Gebote stehenden Schlafzimmern die zum Weinen passendste aus. Dante mag es noch so deutlich machen, unter welcher Metapher er sich das Wesen des Schlafes vorstellt; er mag sagen, der Schlaf hielt die Vision nicht aus (sostenea), wurde dünner und dünner (deboletto) und riß schließlich; denn er ist ein Gewebe; bei Herrn Hauser, der nicht weiß, daß brechen und reißen im Italienischen nur den einen Ausdruck rompere hat, ‚bricht‘ das Spinnweb ab wie ein Nagel; ein ander Mal weint Dante sich im Freien aus, wartet ab, bis der Tränenstrom sich lindert (mi fu sollevato), um dann heimzugehen und ohne Zeugen sich dem Jammer zu überlassen; bei Herrn Hauser, dessen Lexikon für sollevare augenscheinlich reichliche deutsche Möglichkeiten gibt, ist Dante ‚getröstet‘, und es ist bloße Koketterie, daß er zu Hause weiterflennt. Dante sagt, die Vorstellung der Geliebten, die ihm immer beiwohnte (la quale continuamente meco stava), habe die Minne nur noch in der Herrschaft über ihn bestärkt (baldanza d'amore a signoreggiarni); bei Herrn Hauser, dem wer weiß welche lyrische Zeitfloskel zugeflogen ist, wird dies Bild, das er zum Ueberflusse bei sich trägt wie eine Photographie ‚zu einem verwegenen Mittel der Minne ihn zu beherrschen‘, denn er weiß nicht was baldanza heißt. Die Frau, die Schirmerin solcher Liebe ist, quanto dalla mia parte, ‚wie von meiner Seite bestand‘, (denn er weiß, daß Beatrice seiner nicht achtet), deckt bei Herrn Hauser eine Liebe, ‚wie ich sie auffaßte‘; das Wort wird bei einem der ‚altdeutschen Minnesänger, Mystiker und Prediger‘ stehen, denen Herr Hauser nachlässig bekennt, sein stilvolles Deutsch zu verdanken; inzwischen weiß er nicht, daß si tosto — e dasselbe heißt wie sitôt que und übersetzt statt ‚sobald sich meine Seele der Minne anverlobt hatte begann diese über mich solche Selbstherrlichkeit zu gewinnen‘: ‚welche sich ihr so schnell zu eigen gegeben hatte, und 2c.‘; das Lexikon kann eben nicht für alles aufkommen; conciossiacosachè heißt gelegentlich Hausersch ‚obwohl‘ statt ‚da‘ und onde ‚wohin‘ statt ‚woher‘; wenn in der Nähe Beatrices jemand Dante um was immer gebeten hätte (addimandato), so hätte er es mit dem einem Worte ‚Amore‘ gewährt; bei Herrn Hauser ist es jemand der fragt, vermutlich nach dem Wege, und der wohl denken muß, daß Dante sich mit dieser Auskunft über ihn moquiert; fragen heißt dimandare, es ist leicht zu verwechseln.

Nuova angehenden Realien; daß lamentanza im Altitalienischen der technische Ausdruck für eine literarische Gattung ist, wie Klage planh, plainte; daß proponimento und proporre, auf den Eingang lyrischer Gedichte des bolognesischen Stiles angewandt, ihren Traktatcharakter betont — denn es sind technische Ausdrücke aus dem scholastischen Syllogismus —, daß aus diesem Grunde die redende Tätigkeit sich unauslöslich als ragionare und trattare bezeichnet und nicht mit ‚singen‘ wiederzugeben ist — all' das ist dieser Ignoranz eine verschlossene Welt. In diese Welt eingedrungen zu sein, ist freilich mehr, als man von Literaten erwarten kann; es ist die gelehrte Allüre dieses Humbugs, die uns zu so genauen Feststellungen zwingt; unbefangene Leser, die im Anhange der Uebersetzung Herrn Hauser wunderswie gescheit über Lesarten perorieren und mit der Philologie gevätterlen sehen, müssen freilich kleinlaut werden; sie können nicht wissen, daß das eitel Schaum und Prahlerei ist; ein Beispiel: Die Frauen, die von Beatrices totem Vater kommen und von ihrer Trauer miterschüttert Dante begegnen, werden von ihm angeredet: Woher kommt Ihr, daß Eure Farbe der Trauer ähnlich geworden ist (chè il vostro colore è divenuto di pietà simile); die Ausdrucksform ist typisch und findet cap. 37 in dem Eingangsverse des Sonettes color d'amore e di pietà sembianti ihre bestätigende Parallele; aber es hat sich in die Drucke früh die plumpe Interpolation pietra für pietà, ‚Steinfarbe‘ für ‚Farbe der Trauer‘ eingeschlichen, und spukt hier und da, freilich bei keinem respektablen selbst unter den älteren Herausgebern. Herr Hauser konnte die Gelegenheit, sich billig Airs zu geben, nicht wohl verpassen. Er braucht nicht zu wissen, nicht einmal aus den Pietrosen-Gedichten, nicht einmal aus dem impietrare Ugolinos, daß die Metapher des Steines in dieser ganzen Sphäre des Stiles ausschließlich in malam partem verwandt wird, daß sie, auf das Gemüt bezogen, das Gegenteil des hier einzig passenden, Unempfindlichkeit statt Rührbarkeit bezeichnet, und daß in dieser archaischen Welt unmöglich ist, was die moderne malerisch vielverknüpfende Empfindung allenfalls möglich findet; er übersetzt frisch, ‚wo kommt Ihr her, daß Eure Farbe fast Dem Steine gleich geworden scheinet, saget‘ (zugleich als Beispiel seiner Verskunst gültig), um sich im Anhange folgendermaßen spreizen zu können. ‚In dem Sonnette rc. folge ich der gut bezeugten Lesart di pietra simile, dem Steine gleich, während andere die Lesart di pietà simile, ‚dem Schmerze gleich‘ vorziehen, ohne daß sie besser bezeugt wäre‘. Solchen Unfug zu beseitigen, ist hygienische Pflicht gegen unsere geistigen Zustände.

Herr Hauser kann kein Italienisch, weder das heutige, das für den Danteübersetzer das einzige Mittel ist, sein Deutsch abzustimmen, noch das archaische Dantes; kann er Deutsch? Er hat, wie bemerkt, von Rossetti gelernt, daß es unmöglich ist, ein Buch des 13. Jahrhunderts, das in einer nie gesprochenen, höchst literarischen und konventionellen Sprache,

jenseits aller Provinzen und Dialekte geschrieben ist, in den Alltagsjargon einer Verfallzeit ohne lebendige Literatur zu übersetzen; nicht als gestände er es; höchstenfalles ‚stimmt er mit Rossetti‘ hierin wie in anderm ‚überein‘; von der gewaltigen sprachschöpferischen Leistung seines großen Vorgängers, die der englischen Sprache auf ein Jahrhundert neues Lebensblut zugeführt hat, ahnt seine Kleinheit freilich nichts und da er im Grunde durchaus nicht ehrgeizig im hohen Sinne, sondern nur eitel im geringen ist, so kann er nicht wohl begreifen, daß die Verdeutschung eines Werkes wie die Vita Nuova eine Angelegenheit von der höchsten Wichtigkeit für deutsche Sprache, deutschen Stil, deutsche Literatur, deutsche Poesie ist: daß der Uebersetzer vor diesem Werke nichts ist, wenn er Vermittler, selbst ein ehrlicher und getreuer, bleibt; und alles sein kann, wenn er Schöpfer ist, Schöpfer in Höhen und Tiefen, Schalter und Verwalter eines Schatzes von Sprachform, wie ihn kein Volk Europas besitzt, und Eroberer kraft mitgeborenen Auftrages; kann Herr Hauser Deutsch? Er schwatzt in jenem Anhange ein langes und breites über die altdeutschen Mystiker, Prediger und Minnesinger, deren Deutsch die Sprache nahe stehen soll, in die er das Buch ‚einheitlich übertragen haben will‘; Wind, wie alles aus diesem Munde; oder fand er etwa in seinen Quellen vulgäre Austriazismen, wie das abscheuliche causale ‚nachdem‘ für ‚da‘? ‚und nachdem es das erstemal war, daß ihre Worte gesprochen waren ꝛc., ergriff mich ein Gefühl ꝛc.‘?, und so noch ein zweitesmal pg. 4? fand er dort die unmöglichen falschgebildeten Butzenscheibenworte wie ‚Irretei‘, ‚allwenn‘, ‚Berge‘ (für schermo), Engelskind, ‚ihr erwöget‘, und unzählige mehr, durch die er sein Betteldeutsch alt zu färben denkt? Beatrice ist ‚preiswürdig‘, warum nicht gleich ‚preiswert‘? In Wahrheit ist seine Uebersetzung ein Symptom für verfallendes Sprachgefühl, wie es verstimmender nicht denkbar ist, und nirgend mehr, als wo er Archaismen zu borgen versucht, die er nicht mehr oder noch nicht wieder versteht. Er glaubt dem Satze ‚ella si partio della sopradetta cittade‘ Altertümlichkeit geben zu können, indem er statt ‚abreiste‘ ‚abreisete‘ sagt; was ‚reisen‘ im älteren Deutsch bedeutet, weiß jeder, der die Bedeutung des Wortes Reisläufer kennt, oder einmal Kreuzfahrerlieder angesehen hat, und um zu wissen, daß es heißt, ‚sie schied sich von gemeldeter Stadt‘, braucht es keiner tiefen Studien; aber dies ‚reisete‘ für ‚reiste‘ ist überhaupt das einzige an ‚einheitlicher‘ Altfärbung, was seiner Unwissenheit zur Verfügung steht. Er kann einen Galimathias schreiben, wie ‚viele sind des Geheimnisses kund geworden‘, weil er gar nicht mehr weiß, was dies ihm altertümlich klingende Wort ‚kund‘ heißt; und auch Wendungen wie ‚kundthun‘, Kundschaft‘, ‚Kundgebung‘ ihm nicht durchsichtig genug sind, um Grammatik entbehrlich zu machen; es heißt ‚bekannt‘ und mußte heißen, ‚vielen ist das Geheimnis kund geworden‘; welche völlige Sprachroheit überhaupt in diesen pseudoarchaistischen Genitiven: stare nella sua compagnia heißt bei ihm: ‚ihres Geleites

bleiben', was glücklicherweise nie deutsch war, ‚Gesellschaft' klang ihm modern, so uralt und gut gesellescháft ist,*) er gibt es durch ein Wort, das das genaue Aequivalent des dantischen ‚duca' im älteren Deutsch ist. Alles andere steht auf der gleichen Höhe; mit tödlicher Einförmigkeit kehrt das als altertümlich auf ihn wirkende ‚schier' in der korrupten Bedeutung ‚Schier dreißig Jahre bist du alt' für quasi wieder, während ihm Wendungen wie ‚schiere Unwissenheit, schiere Erfindung' u. a. hätten zeigen können, daß es das genaue Gegenteil bedeutet.

Wir brechen diese ermüdende Lektion hier ab; es ist unmöglich, die Einzelheiten weiter zu verfolgen, überflüssig die Notizen weiter zu redigieren, mit denen sich bei fliegender Vergleichung der beiden Texte unsere Zettel gefüllt haben. Wir versagen es uns auch, das Gerede über die provenzalische Herkunft des Sonnettes zu zerstören, daß Herr Hauser mit einem Prestigitateurkniff (er druckt einen provenzalischen zweistrophigen Kontrast mit Geleit ab und gibt ihn für ein Sonnett aus) in einem anderen Hefte des Literarischen Echo vollführt hat. Und wer ist nach allem diesem noch auf die einzige bisher uns gegönnte Probe seiner Commedia begierig? Sie wimmelt von Fehlern; sie ist Leder wie alle seine Uebersetzungen; sie läßt den Mittelreim der Terzine aus und überhebt sich der Aufgabe den Mittelvers zu gestalten; sie flickt und schwindelt, ist höchst stillos, da sie nur für Worte, nie für Vorstellungen altdeutsche Aequivalente sucht und begreift; und sie ist von Herrn Hauser. Es ist jetzt vier Jahre her, daß wir zum ersten Male — es handelte sich damals um seine Schlichthobelung des House of Life — diesem Schädling abgewinkt haben; inzwischen hat er seine Tätigkeit vertausendfacht und statt vier Sprachen sind es zehn geworden, die er nicht kann; heut ist es das letzte Mal, daß wir uns mit ihm befassen. Er mag das Ramayana, die Kallewala, Mabinogion, baskische Volkslieder und assyrische Sakralepen in einem Monat auf einem Fuße stehend übersetzen, oder die Iphigenie ins Ossetische und aus dem Ossetischen in neues Deutsch rückwärts — er wird von uns und, so hoffen wir, von der Kritik, die sich respektiert, nicht mehr berücksichtigt werden.

*) während ‚Träumereien' ‚anspielen auf' ‚Wildstrom' und unzähliges anderes ihm ‚einheitlich' erscheint.

Die Wanderjahre eines Poeten.

Von Hermann Fischer in Tübingen.

Im zweiten Halbjahr 1906 dieser Blätter habe ich die vielverheißenden, arbeits- und doch enttäuschungsreichen Stuttgarter Jugendjahre von Hermann Kurz an der Hand seiner Briefe geschildert. Das zwischen Hoffnung und Entmutigung jäh schwankende freie Literatenleben fand ein Ende, als Berthold Auerbach im Herbst 1844 den Dichter veranlaßte, als Redakteur des „Deutschen Familienbuchs zur Belehrung und Unterhaltung" im Verlag der Chr. Fr. Müllerschen Hofbuchhandlung in Karlsruhe sein Nachfolger zu werden. Kurz hat diese Stellung noch vor dem Ende des Jahres angetreten. Karlsruhe ist damit für reichlich drei Jahre sein Wohnsitz geworden, und damit hängen auch wichtige Wendungen in seinen Beschäftigungen und seiner Schriftstellerei zusammen.

Vor allem ist er in Baden für die Politik gewonnen worden. Man wird in seinen Briefen bis 1844 vergeblich etwas darüber suchen, neben der schönen Literatur bewegen ihn philosophische und theologische Fragen, politische und soziale scheinen für ihn nicht zu existieren. Das wird nun anders. Für ein ganzes Jahrzehnt ist die Politik ein Hauptfaktor erst in seinem innern Leben, dann auch im äußern geworden. Es ist kein Zufall, daß diese Wendung gerade in Baden eintrat. Wie dieses Land in den Revolutionsjahren ein Hauptschauplatz der Bewegung war, so ist es schon mehrere Jahre zuvor von mächtigen liberalen Strömungen durchweht gewesen. Man braucht nur Namen wie Rotteck zu nennen oder Mathy, Bassermann und Hecker, mit denen Kurz bekannt und befreundet wurde; auch schwäbische Landsleute stellten sich dort in den Dienst der liberalen Sache, man kann Auerbach nennen oder Ludwig Pfau, der neben Kurz in Karlsruhe tätig war. Es kam hinzu, daß Karlsruhe 1844 schon durch Schienenstränge mit Heidelberg, Mannheim, Offenburg und dem politisch wichtigen Straßburg verbunden war, während in Stuttgart die erste Lokomotive erst 1846 erblickt wurde. War Stuttgart, als Kurz dort wohnte, ein Zentrum der schönen Literatur gewesen, wie später kaum mehr, so war Karlsruhe eines der öffentlichen Bewegungen. Nicht minder interessant als die Hauptstadt, im Sommer ein Sammelpunkt vornehmer und geistreicher Welt, war Baden-Baden, auf der Eisenbahn in kurzer Fahrt erreichbar. Alles kam zusammen, um den weltfremd gebliebenen, bisher nur literarischen und freundschaftlichen Verkehrs teilhaftigen Dichter in die Oeffentlichkeit hinauszutreiben, für die er jetzt in dem Alter von einunddreißig Jahren herangereift war.

Kurz hat sich sehr rasch in die Wogen des politischen Interesses gestürzt. Von einer aktiven Beteiligung zwar an den badischen Kämpfen wissen wir nichts. Aber schon im Sommer 1845 erschien von ihm ein Büchlein „Die Fragen der Gegenwart und das freye Wort. Abstimmung eines Poeten in politischen Angelegenheiten." Es scheint ohne engeren Zu-

sammenhang mit dem badischen Liberalismus entstanden, ist in einem kleinen Ulmer Verlag erschienen und wir wissen nicht, wie sich die Karlsruher und Mannheimer Freunde, mitten im praktischen Ringen der Zeit und ihres Landes stehend, dazu geäußert haben. Denn die Schrift ist in der Tat mehr eines der vielen Manifeste allgemeinen Inhalts, wie bewegte Zeiten sie hervorbringen, als eine Aeußerung zu bestimmten praktischen Fragen. Der hochgebildete, insbesondere der philosophisch denkende Mann, der fein empfindende Dichter verrät sich allenthalben; nicht minder der unabhängige Denker, für den es keine Parteivorschrift gibt. Die Relativität aller menschlichen Einrichtungen haben nicht alle Wortführer fortschrittlicher Parteien so klar erkannt; nicht alle würden den Satz geschrieben haben: „Alles Streben nach der ‚besten Staatsform' ist ein Haschen nach einem Traum. Man strebe nach derjenigen, die am mindesten schlecht ist", oder „So lange der Radikalismus besteht, so lange wird auch die Bureaukratie herrschend bleiben; denn dies sind zwei gleichnamige Pole, zwei innige Geistesverwandte, und das beweisen sie am deutlichsten durch die ewigen Versuche des Bevormundens." Der Verfasser tritt für ständische Verfassungen, für einen Reichstag mit einer Fürsten- und einer Bürgerkammer ein, für Beschäftigung des Proletariats durch große öffentliche Unternehmungen, für Trennung von Staat und Kirche — eine Forderung, die immer wieder als utopisch belächelt wird und deren Ablehnung durch den modernen „Liberalismus" die wiederum belächeln werden, die jene Trennung anderswo schätzen gelernt haben —, für Emanzipation der Juden; er hat, wie so viele andere damals, große Hoffnungen für den Deutschkatholizismus; aber ein Republikaner ist er nicht, er tritt für das erbliche Fürstentum ein und weiß, daß man, es möge in Preußen stehen wie es wolle, doch die Blicke dorthin gerichtet halten müsse. Im ganzen wiegen, wie es nicht anders sein kann, die negativen Forderungen vor: Befreiung von der unerträglichen Einengung und Bevormundung, in allererster Linie von der Zensur! Das Büchlein ist selbst ein hübsches Exempel für die Verhältnisse, die die Zensur geschaffen hatte. Bücher über zwanzig Bogen waren von ihr befreit; daher ist die Schrift in einem von Kurz selbst belachten „liliputanischen" Format mit großer Schrift und großem Durchschuß, dreizehn ganze Zeilen auf der Seite, auch sonst mit opulent dargebotenem weißem Raum gedruckt, um stark drei Seiten weit in den einundzwanzigsten Bogen hineinzureichen.

Wie man in Baden über Kurz und seine Schrift urteilte, dafür habe ich kein Zeugnis, außer einem, das beweist, daß die Liberalen ihn als den ihrigen angesehen haben. Im Februar 1847 bot ihm Soiron in Mannheim die Redaktion einer „liberalen Zeitschrift ohne radikalen Anstrich und ohne Apologie aller möglichen kirchlichen Bewegungen" an — man war über Ronges Werk schon zu nüchternerer Auffassung gelangt —; es ist aber nichts daraus geworden. Dagegen wissen wir um so mehr aus Kurz'

Briefen an die schwäbischen Freunde, wie sehr er sich der Freude an der lebhaften Bewegung in Baden hingab. In Württemberg war immer ein nicht ganz neidloser Antagonismus gegen das Nachbarland, den liberalen „Probierbletz" und wie sonst die Ausdrücke lauten mochten. Auch Kurzens Freunde scheinen nicht ohne solche Anwandlungen gewesen zu sein. Er hat ihnen energisch erwidert. Es mag dem Schwaben vergönnt sein, die Ausfälle auf die eigene Heimat, ihre falsche Gemütlichtuerei und Vertuschungssucht hier nicht wiederzugeben. „Laß mir das badische Parlament ungekränkt", schreibt Kurz Ende Dezember 1845 an R. Kausler, der für alle politischen Streitigkeiten nicht viel mehr als den Satz „Pack schlägt sich, Pack verträgt sich" hatte: „es ist ein Schauspiel für Götter, nicht bloß, zwei Liebende, sondern auch solche Redner zu sehen." Und an A. Keller zwei Monate später: „Ich kann mir wohl denken, daß ihr, die ihr unsrem politischen Spektakel ferner steht, nur das Eisenbahngeklapper davon vernehmet. In der Nähe würde euch die kräftige Bewegung im Bürgertum und die frische Luft, in der Charaktere wachsen, mit dem unvermeidlichen Gepolter versöhnen. Neulich habe ich einen Hofgerichtsrat in Mannheim, der sich auch beklagte, schön daran gekriegt. Nachdem ich ihn dazu gebracht hatte, über Cicero als „gemäßigte Schlafhaube" zu schelten, zitierte ich ihm die Stelle ‚Verbis offendi morbi signum est', die Walesrode als Motto für unsere politischen Prozesse braucht, und da wurde er auf einmal ganz still." Einen besonderen Anlaß zu vergleichenden Betrachtungen über Stuttgart und Karlsruhe gab der Fall Mohl. Der Tübinger Professor Robert Mohl hatte die württembergische Verwaltung scharf kritisiert und war 1845 von dem allgewaltigen Minister Schlayer auf eine Regierungsratsstelle in Ulm versetzt worden (wie fast zwanzig Jahre später mit Reinhold Pauli wieder verfahren wurde); er trat die Stelle natürlich nicht an und man hat sich gewiß in Karlsruhe gefreut, dem Nachbarland zeigen zu können, daß man weniger engherzig war, denn er konnte schon 1847 einem Rufe nach Heidelberg folgen.

Was mir von Karlsruher Briefen von H. Kurz vorgelegen hat, ist weder an Umfang noch an literarischer Bedeutung mit dem zu vergleichen, was ich in früheren Heften dieser Zeitschrift aus dem vorhergehenden Jahrzehnt habe mitteilen können. Die Adressaten sind zum Teil dieselben wie von Stuttgart aus: R. Kausler und A. Keller; es kommen aber, neben Auerbach, von dem später zu reden ist, zwei Stuttgarter Bekannte hinzu: der Germanist Franz Pfeiffer und der, an den die wichtigsten dieser Briefe gerichtet sind: Hermann Hauff, der Bruder Wilhelms, der hochverdiente langjährige Redakteur des Cottaischen Morgenblattes.

Die Arbeit, die Kurz in Karlsruhe zu tun hatte, war nicht gerade den höchsten Zielen der Kunst zugewandt, aber sie brachte die nie gefühlte Befriedigung einer gesicherten Existenz mit sich. Das „Familienbuch" erlag schon mit Ende 1845 der Konkurrenz der „Illustrierten Zeitung".

Kurz blieb aber zunächst im Dienste des Müllerischen Verlags als Herausgeber von — Kinderschriften. Er nahm diese neue Beschäftigung mit etwas Galgenhumor an. „Kann ich dazwischen dann und wann was Poetisches schreiben, so will ich meinetwegen Unterweisungen für die Hebammen herausgeben. Sag mir einen humoristischen Namen und tauf mich als Philoteknos. Am Ende leiste ich in meinem Unverstand was Großes auf diesem Felde.“ Noch im Oktober 1846 heißt es: „Ich hoßle an einer Naturgeschichte für die liebe Jugend, schreibe eine Beschreibung von Deutschland für ditto . . . Uebrigens machen mir die Kindersachen Spaß, und ich bin nicht gerade unzufrieden.“ Neben diesen Beschäftigungen gingen kleine Ausflüge her, wie nach Sesenheim oder nach Renchen, wo Kurz den Spuren des von ihm früher entdeckten Verfassers des Simplicissimus nachgehen wollte; eine größere Herbstreise ging 1846 nach Mainz, Frankfurt, Worms und Speier. Was ihn veranlaßte, ein paar Monate später nach Mannheim und Heidelberg zu reisen, wodurch der fleißige Theaterbesucher einem furchtbaren Theaterbrand in Karlsruhe entging, weiß ich nicht. Vielleicht die Beziehung zu dem Verleger Bassermann in Mannheim; es ist gelegentlich die Rede von buchhändlerischen Plänen mit ihm, die sich aber nicht verwirklicht haben. In den Herbst 1847 fällt ein längerer Aufenthalt in Heidelberg, über den wir Kurz selbst berichten lassen können. „Ich habe“, schreibt er an Keller, „die paar Batzen, die ich aufbringen konnte, elend an die überrheinische Pfalz vergeudet, wo mich acht Tage lang das schändliche Wetter verfolgte, darauf, als ich von Mannheim über hier zurück wollte, erkannte ich, daß es sehr gut sein würde, einige Zeit hier zu bleiben. Auerbach (der ihn dorthin eingeladen hatte) ist so kreuzbrav aus dem Norden gekommen, daß es eine wahre Freude ist, mit ihm zusammen zu sein. Auch seine Frau ist durchaus lieb und gut, und ich hab' im „Hotel Tolpatsch“ schon die besten Stunden verlebt. L. Seeger war diese Zeit hier, du kannst dir denken daß wir vergnügt waren. Auch sonst waren Planeten genug hier. — — — Dein Schuß gegen Heidelberg hat zwar sein Wahres, ist aber doch nur ein Streifschuß, womit man das hiesige geistige Leben nicht abthun kann. Ich höre mit Begeisterung Collegien bei Henle (Anthropologie) und Röth (Geschichte der Philosophie). Wenn ich auch zugebe, daß jetzt mit dem Standpunkt der „Entwicklung“ viel Phraseologie getrieben wird, so ist das bei diesen beiden genetischen Meistern doch etwas ganz anderes. Hettner (Kunst und Poesie der Gegenwart) müßte ich erst noch länger hören. Eine Masse trefflicher Bekanntschaften ist mir zu Teil geworden, von denen ich eigentlich mehr habe als sie von sich selbst, denn das muß man sagen, daß von Seiten der persönlichen Verhältnisse so eine Universität ärger als ein Harem ist . . . Sonst hab' ich hier allerlei Kleinigkeiten geschrieben, über das neue Schriftchen von Strauß, das freilich seines Gleichen nicht hat, einen Bericht über meine unglückliche Expedition in die Pfalz usw. usw.

Schicken die Verleger von Karlsruhe Geld, so muß ich ehestens zurück; machen sie sich den Spaß mich sitzen zu lassen, so ist es fast noch besser, dann bleib' ich fest, denn man kommt durch solche Vorlesungen doch gar bequem vorwärts." Mit dem Schriftchen von Strauß ist sein Julian gemeint. Mit Röth hatte Kurz schon fast ein Jahr vorher Beziehungen angeknüpft, indem er dem ersten Band seiner Geschichte der abendländischen Philosophie in der Allgemeinen Zeitung ein paar ausführliche Artikel widmete mit einer Begeisterung, die einer bessern Sache wert gewesen wäre. Weitere Artikel, die Kurz einsandte, wurden aber unterdrückt, ihm zu großem Aerger, aber offenbar in der richtigen Erkenntnis der Sache. Es hat das für eine längere Zeit zum Abbruch der stets schwankenden Beziehungen zum Hause Cotta geführt.

An dichterischen Erzeugnissen sind die Karlsruher Jahre ziemlich arm, wie sich erwarten läßt. Kleinere Beiträge für das Morgenblatt, die schon zu der späteren humoristischen Manier des Schriftstellers überleiten, mögen unerwähnt bleiben. Die hübsche Humoreske „Den Galgen! sagt der Eichele" erschien 1847 in den Fliegenden Blättern; das majestätisch-düstere Gedicht über den Bauernkrieg „1525" im Morgenblatt 1846, kaum ohne den treibenden Einfluß der Zeitbewegungen.

Im selben Morgenblatt war in den drei ersten Nummern von 1845 die traurige Erzählung „Die blasse Apollonia" erschienen. Ein Dienstmädchen wird von dem krankhaften Heimweh befallen, das der Seelenarzt und der Strafrichter so gut kennen, und ermordet das Kind ihrer Herrschaft. In seinem Volkskalender auf 1846 veröffentlichte Auerbach „Der Kindesmord. Eine harte Geschichte": einer Amme stirbt ihr eigenes Kind aus Nahrungsmangel, in der Raserei ermordet sie den Säugling der Herrschaft. Ob die eine und die andere Geschichte wirklicher Begebenheit nacherzählt ist, weiß ich nicht, es ist nur zu möglich. Isolde Kurz und Anton Bettelheim haben darüber gestritten, ob Auerbach hier ein Plagiat an dem Freunde begangen habe. Sine ira et studio kann ich nur sagen, daß die Frage so nicht richtig gestellt ist. Von einem Plagiat kann nicht die Rede sein; aber auch nicht davon, daß Kurz die Handlungsweise Auerbachs vollkommen anerkannt hätte, daß von 1844—1848 „nicht die leiseste Spur einer Verstimmung" zwischen ihnen zu finden sei. Daß Auerbach durch Kurz' Erzählung, die vielleicht ein halbes Jahr früher erschien als die andere entstand, angeregt worden ist, das wird ein Literarhistoriker ebensowenig leugnen dürfen, als ein Staatsanwalt die Plagiatfrage bejahen dürfte. Kurz selbst redet von einer „lehrreichen Variante autore Auerbach" und schreibt: „Ich zeigte es ihm voriges Jahr (1844) hier in der Handschrift. Recht hübsch, sagte er, aber es fehlt etwas daran. Ich war oft an ihm, mich zu belehren, was denn fehle, konnte aber nichts aus ihm herausbringen. Der Gevattersmann hat mir endlich ein Licht darüber aufgesteckt, was daran fehlte: der Tendenzfurunkel" — „Bazillus"

würde man heute schreiben. Beide Dichter sind Sanguiniker, eine dauernde Störung der Freundschaft, zu der auch kein Anlaß war, ist nicht entstanden; sehr innig wie etwa zwischen Auerbach und Kausler war sie aber auch nie. Wenn auch Kurz von Auerbachs schnödem Urteil über den „Sonnenwirt" kaum Kunde bekommen haben dürfte, so erkannte er zu deutlich bei Auerbach den Mangel an reiner Dichtereigenschaft; ein „unsagbares Etwas", schreibt er, stoße ihn an seinen Sachen, auch wo er sie loben könne, ab: „Er ist eben unverschämt gegen die Muse."

Eine neue Ausgabe der Familiengeschichten kam nicht zustande. „Schillers Heimatjahre", in den Händen eines ungeschickten Verlegers, waren nicht gegangen; eine Titelauflage wurde 1847 gemacht, schwerlich zu größerer Erbauung des Dichters als ein Jahr vorher, da ihm der Verleger für den Rest der Auflage, über 500 Exemplare, bare hundert Gulden anbot. Die Stimmung des Dichters wurde nicht verbessert durch das Erscheinen und die freudige Aufnahme der „Karlsschüler" Laubes. „Hätt' ich die Karlsschüler geschrieben statt der Heimatjahre", so stünde es anders um seine Kasse; und als Hauff ihm von „tragischen Akten" über den Sonnenwirt schrieb, erwiderte Kurz, man könne das prophetisch nennen „in dem Augenblicke, wo ich diese Harpyien von Karlsschülern zu Gesicht bekommen hatte und mir der Gedanke durch den Kopf fuhr, meine Amalia selbst zu schlachten, d. h. lieber gleich den Roman in ein Trauerspiel zu verwandeln."

„Freilich", schreibt Kurz Ende 1845 an Kausler, „wenn uns eine Kartenschlägerin unser Schicksal von 1835 bis 1845 vorausgesagt hätte, wir hätten ihr die Flasche an den Kopf geworfen. Indessen ist es doch leicht begreiflich, wie solche Nachschößlinge der Weimarer Kulturperiode in einer Zeit, wo die Poesie oder auch Literatur den Weg von der Hofdame zum Dornröschen zu machen hat, ohne den Weg durch die Hecken recht finden zu können, und wo in der Bücherwelt Faustrecht und Hansenbund herrschen, verunglücken mußten. Daß ich mit aller meiner Produktion abgeblitzt bin, könnte mich freilich beinah irre machen." Und am 18. Januar 1848 an Hauff: „Herr von Cotta hat mich aufgefordert, für die Monatblätter (der Allgemeinen Zeitung) die Erlebnisse eines angehenden Schriftstellers zu schildern. Ich gehe seit elf Jahren an und weiß den Ergänzungsblättern weiter nichts zu sagen, als daß ich mit bitterem Ueberdrusse auf eine ganz verfehlte Laufbahn zurücksehe, und das in Jahren, wo ich zu alt und zu steif bin, um, wie ich wünschte, noch ein Handwerk lernen zu können."

Und doch steckten noch ein paar Meisterwerke in der Feder des Erzählers.

Der Plan des „Sonnenwirts" ist zuerst im Sommer 1843 erwähnt. In den Karlsruher Briefen erscheint er mehrfach. Die vier ersten Kapitel erschienen 1846 im Morgenblatt. Einen Verleger zu finden, wollte aber

wieder nicht gelingen. Das Manuskript wanderte 1847 mit nach Heidelberg, ohne aber dort weit gefördert zu werden. Im Januar 1848 finden wir Kurz wieder in Karlsruhe. Das Verhältnis zu dem dortigen Verleger muß sich damals oder etwas früher gelöst haben; denn einen Monat später führte Kurz den schon ein Jahr früher gefaßten Gedanken aus, wieder in die Heimat zu ziehen, in der allein das Werk gedeihen konnte. Sein nächster Brief ist aus Eßlingen vom 18. Februar aus dem Hause seines Bruders: „Der Sonnenwirt hat mich hergeführt, dem Gott eine fröhliche Urständ verleihe." Aber sie ließ auf sich warten; denn bald ergriffen den Dichter die Strudel der Freiheitsbewegung. Im April 1848 trat Kurz in Stuttgart in die Redaktion des „Beobachters" ein, und erst sechs Jahre später wurde der Roman vollendet.

Landschaft.

1.

Kommst du als Fremder hier hindurch gegangen,
Wirst du die Landschaft nicht sogleich verstehen,
Du wirst zuerst nur Einzeldinge sehen,
Und stehst verstrickt und bist vor ihr befangen.

Am Wasser und im Walde wirst du gehen,
Du wirst im Garten nach den Blumen langen
Wie nach den Früchten, die so leuchtend prangen
Und doch den Sinn der Einheit übersehen.

Erst später und beim dritten Wiederkommen
Eint sich dir alles und es wird ein Ganzes.
Luft, Berge, Wasser, Aecker, Bäume, Wiesen.
Die fern und nahen, einem Licht entglommen,
Sind Brüder nun und Kinder eines Glanzes,
Und Lebensbild und Gleichnis ist in diesen.

2.

Von wannen Gleichnis und woher das Bild:
Ein jedes Ding für sich ist fürchterlich;
Hart, einsam, ungesellt erschreckt es dich,
Du fliehst und bist dem Schicksal wie ein Wild.

Da aber Licht aus den Gestirnen quillt,
Löst sich der Schauder. Es verbindet sich
Harmonisch alles, und auch dich und mich
Erlöst's vom Bann. Die Unruh ist gestillt.

Denn wir erkennen uns in Jedem wieder,
Wir sind lebendig Lebendem verwandt
Und wissen nun den Sinn und sind ein Wille,
Sind Nichts und Alles. Und wir sinken nieder
Und haben uns in Licht und Land erkannt,
Und wir ergeben uns in aller Stille.

3.

Da wacht die Landschaft auf, und hingegeben
Bin ich an sie und bin ein Teil von ihr,
Bin Ton und Farbenfleck gleich Strauch und Tier
Und bin beglückt und bin Teil vom Leben.

Sieh über jenen Bergen Wölkchen schweben
Und Duft und Bläue lagern dort und hier
Am Glitzersee, an seiner Schönheit Zier,
Den Ufern, die in Mittagsfarben beben.

Sieh hinter dir die Hügel saatbestanden
Und Wiesengrund, abwechselnd gelb und grün,
Zum See sich wellend mit verstreutem Wald.
Wo standen je wir in gleich schönen Landen!
Wo sahen je wir solch ein reiches Blühn!
Was sprach zu uns mit süßerer Gewalt!

4.

Da Farben Abends ineinanderfließen
Noch zärtlicher, als sie's am Tag getan,
Und dunkeltönig Schatten auf den Plan
Des festen Land's und Wassers sich ergießen.

Da Mond und Sterne milde Pfeile schießen,
Will uns die Ruhe liebevoll umfahn,
Und wiegt den Sinn wie Wellen dort den Kahn. —
Ich will an dich mit einem Worte schließen:

Wohl wars das Licht, das mir das Land erschlossen,
Doch doppelt Licht vom Firmament und dir,
In der ich Liebeslicht und Frau gefunden.
Nun wohnts in mir im Innersten verschlossen
Und wohlbehütet. — Dorther strahlt's aus mir,
Zum Ursprung, dir, zurück, in Herzensstunden.

Tutzing 1908. Alfred Walter Heymel.

Der Steuerbrunnen.

Von Robert Piloty in Würzburg.

Vor dem Tore der Stadt aber stand ein Brunnen; sie nannten ihn den Staatsbrunnen, denn das Wasser, welches er hergab, entsprang aus der Steuerquelle und die Steuerquelle war sehr reichlich und voll des frischen Wassers.

Des Abends aber kamen die Bürger der Stadt mit ihren Eimern, Schöpfkübeln und Trinkbechern und holten ihr Wasser an dem Brunnen, ein jeder für sich oder auch für seinen Nachbar.

Da es nicht selten zu Streit und Tätlichkeiten kam unter den Wasserholern und mitunter der eine den andern hart anstieß oder gar viele den einen preßten und quetschten, so kamen eines Tages die Aeltesten der Stadt und berieten sich über eine Brunnenordnung.

Ein kluger Mann gab den Rat, dem Brunnen statt der einen Röhre, die er bisher zum Abnehmen des Wassers darbot, deren mehrere anzusetzen, damit die Bürger gleichzeitig und an mehreren Röhren des Wassers sich erfreuen könnten.

Ueber diesen Rat frohlockten die Aeltesten der Stadt so sehr, daß sie den Erfinder mit dem lebenslänglichen Titel eines Wirklichen Geheimen Oberbrunnenrates belegten und ihm das Prädikat Exzellenz verliehen.

Sie gingen auch sogleich an die Ausführung des Planes und, nachdem alle technischen Vorschläge gründlich geprüft und gewürdigt waren, gelangte der zweckmäßigste zur Ausführung.

Auf der höchsten Höhe des Brunnenschaftes wurde die größte Röhre angebracht. Sie war bestimmt, das Wasser für die wichtigsten der allgemeinen Bedürfnisse abzugeben. Man nannte sie deshalb die Reichsröhre. Aus dieser Röhre sollte das Wasser fließen, welches dem tiefsten und reichhaltigsten Quellenbecken entströmte.

Unter der Reichsröhre wurde die Staatsröhre angebracht. Sie war wohl ein bischen schwächer als jene, aber immer noch sehr ansehnlich an Durchmesser und Wandstärke. Sie sollte nächst der Reichsröhre den dringendsten allgemeinen Wasserbedarf decken und da man von ihr einen sehr ergiebigen Strahl erwartete, so brachte man einen Aquameter, d. i. Wassermesser an, an welchem jeder zu jeder Stunde ablesen konnte, wie viel des Wassers aus der Röhre schon gelaufen sei. Wie viel des Wassers noch in der Quelle sich befinde, das freilich konnte man von dem Aquameter nicht lesen; dies aber wußte, wie man männiglich annahm, der Wirkliche Geheime Oberbrunnenrat. Von ihm ging überhaupt die Rede, daß er alles wisse, weil er nachts im Erdinnern mit der Quellnixe selbst zu raunen pflege. Doch dies war nur ein Märlein.

Damit war aber das neue Röhrensystem noch nicht zu Ende. Unterhalb der Staatsröhre wurden vielmehr noch zwei sogenannte öffentliche Röhren angelegt, von welchen die eine den örtlichen Bedürfnissen der

politischen, die andere aber den örtlichen Bedürfnissen der kirchlichen Gemeinden dienen sollte. Man nannte deshalb die erstere die Gemeinderöhre, die letztere die Kirchenröhre.

Und endlich erließ der Rat der Stadt an die gesamte Bürgerschaft die aufmunternde Anordnung, daß ein jeder am untersten Teile des Brunnenschaftes sich auch noch eine Privatröhre anbringen dürfe, wodurch der Brunnen und der Rat der Stadt sehr populär wurden.

Das Röhrensystem war jetzt fertig. Der Brunnenschaft glich einer mit Pfeilen bespickten Zielscheibe, wie man sie bei den Germanen auf den öffentlichen Turnplätzen für das Gerwerfen zu haben pflegte.

Während der Herstellungsarbeiten hatte man den Zufluß des Quellwassers abgestellt und in festlicher Weise sollte nun die Uebergabe des Brunnens an das Publikum an einem großen Staatsfeiertage stattfinden.

Das Volk war in weitem Umkreise versammelt und befand sich in großer Erregung, denn es war durstig und schaulustig. Zur festgesetzten Stunde erscholl zunächst ein Chor von Sängern, die man dicht bei dem Steuerbrunnen aufgestellt hatte und ließ das schöne alte Schwabenlied ertönen:

Jetzt gang i an's Brünnele,
Trink aber nit.

Das Stadttor sprang auf und alle Würdenträger, die weltlichen und geistlichen, alle Maßgebenden des Reichs, des Staates, der politischen und kirchlichen Gemeinde traten in feierlichem Zuge hervor und nahmen ihre vorher bestimmte Aufstellung zu beiden Seiten des Brunnens, so daß das Volk einen herrlichen Anblick hatte.

Hierauf wurden einige Reden gehalten, die sich im Auszuge wie folgt wiedergeben lassen.

Zuerst sprach der Oberbürgermeister: „Ich übergebe diesen Brunnen dem deutschen Volke. Alles ruft nach Wasser, hier ist es, alles verlangt nach einem Brunnen, hier steht er, Jedermann will eine Röhre, hier steckt sie. Möge das Wasser der öffentlichen Steuerquelle aus diesen Röhren reichlich fließen zum Segen des Reiches, des Staates, der politischen und kirchlichen Gemeinden und eines Jeden von Euch. Unser aller Dank aber gebührt dem sinnreichen Erfinder des neuen Röhrensystems, Sr. Exzellenz dem Wirklichen Geheimen Oberbrunnenrat Tobias Müller.“

Auf das Wort Müller rief das Volk Hurrah und eine gewaltige Fanfare von tausend Trompeten machte die Lüfte erzittern. Hierauf trat Herr Tobias Müller an die mit schwarz-blau-weiß-roten Tüchern geschmückte Rednerbühne hervor und sprach entblößten Hauptes:

„Ich bin zu bescheiden, um mir das Verdienst an dieser großartigen gemeinnützigen Unternehmung allein anzumaßen. Zuerst kommt die Quelle, ich meine das Volk, dann kommt der Brunnen, ich meine den Staat und seine Leitung, dann erst komme ich, ich meine — die Röhren. Ich will

aber nicht mehr lange der Befriedigung des öffentlichen Durstes durch meine Worte entgegenstehen. Möge der Herr Ober-Bürgermeister dem Volke seinen Brunnen übergeben."

Jetzt gab der Oberbürgermeister mit dem Finger ein Zeichen, daß die Wasser springen sollten.

Aber was geschah?

In feinen, dünnen Strahlen spritzte das Wasser aus allen Privatröhren. Die beiden Gemeinderöhren gaben ein ergiebiges Wasser, aber sehr dünn lief der Strahl aus der Staatsröhre und noch dazu mit Unterbrechungen, während aus der Reichsröhre nur ein paar glänzende Tränen heruntertropften.

Ein Schrei des Entsetzens entfuhr beinahe dem Oberbürgermeister, aber er unterdrückte ihn, die Würdenträger schüttelten die Häupter, die Menge pfiff und höhnte, der Oberbrunnenrat, Herr Tobias Müller, aber unterzog den Brunnen einem genauen Augenschein, indem er mit seiner scharfen Brille in jede Röhre hineinschaute.

Durch all diese Bemühungen aber und durch alle ernsthaft gewechselten Worte konnte vorerst an den Funktionen des Brunnens nichts gebessert werden.

Da aber das Volk des Wassers sehr bedürftig war, so trat der Oberbürgermeister sofort an die Rampe und sprach zur Beruhigung des Volkes die Worte:

„Das System ist vortrefflich gelungen. Daß es noch nicht ganz nach Wunsch funktioniert, daran ist, wie mir soeben Sr. Exzellenz der Herr Wirkl. Geh. Oberbrunnenrat Tobias Müller mitteilt, nur das Versehen eines Unterbeamten schuld. Dieser Beamte ist bereits entlassen und somit kann die Wiederholung unsrer Eröffnungsfeier schon auf den nächsten Donnerstag anberaumt werden. Bis dahin kann sogar schon heute die Vervollkommnung unsres Systems in dem Sinne versprochen werden, daß nicht nur die Zinsen unserer Anleihen sich von selbst bezahlen, sondern auch die Anleihekapitalien ganz automatisch sich amortisieren werden."

Hierauf begab der Zug sich in würdigem Marsche wieder in die Stadt zurück, das Volk aber stürzte über den Brunnen her und wer eine Privatröhre erwischen konnte, der führte sich dieselbe zum Munde; die Uebrigen aber schlugen sich gegenseitig die Köpfe ein, schlitzten sich die Leiber auf und zerbrachen sich mit den ausgerissenen Reichs- und Staatsröhren die Glieder.

Medizin.

Beim Wunderdoktor.

Von Otto Neustätter in München.

Drunten beim Rhein, in der alten Grafschaft Moers, da wirkt seit einer Reihe von Jahren ein „Wunderdoktor". Das „immer frohe Lehmpastörchen" nennt er sich selbst. Felke ist sein Name. Sein Ruf ist nicht so weit verbreitet wie es der seines Amtsgenossen, des Pfarrers Kneipp, war. Aber schon ist eine eifrige Jüngerschar daran, auch seinen Namen in alle Welt zu tragen. Schon bearbeiten findige Geschäftsleute das Publikum mit Felkewäsche, Felkenährsalzen, Felkekaffee, Felkebadewannen usw. Felkeaner gibt es bereits in Massen. Eine Felke-Zeitschrift erscheint im dritten Jahrgang. Jeder größere Ort in weitem Umkreis ist mit einem „Felke-Verein zur Verbreitung der Felkeschen Heillehre" gesegnet. Bei uns in München sogar haben wir einen ehemaligen Assistenten Felkes, der „alle Krankheiten aus den Augen und aus dem Urin liest". Und in einem bekannten bayerischen Gebirgsdorf ist ein Pfarrer dazu übergegangen, die Leute nach System Erdsegen zu behandeln, was diesen und ihm allerdings schlecht bekam. Felkes Lehre ist auch schon vor Gericht zur Verhandlung gestanden und er selbst mit der Regierung und dem Konsistorium wegen der Gefährlichkeit seiner Kuren in Konflikt gekommen — kurz, er ist auf dem besten Wege, eine Berühmtheit der Heilkunde zu werden.

Da machte ich denn gerne von der Aufforderung Gebrauch, den Pastor und seine Kunst doch einmal durch Augenschein kennen zu lernen, die einer seiner begeisterten Anhänger an mich nach einem von mir in Duisburg gehaltenen Vortrag richtete, in dem ich u. a. das Treiben dieses Heilkünstlers abfällig und auch sarkastisch kritisiert hatte.

Wir fuhren also zu dritt: Herr Kollege Dr. C., ein Jurist Herr Dr. L. aus Duisburg, und ich am folgenden Tage, einem Sonntag voll Sonne und Frühlingsglanz, zu der Station Repelen und von da mit dem Omnibus an neu entstandenen Häusern vorüber in den Ort selbst, wo uns unser Führer erwartete. Der Pastor würde etwas später kommen. Er habe viel mit der Erledigung seiner kirchlichen Pflichten zu tun gehabt. Wir könnten ja einstweilen die Kuranstalt, den Jungborn, betrachten. Diesen vielverheißenden Namen führt die Anstalt nach der gleichnamigen Anstalt „für natürliche Lebens- und Denkweise" von Just, ebenfalls eines Reformators der Reform-(Natur-)Heilkunde.

Wie der ursprüngliche Jungborn dient auch der Repelner zum Nacktlaufen, Nacktschlafen, Erdbaden 2c. Das Ideal des Pastors ist: Der Mensch muß wieder in den paradiesischen Urzustand zurückgeführt werden, z. B. auch nachts nackt in den Armen „der Allmutter Erde" ruhen, dann morgens ein Sitzbad oder ein Schlammbad sitzend und sich reibend nach dem Vorbild — des Schweines nehmen, unreifes Obst, Beeren und Nüsse pflücken und essen, dabei den Leib wohlig massierend, dann noch etwas Milch, Fleutekäse und Grahambrot verspeisen. „Ruft diese Lebensweise grausame Wirkungen auf Magen und Darm hervor, dann wohl dem Menschen! Er scheidet dann die Fremdstoffe aus. Verträgt er sie, dann wehe ihm! Dann ist der Magen ein Dudelsack, in den man alles hineinschütten kann." Der Jungborn ist ein umplanktes Luftbad für Männer und Frauen. Diese „Heilanstalt" darf vom Pastor nicht betreten werden, da er schon schweres Unglück angerichtet hat. Es wurde die Fortführung nur gestattet, wenn ein Arzt die Leitung übernehme, der aber auch gewisse schwere Leiden nicht aufnehmen dürfe. Es hat sich denn auch tatsächlich ein solcher gefunden, und so geht der Betrieb unter dessen Namen weiter, während der Pastor nur seine Sprechstunde — offiziell wenigstens — abhält.

Was wir im Jungborn sahen, war nicht viel. Der große Besuch fällt in die

Sommermonate. Das Wirksame beim Nacktlaufen und Nacktschlafen soll nicht so sehr die freie Luft als der Erdmagnetismus, die Erdkraft, sein. Das ist auch von Just herübergenommen, der „dies gewaltige, bis jetzt ganz übersehene Heilmittel der Natur" der Menschheit zugänglich gemacht hat.

Diese die Fremdstoffe ausziehende „Kraft" wirkt nach Felke „zwar auch in den oberen Stockwerken eines Hauses, aber immer schwächer, je höher hinauf, dagegen umso stärker, je mehr man sich dem Boden nähert und noch besser, wenn man auf der Erde liegt oder gar in einem Loch im Boden sich eingräbt". An die Verwendung eines der nahegelegenen aufgegebenen Bergwerke scheint man noch nicht gedacht zu haben. Man begnügt sich mit einigen Dezimetern Annäherung.

Außerdem spielen in der Heilweise Felkes die homöopathischen Mittel eine große Rolle, darunter sehr viel „Gifte", wie Curare, Secale Cornutum, China, auch die „farbigen Elektrizitäten — soll heißen: Zuckerkügelchen Matthëis", dann die berüchtigten Kuhneschen Geschlechts-Reibesitzbäder — eine Methode, die tausende der nervösen Zerrüttung nach vorausgegangener Aufstachelung ausgeliefert hat.

Als einziges Originelles — freilich nur in der Farbe, denn Erdumschläge macht auch Just und Moorumschläge und -Packungen, Sandbäder und ähnliches sind allgemein bekannte Mittel — kommt dem Pastor Felke die Lehmbehandlung zu. Als „Erdkraftextrakt" soll der Lehm alle Fremdstoffe aus dem Körper, besonders aus dem Bauch, in den sie sich zu senken pflegen, herausziehen. Lehm wird in die Wunden geschmiert und auf gebrochne Knochen gelegt. Lehm wird aufgeschmiert, wenn jemand Schmerzen hat, ehe einer sich in die Erde eingraben läßt, oder das Luftbad nimmt. Wir sahen zwei solche Indianergestalten, an deren nackter Haut der Lehm angetrocknet war. Der eine versicherte uns, daß er auf diese Weise sicher seinen in sonstigen Naturheilanstalten nicht kurierten chronischen Husten anbringen würde, und daß der Lehm die Seife überflüssig mache, so rein werde man. Sonst sahen wir noch einige Patienten, die nackt umherliefen oder, trotz der Abschwächung der Erdkraft, auf Decken im Grase lagen und sich sonnten. — Die Lehmbäder und Erdbäder usw. bekamen wir nicht zu sehen. Diese würden erst später, wenn es wärmer ist, gebraucht. Eigentlich eine unverzeihliche Vernachlässigung der Erdkraft, umsomehr, als da viel Aussicht auf die heilsamen, grausamen Wirkungen versäumt wird! Just empfiehlt tatsächlich Frühjahr und Herbst besonders für solche Kuren.

Wir waren hier ziemlich lang hingehalten worden und hatten nur wieder viel reden hören von der Hauptsache: dem Pastor und seinen wunderbaren Augendiagnosen, die geradezu verblüffend auf die Patienten wirken und denen gegenüber alle diagnostischen Fertigkeiten unserer fortgeschrittenen Zeit nur bemitleidenswerte Stümperei sein sollten. So ein Augendiagnostiker schaut nur das Farbige im Auge an und erkennt nun nach Form, Lage und Farbe der Strichelchen, Flecken, Erhebungen und Vertiefungen 2c., die da zu sehen sind, ohne weiteres alle Leiden des Untersuchten, gegenwärtige ebensogut wie verflossene und zukünftige. Wer gesund oder geheilt ist, der kann da erst erfahren, ob das zutrifft und ob er nicht in Wirklichkeit schwer leidend ist. „Mit einem Lächeln über die Streitigkeiten der Gelehrten" entscheidet ein solcher Augendiagnostiker, ob ein Patient geisteskrank ist oder werden wird, ob ein Vaterlandsverteidiger oder Rentenempfänger Taubheit, Kurzsichtigkeit, Herzklopfen nur heuchelt oder ob er z. B. an Epilepsie leidet. Er braucht nicht erst das Zeugnis von zwei glaubwürdigen Männern; er hebt nur das linke Augenlid eines solchen Jünglings empor und sofort sieht er, ob er im Auge das Zeichen der Epilepsie trägt — einige Strichelchen im äußern obern Quadranten der Regenbogenhaut! — Selbst den Kindern und Tieren, die nicht erzählen können, wo's ihnen weh tut, und was ihnen passiert ist, kann man aus den Augen lesen, was ihnen fehlt. Ja, die Entdeckung dieser großen Kunst, die, wie man sieht, nicht mehr weit von der Allwissenheit entfernt ist, ist an einem Tiere erfolgt. Nicht etwa von Pastor

Felke. Denn auch darin hat er übernommen, was andere aufgebracht haben. Was nicht hindert, daß er als der größte Augendiagnostiker gepriesen wird, „dessen unerreichte Meisterschaft in tausenden und abertausenden von Zeugnissen — das sagt viel — aus dem Munde von Exzellenzen, Gerichtspräsidenten, Offizieren, Geistlichen, Lehrern und auch — — Aerzten bestätigt wird", das sagt noch mehr. In welcher Hinsicht freilich, das werden die Leser selbst entscheiden.

Der Erfinder der Augendiagnose ist ein ungarischer 11jähriger Knabe Peczely gewesen. Der fing eine Eule, die wehrte sich und dabei brach er ihr das eine Bein. In dem Augenblicke „sahen sich Knabe und Eule scharf in die Augen" und der Knabe bemerkte da einen jäh entstandenen senkrechten schwarzen Strich im Auge der Eule. Der Strich verschwand auch nicht wieder, als die Eule von dem Knaben, „seinem zukünftigen wissenschaftlichen Tierquäler", durch einen Verband geheilt, immer wieder zurückkehrte. Das ist ihm in einer schlaflosen Nacht später einmal wieder eingefallen und darauf hat er seine Augendiagnose gegründet. Der zweite Entdecker ist der Unterpfarrer Nils Liljequist in Schweden. Der machte an sich angeblich die gleiche Entdeckung, d. h. er beobachtete in Wirklichkeit nur, daß seine Augen mit 20 Jahren eine andere Farbe hatten als in seiner Kindheit. Zuerst blau, waren sie dann grün mit roten Flecken. Das würden andere als allbekannt angesehen haben. Nicht so dieser bedeutende Wissenschaftler. Er „sprach da vielmehr die Entdeckung aus": Jod und Chinin, die er wiederholt genommen hatte, verändern die Farbe der Iris (siehe dessen 1905 ins Deutsche übersetzte dickleibige „Diagnose aus den Augen"). Ob nicht beide auf irgend einem alten astrologischen Schmöcker fußen, weiß ich nicht. Das Buch Liljequists macht auf den ersten Blick ganz den Eindruck eines wissenschaftlichen Werkes: nach Illustrationen, genauen Schilderungen der Befunde, Krankengeschichten usw. Sobald man aber in die Einzelheiten eindringt, dann merkt man sofort die Wesensgleichheit mit astrologischen Werken. Wir wissen, daß die Regenbogenhaut bei gewissen Allgemeinerkrankungen sich entzündet und dabei Erscheinungen der Trübung, Verwachsungen und ähnliches aufweist, daß bei anderen Krankheiten die Pupille ihr Spiel aufgibt, erweitert oder verengert ist, und insofern gibt es eine wissenschaftliche Augendiagnostik in beschränktem Maße, von der aber bezeichnenderweise die Augendiagnostiker nichts wissen. Wohl aber behaupten sie, je nach Art und Lage dieser Zeichen oben oder rechts oder links oder unten oder zwischendrin oder nahe der Pupille oder weiter weg von ihr, im rechten oder linken Auge, genau zu wissen, welches Organ von welchem Schaden getroffen ist! Die oberen Teile sollen nämlich dem Gehirn entsprechen — ganz oben im rechten Auge sitze die Geschlechtsperversität, im linken der Schwindel — dann kämen nach außen das kleine Gehirn, das Ohr, die Achsel, der Arm, nach unten das Bein; zwischendrin rechts die Gallenblase und Leber, links die Milz, das Herz usw. Unangenehm ist es mit den Geschlechtsorganen, die haben nur im rechten Auge Platz gefunden. Nach Liljequist. Lehrer Thiel, ein anderer Felke nahestehender Fachmann ist anderer Ansicht; da verteilen sie sich auf beide Augen. Ueberhaupt bestehen zwischen den Männern dieser Kunst recht erhebliche Unterschiede. Um die Pupille herum liegt nach Liljequist mit absoluter Sicherheit der Magen. Thiel ist nicht der Ansicht von Liljequist und Kuhne, daß der Magen die „Lebenszentrale sei, von wo aus alles Wachstum, Erkennen, Heilen ausgeht". Nein, er weiß „vom — Nabel aus wachsen alle Organe nach allen Richtungen und sein Innenpunkt bleibt auch dauernd der Lebenspunkt des ganzen Leibes und das Zentrum unseres ganzen unbewußten Seelenlebens, das man verkehrterweise bisher im Gehirn gesucht hat". Diese Lebenszentrale und nicht der Magen muß auch im Zentrum des Auges, also um die Pupille herum liegen. Er erklärt uns auch, wie die „fremden Färbungen in der Augenfiebel" entstehen: nämlich „durch Abweichungen von der naturgemäßen Harmonie der in Strahlenver-

zweigungen verlaufenden Fasern" — das sind in Wirklichkeit die Blutgefäße der Iris, die von den Augendiagnostikern für Nervenfasern gehalten werden — „welche Veränderungen wiederum durch genau entsprechende Entartungsformen der betreffenden Organe veranlaßt sind". Das ist doch ohne weiteres klar.

Noch einige Proben mögen tiefer in diese Methode einführen. Bei Entzündungen z. B. der Leber entstehen nach Liljequist weiße Wolken über der Stelle der Leber in der Iris (Regenbogenhaut). Schwarze Flecken bedeuten einen totalen Substanzverlust, z. B. von einem Knochen, einem Stück Lunge oder Milz oder Leber. Bei jeder Operation entstehen sie. Ja, man braucht sich nur in den Finger zu schneiden, sagt Felke, und sofort ist der entsprechende schwarze Strich da. Herr Liljequist und Felke sind zwar nur Pfarrer und operieren nicht; aber sie wissen es doch besser als alle Chirurgen, die noch nie so etwas entdecken konnten.

„Ganz besonders deutlich sind die Zeichen eingenommener Medizinen ausgeprägt. Rot bedeutet Jod, Gelb Schwefel, Grau Blei, Milchweiß Chinin, metallglänzend Quecksilber, fleckiges Grau Arsen, Rotbraun Eisen, schmutzig Braun Krätze, Nebelgrau Kreosot, schmutzig Grau Salcylsäure, weißlich Grau Opium" usw. Man sieht, nur einige fallen aus ihrer gewöhnlichen Farbe heraus. Daß sie im Körper Veränderungen erleiden, macht nichts. Auf der Iris schütteln sie das wieder ab. Das Quecksilber ist gleich gar, wenn es viel gegeben wird, in feinsten silbernen Tröpfchen zu sehen! Aber für gewöhnlich ist es ein grauer, metallglänzender Ring am Rand der Regenbogenhaut. Es ist zu empfehlen, diese Beobachtungen nachzuprüfen. Jeder wird dann sehen, was für ein unheimlicher Giftsack er ist.

Warum nun gerade die Regenbogenhaut die merkwürdige Eigenschaft haben soll, alle Leibesteile in sich zu repräsentieren, das haben die Augendiagnostiker nicht erklärt. Oder — wir wollen Thiel nicht unrecht tun: Er hat's versucht. Folgendermaßen: „Was wir in Mann und Weib verkörpert sehen, die Poltrennung des gleichen Odwesens in zwei entgegengesetzte und nach Ergänzung ringende Polhälften, das offenbart uns die Natur in allem Werden und Wirken. So ist auch das leibliche Wachsen des Ungeborenen nichts anderes als die Verkörperung der Polausstrahlung des Nabelsonnengeflecht-Odes in einander entgegengesetzten und einander bedürfenden männlich-positiven und weiblich-negativen Polorganen nach oben-unten, links-rechts, vorne-hinten." „Wir müssen uns diese Polstrahlung körperlich vorstellen, etwa wie einen aufgespannten, aufrechtstehenden Schirm mit seinen Stahl- oder Fischbeinspeichen. Der Mittelpunkt des Schirmdaches wäre in den höher gelegenen Innenpunkt des Nabels, ins Sonnengeflecht zu verlegen. Das ganze Schirmdach bildet dann eine hügelige Strahlenfläche der Odausstrahlnng vom Sonnengeflecht aus. Bei Erkrankungen bleibt in sämtlichen Leibeszellen eine Spur von Krankheit auch nach der angeblichen Genesung zurück und empfinden sämtliche Zellen in sich die polarische Störung. Diese äußert sich dann in Form- und Farbenveränderungen für das Auge, in Schallveränderungen für das Ohr, in Duftveränderungen für den Geruch. Ein kranker Körper hat z. B. auch sämtliche Hautzellen krank, was gesehen, getastet, gerochen, ja geschmeckt werden kann." „So sind für den Schäfer Ast die Haare eines der wichtigsten Mittel für die Krankheitserkennung, weil das Haar eine so große Bedeutung für unser ganzes Lebensgetriebe hat, ohne gerade der Sitz für die Duft-Seele Jägers zu sein. Die Haare sind verkörperte Polausstrahlungen, oder kräftig durchbrochene Hautpartien. Die Diagnose aus den Haaren dürfte daher auch noch einer großen Entwicklung fähig sein." „So, wie nun Kuhne bei Herzleiden auch die ganze linke Körperhälfte belastet weiß, was sich durch Schwellung der linken Kopfseite zeigt, während eine Leberschwellung die rechte Körperhälfte, auch die rechte Wange belastet, eine Schwellung des Kinns und des unteren Wulstes am Hinterkopf dagegen die Ueberreizung der untersten Rumpforgane, der Geschlechtsteile erschließen läßt — wie also der Kopf als Ganzes im Verhältnis zum Körper Aufschlüsse gibt, so auch jedes

inzelne Organ des Kopfes, z. B. der Augapfel." — „Genaue Untersuchungen der aus den Augenhöhlen herausgenommenen Augäpfel würden bei Leberleiden also Rechtsbelastung, also auch den rechten Augapfel größer erscheinen lassen und zwar besonders auf der Schläfeseite usw. Wir haben aber gar nicht nötig, den Augapfel herauszunehmen — das ist wirklich ein Glück —, denn auch jeder Teil des Augapfels wird uns die gleichen Verhältnisse zeigen, vor allen Dingen die Regenbogenhaut. Hier haben wir nicht nur die Formensprache der Gesichtsausdruckskunde, sondern mit den Formen der Augenzeichen auch deren unterschiedliche und leicht erkennbaren und deutlichen Farben. Darum übertrifft der Krankheitsbefund aus den Augen alle übrigen Diagnosen."

Wer wird demnach nicht ohne weiteres begreiflich finden, daß mich dürstete, doch auch einmal diese Weisheit aus der Quelle reiner Meisterschaft zu kosten? So erklärte ich denn dem Pastor, nachdem er uns in den nahen Wirtsgarten in eine belaubte Ecke geführt hatte, was uns so recht eigentlich interessiere, das sei seine Kunst in der Augendiagnose. Wir seien Zweifler. Er möchte also an uns Exempel statuieren. Wir würden nichts, was er richtig diagnostiziere, ableugnen, allerdings auch nichts vorher über unsere Gesundheit sagen, so daß wir ein einwandfreies Experiment vor uns hätten. Wir würden uns aber wirklich Gutem in der Kunst nicht verschließen. Ich selbst sei ein sehr geeigneter Fall, denn ich hätte einige Tage lang gerade jetzt ein Medikament genommen, das er ohne weiteres erkennen könne.

Wer schildert unser Erstaunen, als wir auf diese Aufforderung zu dem einfachen Beweis eine scheu ausweichende Antwort erhielten!

Das ginge nicht so ohne weiteres, er müsse erst länger mit uns bekannt sein, uns sprechen, auch brauche er seine Lupe und müsse genau das Auge ansehen. Die Diagnose sei sehr schwer. Wir glaubten auch nicht, wie die Stimmung des Patienten die Augendiagnose beeinflußte. Und besonders wenn jemand von vornherein skeptisch sei! Und dabei hatte man uns gerade vorher begeistert erzählt, wie dem Pastor „ein Blick mit seinen durchbohrenden Augen" — uns erschien sein Blick unstät und unsicher — genüge, um Patienten ihre Krankheit auf den Kopf zu sagen, noch ehe sie den Mund geöffnet hätten. So hatte uns ein Herr im Luftbad erklärt, er sei ein Skeptiker gewesen wie kein Zweiter. Aber seiner Frau, die er nur widerwillig zum Pastor gebracht hatte, habe dieser ohne vorherige Fragen, auf den ersten Blick ins Auge auf Armeslänge weg gesagt: „Wer hat Sie so verbrüht?" Das hätte ihn überwältigt! Denn seine Frau sei tatsächlich mit ganz heißen Ausspülungen von einem Frauenarzte behandelt worden. Einem Herrn habe der Pastor sofort im Auge angesehen, daß er Terpentinvergiftung haben solle. Und solcher Fälle seien es zahllose. Und gerade bei uns sollte die Diagnose unmöglich sein?

„Sie sagen, Herr Pastor, die Kunst ist schwer?"

„Ja, z. B. mein Doktor hier, der jetzt doch schon länger bei mir arbeitet, der hat sie noch immer nicht recht los."

„Das überrascht mich nicht. Aber andererseits heißt es doch immer, die Kunst sei so einfach, daß sie „jeder Vater, jeder Erzieher und jede Mutter erlernen könne und solle", damit sie alsbald jedes auftretende Krankheitszeichen erkenne. Vor allem aber, Sie, Herr Pastor, Sie sind doch Meister in der Kunst! Sie sehen ja den Leuten gleich beim Eintritt in das Sprechzimmer an was ihnen fehlt!"

„Gewiß, das kommt vor — indes das ist nicht immer so. Manchmal ist es recht schwer. Manche Zeichen, die sind freilich gleich zu sehen. Z. B. wenn jemand Aspirin genommen hat, das sieht man gleich. Aber im allgemeinen kenne ich keine Diagnose, keine Krankheitserkennung ohne Behandlung."

„Was soll die Behandlung mit der Erkennung der Krankheit zu tun haben? Wenn ein Bein gebrochen ist, so kann das doch jedermann konstatieren, ohne daß er es

zu behandeln braucht. Freilich zur genauen Feststellung muß man event. den Knochen berühren, aber bei der Augendiagnose soll das ja gerade wegfallen, sie soll „jede das Schamgefühl verletzende Untersuchung überflüssig machen", da doch für jede Krankheit und für jede Medizin und für jedes Organ am bestimmten Platz ein Zeichen von bestimmter Form und Farbe existieren soll. Das sei ja gerade ihr besonderer Vorteil."

„Ja, die Zeichen sind nicht immer da, und wenn die Zeichen da sind, dann ist nicht immer die Krankheit da!"

„Hm" — Erstaunt sahen wir uns gegenseitig an.

„Sie gehen doch von der Theorie aus — —"

„Ich stelle keine Theorien auf, ich kenne nur Tatsachen —"

„Gut, die Tatsache also ist, daß im Auge bestimmte Zeichen bestimmte Krankheiten oder Medizinen bedeuten und an bestimmter Stelle den Veränderungen bestimmter Organe entsprechen."

„Ja."

„Also wenn bestimmte Krankheiten vorausgegangen sind, oder bestimmte Medizinen eingenommen worden sind, so muß das im Auge sichtbar sein."

„Ja, wenn nicht wieder die Krankheit geheilt ist, oder die Medizin ausgeschieden ist. Und zwar wirklich geheilt und ausgeschieden, so wie es bei uns geschieht, durch homöopathische und Naturheilmittel. Mit allopathischen Quacksalbereien werden die Kranken nur scheinbar geheilt. Die Zeichen im Auge bleiben und man sieht, daß die Leute noch krank sind. Quecksilber, Chinin, Jod, Brom, Diphtherieserum, Impfung usw. sieht man lebenslang."

„Dann, Herr Pastor, sehen Sie mir doch, bitte, in die Augen, ich sagte Ihnen schon, ich habe eines der genannten Medikamente genommen, erst vor einigen Tagen und mehrere Tage hintereinander. Das müssen Sie doch dann erkennen."

„Vielleicht später, jetzt ist das Licht so grell."

„Ich werde mich so setzen, daß es Sie nicht blendet. Ich bin ja Augenarzt, ich weiß, wie man es zu machen hat."

Doch der Pastor war noch nicht zu bewegen. Vielmehr fuhr er fort, uns in allgemeinen Ausführungen zu rühmen, was alles aus den Strichelchen in der Regenbogenhaut zu weissagen sei. Unter anderem sei ganz untrüglich der „Bouillonring" um die Pupillen bei denen vorhanden, welche viel Fleischbrühe äßen.

Da fiel der Jurist Dr. L. ein: „Halt, Herr Pastor, hier haben wir etwas Positives. Ich esse seit meiner frühesten Jugend sehr viel Fleischsuppe, weil ich sie sehr gern esse. Zeigen Sie uns den „Bouillonring" bei mir."

Der Pastor (nach einem Blick in L.s Augen): „Natürlich, der Bouillonring ist aufs stärkste bei Ihnen ausgebildet. Sie haben typische Bouillonvergiftung." (Es war kein Ring zu sehen. Die Iris sogar auffallend gleichfarbig.) „Ich habe niemals etwas von Vergiftung bemerkt, bin seit frühester Jugend nicht krank gewesen und fühle mich gesund und arbeitsfrisch."

„Sie werden schon noch krank werden. Das kommt schon noch. In den Augenwinkeln haben Sie typische Bouillonfalten. Die braune Hautfarbe — Herr Dr. L. hat von Natur dunklen Teint und schwarze Haare — und die kleinen Wärzchen, das sind schon die Folgen der Bouillon. Sie richtet entsetzliche Verheerungen an unter den Erwachsenen. Gerade wie die Impfung unter den Kindern, deren Augen gleich nach der Impfung sich verdunkeln. Der Herr ißt auch immer sehr rasch und sehr viel."

„Das stimmt nun allerdings nicht, Herr Pastor, ich esse immer sehr mäßig und langsam."

Wir sahen mit mühsam aufrecht erhaltenem Ernst, unserer Stellung als Gäste bewußt, den Pastor an. Den störte der Einwurf so wenig wie frühere. Er ging nun über zu dem Kollegen Dr. C. Der hat aus seiner Studienzeit einige derbe Schmiß-Narben. Eine an der linken Schläfe ist für jedermann sichtbar, die andere rechts

unter den Haaren verborgene, mit dem Knochen verwachsene nur bei genauerem Zusehen.

„Sehen Sie, hier in dem linken Auge oben, da ist ein feiner schwarzer Strich, der deutet auf eine Verletzung des Schädels. Hier dieser feine Strich." — Ich sah wohl diesen Strich, ich sah aber noch viele gleiche Striche und nicht nur da oben, sondern auch an anderen Stellen. Ich legte unauffällig die Hand dem Kollegen auf den Kopf, wie um diesem die beste Stellung zur Besichtigung des Auges zu geben und bedeckte so den Schmiß im Haare. „Ja, es sind doch auch noch an vielen anderen Stellen solche Striche, haben Sie die Schädelverletzung nicht etwa nur jetzt entnommen, weil Sie den Schmiß sehen?"

„Nein, nein, auf so etwas achte ich nie."

„Bitte, Herr Pastor, ist nicht an dem rechten Auge auch etwas zu sehen?"

„Ja, der Herr leidet an Aufblähungen der Leber. Mit der hat er viel zu schaffen. Er braust auch leicht auf und wird jähzornig."

„Sonst ist nichts zu sehen?"

„Ja, er hat viel mit Jodoform zu tun. Und er wäscht sich offenbar die Hände immer mit Sublimat."

„Sie müssen verzeihen, Herr Pastor, daß ich Ihren Aussagen widerspreche, fiel da der Kollege ein. Ich benützte schon seit vielen Jahren niemals Jodoform, ich wasche mich auch nicht mit Sublimat und meine Leber ist erfreulicherweise so gesund wie mein Temperament ruhig und niemals aufbrausend ist. Anderseits habe ich hier auf dem Kopfe rechts eine ebensolche alte Verletzung wie auf der anderen Seite. Davon haben Sie nichts bemerkt." — —

Das war peinlich. Drum redete der Pastor von dem, was sich dialektisch besser verwerten ließ:

„Ja, Sie werden wohl früher als Assistent oder überhaupt einmal mit Jodoform zu tun gehabt haben!"

„Das ist aber viele Jahre her!" — „Das macht nichts."

„Nun, aber, Herr Pastor, müssen Sie mir doch auch in die Augen sehen", ersuchte ich nochmals. „Sie haben eine kleine Lupe bei sich, mit der können Sie ja arbeiten."

„Hier unten die dunkelrostbraunen Flecken, das bedeutet Krätze. Sie haben die Krätzekrankheit."

„Die habe ich wirklich nicht und nie gehabt!"

„Ja, da wissen Sie's nur nicht."

„Von Krätze nichts wissen — nein, das ist eine so unangenehm juckende Krankheit, daß sie niemand übersieht und ich mich wirklich daran erinnern würde."

— — — — „Da hat sie gewiß Ihr Vater oder Ihr Großvater gehabt." — Ich war nur froh, daß nicht mein Sohn auch noch bedacht wurde, gar als der Pastor fortfuhr: „Die Krätze, diese Säfteverderbnis, vererbt sich eben. Es ist ganz sicher, daß Sie die Krätzekrankheit in sich haben. Sie haben die Zeichen im Auge. Also kann gar kein Zweifel sein. Denn was das Auge zeigt, das ist Tatsache."

„So würden Sie mich also auf Krätzekrankheit behandeln? obgleich ich Ihnen versichern kann, daß weder ich noch mein Vater krätzekrank war?"

„Ja. wenn ich die Zeichen im Augen sehe, behandle ich nach dem, was ich im Auge wahrnehme, aber homöopathisch. (Wie vorsichtig!) Denn wenn man die Krätze verschmiert mit Perubalsam, dann heilt sie nur scheinbar und die schlechten Säfte schlagen sich wieder ins Innere. Sie würden Passiflora bekommen, weil die Zeichen der Krätze (NB! einer durch eine Milbe verursachten Hautkrankheit, die dadurch entsteht, daß jene in der Oberfläche der Haut Gänge gräbt, etwa wie ein Bohrwurm in der Baumrinde und die so wenig von einer Säfteverderbnis herrührt wie ein Flohstich) auch auf der Harnblase vorhanden sind."

„Aber meine Blase ist auch in Ordnung.“ — —

„Das meinen Sie nur. Ich kenne viele Leute, die hier gewesen sind und auch nichts von der Krätze wußten. Eine Frau hatte die deutlichsten Zeichen auf dem Uterus. Der sagte ich dann, sie habe Krebs. Denn unter 100 Fällen von Frauen, die hier waren mit Krebs, haben sicher 95 Krätze gehabt. Die meisten Krebse rühren von unterdrückter Krätze her. Bei den Männern legt sie sich hauptsächlich auf den Mastdarm oder auf die Blase und bei den Frauen auf die Eierstöcke.“

Wir wurden unterbrochen. Ein junges Fräulein kam und machte schüchtern errötend, verwirrt und erregt einen tiefen Knicks.

„Meine Mutter ist schwer augenleidend und da bin ich von Köln herübergekommen, um zu fragen, ob sie kommen dürfe, damit Sie sie ansehen.“

„Ja, Kind, das geht schwer. Es ist so viel zu tun. Vielleicht einmal in 14 Tagen, da kannst du sie herüberbringen.“

Das Mädchen entfernte sich zögernd. Wir sahen uns wieder betroffen an. Eine bangende Kranke 14 Tage warten lassen!

„Verzeihen Sie eine Frage“, begann nach der Pause der Jurist, Herr Dr. L.: „Sie erkennen also auch den Krebs sicher aus den Augenzeichen. Sie sehen ihn auch schon zu einer Zeit, wo man ihn sonst noch nicht wahrnimmt?

„Ja gewiß, ich behandle ihn nur nicht, weil das Konsistorium es verboten hat.“

„Aber Sie können doch unterscheiden, ob es wirklich Krebs ist oder nicht. Das ist doch höchst wichtig! Fühlen Sie dann nicht wenigstens die Verpflichtung, diese höchst bedeutsame Erkennungsmethode irgendwo zu veröffentlichen, damit sie der leidenden Menschheit zugute kommen und studiert werden könnte?“

„Nein, damit gebe ich mich nicht ab.“

„Aber, Herr Pastor! Das ist ja ein Verbrechen an der Menschheit. Wenn Ihre Methode solche enorme Vorteile bietet! Wenn damit zahllose Menschen vor der Gefahr einer verspätet oder nicht richtig erkannten Krankheit bewahrt werden können!“

„Ach, ich wäre überhaupt froh, wenn ich nichts mit den Leuten zu tun hätte“.

„Das könnten Sie sich ja sehr erleichtern, wenn Sie Ihre Methode beschrieben und genau durcharbeiteten. Es genügte dann die Oberaufsicht wie in jeder Klinik. — Uebrigens: Sie können z. B. auch Blinddarmentzündungen und Gallenblasenentzündungen mit Leichtigkeit auseinanderkennen, und Sie behalten das für sich?“

„Die Aerzte würden die Methode ja doch nicht anerkennen.“

„Das glauben Sie wirklich, Herr Pastor? Ja, halten Sie denn die Aerzte für so dumm und gewissenlos? Sie müssen es mir nicht übel nehmen, Herr Pastor, aber das glaube ich nie und nimmer.“

„Ich bedaure, daß Sie nicht in meiner Sprechstunde sehen können, wie die Patienten zugeben, wie richtig ist, was ich finde.“ — — —

Es war spät geworden, wir mußten an die Heimreise denken. Wir bedauerten ebenfalls sehr, daß wir nicht einer solchen Sprechstunde beiwohnen könnten. Es soll da sehr merkwürdig zugehen, 7—8 Patienten sollen auf einmal drankommen, dabei die intimsten Dinge vor Männern und Frauen ganz ungeniert besprochen werden usw. Die Diagnosen bestehen, wie nach obigem glaubhaft, im Einreden: Sie haben Schmerzen gehabt, Sie haben Spannung im Leib, Impfvergiftung usw. Wir hätten da sicher noch viel mehr Charakteristisches erlebt. Aber wenigstens gaben uns zwei Fälle, die der Pastor uns noch zeigte, Gelegenheit, einen Einblick in seine Diagnosen- und Heilkunst zu gewinnen.

Das eine war der Herr, bei dem der Pastor sofort die „Terpentinlinie“ erkannt hatte. Dieser war hinter uns gestanden und stellte sich uns nun vor; dankerfüllt und begeistert von dem Pastor und mit verhaltenem Groll über unseren Zweifel. Die Terpentinlinie konnte uns der Pastor nun gerade wieder nicht mehr zeigen. Denn die

Krankheit sei geheilt. In Wirklichkeit ist dem nicht so, wie sich aus der Krankengeschichte ergibt, die der Herr selbst verfaßt hat:

Bei einer gelegentlichen Untersuchung im Jahre 1904 hatte ein Arzt bei dem Herrn 2‰ Eiweiß im Urin festgestellt. Er ging deshalb in das gleiche Krankenhaus, wo man ihn früher wegen einer anderen Krankheit gut kuriert hatte. „Man ließ mich einmal schwitzen. Das vertrug ich nicht gut. Ich bekam Milch. Aber gekochte. Natürlich blieb der Erfolg nicht aus und ich konnte nachts nicht mehr schlafen, so quälte mich die Verstopfung." Da sich sonst sein Befinden andauernd wohl erhielt und an den Füßen keine Anschwellungen auftraten, wurde er nach $5^1/_2$ Wochen entlassen. Die Eiweißausscheidung ging aber weiter. Am 1. Juli 1904 ging er nach Repelen zum Pastor. Der sah ihm in die Augen und sagte sofort: „Haben Sie mit Terpentin zu tun?" „Das war nun nicht der Fall. Ich entsann mich nur, daß um Ostern in der Fabrik die Kessel innen mit einer stark terpentinhaltigen Schutzfarbe gestrichen worden waren, wobei ich ebenfalls im Innern eines solchen Kessels gewesen bin". Davon sagte der Pastor, rühre das Leiden her. Die Nieren seien „*dick voll Terpentin*" und „*wie Säcke geschwollen*". Als später die Füße zu schwellen anfingen, meinte er, das sei ganz gut so. *Der Dreck müsse in die Beine getrieben werden!* Der Patient begann also die Kur. *Nach 5 Tagen schon wurden die Beine so dick, daß er keine Kleider mehr anziehen konnte* und sich das Essen bringen lassen mußte! So brachte er 7 Wochen im Freien zu, ständig ohne Kleidung, höchstens eine Decke umgehängt zum Schutze gegen die brennende Sonne. Nach vorherigem Auflegen von Lehmbrei auf den Körper benützte er täglich, bis in die Hüften eingegraben, nach dem Frühstück und nach dem Mittagessen das Erdbad. Dazu noch am Abend ein kühles Sitzbad und nachts „Lehmverbände". „*Mein Zustand wurde immer bedenklicher*, die Wasserstauung nahm ständig zu, so daß der Leib stark anschwoll. Längst schon konnte ich nicht mehr ohne Hilfe vom Lager. Der Pastor nahm alles als selbstverständlich hin. Ende August — nach zwei Monaten also — wurde ich fast kein Wasser mehr los, höchstens mit dem Stuhl. Nun bekam der leitende Arzt doch Sorge und gab meinem Wunsche, auf mein Zimmer gebracht zu werden, gerne nach. Der Pastor war außer sich darüber. „Noch sechs Wochen draußen in freier Natur und alles wäre in Ordnung gewesen" (und er sagt es noch heute)."

„Nun fing mein Elend erst an. Das Wasser stieg so hoch, daß ich nachts nicht mehr liegen konnte. Ich blieb Tag und Nacht im Lehnstuhl sitzen. Schlafen konnte ich nicht mehr. Die Nieren hatten ihre Tätigkeit gänzlich eingestellt. Nach einem weiteren Monat platzte eines Tages an meinen Füßen, Beinen und am Leib die fürchterlich aufgeschwollene Haut in unzähligen Rissen auf und das Wasser lief aus dem Körper heraus. Ich fühlte große Erleichterung, aber die Schwäche war geradezu gefährlich. Während die Wunden an den Beinen und am Leibe schnell heilten, blieben die Waden und Füße noch lang offen. Unter den Füßen stand eine Wanne, in die fortwährend das dicke Salzwasser tropfte. Ich saß aufrecht, den Rücken durch hochgestellte Kissen gestützt. So habe ich 10 Monate zugebracht. Während dieser ganzen Zeit war der Eiweißverlust noch gestiegen und betrug lange über 15‰. Im Laufe des Jahres 1906 verbesserte sich mein körperliches Befinden. Unterstützt wurde der Fortschritt durch etwa 40 *Geschwüre*, teilweise von beträchtlicher Größe." Nach zweijähriger Kur konnte sich der Kranke wieder bewegen, gehen und radfahren. Eiweiß kommt „nur" gelegentlich und nicht viel.

Den Bericht über diese entsetzliche Kur mit ihrer deutlich unter der Behandlung einsetzenden lebensgefährlichen Verschlechterung, die noch bedenklicher geworden wäre, hätte der Sommer nicht so warm angehalten, und erst im Zimmer, wo die tollsten Anwendungen ausgesetzt werden mußten, allmählich einer Besserung wich, die jeder verständige Arzt durch einige Punktionen der enorm gespannten Haut rascher erzielt

hätte, diesen Bericht schließt der Herr mit den Worten: „Und all das verdanke ich unserem lieben Herrn Pastor, dem so vielfach Angefeindeten. Hoffentlich trägt auch dieser Bericht dazu bei, ihm noch mehr Anhänger und Freunde zu gewinnen!“

Der andere Fall war jene Dame, deren Verbrühung der Pastor sofort erkannt haben sollte. Wir trafen sie eben noch, ehe wir fortgingen. Strahlenden Auges sah sie zu dem Pastor auf, als dieser sie auf die Backe tätschelte. Wir konnten sie noch allein nach dem ganzen Hergang der ersten Konsultation fragen. Was denn der Pastor zu ihr gesagt habe, wie sie gekommen sei. Sie besann sich. „Sie leiden also an polypären Wucherungen?“ „Das sagte er? Sonst nichts?“ „Nein, sie könne sich nicht erinnern.“ — „Und wußte denn der Pastor, daß Sie daran litten?“ Nein.“ „Hat niemand etwas davon gesagt?“ „Nein, es haben nur Bekannte bei ihm brieflich angefragt, ob er mich empfangen könnte.“ „So .... Und hat er nicht auch etwas vom Verbrühen gesagt?“ Sie besann sich wieder. — „Ja, im Verlaufe der Augendiagnose sagte er auch, ob ich nicht heiße Ausspülungen bekommen hätte — —.“ Das genügte uns. Sie erzählte noch, daß anfangs sich ihr Leiden nicht besserte. Dann sei „infolge der Kur die heilsame Krisis eingetreten.“ Sie habe zwei Tage fürchterliche Blutungen und Krämpfe bekommen. Von da an sei es rasch besser geworden. Und jetzt sei sie, die vorher halb ausgeblutet gewesen, so gesund! Nach der genauen Schilderung handelte es sich um einen der nicht seltenen Fälle, wo eine submuköse Geschwulst unter starken Blutungen schließlich „geboren“ wird. Dieser Zeitpunkt fiel in die Kurperiode. Die Erholung ist darnach ebenso wie die Heilung begreiflich und nicht der Felkeschen Kur zu verdanken.

Wir schieden in aller Höflichkeit. Der Pastor ging noch zu einigen Männern hin, die am Wirtstisch saßen und sich nicht erhoben hatten und schüttelte *ihnen* die Hand. Unser Führer begleitete uns eine halbe Stunde Wegs und erzählte uns dabei u. a., wie der Pastor einem jungen Herrn aus den Augen las, daß sein Vater an Blasenkrebs leide. Ja, er empfahl ihm, eine wichtige Angelegenheit zu erledigen, da sein Vater nicht mehr lange zu leben hätte. Das sei damals allen unglaublich erschienen, habe sich aber bestätigt. Nach eingehendem Befragen meinerseits stellte sich freilich heraus, daß doch der junge Mann einiges über seinen Vater erzählt hatte. Ich bemühte mich, meinem Führer klar zu machen, daß man nach seinen Angaben auf Blasenkrebs auch ohne Augendiagnose beim Sohne schließen könne.

* * *

Die Drastik unseres Erlebnisses würde durch einen Kommentar nur abgeschwächt. Es war wirkliches Pech, daß mit Ausnahme der Bouillon und des schön sichtbaren Schmisses der Pastor nur daneben diagnostizierte, d. h. um ganz gerecht zu sein: er hat mir gesagt, ich hätte Antifebrin und Antipyrin genommen. Beim Antifebrin stimmte es nun freilich wieder nicht, ebenso wie bei noch einigem anderen mir andiagnostizierten Leiden, wie Gonorrhoe, Rückenschmerzen usw. Aber Antipyrin habe ich tatsächlich in meinem Leben schon ein paar Mal genommen. Also doch! rief mir ein fanatischer Felkeaner zu, als ich das ehrlicher Weise erzählte. Der *eine Treffer* war für ihn beweisend. Alle Fehler: daß der Pastor z. B. das Brom, das ich mehrere Tage damals einnahm, das Aspirin, die Aloe, die ich öfter nehme, nicht entdeckte, zählten nicht. Auf diese Weise kommen die „Erfolge“ der Augendiagnose zustande.

Die Augendiagnose, wie sie Felke treibt, ist nie und nimmer imstande, wirklich eine Krankheit zu offenbaren, sie ist vielmehr *kompletter Unsinn*. Daran ändert es nichts, wenn er angeblich mit ihrer Hilfe einmal zufällig etwas errät, daß sie in System gebracht ist, in dicken Büchern zum Gebrauch für Eltern, Lehrer und Erzieher beschrieben, in Vorträgen popularisiert wird. Die angeblich die

einzelnen Organe und Körperteile bezeichnenden Stellen haben mit diesen so wenig Zusammenhang wie eine Bahnhofsuhr mit den Schienen und ebensogut könnte man aus den Rußflecken an einer solchen über die durchfahrenden Züge und ihre Passagiere Auskunft geben, wie aus den Zeichen auf der Regenbogenhaut über die Krankheiten der Organe. Im übrigen hat ein Hamburger Militärarzt, hat Dr. Salzer gelegentlich des Tilsiter Prozesses gegen den Augendiagnostiker Schrötter (der wegen Betruges verurteilt wurde), und habe in letzter Zeit auch ich die Frage nachgeprüft, ob nicht wenigstens ein häufigeres Zusammentreffen der Augenzeichen und Krankheiten vorkommt. Auch das ist nicht der Fall. Ein innerer Zusammenhang aber ist überhaupt ausgeschlossen.

Bei diesem Tatbestand drängen sich nun aber noch einige Fragen auf. Wie kann ein akademisch gebildeter Mann an solchem Unsinn festhalten? Daran kann er doch nicht glauben! Es wäre ja möglich, daß es sich um eine Beschränkung der Erkenntnisfähigkeit handelte. Wir bekamen aber einen anderen Eindruck schon aus der dialektisch apologetischen Art seiner Antworten, dann aber auch aus einem kleinen, charakteristischen Vorkommnis. Schon als uns der Pastor in seinem recht wunderlichen Aufzug: schwarzem Gehrockanzug, den Rock offen, die Hände in den Hosentaschen, auf dem Kopf, tief über die langen strähnigen „genialischen" Haare hereingedrückt eine breite Schirmmütze, an den nackten Füßen geflochtene Halbschuhe, selbstgefällig einherschlendernd entgegenkam, fiel uns auf, daß er in der linken Westentasche ein Fläschchen trug, das zur Hälfte hervorlugte. Im Gespräche fragte ich ihn, was da drin sei. Das sei Yermuttee-Extrakt, den schütte er sich ins Bier, um dessen schlechte Wirkung auszugleichen! Ich meinte, da sei ich bedeutend naturgemäßer, denn ich pflegte keinen Alkohol zu trinken. Das sei kein Verdienst, war seine Antwort. Ich war anderer Ansicht, gar für einen Mann, der naturgemäße Lebensweise predigt. Das wirft nun ein interessantes Schlaglicht auf die Art des Mannes. Er liebt das Bier, andererseits fühlt er, daß das nicht richtig ist. Zu dem Entschluß aber, mit der angenehmen Trinkgewohnheit zu brechen, rafft er sich nicht auf. Er glaubt lieber an seinen zehnprozentigen Yermuttee. Noch leichter als von der Wertlosigkeit dieses Mittelchens könnte er sich von der Haltlosigkeit seiner Augendiagnose überzeugen — wenn nicht der Wille zur Erkenntnis, das ernste Streben nach Wahrheit fehlte, dem man schließlich jeden Irrtum verzeihen könnte.

Eine andere Frage ist die, warum dem Manne, der abgesehen von einer jovialen Gutmütigkeit, der leider kein tieferes Verantwortlichkeitsgefühl zur Seite steht, und einer gewissen persönlichen Uneigennützigkeit — die den Patienten nicht zugute kommt, denen vielmehr die problematischen Rezepte Felkes schon auf 20, 25, 27 und 28 M. zu stehen kamen — nichts an sich hat, was die Persönlichkeit besonders anziehend machen würde, die Leute und Jünger so zuströmen. Letzteres hat materielle Gründe. Sie wollen auch die Mode geschäftlich ausnützen. Aber erstere? Werden sie nicht nur durch die Erfolge angezogen? Gewiß. Aber wie steht es in Wirklichkeit mit diesen Erfolgen? Abgesehen von der bekannten Tatsache, daß „Erfolge" schon mit allen Methoden erzielt wurden, mit Venesektion, Vomieren und Purgieren, mit „Nihilismus", Wasser- und Trockenkur, mit Lourdeswasser und einem Brettl mit aufgenageltem Kettchen, Sonnenätherstrahlapparat genannt usw. geben auf die Frage die beiden obigen Fälle eine treffende Antwort: Die Leute schreiben Felke, wie anderen Heilkünstlern, Erfolge zu, für die er so wenig kann wie für die Treffer bei seiner Diagnose. Dazu kommt dann die Reklame, die solche Leute und ihre Jünger machen. „Hier gibt es keinen Irrtum, keinen Zweifel, wer nur den ernsten Willen hat, und nicht auf dem letzten Loch pfeift, findet nach dieser Methode Rettung. Schwachsinnige können Wiedergewinnung ihrer geistigen Fähigkeiten erhoffen" usw. Es kommt ferner dazu, woran die allerwenigsten denken, daß selbst in Fällen, wie dem Terpentinfall, dem freilich Wochen der Qual

gespart hätten werden können, die Natur sich noch selbst hilft, daß ferner auch von Felke einiges angewendet wird, was allbekannt ist und ganz gut wirkt — Luft- und Sonnenbäder, feuchte Einpackungen und auch einzelne Medikamente — (die freilich nicht dem entsprechen, wofür sie ausgegeben werden, z. B. ein „Pflanzentonicum", das im wesentlichen aus je 15% einer Eisensalzlösung besteht, oder der Felkesche Honiglebertran, der aus gleichen Teilen Honig und Lebertran bestehen und nur mit Felkes Bildnis, das „echte großartige Stärkungsmittel" sein soll, der aber, von Spuren Lebertran und Pfefferminzöl abgesehen aus — Himbeersirup besteht, woraus sich „sein guter Geschmack gegenüber gewöhnlichem Lebertran" erklärt) — schließlich, daß eben nur Besserungen berichtet werden. Auch die Suggestion wirkt in manchen Fällen, kann aber, wie all das andere ev. wirksame auch erreicht werden ohne die großen Gefahren der Felkeschen „Methoden" und Herumtastereien.

Wie groß diese Gefahren sind, beweist jedem Einsichtigen gerade der Paradefall mit der Nierenentzündung. Wie würde dieser Kranke, der so rasch mit seinem wegwerfenden Urteil über die ärztliche Behandlung fertig ist, wie würden auch andere Naturheilkundige oder -anhänger über den Arzt oder die Klinik gezetert haben, die eine neue Methode trotz so augenfälliger Verschlechterung fortgesetzt hätten! Gelegentlich dringen aber auch Berichte von Fällen durch, wo die Selbstheilkraft nicht so gut ist, den Pastor in seinem unverantwortlichen Treiben zu unterstützen. So lese ich z. B. in einer mir gerade vorliegenden Nummer der Felke-Zeitung: „Trotz ständiger Anwendung von Felke-Bädern seit einem Jahre ist Besserung nicht eingetreten. Was muß ich tun?" So wurde eine Dame mit Unterschenkelgeschwüren über ein Jahr lang ohne Erfolg behandelt, indem sie die Füße in ein Schaff mit Lehmwasser stecken mußte, bis schließlich Blutvergiftung von den Geschwüren aus eintrat, der sie dann erlag! Dabei behauptet der Pastor, bei Blutvergiftung leiste der Lehm Wunder! Ein Kind, das an einer bösartigen Netzhautgeschwulst litt, wurde von dem Pastor weiter behandelt, obgleich die Geschwulst zum Auge herauswuchs und schließlich so groß wurde, daß das Kind auch noch durch die Mund und Nase deckende über zwei faustgroße Masse erstickt wäre, wenn es nicht davor wenigstens durch Operation gerettet worden wäre. Freilich das Leben war ihm nicht zu erhalten, während bei rechtzeitiger Operation ein solcher Fall zu retten ist. Ein ähnlicher Fall ist jüngst bei einem bekannten Felkevertreter Grund für gerichtliche Verurteilung geworden.

* * *

Das also ist das Bild von dem Wunderdoktor Felke, wie man es in der Nähe gewinnt! Vom Wunder bleibt nichts. Es bleibt nur die Verwunderung über die Urteilslosigkeit unserer Zeit. Es fehlt ihr offenbar noch gewaltig an der Erziehung zu naturwissenschaftlichem Denken und Urteilen. Hier muß viel nachgeholt werden.

Ein praktisches, nicht erst in weiterer Zukunft wirksames Mittel wäre ein Kurpfuschereiverbot. Denn damit würde einer der wichtigsten Gründe für solche „Volksaufklärung" wegfallen: das Streben, die Kranken von den Aerzten ab- und zu sich heranzuziehen. Das wäre bei der Gefahr, die alle mystisch-scheinwissenschaftlichen Bestrebungen miteinander gemein haben, nicht nur in volkshygienischer, sondern in allgemein kultureller Hinsicht ein Segen! Leider geht man dieser Forderung gesunden Menschenverstandes und gesunden Gefühles noch immer aus dem Wege und begnügt sich mit unzureichenden, halben Maßnahmen, wie dies der neue Entwurf zur Regelung des Heilgewerbes und Geheimmittelschwindels beweist.

Aus dem Sprechzimmer einer Aerztin.*)

Es ist keine angenehme Aufgabe für einen Rezensenten, ein Buch restlos verurteilen zu müssen, aber hier bleibt ihm leider nichts anderes übrig. Kaum die gute Absicht kann man als mildernden Umstand gelten lassen, denn bei wirklich guter Absicht hätte es die Verfasserin unterlassen müssen, Themata zu behandeln, von denen sie offenkundig nichts versteht. In wenigen populär-wissenschaftlichen Büchern findet man soviel Unwissenheit, Weltfremdheit und Selbstgefälligkeit vereint. Dazu kommt ein Mangel an jeglichem Taktgefühl, ein zugleich unbeholfener und pretentiöser Stil und die durchgehende Tendenz, fast alle Komplikation des Ehe- und Geschlechtslebens auf das Konto des brutalen und zügellosen Mannes zu schieben. Gewiß trifft man hier und da einen richtigen Gedanken, aber trotzdem wird man nirgends die Empfindung los, daß nicht ehrliche Auflehnung gegen Mißstände und nicht aufrichtiges Mitgefühl das Buch diktiert haben, sondern ein ungesundes Vergnügen an verfänglichen Sujets und das Bewußtsein, damit dem sensationslustigen und kaufenden Publikum eine willkommene Gabe zu bieten. Dennoch haben ernste Blätter das Buch ernst genommen und nur aus diesem Grund lohnt es sich, davor zu warnen. Es wäre irreführend und schädlich, wenn naive Leser glaubten, wirkliche Vorkommnisse aus dem Leben oder der Sprechstunde vor sich zu haben. So einfach sind die Dinge im wirklichen Leben nicht, und daß keine Aufzeichnungen einer Aerztin vorliegen, beweisen nicht nur die groben Verstöße gegen den guten Geschmack, sondern vor allem die medizinischen Räubergeschichten, welche dem Laien als Wissenschaft vorgetragen werden. Wünschen wir dem Buch die baldige Vergessenheit, die es verdient.

München. Dr. Adams-Lehmann.

*) Aus dem Sprechzimmer einer Aerztin. Aufzeichnungen aus der Praxis einer deutschen Aerztin, bearbeitet von Dr. Th. Stein. Erstes Tausend. 1907. Bruno Volger, Verlagsbuchhandlung, Leipzig-Oetzsch.

Literatur.

Oesterreicher.

II.

Ludwig Anzengruber: Auf der Schneid (Berlin, Hermann Krüger). — Karl Schönherr: Das Königreich (Stuttgart, Cotta). — Hoffensthal: Das Buch vom Jäger Mart (Berlin, Fleischel). — Julius Kraus: Prag (Suschitzky, Wien-Leipzig). — Max Brod: Experimente (Stuttgart, Axel Juncker). — Richard Schaukal: Schlemihle (München, Georg Müller). — Hans Ludwig Rosegger: Die Verbrecherkolonie (Berlin, Hermann Krüger). — Karl Federn: Die Flamme des Lebens (Berlin, S. Fischer). — Wilhelm Fischer in Graz: Sonnenopfer (München, Georg Müller). — Hermann Bahr: Stimmen des Blutes (Berlin, S. Fischer). — Max Burckhard: Die Insel der Seligen (ebenda). — Rudolf Greinz: Marterln und Vottvtafeln (Leipzig, Staackmann). — Rudolf Greinz: Das Stille Nest (ebenda).

Wenn Ludwig Anzengrubers Sohn Karl mit einer Anzahl flotter Geschichten die Aufmerksamkeit der Leser auf sich gelenkt hat, so tat ers nicht, ohne zugleich die Erinnerung an die tragischen Zustände wachzurufen, die seinen genialen Vater zwangen, sich in Journalartikeln und kleinen Erzählungen auszugeben. Die Gefahr der geborenen Erzähler ist damit ausgesprochen. Wir sahen bedauernd Rosegger eine der glänzendsten Erzählergaben in Dutzenden kurzer Geschichten verschwenden, die größeren Werken Zeit, Lust und Geduld des Verfassers entzogen und Aufmerksamkeit und Gespanntheit des Publikums abschwächten. Es ist für unsere erzählende Literatur ein Entgang, wenn fast alle erfolgreichen Schriftsteller in Menge kleine Sachen für die Blätter hervorbringen, anstatt geduldig und schweigsam ein großes Werk reifen zu lassen. Eine weitere Gefahr ist die Nachgiebigkeit gerade sehr beliebter süddeutscher Autoren gegen ein ausgesprochen norddeutsches Lesepublikum, die gerne die Geschehnisse rührsam aufputzt und in Bühnenbeleuchtung stellt, damit sie einem norddeutschen Publikum mundgerechter werden, und andrerseits bewußt wegläßt, beschönigt, mildert, süddeutsche Eigentümlichkeit verwischt, um droben ja nicht anzustoßen. Zu dieser Betrachtung veranlaßt das Geleitwort Telmans zu Anzengrubers Erstlingsbuch, in dem er, mit einem überflüssigen Hieb auf die sprachlichen Artisten Oesterreichs, stilistische Ungewandtheiten seines Schützlings entschuldigt. Von dieser sprachlichen Unbeholfenheit ist jedoch wenig zu spüren, im Gegenteile stören eher da und dort kleine Zugeständnisse an jene von Norddeutschen mit Behagen genossene Wadlstrumpfsentimentalität und Salontirolertragik, von der auch Anzengrubers Vater nicht ganz freizusprechen ist, die bei ihm jedoch durch die überall fühlbare Wucht der ethischen und künstlerischen Persönlichkeit ausgelöscht wird. Gerade weil der junge Anzengruber in jeder seiner Geschichten eine frische, ausgesprochene Begabung verrät, und in Humor und Tragik überraschend viel von der väterlichen Art zeigt — wie denn überhaupt der kleine Band allen denen warm empfohlen sei, die Ludwig Anzengruber schätzen, — gerade darum sei er dringend gebeten, mit rauher Ehrlichkeit, ohne Rücksicht auf das Unterhaltungsbedürfnis, als treuer Volksschriftsteller sich vor allem an jene Kreise zu wenden, aus deren Leben, Freuden und Leiden er seine Stoffe schöpft, und, anstatt dem Geschmacke des großen Publikums das geringste Zugeständnis zu machen, es lieber allmählich zu sich emporzuziehen — „auf die Schneid," wo der Bergwind geht und Gräser und Blumen stärkere Stengel treiben und würziger riechen.

Karl Schönherrs Märchendrama ist stofflich und sprachlich gleich verunglückt. Der Fürst, die Fürstin, die schwarze Schöne, die braune Schöne, die blonde Schöne, die Vortänzerin — ebensoviele blutlose Gespenster. Das Problem: Sinnlichkeit contra Reinheit — eine Handlung für christliche Handwerksgesellenvereine, zum Teil sogar mit den naiven Mitteln erbaulicher Theaterspielerei durchgeführt: die Symbolik von

der braven Geige des unschuldigen Knaben und dem höllischen Fiedelkasten des Excellenza (!) Diabolo ist von peinlicher Hausbackenheit, und der alamannische Dialekt der alten Marthe klingt ebenso greulich wie die schlesischen Blankverse der Hauptmannschen Theaterhexe. Das Schlimmste an dem Stück aber ist die Ratlosigkeit des Dichters seinem Problem gegenüber und die ahnungsvolle Unverständlichkeit des Schlusses. Der larmoyante Teufel des dritten Aktes sei übrigens Meister Oberländer zur Illustration empfohlen. Machen wir endlich einmal ein Ende mit diesen erklügelten Märchendramen! Zum Teufel mit allen diesen Theaterteufeln, Märchenkönigen und Mondscheinprinzessen! Menschen wollen wir auf der Bühne, nicht stilisierte Marionetten, denen der Zettel aus dem Maule hängt. Wenn irgend ein Dilettant bei irgend einem Pierson irgend ein Märchenspiel erscheinen läßt, so tut ers auf seine Kosten. Wenn der Wirklichkeitsdichter Schönherr von der Höhe seiner Bauerndramen zu symbolisch gemeinten Moralitäten herabsinkt, so tut ers erst recht auf seine Kosten. Auf Kosten seines Ansehens: Das wäre noch zu verschmerzen; Scharten wetzt ein so begabter Autor rasch aus. Aber die Gefahr ist, daß ers auf Kosten seiner Entwicklung tue: ist nicht seit der Versunkenen Glocke Hauptmanns dichterisches Wachstum in der Mitte abgeknickt? Symbolische Kunst war bisher das letzte, und oft nicht das beste Wort großer Dichter; eine Altersfrucht, ein feierliches Alpenglühen vor der endgültigen Dunkelheit. Bei Dramatikern, die mitten in der Entwicklung stehen, bedeutet Symbolismus fast stets einen Irrweg, einen Mangel an Geduld: der elektrische Scheinwerfer der Reflexion möchte Sonne spielen! „Bleibe der Erde treu, oh mein Bruder“: Dies Wort gilt Schönherr heute in jedem Sinne, und wenn wir es ihm laut zurufen, so tun wirs aus Respekt vor seinem Talent und aus Sorge. Es ist für das Publikum viel leichter, sich bei Liszts Faustsymphonie etwas zu „denken“, als Beethovens Neunte zu erleben. Darum hat es eine erklärliche Vorliebe für Werke, denen sich mit Auslegungen und Deutungen beikommen läßt, und klatscht den Dichtern reicheren Beifall, wenn sie mit scheinbarem Tiefsinn seine Neugier reizen und seine Eitelkeit mobil machen, als wenn sie die starken, gesunden Werke vor die Zeitgenossen hinstellen, bei denen es nichts zu deuteln, nichts zu geheimnissen, nichts zu geistreicheln gibt.

Das Buch vom Jäger Mart ist ein reines Stück Dichtung und ein starkes Stück Leben. Hoffensthal ist als Verkünder des Bozener Mittelgebirges rasch bekannt geworden. Freunde seiner feinen, herzlichen Art hatten schon begonnen zu fürchten, er möchte von dem wunderschönen Stück Erde dort oben bei Maria Schnee und Klobenstein den Weg gen Tal und zu andern Menschen nicht mehr finden. Desto erfreulicher ist die Geschichte dieses Bauern, der in Innsbruck bei den Kaiserjägern an dem militärischen Stumpfsinne und unter einem rachsüchtigen Vorgesetzten leidet, derweil der alte Vater vom ererbten Hofe vertrieben wird, das alte Heim und der treue Wald niederbrennt und nur ein einfaches Mädchen geduldig wartet, bis das Tor des Garnisonsgefängnisses sich auftut. Dies Buch ist wert ein Volksbuch zu werden; es ist echt, gesund und gütig. Durch seine dichterisch erschauten und innerlich erlebten Schilderungen der Landschaft stellt es der Verfasser auf eine Stufe mit den guten früheren Sachen von Pierre Loti, wie den Pêcheurs d'Islande, an deren gedämpfte Innigkeit der Roman erinnert.

Einen „Roman von Völkerzwist und Menschenhader“ wollte Julius Kraus schreiben. Bis zu einem gewissen Grad ist ihm das gelungen. Die Geschichte der Tschechisierung Prags vom Kuchelbader Krawall von 1881 bis zu den Straßenkämpfen im November 1897 ist sicher ein bedeutender Vorwurf. Kraus ist ihm aber noch nicht gewachsen. So stark die epische Begabung ist, die sich im Tempo des Vortrages und im Aufmarschierenlassen großer Volksmengen ankündigt, so undeutlich treten andrerseits die Führer der Handlung hervor: wir hören fortgesetzt ihre Namen, sie werden

uns Symbole der einzelnen Nationen, Symbole ihrer ältern und jüngern Generation, aber sie werden uns nicht recht sichtbar, greifbar. Den allzu häufigen Gebrauch der Gegenwartform im Roman hat J. V. Widmann in diesen Heften (Januar 1906) mit Grund gerügt. Facit indignatio versum ist nicht das beste Rezept zum Dichten, Erbitterung nicht die geeignetste Inspiration. Kraus ist noch mehr rednerisch als gestaltend, er schildert oft die Gefühle über die Ereignisse statt die Ereignisse selbst. Aber bei schonungslosem Ausmerzen alles Nichtepischen wird dieser ohne Zweifel vielversprechende und eigenartige Erzähler eines Tages zu den Besten gehören können.

Ist Max Brod noch im Aufstieg? Von den vier Geschichten des schmalen Buches ist die älteste weitaus die beste, die in der Art Hoffmanns von einem gespenstisch grauenvollen Begebnis auf einer blauen Südseeinsel berichtet. Experimente nennt der Verfasser sein Buch und reiht es so einer Gattung ein, die zwischen den Gattungen steht. Nur ein verirrter und erkrankter Geschmack wird die Groteske über „das Niveau des Hergebrachten" setzen, wie ein bekannter Aesthet gelegentlich eines früheren Buches von Brod es verkündete. Die Neigung zum Grotesken in der Erzählung und im Drama scheint mir ein untrügliches Verwesungszeichen der Kunst. Die Knockabouts und Excentrics nehmen gegenwärtig im literarischen Variété bedenklich zu. Während in den bildenden Künsten die Ueberschätzung des Grotesken längst aus der Mode ist, wird uns in der Literatur die Unfähigkeit zum Gestalten immer noch als feinste Kunst vorgeredet. Von Max Brod könnten wir sicher reine, wohlgeratene Werke erhalten, warum verrennt er sich in eine Gattung, die keine ist?

Die Schlemihle, deren Leben und Streben Schaukal in seinem Novellenbande vereinigt hat, bleiben einem lange in der Erinnerung: der bucklige Student, der verabschiedete Offizier, der unglückliche und betrogene Parvenü, und der als Gymnasialsupplent wiedergeborene Graf. Schaukal hat von Mérimée, den er übersetzt, die ironische Ruhe des Vortrags gelernt, von Flaubert und Balzac den Blick für das Wirkliche. Die Nähe der Beobachtung, das Nachfühlen des inneren Erlebnisses, die Gedämpftheit des Tones machen das Lesen dieser Geschicke zu einem nachdenklichen Genusse.

Rosegger Sohn hat sich mit einem Tagebuchroman von trotziger Ursprünglichkeit in die Literatur eingeführt. „Verbrecherkolonie" hat ein wohlhabender Adliger in grimmigem Hohne sein Landgut getauft, weil er nur entlassene Sträflinge als Knechte und Mägde einstellt. Das Leben, das er selbst beschreibt, ist wie eine böse Jagd, bei der die Jäger sich selbst waidwund geschossen haben. Kraftvoll bis zum Kraftmeierjargon à la Scherr ist Tempo und Ton („Das Wort wohlt mich" S. 91). Eben dies, daß es so ganz auf einen Ton gestimmt ist, erschwert den Schluß vom Werk auf den Autor. Es hat Schmiß und Geberde, Schärfe und Beobachtung, Feinheit der Seelenmalerei. Es ist leidenschaftlich und rauh. Es hat etwas von Sudermanns Katzensteg, aber es ist künstlerisch vornehmer. Man wird sehr gespannt auf das nächste Buch des jungen Rosegger sein müssen, denn darin wird es sich zeigen, ob er bereits dem Klischee verfallen ist, oder ob er als Künstler neue Wege sucht.

Das Buch Federns erzählt einen ungewöhnlichen Lebenslauf mit nobler Ruhe. Es hat etwas Düsteres, wie die Woge des Lebens den Helden von der alten Hansestadt in die Einsamkeit der Puszta spült, und nach Südafrika, und wieder nach Ungarn, und abermals nach dem Kapland. Man hat das Gefühl, Zeuge zu sein von Geschicken, die sich unentrinnbar erfüllen; Zeuge eines edlen, doch vergeblichen Anstemmens gegen das Uebermächtige; Zeuge des Abdorrens eines scheinbar gesunden Astes einer alten Familie. Menschen und Dinge sind dichterisch gesehen; dies verleiht dem dunkeln und herben, aber sehr kultivierten Buche Schönheit und Licht.

Wilhelm Fischer ist sicher eine feine poetische Natur, und dennoch hinterläßt sein Roman keinen günstigen Eindruck. Eine fatale Manier des Dialogs, die sich allzuweit vom Wirklichen entfernt, ist auf die Dauer schwer erträglich: ein fortgesetztes Drehen und Glitzernlassen von gescheiten Einfällen, ein ermüdendes Fangballspielen mit dichterischen Bildern. Im ganzen und im kleinen zuviel als Volksweisheit verkleidete Reflexion. Nichts im guten Sinne Spannendes. Der Quell der Erfindung sickert spärlich, aber das Wässerchen des Plauderns hüpft allzumunter dahin. Der Ton ist stellenweise so manieriert, daß man ordentlich erstaunt ist, wenn plötzlich von einem Eisenbahnzuge gesprochen wird. Dabei wäre das Thema schön und reizvoll: Bekehrung eines einseitigen Willensmenschen zur Güte; als Hintergrund die modernem Groß- und Kapitalbetrieb sich anpassende steierische Eisenindustrie.

Der Roman Burckhards ist ebenso gescheit und spannend, wie er im Grunde formlos und gemütlos ist. Die Geschichte von dem unschuldig eines Mordes Angeklagten, der zu schlimmer Letzt durch das Eingeständnis zweier tatsächlich früher von ihm begangener Mordtaten Aufschub der Hinrichtung erwirkt, ist ein juristisch sauber gearbeiteter Kriminalfall, der unerwartet durch einen Briefwechsel im Geschmacke des achtzehnten Jahrhunderts unterbrochen wird: dieser Einfall jedoch, daß der Held den Verfasser bittet, doch die Handlung in die Zukunft zu verlegen, damit er nicht hingerichtet werde, ist künstlerisch ein Bankrott. Die sechzig Seiten, auf denen Gründung, Nöte, Abenteuer, Organisation und Legislative der phantastischen Sträflingskolonie auf der dalmatinischen Insel beschrieben werden, machen den Eindruck, daß der Autor um jeden Preis den ihn nicht mehr interessierenden Stoff rasch abtun wollte. Sie sind manchmal witzig (die Parodie des christlich-sozialen Ministerdialekts zum Beispiel ist boshaft), aber die beiden Teile des Buches stehen in einem schreienden Mißverhältnisse. Burkhard ist wie durch eine dünne Glaswand vom Lande der Kunst getrennt. Bis zu einem gewissen Punkte bringt er alles mit: Beobachtung, Technik, Sentiment, Humor, Witz, Scharfsinn, aber es fehlt immer das Letzte, Unbeschreibliche, Unlernbare, das ein Werk erst zum Kunstwerk macht. Man braucht seinen dicken Band nur mit den raffiniert erzählten kurzen Geschichten Bahrs zu vergleichen, um sofort zu fühlen, wer ein Künstler ist und wer nicht. Jede dieser lässig skizzierten Erzählungen hat irgend einen Reiz, der fasziniert. Ihre Vorwürfe sind bizarr. Die geheimnisvolle Anziehung und Abstoßung zwischen den Geschöpfen wird von einem skeptischen Weltmann mit eleganter Nachlässigkeit beplaudert. Es ist Pose in dieser Eleganz, Nachlässigkeit vor dem Photographen, aber es ist künstlerisch und niemals langweilig.

Darf man es hingegen offen bekennen, wie unkünstlerisch und zugleich wie langweilig die Marterln und Votivtafeln sind, die Rudolf Greinz fast allwöchentlich in der „Jugend“ aufstellt? Ich bewundere die Geduld eines Publikums, das sich diese formlosen, witzlosen und geschmacklosen Produkte immer wieder vorsetzen läßt. Von den vielen Klischees der „Jugend“ ist dieser Kassian Kluibenschädel fraglos das fadeste. Weiß Greinz seine starke Begabung für das Kecke, Derbe, Lustige nicht besser anzuwenden, als in den Knittelversen und Rüpelreimen schlecht nachgeahmter Marterlinschriften? Welchen Zeit- und Kraftverlust dies für Greinz bedeutet, läßt sich ahnen, wenn man an seinem wuchtigen Glurnser Roman einen sehr starken Gegenstand durch die Flüchtigkeit der künstlerischen Mittel zum Teil um seine Wirkung gebracht sieht. Das urwüchsige Erzählertalent ist freilich so fortreißend und überrumpelnd, daß man über das Unkünstlerische und Halbfertige der Schilderungen hinweg sich der Entwicklung der Fabel und der Charaktere zuwendet. Wie das erzwungene Geistlichwerden das eigene und ein anderes Leben vergiftet und zertritt, wie der kleine Beamte in Schulden und Schuld gerät, wie die uneheliche Mutter im schlimmsten Vorstadtelend versinkt, wie ihr Kind sich in Blutschuld verstrickt, das

ist stark, packend und ohne Mätzchen geschildert. Greinz hat sich mit diesem Buche ein neues Gebiet erobert: den Roman. Noch ist er Neuling auf dem Gebiete und hat künstlerisch noch viel zu lernen, aber von seinen lustigen Geschichten zu diesem bedeutend angelegten Werk ist ein großer, für ihn wie für die Literatur gleich wertvoller Fortschritt. Dieser Erfolg legt ihm zugleich die Verpflichtung auf, immer Reiferes, Ebenmäßigeres zu produzieren und die Hände von einer Zeitungsfrohn zu lassen, die sein kraftvolles Talent nur vergeudet, und einen Dichter zum allwöchentlichen Lustigmacher eines verständnislosen Witzblattpublikums erniedrigt.

Freising. Josef Hofmiller.

Zum deutschen Altertum.

Aus Dichtung und Sage. Vorträge und Aufsätze von Wilhelm Hertz. Stuttgart u. Berlin 1907, Cotta. 219 S. — **Das deutsche Volkslied.** Von J. W. Bruinier. Leipzig 1908, Teubner. 151 S. — **Das deutsche Volkslied** von Dr. Otto Böckel. Marburg 1908, Elwert. 393 S.

Herr Professor Vollmöller verdient sich durch diese Sammlung unzugänglich gewordener Schriften Wilhelm Hertzens den Dank gelehrter und ungelehrter Freunde des deutschen Volkstums. Wir könnten vielleicht wünschen, er hätte ihn, durch eine exemplarisch ungeschickte Einführung, nicht geschmälert. Was will es heißen, daß er sein Vorhaben durch ein 1893 mit Konrad Hofmann geführtes Gespräch und des letzteren ‚unvergessene, mir aus der Seele gesprochene Worte' erklären zu müssen glaubt, wenn diese Worte wirklich gelautet haben: ‚Alles was Hertz schreibt, erregt ja immer das größte Aufsehen'? Was will es heißen, daß Hertz in ‚Dichtung und Wissenschaft, in der ganzen Richtung seiner literarischen Tätigkeit', ‚unbestritten der Nachfolger Ludwig Uhlands ist'? Was sollen diese halbdeckenden Schablonen, die Uhland nichts geben und Hertz nichts nehmen? Uhland, über den es Mode ist, zu lächeln, seit kleine Knaben ihn lesen und niemand ihn kennt, gehört als Gelehrter mit Jakob Grimm in eine Geisterreihe, wie Hertz mit Wilhelm, und als Dichter deszendiert der feine und kultivierte Epigone von ganz anderen Kanones als von der stilvollen Starrheit des ihm hier falsch Angegliederten. Wollte man in der Einführung erklären, was sich selber erklärt, so wäre auf die Stücke hinzuweisen gewesen, in denen nur die sanfte Feder und die Atmosphäre eines reinen gütigen Gemütes den Neudruck des in Anschauung und Durchdringung veralteten rechtfertigt. Die einleitende Abhandlung über den ritterlichen Frauendienst etwa hätte Hertz, wenn er heut' lebte, von Grund auf abgetragen und neugestützt. In den vierundvierzig Jahren seit ihrer ersten Veröffentlichung haben sich genauere und gerechtere Begriffe vom Wesen des germanischen Liebesgefühls durchgesetzt als man sie 1864 billiger Weise haben konnte, die Internationalität des europäischen Rittertums und ihre geschichtlichen Voraussetzungen im Europa überziehenden und beherrschenden ethischen Kanon des adligen Germanen sind klarer erkannt worden und haben zu einer Revision der Begriffe geführt, die die alte Fragestellung nordisch-südlich, deutsch-romanisch völlig verschiebt. Auf der anderen Seite freilich macht gerade eine veraltete Arbeit eines ausgezeichneten Forschers wie diese fühlbar, wie viel die neueren Philologien noch zu tun haben werden, ehe von Präzision wieder gesprochen werden dürfte. Wo sind die wirklich historischen Darstellungen der Entwicklung aller großen sittlichen Begriffe des Mittelalters, der Courtoisie etwa, oder der Gentilezza? Wer denkt endlich einmal daran, etwa die Theorien des Mittelalters vom Adel und seinen konstituierenden Qualitäten auf ihren Quellen zu verfolgen und in ihren Verzweigungen aufzuklären? Und was ist eine Philologie, die diese Fragen sich zu beantworten jedem Einzelnen überläßt?

Ueber die anderen Aufsätze des Buches können wir uns kurz fassen; sie teilen mit den Schriften des Verfassers, die wir in vielen Händen zu sehen die Freude haben, alle Vorzüge, und haben, ihrer Bestimmung für ein breites Publikum entsprechend, noch den der äußersten Faßlichkeit für sich. Beowulf und Nibelungensage werden reinlich und mit schonenden Händen auseinandergelegt und wieder geschlossen; man sieht mit einiger Bitterkeit von dieser nachgerade verschollenen Zartheit im kritischen Verkehr mit den Großen aus in die gegenwärtig herrschenden Manieren hinüber und denkt, mit welchem Hohne sich heute die Analyse auf der letzten Seite zwischen die Fetzen und Brocken hingepflanzt haben würde. Sehr schön und gefühlt ist der Ueberblick über die Walküren und das Walkürenhafte, und die Seiten, auf denen die Mythologie der schwäbischen Volkssage ausgebeutet wird, lesen sich, trotz alles inzwischen längst beseitigten Deutungsapparats, selber fast wie ein Wintermärchen. Wilhelm Hertz hatte den Zauberstab guter Artung in die Wiege bekommen, vor dem an allen Dingen, die er zeitlebens berührt hat, eine verborgene Tür aufsprang wie an Schreinen und einen guten Geist zeigte oder ein gutes Licht; davon hatten seine Worte den Abglanz; waren es aber wie hier die Geister und Geistlein der Heimat, so folgten sie ihm gar mit;' und so zieht er nun mit seinen Popphänsen und Maunkelen, den Butzemännern, Urscheln und Brenen, durch das alte Schwaben hin und her. Es ist eine Freude, dem bescheidenen und doch so echt gewürdigten Manne zu folgen. Zwar sollten von Geistern nur große Dichter sprechen, oder wirkliche Kinder oder zarte Frauen; aber dieser gelehrte Mann hatte einen Blutstropfen von allen dreien und gehörte mit einem Faden seines Wesens ins Vierte Reich.

Wir wünschten etwas ähnliches von den beiden Büchern über das Volkslied sagen zu können, die uns vorliegen, lassen sies aber nicht entgelten, daß der Maßstab gewechselt werden muß. Das kleine Schriftchen des Herrn Bruinier, in der Teubnerischen Sammlung ‚wissenschaftlich gemeinverständlicher Darstellungen' — ‚Aus Natur und Geisteswelt' lautet der häßliche Gesamttitel — ist in die dritte Auflage gekommen und hat damit das Bedürfnis des Publikums nach Information solcher Art bewiesen. Die parteiische Wärme des Verfassers für seinen Gegenstand, die sich oft bis zur Hitzigkeit steigert, mag ihm manchen Leser gewinnen, der an anderem Feuer nicht schmölze. Seine Art in lauter Schablonen zu denken, seine grob demokratische Unart, zum ‚Volk' in seinem Sinne, oder zum ‚völkischen' wie er bis zur Ermüdung auftrumpft, immer nur das zu zählen, was ihm gerade in den Kram paßt, ist des Beifalls derer sicher, die sich durch Beschwören der gleichen Schablonen der schweren Pflicht der Selbständigkeit entheben. Wir leugnen nicht, daß bei dem fast ausgestorbenen Interesse des Publikums für unsere nationale Vergangenheit jeder Dank verdient, der einen Teil seines Lebens daran setzt, dies alte Leben zu wecken. Aber welcher gute Dämon gibt den *geistigen* Arbeitern in unserm Volke endlich den lösenden Tropfen Nüchternheit ins Hirn, der andern *praktischen* Arbeitern desselben Volkes bis zur Verwässerung reich fließt? Wer befreit uns von den verrannten partis pris, dieser Pedanterie des Gemütes, von der sentimentalen Einseitigkeit, die immer das Halbe rettet, wo wir endlich des Ganzen bedürfen? Da ist nun ein Begriff vom ‚Volk' und Volksgesang, der mit dem kunstmäßigen Skopenlied in der Königshalle anhebt, um über lauter falsch konstruierte Glieder weg bei dem Unteroffiziersliede auf Sedan oder den Ulan an der Weichsel zu enden. Was alles bei diesem Schlichtschneiden als ‚welsch', wie dies Vereinler-Pathos immer sagt, oder ‚höfisch geziert' zu Boden fällt, mag man sich, bei solchen Begriffen, denken. Daß ‚Volkstümlichkeit' ein innerlich homogenes Publikum voraussetzt; daß jede Poesie sobald diese Homogeneität aufhört, Eigentum der Volksschicht ist, die sie erzeugt; daß die entwickeltste unter diesen Schichten des Volkes die minder entwickelten zu sich hinauf-

zieht; daß Kompromißkünste und Kompromißpoesie, die so entstehen, weder gegen den entwickelteren, noch gegen den minderentwickelten Volksteil in dem Sinne etwas besagen, daß nun der eine ‚das Volk' sei und der andere nicht; daß der sich entwickelnde, in unserem Falle, sein Deutschsein ebenso durch seine Entwicklungsfähigkeit beweist, wie der andere in seinem Gebundenbleiben, seiner höheren Altertümlichkeit, deutsche Züge bewahrt; wie lange muß man diese einfältigen Wahrheiten predigen gehen? Und wenn über dieser Einsicht der Begriff des ‚Volksliedes' wie er einmal geworden ist und seit einem Jahrhundert Schaden in allen Köpfen anrichtet, sich als eitler leerer Wortschall erweist, wenn der Begriff des Volkes selber, wie ihn die Engherzigkeit auf beiden Seiten zur Waffe des Hasses und der Angst verdorben hat, sich auflöst und zerbricht — was kann man besseres wünschen, als daß jener dahinfahre und dieser, in weiten und weisen Herzen sich neubildend, zum Worte der Liebe werde? Herr Bruinier, der mit unzweifelhafter innerlicher Bewegung von ‚unseres Volkstumes Reichtum, Kraft und Tiefe' spricht, ahnt nicht daß er es verarmt, schwächt und verflacht, wenn er die große höfische Kunst am liebsten ungeschehen machen möchte und dafür nicht nur Neidhardt, dessen besondere Größe er mißversteht, sondern die halbechte Poesie der niedern Minne als deutsch herausstreicht; wenn er auf eine Zeit, die mit der Beutesucht und der ungeheuren Rezeptionskraft genialer Jugend von überall her Stoffe, Formen, Bräuche, Lebensgüter an sich reißt und in sich umschafft, die modernen Originalitätspflichten anwendet hinter denen immer das Gespenst des Plagiates lauert; wenn er vergißt, wieviel von uns an Europa gegebenes, aufgeopfertes, wild vergeudetes uns das hohe Geschichtsrecht gegeben hat, alles genommene, und mehr, von Europa zurückzunehmen; wenn er Christan von Hamles wundervolles Lied: ‚Ich wollte, daß der Anger sprechen sollte Als der Sittich in dem Glas' implicite darum verwürfe, weil es durch seine feste, d. h. südwestliche Kunstform europäische Geltung hat, (wie höchstes deutsches immer) — und seine Teilnahme auf eine Art Poesie einschränkt, die von ebenfalls südwestlichem, der pastorelle, ausartend (alle Form kommt von daher) langsam in den Gassenhauer hinüberführt. Wir sagen das alles nicht, weil wir den Wahn hätten, dies Pathos, das sich für deutsch hält und doch tudesque bleibt, zu belehren, sondern weil wir den Leser im Auge haben, der mit uns glaubt, daß Faust und Nathan, Wallenstein und Don Carlos die wahre Erbschaft der Volkstümlichkeit des altdeutschen Heldengesanges angetreten haben und sie ausüben in jeder Dachstube, in der ein Handwerker sie liest, in jedem Arbeiterverein, der sie sich vom jungen Studenten erklären läßt, ebenso, wie im Auditorium der Hochschule, im Theater, im Lesewinkel des Bildhauerateliers oder des Studierzimmers; Leser, die mit uns wissen, daß schon die älteste Poesie Keime exklusivster Vornehmheit hat, wie die, auf die Pindar zu verweisen pflegt, und sich nur an Könige und Weise, nicht an den Durchschnittsfreien wendet; und daß von ihrem herrlichen Hochmute, der das Populäre verschmäht, der sich und sein Tiefstes versteckt, der geahnt und nicht verstanden werden, der schauern machen und nicht erklären will, das ewig unpopuläre höchste Volksgut abstammt, Kallimachos so gut wie Iphigenie und Tasso; was dann weiterwirkt, weil es zu hoch ist, den Durchschnitt hebt, weil es ihn überragt, und das Ganze des Volkes mittelbar schließlich aus der Trägheit in den Aufbruch emporreißt.

Das Bruiniersche Buch gibt sich als Darstellung, mit nur gelegentlichen Zitaten. Umgekehrt ist das Böckelsche — wir sind gegenwärtig nicht in der Lage, sein Verhältnis zu Vilmars Handbuch, das es erneuert, nachzuprüfen — im wesentlichen Liedersammlung mit verbindendem und erläuterndem, gelegentlich warm charakterisierendem Text. Eine umfangreiche und nur dem Kenner zugängliche Literatur ist benutzt, ein großer Schatz von anonymer Poesie wird übersehen und teilweise

ausgezogen. Der Liebhaber hat dies Buch gemacht und nach besten Kräften Jahrzehente seiner Liebe darin summiert; da jeder etwas darin finden wird, der eine neue Texte, der andere neue Notizen, der dritte schließlich neue oder ihm neue Zusammenhänge, so wollen wir nichts fordern, was ein ‚Handbuch des deutschen Volksliedes' heut wohl erfüllen müßte. Aber wir werden nicht ablassen, zu fordern, daß der künftige Arbeiter auf diesem Felde den Dünkelhaber ausrotte, daß er jäte bevor er erntet und worfelt bevor er zu Mühle trägt; die Saat erstickt im Unkraut und das Korn, wovon wir leben wollen, ist vor Spreu bald nicht mehr zu kennen.

Lucca Rudolf Borchardt.

Das ritterliche Liederbuch des Freiherrn Börries von Münchhausen (Verlag von F. A. Lattmann, Berlin, Goslar, Leipzig) liegt in zweiter vermehrter Auflage (2. und 3. Tausend) vor. [Geb. 4 M., numerierte Luxusausgabe in Ganzleder gebunden und vom Autor signiert 12 M.]

Das heißt: Münchhausens Gedichte werden gelesen, und Münchhausen ist ein Künstler durch und durch; er hat offenbar nicht geruht, bis Juda, die Balladen und dieses Liederbuch in gleich großem Format und in diesen geschmackvollen Drucktypen vorliegen. Alles vornehm, einfach, und groß!

Die ganze Einteilung ist gegen früher dieselbe geblieben: die Gedichte werden gruppiert in: Landschaften und Jahreszeiten, Wanderungen, Lieder und Stimmungen, Zigeunerlieder, Um die Kunst, Allerhand Liebe, Wir, Liebe, Lieder aus dem lateinischen Viertel, und in besonderen Fällen. — Neu eingereiht sind: Der alte Rittmeister, Lied der Zurückgebliebenen, ein viertes Zigeunerlied, Prometheus, Augen, Grauer Morgen, Im Herbst, Anna, Märchen, Weiland Bursch zu Heidelberg, Theodor Herzl. — Die alten Lieder sind mir liebe Bekannte, und die neuen habe ich mit herzlicher Freude gelesen, denn die Klänge auf seiner Laute sind dieselben guten und schönen geblieben. Alles, was er singt, ist Münchhausen, vor allem alles wahr, d. h. erlebt! Und das Motto sagt, wie er ist:

„Wenn einer nur bei Kopf und Kragen
Den Mut hat „Das bin Ich!" zu sagen."

Leipzig. Erich Ebstein.

Politische Rundschau.

Tagebuchblätter aus der türkischen Revolution.

Von Ernst Jäckh in Heilbronn.

(Schluß.)

Konstantinopel, Mitte August.

„A la Franca?“ — das ist die etwas nachsichtige Frage des türkischen Dieners, wenn ich Kaffee bestelle: „europäisch?“ d. h. in diesem Fall: schwach, gemischt, unecht. — Ich ziehe à la Turka in Mokkatassen zu schlürfen vor.

A la Franca! So fühle ich mich heute abend in diesem Taksimgarten im Galateil von Konstantinopel leider . . . Drüben über dem goldenen Horn schläft das Stambulvolk, in den engen und geringen Holzhäusern, die dem Erdbeben sich anpassen, aber umso gieriger vom Feuer gefressen werden, in ganzen Vierteln, wenn ein Funke aus dem primitiven Holzkohlenbecken zündet. Und hier in einem der wenigen Gärten zur öffentlichen Geselligkeit und Unterhaltung verkündet der schnarrende Klang europäischer Phonographen den Triumph einer Kultur à la Franca; hier paradiert man auch à la Franca: mitten im Parfüm des europäischen Fleischmarktes, in der Schminke der Berliner Friedrichstraße, mit der ostentativen Demonstration alles Sexuellen.

„Verstehen Sie jetzt?“ — fragt mich ein Jungtürke — „warum Zivilisation uns häufig nur als Syphilisation erscheint?“

Man erinnere sich auch an die Gründe des türkischen Abscheus vor der europäischen Modekleidung — vor der männlichen wie weiblichen —: weil sie sekundäre Geschlechtsmerkmale ebenso wie die Organe animalischer Funktionen nicht ganz verhüllt, wie dies die türkische Tücher- und Faltengewandung tut. Auch beim europäisierten Türken überwiegt noch der Gehrock, der vorn und hinten deckt. Man nehme ferner die verbürgte Feststellung, daß in den Bordellen, zu welchen allzu eifrige levantinische Führer mit obscönen Photographien und mit besonderer Einladung zum vice allemand den Fremdling anfeuern, sich keine Türkin befindet, da die Türkin sich nicht prostituiert, ohne sofort vom Vater oder Bruder erdrosselt zu werden — und man verachte die türkische „Barbarei“!

Aber die Vielweiberei des Harems? Wenn man's so hört, möcht's leidlich scheinen. Gewiß gestattet Muhammed die Polygamie und hat sie einst vorgelebt. Aber der Durchschnittstürke lebt tatsächlich monogam. Die Vielweiberei ist beim bäuerlichen und kleinbürgerlichen Mittelstand unerhört, beim Bourgeois eine auffällige Kuriosität; sie beginnt eigentlich erst beim Pascha. Auch der Kenner des Orients, Professor Vambéry, bestätigt die Beobachtung: in den muhammedanischen Ländern gibt es unter Tausenden kaum einen Hausherrn, der von der gesetzlich gestatteten Vielweiberei Gebrauch macht . . . . Gewiß ist wohl wirtschaftliche Berechnung für den Türken der Hauptgrund für den freiwilligen Verzicht auf dieses „Vergnügen“ — aber gehört nicht auch ein gut Stück Verantwortlichkeitsgefühl zu diesem Verzicht? Der Sultan nützt das Recht Asiens aus, genau wie einst Abraham und David in der Bibel; wie später im Occident christliche Fürsten — sogar mit Luthers Zustimmung — sich dieses Recht genommen haben, und wie dies heute bei uns in Wirklichkeit viele praktizieren, die die Mittel dazu haben — nur ohne die im Knabenalter geraubten Nubier als Eunuchen, aber auch ohne die Legitimität und Loyalität des Türken.

Aber trotzdem haperts mit der türkischen Einehe: sie kennt — wie die französische divorçons-Praxis — nicht die Schätzung der kommenden Kinder; ihrer Art fehlt bisher noch das volkswirtschaftliche Mark. Die griechisch-armenische Vermehrung ist voran.

* * *

Das gleiche Kleid, das bei der Türkin jede Betonung geschlechtlicher Formen unterdrückt, so daß sie nie „reizend“ erscheint — nach dem türkischen Wort: „was de

615-621

Gedichte.

Von Eugen Albrecht †.

O Abend, o du meines Lebens Abend:
So früh schon bist du gekommen:
Da noch die leuchtende Sonne im Mittag stand,
Kamst du über den blauen Himmel mit schweren Schatten
Und meine Schultern, die aufrechten, umflog
Das schwarze Verhängnis.

Bleiern auf meiner Seele ruht sie,
Die unabwerfbar lastende Bürde:
Und meine Augen, die gestern noch den Erdkreis
Mit freiem Blick erobernsdurstig maßen,
Sie suchen rund um mich im grünen Boden
Die enge Pforte, durch die sie eingeh'n werden
Ins Reich der Schatten.

O Abend, o du schöner stiller Abend:
Ich danke dir, daß du des Nachmittags
Vernüchtert Harren mir ersparen willst,
Ich danke dir, daß du so süß das Licht
Mich aus den Wolken noch begrüßen lässest,
Eh es verlischt auf immer.

Wie satt der Blätter Farben mich umdrängen!
Wie rauscht der Strom so zuversichtlich leise!
Wie eilt geschäftig mit gespannten Nerven
Noch immerfort das Leben um mich her,
Das bald ob meiner Ruhstatt fluten wird
Und keinen Laut mehr, keinen Hauch empfängt
Des Stillgewordenen.

Leb wohl, du bittres, leb mir wohl, du gutes,
Du Allesbringer, Allesnehmer, Leben:
Lebt wohl und habt mir Dank, ihr lieben Freunde,
Lebt wohl und habt mir Dank, ihr lieben Feinde,
Ihr nahen und ihr Fernen, sei euch schön
Die karge Spanne, die euch noch ertagt
Eh wir uns wiederfinden in dem tiefen Grund
Vergeßner Ewigkeit.

Das Urteil.

Des Tages denk ich, da zum erstenmal
Mein Schicksal kündete der spiegelnde Kristall —
Mit fremder Stimme sprach mein eigner Mund:
„Nun wirst du nimmer nimmermehr gesund . ."

Um Lipp und Aug der hippokrat'sche Zug —
Ein starres Lächeln drin — ich schaute weg: „Genug".
Stark schlug mein Herz, als ob das treue wüßt,
Daß es zu schwerer Arbeit rüsten müßt . .

Ein tiefer Atemzug: „Nun wirst du frei".
Des Leibes Kerkermauern krachen jäh entzwei,
Endloser blauer Himmel hüllt mich ein:
Vergessen darf ich, und vergessen sein . .

Abschluß.

Da lieg ich nun in enger Krankenzelle
Und denke still: Wird dies das Ende sein?
Wo bliebest du, mein stolzer Lebenswille?
Umsonst hoff ich von dir ein kräftig: Nein!

Fern Leben, Freunde, Glück, fern alles, alles —
Fern selbst die Sehnsucht meiner alten Welt —
Noch ficht ich mit dem Feind, der in mir brütet —
Doch harr ich ruhig, ob mich das Schicksal fällt.

Kein Drängen mehr, kein ringend heißes Streiten:
Des Lebens volle Schale, sie war mein —
In Lust und Leid. — Noch winkt manch schöner Tag:
Doch darum hoffen, ängsten, jammern? — Nein.

Das offene Tor.

Ein Wiener Roman von L. Andro.

(Schluß.)

Aus einem Brief von August Töpfert an Hans Meuselin.

Es war sehr gut, mein lieber Hans, daß Sie Renatus aus der drückenden Wiener Hitze fortgebracht haben. Ob freilich die grüne Stille des Wiener Waldes das Richtige ist? Ich kenne dieses in sanfte Wellenhügel eingebettete Rodaun recht wohl, mit seinen sommerfrischelnden Kleinbürgern, mit dem hocharistokratischen Konvikt dicht daneben — ein liebliches Stückchen Altösterreich, aber ob so eine kranke Menschenseele nicht eher den wilden Wellenschlag des Meeres brauchte, den aufpeitschenden Sturm, statt soviel waldiger Lieblichkeit? Nun, schaden wirds ja hoffentlich nichts. Daß unsere Freundin Katzi die Absicht hatte, Mittel zu schaffen, um unseren Freund hinaus zu bringen, wußte ich und da ich sie ein paarmal hintereinander Mittags im Automatenbüffet traf, wo sie ein belegtes Brot verzehrte, weil es ihr angeblich an der Zeit fehlte, zwischen zwei Lektionen nach Hause zu gehen, wird sie sichs wohl vom Munde abgespart haben.

Mich erfreut aber die allzugroße Sanftmut, Rücksicht und Fügsamkeit des Renatus nicht, von der Sie schreiben. Ich sehe ihn, nach Ihrer Schilderung, allabendlich pünktlich zum Zug erscheinen, der Sie aus der Stadt hinausbringt und zwischen spießbürgerlichen Gattinnen und Kinderwagen Ihrer harren. Das ist mir nicht recht. Ich wollte, er verbrächte diese langen Sommertage nicht so einsam im Grünen, er wäre wieder so herrisch, eigensinnig und undankbar wie früher. Es wäre mir lieber.

Es schien mir — und scheint mir noch immer — als ob der seelische Chock, den er erlitten hat, doch viel tiefer gewesen, als wir alle geglaubt haben. Und doch, was quält ihn? Die Sehnsucht nach Ruhm? Ach Gott, der Ruhm, mein lieber Hans — in gewissen Jahren hat man an anderes zu denken als an die Nachwelt. Das ist nur ein Ideal der ganz Jungen. Materielle Sorgen? Einstweilen, das weiß er, sind seine Freunde da.

Das, was mich an Renatus immer so eigen berührt hat, ist, daß er, von einer fabelhaften Anspruchslosigkeit für seine Person, sofort äußerst prätentiös wird, wenn es sich um seine Kunst handelt. Wir wissen, er muß immer das teuerste Material, das beste Notenpapier haben. Ein kostspieliges Buch oder Notenwerk, in dem er nur ein einzigesmal etwas nachzuschlagen hat, wird sofort angeschafft. Er betrachtet sich selbst als ein kostbares Instrument seiner Kunst — als Mensch, als Renatus Feyertag, fühlt er sich nur als etwas ganz Minderwertiges.

Und ich fürchte, das, woran er krankt, ist die Angst, in Zukunft nur mehr der gewöhnliche Renatus Feyertag zu sein. Er, der verhältnis-

mäßig noch jung ist, hat in diesen wenigen Jahren quantitativ und qualitativ eine Lebensarbeit geschaffen, die für einen doppelt so alten ausreichen würde. Aber nun, das fühlt er, braucht er einen Widerhall seiner Arbeit in den Menschen. Das, was er geleistet hat, muß von den anderen aufgenommen und verarbeitet werden. Ohne daß er selbst beim Schaffen jemals an das Publikum dächte, fühlt er nun doch, daß er den Kontakt mit der Erde braucht, daß er sich sonst in ein Bizarres, Weltfernes verlieren würde, das mit der Kunst immer weniger zu tun hätte. Sein Zustand ist schon seit einiger Zeit eine Pause zwischen zwei ungeheuren Schaffensperioden. Aber wenn nun die Menschen nicht mitgehen, kann es leicht ein Abschluß sein.

Lieber Hans, auch der Einsamste, auch der, der ihn am meisten verachtet, braucht einmal im Leben den Erfolg. Nicht den bei uns paar Leuten, bei seiner Gemeinde. Wir leben in einer Stadt, in der warmer, südlicher Enthusiasmus herrscht. — Sie könnens alle Tage in der Zeitung lesen. Nur daß der Enthusiasmus und das Interesse an den hübschen Beinen einer Soubrette weit größer ist, als an der Lebensarbeit eines schaffenden Künstlers. Die freilich an dieser teilnehmen, werden davon erdrückt.

Was ist es, das Sie und Katzi so völlig zu Renatus hinzieht, daß Sie ihm Ihre ganze Zeit, Ihre ganze Persönlichkeit opfern? Von dem Mädchen will ich schweigen, aber Sie, ein Kraftmensch, einer mit einem eigenen Leben, was hält Sie hier fest, so sehr, daß Sie, wie Sie mir selbst gestanden haben, jüngst einen glänzenden Posten in Ihrer Vaterstadt ausschlugen? Doch nur die kindhafte Sehnsucht, an etwas zu glauben, denn daß Ihnen Renatus selbst dies alles nicht danken wird, wissen Sie doch.

Oder hätte gar die Stadt Sie schon mit ihrem verfluchten Zauber umsponnen? Dann würde ich sagen, eilen Sie, retten Sie sich, solang Sie noch aufrecht sind, ehe diese weiche Luft einen Schwächling aus Ihnen gemacht hat, wie aus uns anderen . . .

Und wir? Wir sind hier auf Amrum in der klaren reinen Meeresluft. Leonore lebt ganz ihrer Gesundheit und wir sehen keinen Menschen. Ich bin glücklich . . ."

Eines Tages trat August Töpfert bei Renatus ein. Sein blasses düsteres Gesicht war noch eine Nuance blasser und düsterer als sonst. „Ich mach' Ihnen eine Abschiedsvisite. Nächste Woche geh' ich nach München".

„Für wie lange?" fragte Renatus überrascht.

„Für immer. Es wird dort ein neuer musikalischer Verlag gegründet — Gebhardt und Maurer, Sie haben wohl gehört — für den bin ich als Beirat gewonnen. Wir verfügen über große Kapitalskräfte und wollen einmal versuchen, ob es nicht ein ganz gutes Geschäft ist, junge Talente zu fördern. Wir rechnen natürlich auch auf Sie. Damit verbunden ist

die Herausgabe einer Zeitschrift, die unsern Tendenzen dienen soll — kurz, es ist eine erste Stellung in der deutschen musikalischen Welt. Ich wäre ein Narr gewesen, abzulehnen."

„Und Ihre Frau", fragte Renatus.

„Bleibt natürlich hier." Töpfert kam fast ins Schreien. „Ginge ich denn sonst fort? Aber es geht nicht mehr — ich mag sie nicht eines Tages erschlagen müssen — ich mag nicht der Held eines sensationellen crime passionel werden . . . Ich träum' jede Nacht davon." — Töpferts Augen fingen an zu glühen, sein Gesicht wurde rot, er rückte an Renatus heran, der seinen heißen Atem spürte, „ich seh', als ob ich dabei wäre, den Gerichtstisch, die Geschworenen, den kleinen Doktor Veilchenstein im Verteidigertalar. Ich höre förmlich die Diskussion zwischen Staatsanwalt und Verteidiger, „Mord oder Totschlag" . . . Ich sehe das Publikum, das sich in den Saal drängt — mein Gott, es war eine so berühmte Künstlerin — die Saaldiener können es kaum mehr zurückdrängen. Und ich sitz da — stumm und starr, auf der Anklagebank. Ich weiß ja nicht, warum ich sie erschlagen habe — ich hab' ja keine Beweise gehabt, nichts, ich hab' es nur so in der Luft gefühlt . . . Sie begreifen, daß das pathologisch ist", sagte Töpfert erschöpft und trocknete seine schweißbedeckte Stirn. „Nein, nein, ich bin noch nicht verrückt, ich könnte es bloß werden. Darum geh' ich lieber."

„Wo werden Sie in München wohnen?" fragte Renatus nach einer Weile. Er hatte eigentlich etwas ganz anderes sagen wollen. Er wollte sagen: ich versteh' Sie und Sie tun mir leid. Und vor allem tut es mir weh, Ihre Nähe zu verlieren, Ihr Interesse, Ihre erwärmende Freundschaft. Aber er brachte es nicht über die Lippen und Töpfert verstand ihn auch so ganz richtig. So vertieften sich die Beiden ganz angeregt in eine Diskussion, ob es angenehmer sei, in München selbst zu wohnen oder vielleicht in Schwabing draußen und doch waren sie sich ganz klar über das, was ungesprochen blieb. Beim Abschied bat Töpfert nur noch, den Freunden nichts zu sagen. „Keinen Abschied — ich bin eines Tages nur nicht mehr da. Auch Leonoren gegenüber werde ich es so halten. Ihr wird es leid sein — sicherlich. Ich hab' ihre Position vor der Welt gehalten, bin ihr auch im Studium zuweilen nützlich gewesen. Es ist eine feige Flucht — ich weiß es. Aber es ist besser so."

So ging Töpfert und niemand begriff recht warum, und seine Frau eigentlich am wenigsten. Sie hatte sogar einen Anfall von Sentimentalität und nicht übel Lust, sich auf die Verlassene hinauszuspielen. Dann ließ sie es doch sein, weil sie fand, daß es zum Stil ihrer pikanten Schönheit nicht paßte. Sie revanchierte sich aber, indem sie mit der Münchener Hofbühne ein kurzes Gastspiel vereinbarte, in einigen ihrer besten Rollen. Sie wollte München ein bißchen den Kopf verdrehen, er sollte nicht so ganz leicht frei kommen von ihrer Atmosphäre.

„Recht hat er gehabt“, sagte Katzi zu Renatus. „Zur brutalen Gewalttätigkeit war er innerlich viel zu fein.“

„Woher wissen Sie . . .? fragte Renatus.

Katzi zuckte die Achseln. „Nichts weiß ich. Ich denk' mir's halt. Er hat so — so Mörderaugen gehabt in der letzten Zeit.“

Eine der ersten Taten Töpferts war es, eine ungedruckte Arbeit des Renatus herauszubringen und die andern dem früheren Verleger abzukaufen. „Er wird zugrund' gehen und sie werden ihn aus dem Verlag hinausschmeißen“, sagte Renatus schmerzlich-ironisch. Aber es kam nicht so. „Wir drücken den Feyertag hier durch“, schrieb Töpfert an Hans — an Renatus sandte er immer nur ganz nichtssagende geschäftlich-kühle Mitteilungen. Es war den beiden Männern nun einmal nicht gegeben, sich voreinander auszusprechen. „Ich selbst bin hier ein anderer und mein Einfluß auf die Menschen ist auch ein anderer. Süddeutschland auch hier, Bummelei auch hier — aber doch nicht das Süß-Schläfrige, sanft Orientalische wie bei Ihnen. Doch schon mehr deutsche Reichsluft, Arbeit, Schärfe, Klarheit. Nicht diese entsetzliche Angst vor dem Neuen und die Scheu, Neues zu kapieren. Etwas zuviel Enthusiasmus sogar, keine Urteilskraft, kein Unterscheiden zwischen Spreu und Weizen, aber ein B o d e n immerhin. Wir setzen den Renatus durch.“

„Meinen Sie wirklich, die Reichsgrenze macht's aus?“ schrieb ihm Renatus, der diesen Brief zu lesen bekam. „Sie eingebildeter Deutscher! Von Ihnen hätt ich ein Betonen des nationalen Standpunktes am wenigsten erwartet. Sie kennen meine Ansichten darüber. Die Kunst mag ein Vaterland haben, aber sie spricht ganz gewiß keine bestimmte Sprache, eine Mundart aber schon gar nicht. Und überhaupt: Nationalität und Religion sind die zwei großen Scheidewände, die die Menschen zwischen sich und der Kultur aufgerichtet haben.“

Von Töpfert erhielt Renatus monatelang keine Antwort auf diesen Brief. Dann kam ein von seiner Hand adressiertes Paket mit Drucksachen, das Programme von mehreren Konzerten enthielt, die demnächst in München stattfinden sollten. Auf jedem einzelnen war eine Arbeit des Renatus angekündigt, seine Lieder, ein Klavierkonzert, zwei Violinsonaten. „Das ist unser Werk“, schrieb Töpfert — natürlich wieder an Hans. „Man fängt hier schon an, sich für Renatus zu interessieren, der Verkauf seiner Sachen bringt die Spesen langsam herein. Wirklicher materieller Reingewinn kann natürlich erst kommen, bis wir größeres durchgesetzt haben — und das planen wir.“

Leonore hatte den Verkehr mit den Freunden keineswegs ganz aufgegeben, schon deshalb nicht, weil sie wußte, daß die anderen mehr und ausführlicher von ihrem Gatten hörten, als sie selber, die nur kurze höfliche Mitteilungen empfing. Sie hatte schon an Scheidung gedacht, wegen „böswilliger Verlassung“, aber es hätte ihr nicht viel genützt. Der, dessen

Gegenwart Töpfert beständig ahnte, ohne von ihm zu wissen, hätte sie ja doch nicht heiraten können und der Klang von Töpferts Namen war immerhin nicht schlecht. Ihr Gastspiel in München als Rosina und Zerline hatte ihr große Triumphe gebracht. Sie ahnte nicht, daß ihr Gatte irgendwo auf der Galerie in der letzten Reihe saß, ihren Zauber, der noch immer wirksam war, einsaugend wie ein Rasender. Im Hotel besuchte er sie dann, Blumen in der Hand, beherrscht, gelassen. Vor den Leuten boten sie das Bild besten Einvernehmens, übrigens hatten sie sich ja auch früher niemals gezankt. Dennoch war Leonore unzufrieden. Sie sah, was ihr Mann sich in der kurzen Zeit seines Münchener Aufenthaltes für eine Stellung in der musikalischen Welt gemacht hatte, während er in Wien nicht viel mehr als der „Gatte der Sangmann" gewesen war. Es schien ihr, als habe sie ihn viel zu wenig geschätzt. Sie hätte ihn gern wieder gehabt und als er sie zur Bahn brachte, war sie fest überzeugt, daß er ihr mit dem nächsten Zug nachkommen würde. Sie wußte nicht, daß er sich die Nägel ins Fleisch bohrte, die Lippen blutig biß. Aber er kam nicht.

An Hans schrieb er eines Tages: „Wir bringen hier die Chorballade zur Aufführung. Es wird ein Sieg, Sie sollen sehen."

Hans und Katzi waren zum Nachtessen bei Leonore, die sich's nicht nehmen ließ, die Freunde zuweilen zu sich zu laden. Renatus hielt sich fern, er ging jetzt nicht gern unter Leute und zu Leonoren schon gar nicht.

Leonore sagte nichts, als Hans den Brief vorlas, aber als alle weg waren, schrieb sie an ihren Mann. Sie wolle und müsse die Sopranpartie in der Münchener Aufführung singen, seine Einwände seien überflüssig, da er selbst geschrieben habe, Saal und Chorbesetzung würden kleiner sein, als in Wien. Uebrigens habe er an Mathilden gesehen, daß man sehr viel Stimme haben und doch die Wirkung verpuffen könne. Er wisse, wie energisch sie in das Geistige jeder Auffassung eindringe und er werde es nicht bereuen.

Eine Art Fanatismus war über Leonore gekommen. Ihre angeborene Kampflust, der künstlerische Ehrgeiz, der Wunsch, Töpfert und Renatus zu zeigen, was sie sei und könne, floß bei ihr zu einer unbeugsamen Zuversicht zusammen, die sie sogar veranlaßte, sich einen Urlaub für das Datum der Aufführung zu erwirken, ehe Töpferts Antwort überhaupt gekommen war. Gegen ihre Erwartung machte er weiter keine Schwierigkeiten. Er habe den größten Respekt vor ihrem künstlerischen Ernst und in München würde die Erinnerung an ihre vor kurzem gefeierten Triumphe der Sache nur nützen. Sie möge also mit dem Studium der Partie beginnen.

* * *

„Nun?" fragte Hans atemlos.

Renatus saß am Fenster und besah mit einer Lupe einen alten Stahlstich. Es schien ihm unangenehm zu sein, daß man ihn gestört hatte, aber an dem Zittern seiner Hand sah Hans, daß diese ganze Gleichgültigkeit erlogen war. Er warf einen Blick in die Depesche, die ihm Renatus hinhielt: „Ein Sieg, ein Sieg!, der größte Erfolg, den ein Komponist seit Jahren hier errungen hat. Wir wünschen tausendmal Glück. Töpfert, Leonore".

„Das ist ihr Stil — unverkennbar", sagte Renatus.

Hans war dunkelrot vor Freude geworden. „Ich bin so unmenschlich glücklich, Renatus".

„Schon recht!" fuhr ihn dieser an. „Du wirst jetzt vielleicht gleich zur Katzi galoppieren und ihr werdet mich — wie nennt mans doch — fêtieren. Vielleicht auch eine Torte mit Zuckerguß? Würde mich sehr freuen!"

Hans nahm schweigend seinen Hut, und ging. Renatus hielt ihn nicht zurück. „Warum ist er nur so?" dachte Hans. „Warum nicht einmal ein herzliches warmes Wort? Nein — diesen Menschen zu lieben ist fast unmöglich . . ."

Er ging wirklich in Katzis Redaktion und erzählte ihr alles. „Aber gehen Sie jetzt nicht zu ihm", sagte er.

Sie schüttelte traurig den Kopf. „Ich hätt's eh nicht getan . . . Ich weiß schon, was Sie nicht wissen, daß er ein Fremder ist und wir ganz Fremde für ihn, daß wir nicht zusammengehören. Er gibt uns nichts von sich — wir haben keinen Anteil an ihm".

„Und doch nimmt er unsere Aufopferung an . . ."

„Er fühlt vielleicht unbewußt, daß auch sein Nehmen noch ein Geschenk für uns ist. Er ist nicht innerlich kalt oder gar schlecht, wie Sie vielleicht jetzt glauben, nur ganz fremd, aus einer anderen Welt, nach anderen Gesetzen lebend. Ich hab' das nie vergessen . . ."

Trotzdem sie beide sehr glücklich waren, kamen sie über eine tiefe Traurigkeit nicht hinaus.

Nach einigen Tagen — es hatte schon alles in der Zeitung gestanden — ging Katzi doch zu Renatus, ihm „Wirtschaft führen". Sie hatte ihm eine kleine Vorratskammer eingerichtet, die sie allwöchentlich inspizierte. Während sie seiner Hausmeisterin Weisungen gab, sah sie einige fremde Herren von Renatus weggehen. Sie ging dann zu ihm, aber er erwähnte weder etwas von dem Besuch, den er gehabt, noch von seinem Erfolge. Endlich fragte Katzi traurig: „Wollen Sie mir denn gar nichts sagen?"

„Ach, von der Münchener Angelegenheit, meinen Sie? Aber das ist ja schon eine alte Geschichte — Tage alt. Wollen Sie etwas Ausführlicheres darüber lesen? Da steht's".

Er gab ihr einen Brief. Er war von Töpfert und Leonore gemein-

sam, jeder hatte einen Absatz geschrieben. Sie jubelten beide über den großen Erfolg und Töpfert erzählte von der packenden überraschenden Gesangsleistung Leonorens, die auch bei den spröden Stellen das Publikum zu sich gezwungen habe und Leonore sagte, wie sehr Töpfert eiserner Wille, sein tiefes Verständnis in die Chor- und Orchestermassen eingedrungen sei. Seltsam hastig und lebensglücklich war der Brief, als ob ihn Neuvermählte geschrieben hatten, ihrem Glück eine kurze Spanne Zeit für die Mitteilung an den Freund stehlend.

„Sie hat ihn wieder — ich fürchte jetzt für immer“, sagte Renatus. Von sich selber sprach er nicht. Aber er sah Katzis vorwurfsvolle Augen auf sich gerichtet und sagte: „Es wird schon. Gestern hat mir das Quartett Carlon die Mitteilung zukommen lassen, daß sie mein E-moll-Quartett spielen wollen. Ich hab' es ihnen vor drei Jahren überreicht. Heut' früh' hab ich einen Brief vom Konzertsänger Keil bekommen, mit der Bitte um neue Lieder — die „schottischen“ würden doch jetzt überall gesungen werden, das sei ihm nicht originell genug. Die Herren, die Sie vorhin weggehen gesehen haben, waren von der Symphonie-Gesellschaft. Meine Sachen liegen dort seit sechs Jahren im Archiv. Die Stadt rührt sich.“ —

„Aber das ist ja das Glück!“ rief Katzi. „Der große strahlende Erfolg?“

„Ist das wirklich das Glück?“ fragte Renatus. „Wenn ich denke, daß ich dafür gelebt habe, daß das die Höhepunkte sind! — Irgend eine Summe von Zufälligkeiten hat bewirkt, daß irgendwo auswärts ein paar hundert Leute die Hände applaudierend aneinander schlagen. Jetzt gehen sie hier nach wie die Schafe und entdecken mich — mich, der ich jahrelang unter ihnen lebe, der gefleht und gebettelt hat um Gehör. Wissen Sie, was ich habe, Katzi? Ekel — sonst nichts!“

„Renatus!“

„Dafür hat man gelebt? Und das ist wirklich alles, daß ein paar Leute kommen und schöne Sachen sagen, und ein paar Reporter einen um Daten sekieren und einige Virtuosen uns zur Leiter für ihre Erfolge benützen wollen. Das Glück — das ist vielleicht in ein paar Momenten des Schaffens da, Katzi, und auch dann nur selten, weil man den ewigen Zwiespalt zwischen Wollen und Können zu stark empfindet. Vielleicht gibt's ein Glück für die, die gleich hinauf kommen, die nicht darum betteln müssen, denen es in den Schoß fällt. Aber für den, der so lange, so bitter darauf gewartet hat, ist dieses Glück zu schal, zu pover, zu karg, Katzi — es ist einfach zu spät.“

„Aber der materielle Erfolg, Renatus — den werden Sie doch spüren.“

„Ich bin sehr bedürfnislos — mir ist Geld verdienen immer ein Greuel gewesen. Ob ich jetzt eine Bankierstochter unterrichte oder mich im Frack vor hundert applaudierenden Bankierstöchtern verneige: es ist für mich

fast die gleiche Corvée. — Sehen Sie die Champagnerflaschen da? Ich will einmal versuchen, mich zu besaufen. Vielleicht gibt mir das Stimmung. — Ich möchte nur wissen, ob es den anderen auch so geht, daß sie bei dem höchsten Moment ihres Lebens angelangt, auf den sich all ihr Wünschen und Hoffen seit Jahren konzentriert hat, sich fragen müssen: also das ist alles? So sieht das Glück aus? — Schäbig, wahrhaftig."

Katzi wußte nichts mehr zu erwidern.

*

Leonore Töpfert-Sangmann hatte mit ihrer Direktion einen kleinen Konflikt wegen eigenmächtiger Ueberschreitung ihres Urlaubes, aber schließlich gab man nach, da sie ja doch ein Liebling des Publikums war. Sie schien schöner, strahlender, talentvoller, denn je. Mit ihr war ihr Mann gekommen. Die Freunde wußten nicht, daß er wieder da war, so verborgen hielt er sich vor ihnen in tiefer Scham. Seine glänzende Münchener Position hatte er aufgegeben und da man seine Wiener Stelle auch inzwischen besetzt hatte, war er eben jetzt nichts anderes mehr als der Mann seiner Frau. Er wollte nichts mehr, er war müde vom Kampf gegen sich selbst. Es half ihm ja doch nichts. Er hatte gezeigt, daß er allein auch etwas war und konnte, nun war's genug. Sie hatte ihn wieder und hatte ihn ganz. Die Bewunderung ihrer ernsten künstlerischen Leistung, die ganz fernab von ihrem sonstigen Gebiet lag, seine Dankbarkeit für ihr Eintreten in einer Sache, die er zu der seinen gemacht hatte, das alles hatte zusammengewirkt. Sie verbrachten in München ein paar Tage miteinander, eingeschlossen in Leonorens Zimmer im Bayerischen Hof, heimlich, selig wie ein Liebespaar. Und danach wußte er, daß alles Sträuben vergeblich sein würde, daß er fertig war.

Die Freunde waren schmerzlich erstaunt, als sie davon hörten. Hans am meisten. „Und dieser Mensch hat dich einmal feig genannt", sagte er zornig zu Renatus. „Du bist der Einzige, der auf ihn Einfluß hat — Du müßtest ihn warnen, müßtest ihn losmachen von diesem Strindberg-Weib, dieser Leonore."

„Wozu?" fragte Renatus. „Er geht ganz gerade, ganz direkt seiner Bestimmung entgegen. Er weiß es und tut es doch — das imponiert mir. Ein Narr war er nur, als er geglaubt hat, ihr zu entfliehen . . . Und ist ihr Festhalten an dem Mann, ohne den ihr Leben so viel bequemer und weniger kompliziert wäre, den sie nicht liebt, der ihr nur eine lockende Gefahr ist, nicht auch ein Anklammern an ihr Schicksal? — Die Beiden gehen mit einer nachtwandlerischen Sicherheit ihren Weg dem Abgrund zu — man darf sie nicht anrufen, sonst stürzen sie nur noch früher."

Von da an gingen die Pfade des Ehepaares und des Renatus Feyertag auseinander.

* * *

„Ich störe Sie?“ fragte Mathilde, als sie bei Renatus eintrat. Er nahm seinen Hut wieder ab und zog seinen Ueberrock aus.

„Ich habe keine Eile. Beliebt es der Wunschmaid, Platz zu nehmen?“ und er wies auf einen Sessel mit jener zeremoniellen Höflichkeit, von der man bei ihm nie wußte, ob sie auch ernst gemeint war.

Mathilde wußte es auch nicht und sah ihn mißtrauisch an. Sie trug ein einfaches schwarzes Kleid und einen großen schwarzen Tüllhut mit blassen Rosen, unter dem ihr goldenes Haar hervorquoll. Sie wußte, daß sie nicht vorteilhafter aussehen konnte. „Wenn der Berg nicht zum Mohamed kommt . . . Und ich hab' doch sehen wollen, was Sie machen.“

„Es geht mir wohl, Wunschmaid“, sagte Renatus seriös. „Unlängst hatt ich das Glück, Sie als Elsa zu hören und zu konstatieren, daß Sie wirklich Rückschritte gemacht haben, seit ich das Glück hatte, über Ihrem Studium zu wachen.“

„So sind Sie“, sagte Mathilde verschüchtert und den Tränen nahe. „Immer eine kalte Douche. Auch wenn man nett und liebenswürdig zu Ihnen ist.“

„Es tut mir leid, Wunschmaid“, sagte Renatus bedauernd und nahm ihre Hand. „Aber darf ich Sie um etwas bitten? Ich halt' diese Frühlingsabende im Zimmer nicht aus. Kommen Sie mit mir, Sie sollen sehen, draußen bin ich ein ganz anderer.“

„Aber gern“ — Mathilde stand auf und sie gingen zusammen fort. „Was ist Ihr gewöhnlicher Spaziergang?“ fragte sie.

„Dahinunter“, sagte Renatus und zeigte auf eine Mauer, hinter der uralte Bäume nickten. „Der Schwarzenbergpark. Den kennen Sie natürlich so wenig wie die meisten Wiener. Das ist das Märchenland, dieser dunkle Park mit seinen dunklen Teichen und den schwarzen Schwänen. Und wenn man sich dann bis zu seiner Höhe durchgeträumt hat, dann liegt hinter dem Teich und den Fliederbüschen ein lichtes Schloß vor einem, mit leuchtenden Fenstern, wie eine Verheißung. Gewöhnliche Menschen wissen, daß dies das benachbarte Belvedere ist, das infolge der sinnvollen Anlage des Parks freundlich herübergrüßt. Aber ich ziehe doch vor, zu glauben, es sei ein Märchenschloß, das ich nie erreichen kann, denn zwischen uns liegt der schwarze See mit den verzauberten Schwänen. — Das ist das Märchenland für den Morgen. Das Märchenland für den Abend aber, oh, Wunschmaid, das wohin ich Sie eben jetzt führe, das ist dieses Belvedere selber, mit seinem großen hellen, schattenlosen Rokokogarten, seinen steinernen Sphinxen und der fernen brausenden Stadt zu unseren Füßen. Da sind Sie hoffentlich schon gewesen.“

„Gewiß“, sagte Mathilde. „Durchgegangen bin ich schon manchmal. Eine Menge schmutziger Kinder spielen da immer — stören die Sie nicht?“

„Niemals“, sagte Renatus, „obgleich ich kein eigentlicher Kinderfreund bin. Aber ich finde, sie sind wertvolle Anreger. Steckt nicht alle Welten-

weisheit z. B. im Strummelpeter? Oh, Suppenkaspar, der du dich gegen die Allgewalt der Materie sträubst und schließlich doch daran zugrunde gehst, ein Märtyrer, ein Ueberwundener! Wie kommt es, daß du noch nicht zum Haupt einer Aestheten-Schule designiert worden bist!"

„Ich wünschte, Sie würden zu mir reden wie zu den anderen Leuten", sagte Mathilde mißtrauisch. „Ich kenn mich nicht aus, machen Sie Ernst oder Spaß?"

Sie waren am oberen Ende der Heugasse angelangt und traten in den Belvederegarten 'ein. Die Eingänge hüteten verschlafene Invaliden in ihren verblaßten graublauen Uniformen. Ueber dem weiten lichten Garten lag der feine Dunst des Frühlingsabends. In breiten langsam absteigenden Terrassen senkte er sich hinab, bis dahin, wo die Stadt ihn mit ihren Armen umfing. Unklar und staubverschwommen erschien ihre Silhouette, nur die scharfe Spitze des Stephansturmes hob sich deutlich gegen das fahle abendliche Himmelsgelb. Sie ließen sich auf einer Bank nieder, die an einer der niedrigen verschnittenen Hecken stand, zu ihren Füßen lächelte eine Sphinx aus Sandstein. Zwischen ihre Vorderpranken hatte sich ein Spatz gesetzt.

Es war still im Garten, die lärmenden Kinder schon nach Hause gezogen, nur ein paar Studenten waren noch da, in ihre Bücher vertieft, ein paar junge Mädchen, die Frische nach dem Arbeitstag suchten, vielleicht auch ein Abenteuer. Den großen Strom der Menschen zog es nicht hieher auf die Höhe, sondern der Stadt zu, wo das Leben lockte.

Dann sprach Mathilde und 'ihre Stimme bebte leicht. „Wir sehen uns so selten, Renatus . . ."

„Wir haben uns nichts mehr zu sagen, Wunschmaid. Haben wir uns früher mehr gesagt?"

„Nein — aber wir könnten beginnen."

„Nicht doch — wir hören eben auf. Mir sagen alle Menschen am meisten, wenn sie abwesend sind. Wir haben früher unendlich viel zueinander gesprochen, Mathilde, und nun schweigen wir — alles ohne daß Sie dabei sind, natürlich. Aber das können Sie ja nicht verstehen".

„Haben Sie mir denn etwas vorzuwerfen?"

„Nein, Wunschmaid — doch. Das hohe Eis in der Chorballade werde ich Ihnen wahrscheinlich nie verzeihen, das mein' ich aber nicht. Jedoch auch Sie sind sonderbar verwandelt. Ich beobachte staunend, wie es Sie immermehr zu meiner Bösartigkeit zieht."

„Kann man nicht zu einer Erkenntnis kommen? Imponiert haben Sie mir immer sehr. Aber erst jetzt weiß ich vieles, was ich früher nicht gewußt hab'."

„Wie die Stadt da unten", sagte Renatus und zeigte hinab.

„Kann ich dafür, daß unsere Gefühle nicht ganz gleichzeitig waren?

Vielleicht hab' ich erst spüren müssen, daß Sie sich nichts mehr aus mir machen."

„Wie die Stadt da unten?" sagte Renatus wieder.

„Was soll das heißen, wie die Stadt da unten?" fragte Mathilde etwas gereizt.

„Wie schön sind Sie", sagte Renatus und blickte auf ihre leuchtende Blondheit, die in all dem Schwarz noch leuchtender schien. „Wie gut und lieb und warm fühlend! Wie indolent und träge und ohne jede Initiative! Erst muß ein anderer alles vormachen, dann gehen Sie erst nach. Da liegt sie zu unseren Füßen, ein schönes Tier, hold und unverständig, von weicher Luft umflossen, mit Fenstern, die kupferrot leuchten in der Abendsonne . . ."

„Was reden Sie da, Renatus!" rief Mathilde ängstlich. „Ich versteh' Sie nicht."

Renatus hatte geträumt. Nun fuhr er zusammen. „Ich spreche mich mit Ihnen aus, Wunschmaid", sagte er und machte ihr eine groteske Verbeugung. „Merken Sie es nicht? Nicht weil Sie die klügste oder die wertvollste Frau sind, nein, nur weil Sie die schönste sind, darum beehre ich Sie mit meinem Vertrauen an diesem veilchendurchdufteten Frühlingsabend."

„Sind Sie glücklich, Renatus?" fragte Mathilde.

„Kennen Sie die Geschichte von der Königstochter im Märchen? — Sie war so blond wie Sie. Ihr Vater hatte, wie das bei Königen schon so üblich ist, nur zwölf goldene Gedecke und deshalb hatte er zur Taufe des Töchterleins nur zwölf Feen eingeladen, während es doch dreizehn in seinem Königreiche gab Die zwölf beschenkten das Mägdlein mit allen guten Gaben, Schönheit, Reichtum, Macht und so weiter, da wurde es plötzlich finster im Gemach — erschrecken Sie nicht! — und die vergessene, die dreizehnte Fee erschien. Sie sah ihre Kolleginnen nur höhnisch an, beugte sich über das Neugeborene und flüsterte ihm etwas ins Ohr. Und die Königstochter wurde groß und schön, reich und mächtig, und sie bekam alles, was die zwölf Feen für sie gewünscht hatten, aber glücklich wurde sie doch nicht. Denn die Dreizehnte hatte ihr ins Ohr geflüstert: Alles sollst Du haben, alles — aber zu spät".

Nun schwiegen sie beide. Dann sagte Mathilde: „Seltsam, daß man mich auch eine Künstlerin nennt. Mir sind die Dinge, die Sie bewegen, alle so fern und fremd".

„Es hat jeder seine eigene Welt, Wunschmaid. Und in solchen Stunden, wie die heutige, wo man einander gern so besonders nahe käme, spürt man eigentlich erst, wie ganz fremd man sich ist. — Uebrigens ist dies ein Abschied. Ich gehe fort."

„Fort von hier, von der Stadt?"

„Ich will nach Florenz, das ist immer mein Traum gewesen. Ich

will einmal die absolute Schönheit haben, die ich ersehne. Meine Bücher und mein Klavier verkaufe ich. Damit zahle ich meine letzten Schulden".

„Und kommen nicht mehr zurück?"

„Und komme nicht mehr zurück. Das Tor ist offen — das Tor zum Ruhm. Aber ich gehe nicht hindurch."

„Und Hans?"

„Der wird auch fort von hier gehen und eine gute Stellung in seiner Heimat antreten — man hat ihm erst dieser Tage eine angetragen. Die seltsame Freundschaft mit mir hat ihn ganz aus seiner Bahn geworfen. Er muß wieder zurückfinden lernen zu den Menschen."

„Er wird leiden".

„Ja — aber er wird wieder sein eigenes Leben leben lernen".

„Warum wollen Sie fort? Weil man Sie hier nicht versteht? Aber man fängt ja an. Nächstes Jahr hört man von niemanden als von Ihnen — unser Direktor hats gesagt."

„Gehen Sie mir mit dem langweiligen Wort „verstehen". Ich gehe, weil ich die schlaffe Schönheit dieser Stadt nicht mehr ertrage — mich selbst nicht mehr ertrage. Wir sind heutzutage viel zu tiefe Psychologen, wollen alles begründet haben, wo doch das einfache „ich kann nicht mehr" genügen sollte. Ich kann halt nicht mehr. Glauben Sie, ich nehm's den Menschen übel, daß sie meine stacheligen Harmonien nicht gleich begriffen haben? Du lieber Gott! — Und jetzt gehen Sie nach Hause, Wunschmaid — es wird finster und ich begleite Sie nicht".

Sie stand auf und gab ihm die Hand. „Szekrenyi ist fort — für immer", sagte sie schüchtern.

„Bleiben Sie nicht ohne Liebe — es wäre schade um Ihre leuchtende Schönheit", sagte er nur. „Leben Sie wohl."

„Und Katzi? Soll ich der nichts ausrichten?"

„Katzi?" sagte Renatus auffahrend, wie aus einem Traum. „Richtig, Katzi. Ich lasse sie schön grüßen — vergessen Sie es nicht."

„Sonst nichts?" fragte Mathilde.

„Was denn sonst?"

„So sind die Männer", sagte Mathilde, und ein kleines grausames befriedigtes Lächeln huschte über ihr schönes Gesicht. „Ich werd's ihr bestellen. Addio, Renatus. Vergessen Sie mich nicht ganz."

Sie schritt langsam die sanft absteigenden Terrassen hinab. Je weiter sie sich entfernte, desto weniger zeichnete sich ihre dunkle Gestalt von dem Bilde der Stadt ab, die jetzt in tiefem Dunkel dalag, sondern verfloß zu einem ganzen mit ihr, als sei sie ein Stück von ihr selbst. Renatus vermochte nicht mehr, sie zu unterscheiden.

*

III.

Es war aber auf der Höhe von Fiesole, als ein Windstoß einem Herrn, der unweit des Renatus stand, den Hut davontrug. Renatus hob ihn auf.

„Thank you“, sagte der junge Mann, und als Menschenkenner annehmend, daß so schlecht angezogen nur ein Nichtengländer sein könne, fügte er in etwas fremdklingenden Deutsch hinzu: „Danke Ihnen.“

„Bitte sehr“, sagte Renatus und sah ihn an. „Obgleich ich diesen schwarzen steifen Hut am liebsten dahinunter würfe.“

„Oh“, sagte der junge Mann bedauernd. „Was hat Ihnen mein Hut denn getan?“

„Mit diesem Kopf — mit diesem unglaublichen Kopf tragen Sie einen solchen Hut!“

„Er ist durchaus latest fashion. Was soll ich denn für einen tragen?“

„Frei im Winde müßten Ihre Locken wehen!“

„Ich trage keine Locken“, sagte der junge Mann etwas beleidigt und glättete seine weichen glatten langgescheitelten Haare. „That's bad style.“

„Das ist eben das Barbarische. Und Ihr Kragen — acht Zentimeter hoch, nicht wahr? Und dieses stolze Botticelli-Kinn dazu!“

„Oh, ich sehe“, sagte der junge Mann. „Sie sind ein Original. Oh, es tut nichts. Ich bin sehr in Liebe mit Originalen, wenn sie mich amüsieren.“

„Es tut mir nicht leid, wenn Sie sich über mich amüsieren, Mylord.“

„Ich bin kein Lord.“

„Wie? Ich hoffte, Sie wären ein Herzog. Und nun sind Sie nicht einmal ein Lord!“

„Oh, Sie legen so viel Wert auf aristokratische Bekanntschaften?“ sagte der junge Mann und lachte. „So sehen Sie gar nicht aus. Aber beruhigen Sie sich. Papa ist ein Lord, mein Bruder wird auch einer werden. Ich bin nur ein jüngerer Sohn. Im übrigen heiße ich Ronald Willoughby.“

„Renatus Feyertag — der Name sagt Ihnen wohl gar nichts?“

„Nein — I'm sorry.“

„Ich dachte mir's. Sie sind wohl ganz unmusikalisch? Sie haben die herrliche Unbekümmertheit der Ganz-Unmusikalischen. Und aus der Kunst machen Sie sich wohl auch nicht viel? Was wollen Sie aber dann in Florenz?“

„Mama und meine Schwester Olive wollte nicht gern allein auf den Kontinent reisen, darum habe ich Cambridge unterbrochen. Sie meinten auch, es würde so bildend für mich sein . . . Doch da ist ja auch meine Schwester.“

Eine größere Gesellschaft von eleganten Engländern war herangekommen, in ihrer Mitte eine hochgewachsene junge Dame, die viel Aehnlichkeit mit Rossettis „blessed damsel“ und zugleich mit ihrem Bruder

Ronald hatte, nur daß diese Schönheit an der Schwester nicht so überraschend wirkte, wie an dem Bruder. Ein großes Händeschütteln begann und dann eine lebhafte Diskussion. Man schien Freunde getroffen zu haben und der Platz im Automobil, in dem man gekommen war, für die ganze Gesellschaft nun nicht zu genügen. Aus den fremdklingenden Zisch- und Kehllauten verstand Renatus' ungeübtes Ohr nur Ronalds Worte: „I like to go back. I've met an Austrian."

„Oh, an Australian?", sagte die Schwester, dann verabschiedete man sich und das Automobil fuhr vorsichtig die steile Bergstraße hinab. Ronald kehrte vergnügt zu Renatus zurück.

„Ich habe meiner Schwester gesagt, daß ich mit Ihnen in der Tram zurückfahre."

„Ja, und sie hat mich für einen Australier gehalten. Es ist merkwürdig, daß man im Auslande immer viel eher glaubt, einem Menschen aus einem anderen Weltteil zu begegnen, als einem Oesterreicher. — Wenn es Ihnen recht ist, gehen wir zu Fuß bis San Gervasio."

„Gern — ich liebe Motion."

Sie gingen schweigend und Renatus wandte den Blick nicht von dem edlen langgestreckten Profil seines schlanken Gefährten. Wie massig und kühn das Kinn war, wie lieblich herb der Mund, wie fein die gerade kurze Nase und wie leuchtend der blaue Blick unter den dunklen Brauen. So muß der Jüngling ausgesehen haben, an den Shakespeare seine Sonette gerichtet hat, fuhr es ihm einen Augenblick durch den Sinn.

„Es ist ein Glück", sagte er plötzlich laut, „wenn man für eine Landschaft genau die Staffage trifft, die hinein paßt, die man für seine Stimmung braucht. Wenn Sie jetzt sehr geistreich wären, würde ich vermutlich davon laufen. Aber daß Sie so über alle Begriffe schön sind, macht mich glücklich."

„Oh", sagte Ronald, „Sie verkennen mich vielleicht. Ich bin vermutlich gar nicht so stupid, wie Sie glauben."

„Das glaube ich durchaus nicht, Sie würden sonst wohl nicht so schnell auf die kuriose Art eines Wildfremden eingegangen sein. Was mich indessen hauptsächlich an Ihnen interessiert, ist, daß Sie ein wundervolles Exemplar einer mir fremden Rasse sind."

„Wie ein Menagerietier", sagte Ronald und lachte.

„Wie ein Menagerietier — unterschätzen Sie die edlen Bestien nicht. Haben Sie nie träumend vor den Käfigen der Panther gestanden? — Ich mußte Sie hier treffen. Mein letzter sehnsuchtsvoller Blick mußte auf die Zypressen von Fiesole fallen und auf einen Menschen wie Sie. Sonst will und erwarte ich nichts von Ihnen."

„Wer sind Sie — was tun Sie hier?"

„Ich hab' es vergessen. Ich habe die Menschen vergessen, die um mich waren und ich fürchte, auch die Musik, deren Erfolg mir einmal so schmerz-

lich wichtig war. Ich suche tiefere Harmonien und Zusammenhänge. Dies alles ist nichts für Sie."

„Sonderbar, daß ich Sie an diesem Abend treffen mußte. Ich war meiner eleganten Landsleute in den Hotels auf dem Lungarno Vespucci schon so müde geworden. Ich sagte zu Olive: es ist doch immer dasselbe. Und nun kommen Sie daher. Wollen Sie mein Freund sein?"

„Nein, mein schöner Ronald, das will ich nicht. Eine seltsame Stimmung hat uns zusammengeführt — sonst haben der kleine halbverhungerte Künstler und der englische große Herr nichts miteinander zu schaffen. Für gewöhnlich unterscheiden Sie sich sicherlich durch gar nicht viel von jenen Ihrer Landsleute, wie man sie vor den Bildern im Palazzo Pitti trifft und die gelangweilt „splendid" sagen. „They have done Florence" und das ist die Hauptsache. Uns aber hat der tiefere Zauber dieser Stadt zusammengeführt. Es ist, als habe sich Florenz selbst in die Gestalt eines Jünglings verwandelt und schritte so neben mir, Florenz die Stadt der Jünglinge! Es ist kein Zufall, daß ihr jeder große Meister einen David geschenkt hat."

„Oh — Michelangelo."

„Gerade dieser lange Junge Michelangelos sagt mir nicht viel — der anmutige des Donatello steht mir schon viel näher. Aber der David aller Davide, der siegende lachende Knabe, das ist der von Verrocchio in seiner ganzen verruchten Lieblichkeit. Er steht im Bargello — Sie brauchen sich nicht hinzubemühen. — Nun sind wir vor den Toren der Stadt, nun wollen wir einander Lebewohl sagen."

„Ich will Sie wieder treffen."

„Lassen Sie es genug sein. Wir haben einen Frühlingsabend miteinander gelebt — genügt das nicht?"

„Nein. Mir ist's, als würden Sie seltsamen Einfluß auf mein Leben nehmen."

„Wenn wir uns nicht wiedersehen — vielleicht."

„Ich werde Sie zu finden wissen."

„Sie werden mich nicht mehr lange hier treffen. Geben Sie mir Ihre Hand, Ronald — ich danke Ihnen. Sie wissen nicht wofür — ich auch nicht. Aber es ist mir, als hätte ich's mir immer gewünscht, daß Sie einmal kommen sollten. Addio." Er schüttelte ihm heftig die Hand und verschwand hinter den Häusern.

Ronald stand wie träumend, erst als ein Wagen in seinen Weg fuhr, schreckte er auf. „Seltsam", dachte er, „hab' ich das alles wirklich erlebt?"

An diesem Abend vergaß er zum ersten Mal, zu Tisch sein dinnerjacket anzuziehen.

*
* *

Die Nacht wollte über Florenz heruntersinken, aber auf den Hügeln über der Stadt war es noch licht. Renatus war lange über die Hügelstraße gewandert, nun bei San Miniato blieb er still. Auf dem Piazzale Michelangelo, der großen viereckigen Terrasse, setzte er sich nieder und blickte auf die Stadt zu seinen Füßen.

Auf den Hügeln hoben sich die Silhouetten der weißen Villen und der schwarzen Zypressen scharf gegen den blassen Himmel. Fiesole grüßte von gegenüber. Langsam sanken die Schatten über den silberschimmernden Arno, über die blütenumsäumte Stadt, aus deren buntem Dächergewimmel die mächtige Kuppel des Domes und der viereckige Turm des Signorien-Palastes herausragten. Ein Automobil sauste die Hügelstraße hinunter. Dann aber ward es still.

* * *

— — Eine Gestalt setzte sich neben Renatus auf die Steinbank und eine wohlbekannte Stimme fragte ihn: „Bist du zufrieden?"

„Es geht mir gut, Ronald", sagte Renatus. „Aber warum sagen Sie du zu mir?"

„Ich bin nicht Ronald", sagte der Fremde.

Renatus sah ihn an. „Doch, Sie sind es. Nein, du bist es nicht. Ich habe dich hundertmal in diesen Tagen gesehen, eingehüllt in einen großen Mantel, wie jetzt, mit deinem stolzen Kinn, deinen hellen hochmütigen Augen. Was soll der Scherz, Ronald, Sie sind es doch."

„Ich heiße nicht Ronald", sagte der Fremde. „Vielleicht bin ich nur ein Spiel Deiner Phantasie — vielleicht existiere ich nicht — vielleicht ist auch Ronald nie gewesen. Am Ende hast Du ihn Dir nur geschaffen — als eine Verkörperung deiner Wünsche, als ein Spiel deiner Einbildungskraft."

„Ein Spiel meiner Einbildungskraft würde wohl nicht im Grand Hotel auf dem Lungarno wohnen und ein Automobil besitzen. Lassen wir das. Wir kommen hier auf ein Gebiet, wo Wirkliches und Phantastisches allzu seltsam zusammenfließen. Wer aber bist du?"

„Du selbst sprichst es aus. Du hast mich hundertmal gesehen in diesen letzten Tagen."

„Ich werde mich deiner bald entsinnen, du scheinst mein Freund zu sein. Was hast du mir zu sagen?"

„Ich bin ein Künstler wie du — nein, nein, ein Musiker war ich nicht. Und ich bin schon längst gestorben . . . Zerbrich dir den Kopf nicht über dein Erlebnis jetzt. Vielleicht träumst du. Vielleicht gibt es Wunder und du lebst jetzt eines. Vielleicht ist jetzt eine jener Stunden,

in denen man ein ewiges Wesen ist, ein Stück des Alls, kein Heute und kein Gestern kennt, losgelöst von menschlichen Gesetzen. — Ich komme zu dir, nicht weil mein Schicksal und das deinige in besonders geheimnisvoller Beziehung zu einander stehen, weil ich dich warnen oder dir raten möchte. Ich komme, weil mich deine Schönheitssehnsucht rührt. Ich bin so wirklich oder so unwirklich wie Ronald ist, wie dein ganzes Leben ist. Sieh mich an. Nun kennst du mich!"

„Meister, lieber Meister! Hundertmal hab' ich dein stolzes Antlitz auf deiner Anbetung der heiligen drei Könige gesehen, wo du dich selbst in den Vordergrund gestellt hast, unter all das Volk, beobachtend. Hundertmal hab' ich bebend vor Entzücken vor deiner Primavera gestanden. Wie lieb' ich sie alle, Deine süßschwermütigen Madonnen mit ihren Kindern, die ihr Schicksal zu ahnen scheinen! Wie lieb' ich deine traurigen Englein und die herbe Schönheit deiner schaumgeborenen Venus, wie hat mich die düstere Gewalt deiner „Verleumdung" erschauern gemacht! Meister, lieber Meister! und du kommst zu mir!"

„Renatus, ich möchte dir gerne erzählen, daß ich jung gestorben bin. Es wäre eine süße Legende, die zu meinem Antlitz wohl passen würde und zu meinen Bildern auch. Aber ich bin alt geworden — vierundsechzig Jahre — und ich bin gestorben — alt, verachtet, vergessen."

„Und du meinst . . . Aber ich bin nie ein so leuchtender Jüngling gewesen wie du — ich habe das Glück nie so genossen, wie du es genossen hast. Oder meinst du — ich sollte trotzdem gehen?"

„Es wird Zeit für dich, Renatus Feyertag."

„Ich hab' es auch gefühlt und bin deshalb in die Stadt gekommen, zu der es mich mein Leben lang gezogen hat. Aber dennoch . . . das Leben fängt für mich erst an. Der Erfolg kommt erst. Vielleicht kann ich noch etwas Rechtes schaffen."

„Belüge dich nicht, du bist fertig. Jeder große Künstler fühlt es, wenn er seine Lebensarbeit getan hat, die meisten sind nur nicht so ehrlich, es sich zu gestehen und arbeiten weiter. Du fühlst selber, daß du fertig bist!"

„Wohl — ich fühle es!"

„Menschen von deiner Art blühen auch im Schatten — nur im Schatten. Nimm dir ein Beispiel an mir. Ich habe schließlich auch den Zusammenhang mit der Erde verloren und es hat mich wild hingezogen zu jenem Dominikanermönch, den sie da unten auf dem Signorienplatze verbrannt haben. Wir, die wir die Schönheit über alles lieben, verfallen nur zu leicht jenen, die alles Irdische verachten — weil unsere Sehnsucht zu groß ist, um sich mit dem Bestehenden zufrieden zu geben. Nimm dich in Acht, daß dies nicht dein Schicksal wird".

„Davor möge mich der Himmel behüten."

„Sieh dich hier um — wär's hier nicht schön zu sterben? Die Nacht

sinkt über die Stadt und die Lichter glimmen auf. Hast du nicht genossen, was du vom Leben genießen konntest? Du hast Liebe und Freundschaft gekannt und es ist dir doch nicht viel gewesen. Du hast den Ruhm ersehnt und als er kommen wollte, schien er dir schal. Die Wonne des Schaffens hast du gekannt — das ist genug. Menschen wie du sind zum Kampf geboren — zum Genießen nicht. Wirf einen Blick in das Land, das vor dir liegt, wie Moses von seinem Berge. Und sieh den schweren steilen Pfad, der hinter dir liegt — er war schöner. Lebe nicht zu lange. Dies sagt dir einer, der zu alt geworden ist."

Der Fremde erhob sich von der steinernen Bank und schritt in die Nacht. Renatus hielt ihn nicht. Von San Miniato klangen die Glocken. Wie schwarzer Samt legte sich die Dunkelheit um des Renatus heiße Stirne und es war ein Klingen in der Luft, daß er sich selbst verlor und nur mehr ein Teil ward von all der Unendlichkeit um ihn.

* * *

In dieser Nacht faßte Renatus Feyertag zum zweitenmal den Entschluß zu sterben. Und diesmal glückte es ihm.

Der Totenring.

Von Albert Joachim in Wien.

Auf der Straße nach Mailand zog ein Handwerksbursch seines Weges. Mittag war längst vorüber, und er hatte seit dem verflossenen Abend noch keinen Bissen Speise zu sich genommen. Als er die Türme der Stadt funkelnd vor sich aufsteigen sah, gesellte sich zu dem quälenden Gefühle des Hungers auch noch die Sorge, wo er denn heute nächtigen werde? Zuletzt hatte er in einer offenen Scheune sein Lager gefunden, aber nicht schlafen können. Denn es begann kalt zu werden, die Nächte wurden feucht.

Uebermüdet und verdrossen hätte er am liebsten am Straßenrande sich niederwerfen mögen. Allerlei finstere Pläne zogen ihm wirr durch den Kopf: Sich an einem Aste zu erhängen; oder die Nacht abzuwarten um jemand zu berauben. — Aber dazu fühlte er sich zu schwach.

Von solchen Gedanken bedrückt erreichte er die Stadt. Als er aus niederen Häuserreihen dorthin gelangt war, wo der Reichtum sich prächtige und bequeme Gebäude errichtet hatte, wurde er eines Palastes gewahr, dessen Fenster, wiewohl noch hell am Tage, von Kerzenlicht feierlich erglänzten. Ueber die breite Freitreppe und durch das hochgebaute Tor, das ebenso wie die sichtbare Vorhalle mit schwarzen Tüchern behangen war, drängte sich eine Menge Volk vornehmen und geringen Standes. Der Handwerksbursch, halb ungewiß, was er anderes beginnen solle, halb aus Neugier, schloß sich dem Zuge an. So — mehr gedrängt als freiwillig — gelangte er zu der Treppe, auf deren unterster Stufe, seitlich tief in eine steinerne Nische gedrückt, ein altes Weib in Bettlerlumpen gehüllt, kauerte und scheinbar Gebete einförmig vor sich hinsang. Als der Bursche an ihr vorüberkam, streckte sie ihm schluchzend mit einer flehenden Gebärde ihres vergrämten Gesichtes beide Arme entgegen. Dieser, von einem unbegreiflichen Mitgefühl, er wußte nicht wie, bis zu Tränen erschüttert, suchte in seinen Taschen, besann sich jedoch allsogleich, daß er die letzte Münze schon vor zwei Tagen für Brot verausgabt hatte. Und wie er, indes die Menge ihn hinwegzudrängen begann, verzweifelt und in dem unbestimmten Gefühle, doch ein Almosen finden zu müssen, seine Taschen hastig umkehrte, fiel ein kleines kupfernes Amulett hinaus und rollte der Bettlerin vor die nackten Füße, die sich rasch danach bückte und es in ihren Kleidern verbarg. Gerade dieses jedoch, wiewohl alt und wertlos, hätte der Bursche ungern missen mögen. Denn es war — wie ihm die Leute, bei denen er seine Kinderjahre verbracht, häufig versichert hatten — ein Geschenk seiner Mutter, an die ihm nur eine dunkle Erinnerung verblieben war, da sie in frühester Kindheit ihn zurückgelassen, um in der Fremde für ihr Elend Hilfe zu suchen, und dort bald verstarb. Indessen aber hatte das Gedränge ihn mit sich gezogen, durch den Vorraum, über eine breite, mit dunkeln Teppichen belegte und

von seitlich aufgesteckten Fackeln erhellte Treppe, endlich in ein weitläufiges Gemach, das schwarz ausgeschlagen und von langen, auf Postamenten aufgesetzten Kerzen düster erleuchtet war. In der Mitte des Saales ruhte auf hohem Katafalk die Leiche eines alten Mannes. Die Menge blieb in gemessener Entfernung ehrfurchtsvoll um dieselbe stehen, pries flüsternd den Reichtum des Verstorbenen und erwog, wem dessen ungeheures Vermögen wohl zufallen möge, da ein gesetzlicher Erbe anscheinend nicht vorhanden sei. Darunter wurden, soweit die Scheu vor dem Tode es zuließ, gedämpfte Stimmen laut, welche bedauerten, daß der Tote es nicht verstanden habe, sich Freunde zu erwerben. Einige, die abgehärmt und elend aussahen, murmelten sogar von Habsucht und unerbittlichem Herzen. Der Handwerksbursche trat näher und betrachtete den Toten. Er war groß, hager und mit prächtigen Kleidern angetan. In dem langen, weißen, bartlosen Gesichte schien das eine Auge ein wenig geöffnet, der breite Mund wie inmitten eines tückisch zögernden Lächelns erstarrt, das fast belebt erschien, wenn die zitternden Lichter darüber spielten. Ueber der Brust des Toten lagen seine langen, knochigen Hände gefaltet. An einem Finger derselben blitzte ein goldener Reif, geschmückt mit einem Stein von ebenso außerordentlich hellem wie seltsamem Feuer. Es war ein großer Rubin mit flammendem Rot, der aus unergründlichen Tiefen von selbständigem Licht geheimnisvoll zu erglänzen schien. Rings um ihn — gleich dem Strahlenkreis eines aufgehenden Mondes in nebligen Nächten — schimmerte verdämmerndes Licht. Und jedesmal, wenn die wehenden Kerzenflammen ihren Schein über ihn warfen, loderte er schauerlich auf, eine Hölle roter und gelber, gespenstischer Flammen.

Die Leichenfeier begann. Schwarzgekleidete Träger hoben die Bahre empor und brachten sie hinab, wo ein düsteres Gefährt, mit sechs Rappen bespannt, ihrer harrte. Langsam bewegte sich der Zug zur Kathedrale, und als die Mönche die Leiche gesegnet und ihre summenden Gebete um dieselbe beendet hatten, zum Friedhof weit außerhalb der Stadt. Auf dem langen Wege dahin blieb, da die Dämmerung zu sinken begann, einer nach dem anderen der neugierigen Begleiter zurück, bis zuletzt nur wenige mit dem Handwerksburschen an die Begräbnisstätte gelangten. Rasch wurde der Sarg versenkt; ein paar Schollen Erde, von mitleidigen Händen geworfen, kollerten auf ihn hinab; und dann vollendete der Totengräber, indes der Rest der Menge sich verlief, fröstelnd das Grab.

Der Handwerksbursche entfernte sich, nachdem der Totengräber einen fragenden und mißtrauischen Blick auf ihn geworfen hatte, als der Letzte vom Platz. Das Herz war ihm unendlich schwer. Der düstere Himmel, über den eine ungeheure, seltsam gestaltete Wolke dahinflog, einem Geier gleich, mit ausgespannten Schwingen und gierig vorgestrecktem Halse, sank tief auf ihn hinab. Ein Windhauch fuhr durch Kreuze, Bäume und Hecken, irgendwo ächzte es im Gebüsch mit klagendem, langgedehntem

Laut. Seine schlechten Kleider gegen den anblasenden kalten Wind fest an sich ziehend verließ er das Gefriede und schritt, indes die Dämmerung um ihn sich rasch zur Finsternis ballte, von hinnen. Bald aber merkte er, daß er den Weg verloren, und auf unbekanntem, dunklem Feld verstört und stumpf sich aufs Geratewohl hinschleppend gelangte er zu einem öden, mit Gestrüpp umsäumten, von wüstem Schutt und Gerölle erfüllten Platz. Und eben wollte er, müde seines Lebens, sich an einem der gehäuften Steinhügel zur Ruhe begeben, als ein Windstoß ihm den Hut vom Kopfe riß und im raschen Fluge dahintrug. Er sprang ihm nach und suchte den jetzt über der Erde hinfegenden zu erhaschen. Aber so oft er nach dem Hute griff, flog dieser mit einem Windstoß von hinnen, drehte sich im Kreis gleich einem äffenden Teufel, setzte endlich im Wirbel über eine niedere Mauer hinweg. Der Bursche schwang sich hinüber und erhaschte ihn im Sprunge. Nun erst gewahrte er, daß er zur Grabstätte des Alten zurückgekehrt sei.

Wiewohl die Finsternis sehr dicht war, da der vorüberfliegende Mond sich hinter geballten Wolkenmassen verborgen hatte, hob sich die Schwärze des frisch geschaufelten Hügels dennoch düster von dem umgebenden Gesteine ab. An der Mauer lehnte Schaufel und Spaten. Fern im einsamen Totengräberhäuschen schimmerte spärliches Licht. Als sei er längst dazu entschlossen gewesen und nur zu diesem Ende gekommen, machte sich der Bursche ohne Zögern daran, das Grab zu öffnen. Er grub lautlos, emsig und unermüdlich, wie von unsichtbaren Mächten willenlos getrieben, und mit einer schaudernden Neugierde, was daraus werden solle. Gerade als er den Deckel des Sarges aufhob, traf ein dünner Strahl des durch die Wolken brechenden Mondes den Rubin, dessen blutiger Schein einen Augenblick über dem lauernden Gesicht des Toten zuckte. Der Ring aber, wie der Bursch auch an ihm zerrte, wollte nicht vom Finger. Zudem begann das Licht des Totengräbers in der Ferne zu wandern. So zog denn der Bursch sein Messer und löste — er war dereinst bei einem Metzger in der Lehre gewesen — mit drei geschickten Schnitten den Zeigefinger der rechten Hand, der den Ring trug, völlig aus dem Gelenk. In diesem Augenblicke schien jemand hinter ihm kurz und heiser zu lachen. Aber als er scharf hinhorchte, war es nur der Nachtwind, der durch die Weiden fuhr.

Nun — im Besitze des Fingers zusamt dem entsetzlichen Ring — sprang er über die Mauer und floh von hinnen. Hinter ihm — nicht mehr dem Winde gleich, der durch die Büsche strich — huschte und raschelte es immer näher und näher. So — gleichwie um den Verfolger sich vom Leibe zu halten — zog er den Ring, der nun willig hinabglitt, vom Totenfinger, und warf diesen weit von sich, gerade in das dunkle Gewässer eines Teiches, der zu seiner Rechten glänzte, aus dem allsogleich etwas wie ein Fisch schnappend emporfuhr. Unversehens lag die Stadt im auf-

steigenden Dämmerscheine eines trüben Morgens vor ihm. Und mit versagenden Knien durch die ersten noch menschenleeren Straßen fliehend gewahrte er in einem altertümlichen, halb verfallenen Gebäude den offenen Laden eines Edelsteinhändlers.

Er trat in den Laden, wo der Händler, ein hagerer Jude mit mißtrauischem Gesicht und stechenden Augen, ohne den Gruß des Burschen zu erwidern, sogleich nach dem hingehaltenen Ringe griff; einen Augenblick lang den Stein prüfend gegen das ungewisse Dämmerlicht des Morgens emporgehoben mit einer hohlen, schnarrenden Stimme „Hundert Zechinen!“ rief; und fast im selben Augenblicke in größter Hast einen Haufen von Gold, Silber und Papier aus Kleidern und Schränken zusammengerafft vor den Burschen auf das Pult hinwarf. Dieser jedoch, indem er das Geld hungrigen Blickes verschlang, schob gleichwohl den ganzen Haufen mit der Linken zurück; und mit der Rechten unter einem beklommenen Seufzer, als könne er von ihm nicht lassen, nach dem Ringe greifend, steckte er ihn an den Finger und wandte sich — ungeachtet der erstaunten und zornigen Blicke des Verkäufers — indem er den Hut tief in die Stirne zog, zum Gehen: als hinter ihm ein so unmenschlich kreischendes Gelächter erscholl, daß er vor Entsetzen starr, mit gesträubtem Haar zurückwich. Rückwärts gewandt erblickte er das Bettelweib, dem er am Tage zuvor sein Amulett geschenkt; und wie er die Alte so vor sich stehen sah, überfiel ihn, aus den Tiefen kindlicher Erinnerungen aufsteigend, wie ein Donnerschlag die tötliche Gewißheit, daß diese seine Mutter sei. „Brav, mein Söhnchen!“ krächzte sie, in ihre mageren Hände klatschend, „brav, brav! — hast ihm den Ring gestohlen, den er mir einst für eine schönere Nacht als diese schenkte und wieder nahm! Hast ihm den Finger abgeschnitten, mit dem er mich einst, als ich mit dir schwanger vor seiner Schwelle wimmerte, hinauswies! Hätt' sich's nicht träumen lassen, daß ihn sein eigen Blut einst aus der Grube zerren werde, den Krähen zum Fraß! Wird uns den Ring nicht mehr nehmen, hihihi! Nicht mehr mit gestrecktem Finger uns in die kalten Nächte jagen! Brav, mein Bübchen, brav!“ kreischte sie und suchte ihn mit ihren hageren Armen zu umschlingen. Er stieß sie zur Seite und rannte, während der Händler hinter ihm „haltet ihn, den Leichenschänder!“ schrie, zur Tür, wo indessen schon ein Haufe Volk, durch den Lärm herbeigelockt, sich drohend mit aufgehobenen Fäusten gegen ihn wandte. Taumelnd stolperte er in den Laden zurück. Aber der dort beim Fenster stand, war nicht mehr der Jude. Der neblige Morgen warf seinen leichenfarbenen Schein über ein Totengesicht, das lang, weiß und lauernd mit einem halbgeöffneten Auge aus der inmitten eines tückischen Lächelns erstarrten Fratze nach ihm spähte. „Brav, mein Söhnchen, brav!“ kreischte die Alte, in ihre Hände schlagend, daß es wie Knochenklappern tönte, und wollte den Burschen in ihre Arme auffangen. In Wut und Todes-

angst schleuderte er sie gegen das Pult, daß es krachend in Trümmer ging, und die Alte mit verzerrtem Gesichte leblos hinsank. Dann mit einem Satze rückwärts durch die Hintertüre springend flog er, indes gleich einer losgelassenen Hölle ein johlender, heulender und nach ihm schlagender Schwarm an seinen Fersen hing, eine geschwungene Treppe hinan, oftmals stürzend und sich wieder aufraffend, riß, unter dem Dachstuhle angelangt, eine Falltüre auf, die er — eben als ein paar Hände gierig nach ihm haschten — hinter sich zuschmiß und mit dem Querholz verrammte. Die Menge indessen hinter ihm schlug und stemmte gegen die Tür, die nach wenigen Minuten splitternd nachgab. Aber als man in den Dachraum eindrang, fand man den Burschen mit seinem Leibriemen an einem Sparren aufgeknüpft, mit hervorgequollenen Augen und hängender Zunge, tot, an seiner Hand den Ring, dessen Stein rund und rot, gleich einem trüben, blutgeränderten Auge aus dem Dunkel glotzte.

Flaubert.

Eine Studie über literarische Kritik.

Von Paul Zarifopol in Leipzig.

Keine Kunst läuft so viel Gefahr, übersehen zu werden, als die literarische, und es ist klar, daß einem Zeitalter, dem es an Formsinn überhaupt fehlt, bei literarischen Werken am wenigsten einfallen wird, nach Kunst zu fragen. Adolf Hildebrands Klage, daß wir heute für das Erfassen der Form, des Architektonischen, so mangelhaft befähigt sind, ist nirgends so vollkommen berechtigt, als in dieser Sphäre. Es mag im Grunde gleichgültig sein, ob heute oder morgen die Aufgabe literarischen Schaffens landläufig für erledigt gilt, wenn es denkträgen Leuten Lebensanschauung frisch und fertig serviert, wenn es unreife Knaben und überreife Jungfern über Ehe, soziale Frage und sonstige hausphilosophische Probleme mit modernen Lösungen aufklärt, — denn was liegt ja viel an landläufigen Meinungen? Bedenklicher ist wohl, daß die literarische Kritik und Theorie sich viele Jahre hindurch so oft berechtigt fühlten, das Künstlerische zu ignorieren, daran, unter dem Vorwande soziologischer und psychologischer Analyse, selbstverständlich vorüberzugehen.

In Frankreich waren, wie bekannt, für Aufkommen und Verbreitung der sogenannten wissenschaftlichen Kunstbetrachtung zwei Männer besonders verantwortlich. Durch Sainte-Beuves und Taines großen journalistischen Erfolg war die biographisch-psychologische Methode und die Lehre vom Milieu zum „Gemeingut aller Gebildeten“ geworden. Tiefer und gründlicher aber nicht weniger schädigend haben in Deutschland die historische Betrachtungsweise und die metaphysische Ideenästhetik die Aufmerksamkeit von Kunstfragen abzulenken vermocht. Beide bedeuteten die Verdrängung der Lehre Kants und der Klassiker von der Unabhängigkeit des Aesthetischen zu Gunsten Herderscher und romantischer Tendenzen, und beide konnten für eine Beeinflussung seitens der neumodischen Franzosen — wovon der Eine sich respektvoll zu Hegel bekannte — nur begünstigende Verhältnisse schaffen. Dem bald zum selbstverständlichen Dogma erstarrten Satze, Kunstwerke, literarische ganz besonders, seien nur als Symptome, als Oberflächenerscheinungen zu betrachten, woran Regungen der individuellen oder der Massenpsyche abzulesen sind, stellte sich zur Seite, oder auch entgegen, die romantisch-geniale Phrase vom Persönlichkeitswunder. Das klang und klingt noch moderner, unpedantischer, schien der Kunstwelt selbst viel verwandter als die steifpositivistischen oder historischen Lehrsätze, und damit war nun für allen Geschmack gesorgt: Abstammung und Vererbung, Klima, Rasse und soziale Umgebung, Psychophysiologie und Gesellschaftslehre, für ernst-strebende, gründliche Leute; schwungvolle, orakelhaft gehobene Töne über das Unergründliche, Unaussprechliche der Persönlichkeit,

„des höchsten Glückes der Erdenkinder" (die Verse, wohl die prosaischsten, die Goethe jemals gelungen, fehlen fast nie dabei), für Feinschmecker und Dilettanten, für Menschen mit „allgemeiner Bildung". So wurde die Unabhängigkeit rein künstlerischer Betrachtung, zuerst einer damals noch jungen Wissenschaft, der Psychologie, dann aber einer jetzt noch nicht einstimmig für mündig erklärten Disziplin, der Soziologie, und nicht am wenigsten: romantischen Phrasen geopfert.

Mancher mag heute, wo wir schon im Beginne einer Reaktion gegen jene kunstfremde Aesthetik stehen, etwa die exklusive Auffassung literarischer Werke als kulturhistorische Quellen für eine der Absurditäten halten, die man nicht erst zu widerlegen braucht, und vergißt zu leicht, wie weit und breit noch die Dogmen dieser Aesthetik in Ehren gehalten werden. In einer der angesehensten europäischen Zeitschriften rühmte vor wenigen Monaten ein gediegener Kritiker Giosuè Carducci nach, der ästhetischen Kritik eines De Sanctis durch Einführung und Befestigung der historisch-psychologischen Methode das Ende bereitet zu haben, — der ästhetischen Kritik, „welche, überhaupt, ein frivoles Ziel verfolgt!" Nicht zu zweifeln, um eine so grob-energische Formulierung könnten uns selbst die goldenen Tage der positivistisch-naturalistischen Kunstlehre beneiden. Das war aber nur ein Literat; ich lasse nun auch einen Wissenschaftler sprechen. Ein moderner Psychologe, der unlängst über Ziele und Wege der Aesthetik zu belehren unternahm, schreibt, daß „in der Dichtkunst die Technik eine geradezu untergeordnete Rolle spielt", denn „ihr Organ, die Sprache wird von jedem gehandhabt." Daß in diesem hübschen Passus Sprechenkönnen und Dichtermétier unbedenklich für identisch erklärt sind, scheint mir das zunächst Interessanteste daran, — wer dächte nicht an das klassische Wort: ein Jeder glaubt, weil er sprechen kann, auch über die Sprache reden zu können? Es war wirklich einmal eine so altmodische Zeit, wo La Bruyère allen Ernstes behaupten konnte: c'est un métier que de faire un livre, comme de faire une pendule. Das ist aber lange her, und moderne Psychologen brauchts nicht zu kümmern.

Daß auch in der Hochsaison jenes wohlfeilen Positivismus, worau sich die Popularität der psychologisch-soziologischen Kritik gründete, gegen diese energisch protestiert worden, ist allgemein bekannt; bei weitem nicht so allgemein, daß Gustav Flaubert zu den Ketzerischen zählt, denn fürs Gewöhnliche wird er nur unter den wissenschaftelnden Literaten, zwischen Taine und Zola genannt. Was man von Aussprüchen der Künstler über das eigene Handwerk sonst halten mag, die Worte eines solchen frommen Anbeters und Sklaven des Métiers wird wohl Keiner mit gutem Gewissen unterschätzen.

— —

Je n'admets pas que l'on fasse la critique d'un art dont on ignore la technique! Mit dieser Begründung lehnte einmal Flaubert ab, für

irgend ein Pariser Blatt die Kritik des Salon zu übernehmen. Es scheint, als hätte er da an Dürers Satz gedacht: Die Kunst des Malens kann nicht wohl beurteilt werden, denn allein durch die, die da selbst gute Maler sind, aber fürwahr den anderen ist es verborgen, wie dir eine fremde Sprache. An Flauberts Bekanntschaft mit Dürers Schriften ist schwer zu glauben, und da kann man sich ungestört freuen, zwei voneinander so vielfach entfernte Künstler vollkommen übereinstimmend in einer so wichtigen Sache urteilen zu hören. Welch' eigenes Relief aber erhält dieses Urteil für uns, die noch mit kulturhistorischer und psychologischer Essayistik so einseitig Ernährten! Die Irrungen dieser Manier hatte Flaubert mit sicherm Auge, vom Anfange an, überblickt — und dies zu betonen scheint heute viel wichtiger als ihn, wie meistens üblich, bloß als Urheber der „méthode scientifique" unter vielen anderen Naturalisten vorführen. Gleich nach Erscheinen von Hippolyte Taines englischer Literaturgeschichte schrieb er an seine kluge Freundin, Frau Roger des Genettes: „Taines Ausgangspunkt ist zu tadeln. Es gibt was anders in der Kunst als die Umgebung, in der sie ausgeübt und als die physiologischen Voraussetzungen des Arbeiters. Mit diesem System kann die Reihe, die Gruppe erklärt werden, niemals aber die Individualität, die besonderen Umstände, welche uns zu jenem Besonderen machen. Diese Methode führt notwendig dazu, sich um das Talent gar nicht mehr zu kümmern. Das künstlerische Meisterwerk hat nunmehr bloß als historisches Dokument Bedeutung. Es ist dies das äußerste Gegenteil von der alten La Harpeschen Kritik. Ehemals hielt man die Literatur für eine ganz individuelle Sache und die Werke als vom Himmel gefallen wie Meteorsteine. Heute wird jeder Wille, jedes Absolute verneint." Und zwanzig Jahre später, auf eine Aeußerung George Sands über den nahen Tod aller Kritik, antwortete er: „Ich glaube, umgekehrt, daß sie höchstens in ihrer Morgendämmerung steht. Man hat sich bloß auf den Gegensatz zu dem Vorhergehenden gestellt und weiter nichts. Zu La Harpes Zeiten war man Grammatiker, zu Zeiten Sainte-Beuves und Taines ist man Historiker. Wann wird man Künstler sein, nichts wie Künstler? Wo wissen Sie einen Kritiker, der sich um das Werk *an sich* mit aller Kraft kümmere? Es werden scharfsinnig das Milieu, wo es entstanden, die Ursachen, die es hervorgerufen, analysiert. Aber die *unbewußte* Poetik? Wo *die* herkommt? Die Komposition, der Stil, der Standpunkt des Verfassers? Niemals. Für eine solche Kritik wäre eine große Phantasie und eine große Güte nötig, ich will sagen eine immer bereitstehende Begeisterungsfähigkeit, und dann: *Geschmack*, eine selbst bei den Besten so seltene Eigenschaft, daß man davon gar nicht mehr spricht." — Ich glaube, daß diese Zitate alle Rechtfertigung (auch die ihrer Länge) in sich selbst tragen und bemerke nur, daß Flaubert mit dreißig Jahren schon genau so dachte, wie mit fünfzig, und daß während dieser ganzen Zeit alles um ihn herum

in „Wissenschaftlichkeit“ schwärmte. Was der junge Mann nur still einer intimen Freundin gesagt, wiederholte zwanzig Jahre später die Vorrede zu den letzten Gedichten des einzigen, unersetzlichen Kampfgenossen Louis Bouilhet, damit es Alle hören; nicht lange vorher war aber die „Philosophie der Kunst“ erschienen, und da haben es die Meisten doch wohl nicht gehört.

Ein nicht wenig merkwürdiges Resultat dieser modernen Umwandlung der Kritik war es, daß jeder Sinn für objektive Beurteilung verloren ging, daß aus allem eine unterschiedslose Masse gemacht wurde, — was man nicht selten als größere Rezeptivität des modernen Kritikers ausgegeben hat. An Gerechtigkeit war dadurch wahrlich nicht viel gewonnen. Die „Schaffenden“ selbst trieben es auch nicht anders; die Literatur kümmerte sich immer weniger um das Aesthetische, „welche nichts als eine höhere Gerechtigkeit ist“. Die Romantiker mit ihrer sentimentalité immorale haben alles Urteilen verfälscht. Hugos Geschichte vom Sultan, der sein Heil erlangt, dadurch, daß er Mitleid zu einem Schwein faßte, ist Flaubert das Prototyp romantischer Immoralität, welche das System der Rehabilitierungen erzeugte und zwischen Ehrenmann und Lump jeden Unterschied verwischte. Die schönsten Früchte dieser Erbarmungsmoral sah er unter dem Kleinen Bonaparte zur vollsten Reife gelangen. A force de mentir, schrieb er 1870, on était devenu idiot: von jeder Bretterdame verlangte man, daß sie gute Familienmutter, von der Kunst wollte man, daß sie moralisch, von der Philosophie, daß sie allgemein verständlich sei, das Laster wünschte man sich dezent und die Wissenschaft populär. Das alles schrieb er der George Sand, seinem cher George, dem niemand einen ersten Platz unter den Mitleids-Romantikern verweigern wird! Der romantische Amoralismus fand gewiß immer weiteren Eingang in die europäische Schriftstellerei; der gute Räuber ward zum poncif, und noch die jüngsten Generationen haben eine völlige Verseuchung des Geschmackes durch den fadesten Humanitarismus erlebt, — wenn auch die Raffiniertheit der Formen manchem ein Hindernis ist, die alten Gemeinplätze der Romantikermoral im neuen Gewande wiederzuerkennen. — — —

Der Kritik jede Berechtigung leugnen ist eine beliebte Dilettantenphrase; sie gehört in die Diplomatie jener unsicheren Talente, welche stets der Erfahrung des letzten Augenblickes mit schwankendem Schritte folgend, sich bald für das naive, „unverschulte“ Urteil der guten Leute begeistern und jede Kritik, als verächtlich und verderblich, ignorieren, bald aber sich unverstanden stellen und an den aufgeklärten Geschmack der Kenner gegen den Unverstand der Masse appellieren. Flaubert lagen solch’ oberflächliche Verneinungen schon deshalb fern, weil es seiner eigenen, peniblen Art zu schaffen durchaus entsprach, Kunstwerke analytisch zu behandeln; seine Begabung schloß gleichsam einen scharfen kritischen Sinn mit in sich ein. „Die literarische Kritik ist noch zu machen, die Leute die es betrieben, waren nicht vom Métier . . . sie wußten nichts von einer Anatomie des

Stils.“ Dieser in seinem ersten Satz so jugendlich verallgemeinernde Ausspruch (an Louise Colet, 1853) enthält schon im Kerne die oft verratenen Pläne, sich im Alter kritischen Arbeiten zu widmen. In langen Gesprächen mit seinem treuesten Gesinnungsgenossen Bouilhet wurde von Klassikerausgaben mit ästhetischen Kommentaren viel geredet. Später dachte er eine Geschichte des poetischen Empfindens in Frankreich zu schreiben, und in seinen Briefen ist einige Male die Rede von einem Werke über die Interpretation der Antike, von „Vorreden“, die seine ganze Aesthetik dartun sollten. Man siehts: für seine peinlich-langsame Art zu arbeiten, warens schon zu viel Pläne; die immer zunehmende Vereinsamung lähmte ihn aber nur noch mehr. „Es kümmert sich keiner mehr um Kunst, um die Kunst an sich . . . Kennt Ihr in diesem Paris, das so groß, ein einziges Haus, wo über Literatur gesprochen? Wenn sie zufällig berührt, so ist es nur das Nebensächliche, Aeußere an ihr . . . Meine Zunftgenossen sind so wenig vom Métier . . . Die sogenannten Gebildeten werden immer unfähiger in Sachen der Kunst, was die Kunst ist, geht ihnen ab . . .“ Für wen denn über Kunst reden? Selbst Hugo, der stets verehrte, der ihn mit langen Zitaten aus Boileau und Tacitus entzückte, selbst dieser Große enttäuschte ihn mit seinen Misérables aufs bitterste. So blieb es bei den Plänen und man muß sich mit der Vorrede zu Bouilhets posthumen Sammlung, mit den von Maupassant aufbewahrten Sätzen, und noch viel mehr mit den Briefen zufrieden stellen.

Zu dem Bedenklichsten, wenn nicht gar Verächtlichsten an der Kritik seiner Zeit zählte Flaubert jene falsche Toleranz, jenen unaufrichtigen Relativismus, die sich in der Herabsetzung wahrer Größe zu Gunsten neuentdeckter Winkelgenies besonders hervortat. Diese neumodische largeur war ihm so zuwider, daß er seiner Entrüstung Sainte-Beuve gegenüber in lauten Worten einmal Luft machte. „Ich bat ihn“, berichtet er an George Sand, „für Balzac mindestens so viel Nachsicht zu haben als für Jules Lecomte.“ Dies geschah in großer Gesellschaft und der trotz allem Relativismus sehr empfindliche „Meister“ nahm diese Insuborbination höchst übel, warf dem Revoltierenden schulmeisterliche Borniertheit vor, nannte ihn, mit nicht sehr höflicher Rede: ganache! Es war aber eine alte Verstimmung, die im unfreundlichen Ton jener Diskussion ihren Ausdruck fand. Schon der Dreißigjährige hatte in Briefen geschimpft: „Sainte-Beuve sammelt die nichtsnutzigsten Lumpen, er flickt, klebt, stopft und führt so seinen Kleinhandel“; und auch hier blieb er sich selbst treu, denn nah' an fünfzig schrieb er an die Sand: „Meisterwerke und Scheußlichkeiten stellt man auf gleiche Stufe — die Kleinen werden gehoben, die Großen erniedrigt, — nichts ist dümmer, unmoralischer als das“. Die Anspielung ist klar und die Konsequenz zeigt, wie tiefe Wurzeln seine Abneigung gegen das neumodische Verfahren hatte; vielleicht war es auch mehr als die Abneigung gegen eine Methode: das Ahnen einer unlau-

teren Quelle in des Kritikers Urteilen. Die Nachwelt hat mitunter den Neid des halbgeratenen Dichters zum Grund einer stehenden Anklage gegen den großen Essayisten gemacht. Wie ihm das Herausstreichen unbekannter oder glücklich vergessener Autoren ein verdächtiges Geschäft war, so bedeutete auch die Anpreisung ganzer exotischer Literaturen: lappländische, valachische und sonstige Kuriositäten der Revue des Deux Mondes für den Verehrer der Klassiker, den eifrigen Leser Boileaus und Buffons eine arge Schädigung der Kunst und der Kritik. Es führte, dies wie jenes, zu derselben angeblichen Objektivität, zu der zweifelhaften Largeur, und was auch im einzelnen Falle der Ursprung jenes Relativismus sein mochte, das Eine war ihm unverzeihlich: die Verrohung des Geschmacks.

„Seid Ihr neugierig zu wissen, teuerer Meister, welchen enormen (enorm ist hier am Platze) Fehler ich in meinem Buche finde?“ — — diese unehrerbietige Frage richtet der Autor an den großen Kritiker, nachdem dieser sich, in drei umfänglichen Lundis, über die „Fehler“ der Salammbô ausgeredet hat, und konzentrierte gleichsam die ganze Tonart seines Verteidigungsbriefes in diese eine Frage (für manches Kapitel einer Geschichte der literarischen Kritik könnte sie ein bedeutungsvolles Motto sein). Beide, Kritik und Apologie, bilden zusammen ein gar merkwürdiges Blatt in den Annalen des Métiers, denn erstere ist eine seltam typische Feuilletonleistung, und Flauberts Haltung verschafft ihr die objektivste, daher boshafteste Beleuchtung. Das hartnäckige Beharren bei rein literarischen Fragen, die Geduld, womit zensorenhafte Urteilssprüche erwogen, die Belehrung, die, trotz dünn verhüllter Ironie, sachlich bleibt, sind die reinen Kontrastfarben zu dem gereizt-tadelnden Ton, den vielfach kunstfremden Bedenken des Richters. — Sainte-Beuve stellte sich bezeichnender Weise auf Seite der guten Leute: „man hätte gewünscht — man hätte erwartet — vom Verfasser der Bovary sagte man dies und jenes — dieser ironische und stolze Künler, der sich vom Publikum und von seinem eigenen Erfolg unabhägig dünkt“, — so führt sich in ‚weiser Berechnung‘ die „öffentliche Meinung“ ein. Der Schlauheit Gipfel wird mit der Wendung erreicht: on aurait voulu aussi .... qu'il purgeâit son oeuvre prochaine de tout soupçon d'érotisme et de combinaison trop maligne en ce genre. — Die Häßlichkeit dieser Insinuation konnte Flaubert unmöglich im Dunkeln lassen. „Jedes Wort von Ihnen wiegt schwer; so eins wird, wenns gedruckt ist, beinah' zu einer Ehrenabschneidung. Vergessen Sie denn, daß ich wegen Sittlichkeitsvergehen auf der Anklagebank saß ...?“ Der in Geschlechtsmoral so Empfindliche (psychologisierende Biographen mögen, nach Sainte-Beuves eigener Methode, an dem Punkt näher und tiefer forschen, haben es wohl vor drei Jahren, in Jubiläumsschriften, schon reichlich getan) kommt aber nicht leicht zur Ruhe. Wenn Salammbô die heilige Schlange um ihren Leib wickelt, so meint der Kritiker: Sie treibe Dummheiten damit, — elle batifole avec le serpent; und die

ganze Szene ist ihm beinahe eine „Zote“, une gaudriole, ein gepfeffertes Ragoût.

Ebenso leichten Herzens wie die Verdächtigung im Erotischen stellte Sainte-Beuve seine übrigen Anklagepunkte fertig. Zuerst die Quellen und die Archäologie! Der literarische Arbeiter mag sich jahrelang plagen, Hunderte von Abhandlungen aus akademischen Denkschriften exzerpieren, im Orient selbst reisen; geistreichen Essayisten können ein paar Nachschlagebücher, an einem einzigen Nachmittag vielleicht, alles das reichlich ersetzen. Und nun staune man, mit wie erhabener Ruhe und Entschiedenheit Einer, der so schnell Alles gelernt hat, Autor und Publikum belehrt. Jedes Detail scheint ihm verdächtig, nicht authentisch oder übertrieben, unwahrscheinlich im höchsten Grade! Ausführlich und geduldig setzt ihm aber auseinander der gar so streng ins Verhör Gezogene, daß Hannons Reisebeschreibung kein punisches Denkmal ist, daß es für die Geschichte Carthagos andere Quellen gibt („die nicht alle im Movers stehen!“), daß Polybius für konkrete Einzelheiten nichts taugt, nennt ihm antike Strategiker und Techniker, die er benutzt hat; auch daß im Orient der Aussatz, noch in moderner Zeit, mit Hundemilch behandelt, daß dort die Weiber in Parfüms und Salben mitunter förmlich getaucht werden (Sainte-Beuve fand Salammbôs Toilette: décidément trop pimentée!), die Nächte so hell, daß die Farbe eines Edelsteines deutlich sichtbar ist. „Fragen Sie darüber alle Orientreisenden oder gehen Sie selbst hin und sehen es sich an“, so schließt, mit deutlich verstärktem Ton, die gewissenhaft und still vorgetragene Zurückweisung. Was nützts freilich, wenn man alles Fremde, Lokale überhaupt tadeln will, weil es bizzar, ungewöhnlich, „chinesisch“ scheint!

Für rein literarische Fragen bleibt, bei solcher Methode, nicht viel übrig: la description est belle, très belle — le paysage est très bien décrit, ingénieux mais . . . . artificiel — c'est habilement exécuté, — so die technischen Urteile. Dann aber, unvermeidlich, die aprioristischen Forderungen: man interessiert sich für Carthago *nur* wegen zwei verschiedentlich aber gleich unsterblichen Dinge: Hannibal und Dido, folglich . . . .! (Das *Man* erhebt wieder gebieterisch sein Haupt . . . .) Oder: Herr Flaubert hat nichts weiter als das „epische“ Unternehmen Chateaubriands wiederholt. Aber gar nicht! Chateaubriands System war gerade das Gegenteil, antwortet der andere: „Jener ging vom Typischen und Idealen aus, ich aber wollte auf das Altertum die Methode des modernen Romans anwenden.“ Eine das Aeußerste erreichende Krisis, die sich unter Barbaren abspielt, und in deren allerdings nicht von humanitaristischem Rosenöl ernährter Seele schreckliche Entladungen auslösen muß, — das war das Thema; den Kritiker aber kümmert das gar nicht. Er verlangt unbeirrt sanftmütig-humane Wesen, sonst paßts ihm gar nicht, si vous voulez nous attacher, peignez-nous nos semblabes! Oder noch schöner: er erteilt positive Belehrung, und sagt, wie es der Autor hätte machen

sollen, um es zu Etwas wirklich hübschem zu bringen. Nämlich: er hätte einen griechischen Philosophen einführen müssen, einen Schüler von Xenophon und Aristoteles, der den Menander liest und für die Menschheit fühlt, Krieg und alle Grausamkeit in seinem Innersten verurteilt, kurz, der unseren Standpunkt mitten unter Barbaren vertrete, — „der Autor hat sich da einen schönen Kontrast und eine Erleuchtung entgehen lassen". Wem dies sonderbar scheint, soll Nouveaux lundis, vierter Band, S. 76 selbst nachschlagen! Für mich ist die Stelle unkommentierbar, nur eine Parallele dazu kann ich nicht unterdrücken, was freilich doch eine Art Kommentar ist: wie hier ein griechischer Philosoph zur Ausbesserung des Werkes empfohlen, so wurde fünf Jahre früher das Rezept angedeutet, nach dem es kinderleicht gewesen wäre, aus Charles Bovary une noble et attendrissante figure zu machen! — Wer könnte sich nun wundern, daß für die Grundfehler, besonders für jene faute énorme, nämlich: die falsche Architektur, ein um so Vielerlei Besorgter keinen Blick mehr hatte? Salammbôs Gestalt hat kein genügendes Licht, weil keine richtige Höhe, der Sockel ist zu groß für die Statue, und außerdem zu unförmig und massig, es fehlt oft die passende Artikulation; das Ueberwiegen des Sekundären beeinträchtigt die Bewegung, die Progression und das Tempo der Erzählung. Das alles mußte aber der Autor selbst sagen, — und keiner, der das Werk literarisch tadeln will, könnte da Wichtiges hinzufügen. Nun kann, glaube ich, keine Fanatikersophistik hier noch jemandem geistreiche Psychologie und Essayistik vortäuschen, und auch der Geblendetste könnte nicht leugnen, daß diese Prüderie, die überall Obscönitäten und Zoten zu entdecken glaubt, diese Leichtigkeit, womit alles Fremde, Ungewöhnliche als lächerlich und verdreht, ja als erfunden angesehen, dieses kurzsichtige Einbilden, welches nur die eigenen Wünsche und Erwartungen für berechtigt hält, — also: daß diese Enge und Leichtfertigkeit des Urteils die eindeutigsten Zeichen philisterhaften Denkens sind.

Wenn der erste Herold der objektiven und weitsichtigen Kritik, in Anbetracht einer solchen, zum mindesten grundehrlichen Arbeit, auf dieses Niveau gelangen, wenn aus einem Sainte-Beuve so leicht ein Jules Janin werden konnte, dann braucht Flauberts Mißtrauen gegen das neumodische Kunstauffassen kaum noch weitere Rechtfertigung. Der Fall war ein schweres Symptom und bedeutete ein Scheitern der Methode selbst; daran war zweifellos gezeigt, daß sie gar keine neue, festere Basis, am wenigsten eine „wissenschaftliche", gewonnen hatte. Die erste und einfachste Forderung: Sinn und Absicht des Autors sich klar machen, schien der erste Kritiker der Zeit nicht mehr recht zu begreifen; das konnte den Künstler betrüben. Was die Kleinen sagten, war ihm gleichgültig oder verächtlich. Er nannte sie einmal: farceurs à idées (ins Aktuellere übertragen, vielleicht: Weltanschauungsschwätzer), diese Herren, die alles wissen und immer vom „Idealen" und von der Moral plappern. Damals waren kleine Kritiker

zu allererst kleine Moralcensoren, später änderten sie Kostüm und Geberde und bei Aufstellung von Aufgaben der Kritik tat man, höchst wichtig und peinlich, die schwierigsten Sachen aufzählen: Kulturgeschichte und Soziologie, Völkerkunde und politische Oekonomie, Ethik und Physiologie, kurz: die Wissenschaft und die Natur, wie der strebsame Fuchs zu Mephisto sagt. Ich glaube, auch von Einem, der alles das wüßte, könnten die Künstler immer noch meinen (wie Kant von einem gewissen Philosophentypus): was er weiß, das schickt sich nicht und was sich schickt, das weiß er nicht. Die werden lieber doch auf die paar Worte dessen hören, dem die Kunst, bei eigener Arbeit, die größte Sorge, bei fremder, die erste Frage war.

Wie bei der Gestalt von Hamilcars Tochter erheben sich ihm zum Drama der Bovary Bedenken gegen die ganze Konstruktion: das Mißverhältnis zwischen Vorbereitung und Krisis; er sah gleich, was es schadet, der „natürlichen" Entwicklung vor der „wahren", das heißt ästhetischen, den Vorzug geben, — geben müssen, da er nun einmal das Leben „modellieren" nicht idealisieren wollte. Die große Versammlung und Feier der Landwirte hatte Louis Bouilhet für das Schönste im ganzen Buche erklärt; Flaubert selbst glaubte dort etwas Neues, ästhetisch Wertvolles erreicht zu haben: „Wenn jemals in einem Buche die Wirkungen einer Symphonie erzielt worden, so ist es dort. Das muß durch das Ganze hindurch heulen, so daß man zugleich das Brüllen der Stiere, die Liebesseufzer und die Beamtenphrasen hört; die Sonne soll sich darüber ergießen und Windstöße die großen Hauben flattern machen." . . . . . . Die Trennung des Aesthetischen vom Sympathischen gehörte zu seinem Wesen gleichsam organisch. Wie oft hat er geklagt und gestöhnt, daß ihn seine sujets bourgeois mit Ekel überfüllen, — und mit welcher künstlerischen Achtung hat er sie doch behandelt! Er schwärmte für alles Herrliche, Glänzende, Ueppig-pomphafte; das Kleinlich-alltägliche, das Lumpenhafte und Schmutzige waren nicht seine Lieblingsmodelle; von Nana sagte er aber: es verletzt vielfach mein Zartgefühl, aber was tuts? Man muß zu bewundern wissen, was man nicht liebt. Ob Sophokles, Shakespere, Boileau oder Zola, sein Blick galt stets der künstlerischen Absicht und ihrer Verfolgung, und es konnte ihm da nicht in den Sinn kommen, anderen Absichten und Wirkungen zuliebe, Ausbesserungen vorzuschlagen. Dieser „romantique rouge", der Boileaus sämtliche Werke mehr als einmal las und in dem Schulklassiker wesentlich dieselbe Schönheit zu finden glaubte als bei Hugo, hatte es wahrlich nicht nötig, von den wissenschaftlichen Theoretikern der Kritik Weite und Biegsamkeit des Geschmacks zu lernen.

Eine Hauptregel der Klassiker, die von der Macht des richtigen Wortes, war auch der Grundsatz in Flauberts Schaffen wie für seine Kritik; aus ihr entwickelte sich offenbar jener Kultus der Euphonie, den gute Seelen als bedenkliche Uebertreibung stets belächelt haben und es noch tun werden. Der Glaube an die geheimnisvolle Harmonie zwischen einzelnem Wort und Sinn

des Satzes, die Probe durch lautes Lesen: jeder richtige Satz muß zu dem Rhythmus des Atmens stimmen, — das ist jetzt, durch Nietzsche, Vielen selbstverständlich geworden, und Philologen wenden heute viel Feinsinn darauf an, die Rhythmen der antiken Prosa zu ermitteln; wer aber von Männern der Literatur, um Flaubert herum, zerbrach sich viel den Kopf darüber? Einst hatte der nunmehr in der Geschichte der Aesthetik gänzlich vergrabene Abbé Batteux, in seinem schulmäßigen Cours de belles lettres, die großen Kanzelredner rhythmisch analysiert, die im französischen Vers beliebten Takte herangezogen und die feinen Beziehungen zwischen Sinn und äußerer Symmetrie aufzudecken gesucht. Von dem längst verschollenen Abbé führt aber kein Faden literarischer Ueberlieferung zu dem „Begründer des Realismus“; wie hätte sich auch, mitten im Lärm wissenschaftlich-historischer Literaturtheorie, eine solche Perücke Aufmerksamkeit verschaffen können! Flaubert sah sich also um nach einer Basis für die ästhetische Kritik; diese (so wollte er in einem theoretischen Werke ausführen) erscheint eben deshalb so rückständig neben der naturwissenschaftlichen und historischen Forschung, weil das Grundlegende, die Anatomie des Stiles Allen vom Grund aus unbekannt ist. Keiner weiß, wie sich ein Satz gliedert, wo und wodurch er sich an den anderen fügt, und wer die »Form«, in seinem Sinne, nicht versteht, versteht eben die Sache nicht, denn jene ist nichts als die größte Klarheit dieser selbst. Flaubert, als einem wahren „Urheber“, kann daher ein jüngstes Streben der französischen Kritik, die Kunst der Prosa zu erforschen, für reiche Anregung danken. Die Arbeit des Künstlers mit peinlicher Aufmerksamkeit durch alle Fassungen eines Textes verfolgen, Streichungen und Aenderungen prüfen, damit der künstlerische Sinn und die ästhetische Rechtfertigung des Kleinsten, und dadurch des Ganzen, deutlich werde, — das alles zu tun verschmähen heute auch Koryphäen nicht: Emile Faguet, der gegen l'apothéose de la râture starken Protest erhob, hat selbst der Madame Bovary eine aufmerksame Arbeit solcher Art geschenkt.

Fürs Detail konnte ein solcher Standpunkt nur das ergeben, was verschiedene Leute kleinlich, oder so ähnlich, jedenfalls übertrieben heißen. Man muß ein Genie sein, um solche Beiworte finden zu können, — rief „der Uebertreibende“ bei mancher Klassiker-Stelle aus. An Leconte de Lisles Tigre zeigt er die Bedeutung des Passenden und einzig Richtigen. Zwei Worte, rumeur und repos (Toute rumeur s'éteint autour de son repos) klingen ihm ganz falsch mitten in einem Stück anschaulichster Schilderung: beide scheinen beinah „metaphysisch“, nicht bildhaft, wirken daher weichlich und flach. Wenn aber das ein ruhiger und einfacher Uebergangsvers sein soll, dann ist s'éteint überladen, weil eine zu starke Metapher. Musculeux paßt nicht auf serpent, bei dieser stechen die Muskeln nicht hervor. Höchst dissonant ist roi rayé für Tiger, da roi hier Metapher ist. Er sieht eben stets auf das Richtige, nicht auf

das Originelle, Bizzare, Geistreiche. Bouleverser une âme .... rien qu'en faisant passer un adjectif sous l'oeil du lecteur, — dann ist man wahrer Künstler, und dazu muß man „den genauen Wert der Worte kennen." Solchem Blick konnte die jedem Talente spezifische Gefahr nicht leicht entgehen; ein kurzes Gedicht Maupassants entriß ihm die merkwürdig tiefblickende Bemerkung: ça indique une facilité déplorable, denn gegen das Bequeme, das Sichgehenlassen war er eben so unduldsam wie gegen das Gezwungen-Bizzare, Originalitätssüchtige. Es ist deshalb keine Pedanterie, zu bedauern, daß wir den Zettel nicht mehr haben, worauf er seine „schulmäßigen Bemerkungen" (mes remarques de pion) zu Boule de suif an den jungen Médaniste schrieb. Der Wortkultus hatte noch eine andere Quelle und eine andere Rechtfertigung. Flaubert war das Plastische das Höchste; Farbe und Relief sind aber ohne genauestes Abwägen jedes Elementes nicht möglich. Schon Leconte de Lisle genügte ihm hier nicht: zwar hätte er Farbe, das Relief fehlt ihm aber entschieden, er sollte „romantischer" werden, von Shakespere lernen. Sully-Prudhomme und Aehnliches konnte er einfach nicht begreifen: was ist diese Poesie ohne Bilder? Was braucht dies in Versen gesagt zu werden? Wollen wir zum Abbé Delille zurück?

Ganz am entgegengesetzten Pol von seiner Aesthetik stehen freilich Musset und Lamartine. Von dem elegisch-blutarmen Freund Elvirens, dem schwärmerischen Süßholzpolitiker hat der gutherzige Einsiedler von Croisset wie von keinem Anderen unliebsam gesprochen: „Ich höre, daß Lamartine nah am Krepieren ist, ich betrauere ihn nicht ...." Die vielen stereotypen Halbverse, die hohlen Umschreibungen, diese Sätze ohne Muskeln und Blut, alles wie durch eine trübe Brille gesehen, und gar das Schlimmste: ein ganzer Absatz (in der Graziella) im Infinitiv! „Der Mann, der sich solche Konstruktionen leistet, hat ein falsches Ohr, ce n'est pas un écrivain." Und Musset? Das Melodram ist gut, wo Margot geweint hat, so faßte der Dichter der Verliebten seine Aesthetik zusammen. Flaubert bemitleidete ihn, schenkte ihm freilich nur wenig Achtung. „Musset glaubt, daß die Musik für Serenaden da ist, die Malerei für's Porträt und die Poesie, um das Herz zu trösten. Wenn man die Sonne in seine Hose stecken will, verbrennt man sich die Hose, et on pisse sur le soleil. Zum Dichtersein genügen empfindliche Nerven keineswegs: nicht auf fein Gefühl kommt es an, sondern darauf, sich die Sache selbst fühlbar machen, das ist: auf Sehen. Mit Mussets Ideen kommt man in der Moral zu Allem, in der Kunst zu gar nichts." — Zum selben Ende führen oft auch „Ideen" und „Philosophien", die wieder ein beliebter Vorwand sind, sich der künstlerischen Wahrheit zu entledigen. Man braucht nicht mehr zu sehen, wenn man gute Absichten hat und ihnen Allegorien, Symbole und sonst durchsichtiges Zeug anlegt. Beim Erscheinen von Hugos Misérables geriet der „romantique rouge" außer sich: — moi qui ai passé ma vie à l'adorer! Dies „kindische

Buch“, von absichtlicher Inkorrektheit und Plattheit, das nur dem Pöbel schmeicheln will, dem von oben und dem von unten, ce livre pour la crapule catholico-socialiste, pour la vermine philosophico-evangélique, bedeutet ihm ein unglaubliches Fallen; das Werk und die Kunst der plattesten allgemeinsten „Ideen“ seiner Zeit opfern, war unverzeihlich. „Dem wird die Nachwelt nicht vergeben, daß er, gegen seine Natur, ein Denker hat sein wollen. Die Sucht nach philosophischer Prosa, zu was hat sie ihn gebracht? Und welche Philosophie? Die von Prudhomme und Béranger!“ Das Urteil klingt schon Vielen heute selbstverständlich; doch müßten sie bedenken, daß wir gerade heute noch in jedem Skribenten eher einen Propheten, in jedem Musikanten eher einen Denker suchen, anstatt sie auf ihr Können und ihr Beherrschen des Métiers hin anzusehen; ja daß wir vielleicht von der Kunst, Mangel an bestimmter Begabung oder Gleichgültigkeit gegen künstlerische Arbeit mit „allgemeinen Interessen“ zu drapieren, noch etwas mehr als die vor vierzig Jahren verstehen. Flauberts Protest ist also in demselben Maße aktueller als damals.

— —

— —

Der Philister ist nur konsequent, wenn er beim Kunstwerk zuerst und zuletzt fragt: worauf das hinaus will, wohin das führen soll? Er darf hierin nicht gehemmt und nicht gestört werden, gleichviel ob er als Spießbürger, bescheiden, oder als Fortschrittler, lärmend, auftritt. Wenn er gerade heute, sich im Fell des Modernismus verhüllend, gar gefährlich tut, erkennt man ihn doch leicht, und deshalb eben soll man ihm die Freude nicht verargen, Symbole zu durchschauen, um „Lebensinhalte“ zu finden; ist es doch schließlich eine gemütliche, nutzbringende Freude. Nur nicht vergessen freilich: l'idéal marmontélien et l'idéal jacobin se donnent la main, wie Gustavus Flaubertus Bourgeoisophobus sagte. Umstürzler und Stützen der Gesellschaft sind sich einander engstens verwandt; daß sie einen bei jedem Buche fragen, ob es gesellschaftsändernd, die andern, ob es staatserhaltend wirkt, widerspricht dem nicht. Im Gegenteil, irgend jemanden um jeden Preis verächtlich behandeln, oder épater le bourgeois, wäre, für die Kritik wie für die Kunst, ein im Grund knabenhafter Wunsch, hieße die richtige Distanz verlieren: kommt es ja doch nur darauf an, ein Eigenartiges, in sich Bestimmtes, das durch Konfusion gefährdet werden konnte, klar zu stellen. Es braucht auch nicht, mit Nietzsche, „eine Kunst für Künstler“ besonders gefordert werden, denn alles, was nur echtem Talente entstammt, kann und soll auch so betrachtet werden, als ob es für Künstler allein da wäre. Nicht ob Einer Ideen oder Absichten gehabt und was für welche, ist hier die Frage, sondern ob er ihr Meister wurde und wie er sie beherrscht, ob ihm gerade diese Ausdrucksform die notwendige war.

Auf die Berechtigung einer Kritik und Geschichte der Literatur kommt es hier an, deren Objekt die literarische Kunst allein ist, für die alles Andere was drum und dran hängt ganz Nebensache bleiben soll. Diese Art Kritik und Literaturgeschichte hat ihre eigene Perspektive, denn für mangelhafte künstlerische Begabung, Nachlässigkeit oder Unkenntnis im Métier ist in der „Persönlichkeit und ihrer allgemeinen kulturellen Bedeutung“ keine Rechtfertigung zu suchen; daher kümmert es sie gar nicht, wie sich Andere zu einem und demselben Gegenstand stellen, denn für sie ist dieser, logisch, ein völlig anderes Objekt als für diese Anderen, und deshalb ist es ihnen enorm gleichgültig, was etwa Soziologie, Kulturgeschichte oder Biographie dabei fragen oder gar antworten, enorm gleichgültig, ob sie selbst Vielen oder nur Wenigen interessant, ob sie, national oder sozial, eminent fördernd oder gar nicht zu gebrauchen sind. Von einem so merkwürdig komplexen Ding als es ein Buch ist, wer kann und darf nicht alles Mögliche verlangen? Warum nicht auch, mit Herrn Bernard Shaw, „nach dem Glauben, den ein vernünftiger Jünger daraus gewinnen kann“ forschen? Bedenklich ist nur in der Beurteilung die Antworten grob verwechseln, das logische Objekt aus den Augen verlieren und anders Fragende zu übertönen suchen. Dies letztere Uebel wuchs in Flauberts Tagen mächtig: rasch hintereinander auftretende „neue Wissenschaften“ und „neue Ideen“ schufen die nötige Konfusion dazu. Der Einsame ließ sich nicht betäuben und er kann uns heute, wo der Nachklang jener Konfusion noch in den Ohren bleibt, mit seiner reinen Stimme zur Klarheit helfen.

Schubartiana.

Von Ernst Holzer in Ulm.

Am 23. Januar 1777 wurde Schubart — vom Kloster-Ober-Amtmann Scholl in Blaubeuren auf württembergisches Gebiet gelockt — „gefänglich niedergeworfen" und auf den Asperg geschleppt, wo er volle zehn Jahre festsaß. Warum, weiß eigentlich ganz genau bis heute niemand. Daß eine authentische Erklärung je zutage käme, darf als ausgeschlossen gelten. Lassen wir also die Gelehrten darüber streiten.

Auf eine andere Frage dagegen, die man auch schon nebenbei aufgeworfen hat, können wir heute eine runde Antwort geben, auf die Frage: wie verhielt sich der hochlöbliche Rat der Reichsstadt Ulm zu der Vergewaltigung des Publizisten, der nach abenteuerlichen Erlebnissen in Ulm einen sicheren Port gefunden und die glücklichsten Jahre seines Lebens hier verlebt hatte? Man verzeihe mir, wenn ich im folgenden eine Reihe von unveröffentlichten Akten auf diese Frage antworten lasse. Diese Akten dürften immerhin ein kleines Kulturbild aus der Geschichte der deutschen Publizistik aufrollen, in die Schubart noch mehr gehört, als in die Geschichte der Literatur, — Erstling und Opfer! Es ist etwas daran zu verzeihen, wenn man zugunsten der Toten den Gegenwärtigen den Platz wegnimmt: nach wie vielen Publizisten von heute wird in abermals 131 Jahren irgend ein Hahn krähen? . . . .

*

Schubarts Frau schreibt am 24. Januar (Chr. F. D. Schubarts Leben in seinen Briefen von Strauß I, 373) „Der hiesige Magistrath wird thun waß möglich ist, aber die seyn zu schwach, und haben kein Herz, auch seyn einige darunter, die meinem Mann Feind seyn." Trotzdem hat sie sich am 26. oder 27. Januar mit einer Bittschrift an den Rat gewendet und dieser hat ihr schon am 29. Januar geantwortet. Bittschrift samt Beilagen und das Ratsdekret haben sich im hiesigen Archiv in allerjüngster Zeit gefunden und werden unten mitgeteilt werden. Um die Haltung des Rats zu verstehen, habe ich in den Ratsprotokollen des Archivs aus den Jahren 1774—1777 nachgeforscht. Die Ulmer Ratsprotokolle, in seltener Vollständigkeit seit 1500 erhalten, bieten ein enormes insonderheit kulturhistorisches Material, das noch zum allerkleinsten Teil ausgemünzt ist. Der historische Sinn in Ulm selbst ist spärlich entwickelt. Ich gebe, was ich da gefunden, in chronologischer Reihenfolge und lasse möglichst nur die Urkunden selbst reden. Sie reden deutlich genug.

*

Schubart lobt in seiner Autobiographie Band II S. 76 die Zensur in Ulm als überaus frei, bemerkt aber ebendaselbst S. 97 f: „So sehr sich inzwischen meine Chronik in und ausserhalb Deutschland ausbreitete — denn es kamen Stüke nach London, Paris, Amsterdam und Petersburg — so manchfaltig war doch der Verdruß, den ich mir damit zuzog. Die

Höfe Mainz und Zweibrücken, und selbst der Französische Hof glaubten darin beleidigt zu seyn, und verlangten Widerruf" usw. Sein Gedächtnis hat ihn diesmal nicht betrogen, wie oft. Sämtliche drei Fälle finden sich in den Ratsprotokollen verzeichnet.

Die erste Beanstandung erfolgte, als Schubart noch in Augsburg weilte, seine Chronik aber schon in Ulm in der Wagnerschen Druckerei gedruckt wurde.[1])

Deutsche Chronik 1774, S. 270, 34. Stück vom 25. Juli
s. t. Zerstreute Neuigkeiten.

„Allen denen, die gern was Wahres von dem neuesten Zustande in Mainz lesen wollen, empfehl' ich Num. 110 des Hamburgischen gewiß unpartheyischen Korrespondenten, unter dem Artikel Frankfurth vom 28ten Junii. — Wirst's mit Schaudern lesen, lieber Leser, was Pf . . . zu thun im Stande sind, wenn sie die heilsamen Bande des weltlichen Regiments nicht mehr fühlen. Barbarey, Aberglauben — doch schluck's hinunter, Chronickschreiber, denn du schreibst ja nicht in Hamburg."

Ratsprotokolle 1774 vom 19. Sept. S. 491.

„Ein HochEdler Rath hat aus deß H. Rathsconsulenten Johann Christoph Schleicher übergebener Anzeige mißliebig zu vernehmen gehabt, waßmaßen in der von Ihme censirten, allhier im Druck herauskommenden Deutschen Chronik und zwar im 34. Stück vom 25t. Julii a. c. und dessen 4ten Punkten, unter der Rubrique: Zerstreute Nachrichten, p. 270, eine das hohe Domstift zu Maynz befassende und allerdings sehr beleidigende Stelle, zu seinem äußersten Bedauern, aus Versehen und Uebereilung, stehen geblieben seye: Obwohlen nun ein HochEdler Rath ganz wohl begreiffen könne, daß gedachtem H. Rathsconsulenten Schleicher dieses Versehen und Uebereilung, bey dessen, bekundtlich, pro Publico obhabenden anderweiten vielen und oft pressanten Geschäften gar leicht habe begegnen können: So hat doch hochderselbe Sich veranlasset gefunden, das hochobrigkeitliche Mißfallen über diese Stelle sowohl, als über diese Uebereilung deß H. Censoris, durch gegenwärtiges Decretum zu erkennen zu geben, und annebens den H. Censorem zu künftig mehrerer Aufsicht und Vorsichtigkeit bei unterhabenden Censuren hiemit wohlgemeint zu erinnern; im übrigen aber diesen Vorfall, mit diesem Decret, den hiesigen Hrn. Ablegatis nacher Wien mit dem Auftrag berichten zu lassen resolviert, alle in der Zeitfolge sich etwa ergeben mögende diesfalsige Ombrage und Verantwortung dienlicher Orten in Zeiten trachten abzuwenden."

Die Klage war also von Mainz über Wien gegangen, am 7. Oktober S. 521 heißt es in den Protokollen — voran geht eine Wiener Relation, andere Dinge betreffend —:

„. . . Nach der H. Ablegatorum praescripto aber dem H. Censori der Schubartschen Teutschen Chronik die angetragene Weisung geben zu lassen." Offenbar hatte man in Wien Widerruf verlangt. Schubart widerrief im 57. Stück vom 13. Oktober (S. 453) mit folgenden Worten:

---

[1]) Ich stelle hier das Datum fest, das in allen mir bekannten Sch. Biographien fehlt: Beim zehnten Stück vom 2. Mai 1774 wird zum erstenmal der Druckort Ulm angegeben, das fünfte Stück vom 14. April ist bei Stage in Augsburg gedruckt. Zwischen hinein findet sich keine Angabe. Also ohne Zweifel Anfang Mai 1774.

„Mit Freuden widerrufe ich die Nachricht, die ich zur Zeit der Churmainzischen Zwischenregierung aus dem hamburgischen Correspondenten in meine Chronik brachte. Wenn ich Salomons Ring hätte; so würde ich den ganzen Artickel meiner Chronik S. 270 N. 4 unsichtbar machen. Da das Domkapitel zu Mainz jederzeit die weisen Anstalten des vorigen Churfürsten, die er zur Aufklärung seines Volks traf, bewunderte, und deswegen sein Andenken seegnet; so ist der Hamburger Correspondent sowohl, als ich und meine Collegen, die's ihm nachschreiben, verpflichtet, ihre Artikel wieder zurück' zu nehmen. Niemand thut das mit grösserm Vergnügen und lebendigerer Hochachtung für diejenigen Männer, die eine so laute und kränkende Beschuldigung niemals verdient haben."

Der Rat nahm in der Sitzung vom 14. Oktober (Protokolle S. 530) davon Notiz.

„Daß, nach der abgehörten Anzeige des H. Rathsconsulenten J. Chr. Schleicher, der Verfasser der Teutschen Chronik die in dem 34. Stück befindliche anstößige Stelle in dem 57. Stück und dessen verlesener 453. Seite förmlich widerrufen habe, hiervon auch bereits 1 Exemplar nacher Wien abgeschickt worden, solches hat man gerne gehört, und übrigens auf sich ruhend gelassen."

* * *

Der zweite Fall stammt aus dem Anfang 1776. Schubart hatte am 22. Januar 7. Stück, S. 53 folgende ergötzliche Einleitung zu einem anonymen Schreiben (gezeichnet Z ...... im Januar 1776 d. i. Zweibrücken) geschrieben: „Nachstehendes Schreiben beweist, daß es noch mehr Städte giebt, wo die Pritschibakels ihr Theater aufschlagen, und mit Wurmpulver und Krätzsalben alle Seuchen von der Erde verbannen. Unsere Akademieen werden wohl thun, wenn sie eine Fakultät eingehen lassen, da man jetzt mit so leichter Mühe bloß mit einem Affen und Hanswurst ein Liebling der Hygea (sic!) werden kann. Vermuthlich ist diese Hygea jetzt Makrell geworden. Hör nur, Leser!"

Folgt eine beißende Satire auf den „unvergleichlichen und nicht genug zu preisenden sympathetischen Arzt, Bükisch von Löwenfels", der seine Kuren mit dem Stoffe machte, dessen Beschauung die Spezialität des Hrn. Minxit im Onkel Benjamin ist!

Ulmer Rathsprotokolle 1776 vom 23. Februar S. 99.

„Das von der h. Pfalzzweybrückenschen Regierung eingekommene Beschwehrungsschreiben mit Beylagen, wegen deß in das 7te diesjährige Stück der Schubartschen Chronik eingerukten Lästerbriefs über den Regierungs Canzley Accessisten Philipp Christian von Bukisch und Löwenfels, hat man bei löbl. Aynung[1]) dem M. Schubart vor- und ihn annebens auch dahin anhalten zu lassen decretirt, nicht nur den Nahmen desjenigen, der ihm den allegirten Brief zugehen lassen, sondern auch solchen in Originali herauszugeben."

vom 26. Februar S. 103.

„Nach dem verlesenen Bericht des löbl. Aynungs Amts hat sich der M. Schubart wegen deß in das 7te Stück seiner diesjährigen Chronik inserirten Briefs wider den

[1]) Das Ainungsamt, wie der Name sagt, eine Art von Schiedsgericht. Vorstand war der regierende Bürgermeister. Streitsachen bis zum Wert von 10 fl. und Polizeisachen wurden vor ihm abgemacht. Bei wichtigeren Verhören wurde ein Ratskonsulent beigezogen.

herzogl. Zweybrückenschen Regierungs Canzley Accessisten H. Philipp Christian von Bukisch und Löwenfels dahin verantwortet, daß er sich mit dem aus Zweybrücken franco erhaltenen diesfalsigen Original legitimiren könne, und solches aufsuchen, auch sodann, wie geschehen, überschicken wolle: Man hat also sothanes Original, da es sich bei nachheriger Collationierung sowohl mit der Zweybrücker Beilage, als mit dem erwähnten Chronikstück, iedoch ohne die in beyden stehende Natur der Maske, gleichförmig gefunden, mit obigem Aynung-amtlichen Bericht, nacher Zweybrücken in Antwort zu übersenden dekretirt."

Zu einem förmlichen Widerruf kam es diesmal nicht. Ein ärgerlicher Nachklang steht in der Chronik 18. Stück 29. Februar S. 144.[1])

„Nachricht.

Ein vor allmal will ich hiermit meine Leser gebetten haben, mich mit anonymischen Briefen zu verschonen, die personelle Ausfälle enthalten. Ich will meine Chronik durch solche eingesandte Pasquille niemals zu einem Kloak machen. Aber das wünscht ich mein Stük Rindfleisch und Trunk Bier in Frieden verzehren zu können. Die Herrn F. und E. und A. und X. Y. und Z. können also versichert sein, daß ich mit ihren Briefen nichts anzufangen wisse, als Fidibus draus zu machen, und ein geselliges Pfeifchen mit meinen Freunden dran anzustecken."

* * *

Diese zwei Fälle waren nur harmlose Präludien zu dem Vorgehen des Rats am 23. Dezember 1776 — auf den Tag einen Monat vor seiner Verhaftung! — als sich ein französischer Gesandter, der Marquis de Bombelles, über den M. Schubart beschwerte. Selbstverständlich ist der Magister kein „Herr" wie der H. Zensor und der Herr Ratsconsulent.

T. Chronik 26. November 1776 S. 753 f.:

„Man stellt bereits Wetten an, daß künftiges Frühjahr 80000 Franzosen auf Teutschland marschiren werden.

Sieht einer Weissagung aus dem Kaffeesatz ähnlich. 40000 Hannoveraner und 60000 Preußen werden in diesem Falle einen eisernen Gurt um Hannover, Braunschweig und Hessen ziehen, den gewiß die Französischen Galanteriedegen nicht so leicht durchhauen werden."

Ratsprotokoll 1776 vom 18. Dez. S. 678.

„Nachdeme vermöge der an Einen Wohllöblichen Geheimen Rath von dem hiesigen H. Stimmvertreter v. Selpert zu Regensburg erstatteten und verlesenen Relation der dasig Königl. Franz. Gesandte Marquis de Bombelles zu erkennen gegeben, daß in der allhier gedruckten Teutschen Chronik, sowie bereits verschiedentlich, also besonders in dem 96. Stück vom 28t. vorigen Monats, solch anstößige und ohnschickliche Ausdrücke gegen die französische Nation, angemerktermaßen, enthalten seyen, wegen welcher Se Excellenz, als Ministre, keine förmliche Beschwehrde machen, sondern den H. v. Selpert ersuchen wollten, hievon Bericht zu erstatten und einem Wohllöbl. Magistrat allhier völlig anheimzugeben, daß durch Magistratische Ver-

[1]) Im vorhergehenden Stück 17, S. 134 steht eine Erklärung Schubarts über eine im 15. Stück veröffentlichte Besprechung einer Schrift des bekannten Ulmers Affsprung (Notwendigkeit einer Schulverbesserung betreffend): er behauptet, man habe ihn mißverstanden und schließt „Wem diese Erklärung noch kein Genüge leistet, dem geb' ich hiemit öffentlich die Versicherung, daß ich jedes Wort im 15. St. der Chronik widerrufe, das einen beleidigenden Sinn hat." Daß ihm seine Kritik Affsprungs Feinde in Ulm schuf, sagt er in der Autobiogr. II, S. 98. Die Revokation in Bausch und Bogen besserte natürlich nichts.

fügungen nur die anzüglichen Ausdrücke hinfüro weggelassen, und das vorgegangene dem Verfasser verwiesen werden möchte usw. So hat ein Hochlöblicher Magistrat entschlossen, von dem Censore dieser Chronik, dem H. Rathsconsulenten Dr. Sigmund Christoph Harttmann den Bericht, warum er den erwähnten anstößigen Passum nicht durchstrichen habe? und wie er meyne, daß dieses Versehen zu excusiren seyn möchte? abfordern, bey Einem wohllöblichen Bürger-Meister Amt aber den Verfasser dieser Chronik, M. Schubart, mit seiner dießfalßigen Verantwortung ad Protocollum zu vernehmen, und ihme das hoch obrigkeitliche Mißfallen über dergleichen Passagen, mit der Erinnerung sowohl an ihn als den H. Censorem, verweißlich zu erkennen geben zu lassen, daß Sie sich fürohin mit dergleichen Ausdrücken in Obacht nehmen, und dardurch nicht einer mehreren Verantwortung und Ungelegenheit aussetzen sollen."

(Schriftliche Erklärung Schubarts.)

Auf den mir gnädig communicirten hochverehrlichen Ratsbescheid, antworte in Unterthänigkeit „daß ich, wie es in den vier Jahrgängen meiner Chronik der Welt vor Augen liegt, iederzeit den gebührenden Respekt vor die Krone Frankreich geäußert habe und mehr als einmal der Lobreder des iezigen Königs, der Königinn, des Grafen St. Germain und iedes großen Mannes war, der Frankreichs Ehre ist. Wenn ich mich aber zuweilen über die Modesucht einzelner Franzosen und über ihre schlechten Schriftsteller lustig machte: so bediente ich mich der in der gelehrten Welt üblichen Freiheit, so wie die französischen Schriftsteller ungeahndet den Charakter unserer Nation, unserer Sitte, Rechtschaffenheit, Wiz, Verstand, Genie weit unter seinen wahren Werth heruntersetzen.

Der im 96ten Stück getadelte Ausdruck ist eine unter den Deutschen bekannte Redensart und hat keinen beleidigenden Sinn. Er steht bloß des Kontrasts halber da und es ist auch physisch zu erweisen, daß ein Galanteriedegen nie einen eisernen Gurt durchhauen werde. Ueberhaupt hat die ganze Stelle mehr die Wendung eines unschuldigen bonmots als eines ernsten Gedankens, der mit dem Vorsaze der Beleidigung niedergeschrieben wurde.

Ulm den 18. December 1776. M. Schubart.

Ratsprotokoll vom 20. Dez. S. 682.

„Sowohl die von Einem Wohllöblichen Bürger Meister Amt producirte und verlesene Verantwortung deß M. Schubarts, als Verfasser der Teutschen Chronik wegen der geahndeten Passage in dem 96. Stück, als auch deß H. Rathsconsulenten Dr. Sigmund Christoph Harttmanns erstattete dießfalßige und ebenmäßig abgehörte weitschüchtige Anzeige, hat man den 3 Rathsconsulenten H. Stadtammann Johann Christoph Schleicher, H. Dr. Johann Daniel Bartholomäi und Hr. Dr. Eusebio Beger zum Gutachten zuzufertigen beliebt, wie diese Sache ins Kurze zu fassen, was eigentlich an den Königl. französ. H. Gesandten zu Regensburg Marquis de Bombelles durch den hiesig dasigen H. Stimmvertretter von Selpert dieserwegen zu bringen sein möchte?"

Ratsprotokoll vom 23. Dez. S. 689.

„Ein Hochlöbl. Magistrat hat auf den von dem H. Ratsconsulenten Dr. Sigmund Christoph Harttmann erstatteten Bericht sowohl, als die von dem Verfasser der Teutschen Chronik, M. Schubart, eingegebene Erklärung in Betreff die von deß Königl. französ. Herrn Ministre zu Regensburg, Marquis de Bombelles Excell. in zwar sehr milden Terminis geahndete Stelle im 96. St. besagter Teutscher Chronik, wegen der französischen Galanteriedegen, in Conformität deß von denen 3 ersten HH. Publicisten hierüber begriffenen wohlgefaßten Gutachtens entschlossen:

1) dem hiesigen H. Comitial Stimmvertretter von Selpert per Rescriptum aufzugeben, dem Königl. französ. H. Gesandten Marquis de Bombelles, bey erbittender persönlicher Aufwartung zu hinterbringen: Ein Hochlöbl. Magistrat habe dem Verfasser der Teutschen Chronik die in diesen Blättern verschiedentlich, und besonders in dem 96. Stück befindliche anstößige und ohnschicklich Ausdrücke gegen die französische Nation ernstlich und nachdrücklich verwiesen, und ihme sowohl gemessen aufgegeben, als auch die wiederholte Verfügung gemacht, daß er künftighin dergleichen ohngebührlichen und gerechte Ahndung erweckenden Ausdrücke und Äußerungen sich so gewisser enthalten solle, als man ansonsten, und im nicht verhoffenden Nichtbefolgungsfall, demselben den Druck seiner so benahmsten Teutschen Chronik allhier nicht mehr gestatten, und, nach Beschaffenheit der Sache, noch schwehrere Ahndungen gegen ihn vorkehren würde; Se. Excellenz, der Königl. französische H. Gesandte, möchten zugleich die ehrerbietigste Versicherung anzunehmen geruhen, daß die von Hochdenenselben auf eine so glimpfliche weise bedeutete Bemerkung diesseitige dankvolle Aufmerksamkeit an Sich genommen und Einem Hochlöbl. Magistrat die vergnüglichste Hoffnung' zugehe, daß aus denen vorgedachten wiederholten Verfügungen Se. Excell. diesseitige Hochdero Person gewidmete vollkommenste Verehrung, und die Allerunterthänigste Ehrforcht für Hochdero allergnädigsten Souverain zu entnehmen geruhen werden. Der H. Stimmvertretter möchte annebens die hierauf erfolgende Rückäußerung wiederum anhero berichten,

2) bei Einem Wohllöbl. Bürger Meister Amt dem Verfasser der Teutschen Chronik, M. Schubart, nachdrücklich bedeuten zu lassen: daß Ein Hochlöbl. Magistrat seine übergebene Verantwortung als ohnhinlänglich erfunden, mithin ihme das hochobrigkeitliche Mißfallen anburch nochmahlen und mit der ernstlichen Weisung zu erkennen gegeben werde, daß er hinfüro dergleichen und anderer ohngebührlicher Ausdrücke und anzüglichen Stellen so gewisser sich enthalten solle, als ansonsten Ein Hochlöbl. Magistrat Sich bemüßigt sehen werde, auf die einlaufende erste Klage, den Druck seiner Chronik allhier nicht mehr zu gestatten und, nach Umständen, weitere Vorkehrungen gegen ihn zu machen.

3) Dem H. Censori, Rathsconsulenten Dr. Harttmann, wiederholter aufzugeben, all mögliche Aufsicht, Prüfung und Behutsamkeit bey der Censur der Chronik zu tragen, damit Einem Hochlöbl. Magistrat, und auch dem H. Censori selbsten, nicht weitere ohnangenehme Behelligungen zugehen mögen."

R. Pr. 1777 S. 2 vom 3. Januar.

„Daß, nach deß hiesigen H. Stimmvertreters zu Regensburg Heinrich Gottlieb von Selperts eingekommenem und verlesenem praescripto, deß dasig Königl. franz. H. Gesandter, Marquis de Bombelles Excell., bei der diesseitigen Erklärung, in Ansehung deß in der Teutschen Chronik gegen die französische Nation eingeflossenen anstößigen Passus, Sich beruhiget haben, hat man gerne gehört, und übrigens auf sich ruhend gelassen.

Selpert hatte Ende Dezember berichtet: „Das Geschäfte wegen des dasigen Zeitungsblattes usw. hat nach dem sub. d. 23. dieses erlassenen Hochverehrlichen Reskript bei dem Königl. etc. eine vergnügliche Würckung gehabt"!

Soviel aus den Ratsprotokollen; Schubarts Erklärung steht nicht darin, ist uns aber — samt dem ganzen ausführlichen Schriftwechsel in dieser lächerlichen Bagatellsache, Schreiben des Selpert, Rechtfertigung des Zensors, Aeußerung der Kommission, Schreiben an den Marquis, End-

bericht — an einem andern Orte erhalten. Alles in einem Aktenfaszikel, der auch die weiter unten mitzuteilenden Stücke enthält; derselbe kam vor nicht langer Zeit aus der Registratur des Ulmer Rathauses ins Archiv herüber. Aufmerksam darauf machte mich der neue Stadtbibliothekar und Archivar, Hr. Dr. Löckle, dem ich hiefür, wie für liebenswürdige Bereitwilligkeit bei allen Nachforschungen verbindlichsten Dank ausspreche.

Dieser Schriftwechsel kann natürlich hier in extenso nicht mitgeteilt werden; abgesehen von Rücksichten des Raums, hat manches darin nur lokales Interesse. Aber einiges muß doch berührt werden. Der Marquis de Bombelles weist auf die gnädige Gesinnung seines Königs den Reichsstädten gegenüber hin, speziell auf die „letzten Begünstigungen in der Albinagialsache". Gemeint ist das Recht des Staates, den Nachlaß des im Inland verstorbenen Ausländers mit Uebergehung der Erben sich anzueignen, das droit d'aubaine. Ich weiß, offen gestanden, nicht, worauf sich die Anspielung bezieht. Liegt eine versteckte Drohung in den höflichen Worten des Franzosen? Fast sieht es so aus, wenn man die jämmerlich devote Haltung des Rats betrachtet, von welcher die männliche, selbst etwas spöttische Erklärung des Chronikschreibers ebenso wohltuend absticht, wie sein Deutsch von den stilistischen Eiertänzen der Ulmer Perücken.

Wie man in den höheren Kreisen Ulms über Schubart dachte, spiegelt sich in ergötzlicher Weise in mehreren Stellen ab, die ich aus der „weitschüchtigen" Aeußerung des Zensors aushebe:

Der Zensor beschwert sich darüber, daß er ungehört mit einem Verweise bedacht worden und „mit dem auctore, mit dessen Denkungsart die meinige doch gewiß nichts gemein hat, so confundirt worden, als ob wir die Chronik miteinander machten." — Das Manuskript der Chronik erhält er „öfters so spät und zu so ungeschickter Zeit — daß ich es nur ganz eilfertig durchlesen muß." — „Daß der Deutsche dem Franzosen die Galanterie, der Franzose dem Deutschen die Trunkenheit vorwerfe, ist etwas so altes und schon in so viel hundert durch kaiserl. und königl. Zensuren geloffenen Büchern einand nachgebetet worden, daß der Leser nichts mehr dabey denkt, sondern wohl gar gähnet oder einschläft." „Wenn mehrgen. Hrn. Ministers Excellenz den Verfasser der Teutschen Chronik, wie ich, von Person kenneten, würden Hochdieselben nach Ihrer, aus denen, in dieser Angelegenheit selbst genommenen, Maßregeln hervorleuchtenden gnädigen Denkungsart diesem Schriftsteller gewiß nicht alles so anrechnen, wie es bei anderen Subjectis genommen werden kann, und er würde von Hochdenenselben vielleicht das Privilegium zu sagen, was er will, erhalten, ein Privilegium so einer gewissen Klasse von Menschen ohne Nachtheil gegeben werden kann." Auf Deutsch: Narrenfreiheit! —

„Es kann wohl niemand von dem Schubartischen Nationalstolze und seinem Hasse gegen die französische Nation entfernter sein als ich. Er besucht mich bißweilen, und ich kann mich, wenn es seyn muß, auf das

Zeugniß der Gesellschaft beruffen, daß ich ihm mein Mißfallen gegen seine partheyische und allzufreye Beurtheilung des National-Werthes schon öfters zu erkennen gegeben habe. Ich habe ihm auch dißfalls schon so manche Stelle im Mskr. durchgestrichen. Darin scheint er aber gantz incorrigible zu seyn."

Ich denke, diese Stelle vom ganz incorrigiblen Schubart darf in keiner zukünftigen Biographie des Mannes fehlen.

„Was kann es aber der französischen Nation verschlagen, wenn Schubart (und außer ihm niemand als Leute von seiner nicht eben zahlreichen und sehr unbedeutenden Klasse) meynt" usw. Was es für einen Zensor für ein Versehen und gar ein so ahndungswürdiges seye „wenn er einen auctor ungereimte, aber unschädliche und alte abgedroschene Vorurtheile auf seine Gefahr hin behaupten läßt."

Aus der vom Zensor vorgeschlagenen Antwort hebe ich noch folgende Stelle hervor: Dem Zensor „komme die angezogene Stelle — weder schädlich noch für die französische Nation verkleinerlich vor, indem sie 1. von einem Schriftsteller herrührt, der ohnehin bei der deutschen Nation noch keinen vorzüglichen Rang erhalten hat, 2. eine pure Wiederholung eines fast in allen über die Charakteristik der Nationen abgefaßten Schriften vorkommenden alten und pöbelhaften Vorurtheils ist, welches S. Exzellenz weder dem Hochlöbl. Magistrate der R. St. Ulm, noch ihrem Zensori auch nur von weitem zutrauen werden."

Aus der von der Preßkommission verfaßten Aeußerung ist nichts wörtlich auszuheben außer dem Anfang: „Die allhier im Druck ausgehende Schubartsche Chronik hat unter den dermaligen Zeitungsblättern einen gewissen Grad der Höhe und des Vorzugs erreicht, den ihro selbst die scharpfe Beurtheiler in der Allgemeinen Teutschen Bibliothek zuschreiben, und wovon dern starker Verschluß das Zeugniß in sich faßt. Aber eben der freye Schwung, der kühne Ausdruck, der von Vielen darin gesucht und geliebt wird, ist zugleich auch der Vorwurf, der hier und da stark auffällt, Empfindungen erreget und Ahndungen verursachet" usw.

Weit interessanter ist eine dieser Gutachtensäußerung von unbekannter Hand (offenbar einem Ratsherrn) beigeschriebene Marginalglosse folgenden Wortlauts: „Verdient es wohl der Geiz des Druckers und die Ausgelassenheit des Verfassers, daß soviel Schubartisches Gift gegen Religion und Sitten, ja beynahe gegen alle hohe Häupter, allhier in der Presse so lange geduldet werde! und hiesigem T. Publico Verantwortung, wo nicht gar Schande zuziehe. Glück genug, wenn nur nicht noch Protestantische Höfe im ersten Rang (?) über derbere Ausdrücke in der Sch. Chron. rege werden."

Das Novum, das die im Vorhergehenden mitgeteilten Akten für die Biographie Schubarts bringen, ist: Schubart hat Ende Dezember 1776, genau 4 Wochen vor seiner Verhaftung, vom Ulmer Rat ein Ultimatum

in aller Form erhalten, und der Beschwerde, die den Anlaß gab, waren andere Beschwerden vorangegangen. Blitzhell beleuchten diese Akten die ganze Situation und erklären die spätere Haltung des Rats zur Genüge.

Natürlich kannte man schon den tollen Präzeptor von ulmisch Geislingen in Ulm zur Genüge — man hatte sich mehrfach auch amtlich mit ihm zu befassen gehabt. Auch seine Sprünge im Württembergischen usw. werden kein Geheimnis in Ulm geblieben sein. Man kannte den Grund, weshalb die Chronik schon vor dem Verfasser von Augsburg hatte wegwandern müssen. Offenbar war er nur beim Volk, beim Bürger und den preußischen Werbern persona grata. Beim Patriziat hatte der kecke hergelaufene Publizist mit seinem losen Maul und seiner rücksichtslosen Polemik jedenfalls schon hundertfach Anstoß erregt. Beim hohen Rat hatte er längst ausgespielt — verspielt. Ueber die Dekadenz der Reichsstädte, über das Erlöschen des stolzen republikanischen Geistes, über die Aengstlichkeit gegenüber den diversen Fürsten und ähnliches hat sich Schubart oft ausgesprochen (z. B. Autobiogr. II,78). Ich möchte bekanntes, worüber man die Geschichtsbücher nachlesen kann, hier nicht wiederholen. Aber auf *eine* biographische Frage stößt uns die anonyme Glosse in den Akten förmlich hin: *steht vielleicht das Ultimatum des Rats in irgend welchem Zusammenhang mit der Verhaftung Schubarts?*

Sämtliche Schubartbiographen, auch der Wiener Schriftsteller K. M. Klob in seinem soeben erschienenen, mir gewidmeten Schubartbuch (Kerler, Ulm 1908) S. 254ff., haben sich die denkbarste Mühe gegeben, den eigentlichen Anlaß des herzoglichen Vorgehens zu ergründen. Vielleicht sind alle vorgebrachten Lösungen mit einander richtig und nicht richtig, d. h. alle jene *Gründe* haben mitgespielt und der Herzog hat ohne bestimmten *Anlaß* gehandelt. An Gründen fehlte es nicht, vielleicht auch an solchen, von denen wir nicht wissen: kecke Bonmots beim Wein und Tabakspfeife, die hinausflogen, kolportiert und glossiert wurden (fama Wuerttembergensis — eine besonders üppig entwickelte Spezies einer von Vergil verewigten Gattung!).

Daß das Ultimatum als Grund zu andern Gründen kam, ist mir keinen Augenblick zweifelhaft. Ausgeliefert hätte ihn der Rat nicht, das steht schwarz auf weiß in dem heimtückischen Erlaß des Herzogs an den Oberamtmann Scholl (Strauß I, 369ff.). Aber *daß* der Rat ihm ein Ultimatum gestellt, erfuhr man gewiß sowohl in Ulm (General Ried!) als im Württembergischen (Blaubeuren!). Man wußte nun, der Rat hatte ihn satt, *der Mann war reif.* Gewiß hatte der Herzog Verbindungen auch in Ulm. Weitere Kombinationen zu spinnen, mag anderen Leuten überlassen bleiben.

* * *

Zwei bis drei Tage[1]) nach dem raschen sicheren Zugreifen des Herzogs kam ein Brief von Stuttgart an die Frau Schubarts. Lassen wir nun wieder die Akten reden.

Es freut mich Ihnen, meine Hochgeehrte Frau Profeßorin die angenehme Nachricht zu geben, daß der Herzog mein gnädigster Herr Ihnen eine jährliche Pension von 200 fl. allergnädigst verwilliget hat, und können Sie Selbige in Ulm oder Geißlingen verzehren, wo es ihnen am besten zuträglich ist, Sie werden deßwegen nächstens eine Anweisung bekommen, wo Sie selbige zu erheben haben. Vor Ihre beede Kinder haben der Herzog auch gesorgt, und wird ihr Sohn in die Academie und Ihre Tochter in die Ecole aufgenommen werden.

Ich kann Ihnen übrigens die Versicherung geben, daß HE. Professor wohl aufgehoben ist, es geht ihm im geringsten nichts ab, ich habe ihm versprochen, ihnen dieses alles zu schreiben, ich glaube daß dieses der beste Trost vor Ihnen ist, wenn Sie überlegen werden, ein gesitteten Mann wieder zu bekommen, und daß Sie und Ihre Kinder nunmehro versorgt seyn. Das Weiß- und Schlafzeug werden Sie vermuthlich nach Blaubeuren an HE. Oberamtmann zu weiterer Besorgung überschickt haben. Ich bin mit aller Achtung

Ihr

Stuttgard ergebenster
den 25. Jan. Bar. v. Varnbüler[2])
1777 Obristwachtmeister und Flügel Adjutant.

Wohlgebohrne, Hochwohlgebohrne,
Hochedelgebohrne, Hochedelgestrenge,
Hochedelveste, Hochehrenveste, Fürsichtige, Hoch und wohlweise
Gnädig großgünstig hochgebietende
Herren.

Euer Wohlgeb. Herrl(ichkeiten) Herrl. findet sich eine wider ihr Verschulden unglückliche Familie ihre Klagen, Jammer und Flehen um Hilfe unterthänig vorzutragen nothgedrungen, und Hochdero allbekannte Gnade und Milde gegen Unglückliche läßt daher uns zuversichtlich die gnädige Erhörung unserer Bitte hoffen.

Ew. Wohlgeb. Herrl. Herrl. kann nicht unbekannt seyn, da es männiglich in allhießiger Stadt wissend ist, wie mein Mann, Vater und Ernährer meiner Kinder den 23. dieses durch den Hrn. Klosteroberamtmann Scholl in Blaubeuren, unter Versicherungen der Freundschaft und höflichen Einladungen in sein Haus, uns unvermuthet hinwegkommen, indeme er alsbald beim Eintritt in das Kloster zu Blaubeuren von einem herzogl. württembergischen H. Offizier mit Vorwissen des H. Oberamtmanns (wie er dieß selber in einem Briefe an Titl. Hr. Senator Becker nachhero äußerte)

[1]) Zur Chronologie der Akten sei folgendes bemerkt: Die Bittschrift trägt kein Datum, setzt aber den Varnbülerschen Brief als erhalten voraus, ist also am 26. oder 27. geschrieben und eingereicht. Das Dekret des Herzogs ist erst am 28. (per expressum) von Blaubeuren abgegangen und ist entweder am selben Tage oder 29. früh in die Hände des Rats gelangt.

[2]) Varnbüler hatte Schubart verhaftet, Autobiogr. II, 138 f.: „ich hielt es für Scherz, weil ich den H. von V. noch von Ludwigsburg sehr genau kannte. Aber seine betroffene Miene und einige bestimmtere Ausdrücke bewiesen mir bald den vollen Ernst seines Auftrags." — „Der Major zeigte viel unverstelltes Mitleiden im Antlitz." — „Der Major tröstete mich, und versprach mir, meine Familie dem Herzog aufs nachdrücklichste zu empfehlen. Er hat hernach Wort gehalten, und ich weiß, daß es ihm Gott lohnen wird." Obristwachtmeister ist soviel als Major, was man beiläufig gesagt wissen muß, um zu verstehen, warum Generalmajor weniger ist als Generalleutnant.

in Arrest genommen und auf der Stelle — weiß nicht wohin! — gebracht worden seyn solle.

In welcher Verlegenheit und Angst ich nun aber bei diesem Vorgang mit meinen zwei verlaßnen Kindern dem endlichen Schicksal meines armen gefangenen Mannes entgegenzittre; und unwissend, was Er verbrochen haben solle, oder nicht, mich mit Zweifeln ängste, die mir alle Ruhe, und meinen Kindern fast ihre Mutter entreißen, läßt sich mir in meiner unglücklichen Lage versetzt nachempfinden. Ein Privatschreiben, welches ich hiemit gehorsamst Sub Sig. O. beifüge, und mir wieder herauszuschließen bitte, läßt mich zwar hoffen, daß sein Unfall nicht der schlimmste, und ich nicht völlig mit meinen Kindern unglücklich seyn dürfte, aber darf ich wohl auf ein dergl. Privatschreiben bauen?

Bei diesen traurigen Umständen wende ich mich daher an Ew. wohlgeb. Herrl. Herrl. mit der flehendlichsten Bitte gnädig zu geruhen, Sr. Herzogl. Durchlaucht für meinen gefangenen Mann, mich und meine verlaßnen Kinder ein Intercessionalschreiben und unterthänige Bitte dahin ergehen zu lassen, daß wenn mein Mann ja was verbrochen haben sollte, sein gemachten Fehler mit Huld und Gnade verziehen, und der verlaßnen Familie der Ernährer und Vater gnädigst wieder geschenkt werden möchte.

In welch zuversichtlicher Anhofnung gnädiger Willfahrung ich in unterthänigster Ehrfurcht und lebenslänglicher tiefster Dankbarkeit verharre

Euer Wohlgeb. usw.

unterthänig gehorsamste
Helena Schubartin geborene
Bühlerin von Geißlingen.

J. M. Kapoll[1])
Procurator.

Madame!

Ich habe ein wahres Vergnügen, Ihnen vorstehend immediate Herzogl. gnädigstes Decret abschriftlich zuzusenden. Vorzeiger diß hat von mir Befehl, Ihnen allen Respekt zu beweisen, und sich nach Ihrem Wohlgefallen zu richten, ob er sogleich eine Kutsche bestellen, und die Kinder mit sich hieher bringen sollte, oder ob dieselben

---

[1]) Johann Marx Capoll starb als Stadtrat in Ulm 26. Sept. 1809. Er stammt nach Weyermann von einem Edelmann aus Chur ab, Johann v. Capoll, der 1637 als Ingenieur und Zeugwart in ulmische Dienste trat. Er war ein intimer Freund Schubarts und dieser hat ihm am 1. Dezember 1789 einen Brief geschrieben, der bei Strauß „Nachlese zu Schubarts Briefen" zu lesen ist und echter Schubart ist.

„Hier, Bruder Capoll, sind zwei Karolins für die überschickte Leinewand und ein warmer deutscher Händedruck für deinen Freundschaftsdienst. Mein Weib, die alte Puderschachtel, ist ganz verliebt in dich. Capoll ist doch ein Mann, auf den man sich verlassen kann, so sagt die alte Strunzel, nicht so unzuverlässig wie ein salva venia Genie — und da stichelt sie auf mich. Sie läßt dich also herzlich grüßen, meine zahnlose Hausehre. — Dein Patrocinium kann meinem Schwager Bühler sehr zu statten kommen. Bewahre es ihm, denn er bedarf's. Er ist ein ehrlicher, treuer, fleißiger Mann, und ein Hundsfott sagt es ihm nach, daß er am Türkenkrieg schuld sei und Frankreich und Brabant aufgehetzt habe. Sein Wirtshaus wird er sogleich verkaufen und sein Barbierbecken für den Helm eines alten Ritters losschlagen.

Bruder, wann kommst du zu mir? Haus und Tisch und Keller und Bett und Schauspiel und Kutscher und Pferd steht dir zu Diensten. Nun hast du genug Kinder gemacht. Denk einmal deinen Flegel auf, bedenk die teuren Zeiten und daß vielleicht der jüngste Tag nicht fern ist.

Hier und dort und ewig du der meine
hier und dort und ewig
ich der deine Schubart.

Grüß mir's Ulmer Münster,
das heißt alle Redliche, denen es schattet."

ein andres verfügen wollten. Bringen Sie Ihre Kinder Selbsten zu mir, so werde Ihnen mündlich bezeugen, wie ich mit wahrer Hoch-Achtung seye

Dero

Blaubeuren den 28. Jan. 1777. gehorsamer Diener Georgii.[1])

(Copie).

Se Herzogl. Durchlaucht haben sich aus bewegenden Ursachen veranlaßt gesehen, den ehemals zu Ludwigsburg angestellt gewesenen Stadt-Musik-Rector Schubart, als er sich letzthin in Blaubeuren eingefunden, in Verwahrsam bringen zu lassen. Da aber Höchstdero Großmuth nicht zugeben kann, daß um Seinetwillen die unschuldig Seinige ebenfalls gestraft werden; So haben höchstdieselbe sich gnädigst zu entschließen geruhet, seiner Frau von dem heutigen dato an jährlich zwey hundert Gulden Pension bey dero Herzogl. Cammer Schreiberey gnädigst anzuweisen, welche Sie quartaliter alldorten empfangen und nach ihrem Gefallen verzehren kann, wo Sie will. Höchstgedacht Se Herzogl. Durchlaucht haben nicht weniger die Gnade gehabt, seine habende 2 Kinder solchergestalten zu versorgen, daß sein 11jähriger Sohn in die herzogl. Militär-Academie, seine 8jährige Tochter aber in die hiesige École des Belles aufgenommen werden solle.

Der Stadt Oberamtmann Georgii zu Blaubeuren hat all solches der Schubartischen Ehefrau durch Mittheilung einer Abschrift von diesem gnädigsten Decret bekannt zu machen, die beede Kinder aber auf herrschaftl. Kosten in einer Kutsche durch eine sichere Person anhero transportiren zu lassen. Decretum Stuttgard, den 24. Jan. 1777.

Carl Herzog zu Württemberg.

Fidem copiae

T. Stadt Ober Amtmann
zu Blaubeuren Georgii.

Ratsbescheid.

Ein HochLöbl. Magistrat hat, nach gepflogener Deliberation über das von der Fr. Helena Schubartin, geb. Bühlerin von Geißlingen, eingereichte demüthige Memoriale und Bitten um Erlassung eines Intercessions-Schreibens ad Serenissimum Wurtembergicum, wegen ihrer von dem H. Kloster Ober Amtmann Scholln nacher Blaubeuren freundschaftlich invitirten, von dar aber ohnvermuthet gefänglich abgeführten Mannes, M. Schubarts, bei denen vorgekommenen Umständen, hievon zu abstrahieren, Sie aber dahin anweisen zu lassen, decretirt, daß Sie Sich Selbsten bey Serenissimo um die Befreyung ihres Mannes melden und dabey Gelegenheit nehmen könne, für das von Höchstdemselben, nach denen zurückgebenden Beylagen, ihr gnädigst zugedachte Vitalitium von jährl. 200 fl. sowohl, als auch für die zugesicherte Aufnahme und Versorgung ihres 11jährigen Sohnes in die Herzogl. Militär Academie, und ihrer 8jährigen Tochter in die École des Belles zu Stuttgardt, den demüthigsten Dank abzustatten.

Decret. den 29. Jan. 1777.

[1]) Autobiogr. II, 139f. „Des Mitleids ganzen, vollen Trost sprach das Angesicht des Blaubeurischen Oberamtmanns Oetinger (Irrtum Schubarts!). Er drückte mir brüderlich die Hand, sprach mir Mut zu, und gab mir seine Handschuhe auf die Reise mit einem Blicke, der von werdenden Zähren schimmerte. . . O, welch ein Trost ists, im Elende gute Menschen zu finden! — Er ist nun eingegangen in seine Ruhe, und dieser Rosmarinstengel duftet auf seinem Grabe."

Wer kann ohne menschliches Interesse diese Akten durchblättern und zusehen, wie sich Schubarts Geschick erfüllte! Diese Varnbüler und Georgii konnten nicht anders: es waren Ehrenmänner, die wenigstens aus ihren Gefühlen kein Hehl machten. Selbst der armselige Oberamtmann war eben ein Werkzeug; Lohn der Loyalität: trotz flehentlicher Bitte blieb er bis in sein graues Alter am Schauplatz seiner „Tat“ sitzen.

Die Haltung des Rates von Ulm ist jetzt um vieles begreiflicher. Es war kein Ulmer Bürger, um den es sich da handelte. Auf die Dauer hätte Schubart doch nicht gut getan. Unannehmlichkeiten mit Oesterreich, Frankreich, Württemberg usw. Jeder ist sich selbst der Nächste. Der Ganelonismus bei Leuten, die nicht „schlimm“ sind! Vor die vollendete Tatsache gestellt, war man im stillen froh, daß man den unbequemen Magister los war. Daß die hohen Herrn in ihrem hochvenerirlichen Reskript das desperate Weib noch an ihre Anstandspflicht mahnten, ist eine Sache des Geschmacks . . .

Von Stuttgart kam ihr die tröstliche Versicherung, sie solle einen gesitteten Mann wiederbekommen. Der durchlauchtigste Schulmeister lehrte ihn mores. Die pädagogische Prozedur währte ein Dezennium. Zunächst ging er mit der „Donna Schmergalina“ auf den Asperg und sah mit höchsteigenen Augen, wie man Schubart in das bekannte Schubartloch führte. Dann sorgten die geistlichen Quacksalber für das Seelenheil. Mit dem mürbgewordenen trieb man das Spiel der Katze mit der Maus noch jahrelang, während die herzogliche Druckerei mit den Gedichten famose Geschäfte machte. Mit der gleichen schoflen wohlüberlegten Großmut, die das obige Dekret an die Schubartin zeigt, stopfte man dem endgültig Gebesserten den Mund durch ein Stück Brot als man ihn losließ, „das überdies, wie ihm (dem Herzog) sein Oberst Seeger klar vorgerechnet hatte, Schubarts wiederaufzunehmende Chronik der akademischen Druckerei doppelt und dreifach bezahlen mußte“. (Strauß II, 182.) Wirtschaft, Horatio! Natürlich hegte Dionys von Syrakus nicht die Gefühle, die der Theaterbösewicht pittoresk darstellt, eher diejenigen, welche man heute dem sog. „Herrenmenschen“ vindiziert. Es fehlte ihm das Organ und die lebhafte Einbildungskraft für die Gefühle seines Opfertiers. Er meinte es in seiner Art eigentlich ganz gut. Man ist jetzt mit Eifer an der Arbeit, objektiv seine positiven Leistungen auf allen Gebieten zu werten: in puncto der Musik hat dies Freund Abert mit Recht in diesen Heften besorgt. Um indessen ganz objektiv sein zu können, stehen wir dem erlebtesten aller Schubartschen Gedichte noch zu nahe, in dem eine mit Füßen getretene Seele aufschreit und an ihrem Peiniger Rache übt. Und durch alles durch, was uns heute Schwulst der Worte dünkt, tönt es, einer ehernen Posaune gleich, und übertönt alle historisierende Rhetorik . . .

. . . Da liegen Schädel mit verloschnen Blicken,
Die ehmals hoch herabgedroht,
Der Menschheit Schrecken! Denn an ihren Blicken
Hing Leben oder Tod.

Nun ist die Hand herabgefault zum Knochen,
Die oft mit kaltem Federzug
Den Weisen, der am Thron zu laut gesprochen
In harte Fessel schlug.

Zur morschen Ripp' ist nun die Brust geworden
Einst eingehüllt ins Goldgewand,
Daran ein Stern und ein entweihter Orden;
Wie zween Kometen stand.

— — — — — — — — — — — —

Sprecht Höflinge, mit Ehrfurcht auf der Lippe,
Nun Schmeicheleien ins taube Ohr!
Beräuchert das durchlauchtigste Gerippe
Mit Weihrauch, wie zuvor!

Er steht nicht auf, euch Beifall zuzulächeln,
Und wiehert keine Zoten mehr,
Damit geschminkte Zofen ihn befächeln,
Schamlos und geil, wie er.

Sie liegen nun, den eisernen Schlaf zu schlafen,
Die Menschengeißeln, unbetrauert,
Im Felsengrab, verächtlicher als Sklaven,
In Kerker eingemauert.

Sie, die im erznen Busen niemals fühlten
Die Schrecken der Religion,
Und gottgeschaffne beßre Menschen hielten
Vor Vieh, bestimmt zur Frohn;

Die das Gewissen, jenen mächtgen Kläger,
Der unsre Schande niederschreibt,
Durch Trommelschlag, durch welsche Trillerschläger
Und Jagdlärm übertäubt . . . .

Künstlerbiographien.

Von Karl Voll in München.

Im vorigen Jahre erschien im Verlag von Georg Müller zu Poccis Jubiläum eine Monographie über diesen ausgezeichneten Menschen und Künstler. Sie ist von Alois Dreyer verfaßt. Ueber Pocci ist ein ganz abschließendes Urteil noch immer nicht möglich, weil das Material ungemein reichhaltig ist, aber nicht vollständig veröffentlicht wurde. Ehe es gesichtet und von der zahlreichen Spreu gereinigt ist, läuft man Gefahr, Pocci zu unterschätzen, so wie er schon zu Lebzeiten mehr geliebt als wirklich nach Verdienst eingeschätzt wurde. Es kann nun wohl einem Menschen kein schöneres Los zufallen, als daß er volle und allgemeine Liebe erringt, und insofern kann sich Pocci auch nicht beklagen: aber er wartet als Künstler noch immer der Auferstehung. Auch Dreyers Monographie ist mehr ein Zeugnis herzlicher Verehrung und gibt nur einige wenige Ansätze zu einer kunstgeschichtlichen Würdigung, was zum Teil daran liegen mag, daß das im übrigen doch sehr ergötzliche Buch offenbar recht schnell zusammengestellt worden ist. Dagegen ist die Art wie Dreyer Pocci in den Mittelpunkt des geselligen Lebens der Münchener Künstler- und Schriftstellerkreise stellt, sehr verdienstlich, und im Verein mit den vielen Reproduktionen von den zum Teil noch unpublizierten Handzeichnungen aus den Alben der verschiedenen Münchener Gesellschaften, vor allem aus dem Album der Anglia wirkt diese Darstellung sehr glücklich. Man sieht, daß Pocci doch eine große Bedeutung innerhalb der Entwicklung unserer Kunst gehabt hat. Er war einer von denen, die das Terrain festlegten und den freien Ton schufen, der München so lange zur wichtigsten Stadt im deutschen Kunstleben machte.

Pocci gehört zu den vielen Illustratoren, die in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts gewirkt haben und in deren Tätigkeit vielleicht einmal das vornehmste Verdienst der Kunst dieser Zeit erblickt werden wird. Unter all diesen Zeichnern war nun der weitaus bedeutendste der Franzose Honoré Daumier, auf den man in Deutschland erst seit wenigen Jahren in weiteren Kreisen aufmerksam geworden ist. Er zählt jetzt auch bei uns zu den populärsten Künstlern des 19. Jahrhunderts. Es ist aber gut, dessen eingedenk zu sein, daß noch vor ungefähr 5—6 Jahren man in sämtlichen deutschen Kupferstichkabinetten sich nur ungenügend, bezw. gar nicht über diesen außerordentlich großen Zeichner unterrichten konnte. Das hat sich jetzt sehr gebessert, aber noch immer steht der Wunsch offen, daß man auch in Deutschland den Maler Daumier kennen lernen möchte, bezw. sollte. Es ist mir noch im guten Gedächtnis, daß im Jahr 1900 einer unserer besten deutschen Daumierkenner, der schon damals eine sehr große Sammlung von Daumiers Lithographien besaß, in Paris auf der Jahrhundertausstellung das Kabinett übersah, in dem eine reiche Anzahl von Gemälden dieses Meisters ausgestellt waren. Er kehrte nach Deutsch-

land zurück und hatte viele Blätter seines Lieblingskünstlers in Paris gekauft, aber als ich ihn fragte, wie ihm die Gemälde gefallen haben, blieb er vor Erstaunen stumm. Er hatte keines gesehen. Auch hiermit soll es besser werden. In Pipers Verlag erschien vor kurzem ein Werk, das speziell Daumier als Maler behandelt. Es ist verfaßt von Erich Klossowski und gibt in 134 Abbildungen eine gute Vorstellung von dem malerischen Werke Daumiers.

Es sind meistens nur Skizzen, die hier in Betracht kommen. Der Mann, der so selten groß als Künstler und Mensch gewesen ist, muß leider als Ausnahme von der Regel gelten, daß Kunst auch Gunst bringt. Daumier ist sein Lebenlang ein armer Künstler geblieben, der nicht das machen konnte, was er wollte. Der Malerei durfte er nicht die Zeit gönnen, die er ihr gerne gewidmet hätte. Es handelt sich in der Tat hier um Stückwerk. Aber in Gegensatz zu vielen anderen Zeichnern, bei denen wir konstatieren müssen, daß sie die Tätigkeit als Maler gleichsam per nefas ausgeübt haben, ist Daumier ein wirklicher Maler gewesen, dessen Bilder und Skizzen — trotz aller Wertschätzung für seine Lithographien — heute als das bedeutendste angesehen werden, was er uns hinterlassen hat. Man darf von ihm sagen, daß er kein solch ungewöhnlicher Zeichner geworden wäre, wenn er nicht von Hause aus Maler gewesen wäre. Insofern ist sein Leben eine Tragödie à la Michelangelo, mit dem er auch sonst immer und Gott sei dank auch bis heute noch ohne Widerspruch verglichen wird. Er durfte nicht das machen, woran ihm am meisten lag, und alles von dem, was er vollenden konnte, gehört einem Gebiet an, das er hauptsächlich des Lebensunterhaltes wegen kultivierte.

Klossowski arbeitet diesen Umstand scharf heraus; es sei nun aber, um keinen Irrtum hervorzubringen oder zu unterstützen, betont, daß Daumiers Lithographien unter den ungünstigen Verhältnissen nicht gelitten haben, sondern schlechterdings das Vollkommenste sind, was auf diesem Gebiet im 19. Jahrhundert geleistet worden ist.

Klossowski zerlegt seine Abhandlung in zwei Teile, in den historischen, der sehr interessant ist und manches bringt, was man auch bei dem Biographen Daumiers, bei Arsène Alexandre, nicht so gut kennen lernen kann. Dieser Teil, der gewissermaßen als Einleitung dient, ist leider sehr kurz; dann kommt das, was man jetzt die Analyse der Werke und des Künstlers zu nennen pflegt. Hier scheint mir Klossowski weniger glücklich gewesen zu sein. Er geht von Bild zu Bild, von Skizze zu Skizze, bespricht sie einzeln, und wenn er sie auch um gewisse Zentren gruppiert, so fehlt doch die richtige, durch klare Komposition gewonnene Annehmlichkeit. Man muß da viel Beschreibungen und allzu lange Beteuerungen in den Kauf nehmen, während man lieber in aller Kürze die Charakteristik von Daumiers malerischem Stil finden würde. Diese breite Art, die jedes einzelne Werk glossiert, scheint unserer Zeit besonders zu entsprechen;

denn sie beherrscht auch die Monographien, die den alten Meistern gewidmet sind. Ich kann nicht leugnen, daß eine solche Detaillierung wohl nur dann berechtigt ist, wenn sie mit einer starken Betonung des Charakteristischen und Typischen innerhalb der Kunst des betreffenden Meisters verbunden ist.

Ueber Honoré Daumier als Zeichner ist im gleichen Verlag ein reich illustrierter Essai von Dr. Kurt Bertels erschienen. Das kleine Buch scheint mir das beste zu sein, was über Daumier geschrieben wurde. Es beruht, wie ich als Daumiersammler bestätigen kann, auf völliger Kenntnis des Materials und der Literatur und ist durchaus selbständig; vor allem hat es eine rein künstlerische Auffassung und das ist in der Literatur über Daumier nicht gerade immer zu finden. Der große Künstler verbarg sich ja vor dem Publikum und seinen Verehrern oft genug hinter den Späßen, die er zu machen hatte. Seine provenzalische Beredsamkeit und seine romanische Drastik, vor allem aber seine ungewöhnliche Intelligenz heben das Komische oder, wenn er Satiren zeichnet, das Aggressive so stark hervor, daß im Betrachter häufig zunächst wenigstens die intellektuellen Fähigkeiten angeregt werden: aber das Genre der Satire oder der Komik hat ja Daumier nur gewissermaßen zufällig behandelt. Er war ein eminenter Künstler, der in anderen Zeiten vermutlich ganz andere Themen gewählt hätte. Das hebt Bertels richtig hervor und er betont, was gerade heute wichtig ist, daß Daumier, der in seinen frühen Arbeiten und hauptsächlich in den Lithographien der „Caricature" ein schroffer Gegner der damaligen Staatsform war, doch kein Revolutionär, sondern vielmehr ein Erzrepublikaner gewesen ist. Das Buch, das so vieles gute sagt, ist auch gut und scharf geschrieben, manchmal vielleicht gar zu pointiert, aber es liest sich gut.

Eine ganz andere Art von Künstlerbiographie ist es, die Dr. Julius Mayr bei Bruno Cassirer über Wilhelm Leibl veröffentlicht hat. Der Verfasser gehörte zu den Intimen von Leibl und hat aus Leibls Mund selbst, sowie von den nächsten Freunden ein reiches biographisches Material erhalten. Das stellt er nun zusammen und gibt uns eine überaus wohltuende Schilderung von Leibls Leben. Mayr macht kein Hehl daraus, daß er den großen Künstler nicht nur verehrt, sondern vergöttert und trotzdem wird man dadurch nicht unangenehm berührt oder gar mißtrauisch gemacht. Die Biographie trägt so sehr den Stempel des Spontanen und Notwendigen, daß man sie sich gar nicht anders wünschen mag. Es ist ja ein wahres Glück, daß wir infolge dieser rückhaltlosen Vorliebe für Leibl nun nicht nur die Geschichte seines Lebens genau verfolgen können, sondern auch die seiner einzelnen Bilder. Man wird wohl in späterer Zeit diese Biographie als das auffassen, was sie auch sein will, als ein Dokument der Kunstgeschichte von 1870—1900. Es hat doch etwas selten Interessantes und stellenweise fast Aufregendes, die Verhältnisse und auch

Schwierigkeiten kennen zu lernen, unter denen Werke wie die „Bäuerinnen in der Kirche" entstanden sind. Fast ein ganzes Kapitel wird dieser einen Tafel gewidmet und wir werden Schritt für Schritt fast wie in einem historischen Roman mit der ganzen, langsam fortschreitenden Entstehung des Werkes bekannt gemacht. Dazu kommt noch die Erzählung von der Aufnahme, die die Bilder beim Publikum, auch in der Presse gefunden haben. Das sind nun allemal für München sehr traurige Abschnitte. Ohne bitter zu werden, aber auch ohne allen Rückhalt ruft Mayr aus den alten längst vergilbten Kritiken die Erinnerung an jene Zeiten wach, wo München wählen konnte zwischen der echten starken Kunst von Leibl und der Talmikunst anderer jetzt allmählich in die Versenkung fallender Maler. Man sieht mit Erschütterung, wie ein großer Mann erfolglos sein Bestes immer wieder vorlegte und immer wieder an dem Kaltsinn der sogenannten Berufenen eigentlich scheiterte. Es wäre für München sehr gut und nützlich, wenn solche Bücher öfters geschrieben würden.

Mayr hat sehr bescheiden seine Aufgabe weniger in der speziell künstlerischen Behandlung des Stoffes als in der biographischen Schilderung gesehen: aber er hat doch seiner Biographie einen speziell kunsthistorischen Anhang gegeben, ein möglichst genaues und vollständiges Verzeichnis von Leibls Werken. An sich ist das sehr dankenswert und für diejenigen Bilder und Zeichnungen, die Mayr hier angeführt hat, auch sehr wichtig. Dagegegen ist es kein Zweifel, daß Leibl mehr Bilder 2c. geschaffen hat, als Mayr erfahren konnte. Für die Besitzer aller dieser in dem Verzeichnis nicht erwähnten und doch echten Werke ist nun die Lage recht fatal geworden. Es wäre darum wünschenswert, daß Mayr in einiger Zeit den Katalog von Leibls Arbeiten neu herausgebe und mit entsprechenden Zusätzen versehe. Zum Schluß sei noch mit größter Anerkennung auf die glänzende Ausstattung hingewiesen, die durch die vielen vortrefflichen Abbildungen nun erst jene abschließende Vollständigkeit ergibt, nach der der Verfasser gestrebt hat.

Eine andere Art von Monographien wird heute dank den Fortschritten unserer Reproduktionstechnik immer mehr gepflegt. Es sind die großen Bilderkataloge. So ließ Georg Fuchs bei Georg Müller in München 1908 einen starken Band zu Ehren von Wilhelm Trübner erscheinen. Er gibt eine von Begeisterung, vielleicht nur zu sehr von Begeisterung getragene umfangreiche Einleitung und dazu 123 Abbildungen aus allen Epochen von Trübners Tätigkeit. Auch hier ist schließlich das Endergebnis das gleiche wie bei Mayrs Leiblbiographie: die Klage darüber, daß in den wichtigen Jahren 1880—1900 der Künstler in München wenig Verständnis gefunden hat. Die Ausstattung ist gut und zum Teil sogar opulent: aber bei der zweiten Auflage wäre es doch gut, soviel wie möglich auf je einer Seite nur eine Abbildung zu bringen. In der vorliegenden Form, die häufig zwei kleine Reproduktionen nebeneinander stellt, leidet die künstlerische

Wirkung. Immerhin ist es gut und verdienstlich, daß Trübners Werke, wenn auch nur lückenhaft, zusammengefaßt wurden, zumal Fuchs in der Einleitung viel positive Angaben über die Verhältnisse gibt, unter denen die Bilder entstanden sind. Eine Kritik im eigentlichen Sinne des Wortes möchte ich hier nicht über die von Georg Fuchs geäußerten Ansichten geben und zwar deswegen, weil seit den Ausstellungen der letzten Jahre Trübner sehr umstritten wird. Nur von einem Punkt darf ich vielleicht einige Worte sagen. Fuchs schreibt gelegentlich: „Die Landschaft als Form ist nichts als eine Sondergattung des Stillebens" und stellt es als einen besondern Vorzug von Trübners Kunst hin, daß sich ein Stillebencharakter durchweg in ihr hält. Es scheint mir, daß das ein sehr bedenkliches Lob ist, obschon die Tatsache zutrifft, daß Trübner das Stillebenmäßige überall bevorzugt: aber eine Landschaft, ein Porträt, ein Frauenakt oder ein Pferd sind eben keine Stilleben und dürfen nicht als solche behandelt werden. Hier liegt wohl eine falsche Auffassung vom sogenannten „rein Malerischen" vor.

Als Band XI der Klassiker in Gesamtausgaben, die von der Deutschen Verlagsanstalt in Stuttgart veröffentlicht werden, erschienen Donatellos Werke, herausgegeben, mit einer Einleitung und Anmerkungen versehen von Professor Paul Schubring. Da die Bildhauerbände dieser Serie besonders gut ausfallen, ist das Werk in der Ausstattung sehr gelungen, zumal wieder viele Details gebracht werden. Der Verfasser hat sich seit Jahren viel mit Donatello beschäftigt und so steht er durchaus auf dem Standpunkt der neueren Forschung. Das ist nun bei dem Stuttgarter Unternehmen selbstverständlich geworden. Interessanter ist es, zu sehen, wie Schubring den Versuch macht, den noch immer nicht recht verwischten Unterschied zwischen den in den modernen aktiven Kunstkreisen und bei den heutigen Kunstgelehrten bestehenden Anschauungen aufzuheben. Er will nicht nur die Ergebnisse der urkundlichen und stilkritischen Forschung bringen, sondern sich auch auf den Standpunkt der modernen Kunst stellen und dabei doch nicht die Klapper rühren. Das führt zu Umwertungen, die sehr charakteristisch sind, besonders in der Beurteilung technischer Fragen, wo heute nicht mehr die glatte Sauberkeit, sondern die innere künstlerische Stärke der Stoffbehandlung maßgebend sind. Man kann sich nur aufrichtig über diese Wandlung freuen, die wohl in sehr absehbarer Zeit eine Art von Umwälzung in der kunstgeschichtlichen Literatur hervorrufen wird, aber man wird doch behaupten dürfen, daß eine solche Annäherung an die im tatsächlichen Leben der heutigen Kunst herrschenden Tendenzen es nicht nötig macht, bei der Wahl der Worte und Satzwendungen gar so ungeniert in den Sprachschatz des täglichen Lebens zu greifen wie Schubring es tut.

Sehr begrüßenswert ist es, daß die Verlagsanstalt sich auch entschlossen hat, in die Reihe der „Klassiker der Kunst" moderne Meister

aufzunehmen, so wie ähnliche Unternehmungen das schon längst getan haben. Gerade bei der Absicht der roten Stuttgarter Bände, eine möglichst komplette Materialsammlung zu bieten, wird es für die Zukunft — in Wissenschaft und Kunsthandel — sehr wichtig sein, daß hier eine Art von Lexikon wenigstens der fertig gewordenen Werke des Künstlers gegeben wird. Nur aus diesem Grunde will ich auf zwei der ja ganz unvermeidlichen Mängel hinweisen: es fehlt ein sehr schönes Bild im Besitz des Münchener Malers Wolter-Sigora, der feine Reiter aber, der als im Besitz der Kunsthandlung Riegner angeführt wird, befindet sich in der reichen Sammlung Münchener Gemälde des Herrn Professors Meder in München. Angesichts der abscheulichen Bilderfälschungen, die nachgerade wieder so schlimm werden wie sie im 17. Jahrhundert waren, ist die freilich sehr schwierig zu erwerbende Vollständigkeit des Materials eine wesentliche Bedingung. Vielleicht wäre es auch einmal möglich, einen kleinen Band von Uhdes Skizzen herauszugeben; denn diese sind ja von ganz besonderem künstlerischen Wert, nicht bloß von Reiz, wie das alte Schlagwort über Skizzen jeder Art und jedes Künstlers lautet.

Es ist ein schöner Gedanke gewesen, gerade mit Uhde die Reihe der modernen Klassiker einzuleiten, denn er ist nun einmal unter den Begründern der neueren deutschen Malerei einer der bedeutendsten und folgerichtigsten. Den Text hat Hans Rosenhagen geschrieben, dem aus seiner langjährigen Beschäftigung mit der Kunst unserer Zeit viel unmittelbare Beobachtungen zu Gebote stehen. Es ist sogar schade, daß er uns nicht mehr davon zur Verfügung stellt; man würde mehr Persönliches und Historisches aus Uhdes Leben und Entwicklung vielleicht lieber haben, als die so lang schon mit dem stets gleichen Erfolg, beziehungsweise Mißerfolg erörterten Fragen über Naturalismus und Inhalt der Kunstwerke.

Auf der Berliner Jahrhundertausstellung deutscher Kunst war dem Alt-Wiener Maler Ferdinand Georg Waldmüller viel Raum zugestanden worden und die Werke dieses Malers wurden dann auch geradezu als eine Entdeckung gefeiert. Nun haben Arthur Rößler und Gustav Pisko im Wiener Verlag Karl Gräser ein großes zweibändiges Waldmüllerwerk herausgegeben, wo Rößler Waldmüllers Leben und Schaffen in zwar kurzen, aber sehr markigen, vielleicht zu dicken Strichen zeichnet, wo ferner Waldmüllers Werke fast sämtlich in Reproduktionen nach dem Original wiedergegeben und endlich seine Schriften neuaufgelegt werden. Rößler verlangt Gerechtigkeit für die österreichische Malerei des 19. Jahrhunderts und er hat Recht; denn aus Oesterreich hat Deutschland manchen guten Meister, hat es vor allem Moritz v. Schwind bekommen, der nun als deutscher Maler gefeiert wird und doch Wiener war und es bis an sein Ende geblieben ist. Rößler übt aber auch Gerechtigkeit, indem er trotz seiner unverhohlenen und wohl auch übertriebenen Bewunderung für Waldmüller doch nicht gerade seine ganze Tätigkeit um jeden Preis

feiert. Er opfert sozusagen die eine Hälfte von Waldmüllers Werken, die gar zu kokette Genremalerei, er spendet den Landschaften mit ihren für damals sehr bemerkenswerten, aber eigentlich sehr unmalerischen Versuchen, die volle Sonne in das Bild einzuführen, viel Lob und übersieht nicht das Altertümliche an ihnen: aber durchaus läßt er doch nur die Porträts gelten, die Waldmüller in großer Anzahl angefertigt hat. Man kann das dem Oesterreicher auch gut nachfühlen; denn keine deutsche Stadt hat damals einen Porträtisten aufzuweisen, der so sehr wie Waldmüller den Ton und Charakter der Zeit lebendig und beweglich festgehalten hat. Das gute alte Wien spricht so herzlich aus diesen Biedermeierporträts. Es ist dann auch wahr, daß Waldmüller mit manchen seiner ungemein scharfen Bildnisse, wie dem des Grafen Rasumoffsky, ganz erstaunliches an Zuverlässigkeit geleistet hat: aber wahr ist es schließlich doch auch, daß er in einer unmalerischen Zeit der deutschen und österreichischen Kunst gelebt hat, und daß sich das selbst in seinen Porträts, die nun einmal hart modelliert sind, nur zu deutlich zeigt. Auch ihr Wert ist doch sehr zeitlich bedingt und weil die Zeit nicht gut malte, nicht so hoch zu bemessen wie während der Jahrhundertausstellung — nicht ohne Widerspruch — gesagt wurde. Aber wie dem auch nun sei: das Waldmüllerwerk gibt den vollen Charme von Altwien und darum ist es erfreulich. Weniger erfreulich sind Waldmüllers Schriften, die großenteils polemischer Art sind. Er war Akademieprofessor in Wien und hatte an dem akademischen Schlendrian gar keine Freude. So griff er diese Einrichtungen so lange an und so ungestüm, bis er mit halbem Gehalt — 400 Gulden! — pensioniert wurde. Sein Wille war gut; aber wenn wir die Urteile lesen, die er selbst gefällt hat, sowohl über Zwecke der Kunst wie über Künstler und einzelne Kunstwerke, so scheint es mir doch, daß er nicht sehr viel bessere Anschauungen als seine Kollegen hatte. Er war ein besserer Techniker, vor allem Zeichner: aber was er schrieb, gehört unter den Vermerk von Goethe: Bilde Künstler, rede nicht! Rößler hat übrigens im gleichen Verlag eine billige populäre Ausgabe des großen Waldmüllerwerkes herausgegeben.

Die Hochzeitsfeierlichkeiten von Marie-Antoinette.

In einer ausgezeichneten Frankfurter Zeitung des 18. Jahrhunderts, die den Titel Frankfurter Meß-Relation trägt, findet sich im Jahrgang 1770 ein sehr interessanter Bericht über die Feierlichkeiten bei der Hochzeit von Ludwig XVI. und der Marie-Antoinette, aus dem wir hier ein Stück abdrucken, wegen der auffallenden Aehnlichkeit mit einem Vorfall bei der Vermählung des jetzigen Zaren. Die Freunde der vaticinatio post effectum werden zu den vielen mit Eifer ausgegrabenen Beziehungen zwischen den Verhältnissen des heutigen Rußlands und Frankreichs von 1780 auch diese weitere gern konstatieren.

Das Hochzeit-Geschenke, welches die Königl. Familie der Madame Dauphine noch den Vormittag des andern Tags gemacht, wird an Jubelen und andern Kostbarkeiten auf 3 Millionen Livres gerechnet. Hierauf nahmen die Frau Dauphine mit dem Dauphin und dessen Königlichen Brüdern das Mittagmahl besonders ein. Nach diesem war Apartement und Spiel. Die Etiquette brachte mit sich, daß niemand ohne Billet eingelassen werden solle; allein, man konnte dem Andringen so vieler tausend Menschen nicht widerstehen, und man ließ deren eine große Menge ohne Billet ein, doch so, daß nur eine gewisse Zahl eingelassen wurde, und wann diese ihre Neugierde befriediget hatten, ließe man die andern ein. In den Gärten, wo die Veranstaltungen zu Abbrennung des Feuerwercks und der Illumination getroffen worden, war der Zulauf eben so groß, weilen an besagtem Abend das erwehnte Feuerwerck nebst der Illumination zu sehen seyn sollten. Allein, der Himmel, so mit der Erde nicht einstimmig war, und zwey erschröckliche Platzregen schickte, wodurch eine durchdringende Nässe auf eine so unzählbare Menge Zuschauer fiele, verursachte zugleich, daß weder das Feuerwerck noch die Illumination ihren Fortgang haben konnte, und jedermann nach Hauß gieng, ohne seine letzte Neugierde befriedigen zu können. Als aber den 19ten der Himmel sich wieder erheiterte, wurde Abends das Feuerwerk abgebrannt, und war auch nämlichen Abends die Illumination zu sehen. Der König sah auf der Gallerie des neuen Saals der Schauspiele, das Feuerwerk mit an.

Den Pracht der Schauspiele betreffend, so sind zwar die Anstalten der Festivitäten Ludwig des XIV. in den Geschichten bekandt und herrlich beschrieben, allein den dermahlen ausgeführten Spectacels ist nichts zu vergleichen, um nur einen kleinen Beweiß davon anzugeben, so verdient angeführt zu werden, daß blos das Bouquet des zu Versailles abgebrannten Feuerwercks aus 30,000 Raqueten bestanden, die alle auf einmahl in die Höhe steigen sollten, und davon eine einzige Raquet einen Thlr. betragen, welches also eine Summe von 90,000 Livres beträgt. Am 19. ware zu Versailles ein prächtiger Ball Paree bey Hof, und Abends wurde das Feuerwerck, welches am 16ten hat seyn sollen, mit dem besten Erfolg abgebrannt, ausser daß das Bouquet die gehörige Würckung nicht gethan, man hatte deßfalls einige boßhafte Personen im Verdacht, wie denn

am Vermählungs-Tage 3 ohnbekannte arretiert worden, die beschäfftigt waren, die Communications-Lunten des Feuerwercks mit Scheeren abzuschneiden.

Den 21sten war masquirter Ball, worbey keine Billets als wie den 19. ausgetheilt worden, hingegen waren alle Masquen gehalten, sich in Gegenwart der Cammerherren zu demasquiren, und ihre Nahmen anzugeben, welche aufgeschrieben worden.

Alle und jede Festivitäten nach ihrer Specification durchzugehen, wäre viel zu weitläuftig, Opera Perseus Athalia Castor und Pollux wurden vorgestellt und auch wiederhohlt, der bezauberte Thurn aber mit seinen herrlichen und seltenen Machinen eine Erfindung von der in diesen Sachen sehr berühmten Herzogin von Villeroy, setzte vollends jedermann in Verwunderung. Von den Festivitäten und Spectacels so zu Paris vorgegangen, wollen wir nur den Beschluß davon anführen, nehmlich was uns die Französische Berichte vom 30sten May deßfalls melden:

„Am 30ten des abgewichenen Monats, heisset es, als am Tage des zweyten Festes, so die Stadt Paris bey Gelegenheit der hohen Vermählung des Dauphins gab, wurde solches dem Volcke um 6 Uhr früh Morgens mit Losbrennung des Geschützes bekannt gemacht. Des Mittags wurde diese Salve wiederholet. Gegen 7 Uhr des Abends theilte man an verschiedenen Plätzen dieser Stadt Brod und Fleisch aus, und ließ in den Fontainen rothen und weisen Wein springen. Gegen 9 Uhr des Abends wurden abermal die Canonen gelöset, während dessen das auf dem Ludwigsplatze präparierte Feuerwerck abgebrannt wurde. Die Decoration des Feuerwercks, dessen Höhe von 130 Schuhen war, stellte den Tempel des Hochzeitsgotts vor. Die Bauart war Corinthisch. Hierauf gieng die Erleuchtung vor sich. So gar die Boutiquen der auf den Pasteyen gehaltenen Messe und jeder Baum erhielten ihre Erleuchtung, welches dem Auge den reitzendesten Vorwurf machte. Allenthalben war der Zulauf der Menschen erstaunlich groß. Doch muste das Vergnügen dieses Festes durch einen nicht vorhergesehenen und nicht zu verhindernden Zufall gestöhret werden. Die Straße, durch welche das Volk nach dem abgebrannten Feuerwerck sich hindrängte, um das übrige zu sehen, stopfte sich dermaßen, daß ein grosser Teil Menschen von jedem Alter und Geschlechte erstickt wurde. Die Zahl der Todten belieffe sich auf 170, nämlich 90 männlichen und 80 weiblichen Geschlechts. Die Zahl der Verwundeten war 26, welche letztere man nach den Spitälern gebracht. Man kan den Schmertz und die Bekümmerniß nicht ausdrücken, welche dieser betrübte Vorfall dem Könige und der gantzen Königl. Familie verursachet. Se. Majest. der König haben gemessene Ordres ertheilet, den Familien dieser Unglückseligen alles Soulagement zu verschaffen. Der Dauphin hatte bey sothaner traurigen Vorfallenheit auf immer zu rühmende Proben von der Güte und Empfindlichkeit seines Herzens gegeben. So bald dieser Herr von den Unglücks-

fällen dieses zur Freude gewidmeten Tages unterrichtet worden, schickten Se. Königl. Hoheit den andern Tag die 6000 Livres, so Seine Majestät der König monatlich für Kleinigkeiten dem Dauphin auszusetzen beliebt, an den Herrn von Sartine, General-Lieutenant der Policey, und schrieben ihm mit eigener Hand die Ordre zu, gedachte Summe an diejenige Verunglückte auszutheilen, die es am notwendigsten bedürftig wären. Die Frau Dauphine hat diesem so rühmlichen Beyspiele ebenfalls gefolget. Die Armenpflege der Stadt hat auch die behendesten Masnehmungen ergriffen, um die Verwundeten wiederum zu ihrer Genesung zu bringen, und den Familien der Umgekommenen hülfreiche Hand zu leisten.

Ein anderer Bericht davon sagt, daß mehr als 250 Personen von verschiedenem Stande, Alter und Geschlecht, durch die Carossen teils erstickt, theils zerschmettert worden, wovon 87 Personen weiblichen Geschlechts, und 59 Manns-Personen auf den Magdalenen Kirchhof gekommen. Der Marschall von Bison war in der größten Lebensgefahr, der Graf von Argental Ambassadeur von Parma, hat einen Arm zerbrochen, und die Beine zerquetschet. Ihre Carossen sind zerbrochen und die Pferde davon erstickt worden. Nach hero fanden sich immer noch mehrere Tode und Verunglückte, so daß sich deren Zahl hernach in die 500 erstreckte, der Herr Abt von Raß, Geschäfft-Besorger des Herrn Cardinals von Choiseuil, ist sehr verwundet, und hat dabey einen kostbaren Ring von 25,000 Livres an Werth verlohren; und der Herzog von Lauzun wäre erdrückt worden, wenn nicht ein Grenadier ihn aus der Presse in die Höhe gehoben hätte, welcher aber über diese Bemühung selbst erdrückt worden. Zwei Chevaliers von St. Ludwig sind dabey auch umgekommen; das Gedränge ist so entsetzlich gewesen, daß Kutschen nicht nur umgeworfen, sondern zerquetschet und verschiedene Pferde erdrückt worden. Dieser Zufall hat aller Orten Schrecken, Angst und Trauren verbreitetet. Daß auch das Parlament dem Königlichen General-Gouverneur Befehl ertheilte, die Ursachen dieses Unglücks zu untersuchen, und einen Bericht davon abzustatten. Se. Majestät haben den hierdurch verunglückten, die noch am Leben waren 100,000 Livres, der Dauphin die 6000 Livres, welche ihm eben von dem König zu seinen kleinen Lustbarkeiten geschickt worden waren, die General-Pachters 5000 und die Postverwalters 2400 Livres austheilen lassen, ohne was die Personen betrifft, die nicht genannt seyn wollten und doch ausser dem K. weit mehr gethan.

Die Königl. Strasse, welche von dem Platz Ludwig XV. nach den Bollwerken führet, ist die Gegend, wo am meisten Leute umgekommen. Es waren Gräben da, die man vorher hätte ausfüllen sollen, und in dem Augenblick, da das Volck durchdringen wollte, kam eine Kutsche, die verursachte niederzustürtzen oder sich zertretten zu lassen. Alleine dies dauerte nicht lange, weil der Kutscher und die Pferde von Personen, die Degen hatten, niedergestochen wurden. Die Madame Dauphine die nach Mitter-

nacht nebst den Königl. Prinzeßinnen die Erleuchtungen sehen wolten, kehrten wieder um, ohne den Platz zu paßiren, wo dieses schreckliche Unglück geschehen war. Se. Allerchristlichste Majest. welche, wie schon gemeldet, äusserst hierdurch gerühret worden, sollen gesagt haben: daß da das Festin vor dero Volck sein solte, so hätte man auch die nötigen Maaßregeln nehmen sollen, das Leben desselben in Sicherheit zu setzen.

Unter der Zahl der schon jüngsthin erwähnten Todten, befinden sich 22 Personen vom Stande, 5 Ordens-Geistliche, 2 Aebte, 155 Bürger und 416 vom gemeinen Volcke. Die Anzahl derer Beschädigten soll sich gegen 3000 belauffen. Der Herr von Sartine General-Lieut. der Policey, erhielte täglich sehr wesentliche Beweise von der zu Paris herrschenden Menschenliebe und Großmuth. Um die Absichten Ihro Königl. Hoheit der Madame Dauphine und der Königl. Prinzeßinnen zu erfüllen, hat besagter Herr von Sartine, die Pfarrer der Kirchspiele ersuchen lassen, keinen Todten zu begraben, ohne ihn davon zu benachrichtigen. Demzufolge wurden Leute bestellet, welche sich nach dem Vermögen des Verstorbenen, nach seiner Familie &c. erkundigen müsten, um nach den Umständen die Beysteuer einzurichten.

Rundschau.

Die Universität München und das herzoglich georgianische Priesterhaus.[1])

Von Carl Güttler in München.

I.

Historisches.[2])

Im Jahre 1472 stiftete Herzog Ludwig von Bayern-Ingolstadt mit dem Beinamen „Der Reiche", die Universität Ingolstadt; 1494 faßte sein Sohn und Nachfolger Georg, gleichfalls mit dem Beinamen „Der Reiche" den Entschluß, in Ingolstadt neben der Universität als dem Collegium vetus, aus eigenen Mitteln ein Neu-Kollegium zu gründen, welches dem Stifter zu Ehren „Herzog-Georigen-Collegium" gehaisen werden soll", es ist der Ursprung des heutigen Georgianums. Während die übrigen, an der Universität Ingolstadt bestehenden Kollegien oder Bursen sich nach und nach auflösten und im Jahre 1600 sämtlich verschwunden waren, überdauerte das Georgianum den Wechsel der Zeiten. Von Bedeutung ist, daß weder in der Stiftungsurkunde noch in den später hinzugekommenen Privatstiftungen, welche mit den 11 herzoglichen Freistellen vereinigt wurden, ein klerikaler Charakter des Georgianums bestimmt oder vorgesehen wird. Es handelt sich lediglich um Unterstützung oder Unterkunft für unbemittelte Studierende. Der Stiftungsbrief schreibt allerdings vor, daß die Inhaber von Freiplätzen nach vorausgegangenem Studium der sieben freien Künste dem Studium der hl. Schrift obzuliegen haben, allein eine Verpflichtung der Stipendiaten, in den geistlichen Stand einzutreten, enthält die Stiftungsurkunde nicht, und noch weniger ist dies bei den 20 bis 30 Privatstiftungen der Fall, die auch für Kandidaten der Rechte, der Medizin, der Philosophie, ja sogar für protestantische Studierende zur Verwendung kommen; Jahrhunderte lang wohnten im Georgianum Juristen, Mediziner und Theologen unter einem Dache zusammen (S. 74). Dieser gemischte Charakter blieb dem Georgianum bis 1785 erhalten. In diesem Jahre vereinigte Kurfürst Carl Theodor die im Laufe der Jahrhunderte, namentlich seit Aufhebung des Jesuitenordens, zugewachsenen Stipendien und Benefizien mit den älteren Freistellen zu einem gemeinsamen Fonds und erklärte das Georgianum für ein ausschließlich klerikales Seminar zur Heranbildung würdiger Priester. Von diesem Zeitpunkte datiert ein gewisser Zwiespalt; während der Kurfürst sein Recht auf die Oberleitung über eine Stiftung, welche ein Ahnherr seines Herrschergeschlechtes gemacht, nicht opfern wollte, mußte ein Seminar für zukünftige Seelsorger, den kirchlichen Satzungen gemäß, entweder vom Diözesanbischof abhängig oder mindestens von ihm anerkannt sein. Die Bischöfe von Augsburg, Freising, Regensburg machten keine Schwierigkeiten und ließen die Alumnen des Georgianums ohne weiteres zu den kirchlichen Weihen zu, nicht so die Bischöfe von Konstanz und Eichstätt; der Widerstand des letzteren Prälaten konnte erst 1794 nach jahrelangen Verhandlungen beseitigt werden.

Die Oberaufsicht über das Georgianum unterlag öfterem Wechsel; in Ingol-

---

[1]) Die Erörterung der in dem folgenden Aufsatz behandelten Frage hat Veranlassung gegeben, den Verfasser persönlich anzugreifen. Ich habe gegen den „Bayerischen Kurier" Strafantrag wegen Beleidigung gestellt. Vor dem ordentlichen Gericht wird der „Fall", soweit er meine Person betrifft, zum Austrag kommen, ich habe demnach, wie ursprünglich beabsichtigt, keinen Grund, im Rahmen dieser Zeitschrift die persönliche Seite der Sache zu berühren. C. G.

[2]) Die angeführten Daten sind dem Werke: Geschichte des Georgianums von Dr. Andreas Schmid, Regensburg, Pustet, 1894 entnommen. Vgl. auch Prantl, Geschichte der Universität München 1871.

stadt stand sie samt der Wahl des „Regens“ oder „Regenten“ stiftungsgemäß der Artisten-(philosophischen) Fakultät zu, der Universitätsrektor und die vier Dekane bildeten im Vereine mit dem Regens das Spruchkollegium. Als im Jahre 1558 die philosophische Fakultät in die Hände der Jesuiten gelangt war, ging das Kuratorium auf den Senat der Universität über. An dessen Stelle trat 1675 ein kurfürstlich-geistlicher Rat, repräsentiert durch zwei Professoren und einen Oberkommissär, welchem das Georgianum 100 Jahre unterstellt blieb. Am 2. Oktober 1790 wurde die aus sieben Priestern zusammengesetzte philosophische Fakultät zum zweiten Mal als Aufsichtsbehörde für das Georgianum bestellt, neben welcher noch zwei Kommissäre des kurfürstlich-geistlichen Rates in München als Beisitzer zu fungieren hatten. Der Unterricht in der Anstalt gliederte sich nach dem Erlöschen der alten Schulordnung, seit 1784, den Vorlesungen der Ingolstädter Universität an, auf deren Lehrplan der Regens in seinen Repetitionen Rücksicht zu nehmen hatte.

Am 20. Mai 1800 schlossen sich aus militärtechnischen Gründen die Hörsäle zu Ingolstadt für immer, Universität und Georgianum wanderten nach Landshut. Wie in Oesterreich Joseph II. die bischöflichen Seminare aufhob, um dafür staatliche Institute zu errichten, so verfolgte in Bayern Kurfürst Max Joseph denselben Plan, nur beschränkte er die Reorganisation auf die älteren Bestandteile Bayerns. Infolgedessen wurde 1805 ohne erheblichen Widerstand der kirchlichen Behörden das Georgianum als Generalseminar für sämtliche Bistümer Altbayerns erklärt und damit fünf Seminarien zu Freising, Dorfen, Pfaffenhausen, Eichstätt und Passau aufgehoben; Dillingen und Regensburg blieben fortbestehen. Die Ernennung der Professoren der Theologie an der Universität, sowie der zwei Seminarvorstände, der Lehrplan und die innere Organisation des Seminars, die Aufnahme der Alumnen nach bestandener Konkursprüfung, — alles hing einzig und allein von der staatlichen Gewalt und dem Willen des Kurfürsten ab. Nach vollendeter dreijähriger Ausbildung überwies man die Alumnen den bischöflichen Ordinariaten, welche sie zu den Weihen beförderten und in die Seelsorge sandten. Diese Einrichtung erhielt sich bis zum Abschlusse des Konkordates 1817. Nach dem neuen Uebereinkommen mit der römischen Kurie wurden die Diözesanseminare zu Freising und Passau wieder eröffnet und gleichzeitig mit diesen und anderen bischöflichen Priesterseminarien philosophisch-theologische Lehranstalten geschaffen, welche als Königl. Lyzeen allmählich eine den Universitäten koordinierte Stellung einnahmen und diese bis zur Stunde behauptet haben. Das Georgianum trat in seine alte Stellung zur Universität zurück. 1815 war das Kuratorium der philosophischen Fakultät wieder abgenommen und einem, aus dem Dekan der theologischen Fakultät nebst dem Professor des Kirchenrechtes und der Dogmatik zusammengesetzten Ephorate übertragen worden. Dem Ephorate hatte sich der Regens, der seit 1804 den Titel „Direktor“ führte, in allen disziplinären wie ökonomischen Dingen zu unterwerfen; nicht weniger als 99 Pararaphen bestimmen seine Pflichten und Funktionen. Insofern aber der „Direktor“ auch darauf bedacht sein sollte, die Alumnen zum priesterlichen Stande vorzubereiten, wurde ihm durch Dekret vom 15. Juli 1806 zu seinen übrigen Amtsgeschäften noch das Lehrfach der Pastoraltheologie an der Universität (Homiletik Katechetik, Liturgik) übertragen. Die neuen vom Ephorat und Senat genehmigten Statuten blieben von 1823—1893 in Kraft.

Im Jahre 1826 vollzog sich auf Veranlassung Ludwigs I. die Uebersiedlung der Universität von Landshut nach München. Das Georgianum erhielt zunächst in einem Teile des alten Karmeliterklosters eine provisorische Wohnstätte und zog, um mit der Universität in lokaler Verbindung zu bleiben, 1841 in den von Gärtner errichteten Neubau am Ende der Ludwigsstraße ein, wo es sich gegenwärtig befindet. An dem kirchlich-klerikalen Charakter der Anstalt hat sich seit 1785 nichts wesentliches

geändert, er richtet sich, wie schon früher, nach der Anerkennung der einzelnen Bischöfe, welche ihren Alumnen das Studium der Theologie an der Universität München, einschließlich des vorgeschriebenen philosophischen Jahreskurses gestatten. Gesetzlich bildet das „herzoglich-georgianische Priesterhaus“, einen Bestandteil der Universität München. Der jeweilige Direktor ist staatlich besoldeter Professor der Pastoraltheologie und ständiges Mitglied des sechsgliederigen Verwaltungsausschusses der Universität, er untersteht, wie alle Universitätsbehörden, der Oberaufsicht des Staatsministeriums des Innern für Kirchen- und Schulangelegenheiten. Im kirchlichen Sinne ist aber dieselbe Persönlichkeit nicht bloß der für Ordnung und Sitte verantwortliche Leiter des Haus- und Studienwesens, sondern auch Ephorus, d. h. offizielles Vollzugsorgan der Bischöfe von Augsburg und Speyer, in deren Namen er die außerhalb des Georgianums wohnenden Theologie-Kandidaten dieser Diözesen zu beaufsichtigen hat. Gelegentlich der vierten Zentenarfeier des Bestehens 1894 wurden neue Statuten genehmigt, aus denen folgende Bestimmungen hervorzuheben sind:

„§ 10. Die Alumnen sind verbunden, zum Behufe ihrer wissenschaftlichen Ausbildung die öffentlichen Vorlesungen an der Universität zu besuchen und alles zu beobachten, was die Universitätsgesetze inbezug auf Immatrikulation, Inskription und Kollegienbesuch vorschreiben.“ „§ 11. Jeder Alumnus hat bei Beginn eines Semesters den Seminarvorständen vorläufig ein Verzeichnis jener Kollegien zu übergeben, die er entweder nach Vorschrift seines Bischofs hören muß, oder aus eigenem Antriebe und besonderer Lernbegierde zu hören wünscht.“ Aus § 14: „Den Alumnen ist das Lesen Religion und Sitten beleidigender Bücher aufs strengste untersagt.“

Ob darunter auch alle dem römischen Index einverleibten Hauptwerke der philosophischen Literatur zu verstehen sind, ist nicht gesagt. Zu den gedruckten Vorschriften kommt der Usus, daß der Direktor am Beginn des Semesters die Vorlesungen bestimmter Dozenten der philosophischen Fakultät empfiehlt. Dagegen bestimmt § 28 der Universitätssatzungen, auf welche sämtliche Studierende bei der Immatrikulation durch Handschlag verpflichtet werden: „Die Wahl der philosophischen Vorlesungen ist der freien Erwägung der Studierenden anheimgegeben.“

II.
Prinzipielles.

Haupt- und Grundkriterium alles menschlichen Erkennens und Wissens ist absolute Freiheit, ihr entstammt nicht nur alles, was man unter dem abstrakten Namen „Wissenschaft“ zusammenfaßt, sondern auch jedwede religiöse Ueberzeugung ist insofern eine begründete, als sich der Mensch aus seinem eigenen Innern heraus dafür entscheidet. Gegenüber dieser psychologischen Freiheit gibt es weder staatliche noch kirchliche noch soziale Schranken, sie ist mit dem Wesen des Menschen und seinem Triebe nach Erkenntnis identisch. In einer besonderen konkreten Gestaltung bezeichnet man diese generelle Freiheit als „Freiheit der Wissenschaft“ und meint damit deren volle Unabhängigkeit von jeder äußeren, in den selbständigen Entwicklungsgang des Erkennens hindernd eingreifenden Autorität. Verschieden von der Freiheit der Wissenschaft, insofern darunter die geistige Entwicklung des gesamten Menschengeschlechtes verstanden wird, ist die Freiheit des Wissenschaftträgers. Er ist nicht nur ein dem Irrtum unterworfenes Individuum, sondern die Aeußerungen seiner Freiheit sind allenthalben objektiv durch Gesetz und Sitte, subjektiv durch persönlichen Takt, Temperament, Charakter, Rasse, Nation 2c. eingedämmt. Die erstrebte Wahrheit beruht zudem niemals in der ephemeren Erscheinung einer Persönlichkeit, sondern sie setzt stets einen längeren Prozeß vorhergehender wie nachfolgender Entwicklung voraus. Bekleidet der Wissenschaftträger ein besonderes Amt in einem bestimmten Kulturkreise, ist er beispielsweise Lehrer an einer deutschen Universität, so liegen ihm selbstverständlich bestimmte Pflichten der Rücksicht auf Amt und Umgebung ob. Zu den höchsten Gütern, welche die Universitäten deutscher Zunge ihr eigen nennen, gehört die akademische Lehr- und Lernfreiheit: die Lehrfreiheit darin bestehend, daß

der Dozent auf dem Katheder und vor seinen Zuhörern nach Plato einem Herrscher vergleichbar ist, dem im Vortragsstoff und der Form des Vortrages niemand etwas einzureden hat, — die Lernfreiheit darin gipfelnd, daß dem akademischen Bürger nicht bloß die Wahl des wissenschaftlichen Lehrstoffes und des Lehrers, sondern auch das Recht selbständiger Kritik anheimgestellt bleibt. Der Freiheit der Wissenschaft und ihrer Lehre stellt sich gegenüber das Autoritätsprinzip, wie es in den kirchlichen Dogmen, vor allem in den Glaubenssymbolen und in den Konzilien-Kanones der römisch-katholischen Kirche zum Ausdruck kommt. Dem gläubigen Katholiken ist die Wahrheit, welche in ihrer Fülle für die Wissenschaft ein unerreichbares Ideal bleibt, auf Grund einer höheren Erkenntnisquelle, übernatürliche Offenbarung genannt, bereits bekannt, es ist darum konsequent, wenn die Organe der Kirche ihre zukünftigen Jünger, die angehenden Priester, davor behüten wollen, gegenteilige Ansichten in sich aufzunehmen und das schrankenlose Denken sogar unter Strafe stellen. Noch niemandem ist es geglückt, diesen Konflikt zwischen frei forschender Vernunft und religiös-dogmatischer Autorität zur gegenseitigen Befriedigung endgültig zu lösen. Der konstitutionelle Staat, welcher inmitten dieser Extreme steht, ist darauf angewiesen, die Gegensätze hinzunehmen und sie in Gestalt irgend eines Kompromisses praktisch zu überwinden. Damit stehen wir vor der Frage: ob ein katholisches Priesterseminar als Bestandteil einer im modernen Sinne freien Staatsuniversität nicht einen Mißstand organisatorischer Art darstellt? Auf der einen Seite das Recht des akademischen Bürgers, die an der Universität gebotene Lernfreiheit auszunützen, auf der anderen der disziplinäre Zwang, diese Freiheit einer mahnenden und eventuell strafenden Zwangsautorität unterzuordnen. Der nicht auf die weiß-blauen oder weiß-schwarzen Grenzpfähle beschränkte Kulturstaat garantiert den Universitäten unbeschränkte Freiheit im Forschen, daneben aber auch vollste Freiheit, die gefundenen Resultate nebst den sich anknüpfenden Hypothesen allen Wissensdurstigen in Wort und Schrift mitzuteilen; die Organe der Kirche gestehen dieser Freiheit nur soweit Berechtigung zu, als sie mit den Glaubensdogmen übereinstimmt, d. h. sie gilt für mehr oder minder unberechtigt. Wendet man obige Grundsätze auf das herzogliche Georgianum an, so zeigt bereits seine ältere Geschichte das Mißliche derartiger Verhältnisse. Wie erwähnt, weigerte sich der Bischof von Eichstätt neun Jahre hindurch, den Zöglingen des Georgianums die Weihen zu erteilen, weil ihm die Statuten dieser Anstalt und die Erziehungsmethode nicht zusagten. (S. 156.) Auch das staatliche Generalseminar vermochte sich nicht zu halten, schon nach kurzer Zeit traten die bischöflichen Priesterseminare wieder in ihre Rechte, und mit der Gründung einer Ueberzahl von Lyzeen (6) machte der bayerische Staat seinen eigenen theologischen Fakultäten erfolgreiche Konkurrenz.[1]) Geradezu an den Abgrund des Verderbens geriet das herzogliche Priesterhaus im Jahre 1870 nach der Verkündigung der vatikanischen Dekrete. Noch ehe die Dogmen des Konzils über die Vollgewalt und das unfehlbare Lehramt des Papstes öffentlich verkündigt waren, hatte der Bischof von Regensburg wegen der feindlichen Stellung Döllingers zu den Konzilsbeschlüssen die Alumnen seiner Diözese aus dem Georgianum abgerufen. Im Beginn des Jahres 1871 verboten die bischöflichen Ordinariate von München-Freising, Augsburg, Passau und Speyer zunächst den Besuch der Vorlesungen Döllingers, im Juni desselben Jahres wurde sämtlichen Adspiranten der Theologie aus der Diözese Passau der Besuch der Universität München untersagt, ähnlich verfuhr man in Eichstätt. Das Georgianum hätte aus Mangel an Alumnen geschlossen werden müssen, wenn sich nicht der Erzbischof von München, der Bischof

[1]) Unter den acht katholisch-theologischen Fakultäten des deutschen Reiches stehen München mit 183, Würzburg mit 105 Kandidaten der Theologie (im Sommersemester 1908) an vorletzter und letzter Stelle. Das siebente Lyzeum in Eichstätt ist ein bischöfliches.

von Augsburg und der Bischof von Culm in Preußen der Anstalt angenommen hätten. (S. 320.)

Nicht mindere Schwierigkeiten als die Vertretung der theologischen Fächer bereitete damals der vorbereitende Kurs in der Philosophie. Nicht ein einziger der im Jahre 1871 an der Universität wirkenden Professoren war orthodox, der eine sogar ein prononzierter Führer der Altkatholiken, so daß man sich genötigt sah, dem Professor für Dogmengeschichte in der theologischen Fakultät die philosophischen Vorlesungen über Logik, Metaphysik &c. zu übertragen, um wenigstens den Alumnen Gelegenheit zu bieten, die vorgeschriebenen Philosophica zu hören. Dem Ersuchen dieses Professors, in die philosophische Fakultät überzutreten, wurde vom Ministerium Lutz nicht stattgegeben, dagegen beschloß man in den Kammerverhandlungen von 1882 auf Antrag des damaligen Kultusreferenten Dr. Rittler, eines Parlamentsredners allerersten Ranges, und unter Billigung des Ministeriums, eine konfessionelle Professur für katholische Philosophie zu errichten und diese neugeschaffene Stelle mit einem bekannten Gelehrten und Mitgliede der deutschen Zentrumspartei zu besetzen. Ueber die contradictio in adjecto, die im Begriffe „katholische Philosophie“ oder „konfessionelle Wissenschaft“ liegt, ist an dieser Stelle nicht weiter zu reden.[1]) Hat sich nun auch die Frequenz des Georgianums seit 1871 infolge veränderter politischer Kombinationen wieder gehoben (97 im Jahre 1906/07), so bleibt dennoch die Stellung des Direktors eine überaus schwierige, ja innerlich unmögliche, solange die Posten des kirchlichen Seminarregens und staatlichen Universitätsprofessors in einer Person vereinigt sind. Untersagt der Vorstand den Besuch bestimmter Vorlesungen, weil irgend ein Dozent als Schriftsteller oder Gelehrter Ansichten geäußert hat, die in den Augen des Direktors als heterodox gelten, so verletzt er seine Pflicht als Universitätsprofessor, die ihm befiehlt, den Alumnen freie Wahl im Hören der Vorlesungen zu lassen, hält er sich dagegen von jeder Beeinflussung fern, so widerspricht dies nicht nur den Pflichten eines bischöflichen Stellvertreters, welchem die kirchlich-dogmatischen Grundsätze maßgebend sein müssen, sondern der Zweck des Georgianums, würdige, der Kirche ergebene Priester heranzubilden, käme damit in Frage. Seit der Publikation und der staatlichen Plazetierung der päpstlichen Encyklika: „Pascendi dominici gregis“ haben sich diese Wirren, theoretisch wenigstens, noch gesteigert. Mag man das päpstliche Rundschreiben vom Standpunkt des Katholiken als unfehlbar kathedrale Entscheidung der höchsten kirchlichen Stelle betrachten, oder nicht — die Meinungen der Schriftgelehrten gehen hierüber auseinander — in jedem Falle bilden die praktischen Vorschriften im zweiten Teile des Rundschreibens für die Bischöfe und deren Vollzugsorgane eine Richtschnur. Es ist durchaus unrichtig, wenn man die Bedeutung der Enzyklika lediglich in der Verwerfung theologischer Sätze gesucht hat, welche in Deutschland gar nicht vertreten sind. Die Enzyklika wendet sich unter dem allgemeinen, nicht weiter definierten Namen „Modernismus“ gegen die gesamte Entwicklung des menschlichen Geistes seit 600 Jahren, insbesondere gegen die historische Ausgestaltung der deutschen Philosophie. Sie schreibt ausdrücklich die Beibehaltung des scholastischen Systems vor, welches Thomas von Aquin gelehrt hat, sie stellt den Satz auf, daß man in metaphysischen Fragen nie ohne großen Schaden von dieser Autorität abweichen dürfe, sie weist unter „all den vielen Disziplinen, welche sich dem Wahrheitsdurste des Geistes darbieten, der heiligen Theologie den ersten Platz an, der gegenüber die anderen Wissenschaften und Künste gleichsam die Dienste einer Magd leisten“ und legt die mittelalterliche Formel: „philosophia theologiae ancilla“, falls man sie bisher in den Seminarien vernachlässigt hätte, den Bischöfen zur Be-

[1]) Ich verweise auf meine Broschüre: Gibt es eine „katholische“ Wissenschaft? München, Beck. 1902. Einen sachgemäßen Artikel über „Katholische Professuren“ brachte die „Frankfurter Zeitung“ vom 29. Dezember 1907, No. 360.

obachtung ans Herz.[1]) Eine derartige Geistesdisziplin ist mit dem Organismus einer deutschen Staatsuniversität, die ihre Würde und Stellung unter den Schwesterinstituten bewahren will, unvereinbar. Konsequenterweise müßten bei Befolgung der päpstlichen Wünsche nicht bloß die Vorlesungen über Geschichte der neueren Philosophie, sondern ebenso die ideell damit zusammenhängenden Vorträge über Literatur-, Kultur- und Weltgeschichte eingestellt werden, jede objektiv historische Kritik hätte ihr Ende. Wie aber, wenn der Direktor des Georgianums als bischöfliches „Vollzugsorgan“ wie er sich selbst nennt, und als Leiter eines Priesterseminars in der Tat den päpstlichen Vorschriften gemäß handelte? Wenn er den Besuch aller philosophischen Vorlesungen, die von Thomas von Aquin prinzipiell abweichen, widerrät? Theoretisch wird man ihm das Recht hierzu schwerlich absprechen dürfen, ob er es praktisch anwendet, wäre eine Frage individuellen Taktes und Mutes, aber die Grundrechte akademischer Freiheit hätten damit ihr Ende erreicht, ja noch mehr, es könnte leicht vorkommen, daß der Direktor auf Grund der staatlich placetierten Enzyklika den „weltlichen Arm“ zu Hülfe riefe, um im Widerstandsfalle seinen Anordnungen den gehörigen Nachdruck zu verschaffen, und auch damit wäre die Gefahr einer Infektion durch Irrlehren, welche sich nach dem Ausspruche des Bamberger Dombekans Schädler aus den „Giftreservoiren“ der Universitäten über die deutsche Jugend ergießen, keineswegs beseitigt. Will man den deutschen Theologen eine den kurialen Befehlen und Wünschen konforme Ausbildung geben, dann liegt es in der Konsequenz der Prinzipien, nicht bloß Priesterhaus und Universität definitiv von einander zu trennen, sondern die katholisch-theologischen Fakultäten aus dem Organismus der Universität zu entfernen, wie dies in Italien und Frankreich bereits der Fall ist.[2]) Die gesamte wissenschaftliche wie praktische Ausbildung der zukünftigen Seelsorger fiele alsdann den Lyzeen und bischöflichen Seminarien anheim, und Konflikte zwischen Staat und Kirche, wie jene des Jahres 1871, oder wie die noch in frischer Erinnerung stehenden Fälle Schrörs in Bonn, Schnitzer in München, die prinzipiell nichts anderes sind als der Kampf zwischen Freiheit und Autorität, wären ausgeschaltet. Daß für eine so tief einschneidende Aenderung gegenwärtig keine Neigung besteht, tut dem Prinzip selbst keinen Eintrag.

Serbien und sein Volk.

Wer in einer deutschen Gesellschaft von Oesterreich spricht, der kann wunderliche Dinge über seine Völker zu hören bekommen, wer aber von Serbien und Rumänien zu sprechen versucht, findet verlegene Gesichter. Man spricht vom Balkan, ohne zwischen den einzelnen Staaten zu unterscheiden. Rumänen hält man für Slaven, Bulgaren für weiß Gott was und von den Türken spricht man mit dem hohen Respekt, das ein Soldatenvolk dem andern naturgemäß entgegenbringt. — Ein solches sind aber die Türken schon lange nicht mehr. — Gegen Russen und Griechen ist es nicht schwer zu siegen. Selbst wenn die Türken das tapfere Volk von ehedem wären, kann man heute mit der aufgerollten Fahne des Propheten sich nur umso rascher verbluten, keine Erfolge aber gegen die alles verwüstenden Waffen der Jetztzeit erringen.

---

[1]) Rundschreiben Pius X. über die Lehren der Modernisten. Freiburg 1908. S. 101.

[2]) Der letzte Hochschullehrertag in Jena hat sich mit diesem Problem beschäftigt. Vgl. auch Beilage der M. N. N. Nr. 91, 1908, die Berliner Rektoratsrede von Kahl und deren Kritik in der Presse. Frankfurt. Ztg. Nr. 289 und Deutsche Revue Oktober 1908.

Es ist indessen nicht Aufgabe des Schreibers, auf die Verkommenheit der türkischen Paschas, auf die Zerfallenheit des osmanischen Reiches hinzuweisen. — Auch die Frage, ob das sehr an die russische Studentenschaft erinnernde, phrasenlüsterne Jungtürkentum wahres Verständnis für deutsches Wesen haben und so die entgegengebrachte Freundschaft auch in ihrem Wert erkennt, sei hier nicht erörtert. Wir wollen heute über das Stiefkind des Balkans, über Serbien sprechen: dieses naive Volk, das in seiner Urwüchsigkeit sich gegen die Türken zuerst erhob, nachdem einige Jahre vorher das stolze Oesterreich den Preis seiner Siege gegen die Türkei bedingungslos aufgab, um den gefürchteten Feind nicht zu erbittern. — Dieser aber war damals schon krank bis in die Knochen.

Nur wenige Zeilen über die Geschichte des Landes seien gestattet.

Es scheint das schöne, vom Hügel bis zum Hochgebirge lieblich ansteigende, mit allen Schätzen der Vegetation und der Gesteine gesegnete Land von der Allmacht für ein wandelvolles Los bestimmt.

Seine illyrisch-thrakische Urbevölkerung findet nur noch das geübte Auge des Anthropologen unter den Popen vereinzelt erhalten, während er ihren Einfluß in der Färbung der ursprünglich blonden und blauäugigen Serben vermutet. Reste der keltischen Bevölkerung, die vorübergehend im dritten und vierten Jahrhundert das Land bevölkerte, entdeckte man in Nordalbanien. Auch die Ostgothen, Vandalen und Karpen (Quaden?), die Ende des vierten Jahrhunderts ganz Makedonien und Thrakien bevölkerten, haben ihre Spuren im Hochgebirge hinterlassen. — Gelehrte behaupten, der Dalmatiner hätte den reinsten Gothenschädel. — Die ursprünglich für Slaven gehaltenen „Sarmaten“ des vierten Jahrhunderts waren Ostgothen, die damals die sarmatische Tiefebene vor Slaven, Finnen und Tartaren bewohnten. Aber auch ihnen war es nicht beschieden, in dem schönen vielbegehrten Lande zu bleiben. So kann heute unanfechtbar das serbische Volk, das unter Heraklias 610 an den Grenzen des oströmischen Reiches erschien und vom Kaiser aufgefordert wurde, sich in der Provinz Thessalonich anzusiedeln und alle übrigen Völker in sich aufsog, als erbberechtigtes Volk der serbischen Lande betrachtet werden. Sie verbreiten sich über Dalmatien, Montenegro, Nordalbanien, den Paschalik Jeni Bazar (Novibazar) und das Gebiet jenseits der Morawa.

Den Höhepunkt erreichte die Macht der Serben unter Duschan, der 1346 oder 1348 als Nachfolger der byzantinischen Kaiser den Zarentitel annahm. Das Reich brach nach der Schlacht auf dem Amselfelde zusammen. Montenegro hielt sich für immer, Bosnien noch eine Zeit lang frei von der Türkenherrschaft, dann kam ein fünfhundertjähriger Schlaf!

Schlaf der Kultur, der Freiheit, des Denkens. Fünfhundert Jahre eines Lebens in tief erniedrigender Sklaverei! Das kleine Häuflein Männer, das sich zuerst unter Karageorg und dann unter Milos erhob, um das Türkenjoch abzuschütteln, gewann die Herzen ganz Europas. Kluge Fürsten gestalteten die erkämpfte Selbstverwaltung zur vollen Unabhängigkeit. Hier sei neben Milos und Mihael König Milan genannt.

Nur der ewige Streit der Machthaber und der Kampf der Häuser Karageorgievich und Obrenovich werfen Schatten auf die Geschichte des neugeborenen Serbenlandes.

Man gab ihm 1878 unter Milan seine Selbständigkeit, „um den Versuch zu machen“, dieses Volk sich selbst zu überlassen. Milan gab dem Volke eine Verfassung, die er in 48 Stunden schrieb und selbst vor der Volksversammlung vertrat. Er schuf eine Rustikalgesetzgebung, die wegen ihrer Gedankenfülle auch von westlichen Gelehrten eingehend studiert und besprochen wurde! Er stellte es dem Bauer frei, für sich und die Seinen von dem herrenlosen Lande zu nehmen was er brauchte. — Es wurde ihm indessen nur in Eigentum übertragen, was er tatsächlich bestellen konnte. Einen gewissen Teil des Grundbesitzes kann man dem Bauer überhaupt nicht pfänden.

Ebenso ist sein Haus, sein lebendes Inventar gleichfalls nur für die Steuerbehörden pfändbar. Indessen kann der Bauer seine Steuerschuld durch Arbeit am Wege- und Eisenbahnbau tilgen! So sind die Wege auch allenthalben gut und jedermann hilft mit, weil in Serbien nur Bauern leben und so keine Gehässigkeit gegen angeblich „regierende“ Stände besteht. „Wir sind alle Bauern und ebenso alle Edelleute“ sagte stolz ein serbischer Parteiführer. „Unsere Kaufleute, Offiziere und Staatsmänner sind Söhne oder Enkel von Bauern, aber der Urquell des Verstandes liegt in unserm Bauernvolk selbst, das im Bewußtsein seiner Bedeutung und seines Anteils an der Landesbefreiung auch auf sein Recht pocht, in entscheidenden Fragen den Ausschlag zu geben.“ Und so sagte dieses Bauernvolk, das die Mehrheit in den Bänken der Skuptschina einnimmt: über Krieg oder Frieden befragt, „wir wollen den Frieden“. Es blieb Frieden, trotz dem Lärmen auf den Straßen Belgrads und aller Erregung in den gebildeten und untersten Schichten der Bevölkerung dieser Stadt, oder besser aller serbischen Städte.

Auch der König, eingedenk der Stellung des serbischen Bauers, überließ ihm die Entscheidung zwischen Krieg und Frieden. Es schien einen Augenblick als drohe von Seiten des Königs die Gefahr, Krieg zu wünschen. Es muß aber zur Ehre dieses vielgeprüften und offenbar auch nicht ganz richtig beurteilten Mannes gesagt werden, daß er erklärte, nur in den Krieg zu gehen, wenn es der Wunsch des ganzen Serbenvolkes ist, damit nicht eine Partei, während das Heer im Felde steht, aus parteipolitischen egoistischen Gründen Zwist schaffe.

Und für was rief man nach Krieg?

Bis 1878 hatte das serbische Volk Bosniens unter türkischer Herrschaft gestanden. Lange vorher wollte Mihael Obrenovich III. eine Brücke über die Drina schlagen lassen und in Bosnien einmarschieren, um dieses Land dem serbischen Fürstentum anzugliedern. Es hieß, er hätte die Zustimmung Oesterreichs. Sein jäher Tod, er wurde ermordet, vereitelte den großen Plan.

Fürst Milan kam als Kind auf den Fürstenthron. Er war ein treuer Freund Oesterreichs gleich seinem Vorgänger. Beim Kongreß in Berlin setzte sich Graf Andrassy dafür ein, daß Serbien zum Königreich erhoben und unabhängig erklärt wurde. Indem er so sein Wohlwollen für das Land und den jungen Fürsten bewies, lenkte er die Aufmerksamkeit von der bosnischen Frage ab, und ließ sich „zur Lösung der agrarischen Frage, für welche die Türken kein Verständnis haben“ und welche er als Ursache der Unruhen den wenig unterrichteten Kongreßmitglieder bezeichnete, das Mandat erteilen, in Bosnien Ordnung zu schaffen. Die Zeit war nicht bestimmt begrenzt, aber die Souveränität des Sultans ausdrücklich anerkannt. So kam es, daß selbst serbische Staatsmänner darauf rechneten, bei Gelegenheit eines nächsten Kongresses Bosnien aus den Händen Oesterreichs bezw. Europas zu erhalten. Serbien dachte als erster selbständiger Balkanstaat auf Europa rechnen zu können, wenn es sich streng an die Punkte des Berliner Vertrages halte. Während Bulgarien seine teilweise, Rumänien seine völlige Selbständigkeit dem mitwirkenden Rußland zu verdanken hatten, focht Serbien allein.

Während aber Bulgarien durch einen Handstreich Ostrumelien besetzte und Griechenland trotz verlorenen Krieges Kreta als Patengeschenk der Mächte erhalten soll, wird Serbien durch Diskreditierung seiner Finanzen, Montenegro durch Sperrung seiner Häfen in seiner volkswirtschaftlichen Entwicklung gehemmt. Man muß hier förmlich erklären, daß nur Gemeinsamkeit des Hafens von Antivari Ursache ist, hier beide Länder gleichzeitig zu nennen. Der serbische Bauer ist ebenso friedliebend, wie sein Bruder in den schwarzen Bergen kriegerisch ist. Er kämpft für seine Freiheit, aber er weicht vermeidbaren Konflikten aus.

Während nun die dalmatinische Küste sich unnatürlich bis tief vor die Nasen der Montenegriner schiebt, und ihnen jede Aussicht aufs Meer und somit in die Welt nimmt, macht man es den Serben gleichfalls unmöglich, ihre Produkte auf den Markt zu bringen. Oesterreich schloß einen Handelsvertrag mit Deutschland, in dem es sich verpflichtete, kein Lebendvieh ins Land zu lassen und schnitt somit den Hauptexport Serbiens nach dem Norden ab. Es wollte dennoch den serbischen Markt allein behaupten. So entspann sich der dreijährige Kampf um den neuen Handelsvertrag, der all die Verbitterung schuf, die nunmehr zum Ausbruch kam. Gesteigert wurde die Erbitterung durch ewig wiederkehrende Verdächtigungen, Serbien organisiere eine Verschwörung, die dahin ziele, alle Serben unter ein Zepter zu bringen.

Man versuchte so Montenegro und Serbien zu entzweien, was auch vorübergehend gelang. Ein serbischer Staatsmann äußerte sich darüber wie folgt: „Es gibt keine großserbische Verschwörung, sondern einen großserbischen Gedanken. Unser Ideal ist es gleich Italien, alle Stämme unseres Volkes zu vereinigen. Zu diesem Gedanken bekennen wir uns frei und offen. Solche Gefühle versteht man in Oesterreich nicht, wo es kein einheitliches Nationalgefühl gibt!"

Ueber die bekannte Broschüre des Nastich, die die angebliche großserbische Verschwörung schrieb, sagte er wörtlich:

„Nastich ist Serbe. Warum sollte er durch Aufdeckung einer Verschwörung seinen Kopf zu Markte tragen, — wenn es wirklich etwas gäbe und er selbst beteiligt war? — Es ist bestellte Arbeit. Nastich ist ein Freund des Banus Baron Rauch. Dieser hat große Schwierigkeiten durch die serbisch-kroatische Koalition und will sie durch solche Mittel sprengen. Man verfolgt unschuldige Leute. Findet man in einem Hause Bilder von Zar Duschan oder Lazar, die Jahre hindurch in einem Hause gehangen, so verhaftet man die unschuldigen Besitzer. Uebrigens liegt die Vermutung nahe, daß man die Verdächtigungen sorgfältig ausstreute, um dem greisen gütigen Kaiser die Naturnotwendigkeit der Annexion Bosniens zu beweisen."

Ein Urteil zu fällen ist schwer, aber es scheint wenig glaubhaft, daß ernste Leute in Serbien daran denken, mutwillig Oesterreich zu reizen. Es scheint noch weniger glaubhaft, wenn man sieht, daß trotz der Annexion Bosniens, durch die sich das nationale Serbien ins Herz getroffen fühlt, das Land ruhig das Votum der Mächte abwartet. Würde Serbien bei der geplanten Konferenz leer ausgehen, was in Anbetracht seiner Haltung und der sicheren Unterstützung seitens Englands und Rußlands, möglicherweise auch Deutschlands, kaum anzunehmen ist, so könnte es durch einen Verzweiflungskampf manches erreichen. Es könnte der Augenblick eintreten, daß die Mächte nicht einig bleiben. Die Eifersucht würde sicher erwachen, und niemand zugeben, daß Oesterreich Serbien auch noch annektiere.

Ein Einfall Montenegros in die Herzegowina und Serbiens in Bosnien könnte bei dem gebirgigen Terrain nach den Erfahrungen des Jahres 1878 zeitweilig unbequem werden. Bei den heutigen Waffen, insbesondere Benützung von Maschinengewehren, ist der Erfolg für den Anfang gar nicht mit Bestimmtheit vorauszusagen, umsoweniger, wenn wirklich eine großserbische Organisation bestünde, wie österreichischerseits behauptet wird. — Tatsächlich hat Oesterreich einen internationalen Vertrag aus eigener Machtvollkommenheit gebrochen. Es ist also Grund zur Einmischung anderer Länder jederzeit vorhanden. Diese Einmischung ist umso bestimmter zu erwarten, wenn Oesterreich, wie oben gesagt, seinen Arm ernstlich nach dem Königreich Serbien ausstrecken würde. Keine von den rivalisierenden Großmächten würde ihm die Schätze der Berge Serbiens, die ungeheuren Kohlenlager, Eisen-, Kupfer-, Blei-, Silber- und Goldlager gönnen!

Wäre es also nicht eine Pflicht der Regierungen, und vor allem der Blätter Oesterreichs, die immer für Frieden eintreten und die Ideen Frau Berta Suttners vertreten, auch die Frage der Berechtigung serbischer Ansprüche in Erwägung zu ziehen?

Wäre es nicht möglich gewesen, den gleichen Erfolg auf ganz anderem Wege zu erreichen? Hätte man nicht mit der türkischen Regierung vorher verhandeln können? Wäre es nicht möglich gewesen, die Annexion Bosniens noch als einen Erfolg der Türkei hinzustellen, indem man mit ihr hätte besprechen können, die Räumung und Rückgabe des Santschaks Novibazar zu verlangen und dafür auf die „problematische Souveränität" in Bosnien selbst zu verzichten? Jedermann muß anerkennen, daß Oesterreich durch die Opfer an Soldaten, die es 1878 bringen mußte und nach 30jähriger Administration und großem Geldaufwand, ein höheres Anrecht auf Bosnien hat, als irgend ein anderes Land, und heute mehr als vor der Erteilung des Mandates durch den Kongreß! — Wäre man wie Andrassy 1878 vorgegangen und hätte Serbien angeboten, was man ihm nunmehr wohl wird geben müssen, so wäre statt der Feindschaft Freundschaft getreten. So wurde unnötigerweise ein Staatsstreich durchgeführt und der ganze Balkan, ja Europa, durch das Säbelgerassel in Bosnien und Bulgarien beunruhigt.

Es wäre sicher Oesterreich durch seine gewandten Vertreter gelungen, all das zu erreichen, ohne sich den Revolver umzuschnallen.

Besonders aufreizend wirkt die parallele Aktion in Bosnien und Bulgarien. Sie macht den Eindruck vorbereiteter Anschläge gegen den Besitzstand anderer Balkanländer.

Bestätigt sich das immer bestimmter auftretende Gerücht von einem österreichisch-bulgarischen Bündnis, so kann dies nicht ohne Folgen für Deutschland sein. Dies kommt in eine schlechte Lage gegenüber der Türkei und kann auch nicht mit der Ruhe auf die österreichische Bundestreue rechnen wie vorher, wenn ein Schritt von so weittragenden Folgen ohne irgend welche Fühlung mit Deutschland unternommen würde.

Deutschlands große wirtschaftliche Interessen in der Türkei und Serbien dürfen auch nicht übergangen werden!

Serbien ist mit seiner Gesetzgebung am Rande des Möglichen in Bewilligung bürgerlicher Rechte und Freiheiten. Es hat nunmehr den Wunsch, seine ganze Aufmerksamkeit der wirtschaftlichen Entwicklung des Landes zu widmen. Die Landwirtschaft soll in moderner Weise ausgestaltet werden. Die Musterwirtschaften des Staates sollen zu wirklichen Vorbildern für den Bauer werden. Die Produktion von Vieh soll programmäßig organisiert und die Schafzucht auf Wollproduktion eingerichtet werden. Man trägt sich mit der Absicht, ein Rentengutsgesetz einzuführen und so das Regierungsland in lebende Werte zu verwandeln. Zu alldem und besonders für die Ausfuhr des Viehs, der Felle und Erzschätze ist die Bahn nach Antivari nötig. Die serbische Diplomatie beabsichtigt nur Terrainerwerbungen zu erlangen, die es ermöglichen, die Adriabahn auf serbischem und montenegrinischem Boden durchzuführen. Die österreichischen Staatsmänner behaupten nur gegen eine Landabtretung zu sein, „weil an Stelle eines friedlichen ein unruhiger Nachbar treten würde." Wer ist der neue unruhige Nachbar? Etwa Serbien, das mit Ausnahme des Südens und Ostens nur Oesterreich-Ungarn zum Nachbar hat oder Montenegro, das sich fast in gleicher Lage befindet? Sind etwa die Arnautenbanden des von österreichischen Truppen besetzten Santschaks Novibazar der friedliche Nachbar? Wenn Oesterreich also nicht das Odium des Störenfrieds und Vergewaltigers auf sich nehmen will, muß es gewisse Wünsche der serbischen Völker als berechtigt anerkennen. Die Kulturnationen Europas und vor allem die gerechtdenkenden Kreise Oesterreichs müssen den moralischen Mut haben, dies auszusprechen.

Will somit Serbien ein großes Kulturwerk schaffen, so sollen es alle Mächte darin unterstützen.

z. Z. Belgrad. Friedrich von Pilis.

Nietzsche und Seneca.

Im ersten Bande des Bernoullischen Werkes über Overbeck und Nietzsche finden sich reichliche Hinweise auf leitende Geister der verschiedensten Zeiten, deren Eigenart auf Nietzsche in gewissen Perioden seines Schaffens so sehr eingewirkt hat, daß sich ihr Einfluß in Stil und Tendenz mancher seiner Aphorismen, ja ganzer Schriften, nicht verleugnet. Diese Hinweise können durch eine Bemerkung über das Verhältnis Nietzsches zum Philosophen Seneca vermehrt werden.[1])

Daß Nietzsche diesen römischen Atomisten des Stils gekannt hat, versteht sich bei seinem Bildungsgang zunächst von selbst. Schon das Studium Montaignes und Schopenhauers mußte ihn zu ihm hinführen. Wenn auch ein Reim der Fröhlichen Wissenschaft (Vorsp. 34) nicht sehr freundlich klingt: „(Seneca et hoc genus omne!) Das schreibt und schreibt sein unausstehlich weises Larifari, als gält es primum scribere, deinde philosophari", oder wenn Nietzsche im gleichen Werk Aphor. 122 vom Gefühl „kurzweiliger Ueberlegenheit" spricht, die „wir" bei der Lektüre Senecas empfinden müßten, hindert ihn das doch nicht, dem Sentenzenkünstler seine Aphorismen in aller Stille abzulauschen. — So verwendet er eine berühmte Pointe aus Senecas 108. Brief zur Umkehrung: „Philosophia facta est, quae philologia fuit", um sie so passend seiner Homerrede einzuverleiben.[2]) Und 1887 schließt er in einem Brief an E. Rohde eine Betrachtung über H. Taine mit dem Aphorismus Demokrits, wie ihn Seneca im 7. Brief prägt: „satis sunt mihi pauci, satis est unus, satis est nullus". „Genug sind mir wenige, genug einer, genug — keiner", Worte der Einsamkeit, wie sie nur der Einsiedler im Zarathustra überbieten kann: „Einer ist immer zuviel um mich!"

Das sind wohl die wenigen Senecazitate bei Nietzsche. Um so ertragreicher ist es, auf Stellen zu achten, an denen bewußte oder unbewußte Reminiszenzen an parallele Gedankengänge des römischen Moralisten vorliegen.

Wenn Nietzsche in der Fröhlichen Wissenschaft (I 36) Tiberius sagen läßt: „Das Leben — das ist ein langer Tod", so wiederholt er nur ein Leit- und Trostmotiv Senecas, das in seinen Schriften immer wiederkehrt. „Was kann dem Menschen noch Neues am Sterben sein? Ist doch das ganze Leben nichts weiter denn zum Tod ein Gang!" (Dialog XI 11, 2) „Was heißt das: leben, wenn es doch langes Sterben ist?" „Lange währt der Gang zum Tod". (Briefe 101, 12; 24, 20.) Auch Lessing im Philotas kennt diese Motive. — Was aber ist dann das „Vorrecht der Toten?" „Nicht mehr zu sterben!" antwortet ein Aphorismus der Fr. Wiss. (262) im Anschluß an das Senecafragment: „Nach dem Tode ist alles, selbst das Sterben aus!" — Auch die Fortsetzung der Worte des Tiberius scheint ein Wiederhall aus Seneca: „Ich Narr, der ich so vielen das Leben verkürzte! War ich dazu gemacht, ein Wohltäter zu sein? Ich hätte ihnen das ewige Leben geben sollen; so hätte ich sie ewig sterben sehen können!" In der Schrift Senecas vom Zorn (I 16, 3) wird der Tod für den Verbrecher als besondere Gnade angesehen: „Warum sollt ich dem zürnen, dem ich nur nützen kann (durch die Gewährung des Todes)? Mitunter ist's die herrlichste Art Mitleid, wenn man den Tod bringt." (vgl. Wohltat. II 5, 3.) Der Tod ist dem Stoiker Wohltat, Befreiung. Drum hinweg mit der zagen Todesbangigkeit! „Ich will dir — schreibt S. an Lucilius im 78. Brief — ein Heilmittel geben fürs ganze Leben: verachte den Tod! Nichts ist mehr traurig, wenn du der Furcht vor ihm entronnen bist." Oder Br. 4, 9: „Seit deiner Geburt wirst du zum Tod geführt. Das erwäge du

[1]) Vgl. meinen früheren Hinweis in der Einleitung (S. 31) der Senecasentenzen (Diederichs 1908).

[2]) Zum Einfluß dieser Prägung auf E. Rohde vgl. O. Crusius' Rohdebiographie S. 237 und 204.

immer, so du mutig jene letzte Stunde erwarten willst, deren Schrecknis alle anderen unruhig macht." Ein Aphorismus im „Wanderer" (322) lautet ganz ähnlich: „Durch die sichere Aussicht auf den Tod könnte dem Leben ein köstlicher, wohlriechender Tropfen von Leichtsinn beigemischt werden — und nun habt ihr . . . aus ihm einen übelschmeckenden Gifttropfen gemacht, durch den das ganze Leben widerlich wird." — Auch das heißt alten Wein in neue Schläuche füllen.

Gelegentlich findet sich Seneca fast wörtlich bei Nietzsche übersetzt, so

vgl. Sen. Br. 101, 1 „Jeder Tag, jede Stunde zeigt, wie wir so gar Nichts sind, und erinnert uns mit irgend einem Beweise an unsere Gebrechlichkeit, sollten wir sie vergessen haben . . . Des Lebens größter Mangel: es ist ein ewiges Imperfektum."

Brief 32, 3 „Wie schön doch, sein Leben noch vor dem Tode zu verzehren."

vgl. Unzeitg. Betr. II[2] S. 106 (Man lernt das Wort „es war" zu verstehen), „jenes Losungswort, mit dem Kampf, Leiden und Ueberdruß an den Menschen herankommen, ihn zu erinnern, was sein Dasein im Grunde ist: ein nie zu vollendendes Imperfektum." — Es ist ein Ding, „das davon lebt, sich selbst zu verneinen und zu verzehren."

Ebenso unverkennbar scheint die Reminiszenz an S. in den Unzeitg. Betr. S. 105 f. zu sein, wo der Mensch sich wundert, wie schnell der Augenblick vergehe, „der Augenblick, im Husch da, im Husch vorüber, vorher ein Nichts, nachher ein Nichts, kommt noch als Gespenst wieder und stört die Ruhe eines späteren Augenblickes." Kurz vorher wird das Leben ein ununterbrochenes Gewesensein genannt; der Mensch ist damit gequält, „das Vergessen nicht lernen zu können und immerfort am Vergangenen zu hängen: mag er noch so weit, noch so schnell laufen, die Kette läuft mit." — Man stelle neben solche Worte Senecas Dial X 10; 5, 6. „Ihr Leben treibt von dannen ins Unergründliche, . . . der Augenblick ist so kurz, daß er manchem als ein Nichts erscheint; immer ist er im Laufen begriffen; er rinnt dahin und überstürzt sich selber. Noch eh' er da ist, hört er auf zu sein." Vorher wurde geschildert, wie die Vergangenheit stets die Ruhe der Gegenwart quäle. Selbst das Bild der Kette, das sich bei N. oft wiederholt (vgl. Wand. Aphor. 350), ist bei Seneca überaus beliebt. Andere, lateinisch anmutende Wendungen Nietzsches gehören hierher; so Fröhl. Wiss. Aph. 121. „Unter den Bedingungen des Lebens könnte der Irrtum sein." Aehnlich sagt auch Seneca im IV. Dialog: „Unter den übrigen Leiden der Menschheit ist das: die Sinnenverblendung und nicht nur die Notwendigkeit des Irrtums, nein! auch die Verliebtheit in ihn." Unter dieser „Bedingung" sind wir zur Welt gekommen. — Oder Nietzsche spricht vom „Anzeichen" der vornehmen Seele (Menschl. und Allzumenschl. II 1, Aph. 397). „Eine vornehme Seele ist die nicht, welche der höchsten Aufschwünge fähig ist, sondern jene, welche sich wenig erhebt und wenig fällt." Die Floskel vom „besten, deutlichen Anzeichen" gehört zu Senecas rhetorischem Rüstzeug; doch hat die ganze Stelle ihre Parallele im 120. Brief (20): „Das beste Anzeichen einer — schlechten Seele ist die ewige Unrast (fluctuatio); Beweis für ungewöhnliche Gaben aber, wenn die Gleichmäßigkeit der Seele zeigt, es handle sich um wahre Größe." — — Oben war von denen die Rede, die keine Ruhe in der Gegenwart finden. Es sind Senecas „Vielgeschäftige", die auch bei Nietzsche wieder erscheinen; wir selber sind es, die wir nie zur Besinnung kommen (Unz. Betr. II S. 52). „Allgemein ist die Hast, weil Jeder auf der Flucht vor sich selbst ist." Das Gleiche liest man in Senecas Dial. IX 2, 14, wo der Lucretiusvers (de rer. n. III 1066) zitiert wird: „Auf diese Weise flieht immer ein Jeder vor sich selbst." Nietzsche hat offenbar diese Stelle vor Augen; denn gleich darauf findet sich eine weitere Reminiszenz an eine andere Stelle desselben Dialogs:

Sen. a. a. O. Kap. 17 „Das Leben vieler ist nur ein Heuchelleben, auf bloßen Schein angelegt. Das beständige Achtgeben auf sich selbst ist eine Pein; immer die große Angst, anders erfunden zu werden als man sich aufspielt. Und nie wird man die Sorge los, weil man in jedem Blick des anderen ein Urteil liest."

Nietzsche a. a. O. . . . „allgemein auch das scheue Verbergen dieser Hast, weil man zufrieden scheinen will und die scharfsichtigen Zuschauer über sein Elend täuschen will."

Die Aehnlichkeiten heben sich scharf ab. Zum Schlusse sei noch die kühn latinisierende Stelle aus der Fröhl. Wiss. (Aph. 320) erwähnt, wo vom Menschen verlangt wird, er müsse „einer starken, kühnen, verwegenen Seele genießen, mit ruhigem Auge und festem Schritt durch das Leben gehen, immer zum Aeußersten bereit." Hier denkt man leicht wieder an den 101. Brief, in dem Seneca mahnt: „So laßt uns die Seele bilden, als sei es zum Aeußersten gekommen!" Teils auch an den 31. Brief, in dem die Sehnsucht laut wird nach einer Seele, wie sie sich Nietzsche wünscht, einem animus rectus, bonus und magnus. Man möchte die Epitheta der Seele in der Fr. W. eine gewandte und vertiefte Uebertragung aus Seneca nennen.

Das sind einige Parallelen, wie sie mir bei gelegentlicher Lektüre zwischen beiden Philosophen aufgefallen sind. Die Stellen ließen sich leicht häufen; doch möcht ich darüber in einer größeren Darstellung reden, die das Fortleben der römischen Moralisten bis auf unsere Zeit behandeln soll.

Berghausen-Karlsruhe. Karl Preisendanz.

Lehrerausbildung und Lehreraufbesserung.

Die Erregung der bayrischen Volksschullehrer wegen des neuen Gehaltsregulativs, das Hervortreten des unterfränkischen Lehrers Beyhl, seine Maßregelung durch die Staatsregierung, die Protestresolutionen seiner Standesgenossen, dies alles ist weit über Bayerns Grenzen hinaus bekannt geworden. Jetzt, da sich die Wogen geglättet haben (der Sturm im Glas Wasser wegen einer deplazierten Bemerkung des Herrn Baron von Soden hat nichts zu bedeuten), darf man vielleicht offen aussprechen, daß die ganze Aufregung vollkommen zwecklos war. Wir haben nichts, gar nichts erreicht. Wir mußten am Schlusse froh sein, daß die von uns angegriffenen Regierungsvorschläge angenommen wurden. Nicht daß unsere Erregung unverständlich gewesen wäre. Wir hatten erkannt, daß die Neuregelung der Beamtengehälter für uns auf lange Zeit hinaus die letzte Gelegenheit sei, in den uns streng verschlossenen Beamtenorganismus einzudringen und so unsere gesellschaftliche Lage zu heben und unser Einkommen zu verbessern. Hätten wir Lehrer aber anstatt temperamentvoller Versammlungsredner wirkliche Politiker in unsern Reihen gehabt, so hätten diese uns von Anfang an den resignierten Rat geben müssen, mit einer gänzlich aussichtslosen Agitation nicht zu beginnen, uns lieber scheinbar passiv zu verhalten und auf dem taktisch gebotenen Umwege unser Ziel anzustreben. Dieser Umweg ist die Reform der Lehrerbildung. Da in allen Preßäußerungen, Petitionen und Kammerdebatten über das Gehaltsregulativ die Vorbildung als erstes, letztes und entscheidendes Argument ins Treffen geführt wurde, hätten auch wir uns sagen müssen, daß für den Moment gar nichts zu machen sei. Die Ausbildung der Lehrer kommt, im Vergleich mit derjenigen anderer Beamtenkategorien, unstreitig billiger zu stehen. Diese billigere Ausbildung wird uns immer wieder vorgehalten, wenn wir Vergleiche mit anderen Ständen ziehen. Daher ist die Bewegung zur Hebung des Standes aussichtslos, so

lange wir nicht eine Reform unserer Vorbildung erreicht haben. Die Landshuter Versammlung im August dieses Jahres zeigte jedoch, wie schlecht die meisten Lehrer die Situation erfassen. Es war ein unbegreiflicher Fehler der Vorstandschaft, die beiden Referate über die Reform der Lehrerbildung zwei Anhängern des derzeitigen Zustandes zu übertragen, wo doch feststeht, daß die Majorität der bayerischen Lehrer für Abschaffung der Präparandenschulen ist. Die Argumente für die Notwendigkeit dieser Maßregel brauchen hier nicht wiederholt zu werden. Sie sind hinreichend bekannt, und nur ein Doktrinär, dem jeder Blick für das praktisch Erreichbare und taktisch Notwendige fehlt, kann die Präparandenschule verteidigen. Es ist und bleibt ein Unfug, die zukünftigen Lehrer vom zehnten bis zum dreizehnten Jahre geistig hungern zu lassen, um sie vom dreizehnten bis achtzehnten geistig zu mästen. Es ist und bleibt ein Nonsens, vom zukünftigen Lehrer den Besuch aller sieben Volksschulklassen zu verlangen, mit der fadenscheinigen Motivierung, der zukünftige Volksschullehrer *müsse* die *ganze* Volksschule kennen lernen. Als ob der reifste und begabteste Schüler jemals die Schule mit den Augen des zukünftigen Lehrers ansehen könnte! Er kann und wird sie immer nur vom Standpunkt des Schülers aus betrachten und erleben. Wenn so die jungen Leute die letzten drei Jahre der Volksschule geistig unterernährt und an ernsthaftes Arbeiten überhaupt nicht gewöhnt werden, müssen sie in Präparandenschule und Seminar einen riesigen Wissensstoff in ungesunder Hast hinunterwürgen. Kein Wunder, daß er durchschnittlich schlecht verdaut wird. Die Folgen sind Kultivierung des Drills und Auswendiglernens, Oberflächlichkeit und Phrasentum. Wir glauben, wenn wir absolviert haben, alles zu können und können in Wirklichkeit gar nichts ordentlich. Wir lernen nur uns selbst kennen. Wir kennen keinen anderen Beruf, weil vom Eintritt in die Präparandenschule an unser Bildungsweg rechts und links mit hohen Brettern abgeschlossen ist. Zuerst steckt man uns in Internate, dann wirft man uns, wenn wir herauskommen, Mangel an gesellschaftlicher Gewandtheit vor. Man *gibt* uns keine solide Bildung, dann hält man uns vor, daß wir keine *haben*. Darum müssen wir unsere ganze Energie auf die Reform unserer Vorbildung konzentrieren. Haben wir erst diese erreicht, so folgt der Rest von selber nach: Hebung des Ansehens und Besserung des Einkommens. *Ein Landlehrer.*

Zur Volksbildung.

„Folianten schaffen Gelehrte, Brochuren Menschen", an dies Wort eines deutschen Aufklärers wurde ich in zwiefacher Weise beim Lesen der vorliegenden Schrift[1]) erinnert, die nach ihrem Gehalt wohl manchen dickleibigen Wälzer über Volksbildung aufwiegt. Die Menschen des Volks zu Gelehrten machen, das fiele wohl keiner vernünftigen Anstalt zur Volksbildung ein;[2]) wohl aber wird ihr bisweilen die schwierigere Aufgabe erwachsen, Gelehrte zu Menschen zu machen: Ihnen zu verdeutlichen, daß, wer das Volk lehren will, erst beim Volke lernen muß. Der große Dilettantismus, die große Systemlosigkeit, die noch vielfach auf diesem Gebiete herrschen, entspringen zumeist der Unkenntnis der Bedürfnisse des Volks, über die man sich freilich nicht lediglich durch eine Kommission von Arbeitern unterrichten lassen kann.

---

[1]) Volksbildung, Politik und Religion von Prof. Dr. *Philipp Stein* in Frankfurt a. M. und Pfarrer Lic. E. *Fuchs* in Rüsselsheim (Die *Volkskultur*, Veröffentlichungen zur Förderung der außerschulmäßigen Bildungsbestrebungen, herausgegeben von *Georg Volk*, Geschäftsführer des Rhein.-Mainischen Verbandes für Volksbildung. Nr. 6.)

[2]) L. c. S. 10: „Es wäre eine Torheit, aus dem Arbeiter oder Bauern einen literarisch Gebildeten zu machen. Wir gäben ihm nichts, wir nähmen ihm vielmehr".

Wer die Bedürfnisse nicht kennt, kann sie nicht befriedigen. Und diese Befriedigung erfolgt nicht oder wenigstens nur zum kleineren oder weniger wichtigen Teil durch Vorlesungen allein, die zudem oft genug nur Ladenhüter sind, die man anderwärts nicht gut unterbringen kann. Gerade hier aber ist das beste gut genug. Gelehrte und alle, die sich mit der schönen Mission der Verbreitung von wahrer und echter Bildung beim Volke betrauen wollen, sollen lernend erfahren, daß die wertvollsten Elemente im Volke sich mit dem bloßen Empfangen gar nicht begnügen wollen. Sie, die an Arbeit gewöhnt sind, wollen auch hier mitarbeiten. — Also wer hier lehren will, der lerne, so wie es die trefflichen Autoren dieser trefflichen Schrift gelernt haben, in dem Sinne, wie es Bacon für jede Wissenschaft verlangt, in die man wie ins Himmelreich nur geläutert eingehen kann, wenn man allen Vorurteilen strenge und feierlich entsagt, den Verstand gereinigt und frei gemacht hat. Die Vorurteile! Wer gelernt hat und beim Volke wirken will, soll nicht ängstlich links und rechts nach der Meinung der Parteien ausschauen, nicht den Blick nach oben zu den Regierenden erheben, die für diese Verdienste gemeiniglich nicht viel zu vergeben haben, soll endlich, nicht auf die „ungebildete" Masse herabblicken, sondern geraden Wegs seinem Ziele zusteuern. Das klingt alles ganz selbstverständlich. Aber nur Forderungen sind selbstverständlich. Würden sie erfüllt, so verschwände alsbald das Wort, das man täglich hören muß.

Die Schrift von Fuchs und Stein lehrt uns einige gewichtige Hemmnisse der Volksbildungsbewegung kennen und zeigt uns gleichzeitig, wie sie beseitigt werden müssen. Was über die Stellungnahme der politischen Parteien berichtet wird, bestätigt ähnliche Erfahrungen auf anderen sozialpolitischen Gebieten: Am wenigsten wird uns die Furcht vor dem roten Gespenst in Erstaunen setzen. Denken wir etwa daran, daß schon Erlasse der preußischen Regierung über Wohnungswesen von den Hausagrariern als sozialistisch bezeichnet wurden. Wie es gerade trifft und wen es gerade trifft! Und daß andererseits die Sozialdemokratie schon manchmal in sozialen Dingen die Gelegenheit verpaßte, um dann den Bourgeois, die ihr die Kastanien aus dem Feuer holen durften, ein verdoppeltes Mißtrauen zu zeigen, ist ebenfalls bekannt genug. Man denke an die kommunale Sozialpolitik.

Wie Stein sehr treffend ausführt, sind gerade auf dem Gebiet der Volksbildungsbewegung die Angriffe von rechts und links doppelt verständlich. Ist doch die Arbeit auf diesem Gebiet zugleich der sicherste Weg, um eines der wichtigsten politischen Machtmittel sich nutzbar zu machen. „Jede praktische soziale Tätigkeit bedeutet zugleich ein Stück politischer Organisationskraft." Bei einer historischen Durchmusterung der einzelnen Parteien ergibt sich demnach das Resultat, daß jede auf diesem Gebiet ein Stück redliche Arbeit sich zuerkennen darf, und daß der Entwicklungsgang, d. h. die mehr und mehr politische Ausnützung dieser geistigen Bewegung sich mit Notwendigkeit so vollziehen mußte. Angesichts dieser Sachlage scheint die Frage berechtigt, ob neben den parteilichen Bildungsbestrebungen eine politisch-neutrale Organisation noch eine Notwendigkeit ist. Stein bejaht diese Frage mit aller Energie und versteht es, nach verschiedenen Richtungen hin seine Ansicht als durchaus berechtigt zu erweisen. Als der wertvollste Teil dieser Ausführungen darf der Leitsatz gekennzeichnet werden, den Stein nur aus langjähriger praktischer Arbeit gewonnen haben kann: „Nicht was ich bin, sondern wie ich es bin, macht mich zum gebildeten Menschen. Damit sind wir zur Wurzel der Volksbildungsarbeit gedrungen; hier wahrt die Klasse ihr Recht und lehrt uns, daß es nicht eine einzige Form der Bildung gibt. Diese Erkenntnis der Klassenbedingtheit der Form wie des Inhalts der Bildung ist der köstlichste Gewinn, den die Volksbildungsarbeit dem, der ihrem Dienst sich alle Zeit wahrhaft und lernbereit widmet, schenkt." Ich hebe noch einige weitere, treffende Sätze hervor, die das eben Gesagte im einzelnen illustrieren: „Die Bildung

der in den Gymnasien und hohen Schulen Ausgebildeten ist eine wesentlich literarische, ist sehr stark von den schönen Künsten beeinflußt. So hoch sie auch zu werten ist, sie ist nicht die Bildung. — Die Enqueten über den geringen Bildungsstand unserer Volksschulkinder und unserer Rekruten, bei denen dann männiglich über die grobe historische und literarische Unbildung die Hände über den Kopf zusammenschlägt, sind, wie diese Urteile, ebensoviele Zeugnisse für die Unbildung der „Gebildeten", ihre kindliche, rohe Unkenntnis der Welt der Befragten. — Unsere vornehmlich aus den Büchern stammende Bildung ist nicht etwa an sich eine höhere Bildung .... Das pädagogische Ideal ist, jeden innerhalb seines Standes zur vollen Persönlichkeit zu machen. Von den Voraussetzungen seines Lebens und Wissens müssen wir ausgehen."

Wir sehen hier die Grundlage der Bestrebungen, wie Stein sie ausgebaut wissen will, eine durch und durch gesunde und auch praktische Grundlage, die einzige, die wirklich zur Systematik in diesen Dingen führen kann. Es gab schon einmal zu den Zeiten der Aufklärung eine Volksbildungsbewegung, die mit scheinbar ähnlichen Mitteln arbeitete, indem sie freilich einer herrschenden Strömung folgend vorwiegend der Landbevölkerung ihre Wohltaten zukommen ließ. Durch die Lektüre unschuldiger Gedichte, von „edler Einfachheit im Geiste eines Geßner, Gleim, Lavater und Weisse" sollte das Standesgefühl der Bauern gekräftigt werden. Aber schließlich war es doch der versteckte Zweck dieser Volksbeglücker, mit solchen träumerischen Dichtungen auch die Unzufriedenheit über öffentliche Dinge einzulullen, eine echt schäferliche Politik.

Damals schien auch die Wissenschaft vom Menschen neugeboren, die Rousseau über alle anderen Wissenschaften stellte. Aber der Baum dieses Wissens trug in der engen Zeit keine Früchte. Auf welche Werte gründet sich nun unsere neue Wissenschaft von der Volksbildung? Wiederum auf die Erkenntnis, daß das wertvollste Gut der Menschheit der Mensch ist. Aber noch ist das Gut nur an einigen Stellen gefördert und gehoben.

„Eine Steigerung der Volksbildung", sagt Stein, „ist ebensowohl eine Erhöhung des Nationalreichtums, wie die Erschaffung und Erschließung großer produktiver Unternehmungen. Der gewaltigste und größte Naturschatz eines Volks ist eben das Volk selbst. Volksbildung treiben heißt diese Naturschätze erschließen und wirtschaftlich veredeln." — Wie berühren sich hier Steins Ansichten mit denen eines der edelsten Menschen und zugleich eines der größten praktischen Sozialpolitiker unserer Zeit, Charles Hallgarten, mit dem Stein eine langjährige, gemeinsame Arbeit verband. Wie Friedrich Naumann in seinem schönen Aufsatze über den Verstorbenen (Frankf. Z., 23. April 1908, und Hilfe vom 3. Mai 1908) ausführt: „Insbesondere der Gedanke, daß der Mensch im Durchschnitt viel wertvoller gemacht werden kann, kehrt immer wieder. Der Mensch selbst ist das oberste Besitztum der Menschheit. Das ist der Satz, in dem sich bei Hallgarten Volkswirtschaft, Politik und Wohltätigkeit berühren." Hallgarten selbst war einer der eifrigsten Förderer des Rhein-Mainischen Verbandes für Volksbildung, in dessen Kreis Steins Arbeit fällt, und die hier vorgetragenen Ansichten seines Mitarbeiters entsprechen durchaus Hallgartens zugleich so humanen und so praktischen Ideen.

Alle Bildungsarbeit hat, wie Stein treffend sagt, zwei Gegner, die letzten Grundes eines sind, Philister und Pfaffen, engköpfige, engherzige, beschränkte Menschen, die immer und überall Feinde aller Selbständigkeit sind. Im zweiten Teil der vorliegenden Schrift nimmt ein Geistlicher das Wort, der alles eher, als ein Pfaffe ist, vielmehr ungleich vielen seiner Amtsbrüder, die sich Scheuklappen gegen diese Fragen anlegen, ein freimütiger und doch gläubiger Bekenner.

Die Hemmnisse, die der Volksbildungsarbeit auf dem Gebiet des Religiösen erwachsen, sind denen auf politischem Gebiet analog, freilich — und das liegt in der Natur der Sache — nicht so mannigfach. In einem Punkte berühren sie sich. Wer

die Volksbildungsbestrebungen als sozialdemokratische Sache betrachtet, der muß auch hier sofort das Gespenst des Unglaubens wittern. Aber noch andere Skeptiker unter den Mitgliedern der christlichen Gemeinden sowohl, als unter den Pfarrern gibt es: solche, die Religion und Wissenschaft, Frömmigkeit und klares selbständiges Denken für Gegensätze halten. Wenn es möglich ist, solche, die überhaupt nicht bekehrt sein wollen, und Halbungläubige, die im Grunde mit ihrer unlogischen Denkweise der wahren Religion wie der wahren Wissenschaft gleich fremd gegenüber stehen, zu bekehren, so hat Fuchs dies schwierige Missionswerk hier vollbracht. Klar wird die Grundfrage formuliert, ob wirkliche Volksbildungsarbeit mit wirklicher Frömmigkeit in Widerspruch geraten, ob andererseits wirkliche Frömmigkeit gegen Volksbildungsarbeit feindselig sein könne. Und ebenso klar und erschöpfend, frei von jeglichem Formalismus lautet die Antwort. In überaus feinsinniger Weise wird das Moment der Religion aufgedeckt, das diesen pädagogischen Bestrebungen innerlich entgegenkommt, ja sie fördern muß. Für den denkenden Menschen kann der Glaube nichts Starres, Totes sein; er muß ein lebendiger Organismus, ein Fertig- und Gewißwerden über die Ziele und zugleich ein stetes Streben nach dem Ziele sein. Das selbständige Suchen und Finden in diesen Fragen aber soll und kann durch die Volksbildung gefördert werden, und nicht diese Bildung ist der Feind der Frömmigkeit, sondern der Stumpfsinn ist es, der alles Denken überhaupt verpönt. So darf auch die Kirche die Volksbildungsarbeit ehren, ja sie sollte sie herbeiwünschen und zwar insbesondere die evangelische Kirche, wie dies Fuchs im einzelnen näher begründet. Ich zitiere auch hier wieder einige Leitsätze, die vielleicht am besten zugleich die Ziele und die Grenzen dieser Bestrebungen, wie sie Fuchs vor Augen hat, kennzeichnen: „Volksbildungstätigkeit ist für alle Religion, die auf selbständige Ueberzeugung Wert legt, ein willkommener Bundesgenosse. Sie ruft im religiösen Leben die Spannung hervor, die die Wissenschaft eben auch hervorruft. Die Religion kann aber nur wünschen, daß dadurch das religiöse Leben, Suchen und Fragen angeregt wird. Keine religiöse Richtung braucht die Volksbildungstätigkeit zu fürchten. — Religiöse Ueberzeugungsbildung liegt ganz außerhalb des Rahmens unserer Arbeit. Wir suchen möglichst alles zu vermeiden, was in zu enger Berührung mit gegenwärtigen religiösen Gefühlen steht, so weit dies mit unserem Ziele, den Menschen den Zugang zu wissenschaftlichem Denken und edlem Fühlen der Großen der Menschheit zu eröffnen, vereinbar ist. Wir suchen es zu vermeiden, weil das Eindringen der Spannungen, die das religiöse Leben eben erfüllen, in ihrer Erbitterung, die zur Volksbildungsarbeit nötige Ruhe und Klarheit zerstören würde. Wir suchen deshalb Neutralität gegen alle religiösen Richtungen zu wahren, die sich besonders darin ausdrückt, daß jede zur Mitarbeit willkommen ist, jede zu Vorträgen herangezogen wird, jede in eventuellen Diskussionen zu Wort kommen kann." —

Wohl rechtfertigt sich ein längeres Verweilen bei dieser kleinen Schrift, weil sie, wie wir betonten, einen Leitfaden gibt, der zu systematischer Arbeit, die hier noch bitter not tut, führen kann, zu einem systematischen Zusammenwirken womöglich mehrerer oder aller deutscher Volksbildungsverbände, die im einzelnen dennoch sehr wohl den provinziellen Eigentümlichkeiten Rechnung tragen könnten. Ein allgemeiner Kongreß, der hoffentlich zu ergiebigem Meinungsaustausch über Grundfragen, wie die oben berührten, führen wird, soll im Laufe des nächsten Jahres stattfinden.[1]) Darüber gelegentlich noch näheres. Robert Hallgarten.

[1]) Nachdrücklich sei an dieser Stelle noch auf die anderen Hefte der „Volkskultur" aufmerksam gemacht, die gerade hier in München, wo jetzt ein Plan zu Volksvorstellungen auf dem Lande ins Leben tritt, auf ein besonderes Interesse rechnen dürfen. Nr. 1. Zur Frage der Volksvorstellungen (von Dr. Otto Becker). Nr. 2. Das Rhein-Mainische Volkstheater (von Felix Hauser). Nr. 3—5. Die Rhein-Mainische Volksakademie. (Nr. 1: M. 1.40; Nr. 2: M. 1.—; Nr. 3—5: M. 2.40.)

Der Breitwimpel der Kaiserin.

Am Montag, den 2. November 1908 wurde den Zeitungen aus Berlin folgendes Telegramm übermittelt: „Der Kaiser hat bestimmt, daß ein Breitwimpel der Kaiserin unter die besonderen Flaggen und Abzeichen der Flotte aufgenommen wird. Er wird nur auf Anordnung der Kaiserin gesetzt und niedergeholt. Beim Wehen des Breitwimpels der Kaiserin unterbleibt Paradieren, Aufentern, Salutieren, Marschschlagen und Flaggenschmuck. Die Sicherheitswache tritt nicht an, nur die auf Deck befindliche Besatzung ist durch das Hornsignal „Stillgestanden" zu rufen. Der Breitwimpel der Kaiserin ist weiß, mit der Kaiserkrone in der Mitte, im übrigen von derselben Größe wie der Breitwimpel des Kaisers."

Für alle, denen das Signalwesen der Kriegsmarine nicht ganz geläufig ist, wird der Inhalt dieser kaiserlichen Kundgebung und die Bedeutung des Breitwimpels der Kaiserin dunkel bleiben. Aber auch sie werden das Gefühl haben: hier geht etwas Großes vor. Noch kennen wir nicht den Zusammenhang zwischen der Breitwimpelorder und den anderen ernsten und schlimmen Dingen aus jüngster Zeit, die wir dem Kaiser verdanken und die eine drohende und unheilverheißende Volksstimmung heraufbeschworen haben. Noch kennen wir diesen Zusammenhang nicht, aber es wird schon ein Zusammenhang da sein: denn der Gedanke will sich nicht einnisten, daß die höchste Stelle im deutschen Reiche sich Spielereien widme und von Spielereien aller Welt Kenntnis gebe in den Tagen, da ein großes Volk voll Bitterkeit und voll Zornes auf den Kaiser blickt.

Es ist, wie wenn die Besorgnis, der Aerger, die Enttäuschung, die so viele Handlungen des Kaisers seit Jahren bei ernsten Betrachtern der Zeit angesammelt haben, mit einem Male zu explosivem Ausbruch gekommen wären, als das „Interview" Wilhelms II. bekannt geworden war. So ist noch nie an dem Herrscher Kritik geübt worden, wie am ersten November 1908, und noch nie ist mit soviel Leidenschaft, sicherlich auch hitzig übertreibender Leidenschaft, ausgesprochen worden, daß eine politische Handlung des Kaisers das Reich vor aller Welt bloßgestellt und die Geltung unseres Namens auf lange Zeit hinaus entwertet hat. Mit schonungsloser Heftigkeit hat man dem Kaiser vorgehalten, daß er kein Recht habe, eine absolutistische, persönliche Politik zu treiben, daß er die ihm von der Verfassung gesetzten Grenzen überschritten, daß er während des Burenkrieges der Stimmung des Volkes zum Trotz die Pflichten der Neutralität verletzt, mit Erzeugnissen seines kriegerischen Geistes an der Zertrümmerung einer stammverwandten Nation mitgewirkt und daß er im denkbar ungeeignetsten Augenblick Frankreich und Rußland mit England zu entzweien versucht habe. Die deutsche Presse ist wie verwandelt: Kein Wort, das einem Staatsanwalt Anlaß geben könnte, ein Verfahren wegen Majestätsbeleidigung einzuleiten, aber tausend Worte, die einem Kaiser Anlaß geben könnten, sich — sagen wir einmal: sich zu genieren.

Wer zwischen den Zeilen lesen kann, liest hundertfach das Wort Regentschaft.

Es ist schon ausgesprochen worden, daß gewiß den Meisten, die um den 1. November herum über die Kaiserangelegenheit geschrieben haben, überhitzte Leidenschaft die Feder geführt hat. Daß das Echo der Enthüllungen des Daily Telegraph ein erschütternder Beweis für die Tatsache der Entfremdung zwischen Kaiser und Volk ist, darf nicht mehr bezweifelt werden; indessen wäre es verkehrt, auf das Andauern der momentanen wild erregten Stimmung zu rechnen (abgesehen davon, daß eine baldige Beruhigung mit Rücksicht auf die verzwickten internationalen Geschäfte, die wir zu führen haben, erwünscht wäre). Und es ist auch im Grunde nichts dagegen einzuwenden, daß die Beruhigung über die unbegreifliche Tat Wilhelms II. erreicht wird durch die amtlich beglaubigte Geschichte von der Wanderung des Manuskripts

(Pauspapier) durch sämtliche Räume des Auswärtigen Amts, von der versehentlich gegebenen Unterschrift des Reichskanzlers, von dem Entlassungsgesuch des Fürsten Bülow und schließlich von dem Lärm über Casablanca. Ganz gut, wenn im Reichstag mehr über die Unordnung im Auswärtigen Amt gesprochen wird, als über das, was der Kaiser angerichtet hat. Niemand wird es einfallen, das Los vortrefflicher Männer wie der Herren Klehmet, von Rücker-Jenisch, von Müller zu beklagen, die so harmlos waren, das englische Manuskript als harmlos passieren zu lassen, und die Patrioten werden — mit Recht — denken: besser zehn tödlich-bissige Tempsartikel gegen Klehmet (was ist uns Klehmet?) als noch einen gegen den deutschen Kaiser.

Denn der deutsche Kaiser ist unabsetzbar.

Die Praxis des politischen Lebens darf sich über die Gefahr des Augenblicks unbedenklich hinwegsetzen, damit wieder Ruhe werde. Und es wird wieder Ruhe werden. Aber die Gefahr bleibt bestehen: die Gefahr, die in der Natur des Kaisers liegt. Mag der Kanzler zurücktreten, mag der Reichstag so deutlich werden, wie er seit 1871 noch nie geworden ist — die Gefahr bleibt, und es fragt sich nur: wird uns eines Tages das Schicksal eines irregeleiteten Volkes beschieden sein? Ist anzunehmen, daß der deutsche Kaiser sich auch in Zukunft von Zeit zu Zeit eine diplomatische Aktion gestattet, die das Reich blamiert, oder liegen in der Gesetzgebung, in der Natur des Herrschers, in der Auswahl seiner Umgebung irgendwelche Mittel, die Wiederholung des Erlebnisses zu verhindern?

Wer das beantworten will, muß sich zunächst einmal des Tatbestandes bewußt sein. (Um es vorauszuschicken: die kalt gerechte Historie hat das Urteil abzugeben: Hoffnungslos.) Der Kaiser unterhält sich mit hochgestellten Engländern über das Verhältnis zwischen Deutschland und dem United Kingdom. Er spricht zu ihnen wie ein Privatmann. (Schon wieder der unglückselige Privatmann!) Er nennt die Engländer „verrückt“, weil sie die Freundschaftsdienste des Kaisers nicht dankbar hinnehmen. Um zu beweisen, wie gut er es mit den Engländern immer gemeint habe, erzählt er ihnen, daß er im Gegensatz zu der Mehrheit seines Volkes stets für gute Beziehungen zu England tätig gewesen ist. (Erster Akt.) Auf diese Weise erfahren die Engländer authentisch, daß über das größte Zukunftsproblem der internationalen Politik: die Entscheidung zwischen England und Deutschland, ein Konflikt zwischen Fürst und Volk besteht. Verbindlich lächelnd bittet man den Kaiser, weiter zu erzählen. Und er erzählt: Als im Burenkrieg eine Katastrophe nach der andern bekannt wurde, schrieb mir meine Großmutter einen sehr betrübten Brief. Darauf setzte ich mich hin und entwarf einen Feldzugsplan gegen die Buren (für die alle deutschen Männer und Frauen dazumal schwärmten), und siehe da: „the plan, which I formulated ran very much on the same lines as that which was actually adopted by Lord Roberts“.

(Die Engländer blicken den Kaiser erstaunt an.)

Der Kaiser: Ich sehe, Sie glauben mir nicht, aber Sie finden alles in Windsor unter den Papieren meines Onkels.

Also: Der deutsche Kaiser, Beherrscher des streng neutralen Reiches unterstützt eine kriegführende Macht durch Lieferung eines Feldzugsplanes und freut sich wohl, daß ein stammverwandtes Volk nach seinem Plan besiegt und geschlagen worden ist. (Zweiter Akt.) Auf den dringenden Wunsch der englischen Freunde erzählt der deutsche Kaiser weiter: Zu jener Zeit, als es England so schlecht ging, daß mir meine erhabene Großmutter den erwähnten Brief schrieb, bestand bei Frankreich und Rußland der Wunsch, England zu demütigen. Frankreich erinnerte sich noch an Faschoda, und Rußland hatte vor dem mandschurischen Débacle noch ganz andere asiatische Pläne als heute. Der Zweibund suchte das Reich für sich zu gewinnen; er sagte sich, daß Deutschland an einer capitis diminutio Großbritanniens ein mindestens

ebensogroßes Interesse haben müsse wie andere Großmächte, und darum .... Aber gerade weil wir wissen, daß ein starkes England uns einmal gefährlich werden muß, haben wir die Zweibundmächte stolz abfahren lassen. Denn wir Deutschen fürchten Gott, sonst nichts in der Welt; wir suchen, ja wir schaffen uns die Gefahr, wenn sie noch nicht da sein sollte. Denn unser einziges Ziel ist: Freundschaft mit England. Der Kaiser meint: Jetzt müssen die Engländer an uns glauben und Frankreich empört zurückweisen. (Dritter Akt.) Immer stürmischer wird das Drängen der englischen Freunde: Bitte, bitte, weitererzählen." Und der Kaiser erzählt fort: Ich begreife Euch Engländer nicht (die Engländer lieben es außerordentlich, dermaßen familiär apostrophiert zu werden). Wie kommt Ihr nur auf die Idee, unsere Flotte sei gegen England gerichtet? Kein Gedanke. Wir bauen unsere Schiffe nur, damit wir Hand in Hand mit Euch im Stillen Ozean die gelbe Gefahr endgültig beseitigen können. Ich habe die gelbe Gefahr auf meinem Bilde: Völker Europas, wahrt Eure heiligsten Güter, angekündigt. Was liegt mir daran, ob die Japaner uns von morgen an mißtrauen, ob sie China gegen uns aufhetzen — du lieber Gott: das bischen Kiautschau! — wenn ich nur weiß, daß die Engländer mich lieben. (Vierter Akt.) Der Gastgeber des deutschen Kaisers auf Highcliffe veröffentlicht die Erzählungen Wilhelms II. in dem Augenblick, da die internationale Lage von Tag zu Tag neue Krisen zeitigt, da das Deutsche Reich als ehrlicher Makler auftreten und eine gute Provision verdienen könnte. Wirkung: Frankreich und Rußland empört über die Indiskretionen des deutschen Kaisers, in England ironisches Kopfschütteln über zwecklose Anbiederung und eiskalte Ablehnung der aufgedrungenen Feldherrnleistung, dagegen nicht die mindeste Trübung des Verhältnisses zwischen den Ententemächten, und im Reiche bleiches Entsetzen über die ungeheure Tat. (Fünfter Akt.)

Das Entsetzen ist berechtigt. Denn das Entscheidende ist ja nicht, ob die angeblichen Freunde des Kaisers die Absicht gehabt haben, ihn, durch Wiedergabe seiner Worte im ungeeignetsten Augenblick, als Partner im Weltgeschäft von Stund an unmöglich zu machen, sondern einzig und allein dies: daß der deutsche Kaiser alles das wirklich aus freiem Entschluß und einer Art von Vorbedacht tun konnte, was er da getan hat, daß er alles das für korrekt gehalten hat, daß er sich ernstlich einbildet, seinem Volke einen Dienst geleistet zu haben. Kurz gesagt: Wilhelm II. hat es nicht gemerkt, daß er auf Schloß Highcliffe mißbraucht worden ist. Wir kommen damit von selbst zur Beantwortung der oben gestellten Frage: Aus der Entwicklung und Verwicklung des Einzelfalles ergibt sich, daß auch in Zukunft keine Möglichkeit vorhanden ist Wiederholungen zu verhindern, weder eine rechtliche, noch eine persönliche.

Keine rechtliche Möglichkeit, weil die Stellung des Kaisers nach der Verfassung eine unbedingte Vertrauensstellung ist. „Der Kaiser hat das Reich völkerrechtlich zu vertreten, im Namen des Reichs Krieg zu erklären und Frieden zu schließen, Bündnisse und andere Verträge mit fremden Staaten einzugehen, Gesandte zu beglaubigen und zu empfangen." So stehts im Artikel 11 der Verfassung des Deutschen Reichs vom 16. April 1871. Der Kaiser hätte demnach auch das Recht, innerhalb seiner Zuständigkeit das Deutsche Reich nach außen zu diskreditieren und durch Ausübung seiner Präsidialgewalt das Reich in einen zwecklosen und unheiligen Krieg zu verwickeln. Solcher unantastbaren Interpretation gegenüber muß jeder Versuch, etwa durch ein Kanzler-Verantwortlichkeitsgesetz reale Sicherheiten zu schaffen, wirkungslos bleiben. Andererseits wird es nicht angehen, dem Kaiser zur Erfüllung seiner Aufgabe etwa ein Kuratorium besonnener und gescheiter Männer an die Seite zu stellen; dafür bietet die Verfassung keine Handhabe, und daß der Kaiser selbst jemals seine Zustimmung zur Schaffung einer Aufsichtsbehörde über seine Handlungen geben würde, ist ausgeschlossen. Deshalb werden alle Debatten und Anregungen über eine gesetz-

liche Einschränkung der Wirkungssphäre Wilhelms II., so opportun sie zum Zwecke der momentanen Beruhigung sein mögen, gleich fruchtlos bleiben, wie die Versuche, die Bundesfürsten zu veranlassen, an den Kaiser Vorstellungen zu richten, oder aber durch eine solenne Adresse aus den bekannten „weitesten Kreisen der Bevölkerung" Mäßigung zu erzielen. Je offener wir zugeben, daß auf diese Weise nichts auszurichten ist, umso besser können wir uns für die Zukunft einrichten.

Auch die Person des Kaisers bietet nach keiner Richtung eine Gewähr dafür, daß wir hinfort vor Ueberraschungen bewahrt bleiben. Wir müssen uns vor Augen halten: Der Kaiser tut alles mit einer Art von Vorbedacht; er überlegt sich seine Worte und Taten auf seine Weise, auf *seine* Weise; ihm fehlt nur jedes Augenmaß für die Wirkung. Er lebt — um das zu wiederholen — in einer uns ganz fremden Welt; er beobachtet und beurteilt Menschen und sich selbst ganz anders als der Durchschnittsmensch mit seinem Durchschnittsverstand. Er arbeitet und arbeitet, wie er glaubt: für Deutschland, wie sichs erweist: gegen Deutschland. Er glaubt, die Instinkte und Bedürfnisse seines Volkes zu kennen oder gar zu teilen, er traut sich die Fähigkeit zu, die Andersgearteten zu sich herüberziehen zu können. Aber alles das kann er gar nicht. Er war uns ein Geheimnis, jetzt ist er uns unheimlich geworden. Er vergrößert mit jedem Schritte die Distanz zwischen sich und dem Volke, ohne es zu wollen und — so müssen wir jetzt fürchten — ohne es zu sehen. Vielleicht erfährt er von der Zornesaufwallung der Deutschen gegen diesen Kaiser. Im besten Falle wird er, der Fünfzigjährige, sich geloben, ein neues Leben anzufangen; im schlimmsten Falle wird er sich wieder einmal verkannt, mißverstanden, ungerecht oder neidisch-gehässig beurteilt finden.

Nehmen wir, wie sichs gebührt, den ersten Fall an: der Kaiser gelobt sich, ein anderer Mensch zu werden. Dann wird es beim guten Willen bleiben; denn *Wilhelm II. kann sich nicht mehr ändern.* Er mag offizielle Reden nach dem vom Reichskanzler aufgesetzten Manuskript halten und in der Oeffentlichkeit überhaupt weniger hervortreten als bisher: daß sich eine so energische und expansionsbedürftige Persönlichkeit wie Wilhelm II., die von ihrer Begabung eine hohe Meinung hat und haben darf, in dem Recht der privaten Meinungsäußerung auf die Dauer Schranken auferlegen werde — wer wagt daran zu glauben? Die Ausübung dieses Rechts hat in den letzten Wochen ein schweres Unglück über Deutschland gebracht. Wir sind zum Gespött der Leute geworden und werden bei allen kommenden Aktionen nicht mehr auf vertrauende Freunde, sondern nur noch auf verbitterte, mißtrauische Kontrahenten zu rechnen haben. (Von Oesterreich gegenwärtig abgesehen; Oesterreich ist zur Zeit die einzige Großmacht, die mit uns etwas zu tun haben mag. Oesterreich braucht uns nämlich.) Der Mann aber — so schließt sich die Kette — der uns dem Spott des Auslandes, der Geringschätzung der Nachbarn ausgeliefert hat, ist unser Kaiser, und es ist faktisch unmöglich, den Kaiser in seinen privaten Kundgebungen zu kontrollieren oder zu ändern. Er hat nicht geahnt, was aus seiner Offenherzigkeit entstehen mußte, er hat aus bester Absicht sein Herz ausgeschüttet. Und deshalb, weil der Kaiser aus lauterstem Willen gehandelt hat, ist die Diagnose zu stellen: Hoffnungslos.

Daraus ergeben sich schmerzliche Konsequenzen. Auch von ihnen muß die Rede sein.

Der Kredit des deutschen Reiches ist erschüttert. Eine Machtstellung, wie wir sie unter Bismarck gehabt haben und unter Bülow hätten erhalten können, ist verloren; sie kommt in dem früheren Umfang nicht wieder. Das Reich wird mit denjenigen Ländern befreundet sein, die sich aus egoistischen Motiven an den großen Militärstaat anlehnen müssen. Wir werden uns einzurichten haben in einer etwas bescheideneren Wohnung. Von Zeit zu Zeit mag ein neues Wort des Kaisers an dem Besitzstand rütteln. Doch vergessen wir nicht, daß wir Söhne eines wehrhaften Volkes

sind, das unglaublich viel ausgehalten hat, bis es die Basis seiner Großmacht hat errichten können. Diese Basis ist gutes Material; sie hält im Kern. Die Natur des Volkes ist gesund; es kann nicht untergehen, auch wenn aus der Mitte des Volkes selbst die Hand an seine Wurzel gelegt wird. Vielmehr wird es trotz allem versuchen, den Zusammenhalt mit dem Kaiser nicht ganz zu verlieren. So treu die Deutschen sind, so leicht können sie vergessen, was ihnen Arges zugefügt worden ist. Sie werden auch darüber hinwegkommen, daß ihr eigener Kaiser ihnen geschadet hat. Die Kaiseridee ist auch hierfür unendlich viel wert. Sie soll das Leben der gekrönten Häupter überdauern, und sie wird noch wach und rege sein, wenn das Zeitalter Wilhelms des Zweiten der Geschichte angehört. Der Rückzug vom Glauben an die Persönlichkeit des Herrschers zum Glauben allein an den Kaisergedanken ist doch ehrenvoll, das Beste ist damit noch nicht aufgegeben. Mag kommen, was will: wir bleiben Deutsche und wir bleiben Kaiserliche. Wenn uns Franzosen und Engländer mit Hohn überschütten und den Kaiser schmähen: wir bleiben Deutsche und bleiben Kaiserliche. Der Augenblick der Gefahr, einer vom Kaiser drohenden Gefahr, hat Süddeutschland in dieser Stunde mit dem Norden aufs Neue vereint. Die Treue zum Reich nimmt keinen Schaden. Sollen wir aber uneigennützig und ohne Hoffnung auf einen Wesenswandel des Trägers der Kaiserkrone unsere Arbeit weiter verrichten, so möchten wir, daß der Kaiser erfahre, wie sein Volk über ihn denkt, und daß er alles vermeide, was den Anschein erwecken könnte, als sei ihm das Gefühl von Millionen Bürgern des Reiches gleichgültig oder eine scherzhafte Angelegenheit.

Es war der gequälte Aufschrei eines tüchtigen Volkes, was auf die Enthüllungen des englischen Blattes folgte, und während dieser Aufschrei noch die Welt erfüllte, meldet man aus Berlin, der Kaiser habe eine Anordnung erlassen über einen Breitwimpel der Kaiserin . . . . .

Es mag sein, daß die kaiserliche Beschäftigung mit dem Breitwimpel schon zu Ende war, als der Sturm losbrach. Dann war die Ungeschicklichkeit der Leute, die gerade in diesem Augenblick diese Tat des Kaisers der Oeffentlichkeit kundgaben, unverzeihlich. Denn es gibt ernsthafte Menschen, die es jetzt für möglich halten müssen, daß der Kaiser, während ein Volk um seine Zukunft bangt, Signale erfindet. Bis heute glaubten sie, daß der Kaiser von seinem Großvater zumindest eines ererbt habe: das Pflichtgefühl des Hohenzollern. Es soll nicht dazu kommen, daß sie ein Recht darauf haben, zwei Fragen zu stellen. Erstens: Nimmt der deutsche Kaiser sein Amt ernst? Zweitens: Nimmt der deutsche Kaiser sein Volk ernst?

München. Paul Busching.

Kunst und Kunstgewerbe.

München 1908.

IV. Weitere Ausstellungsgebiete.

Als wesentlicher Teil der Schulausstellung muß ergänzend noch die Abteilung für Steinmetzarbeiten genannt werden. In letzteren bringt endlich wieder der rechte Sinn für sachgemäße Materialbehandlung durch, der von selbst zu größerer Auffassung der Massenbehandlung führen wird, als sie den neuzeitlichen Monumenten eigen ist. Mangel an Größe ist das Kachet der letzteren fast durchweg. Anderseits trägt dieses Wiederaufleben richtiger Steinhauarbeit vielleicht auch mit dazu bei, unseren Kirchhöfen, diesen meist überaus trostlosen Mietskasernen der Toten, allmählich wieder das Aussehen einer Kultusstätte zu verschaffen. — Mögen auch andere Teile der Ausstellung technisch höher entwickelte, künstlerische Versuche oder Werke aufzuweisen haben — die Schulausstellung beansprucht doch das meiste Interesse. München hat allen Grund, auf diese seine Einrichtungen stolz zu sein. Der „Pavillon de l'instruction publique de la ville de Paris“ auf der Franco-Brittischen Ausstellung zu London enthielt viel Gutes. Der Gesamtinhalt indes bot jene Fülle gründlicher Darlegungen nicht, wie die Münchener Ausstellung sie gibt.

Breitesten Raum beansprucht die in großen Zügen gehaltene Vorführung alles dessen, was, der Hauptsache nach Schöpfungen unserer oder der jüngstvergangenen Zeit, das gegenwärtige Entwicklungs-Stadium des mächtig aufstrebenden städtischen Gemeinwesens kennzeichnet, so z. B. ein Modell der städtischen Quellwasser-Leitung, das, in verkürzter Längenausdehnung natürlich, unter Verwendung eines außerordentlich reizvoll behandelten landschaftlichen Hintergrundes, alle Einrichtungen, von der Quellenfassung im Mangfallgebiete bis zur Verästelung der Rohrstränge in die zahllosen Gebrauchsstellen der Stadt zeigt. Von höchstem Interesse sind weiter die Walchensee-Projekte, Werke, wie sie Europa in keinem zweiten Beispiele besitzen wird. — In Modellen sind die großen Bäder, Krankenhäuser, Schulhausbauten der Stadt usw. vorhanden. Neben der im modernsten Sinne gehaltenen technischen Einrichtung der Betriebsanlagen bringen sie durchweg das Bestreben zum Ausdruck, künstlerischen Rücksichten den weitestgehenden Einfluß zuzugestehen. Dieses Zusammenklingen von Zweck-Architektur und Kunst kommt in München stärker zum Ausdruck als anderwärts. Die Abnahme des Bestandes an älteren Profanbauten hat deshalb die fatalen Folgen nicht, wie sie da eintreten, wo Neues ohne Rücksichtnahme auf die lokale Physiognomie, oft unter Anwendung von Formen hergestellt wird, die von der Gefühllosigkeit der Bauherren und ihrer „Künstler“ sprechen. Entwickelungsnotwendigkeiten gegenüber muß in aufblühenden Gemeinwesen manches Alte fallen; der Geschmacklosigkeit künstlerisch richtungsloser Spekulanten braucht deswegen nicht Tür und Tor geöffnet zu sein. Eine Reihe moderner Schulhausbauten Münchens, das Haus der Neuesten Nachrichten, zahlreiche Geschäftshäuser, Restaurants usw. zeigen, wie das Stadtbild sich günstig auch modernen Forderungen gegenüber zu entwickeln vermag.[1])

Eine Lücke weist indes diese vortreffliche Ausstellung kommunalen Vorwärtsstrebens dennoch auf: Es mangelt ein Bild der städtischen Wohnungsfürsorge. Der sich steigernden Wohnungsnot der minderbemittelten Klassen gegenüber hält die Wirkung der hochgehendsten künstlerischen Bestrebungen auf die Dauer allein nicht stand. Unter den kleineren Einzelbauten befinden sich zwar auch zwei Arbeiterhäuser. Mit München

---

[1]) Es könnte nichts schaden, wenn die für den Landbezirk München bestellte Baubehörde ein etwas wachsameres Auge haben, die Bauunternehmungen mancher Vorortsverschönerer ästhetisch etwas schärfer beurteilen und den Bestimmungen über ländliche Bauweise, wie sie existieren, besser Geltung verschaffen wollte. In Münchens Vororten entstehen zum Teil Hausanlagen, die dem einfachsten Schönheitsbedürfnisse geradezu ins Gesicht schlagen. —

haben sie nichts zu tun. Es ist der Typ, der bei der Gartenstadt Hellerau nächst Dresden hauptsächlich in Erscheinung treten soll. Vorbildlich sind diese im Aeußeren ganz schmucken Häuser hinsichtlich ihrer Plandisposition nicht zu nennen. Muß man, um in ein Schlafzimmer oder ins Obergeschoß zu gelangen, erst ein anderes Schlafzimmer oder deren gar zwei passieren, so ist das ein Mangel an guter Disposition, schon in Hinsicht auf ansteckende Krankheiten. — Wenn irgendwo, so heißt es in München dafür in allererster Linie namhafte Opfer bringen! Die günstigen Gelegenheiten zum Landerwerb für solche Zwecke sind allerdings längst von anderen ausgenützt worden. Die Wirkung guter Schulen aber wird durch schlechte Wohnverhältnisse beeinträchtigt.

Ein schlimmes Kapitel künstlerischer Tätigkeit der letzten hundert Jahre bildet, um auf einen andern Teil der Ausstellung überzugehen, die kirchliche Kunst: Was Kultushandlungen, was der Verehrung göttlicher Macht oder dem Andenken dahingegangener Menschen gilt, es ist, dem Zuge der Zeit folgend, auch allmählich der modernen Massenproduktion erlegen. Warf sie auch ihre zweifelhaften Resultate in erster Linie jenen Kultusstätten zu, wo Mangel an Mitteln die Heranziehung künstlerisch geschulter Kräfte verbot, so hat doch gerade dieser Umstand zu einem allgemeinen Sinken des Niveaus der Ansprüche, zu einer Verblödung des Geschmacks beigetragen. Damit ist indes keineswegs gesagt, daß das Vorhandensein reichlicher Mittel stets Gutes gezeitigt habe. Die Barbarismen der Bilderstürmer, die Zerstörungen des baulustigen 18. Jahrhunderts verschonten vieles, womit erst die neuere Zeit „aufgeräumt" hat. Manchmal will es fast scheinen, als sei das Los manches Kunstwerkes dem Gutdünken von Baschkirenhäuptlingen anvertraut. Die Gier der Sammler, der Unverstand und die Habsucht der berufenen Hüter hat Unglaubliches geschehen lassen. Die staatliche Inventarisation konstatierte meist, was nicht mehr da sei. Was für neu entstandene kirchliche Bauten benötigt wurde, was weiter an Stelle der in Museen, zu Antiquaren und Schacherern jeder Art verschleppten Kulturbeweise anderer Zeiten trat, nun — es wurde in unzähligen Fällen an Hand von — Katalognummern bezogen! — Gesorgt für den Schmuck der Gotteshäuser war damit, aber wie! Wo früher vielleicht e i n e gute Monstranz, ein guter Kelch, einige wenige gute liturgische Gewänder, vielleicht abgeschabt, verbleicht, vorhanden waren, da prangt nun die Ware, die man beliebig halbdutzend-, dutzendweise beziehen kann. Alles wurde durch maschinelle Produkte ersetzbar. So sank mancher ehrwürdige Tempel allmählich auf das Niveau eines Fabrikwaren-Depots herab. Und die das alles anging — sie haben und hatten wohl ihre Freude dran, denn was Kunst an solchem Orte sei, wußten sie nicht, noch wollten sie es wissen, noch wurde es ihnen gelehrt. Haben auch in neuerer Zeit verdienstvolle Vereinigungen, wie z. B. jene für christliche Kunst unzweifelhaft bessernden Einfluß ausgeübt, so reichte dieser doch nicht in allen Fällen für räumlich weit seitabliegende Gebiete aus. Hier bleibt noch unendlich viel an Erziehungsarbeit zu tun übrig. — Die architektonischen Stil-Reiniger, diese meist völlig talentlosen Menschen, sie haben nicht weniger Teil an dem Werke der Verwüstung, Gotiker wie Renaissancisten. Beide haben viele Sünden auf dem Gewissen. Macht nun unsere Zeit endlich einmal gegen dieses Barbarentum Gelehrter und Ungelehrter, Geweihter und Nichtgeweihter, „künstlerisch" Produzierender oder bloß Bestellender energisch Front, so erfüllt sie damit nur eine kulturelle Mission. Ihr die Pforten weit zu öffnen, war Aufgabe der „Abteilung für kirchliche Kunst". Das ist, soweit die architektonische Bildwirkung in Betracht kommt, zum Teil in glücklicher Weise geschehen. An köstlichen malerischen Blicken ist kein Mangel. Was dagegen die für solche Zwecke in Anwendung gebrachte Malerei betrifft, so lehrt sie, wie übrigens auch andere Teile der Ausstellung, wie wenig manche Maler an „die Wand" gewöhnt sind. Großer Stil bedarf völliger Formenklarheit. Freilich gelingt

das nur denen, die das Zeug dazu haben. Die bis heute in der Vorherrschaft befindliche Staffelei-Malerei gibt dafür die richtige Handhabe nicht. Weit besser schneiden durchwegs die Bildhauer ab, deswegen einfach, weil das spröde Material jene Schwankungen nicht zuläßt, durch die des Pinsels Arbeiten vielfach charakterisiert werden. Einige figürliche Darstellungen, so die ganz besonders schöne Figur eines Kirchenfürsten von Balth. Schmidt, haben ihre Aufstellung in dem durch weitgespannte Bogen nach dem größeren Kirchhofe sich öffnenden, an der Langseite der Kirche sich hinziehenden Gange, der überaus reizvolle Durchblicke gewährt, gefunden. Die unter grünen Büschen und Bäumen untergebrachten Male, von denen nicht eines die abgeschmackte Politur-Behandlung der gewöhnlichen Kirchhofsmonument-Dutzendware aufweist, zeigen weite Möglichkeiten wahrhaft künstlerisch gearteten Grabschmuckes. Hoffentlich bewirken jene Schulen, die wieder in landläufigem Material, unter Anwendung kräftiger, derber Meißelarbeit ihrer Aufgabe gerecht zu werden suchen, nach dieser Seite hin eine gesunde Reaktion. — Den oberen, kleineren Friedhof trennt ein gedeckter Säulengang vom tiefer liegenden, größeren; in einem Winkel desselben befindet sich der überaus zierliche Kirchhofsbrunnen. Das ist ein Blick, voll des feinsten, intimsten Raumzaubers. Die einfach ernste Farbenstimmung des anstoßenden Kolumbariums läßt den tonnenüberwölbten Raum äußerst wirkungsvoll erscheinen. Hier ist gezeigt, wie die Urnennische durch davor gesetzten bildnerisch behandelten Metallverschluß ihre künstlerische Bedeutung erhält. — Bei Anlage der Kirche und der damit in Verbindung stehenden Kapellen verbot sich das Anschlagen dimensional bedeutender Raum-Entwickelungen aus naheliegenden Gründen. Dennoch bietet diese Gruppe von Bauten eine Menge äußerst beachtenswerter Anregungen, besonders hinsichtlich der Details. Auffallend ist bei diesen das Zurückgehen auf Formen des Frühmittelalters. Durch das Streben nach Vereinfachung der Form allein ist es nicht bedingt. Daß der dogmatisch fest umrissene Vorstellungskreis der Kirche in künstlerischer Hinsicht durchaus nicht an die mehr oder weniger starren Formen traditioneller Kunstweise gebunden ist, hat Otto Wagner mit seiner Kirche der niederösterr. Landes-Irrenheilanstalt — die übrigens als Totalanlage auch etwas durchaus Neuartiges ist — bewiesen. Der äußere wie der innere Aufbau dieses künstlerisch hochbedeutenden Werkes, die dekorative Ausgestaltung, auch in bezug auf liturgische Gefäße und Gewänder, folgt durchaus streng kirchlichen Vorschriften, ist aber dennoch eine durchaus selbständige Leistung, bei der des Künstlers eigene Anschauung, nicht die Anlehnung an berühmte Vorbilder den Ausschlag gibt. Das verleiht dem Ganzen seinen hohen Rang, genau so wie etwa die Pfullinger Hallen Theodor Fischers in ihrer Art auch vom Herkömmlichen abweichen und dadurch eine vollwertige Tat bedeuten. — Solchen Wegen folgt die Mehrzahl der Arbeiten in der Abteilung für kirchliche Kunst in „München 1908“ nicht. Sie bedeuten durchschnittlich kein Weiterbilden bestimmter Ideenkreise, sondern bloß ein von tüchtigem Können getragenes Wiederaufnehmen von Formen, deren Schlichtheit bei den alten Originalen ansprechend wirkt. Die künstlerische Modernität hat hier offenbar Halt gemacht, weil sie ganz einfach nicht mehr weiter konnte. Jenes Maß selbständiger Anschauung, das anderen Zeiten eigen war, es fehlt hier absolut. Der Reiz der fein empfundenen Raumanordnung dieser Abteilung wird dadurch nicht gemindert, auch das Verdienst nicht, das liebevoll durchgeführter Epigonenarbeit eigen bleibt. Die Glasmalerei, vertreten durch eine Reihe größerer Fenster, strebt der mosaikartigen Zusammensetzung farbiger Gläser, wie es im frühen Mittelalter der Fall war und wie es viele der Modernen befürworten, nicht gerade zu. Fast durchweg wird reichlich mit Schwarzlot modelliert, um den dargestellten Figuren mehr Relief zu verleihen, als es durch die Wirkung lediglich flächenhaft zusammengesetzter Gläser der Fall sein würde. Eine etwas stärker betonte flächige Erscheinung erschiene aber doch wünschenswert. Die

Buntheit der Erscheinung, welche lange Zeit hindurch vorherrschte, manchen an sich sehr schönen Kirchenraum bis zur Ungenießbarkeit entstellt hat, scheint glücklich überwunden zu sein. Auch darin kann die vorhin zitierte O. Wagner'sche Kirche als durchaus vorbildlich bezeichnet werden.

„Raumkunst"! Wieviel stolzer klingt das, als wenn man von „Ausstattung" oder etwas ähnlichem spricht. An Aufgaben wirklich raumkünstlerischer Art hat es bei dieser Ausstellung nicht gefehlt; sie sind, zum Teil wenigstens, auch in namhaft guter Weise gelöst worden; so die großen Bauten zu Wirtschaftszwecken, das Künstlertheater, die Hallen usw. Auffallend ist der Mangel eines eigentlichen Saalbaues, der, für München längst ein dringendes Bedürfnis, den zahllosen Kongressen des Sommers 1908 hätte dienen können. Manch reizvolles Stück räumlich anziehender Art liegt da und dort zwischen den einzelnen Abteilungen versteckt. Der Löwen-Anteil dessen was jetzt auch als „Raumkunst" bezeichnet wird, entfällt aber auf die Abteilung, in der die Arbeit des Wohnungsschmuckes untergebracht ist.

Unzählbar schier sind die ausgestellten Speise-, Bibliotheks-, Wohn-, Studier-, Jagd-, Schlaf-, Kinder- und anderen Zimmer. Ihre äußerst kompliziert gehaltene Ineinanderschachtelung bildete den reinsten Irrgarten, der im Falle einer Panik höchst verhängnisvoll werden konnte. Fragt man nun, ob all diese an sich vortrefflich gearbeiteten Räume einerseits Beispiele außergewöhnlicher künstlerischer Begabung, ja Caprice enthalten, ob wirklicher Reichtum an individuellem Ausdruck das Ganze beherrsche, oder ob anderseits das Meiste des Gebotenen sich mit den Erfordernissen einer weitesten Kreisen zugänglichen Kunstentwicklung decke, so fällt die Antwort, unbeschadet der fast durchweg einwandfreien Qualität des Gebotenen nicht unter allen Umständen bejahend aus. An liebenswürdigem Geschick, an feinem Stimmungsgehalt, an Beispielen ganz hervorragender technischer Gewandtheit im Bezwingen des Stoffes fehlt es nicht, und die Materialien erst! — — — —

„Wer zählt die Hölzer, ihre Namen,
Die alle da zusammenkamen!"

Durchweg macht sich eine gewisse bürgerliche Behäbigkeit, da und dort vielleicht mit einem Anfluge breitspurigen Wesens geltend. Man wird unwillkürlich an die Heineschen Worte:

„Und dralle Lend und Wade
Bezeugt Solidität"

erinnert. Die Anforderungen an die tägliche, die stündliche Umgebung sind außerordentlich gestiegen. Das ist erfreulich, zumal in Zeiten, wo die Steuererfinder alle möglichen Ueberraschungen vorbereiten. Innerhalb der beinahe erdrückenden Menge von Durchschnittswerten jedoch, wie sie bei der „Raumkunstabteilung" untergebracht sind, tritt unwillkürlich das Verlangen nach etwas ein, das über dem Niveau selbst vortrefflichst zubereiteter Hausmannskost steht. Damit sind keineswegs fürstlich prächtig ausgestattete Räume gemeint, auch keine vermehrte Verausgabung an Gold — — — nein, nein, das nicht! Man sagt von den Japanern, sie verstünden es, in Räumen, die bloß mit Papierwänden versehen, am Boden mit Reismatten belegt sind, ein einziges schönes Gefäß, mit einem Blütenzweige geschmückt, so zu plazieren, daß der ganze Raum dadurch geadelt werde! — — — — — —

Flösse bei Luxusausstattungen, wie z. B. jener des Lesesaals eines Transatlanticdampfers und Verwandtem außer der Wirkung sehr teuren Materials und best bezahlter, tadellosester Schreinerarbeit auch noch etwas mit ein, das, Ausdruck höchsten künstlerischen Verlangens, noch über dem Begriff einer für Milliardäre geschaffenen Einrichtung steht, so wäre damit solch Material = üppiger Arbeit erst das innerlich starke Moment verliehen. Dieses „Etwas" fehlt leider, leider — oder war daran etwa der Wunsch des Programms schuld, es möchten alle Sensationen von der

Ausstellung ferngehalten werden? — Unter den schlicht gehaltenen Räumen, wie sie von der Mehrzahl kulturbedürftiger Menschen als Umgebung gewünscht werden, ist verschiedenes vortrefflich, z. B. das Riemeyersche Speisezimmer. Geradezu vorbildlich wirkt die Art, wie Fr. Zell das von ihm gebaute ländliche Gasthaus, — der Bau an sich ist auch mustergültig — ausgestattet, wie Dr. Wenz das „Unteroffizierskassino eines bayerischen Artillerie-Regiments" mit einfachen Mitteln zur angenehmen Erscheinung zu machen verstanden hat. Hier klingt natürlich überall Heimatkunst an. Sie verbannen, ausschalten, überall einen einheitlich hohen Maßstab anlegen wollen — das wäre so verkehrt wie nur möglich! Lasse man die Athenienser attisch und Andere dorisch reden! Weit wichtiger ist es, daß überhaupt nicht mehr die „Raumausstattung" als eine in erster Linie zu berücksichtigende Sache betrachtet werde, sondern jene Gebilde, die man „Häuser" nennt, obschon sie diesen Ehrennamen in unzählig vielen Fällen gar nicht verdienen. Wäre die Hälfte, zwei Drittel der vorgeführten Arbeiten für diesmal anderen Zwecken dienstbar gemacht, die etwas ermüdende Häufung vielfach sehr verwandter und nicht immer interessanter Erscheinungen ein klein wenig mehr vermieden, der Ausdruck der Massenausstellung nicht allzusehr betont worden — die Qualität der Gesamterscheinung hätte nicht darunter gelitten. Wollte man einem wirklichen Zeitbedürfnisse entgegenkommen, unter dessen Erfüllung die vorzugsweise künstlerischen Intentionen entsprungenen Arbeiten der „Raumkunst" keineswegs zu leiden gebraucht hätten, so wäre im „Kleinhaus" hinreichende Gelegenheit dazu geboten worden. Die beiden gleichzeitig stattfindenden Ausstellungen in Stuttgart und Darmstadt zeigen weitaus eingehendere Berücksichtigung dieser geradezu brennenden Zeitfrage. Möbelmagazine mit Dutzenden von Einrichtungen aller Schattierungen kann man jahraus, jahrein besichtigen. Das gleiche, wenn auch mit Beigabe teurer Beispiele auf einer Ausstellung zu bieten, war vielleicht nicht gerade dringendstes Bedürfnis und man wird hoffentlich im Interesse wirklichen Fortschrittes bei künftigen Gelegenheiten Abstand davon nehmen, ein Gleiches wieder zu tun. Hierin liegt eine unverkennbare Schwäche. Der Accent, der diesem Teile gegeben wurde, trat etwas zu sehr in den Vordergrund.

Amüsant ist es übrigens, zu sehen, wie sich allmählich wieder Dinge einbürgern, die noch vor wenig Jahren Widerspruch, Entsetzen, verdammende Urteile hervorgerufen hätten: Großblumige Stuhl- und Sofa-Ueberzüge, Teppiche mit schönen Rosenkränzen — grad so, als wären es guterhaltene Ausstattungsstücke aus Großmutters Zeiten. Es fehlten blos noch die mit gesticktem Eichenlaub geschmückten Hosenträger mit der Inschrift: „Aus Liebe". Die Jury verlangt vielleicht bei anderer Gelegenheit solche Ergänzungen. Von dem Geiste, der die Welt mit neuen Geschmacksgrundsätzen zu durchtränken sich bestrebte, ist wenig mehr zu spüren. Die Bewegung hat alles Extravagante abgestreift, offenbar auch alle Originalität. — Noch eines ganz einfachen Interieurs sei Erwähnung getan, das in glücklichster Weise zeigt, wie sogar bureaukratische Einrichtungen angenehm gestaltet werden können, kommt die richtige Hand dahinter. Es ist das „Postbureau" von Bertsch, ein ebenso zweckdienlich als reizvoll eingerichteter Schalter-Raum. Wars Zufall oder scherzhafte Anspielung auf stilistische Sorglosigkeit, daß an den marmorierten Säulen Witterungsprognosen mit Stecknadeln angeheftet waren? — —

Unter den unzähligen übrigen Darbietungen — man hätte in der Ausstellung wochenlang Entdeckungsreisen machen und immer wieder neues entdecken können — sei noch einer hervorragenden Gruppe Erwähnung getan, jener der Goldschmiede. Neben Formen, die vielleicht früher nicht gesehen worden sind, dennoch aber aus der Tradition erwuchsen, die der Stoff dem Handwerk auferlegt und die kein Vernünftiger zu durchbrechen suchen wird, tritt hier vielfach ein gewollt konservativer Zug in Erscheinung. Eine gewisse Art günstiger Arbeitsweise macht sich durchschnittlich gerade

bei den vorzüglichsten Arbeiten geltend oder läßt sich wenigstens durchfühlen. Die Fabrikation moderner Goldschmiedewaren, mag sie auch die Welt mit ihren nach Tausenden hergestellten Gegenständen überschwemmt haben, vermochte an dem wohl fundierten Können der Münchener Meister richtigen Schlages nicht zu rütteln. Unter den ausgestellten Objekten ist ja auch manches, dessen Fernbleiben keine Lücke ergeben haben würde, indes kommt das dem wirklich Guten vis-à-vis kaum zu Worte. Stücken gegenüber, wie dem Tafelaufsatz von Fritz von Miller verstummen die nebensächlicheren Stimmen. Der von drei Kronen in wundervollem Rankenwerk umwobene Einhornschädel wirkt wie ein Pallium gegen das Eindringen einer Arbeitsweise, die dem edlen Stoffe widerspräche. Und dieses Meisterwerk — es steht nicht allein! Pokale, Tafelaufsätze, Schüsseln, Kannen und Geschmeide, in den verschiedensten Werkstätten entstanden, sie künden alle Münchens aus alten Fundamenten immer wieder neue Blüten treibende schöpferische Kraft!

Schreiber dieser Zeilen sah im Laufe des Sommers die räumlich umfangreiche „Schottische Nationalausstellung zu Edinburgh", die ihrer Bedeutung nach sehr hoch anzuschlagende Kleinwohnhäuser-Ausstellung in Newcastle-on-Tyne, die den Kern einer allmählich zur Entwicklung gelangenden großen Siedelung bilden wird, er sah vor allem auch die mit genügendem Fanfarengeschmetter verbundene, dimensional weit größer als die Münchener Ausstellung veranlagte „Franco-British Exhibition" bei London. Vergleiche der verschiedensten Art waren unausbleiblich, nicht bloß weil die genannten Ausstellungen auf einem Boden stattfanden, von dem die ganze moderne Bewegung im Kunstgewerbe ausgegangen ist, sondern auch, weil in Deutschland die Stimmen von Klage- und Jammergeistern sich immer wieder vernehmen lassen, die allen, selbst den besten Bestrebungen z. B. auf dem Gebiete der Schulung künftiger Handwerkergenerationen kopfschüttelnd gegenüberstehen. Diesen Leuten wäre nichts gesünder als solche Vergleiche, — aber nicht par distance! Es war kein lokaler Patriotismus, keine Voreingenommenheit, wenn sich angesichts der genannten Ausstellungen das Gefühl, die Ueberzeugung Bahn brach, daß in bezug auf die Wege, die der Zukunft des Handwerks entgegenführen, daß in bezug auf Gesamtanordnung und architektonische Einzel-Leistungen, daß weiter in bezug auf die Anordnung des Stoffes und die Art seiner Darbietung in München durchweg ein weitaus höheres Niveau erreicht ist als die Ausstellungen im Vaterlande des „Studio" es erreichten. In Edinburgh ist der Versuch einer Monumentalerscheinung des Ganzen durchaus mißglückt. Die Anlage eines in symmetrischer Weise entwickelten Gebäude-Komplexes großer aus Latten, Brettern und Mörtel hergestellter Gebäude unter Anwendung einer Mischung entliehener neuzeitlicher Formen und abgedroschenster Gipsornamentik von ehedem ergab im äußern ein ebenso mißglücktes Resultat wie die dem tollsten Kauderwelsch ähnliche Anordnung der inneren Gruppierungen, unter denen — in Schottland!!! — geringwertige Florentiner Fayencen- und Alabasterarbeiten, in Italien hergestellte Gipsabgüsse alter guter und neuer schlechter Originale, böhmische Glaswaren allerbilligsten Grades einen hervorragenden Platz beanspruchen, während patriotische Seifensieder es sich nicht nehmen ließen, die Büsten von Walter Scott und Robert Burns in einfarbiger ebenso wie in marmorierter Seife und in allen möglichen Größen auszustellen! Eine an sich äußerst interessante Nebeneinanderstellung des Volksschulbetriebes in Schottland (der bekanntermaßen vorzüglich ist), in Los Angeles, U. S. America und in Japan litt unter dem geringen Aufwand an guter Gruppierung und Zusammenstellung sichtlich. Famos war bloß die Ausstellung von Bildern schottischer Künstler, aber sie riß das übrige nicht heraus! — Die große Cottage-Ausstellung von Newcastle-on-Tyne, außerordentlich bedeutend durch die mannigfache Art der Lösung der Kleinwohnhausfrage — es kamen über achtzig, z. T. ganz hervorragend gute bauliche Objekte dieser Art zur Ausführung —

wies nicht die leiseste Anstrengung auf, das Gebotene auch nur ein wenig ansprechend zu gestalten: Vor den Häusern Bauschutt aller Art (noch im September), an unüberbauten Plätzen morastige Stellen und Pfützen von respektabler Ausdehnung, in den künftigen Gärten kein Baum, kein Strauch, höchstens ein paar völlig vernachlässigte Blumen, in den Häusern deutliche Spuren starken Besuches, die offenbar erst zum Schlusse ihre Behandlung mit Seife, Wasser und Putzbürste erfahren, weiter in den Zimmerwinkeln liegengebliebene Hobelspäne, dann aber, was Türbeschläge, farbige Fenster-Verglasungen, Kamin-Umrahmungen, Möbel- und anderes Ausstattungs-Material angeht, z. T. geradezu niederträchtig schlechtes Zeug, Massen-Ornament-Ware allerschlimmster Gattung, lauter „Lehrmittel zur Anerziehung des schlechten Geschmackes“, die den Gedanken Wurzel fassen lassen, daß auch in England der Durchschnittsmensch, vor allem der Durchschnitts-Baumeister auf dem Standpunkte ausgesprochenster Urteilsunfähigkeit stehe. Und nun gar die monumentale Gipsornament-Orgie in Shepherds Bush bei London, diese Riesen-Unternehmung, welche die wirtschaftliche Stärke der heute durch Busenfreundschaft verbundenen Länder zu beiden Seiten des Kanals La Manche freilich zur Genüge dartut, aber in bezug auf die künstlerischen Qualitäten der Ausstellungs-Architekten offenbar des Beistandes der Besten hüben wie drüben stark ermangelte, — man sollte dergleichen Zeug, in solchen Massen geboten, kaum mehr für möglich halten! Es ist ein Sammelsurium von Taten fiebernder Stukkateure — Architektur ist es nicht und genießbar bloß bei Nacht, wenn hunderttausende elektrischer Lichter der unkünstlerischen Wirklichkeit ein verändertes Aussehen geben! Dabei sind, zumal in den riesigen Bauten der kolonialen Abteilungen, Schätze über Schätze aufgehäuft, meist völlig wirkungslos! Der Clou der Ausstellung ist das monströse Flip-Flap, dessen riesige Arme fortwährend die Luft kreuzen. Weithin aber tönen die ungezählten Tam-Tams der französischen Senegal-Dorfbewohner, die, wie ihre Schutzherren, es verstehen, ihre Stimmen in den Vordergrund zu rücken! — Nein, nein, München, Du hast trotz der Schwächen, die solch vielgliederigen Organismen immer anhaften, Deine Aufgabe in einer Art zu lösen verstanden, von der das vielgepriesene Ausland, sogar Franzosen und Engländer viel, recht viel lernen könnten! Das Uebergewicht der Tat, die der „Entente cordiale“ entsprang, ist in zwei Punkten unbestreitbar: Sie sah im August und September oft in einer Woche mehr Besucher als „München 1908“ während der ganzen Saison und — ihr Defizit soll nahezu ein Dutzend Millionen betragen!

Maria-Eich-Planegg. **Berlepsch-Valendàs.**

Weihnachtsrundschau.

Naturwissenschaften.

Eine ziemlich vollständige Uebersicht über die wichtigsten Arbeiten, die auf dem Gesamtgebiete der Naturwissenschaften im Laufe des Jahres 1907 veröffentlicht wurden, gibt das diesmal in vergrößertem Format, sowie in neuem Gewande erschienene „Jahrbuch der Naturwissenschaften 1907—1908“ von Dr. M. Wildermann.[1]) Wie bisher hat der Herausgeber selbst den Abschnitt über Physik, den Bericht über wissenschaftliche Kongresse und das „Totenbuch“ beigetragen; ebenso entstammt der Abschnitt über Astronomie und die Zusammenstellung der Himmelserscheinungen für 1908/9 wieder der bewährten Feder von Prof. J. Plaßmann. Mit einer einzigen Ausnahme begegnen wir auch bei den übrigen Disziplinen den bisherigen Mitarbeitern: Kaßner (Chemie), Kleinschmidt (Meteorologie), Reeker (Zoologie), Weiß (Botanik), Wegner (Mineralogie und Geologie), Schuster (Forst- und Landwirtschaft), Heiderich (Länder- und Völkerkunde), Moeser (Gesundheitspflege und Heilkunde), Feeg (Angewandte Mechanik, Industrie und industrielle Technik); neu ist lediglich Birkner, der an Stelle des verstorbenen langjährigen Mitarbeiters Scheuffgen den Abschnitt über Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte übernommen hat.

Auf den reichen Inhalt der soeben aufgezählten einzelnen Kapitel des näheren einzugehen ist nicht wohl möglich; wir müssen uns mit der Feststellung begnügen, daß die Hauptvorzüge der bisher erschienenen Bände des „Jahrbuches“, nämlich zweckmäßige Auswahl und — nach Möglichkeit — gemeinverständliche Darstellung des Stoffes, andererseits aber auch Knappheit und fast durchgehends eine rein sachliche Haltung der einzelnen Referate, auch dem vorliegenden Bande nachzurühmen sind. Im übrigen dürfte von den wichtigeren naturwissenschaftlichen Veröffentlichungen des vergangenen Jahres, soweit Referent dies zu beurteilen vermag, kaum eine übergangen worden sein. So ist also der vorliegende Band nach jeder Richtung hin geeignet, dem Jahrbuch der Naturwissenschaften zu seinen bisherigen Freunden zahlreiche neue zu werben.

* * *

„Himmel und Erde“, ein Lieferungswerk, das nach den Absichten der Herausgeber einerseits auf positiv gläubiger, andererseits aber gleichzeitig auch auf modern wissenschaftlicher Grundlage sich aufbauen soll, hat vor kurzem zu erscheinen begonnen.[2]) Aeußerlich wird dieses auf ca. 28 Lieferungen (à 1 Mk.) berechnete Werk in zwei Bände zerfallen; in Band I: „Der Sternenhimmel“, sollen „Die Bewegungen und die Eigenschaften der Himmelskörper“, in Band II, betitelt: „Unsere Erde“, „Der Werdegang des Erdballs und seiner Lebewelt, seine Beschaffenheit und seine Hüllen“ gemeinverständlich behandelt werden. Als Herausgeber zeichnen für den ersten Band Prof. Plaßmann (Münster) und Prof. Pohle (Breslau), für den zweiten Dr. Waagen (Wien); von den übrigen Mitarbeitern seien Prof. van Bebber (Altona) und Prof. Berberich (Berlin) genannt. Ein abschließendes Urteil über den Inhalt dieses unverkennbar groß angelegten Werkes läßt sich naturgemäß erst abgeben, wenn es als ein Ganzes vorliegt. Immerhin lassen die bis jetzt herausgekommenen fünf Lieferungen schon erkennen, daß das im Erscheinen begriffene Werk sich anderen populär-wissenschaftlichen Werken ähnlicher Art ungescheut an die Seite wird stellen dürfen. Ganz besonders muß der überaus splendide, aus zahlreichen Textabbildungen und vielen ein- und mehrfarbigen Tafeln bestehende illustrative

[1]) XII u. 510 S. in Lex.-Oktav, mit 29 Abbildungen. Freiburg 1908, Herdersche Verlagshandlung. Geb. in Orig.-Leinwandband 7.50 Mk.

[2]) Berlin, München, Leipzig. Allgemeine Verlagsanstalt m. b. H.

Teil des Werkes als vortrefflich gelungen bezeichnet werden, ebenso ist die typographische Ausstattung durchaus auf der Höhe der Zeit.

Ein Lieferungswerk verwandten Inhalts, betitelt: „Der Erdball, seine Entwicklung und seine Kräfte“ [3]) hat den technischen Sekretär der Kaiserlichen Hauptstation für Erdbebenforschung in Straßburg i. E. A. Sieberg zum Verfasser, einen jungen Geophysiker, der sich u. a. durch ein gutes Handbuch der Erdbebenkunde bereits vorteilhaft bekannt gemacht hat. Auch in diesem Werke werden zunächst Fragen astronomischer und astrophysikalischer Natur in gemeinverständlicher Weise, wenn auch relativ kurz, behandelt; das Hauptgewicht legt der Verfasser aber auf die Darstellung der physikalischen Verhältnisse der Erde, wobei voraussichtlich die Kapitel über die Vulkane und über die Erdbeben einen breiten Raum einnehmen werden. Näheres läßt sich aus dem bislang erschienenen ersten Hefte nicht wohl entnehmen. Wir müssen also auch bei diesem Werke mit einem abschließenden Urteil den Zeitpunkt, zu dem es vollendet vorliegen wird, abwarten. Nach der illustrativen Seite hin wird, wie die dem ersten Hefte beigegebenen Illustrationsproben zeigen, auch das Siebergsche Buch den modernen Anforderungen qualitativ und quantitativ durchaus entsprechen.

* * *

Ferner haben wir eines jüngst erschienenen interessanten Bändchens aus der bekannten Teubnerschen Sammlung „Aus Natur und Geisteswelt“ zu gedenken, betitelt: „Entstehung der Welt und der Erde nach Sage und Wissenschaft“, von Prof. M. B. Weinstein (Berlin). [4]) Das Büchlein zerfällt in zwei Abschnitte, in deren erstem die Ansichten, Sagen und Mythen der alten Kulturvölker über die Entstehung des Weltalls, von den Juden angefangen bis zu den Peruanern, dann aber auch die Kosmogonien der jetzt noch existierenden Naturvölker Asiens, Australiens, Amerikas und Afrikas dargelegt werden. In zweckmäßiger Weise teilt der Verfasser die Sagen und Ansichten von der Entstehung der Welt in drei Gruppen: in Schöpfungs-, Bildungs- und Entwicklungsgeschichten. Bei den ersten steht die Gottheit, auf deren Geheiß alles entsteht, am höchsten; bei den Bildungsgeschichten ist ihre Tätigkeit herabgemindert, bei den Entwicklungsgeschichten ist sie ganz ausgeschaltet. Die einzige monotheistische, zugleich auch die einzige vollständige Schöpfungsgeschichte ist die biblische; zwischen ihr und der babylonischen Welterzählung existieren gewisse Aehnlichkeiten, auf die Verfasser näher eingeht: den Schluß, daß die erstere aus der letzteren hervorgegangen sei (Bibel und Babel!), glaubt er jedoch von der Hand weisen zu müssen. Auf die z. T. höchst interessanten Kosmogonien der übrigen Kultur- und Naturvölker einzugehen, würde hier zu weit führen. Wir wenden uns vielmehr gleich dem zweiten Abschnitt zu, der von der Entstehung der Welt im Lichte der Wissenschaft, also von den Welttheorien handelt. Naturgemäß beginnt Verfasser hier mit den Theorien der alten Naturphilosophen, deren Anschauungen zum Teil ja noch über das Mittelalter hinaus sich behauptet haben. Wesentlich neue Theorien verdanken wir erst Descartes, Whiston, Buffon (Leibniz ist übergangen!); die gewaltigste Leistung auf diesem Gebiete aber ist Kants „Welterzählung“. Mit Recht weist Verfasser der „Naturgeschichte und Theorie des Himmels“ des Königsberger Philosophen eine hervorragende Stellung unter den Welttheorien zu, indessen hätten doch auch die gewichtigen Einwände, die gegen sie erhoben wurden, etwas schärfer betont werden sollen. Es folgt dann die bekannte Nebularhypothese von Laplace. Auf S. 114 wird bemerkt, daß man den bekannten Plateauschen Versuch

---

[3]) Vollständig in 20 Lieferungen à 75 Pfg. Verlag von J. F. Schreiber in Eßlingen und München.

[4]) Druck und Verlag von B. G. Teubner in Leipzig. 1908. (VI u. 144 S.) In Leinwand geb. 1.25 Mk.

(rotierende Oelkugel in Weingeist vom gleichen spezifischen Gewicht) als einen **Beweis für die Richtigkeit** der Laplaceschen Theorie angeführt habe. Dies ist wohl nicht ganz richtig: der Plateausche Versuch darf (wegen der Verschiedenheit der in beiden Fällen wirksamen Kräfte) höchstens als ein **Bild** dieser Theorie betrachtet werden. Unter den neueren Theorien widmet Verfasser (unter Uebergehung von Robert Mayer und Helmholtz) den Arbeiten von Lord Kelvin und namentlich von Ritter einen etwas breiteren Raum; der allerneuesten, auf dem **Strahlungsdruck** beruhenden Theorie des schwedischen Physikers **Arrhenius**, die gleichfalls ziemlich ausführlich behandelt wird, hat Verfasser wohl eine zu große Bedeutung zugemessen! Die auf S. 130, unten, vorgetragene Arrheniussche Theorie der Entstehung der **Neuen Sterne** ist beispielsweise so gesucht, daß sie in astronomischen Kreisen — und diesen gebührt hier doch das erste Wort! — schwerlich Anklang finden wird, zumal die Seeligersche Theorie, die sich gerade bei der Nova Persei vom 1901 so glänzend bewährte,[*]) den früher so rätselhaften Vorgang ohne Rest erklärt. — Die Möglichkeit, daß das **Zodiakallicht** „der Erde angehört" (S. 108 u. S. 184, im Register fehlt dieses Wort) ist nach dem Stande der heutigen astronomischen Forschung, namentlich wieder im Hinblick auf die Arbeiten Seeligers, gleichfalls von der Hand zu weisen.

Im übrigen bildet das vorliegende Büchlein eine überaus erfreuliche Ergänzung der so rasch zu Ansehen emporgeblühten Teubnerschen Sammlung. Der gediegene sorgfältig geordnete und gut dargestellte Inhalt, die ebenso solide, als gefällige äußere Ausstattung und nicht zuletzt der niedrige Anschaffungspreis werden, so hoffen wir, dafür sorgen, daß das Werkchen die verdiente Verbreitung in den weitesten Kreisen findet.

* * *

Im Bibliographischen Institut, Leipzig und Wien, erschien in zweiter Auflage **Das Weltgebäude**, Eine gemeinverständliche Himmelskunde von M. Wilh. Meyer (Preis geb. 16 M.). Es ist schon viel über die Frage gesprochen und geschrieben worden, ob es für irgend eine Wissenschaft wirklich nützlich und förderlich sei, sie durch gemeinverständlich geschriebene Werke breiteren Schichten zugänglich zu machen. In der Tat lassen sich gegen eine allzuweit gehende Popularisierung gewisser Wissenschaftszweige mancherlei Gründe ins Feld führen — manches populäre Buch, das noch nicht einmal zu den schlechten zu gehören braucht, wäre vielleicht besser ungeschrieben geblieben.

Wie dem nun auch sei — in der Himmelskunde können solche Bedenken schwerlich erhoben und begründet werden. Der ganze Entwicklungsgang gerade dieser Wissenschaft hat sich unter regster und erfolgreichster Beteiligung des Laienelementes vollzogen. Von jeher hat sie sich des regsten Interesses aller erfreut; dabei beschränkten sich die Jünger Uraniens nicht nur auf die Kreise der Gebildeten, auch den schlichten Landbewohner hat sie in ihren Zauberkreis zu bannen gewußt.

Und in unseren Zeiten ist das Interesse an der Himmelskunde wahrlich nicht geringer geworden. Dies erkennen wir am deutlichsten an der Aufmerksamkeit und Ausführlichkeit, mit welcher alle astronomischen Ereignisse von der Presse aller Länder verfolgt werden. Mag heute ein Sternschnuppenschwarm, morgen eine totale Sonnenfinsternis unsere Aufmerksamkeit auf sich ziehen, mag der gewohnte Anblick des gestirnten Himmels durch einen hellen Kometen oder durch ein plötzlich aufleuchtendes neues Gestirn, eine (Stella) Nova, ein verändertes Gepräge erhalten — gern und willig füllt die Presse ihre Spalten mit Nachrichten über alle himmlischen Ereignisse und sie erfüllt damit für die Erziehung des Menschengeschlechtes sicherlich eine wichtigere Aufgabe, als durch Wiedergabe öden Parteistreites oder politischer Diatriben.

[*]) Nach ihr entsteht ein neuer Stern beim Durchgang eines nichtleuchtenden Himmelskörpers durch eine kosmische Staub- oder Nebelwolke.

In der Tat: was gibt es Erhabeneres, als die Pracht des gestirnten Firmaments? was ist besser geeignet, des Menschen Herz mit Ruhe und Frieden zu erfüllen, als die Vertiefung in die Wunder des Himmels?

So ist es denn auch begreiflich, daß die vortrefflichen älteren populär-astronomischen Werke eines Littrow, Mädler, Diesterweg u. a. so bedeutenden Erfolg hatten und zum Teil viele Auflagen erlebten. Ihnen schließt sich würdig das „Weltgebäude“ von M. W. Meyer an, das soeben in zweiter Auflage erschienen ist. In mehr als einer Beziehung ist dieses Buch seinen Vorgängern sogar erheblich überlegen. Vor allem: es ist um zwei Menschenalter jünger, als diese, entspricht also — namentlich in der vorliegenden zweiten Auflage — dem gegenwärtigen Stande der Wissenschaft weitaus am besten. Und hierzu tritt noch ein anderes, nicht weniger wichtiges Moment: Meyer ist der geborene populäre Schriftsteller. In allen Zweigen der Astronomie und Astrophysik wohl bewandert, weiß er vor allem den fast überreichen Stoff zu sichten und zweckmäßig anzuordnen; mit ausgezeichneter, oft schwungvoller Darstellung vereinigt er wirkliche Gemeinverständlichkeit und erzielt so unter gleichzeitiger Benutzung der modernen Hilfsmittel der Reproduktionstechnik höchste Anschaulichkeit. Er hat, mit einem Wort, das seltene Geschick, den Leser zu fesseln, sein Interesse für das jeweils Geschilderte zu erwecken und es dauernd wach zu erhalten.

Alle diese Vorzüge sind dem Buche wohl schon nach dem Erscheinen der ersten Auflage nachgerühmt worden; sie treten in der neuen Auflage womöglich noch schärfer hervor. Der Verfasser hat in ihr vor allem den immerhin beträchtlichen Fortschritten der Himmelskunde, die wir erfreulicherweise in den zehn Jahren seit dem Erscheinen der ersten Auflage zu verzeichnen haben, vollauf Rechnung getragen. So finden wir, um nur einiges aufzuzählen, mehr oder minder ausführlich Erwähnung getan ebenso der Entdeckung des merkwürdigen Planetoiden Eros mit ihren für die Bestimmung der Sonnenparallaxe und für die Erledigung so mancher anderen astronomischen Frage so wichtigen Folgen, wie der periodischen Helligkeitsschwankungen dieses und anderer Planetoiden oder wie der Entdeckung der neuen Monde der Planeten Jupiter und Saturn. Ebenso macht der Verfasser den Leser bekannt mit den wesentlichen Fortschritten in unserer Erkenntnis der Konstitution der Sonne und aller jener Phänomene, welche bei totalen Sonnenfinsternissen auftreten; dann mit der neuesten, Seeligerschen Theorie über die Entstehung der Neuen Sterne, wobei namentlich die an dem im Jahre 1901 so plötzlich am Himmel als Fixstern erster Größe erschienenen neuen Stern im Perseus beobachteten höchst interessanten Vorgänge in Wort und Bild ausführlich dargelegt werden. Weiterhin geht Verfasser etwas gründlicher auf die neuesten Forschungsergebnisse bezüglich des Wesens des Tierkreis- (Zodiakal-) Lichtes ein, besonders auch auf den gleichfalls von H. Seeliger jüngst nachgewiesenen Einfluß der dasselbe erzeugenden kosmischen Staubteilchen auf die Bewegungsverhältnisse der inneren Planeten, namentlich des Merkur; endlich versucht er, den Leser über den gegenwärtigen Stand unserer Erkenntnis des Aufbaues des Universums, über die Verteilung und Anzahl der Fixsterne, über die Konstitution der Milchstraße, über Größe und Richtung der translatorischen Bewegung unseres Sternensystems aufzuklären, immer unter Bezugnahme auf die neuesten Forschungsergebnisse. Auch den gewaltigen Fortschritten der Himmelsphotographie wird, in Wort und Bild, ausgiebig Rechnung getragen.

Einem Kapitel freilich merkt es der sachkundige Leser auch in der Neuauflage des Buches bald an, daß der Verfasser sich hier auf einem ihm etwas fremden Boden bewegt. Es ist dies das Kapitel über die Gestalt und Größe der Erde, in welchem sich verschiedene Mißverständnisse, Irrtümer und Ungenauigkeiten, die schon in der ersten Auflage enthalten waren, unverändert wieder vorfinden. So ist der (S. 457, Karte) zweimal vorkommende Pleonasmus „trigonometrisches Dreiecksnetz“

gewiß ebenso unschön, als überflüssig, ja unter Umständen sogar unrichtig (denn es können in einem trigonometrischen Netz auch Vierecke vorkommen). Die theoretische Winkelsumme beträgt bei geodätischen Dreiecken nicht, wie S. 458, oben, angegeben ist, 180 Grad, sondern, wie Verfasser weiter unten richtig bemerkt, 180 Grad plus dem sphärischen Exzeß. Die Ausgleichung eines trigonometrischen Netzes nach der Methode der kleinsten Quadrate liefert wahrscheinlichste Werte nicht nur für die Winkel, sondern auch für die zur weiteren Berechnung vor allem notwendigen Seiten des Netzes. Auf S. 464/65 bezeichnet Verfasser völlig irrtümlich die Fertigstellung der 1864–67 auf Anregung von W. Struve ausgeführten großen Europäischen Längengradmessung auf dem 52. Parallelkreis als die Aufgabe der von General Baeyer begründeten, unter dem Namen „Europäische Gradmessung", seit 1886 „Internationale Erdmessung", bekannten internationalen geodätischen Vereinigung, die, wie dem Verfasser doch wohlbekannt ist, gegenwärtig ganz andere Ziele verfolgt. Auch haben die Generäle Perrier und Ibanez die Verbindung des algerischen Dreiecknetzes mit dem spanischen über das Mittelländische Meer hinweg, wobei eine Dreiecksseite von 270 km Länge vorkam, nicht, wie Verfasser auf der gleichen Seite angibt, mittelst „Heliostaten" vollzogen (bei weniger großen Entfernungen benutzt man gewöhnlich Heliotrope), sondern sie haben die Winkelmessungen bei Nacht ausführen lassen und zur Signalisierung der Zielpunkte elektrisches Licht verwendet. Auf S. 471 spricht Verfasser von absoluten Schwerebestimmungen mit dem Reversionspendel, die dort beigedruckte Figur bezieht sich aber aber auf ein v. Sterneckʼsches invariables Pendel, dessen Länge man bekanntlich nicht zu kennen braucht, das aber dafür nur relative Schwerebestimmungen auszuführen erlaubt. — Nicht auf den Pegel von Swinemünde, wie S. 472 behauptet wird, werden ferner die Meereshöhen bei der „Europäischen Gradmessung" bezogen, sondern — in Uebereinstimmung mit den für ganz Deutschland gültigen amtlichen Vorschriften — auf Normal-Null (abgekürzt N. N.), welches indentisch ist mit dem Nullpunkt des Nordseepegels zu Amsterdam. Weiterhin ist die Figur auf S. 473 unverständlich. Die dort eingetragenen Kurven scheinen die sog. „Isogammen" v. Sternecks zu sein, also zunächst Linien gleicher Abweichungen zwischen den beobachteten und den berechneten Werten der Schwere; im Text fehlt jegliche Erklärung. Die Figur auf S. 476 endlich erweckt die falsche Vorstellung, daß die ideale Erdoberfläche, das Geoid, unstetig gekrümmt sei. Dies ist aber keineswegs der Fall, das Geoid besitzt, wie das Ellipsoid, unter allen Umständen nach außen konvexe Krümmung, es können also auch die Oberflächen der Weltmeere nicht, wie Verfasser auf S. 477 meint, konkave Flächen bilden.

Es braucht kaum besonders betont zu werden, daß durch diese an sich meist unbedeutenden Aussetzungen der Wert des vorliegenden Buches in keiner Weise herabgemindert werden soll; ohne Zweifel wird es dem Verfasser ein leichtes sein, in der nächsten Auflage auch das fragliche Kapitel auf jene Stufe der Vollkommenheit zu heben, welche den übrigen Teil des Buches auszeichnet.

Der Erfolg eines populären Werkes beruht erfahrungsgemäß nicht zum wenigsten auf richtiger Auswahl und Güte der in ihm enthaltenen Abbildungen. In richtiger Erkenntnis dieser Tatsache waren Verfasser und Verlag auch diesmal wieder mit bestem Erfolge bemüht, auch nach dieser Richtung hin Mustergültiges zu leisten; einige der farbigen Einschaltbilder können geradezu auf künstlerischen Wert Anspruch erheben.

Und da — last not least — auch der Anschaffungspreis als ein sehr mäßiger bezeichnet werden muß, so wirken also alle Faktoren zusammen, um Meyers „Weltgebäude" zu einem Volksbuch im besten Sinne des Wortes zu machen, dem wir rückhaltslos die Verbreitung in immer weiteren Kreisen wünschen.

Hannover. Karl Oertel.

Bildende Kunst.

In Seemanns Verlag erschien eine knappe, aber sehr inhaltreiche Rembrandtbiographie von dem holländischen Zeichner Jan Veth, der sich ja sehr viel mit Rembrandt beschäftigt hat: ganz als ein Künstler und dabei fast wie ein Gelehrter. Es ist ein merkwürdiges, aber ausgezeichnetes und kunstreiches Buch. Neue Angaben enthält es wohl nicht: es gibt die hinreichend bekannten Resultate der Rembrandtforschung und gibt sie sogar in ganz schmuckloser wissenschaftlicher Form, daß die ersten Seiten dem Leser recht trocken vorkommen mögen. Aber dieser Eindruck verfliegt bald; denn hinter den dürren literarischen Daten liegt grüner Garten. Veth hat als Künstler — nicht nur als Freund Rembrandts — ein großes Interesse daran sich und uns die Umgebung des Malers wieder lebendig zu machen und er weiß Kleinigkeiten als belangvoll erscheinen zu lassen. So gewinnt das Altbekannte einen frohen Charakter, der durch Veths scharfe Dialektik gesteigert wird. Dazu kommen dann die künstlerischen Urteile, die zunächst etwas trocken anmuten, weil man fürchtet Veth würde wohl Bild um Bild der Reihe nach eintönig nach aufzählen: aber sehr schnell nimmt auch die Selbständigkeit von Veths Urteil gefangen, obschon es eine Frage sein mag, ob nicht manches der Urteile, besonders was die Wertschätzung betrifft, nicht verneint werden muß. Seit Fromentins Abhandlung über Rembrandt, deren Brauchbarkeit für heutige Verhältnisse sehr überschätzt wird, ist das die erste große von einem Künstler verfaßte Schrift über Rembrandt und wenn ich auch sonst nicht glaube, daß es die Aufgabe der Maler sei, solche Bücher zu schreiben und sogar überzeugt bin, daß diese Bücher mehr Schaden als Nutzen stiften, so geb ich gern zu, daß hier eine Ausnahme vorliegt.

Ein anderes von einem Künstler verfaßtes Buch ist im Verlag von Bruno Cassirer in Berlin erschienen. Es ist die Neuauflage von Wilhelm Trübners 1898 zum erstenmal erschienener Schrift: Die Verwirrung der Kunstbegriffe, der der Verfasser hier eine sehr amüsant geschriebene, aber bitter ernst gemeinte und auch sehr ernst zu nehmende autobiographische Skizze vorausgeschickt hat. Außerdem enthält das kleine Bändchen noch einige ältere Aufsätze von Trübner. Es ist gut, daß die jetzt 10 Jahre alte Schrift wieder neu — übrigens in dritter Auflage — erscheint; denn sie hat im Kampf für die Freiheit der modernen Kunst sehr viel Gutes gewirkt. Die Unterscheidung zwischen Laien und Künstlern, die schroffe aber der Wahrheit entsprechende Konstatierung der Tatsache, daß viele, selbst anerkannte Künstler nur als Laien gelten können, der Hinweis auf das Elend, das der Brotneid und Konkurrenz dem nur scheinbar so leichtlebigen Künstlervölkchen schaffen und viele ähnliche Erörterungen, die fast wie Enthüllungen wirkten, obschon Trübner keine Namen nannte und keine Personen irgendwie kenntlich machte, trug viel zur Läuterung der Kunstbegriffe bei und der Verfasser kann mit berechtigtem Selbstgefühl darauf hinweisen, daß so manche seiner Sätze jetzt allgemein anerkannt werden. Zu verschweigen ist allerdings nicht, daß manche Behauptung gar zu originell gefaßt ist, um noch richtig sein zu können.

Im Auftrage des Deutschen Landesausschusses für den III. Internationalen Kongreß zur Förderung des Zeichen- und Kunstunterrichtes wurden eine Anzahl von Aufsätzen veröffentlicht, die in Teubners Verlag unter dem Titel „Deutsche Kunsterziehung" erschienen sind. Ein wohltuender Geist von Mäßigung und Sachkenntnis geht durch die kleine Schrift. Was ursprünglich an der Bewegung, die Schule für den künstlerischen Unterricht heranzuziehen, zu weitausgreifend und zu doktrinär erschien, ist jetzt wohl überwunden. Schon Kerschensteiners Aufsatz, der das Resumé aus seiner bekannten Schrift: „Die Entwicklung der zeichnerischen Begabung" zieht, kann lehren, wie vorsichtig man bereits geworden ist: man sucht zu ermitteln, wie

die Entwicklung zeichnerisch begabter Kinder vor sich geht. Diese Basis ist gut, und daß man sie suchte, beweist die ästhetische Vorurteilslosigkeit der neuen Bestrebungen.

Ausgezeichnet sind Jessens Bemerkungen über Handarbeit und Kunst. Sie sind so pädagogisch richtig, daß man glauben sollte, sie könnten auf dem Weg der reinen Schlußfolgerung gewonnen worden sein. Das ist aber nicht der Fall. Viele Irrtümer waren erst zu machen und dann zu bekämpfen, bis man erkannte, bis einige wenige erkannten, daß die erste Grundlage aller Werkarbeit die handwerkliche Gesinnung sei, die zweite die Rücksicht auf gediegene Arbeit und die dritte die Zweckmäßigkeit. Es hat lang gebraucht, bis man wieder wußte und vor allem, bis man wieder empfand, daß in der Kunst die Struktur die Hauptsache und das Ornament Begleiterscheinung ist. Sehr beherzigenswert um die Weihnachtszeit ist Paulis fröhlicher und doch maßvoller Aufsatz über das deutsche Bilderbuch, eine kurze historische Skizze, die den Eltern sehr vernünftige Angaben über die jetzt am meisten zu empfehlenden Kinderbücher gibt. Lichtwarks Aufsatz über die Museen sei noch zum Schluß erwähnt. Er gibt eine kleine, aber scharfe Skizze von der Entwicklung der Museen im 19. Jahrhundert, und stellt die im Anfang des Jahrhunderts geschaffenen als reine Schaumuseen, die meistens für den Fremdenbesuch bestimmt waren und nur als Aufbewahrungsort der Kunstwerke dienten, den modernen gegenüber, die Lehrmuseen sind mit allen Attributen von neuzeitlichen Lehranstalten. Sie schließen natürlich den Bedacht auf die Fremden nicht aus, aber sie wenden sich vor allen Dingen an die einheimische Bevölkerung, die angehalten werden soll, erstens sich in den Museen an den Kunstwerken zu freuen und zu bilden, zweitens aber auch etwas für die Sammlungen zu tun. Es sind glücklicherweise keine Utopien, von denen Lichtwark spricht: er kann darauf hinweisen, daß schon in manchen deutschen Städten derartige Einrichtungen bestehen und gut funktionieren.

Ein Hauptwunsch des sogenannten kunstliebenden Publikums ist eine Geschichte der Malerei, die allgemein verständlich und doch nicht oberflächlich sei. Max Rooses, der berühmte Rubensforscher, hat sich an die schwere Aufgabe gemacht. Von ihm erschien eben zu diesem Zweck in Wilhelm Weichers Verlag (Leipzig) ein nicht gar zu dickes, durch sehr viele Illustrationen erleichtertes Werk: Die Meister der Farbe. Wie der Titel zeigt, will Rooses nur von den Meistern sprechen, d. h. von den Künstlern, die im Gedächtnis der Menschheit geblieben, die nicht nur mehr oder weniger Sorgenkinder der Wissenschaft sind. So verzichtet er dann auch auf das Betonen des Zusammenhangs in der Entwicklung und gibt hauptsächlich — nach einem für solche populäre Werke sehr gesunden Prinzip — Charakteristiken der großen Künstler und eine historische Darstellung ihrer Tätigkeit, wobei er in sehr geschickten, oft durch die Geschichte der Bilder interessant gemachten Beschreibungen die vielen Illustrationen noch mit dem Text verbindet. Die Zuverlässigkeit von Rooses Angaben ist nicht einwandfrei, sein Urteil mitunter bis zur nichtssagenden Verbindlichkeit so liebenswürdig, als wenn er über lebende ihm befreundete oder aber gleichgültige Künstler zu schreiben hätte, aber im wesentlichen hält gerade dieser zu günstiger Beurteilung neigende Ton das Interesse des Lesers, der doch wohl meistens als Laie zu denken, wach. Es ist, was ich, um keinen Irrtum hervorzurufen, eigens bemerke, keine seichte Lektüre, die Rooses bietet: es ist der Versuch einer populären Geschichte der Malerei. Ich kenne keinen anderen, der so gut gelungen wäre.

Japanische Kunstgeschichte in drei Bänden von Oskar Münsterberg. Braunschweig bei Westermann 1904—1907. Die japanische Kunst ist bei uns noch immer Gegenstand großer Streitfragen: nicht nur in historischer, sondern auch in ästhetischer Hinsicht. Wir wissen genau genommen recht wenig über sie, obschon ihre Erzeugnisse unsere Museen und Privatsammlungen füllen und eine reiche Literatur über sie besteht. Oskar Münsterberg hat den, wie er ohne Umschweif zu erkennen gibt, sehr gewagten Versuch gemacht, eine wenigstens im

allgemeinen orientierende Ordnung in das Chaos zu bringen. Die Schwierigkeiten sind aber wirklich zu groß, als daß er sich selbst versprechen könnte, mehr als eine vorübergehende Anordnung gegeben zu haben. Der Verfasser beginnt bei den verhältnismäßig noch leicht zu gruppierenden prähistorischen Zeiten, um dann in jene Epoche ungefähr 500—1000 nach Christus überzugehen, wo in Japan zum erstenmal große Kunst auftrat: große Kunst in Abhängigkeit von der buddhistischen, die vom Festland herübergekommen war. Uralte Nachwirkungen von griechischer Plastik, Einflüsse aus Turkistan und Persien verbinden sich in noch nicht aufgeklärter Weise mit der hochentwickelten Kunst und Technik von China und alle vereinigen sich dann mit den anfänglich noch sehr schwach ausgebildeten Eigentümlichkeiten der japanischen Kultur. Dieser strenge und in seiner Weise großartige Stil wurde dann wohl im Laufe der Jahrhunderte durch andere sich der Reihe nach folgende Stilarten abgelöst, wurde aber sowenig wie eine dieser späteren Arten jemals ganz verdrängt. Was einmal in Japan für gut befunden oder gar zum Kanon erhoben worden ist, bleibt in ewigen, oft ausgezeichneten Nachahmungen und auch Fälschungen neben den späteren Stilarten für immer in Geltung. Die Stilkriterien, mit denen wir europäische Kunstwerke zu beurteilen und zu datieren pflegen, fehlen so ziemlich alle in der japanischen Kunst, dagegen sind die irreführenden Angaben und Inschriften Legion. Es ist kein Wunder, daß Münsterbergs Werk darum sehr viel Hypothetisches an sich hat: aber lobenswert ist sein Bemühen, dem weiteren Publikum die Kenntnis mit Qualitätsarbeiten zu vermitteln, besonders mit jenen, die dem Europäer im Original fast ganz unzugänglich oder nur aus Reproduktionen bekannt sind. Er warnt mit Recht davor, ein japanisches Werk auf den Klang des angeblichen Meisternamens hin zu kaufen und empfiehlt, sich nur auf den künstlerischen Wert des Objektes zu verlassen. Das ist auch sonst beim Sammeln ein bewährter Grundsatz. So klein die sehr zahlreichen Abbildungen auch sind, so sind sie in der Tat geeignet, beim Leser eine Ahnung davon zu erwecken, daß japanische Dutzendware trotz mancherlei Feinheiten der Technik künstlerisch doch auch nicht höher steht als europäische Dutzendware. Ob aber Münsterberg, der viel neue Ansichten bringt, recht daran tut, dem Leser so vielerlei Unerwartetes zu sagen, ist noch fraglich. Sein Urteil z. B. über japanische Farbendrucke, die er sehr gering einschätzt, ist jedenfalls antastbar. Es gibt gewiß viele schlechte Farbendrucke, manche mögen auch, wie Münsterberg sagt, durch die Patina einen vom Künstler gar nicht beabsichtigten Reiz erhalten haben: aber erstens besteht doch die große Feinheit dieser Farbenzusammenstellungen, zweitens findet sie sich genau in der gleichen Qualität auf den farbigen Originalhandzeichnungen, war also oft befriedigt und drittens ist die Zeichnung eines Hokusai oder Utamaro eben doch sehr stark, gleichviel ob nun die heute vorliegende Farbenwirkung vom Künstler gewollt war oder nicht.

Ein besonderes Verdienst ist die sehr reiche und sachlich geordnete Literaturangabe, die es jedem leicht macht, sich nun auf dem schwierigen Gebiet selbst zu orientieren, soweit man es aus Büchern zu tun vermag.

Münsterbergs großes Werk ist nach den einzelnen Techniken geordnet. Er hat im gleichen Verlag ein kleines Buch erscheinen lassen: „Japans Kunst", wo er den Stoff nach der allgemeinen Folge der Zeiten und Stile ordnet. Es ist ein hübsches Handbuch mit einer Anzahl Illustrationen, die dem großen Werke entnommen sind.

Die Verlagsanstalt für Literatur und Kunst kündigt unter dem Titel „Kunst der Gegenwart" eine Serie von Künstlermonographien an, die nun freilich nicht alle der Gegenwart angehören, z. B. Hogarth, altenglische Meister und Delacroix scheinen mir nicht ohne Anwendung von einiger Gewalt in dieses Programm einbezogen worden zu sein. Mir liegt der erste Band vor, der dem Berliner Maler Louis — oder wie man jetzt schreibt — Lovis Corinth gewidmet ist. Das ist sehr beach-

tenswert; denn gerade die Werke dieses Künstlers sind nicht sehr geeignet, gewissermaßen an die Spitze der modernen Kunst gestellt zu werden. Der Verfasser, Rudolf Klein, scheint dies auch empfunden zu haben; denn sein kurzer und inbezug auf das Hauptthema durch viele weite Abschweifungen noch kürzer gemachter Text kommt nicht über die weiter nicht belegte Versicherung hinaus, daß Corinth ein großer Künstler sei: im einzelnen und auch im allgemeinen macht dann Klein — was übrigens sehr anerkennenswert ist — viele und kräftige Einwendungen gegen Corinths Art. Die, wie er sagt, „skrupellose" und „allzu furiose" Malweise hat dem Künstler viel staunende Verehrer gewonnen, die ihm hier auch nicht abspenstig gemacht werden sollen: aber sie stehen so sehr im Gegensatz zu den doch sehr ernsthaften Problemen und Absichten der guten modernen Kunst, daß es wohl besser gewesen wäre, die Serie mit einem anderen Maler zu eröffnen. Anerkennenswert sind auch die zum Teil großen und zahlreichen Reproduktionen.

Kunstanalysen aus 19 Jahrhunderten. Von Professor Dr. Berthold Händcke. Westermanns Verlag in Braunschweig. In den letzten Jahren mehren sich die Versuche, Kunstgeschichte in der Form zu lehren, daß der eigentlich wissenschaftliche Apparat nicht vor dem Leser aufgestellt wird. Man sucht aus der Kunstforschung heraus ein Etwas abzuleiten, das auch den Laien befähigen kann, im Kunstwerk zunächst die Kunst zu finden, d. h. die künstlerischen Formen zu sehen. Was gegenständlich, inhaltlich, vielleicht auch kunsthistorisch interessant ist, wird bei derartigen Versuchen gern ausgeschaltet. In diesem Sinne hat Professor Händcke seine Kunstanalysen geschrieben und er hat für die ersten Jahrhunderte der christlichen Kunst auch Wort gehalten. So lang er von Architektur zu sprechen hat, gibt er dem Auge des Lesers, nicht nur seiner Vorstellung, genügend Anhaltspunkte, um sich gewissermaßen selbst das Gebäude aufzurichten; aber im weiteren Verlauf wird Händckes Darstellung immer mehr der übliche kurzgefaßte Leitfaden der Kunstgeschichte und entfernt sich immer mehr von dem in der Vorrede aufgestellten Programm. Es wird auch wohl immer so gehen, wenn solch pädagogische Probleme der Erziehung zur richtigen Betrachtung von Kunstwerken mit der Absicht eine fortlaufende kunstgeschichtliche Darstellung zu geben, verbunden werden.

Viel näher kam dem Ziel der Münchener Professor Hans Cornelius, obschon er den Fall ganz philosophisch und abstrakt genommen hat. Von ihm erschien in Teubners Verlag eine Weiterführung von Hildebrands Problem der Form in der bildenden Kunst. Er nennt sein Buch Elementargesetze der bildenden Kunst und fügt zur Erläuterung die weitere Ueberschrift bei: Grundlagen einer praktischen Aesthetik. Er will mit dazu beitragen, „die Kultur des Auges" zu fördern. Er wendet sich darum „nicht an Gelehrte, sondern an Künstler, Kunsthandwerker und Kunstindustrielle, sowie überhaupt an alle diejenigen, die sich in praktischen Fällen mit künstlerischen Fragen auseinanderzusetzen haben." Die Behandlung des Stoffes basiert auf dem Raumproblem in Hildebrandscher Fassung und man kommt, wie sich auch hier zeigt, damit sehr weit in pädagogischen Fragen; denn der Lehrer hat dabei festen Boden unter den Füßen und kann fast immer den Beweis der Wahrheit seiner Behauptungen, soweit sie negativ sind, antreten. Die positive Lösung des rein künstlerischen und eine für immer feststehende Begrenzung aller für die Kunst offenstehenden Möglichkeiten läßt sich aber mit dem Raumproblem nicht geben. So wird sehr vieles, was an den sehr geschickt gewählten Abbildungen von Cornelius als richtige Lösung einer künstlerischen Aufgabe bezeichnet wird, doch nicht gut zu nennen sein und umgekehrt werden, trotz der mit Recht konstatierten Fehler, manche von den beanstandeten Lösungen im ganzen als sehr gut und rein künstlerisch zu bezeichnen sein. Aber es ist, um zum Ausgangspunkt zurückzukehren, Tatsache, daß das Buch des Philosophen, der freilich auch selbstausübender Künstler ist, mehr für die Schärfung des Blickes tut als die Kunstanalysen von Händcke.

München. Karl Voll.

Musik.

1. Schlesingersche Musikbibliothek. Meisterführer. — Nr. 4. Bruckner, 9 Symphonien. Nr. 6. Rich. Strauß, sämtliche Orchesterwerke. Berlin, Schlesingersche Buch- und Musikhandlung (Rob. Lienau).

Ein Verleger gibt Analysen verschiedener musikalischer Werke als sogenannte „Konzertführer" in einzelnen Heften heraus. Man kann im Zweifel darüber sein, ob der Hörer gut tut, vor (oder gar: während) der Aufführung eines ihm unbekannten Werkes sich in einen solchen Führer zu vertiefen, ob es nicht nützlicher wäre, wenn die Leute statt der Hefte ihre Ohren und Herzen öffnen wollten. Aber kein Zweifel ist es, daß diese Leitfäden einem wirklich gefühlten Bedürfnisse entgegenkommen. Solange die Hefte einzeln verkauft werden, kann man nichts dagegen einwenden, wenn die Werke eines und desselben Komponisten von verschiedenen Autoren analysiert sind. Wenn der mehr geschäfts- als kunst- und literatursinnige Verleger dann aber hergeht, diese ohne jegliches gegenseitige Einvernehmen, ganz unabhängig von einander entstandenen Elaborate mehrerer Schriftsteller, unbekümmert um Wiederholungen, Widersprüche usw. zu einem Bande vereinigt, von einem, der sich dazu hergibt, eine Biographie des betreffenden Meisters als Einleitung schreiben läßt, und dann dieses Mixtum compositum als „Buch" verkauft, so ist das ein Unfug, der ernste Rüge verdient, zumal wenn die Skrupellosigkeit des Editors so weit geht, daß die einzelnen Partien eines solchen „Buches" nicht einmal äußerlich (in Druck und sonstiger typographischer Ausstattung) übereinstimmen. (So ist z. B. das Schlesingersche „Bruckner-Buch" von S. 97—126 und dann wieder von S. 170—190 in Fraktur, sonst durchweg in Antiqua gedruckt!)

2. Henri T. Finck, Edvard Grieg. In deutscher Uebertragung herausgegeben, mit einem Vorwort, vielen Zusätzen und einem Nachtrag versehen von Arthur Laser. Stuttgart, Carl Grüninger 1908.

Man kennt den Amerikaner Finck aus seiner Wagnerbiographie. Mit ihr hat sein „Grieg" manche Züge gemeinsam, z. B. die Vorliebe für Anekdotisches, das Lose und Lockere in der Komposition u. a. m. Es ist ein Buch, das reiches Material enthält, aber literarisch nicht eben auf einer hohen Stufe steht, zumal da auch die Uebersetzung Lasers, wohlwollend beurteilt, höchstens als eben genügend bezeichnet werden kann. Finck ist Griegenthusiast sans phrase und überschätzt die künstlerische Bedeutung seines Helden ganz gewaltig, wenn schon gerne zugegeben werden mag daß Grieg von deutschen Musikern gelegentlich auch unterschätzt worden ist. Seltsam berührt unseren europäischen Geschmack die Zusammenstellung von „Urteilen bekannter Zeitgenossen", die Finck (oder der Uebersetzer?) als autoritative Stützen für seinen Enthusiasmus dem Buche vorausgeschickt hat, — noch seltsamer, daß unter diesen Autoritäten (neben La Mara, Georg Capellen, Björnson, Dr. Wilh. Mason Liszt, Hans v. Bülow, Tschaikowsky und Finck selbst) sich auch Robert Schumann befindet, der kein Zeitgenosse ist und das, was unser Griegbiograph anführt, nicht von Grieg, sondern von Ole Bull (!) gesagt hat.

3. Edmond Monod, Harmonie und Melodie. Autorisierte Uebersetzung von C. v. P(idoll). Lausanne, Georges Bridel u. Cie. 1907.

Der Verfasser, Lehrer am Konservatorium zu Genf, geht aus von Hugo Riemann, von dem er (wie wir alle) stark beeinflußt ist. Aber er ist vorurteilsfr genug, um nur soweit mit Riemann zu gehen, als es mit natürlichem musikalischen Empfinden und logischem Denken vereinbar ist. Er akzeptiert die tonale Funktionstheorie, verwirft aber den harmonischen Dualismus wie überhaupt alle Versuche, die tonpsychologischen Grundtatsachen physikalisch „erklären" zu wollen. (Denn so ist ja Riemann auf den Dualismus gekommen, daß er sich sagte: die objektive Existenz der

Obertöne erklärt die Konsonanz des Durdreiklanges, aber nicht die des Mollbreiklanges. Was die Obertonreihe für den Durdreiklang leistet, würde eine Untertonreihe für den Mollbreiklang leisten. Folglich muß eine solche Untertonreihe existieren — wenn es nicht anders geht, unhörbar — und der Mollbreiklang muß so aufgefaßt werden, wie er zwar — eingestandenermaßen! — als Konsonanz niemals gehört werden kann, wie es aber notwendig ist, damit der Akkord der hypothetischen Untertonreihe wirklich entspreche. Um all dem die Krone aufzusetzen, hat Riemann dann schließlich die unhaltbare Hypothese der Untertöne wieder aufgegeben, den Dualismus selbst aber beibehalten!). — Das Abweisen aller physikalischen und psychologischen Spekulation, die Beschränkung auf eine streng empirische Immanenz, die Ueberzeugung, daß das, was man (zum mindesten beim gegenwärtigen Stand der Dinge) von der musikalischen Theorie verlangen darf, nicht mehr sein kann als die Zurückführung der Fülle der Erscheinungen auf gewisse Grundtatsachen des musikalischen Hörens, die als solche unerklärt stehen bleiben müssen — diese Besonnenheit macht mir die Ausführungen Monods persönlich besonders sympathisch. Denn gerade in diesem Respekt vor den Tatsachen, darin, daß er mehr theoretisierender Musiker als musizierender Theoretiker (wie Riemann) ist und bei einem Konflikt zwischen seinem Denken und der Wirklichkeit niemals in Versuchung gerät, diese durch jenes vergewaltigen zu lassen, darin entspricht er dem Ideale, das mir selbst bei meinem eigenen Theoretisieren jederzeit vorgeschwebt hat. — Der Untertitel der Monodschen Arbeit: „Die melodische Bewegung als Urheberin der Dissonanzen und Scheinkonsonanzen" bezeichnet das, was deren wichtigsten Inhalt ausmacht, gleichzeitig auch das, worin sie neu ist. Schärfer als andere betont der Verfasser nämlich den Gegensatz zwischen harmonischem und melodischem Wert eines Tones. Ein Ton hat harmonischen Wert, solange er konsonant ist, d. h. als Bestandteil eines Dur- oder Mollbreiklanges gehört wird. Diesen harmonischen Wert verliert er aber vollständig, wenn er als dissonanter Ton auftritt. Alle Störung der Konsonanz, sei es durch Akkorddissonanzen, sei es durch harmoniefremde Töne, entsteht rein durch die melodische Bewegung. Monod steht also in diametralem Gegensatz zur „Doppelklangtheorie" Georg Capellens, die auch ich mit gewissen Einschränkungen und für gewisse Fälle habe gelten lassen. Für ihn ist z. B. die Sept des Dominantseptakkords einfach die den Grundton der Dominante mit der Terz der Tonica verbindende „Nebennote"; daß diese Sept derselbe Ton ist wie der Grundton der Unterdominante, kommt gar nicht in Betracht. Für mich ist die „Doppelklangstheorie" deshalb von Wert, weil sie die Tatsache formuliert, daß Fälle wie die Auflösung der 2. Umkehrung des verminderten Septakkords (oder gar der 3. Umkehrung des Dominantseptakkords) in die Grundstellung des Tonikadreiklangs wirklich als Kombinationen der Wirkung des Plagalschlusses mit der des authentischen Schlusses gehört werden. Im übrigen glaube ich, daß harmonisch wie wir Heutigen nun einmal hören, der harmonische Wert eines Tones niemals und nirgends ganz verschwinden kann. Aber er kann sich dem Nullwert mehr oder minder annähern, und es ist eine wichtige und richtige Beobachtung, daß gerade bei dissonanten Tönen der melodische Wert vor dem harmonischen prävaliert und zwar so sehr, daß gelegentlich (so namentlich bei harmoniefremden „Nebennoten") der harmonische Wert „unendlich klein" werden kann.

Hans von Bülow, Briefe und Schriften. Herausgegeben von Marie von Bülow. VII. und VIII. Band (6. und 7. Band der Briefe). Leipzig 1907—1908.

Mit diesen beiden Bänden ist die Sammlung der Briefe und Schriften Hans von Bülos zum Abschluß gelangt. Sie umfassen die Briefe aus den Jahren 1880 bis 1894 (Meiningen — Berlin — Hamburg — Tod), der Zeit also, die den unvergleichlichen Interpreten auf den Höhepunkt und zum Abschluß seines reichgesegneten künstlerischen Wirkens führte. Bülow, der unermüdliche Kämpfer für eine lebendige

nicht akademische Auffassung und Aufführung der musikalischen Klassiker, der begeisterte Freund und Bewunderer Johannes Brahms', der Entdecker und Förderer der überragenden Begabung des jungen Richard Strauß, — er wird uns durch diese Briefbände menschlich so nahe gebracht, wie es für den, der den Eindruck der lebenden Persönlichkeit nicht mehr hatte erleben dürfen, überhaupt nur möglich ist. So sind die Bülowschen Briefe nicht nur eine in ihrem Quellenwerte ganz unschätzbare Materialiensammlung zur Musikgeschichte der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, sondern auch eine Geist und Herz erhebende Lektüre, ein höchster Genuß für den, der dem Schicksale eines in gleichem Maße bedeutenden, edlen und unglücklichen Menschen Teilnahme entgegenbringt. Freilich: kein leichter und wohl auch kein reiner Genuß. Karl Hillebrand — „einer meiner wenigen Freunde, der sympathischeste von allen vielleicht", wie ihn Bülow selbst einschätzte, — er hat einmal bedauert, daß sein Freund als Briefschreiber es liebe, „die gesunde Originalität und Kraft seiner natürlichen Gedanken und Empfindungen unter allerlei weithergeholten, bizarren Arabesken, Paradoxen, Spielereien usw. zu verstecken; die dann die Esel für das Wirkliche halten, während das doch erst nach Abkratzen der Palimpsefte zu finden ist". Durch diese Schrullen und Capricen hindurch auf den Kern der Bülowschen Persönlichkeit zu bringen, ist für den, der diese Persönlichkeit aus seinen Briefen kennen lernen will, nicht eben leicht.

Wie im Leben und äußeren Auftreten hat der große Künstler auch beim Briefschreiben eine Freude an nicht immer sehr witzigen und noch seltner geschmackvollen Clownspäßen gehabt, die zutiefst wohl ein unmittelbarer Ausfluß der Zwiespältigkeit und „Zerrissenheit" dieser von Haus aus tragisch angelegten Natur war. Eine besondere Spezialität Bülows ist der „blutige Kalauer", das Wortspiel und die Wortverdrehung, die bei ihm, dem Hypernervösen geradezu eine krankhafte Manie wurden. Ich bin mir bewußt, Hans von Bülow nicht nur seinem vollen Werte nach zu verehren und zu bewundern, sondern darüber hinaus noch etwas besonders für ihn „übrig" zu haben. Und doch hat all die Liebe für diesen tapfern und stolzen Geist nicht verhindern können, daß ich, wenn das Kalauern allzutoll wurde, einmal einen der Briefbände in die Ecke warf mit dem unmutigen Ausrufe: „Er war halt doch ein Hanswurst!" — Bis dann die Ueberzeugung sich wieder Bahn brach, daß all' dieses Störende ja wirklich nur Kruste und Schale sei, durch deren Härte und bitteren Geschmack man sich den Genuß am Kern der Individualität nicht stören lassen dürfe.

Hat man sich damit aber erst einmal abgefunden, so läßt sie einen auch nicht so leicht wieder los, diese starke Persönlichkeit, die — auch darin eine Rarität! — menschlich und künstlerisch gleich groß war. Und zu der Bewunderung und Liebe gesellt sich dann tiefstes Mitleid mit der grausamen Tragik dieses Lebens, die um so erschütternder wirkt, da sie — wie jede echte Tragik — nicht sowohl Schicksalstragik als Charaktertragik war. Was Bülow von außen getroffen hat, war sicher hart. Aber — um an das Allerschwerste zu erinnern: das Verhältnis zu Wagner wurde tragisch doch eigentlich erst dadurch, daß der ältere Bülow sich auch von dem Künstler Wagner immer mehr abwandte, daß er den Gott, zu dem er in jungen Jahren gebetet, schließlich als Götzen erkennen und verleugnen mußte. Dieser Wandel in Bülows musikalischem Geschmack und Urteil war aber nach meiner festen Ueberzeugung ein reines Ergebnis seiner inneren Entwicklung, die keine andere Richtung genommen hätte, auch wenn ihm niemals von dem Menschen Wagner etwas wäre zuleid getan worden. Wenn dem aber so ist, so wäre durch das Fortbestehen der freundschaftlichen Beziehungen die Situation nur noch mehr verschärft und verbittert worden, zumal da man sich denken kann, daß ein Wagner niemals (etwa wie Liszt) mit dieser künstlerischen Abwendung seines Freundes als mit etwas Unabänderlichem vornehm sich hätte abfinden können.

Bekanntlich blieb auch die Freundschaft Bülows mit seinem neuen Gotte: Johannes Brahms nicht ohne Stachel. Daß der Meister es gelegentlich an der schuldigen Rücksicht gegenüber einem so flammend begeisterten Vorkämpfer seiner Kunst hat fehlen lassen, wäre wohl zu verschmerzen gewesen. Aber des Eindrucks kann man sich doch nicht erwehren, daß Brahms die volle rückhaltlose Hingebung, die ihm Bülow entgegenbrachte, nicht in der gleichen Weise erwiderte oder um gerecht zu sein: gemäß seiner Natur nicht erwidern konnte. Wenn einem ein ganzes Menschenherz geschenkt wird, so gibt es keine andere Gegengabe als das ganze eigene Herz. Daß seine Freundschaft mit Brahms niemals zu einem von beiden Seiten gleich leidenschaftlich betätigten Herzensaustausch wurde, daß er auch hier geben mußte, ohne in gleichem Maße zurückzuempfangen, daß seine heiße Liebe auf der andern Seite nur einer vernunfttemperierten Lauheit und halben Wärme begegnete, das muß Bülow mehr als gelegentliche Mißstimmungen geschmerzt haben, zumal ihm seine Brahmsbegeisterung, auch nachdem die entscheidende Wendung vollzogen war, nicht leicht geworden ist. Denn so töricht es wäre, an der Aufrichtigkeit und Ehrlichkeit dieser Begeisterung irgendwie zu zweifeln, so sehr fällt es doch auf, daß der Ausdruck dieser Begeisterung immer etwas Gezwungenes und Forciertes behalten hat, was doch wohl nur so zu erklären ist, daß Bülow sich seinen Glauben an Brahms immer wieder neu erobern oder ihn doch immer von neuem verteidigen mußte, daß er auch in spätern Jahren einerseits von Rückfällen in seine „Jugendschwäche“ nicht sicher war, anderseits aber auch mit den immer wieder aufsteigenden Zweifeln zu kämpfen hatte, ob er denn nicht doch seinem Brahms zu viel Ehre antue, wenn er ihn unmittelbar neben die klassischen Großmeister der Kunst stelle (— daher das fortwährende Zurückkommen auf Spielereien wie mit den drei B oder mit der Numerierung der vier Brahmsschen Symphonien: als 10., 11., 12., 13!).

Wenn eine echte, mit dem vollen Eigenwert höchster Originalität ausgezeichnete Künstlerpersönlichkeit, wie Bülow eine war, auf das eigne Schaffen verzichtet, weil sie erkannt zu haben glaubt, daß ihr das schöpferische Vermögen im höchsten Sinne des Wortes fehle, so bedeutet das ein Opfer der Eigenliebe und des Selbstbewußtseins, wie man es kaum größer sich vorstellen kann. Bülow hat dieses Opfer gebracht und nachdem er es gebracht hatte, die volle Konsequenz daraus gezogen: nunmehr als Künstler nicht mehr für sich, sondern nur mehr für andere zu leben. Darin liegt das Heroische seines Lebenslaufes. Aber an die tiefste Tragik dieses Lebens rührt man, wenn man sich vergegenwärtigt, daß die Wunde, die er sich mit dem Verzicht auf das eigene Schaffen schlug, niemals ganz vernarbte, daß er zwar entsagen, aber nicht zur vollen Freudigkeit dessen durchdringen konnte, der in der Resignation sein höchstes Glück findet.

München Rudolf Louis.

Literatur.

Ludwig Thomas Bauernroman Andreas Vöst, von dem der Verlag Langen vor kurzem eine Volksausgabe veranstaltet hat, ist in diesen Heften Dezember 1905 zergliedert, seine epische Wucht und die prachtvolle Schilderung des altbayrischen Bauern gebührend bewundert, sein lockerer Aufbau und das Fallenlassen der epischen Fäden getadelt worden. Den schwersten der damals gemachten Vorwürfe hat Thoma sofort im Januarhefte 1906 zurückgewiesen, mit einem Argumente, gegen das sich nicht mehr das geringste sagen ließ. Die Kritik hatte den Charakter des Pfarrers beanstandet, als zu schwarz in schwarz gemalt, und hatte gerügt, daß ein ganzes Männer-

schicksal durch die schwer glaubliche Urkundenfälschung des Pfarrers zermalmt werde. Ludwig Thoma erklärte in seiner Replik, der ohne Beruf geistlich gewordene Pfarrer sei ein Typus; die Verheerungen, die der Machtkoller in solch beschränkten und im strengen Sinne irreligiösen Geistlichen anrichte, seien schauerlich, die Verwüstungen, die durch die altbayrische Bauernbundsbewegung unter Mitschuld der Geistlichkeit im religiösen Leben des Landvolkes verursacht worden, unheilbar. Was den Vorwurf der unkünstlerischen Konstruktion des verbrecherischen Pfarrers betraf, so erklärte Thoma mit allem Nachdruck:

(1) „Der verleumderische Zettel ist gegen Andreas Vöst geschrieben worden,
(2) „er liegt noch heute im Kirchenbuche eines altbayerischen Dorfes, und
(3) „das Ordinariat hat ihn
(4) „trotz eindringlicher Vorstellungen nicht unschädlich gemacht." (Süddeutsche Monatshefte, 3. Jahrgang, 1. Band, Seite 104.)

Diese Behauptungen Thomas sind bis heute unwidersprochen geblieben. Nicht einmal ein Versuch ist gemacht worden, sie anzuzweifeln. Niemand kann daher den Vorwurf der Tendenz erheben, solange Thoma nicht widerlegt ist. Die künstlerischen Einwände gegen das Buch als Roman allerdings sind heute nicht schwächer als vor zweieinhalb Jahren. Der Dialog ist von erstaunlicher Kraft und Treue, zahlreiche Kapitel meisterlich, aber das Werk bleibt in glänzenden Ansätzen stecken, gegen Ende erlahmt die Kraft oder die Lust oder das Gefühl der Verantwortlichkeit, oder alles zusammen. Der Schluß scheint hingehaut, weil die Geschichte Thoma nicht mehr recht gefreut hat. Und das ist schade.

In Gestalt einer Volksausgabe kehrt auch das Buch zurück, das bei seinem Erscheinen Stürme der Zustimmung und Stürme der Ablehnung entfesselte: Fogazzaros Heiliger (München, Georg Müller). Die kurze Frist, die seit damals verstrich, hat zur Genüge gezeigt, wie utopisch die Hoffnung des Dichters auf Pius X. war. Ein in diesen Heften (Oktober 1906) erschienenes Gespräch, in dem das zweite Kapitel des Romans bis hart an die Grenze der Parodie nachgeahmt war, versuchte, die diametral verschiedenen Standpunkte, die man dem Werke als einer eingestandenermaßen tendenziösen Schrift gegenüber einnehmen kann, je nach Stellung und Temperament der Teilnehmer einzunehmen. Es schloß mit der Ueberzeugung: lauteres Wollen könne, wenn auch für den Augenblick scheinbar zwecklos, dennoch niemals ins Leere verpuffen. Nach diesem Gesetze von der Erhaltung der Energie auch im Geistigen sei der Volksausgabe das schönste Horoskop gestellt: Geister zu entwickeln, Wollen zu entfesseln. (Wer sich genauer über diese geistige Strömung unterrichten will, findet eine ruhige Darstellung in dem, Modernismus betitelten, Hefte der Religionsgeschichtlichen Volksbücher (Mohr, Tübingen), die wie im Vorjahr angelegentlichst empfohlen werden.)

Die siebente Auflage der Minaturausgabe von Gottfried Kellers Sieben Legenden kommt durch einen Zufall neben den gut ausgestatteten wohlfeilen Neudruck von Berthold Auerbachs Deutschen Illustrierten Volksbüchern zu stehen, und erweckt den Wunsch, Cotta möchte doch auch von dem nur um sieben Jahre später gestorbenen Keller recht bald wohlfeile Volksausgaben veranstalten. Der Grüne Heinrich kostet ungebunden immer noch neun Mark, Die Leute von Seldwyla sechs. Die schlechte Literatur wollte Auerbach mit diesen Volksbüchern bekämpfen, und keine Geringeren als Ludwig Richter, Paul Meyerheim, Paul Thumann, Adolf Menzel, Moritz von Schwind, Eduard Ille und Wilhelm von Kaulbach halfen ihm als Zeichner (auch der Neudruck bringt diese Bilder). Gäbe es eine nachhaltigere Bekämpfung von Schmutz und Schund, als einen Grünen Heinrich um etwa anderthalb, die Seldwyler um eine Mark? Cotta könnte sich neben den größten Wohltäter der Deutschen, neben Reclam, stellen, wenn er ihnen einen auch der bescheidenen Börse erreichbaren Keller schenkte.

Denn sie liegen in der Luft, die billigen Sammelbibliotheken, und „wer sie heraus kann reißen, der hat sie“, und der hat zugleich das Geschäft. Was sich in dieser Hinsicht leisten läßt, das leistet die Bibliothek zeitgenössischer Romane (S. Fischer. Berlin): scharfer, angenehmer Druck, holzfreies Papier schmucker gelber Kalikoeinband nach englischem Muster, dazu Preis: Eine Mark. Hätte Scherl mit seiner Empor-Lese- und Leih-Bibliothek kein anderes Verdienst, als unsere Verleger zu billigen Ausgaben guter Belletristik zu zwingen, dieses genügte. Schade, daß Fischer nicht auch Emil Strauß' Engelwirt in die neue Sammlung aufnahm, den er eben, gegen früher um ein Drittel ermäßigt, ausgibt. Diese Meister- und Mustergeschichte ist eine Perle unserer Literatur: menschlich wahr und menschlich ergreifend, fortwährend künstlerisch spannend, von Steigerung zu Steigerung ungestüm eilend, eine rechte echte Schwabengeschichte mit dem Rest von Wildheit, der in jedem Schwaben erwacht, wenn er zornig oder eigensinnig wird, und der ihn zu Abenteuer und Unbesonnenheit stachelt. Das altmodische Gedicht von Peter in der Fremde ins Tragische umgedeutet und vertieft.

Ein artiger Zufall legt Fontanes letzten neben den ersten seiner Berliner Romane auf den Gabentisch: Mathilde Möhring, das echt fontanische Frauenzimmer mit der kühlen, klugen Willenskraft und dem Gemmengesicht neben L'Adultera, die erste Studie zur Effi Briest. Dieser Roman allein lohnt, daß man sich den feinen Band: Aus dem Nachlaß kauft, den der beste Kenner des Dichters zusammengestellt hat, Josef Ettlinger (Berlin, Fontane). L'Adultera aber, mit welcher S. Fischer den ersten Jahrgang seiner Ein-Mark-Bibliothek zeitgenössischer Romane programmatisch einleitet, Fontanes erstes Buch aus dem heutigen Berlin, zeigt ihn schon reif und ganz: seine zugleich milde und gesunde Ansicht in Dingen der Liebe und Ehe; Zartheit und Takt im Berühren delikater Fragen; völlige Abwesenheit von Vorurteil und Prüderie; die Weisheit eines Mannes, der viel gelacht und viel gelitten hat; den Skeptizismus eines Nachsichtigen und Lächelnden; die Sicherheit des Gestalters, der nicht eine einzige künstlerisch brüchige oder wacklige Figur je gemacht hat; einen Witz, der nicht verletzt, gepaart mit einem Humor, der nie erzwungen ist, sondern stets aus der Sache quillt. An nichts lernt man Berlin und Berliner von heute so verstehen und so gern haben, als aus diesen Romanen voll geistreicher Beobachtung, köstlicher Plauderkunst und verstehender Güte. Denn er selbst hat es geliebt, sein Berlin, trotz alledem. So mag er auch recht viele Süddeutsche lehren, es zu lieben.

Als August Sperls machtvoller geschichtlicher Roman: Die Söhne des Herrn Budiwoj zum erstenmal erschien, waren Begeisterung und Bewunderung einmütig: Ein Buch gleich teuer Jungen und Alten. Ein deutsches Hausbuch. Ein Schatz unseres Volkes. Sperl erfüllt, wonach Stifter im Witiko nur strebte. Der schönste historische Roman seit dem Ekkehard. Der schönste seit dem Jürg Jenatsch. Schöner als Freytags Ahnen. Kein Wort von all dem ist übertrieben. Das Buch ist inzwischen in zehntausend Exemplaren gedruckt worden. Wenig, wenn man die Ziffer mit der des Hilligenlei vergleicht. Wenig, wenn man an den Schanderfolg des Tagebuchs einer Verlorenen denkt. Immerhin ein großer Erfolg, wenn man den Preis der ersten Ausgabe bedenkt: zwölf Mark. Nun hat ihn Oskar Beck auf die Hälfte herabgesetzt und dennoch den stattlichen Band gediegen ausgestattet. Bleibe der Volksausgabe der Erfolg treu! Wachse er zum hundertsten Tausend! Wenn irgend ein Buch diese Ziffer verdient und mit Fug beanspruchen darf, so ist es dieses.

Noch vor etwa fünfzehn Jahren gab es nur eine einzige Ausgabe von E. T. A. Hoffmann: die unschön gedruckte aber verhältnismäßig vollständige von Hempel. Inzwischen hat der allzufrüh unserer Literatur entrissene Grisebach, haben Hans von Müller, Karl von Maassen und Georg Ellinger die Forschung um Hoffmann

in ungeahnter Weise gefördert. Was vor zehn Jahren noch ein Wagnis gewesen wäre, ist heute ein sicherer Erfolg: eine Prachtausgabe der Elixire des Teufels, wie sie der G. Grotesche Verlag von dem Prager Zeichner Hugo Steiner ausstatten und von Georg Ellinger einleiten ließ. Der Bücherfreund, der seinen Hoffmann schon in einer guten Ausgabe besitzt, wird dennoch gerne auch diesen prächtig gedruckten Band mit den schönen ganzseitigen Tonbildern und den noch schöneren Vignetten seiner Bibliothek einverleiben.

Als wir vor mehr als einem Jahre den ersten Band der vom Kunstwart veranstalteten Ausgabe der Werke Mörikes (München, Callwey) ankündigten, durften wir, erfreut über die schöne Probe, dies mit den Worten tun: die Kunstwartausgabe von Mörike wird die schönste. Nun, da die sechs Bände abgeschlossen sind, muß gesagt werden, daß der Kunstwart-Mörike nicht nur die schönste, sondern die Ausgabe Mörikes überhaupt ist. Emil Rudolf Weiß hat, um mit der Ausstattung zu beginnen, den Druck angeordnet, den Breitkopf & Härtel ausgeführt haben: auf die sträflich kleingedruckte Originalausgabe hin eine dankbar empfundene Wohltat. Handschriftproben, Noten und Bilder (unter diesen die von Schwind zur schönen Lau) erhöhen den Wert. Ungemeine Sorgfalt ist von Geheimrat Fischer auf genauen Text verwendet worden. Es ist ihm geglückt, mehrere bisher so gut wie unbekannte oder verschollene Werke nachzuweisen. So bringt der zweite Band eine Reihe Gedichte, die seit der Urausgabe fehlten, und Versuche aus der Uracher Schul- und späterer Werdezeit, die humorvollen Wispeliaden, sowie fünf bemerkenswerte Stücke zweifelhafter Echtheit; der dritte, die bisher ungedruckten Dramolette Spillner und die umworbene Musa; der vierte, Bruchstücke eines religiösen Romanes und die Rothenburger Skizzen. Die beiden letzten Bände enthalten den Maler Nolten ohne die Klaiberschen Retouchen. Klaiber hatte, wie die Einleitung zum fünften Bande ausführt, auf etwa 300 Druckseiten, an mehr als 600 Stellen den Text der vom Dichter durchkorrigierten Handexemplare geändert, an etwa 60 Stellen einen oder mehrere Sätze beseitigt und ohne Not umstilisiert; an drei Stellen ganze Druckseiten weggelassen; ganze Partien verschoben, Fremdwörter und gute alte Provinzialismen verhochdeutscht; Beiwörter, Zeitwörter, adverbiale Zusätze willkürlich verändert; ihm nicht gefallende einfach gestrichen; anderes eingeschoben und umgestellt; grammatikalisch „verbessert“. Erst jetzt haben wir den Nolten Mörikes, wie der Dichter ihn gedruckt wissen wollte.

Die Gelegenheit sei wahrgenommen, auf den hübschen Band hinzuweisen, den Walther Eggert Windegg aus Mörikes Liebesbriefen an Luise Rau, und an seine spätere Frau, Margarete von Speeth zusammengestimmt hat. Eines Dichters Liebe Eduard Mörikes Brautbriefe (München, Beck). Nicht für den Literarhistoriker bestimmt, der nach wie vor zu der großen Ausgabe von Krauß und Fischer greifen wird, präsentiert sich das zum Geschenke wie geschaffene Buch in seinem silbergrauen Moleskin-Einband als feine Gabe aller, die Mörike lieben, allen zärtlichen Herzen, blonden Bräuten und jungen Frauen. Sie werden mit Rührung in diesen alten treuen Liebesbriefen lesen, die von der Innigkeit, zum harmlosen Scherze spielend gleiten und die Kleinwelt längst entschwundener Tage dichterisch verklären.

Der sechsbändigen Volksausgabe von Scheffels Gesammelten Werken hat der Verlag von Adolf Bonz in gleicher Ausstattung die Nachgelassenen Dichtungen folgen lassen: Jugendlieder, Paralipomena zum Trompeter, wunderschöne Gesänge in Stimmung und Ton der Frau Aventiure, Carmina Burana, Festgedichte und Gedenksprüche und fünf größere Dichtungen, darunter den Wartburger Brautwillkomm. Bonz könnte, wenn er wollte, noch volle acht Jahre seine Verlegerrechte ausnutzen, und nach beliebten Mustern, knapp vor Ablauf der Schutzfrist mit einer abscheulich gedruckten billigen Ausgabe den letzten Rest Rahm abschöpfen. Hut ab, daß er es nicht so macht! Respekt vor einem Verleger, der einen Autor nicht als Melkkuh be-

trachtet! Wann wird sich Haessel zu einem billigen Meyer aufraffen, Westermann zu einem billigen Storm in guter Auswahl? Wann Hirzel eine Zweimarkausgabe von Soll und Haben machen? Wann Cotta jedes Stück von Anzengruber um dreißig Pfennige geben? Dies sind die Volksausgaben, nach denen das Volk verlangt. Dies sind die nächsten idealen Pflichten unserer großen Verleger. (Ins Ohr gesagt, meine verehrten Herren: es wäre nicht nur ideal gehandelt und sähe sehr schön aus, es wäre sogar ein Bombengeschäft .....)

Volle dreißig Jahre mußten vergehen bis Calderons Größte Dramen in der Ausgabe von Lorinser (Freiburg, Herder) in zweiter Auflage erscheinen konnten. Wenn man bedenkt, wie völlig uns in diesem Zeitraum alle und jede Tradition auf dem Theater abhandengekommen ist, wenn man sich klar, vollkommen klar darüber ist, daß Hauptmann fertig ist, Sudermann fertig, Halbe fertig, Otto Ernst fertig, Max Dreyer fertig, daß alle seinerzeit mit Jubel umschrieenen Jungen von 1890 heute bankrott, abgetan, tot sind, daß keiner von ihnen allen mehr ein lebensfähiges Drama schreiben wird, weil keiner mehr es kann, dann möchte man mit leiser Hoffnung die Anzeichen begrüßen, daß Calderon wieder in der Luft liegt. Oder täuschen wir uns? Sollte Hombre pobre todo trazas, das als Zwei Eisen im Feuer solchen Erfolg hatte, nicht die Hoffnung erwecken dürfen, die Deutschen würden am Ende wieder reif für geistreiche und vornehme Lustspielkunst? Sollte das nach Mehr reizende Fragment Der Gefangene, das Herr von Hofmannsthal nach La Vida es suenno seinerzeit im Tag veröffentlichte, kein Zeichen dafür sein, daß die in Wien niemals unterbrochene, durch einen Dichter wie Grillparzer und einen Menschenschöpfer wie Baumeister festgehaltene Tradition Calderons nun auf die hoffnungsvollsten unserer Jüngeren übergegangen ist? Wer je ein Stück des genialen Spaniers auf der Bühne sah, der weiß auch, wie sie heute noch in guter Darstellung — die ist freilich unerläßlich — zu wirken vermögen. „Seine Stücke sind durchaus bretterecht", bemerkte Goethe zu Eckermann, „es ist in ihnen kein Zug, der nicht für die beabsichtigte Wirkung kalkuliert wäre. Calderon ist dasjenige Genie, das zugleich den größten Verstand hatte." Wie geistreich ist die Renaissancegalanterie Calderons, wie nahe steht uns südlicheren Deutschen die katholisch-optimistische Grundstimmung selbst seiner Tragik! Welch' reife und noble Kultur setzt Calderon voraus, und mit welcher Anmut wird das Absurdeste noch in heiteren Symbolen verhüllt! Wie locker, frei und schwebend ist das leichte Gefüge dieser Werke und welche Sicherheit eines gleichmäßig hohen Stiles ist hier mühelos von einem Glücklichen erreicht! Scheint uns nicht La Vida es suenno, gleich Grillparzers Gegenstück, ein idealisierter Raimund? und umweht es uns nicht wie die hohe und festliche Märchenstimmung der Mozartischen Zauberflöte? So winke diesen vierzehn Dramen, deren Neuausgabe die erste Calderonautorität Deutschlands, Engelbert Günthner in Rottweil, besorgt hat, bei ihrer zweiten Ausfahrt ein günstigeres Geschick, als bei jener ersten vor drei Dezennien!

Im Juliheft wurde der Gesamtausgabe der Werke Gustave Flauberts gebührend gedacht. Inzwischen sind die Drei Erzählungen als Band fünf erschienen (bei Bruns, Minden i. W.), in denen Flaubert seine ganze Kunst und Größe wie in einem Auszuge offenbart. In der ersten die unvergleichliche Auflösung des Alltags in Dichtung, wie in der Madame Bovary. In der zweiten eine Legende von funkelndem Reize alter edler Steine. In der dritten, Herodias, ein Stimmungsbild aus dem römisch unterjochten Judäa, das ebenso hoch über der Salome steht, wie die Legende von Sankt Julian dem Gastfreien über jeder erzählenden Dichtung von Oskar Wilde.

Heinrich Hansjakobs rührende Schwarzwälder Geschichte: Der Vogt auf Mühlstein, mit acht Heligravüren nach Zeichnungen von Professor Hasemann ge-

schmückt (Freiburg, Herder), gehört zu jenen Prachtausgaben, die nicht nur wartenden Besuchern auf den Salontisch zum Zeitvertreib hingelegt, sondern auch gelesen und wieder gelesen zu werden verdienen.

Drei Bücher müßten in jedem deutschen Hause zu finden sein und gelesen und immer wieder gelesen werden: die Lutherbibel, deren schöpferische Sprachgewalt auch deutschen Katholiken das Buch zu einem teuren nationalen Besitztum machen sollte. Des Knaben Wunderhorn. Die Kinder- und Hausmärchen der Brüder Grimm. Diese letzteren werden uns eben in zwei Bänden auf den Tisch gelegt: vom Leipziger Turmverlag herausgegeben und von Otto Ubbelohde mit Bildern ausgestattet. Weniger der Bilder halber, denen es manchmal an Einheit des Stiles und überzeugender Notwendigkeit des Ausdrucks gebricht, als des mustergültig großen, deutlichen und klaren Druckes wegen empfehlen wir sie.

In siebentausend Exemplaren ist nunmehr die große Ausgabe von Gobineaus Renaissance verbreitet (Straßburg, Trübner). In wievielen Zehntausenden die kleine bei Reclam hinausgegangen ist, weiß nur das Geheimbuch des Hauses Reclam. Viele Freunde Gobineaus mochten bedauert haben, daß sie seinen Freskenzyklus nicht in entsprechend edler Form in ihre Bibliothek stellen konnten. Ihren Wunsch erfüllt die große Ausgabe aufs schönste. Wenn der um das Andenken des genialen Franzosen hochverdiente Herausgeber ein übriges tun will, so nehme er die Bitte nicht übel, das nächstemal seine Einführung wegzulassen, in der er die Renaissance, ihre Männer, ihre Taten und Verbrechen mit dem moralischen Metermaße mißt. Ist schon Gobineau selbst manchen inkommensurablen Erscheinungen nicht gerecht geworden — Mereschkowskis Lionardo hat mehr von der Instinktsicherheit des Kulturpsychologen —, so reizt Schemanns einleitende Sonntagnachmittagschristenlehre zum schärfsten Proteste. Gobineau selbst wäre durch Weglassen dieser wohlgemeinten, aber den Charakter seines Werkes geradezu fälschenden Vergutmütigung, Verchristlichung und Verwagnerung besser gedient.

Hugo von Hofmannsthals kleines Drama „Der weiße Fächer" von dem im Januarhefte dieser Zeitschrift die Rede war, ist auch in einer numerierten Luxusausgabe im Inselverlag zu Leipzig erschienen. Edward Gordon Craig hat das Werk mit vier Holzschnitten geschmückt, die zum Bedeutendsten der Produktion dieses Bühnenneuerers gehören und das Ziel seines Strebens deutlich erkennen lassen: eine szenische Dekoration, die im Anschmiegen an die Dichtung ihre Stimmung am stärksten offenbart; die dem Worte sich unterordnet, um seine Wirkung stärker, reiner und einheitlicher zu gewinnen.

Friedrich Spees Trutznachtigall, von Klemens Brentano vor einundneunzig Jahren herausgegeben, war längst vergriffen. Alfons Weinrich hat die Gedichte mit den Originaldrucken verglichen, den ursprünglichen Text wiederhergestellt, Lesarten beigefügt und die Lieder aus dem Güldenen Tugendbuch zum erstenmal kritisch ediert. Moderne Orthographie macht das Buch Nichtgermanisten zugänglich. (Freiburg, Herder). Nicht minder wertvoll wird dem Literarhistoriker und Philosophen der (bei Wiegandt & Grieben erschienene und musterhaft ausgestattete) Neudruck von K. W. F. Solgers Erwin sein: der in der Form platonischer Dialoge gehaltenen klassischen Aesthetik der romantischen Schule. An weitere und weiteste Kreise hingegen wendet sich die schöne Ausgabe der Gedichte von Wilhelm Müller (Berlin, Behr), die heute noch unvermindert frisch und natürlich die Stimmung Schubertscher Lieder und Schwindscher Bilder festhalten. Diese Lyrik ist in ihrer Echtheit derjenigen Mörikes blutsverwandt, in ihrer Zecherfröhlichkeit Scheffels Gesängen aus dem Engeren, in ihrer biegsamen Anmut dem jungen Heine. Selbst wenn der „reisende Waldhornist" in die Trompete griechischer Tendenzdichtung stößt, ist sein Ton rein. Vielleicht hilft diese schöne Ausgabe den Deutschen einen ihrer liebenswürdigsten Dichter neu entdecken, wie die zweibändige Ausgabe Cha-

missos (Leipzig, Bibliographisches Institut) geeignet ist, die Erinnerung an den echten Peter Schlemihl in einem Augenblicke wachzurufen, da die Nation des Mißbrauchs seines Namens durch einen Entrüsteten von Profession allgemach müde zu werden beginnt. Die Herdersche Bibliothek deutscher Klassiker, die hier wiederholt empfohlen wurde, bringt soeben die drei Schlußbände: Romantiker, Dichter der Freiheitskriege, Chamisso, Platen, Schwaben und Oesterreicher; das junge Deutschland bis zur Gegenwart. Das starke Vorwiegen von Mörike, Müller, Keller, Hebbel, C. F. Meyer, Storm ist ein Zeichen, wie ernst der Herausgeber bestrebt war, die Sammlung auf die Höhe jetziger Anforderungen zu bringen und wie trefflich ihm dies gelungen ist.

Nach fünf Jahren werden uns die zierlichen beiden Bände der Altitaliänischen Novellen (Inselverlag) abermals auf den Tisch gelegt, und abermals sei die feine Gabe begrüßt und gepriesen. Italienische Erzählungskunst aus vier Jahrhunderten ist hier von einem Kenner ausgesucht und von einem Dichter übertragen worden. In den älteren herrscht fröhliches Drauflosfabulieren, in den späteren Freude an psychologischer Rhetorik um ihrer selbst willen, die uns Heutigen naiv und primitiv scheinen mag, von den Damaligen aber als zarteste Blüte edler Geselligkeit und kultivierter Empfindung genossen wurde. Die prachtvoll runde und selbst in ihrer Geschwätzigkeit noch gedrungene Kunst des Boccaccio wird kaum angestrebt. Was die Geschichten auszeichnet, ist ein zugleich inniger und starker, schwer in Worte zu fassender Duft. Tiefe, müde Schwermut hart neben munterster, keckster, animalischer Derbheit. Neben schalkhaft anmutigem Ausklange des höfischen Kunstepos die rührend innigen Legendchen der siegreichen franziskanischen Mission, wie sie in den Fioretti einen einzigen Ausdruck fanden. Stücke von tiefer Weltabgewandtheit und verzichtender Weltdurchschauung neben typischen moralischen Novellen von jener Art, deren Höhepunkt etwa Goethes Ehrlicher Prokurator darstellt. Und wieder daneben Liebesgeschichten von geprellten Männern, genarrten Liebhabern, bald sinnlich-begehrlich, bald jäh und ironisch ernüchternd. Oder ein Stück wie die schmerzensreiche Geschichte zweier Edeln in Genua: der Liebende tötet sich, weil die vermählte Geliebte von einst sich ihm versagt, — erzählt mit modern anmutender Lust an seelischer Kleinmalerei und an der Grausamkeit des Wehetuns und Weheleidens, erzählt mit schlichten und unverbrauchten Wendungen einer schmiegsamen und gegenständlichen Sprache. Noch schimmern, frisch und kühl, die klaren Tautropfen einer morgendlichen Kultur auf diesen schönen Stücken. So sind heute die schmalen Bände und ihr bunter Reichtum nicht anders zu preisen, als da sie zum erstenmal entzückten.

Im Frühjahr 1905 übergab Wilhelm Busch seinem Neffen, dem Pastor Nölbecke zu Höckelheim (wie buschisch klingen die Namen!) ein eingesiegeltes Manuskript, das der junge Verlag von Lothar Joachim in München nunmehr unter dem vom Verfasser gewünschten Titel Hernach veröffentlicht hat. Die Wiedergabe der Zeichnungen ist von Bruckmann glänzend besorgt worden: man erkennt jeden Zug der Vorlage und kommt damit dem Zeichner Busch näher als durch die Klischees der bekannten Zyklen. Es sind lauter Köpfe oder Schwänze von Geschichten, die der Leser behaglich ergänzen mag. Busch gibt sich darin in seiner liebenswürdigsten Art; Fabeln in einen Vierzeiler zusammengefaßt; von allerlei Haustieren; von Bienen, Fischen, Heuschrecken, Fröschen, Nilpferden; fröhliche Neujahrsblätter; dazwischen Skizzen von hohem künstlerischem Reiz: eine Ruhe auf der Flucht zum Beispiel, die ganz herzig ist. Der Band zeigt Busch von allen Seiten: mit Kindern scherzend in Reim und Bild, für sich selber allerlei Federspiele und krause Figuren hinkritzelnd, Leben und Zeit mit gefaßter Laune genießend. Keine der enttäuschenden Nachlaßveröffentlichungen, sondern ein geistreiches, willkommenes Buch, das sich mit dem Besten von Busch in eine Reihe stellen darf.

Freising. Josef Hofmiller.

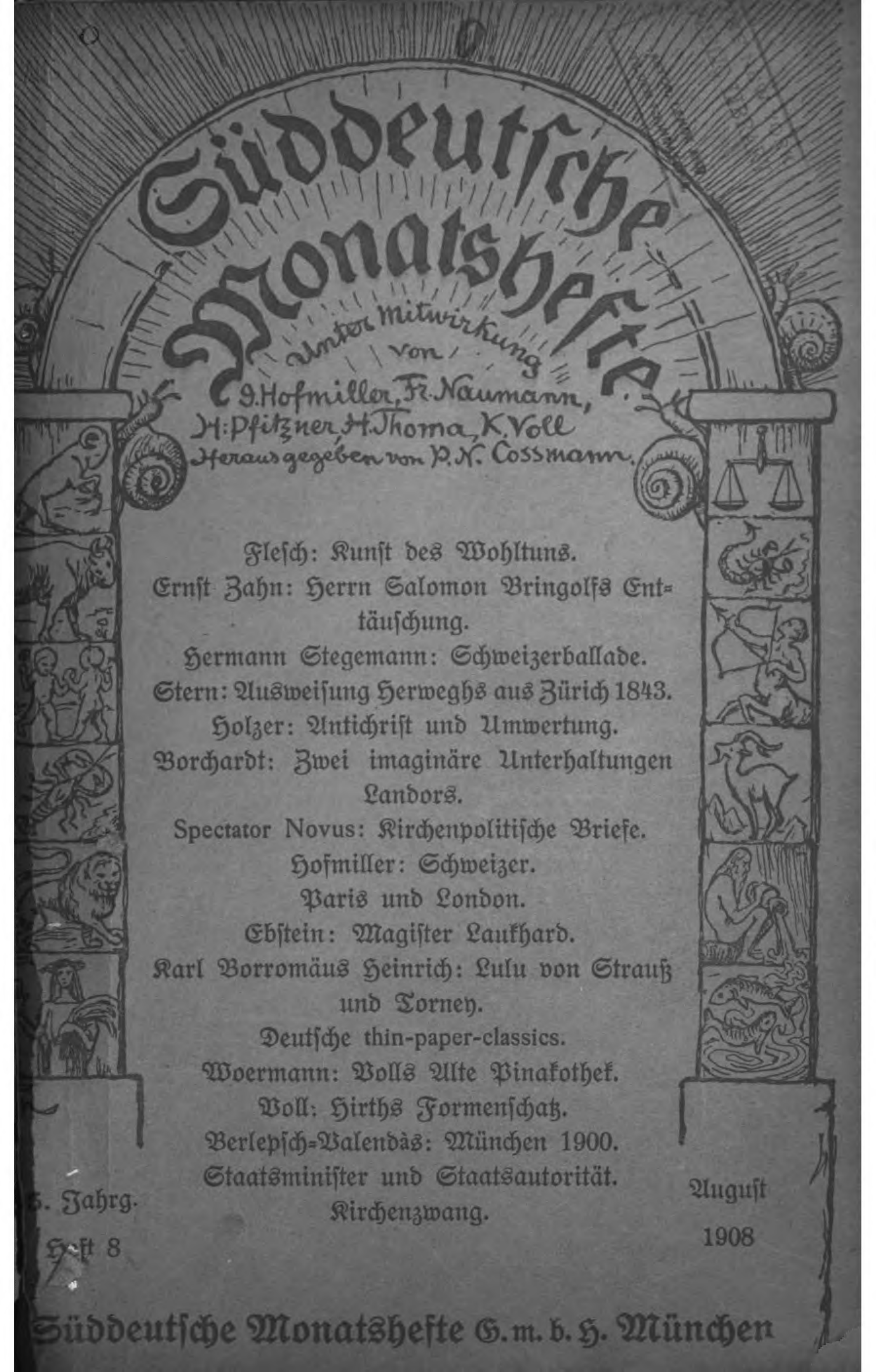
Verantwortlich: Paul Nikolaus Cossmann in München.
Nachdruck der einzelnen Beiträge nur auszugsweise und mit genauer Quellenangabe gestattet.
Kgl. Hof-Buchdruckerei Kastner & Callwey.
In Oesterreich-Ungarn für die Redaktion verantwortlich: Hugo Heller, Wien I, Bauernmarkt 3.



5. Jahrg. Heft 7

Juli 1908

Süddeutsche Monatshefte G. m. b. H. München

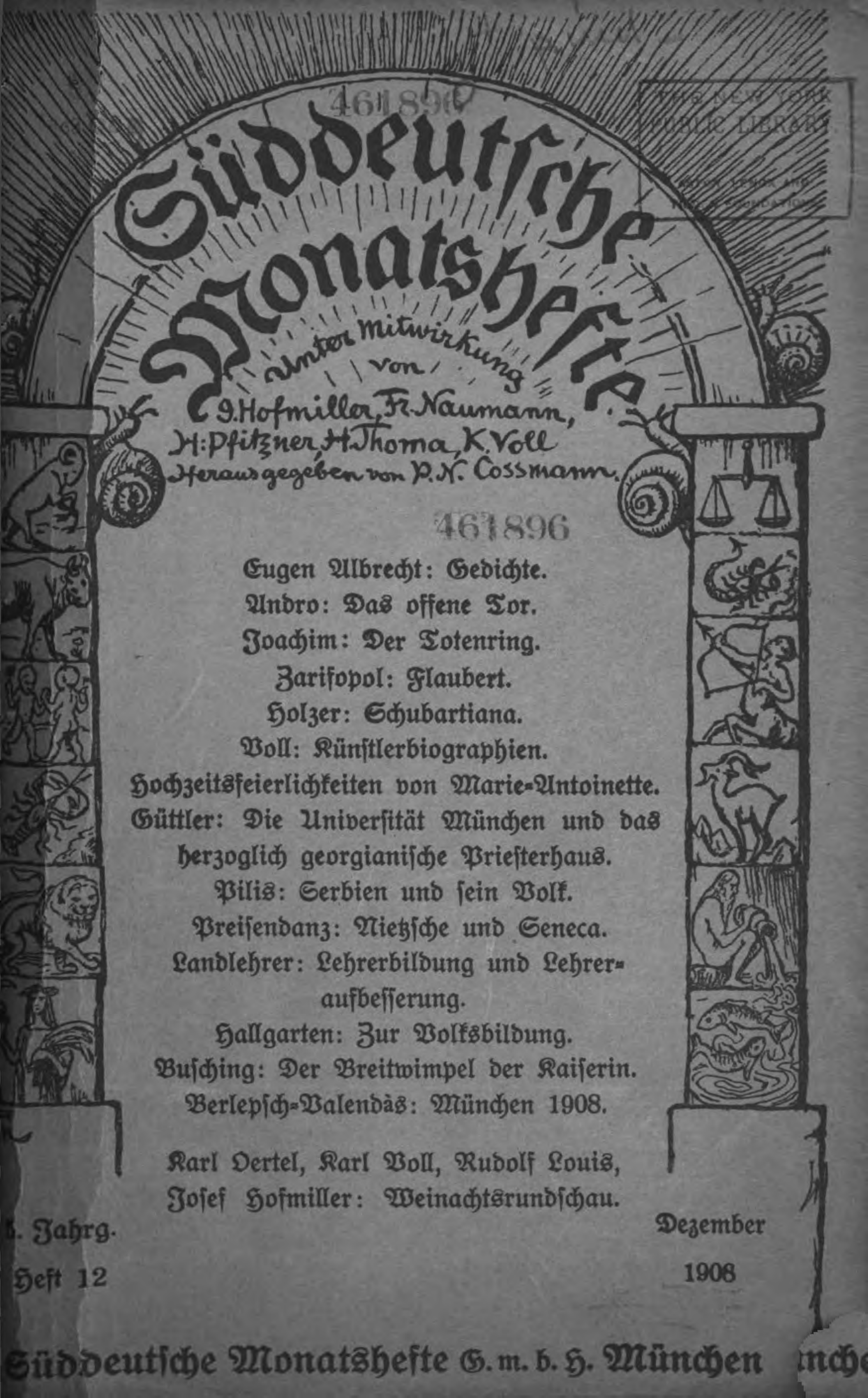

Süddeutsche Monatshefte
unter Mitwirkung von
J. Hofmiller, Fr. Naumann,
H. Pfitzner, H. Thoma, K. Voll
Herausgegeben von P. N. Cossmann.
Flesch: Kunst des Wohltuns.
Ernst Zahn: Herrn Salomon Bringolfs Enttäuschung.
Hermann Stegemann: Schweizerballade.
Stern: Ausweisung Herweghs aus Zürich 1843.
Holzer: Antichrist und Umwertung.
Borchardt: Zwei imaginäre Unterhaltungen Landors.
Spectator Novus: Kirchenpolitische Briefe.
Hofmiller: Schweizer.
Paris und London.
Ebstein: Magister Laukhard.
Karl Borromäus Heinrich: Lulu von Strauß und Torney.
Deutsche thin-paper-classics.
Woermann: Volls Alte Pinakothek.
Voll: Hirths Formenschatz.
Berlepsch-Valendàs: München 1900.
Staatsminister und Staatsautorität.
Kirchenzwang.
5. Jahrg.
Heft 8
August
1908
Süddeutsche Monatshefte G. m. b. H. München


Süddeutsche Monatshefte
unter Mitwirkung von
J. Hofmiller, Fr. Naumann,
H. Pfitzner, H. Thoma, K. Voll
Herausgegeben von P. N. Cossmann.
Borchardt: Der Kaiser.
1812 (Tagebuch eines Offiziers).
Supper: Der Heß und sein Buch.
Heymel: Spiele.
Siebert: Contra Ellen Key.
G. Chr. Lichtenberg: Briefe.
Kerschensteiner: Schulwerkstatt als Grundlage der Fortbildungsschule.
Spectator Novus: Kirchenpolitische Briefe.
Hofmiller: Oesterreicher.
Ein Schopenhauer-Herausgeber.
Rauchberg: Bedeutung der Deutschen in Oesterreich.
Andro: Natalie Bauer-Lechner.
Voll: Dürer-Literatur.
Berlepsch-Valendàs: München 1908.
Busching: Harden.
Die Sozialdemokratie und der Staat.
5. Jahrg.
Heft 9
September
1908
Süddeutsche Monatshefte G. m. b. H. München


Süddeutsche Monatshefte
unter Mitwirkung von
J. Hofmiller, Fr. Naumann,
H. Pfitzner, H. Thoma, K. Voll
Herausgegeben von P. N. Cossmann.
Andro: Das offene Tor.
Wenger: Der Einzige.
Rausch: Violas Abendtraum.
Die Geschichte vom fehlenden Starzer.
1812 (Tagebuch eines Offiziers).
Brahms und Joachim: Briefe.
Hofmiller: Busch in seinen Briefen.
Pauli: Kunst an deutschen Fürstenhöfen.
Friedrich Payer: Die Mainlinie.
Spectator Novus: Kirchenpolitische Briefe.
Wernicke: Urbild von Hebbels „Judith“.
Berlepsch-Valendàs: München 1908.
J. G. W. Schröder: Der Werkbund.
Stemplinger: Ballhorn in Bayern.
Karl Borromäus Heinrich: Arnulf Sonntag.
Deutsche Dichter für die Hausbibliothek.
Borchardt: Kassners Melancholia.
Seif: Hedwig von Soyters.
Jaeckh: Türkische Revolution.
5. Jahrg.
Heft 10
Oktober
1908
Süddeutsche Monatshefte G. m. b. H. München

Diesem Heft haben nachstehende Firmen Prospekte beigelegt: Bibliographisches Institut, Leipzig, betr. Goethes Werke, herausgegeben von Professor Dr. Karl Heinemann; Georg D. W. Callwey, München, betr. „Kunstwart"; Greiner & Pfeiffer, Stuttgart, betr. „Der Türmer". Wir gestatten uns, diese Beilagen der freundlichen Beachtung der geehrten Leser zu empfehlen.


Süddeutsche Monatshefte
unter Mitwirkung von
J. Hofmiller, Fr. Naumann,
H. Pfitzner, H. Thoma, K. Voll
Herausgegeben von P. N. Cossmann
Naumann: Moral der Masse.
Njeschlukto: Die Volksmenge.
1812 (Tagebuch eines Offiziers).
Andro: Das offene Tor.
Borchardt: Dante und deutscher Dante.
Fischer: Wanderjahre eines Poeten.
Heymel: Landschaft.
Piloty: Der Steuerbrunnen.
Neustätter: Beim Wunderdoktor.
Adams-Lehmann: Sprechzimmer einer Aerztin.
Hofmiller: Oesterreicher.
Borchardt: Deutsches Altertum.
Ebstein: Börries von Münchhausen.
Jaeckh: Türkische Revolution.
Kameke: Schulschiffverein.
Busching: Der Kaiser.
5. Jahrg.
Heft 11
November
1908
Süddeutsche Monatshefte G. m. b. H. München



Süddeutsche Monatshefte

unter Mitwirkung von
J. Hofmiller, Fr. Naumann,
H. Pfitzner, H. Thoma, K. Voll
Herausgegeben von P. N. Cossmann.

461896

5. Jahrg.
Heft 12

Dezember
1908

Süddeutsche Monatshefte G. m. b. H. München

Druck vom Bibliographischen Institut in Leipzig

Unsere verehrlichen Leser

bitten wir um Adressen, an die wir einen Prospekt über den neuen Jahrgang der Süddeutschen Monats-hefte senden können

Der Jahrgang 1909 wird u. a. folgende Beiträge enthalten:

Rudolf Hans Bartsch: Erzählung

Grazia Deledda: Bis zur Grenze. Roman

Hans von Hoffensthal: Die Kinder von Annegg. Erzählung

Hugo von Hofmannsthal: Komödie in Prosa. Erster Aufzug (Fragment)

Harry Kahn: Die Meerfastnacht. Novelle

Paola Lombroso: Meilensteine. (Uebertragen von Lolo Wedekind)

Helene Raff: Die Chronik von Maidenstatt. Novelle

Fritz Rassow: Abbitte. Novelle

Adalbert H. Rausch: Die Schwester. Novelle

Josef Ruederer: Das Grab des Herrn Schefbeck. Novelle

Felix Salten: Graf Adalbert, der Herrendiener. Novelle

Rudolf Alexander Schröder: Shakespeare-Uebersetzung

Hedwig von Soyters: Eine Sommernacht. Erzählung

Auguste Supper: Der Laubfrosch als Erzieher.

Otto Freiherr von Taube: Ein Quirit. Novelle

Margherita Traube-Mengarini: Nationale Eigentümlichkeiten. Skizze

Ernst Zahn: Das Zögern. Novelle

† Professor Dr. Eugen Albrecht, Direktor des Frankfurter Pathologisch-Anatomischen Instituts: Aus dem Nachlass

Geheimer Hofrat Dr. Otto Crusius, Professor an der Universität München: Hermann Usener und Albrecht Dieterich. Ein Gedenkblatt

Professor Dr. Franz Doflein, Konservator der Zoologischen Staatssammlung in München: Ueber Mimicry

Dr. Hans Driesch in Heidelberg: Zur Philosophie der Geschichte

Leo Freiherr von Egloffstein, Kgl. Assessor am Arbeitshaus in Rebdorf: Zum Gefängniswesen und zur Kriminalpsychologie

Dr. Karl Flesch, Stadtrat in Frankfurt a. M.: Mittelstand und Wohltätigkeit

Professor Dr. med. Max Flesch in Frankfurt a. M.. Schule und Industriestaat.

Dr. Grassl, Bezirksarzt in Lindau: § 218 R. St. G. B.

Dr. Robert Hallgarten in München: Soziale Strömungen in der Literatur des achtzehnten Jahrhunderts.

Dr. med. Rudolf Hecker, Privatdozent an der Universität München: Zur Hygiene des Kindesalters

Geheimrat Professor Dr. Karl Theodor von Heigel, Präsident der k. b. Akademie der Wissenschaften, in München: Regensburg

Professor Dr. Ernst Holzer in Ulm: Overbeck & Cie.

Studienrat Dr. Georg Kerschensteiner, Stadtschulrat von München: Zur Mädchenerziehung

Therese Leo in Bonn: Neue Frauenliteratur

Dr. Hermann Losch, Oberfinanzrat in Stuttgart: Die württembergische Auswanderung

Dr. August Sauer, Professor an der Universität Prag: Die Neuausgabe von Eichendorffs Werken

Dr. Hermann Schoop in München: Liselotte

Spectator Novus: Kirchenpolitische Briefe

Georg Wolf, Mitglied des Landesausschusses für Elsass-Lothringen: Kulturproblem und Verfassungsfrage in Elsass-Lothringen

Eugène Carrière: Die Kunst in der Demokratie

Dr. Arthur Eloesser in Berlin: Berliner und Münchener Theater

Dr. Ludwig Ganghofer in München: Lebenserinnerungen

Alfred Walter von Heymel in Bremen: Amerikanische Eindrücke

Professor Dr. Hofmiller in Freising: Jüdische Literatur
Rudolf Alexander Schroeder
Stefan George
San Gimignano
Wedekind's letzte Dramen
Die Küsse des Johannes Secundus

Dr. Theodor Kroyer, Professor an der Universität München: Max Reger.

Dr. Rudolf Louis in München: Walter Braunfels

Dr. Karl Eugen Neumann in Wien: Das Buddhistische Kunstwerk

Friedrich Nietzsche: Ungedruckte Briefe

Dr. Gustav Pauli, Direktor der Kunsthalle in Bremen: Der Bürger als Kunstpfleger

Hans Pfitzner, Direktor des Städtischen Konservatoriums in Strassburg i. E.: Zur Grundfrage der Operndichtung

Dr. Walter Riezler in München: Bildende Kunst und Bühne

Friedrich Rückert: Ungedruckte Gedichte

Professor Max Schillings in Stuttgart: Autobiographisches

Dr. Josef Schnitzer, Professor an der Universität München: Japanische Reisebriefe

Dr. Lewin L. Schücking, Privatdozent an der Universität Göttingen: Annette von Droste und Lewin Schücking. Mit ungedruckten Briefen

Dr. Karl Voll, Professor an der Technischen Hochschule und der Universität München: Illustrierte Bücher von Max Slevogt

Süddeutsche Monatshefte

Der **Jahrespreis** beträgt M 15.—, der **Quartalspreis** M 4.—, das Einzelheft kostet M 1.50. Abonnements und Bestellungen auf Einzelhefte werden in allen Buch- und Kunsthandlungen sowie von allen Postanstalten des In- und Auslandes entgegengenommen.

Redaktionelle Zusendungen (ohne Hinzufügung von Personen- und Straßennamen) an die „Redaktion der Süddeutschen Monatshefte, München." Bei der großen Anzahl der an uns gelangenden Manuskripte müssen wir bitten, nur deutlich geschriebene Manuskripte mit breitem Rande einzusenden und Rückporto beizulegen. Sprechstunden der Redaktion: München, Königinstraße 103, Vorderhaus, Samstags von 3—5 Uhr. Telephon 3658.

Geschäftliche Zusendungen, sowie Geldsendungen an „Süddeutsche Monatshefte G. m. b. H., München." Telephon 22336. Sprechstunden des Verlages: München, Königinstr. 103, Gartenhaus, an Werktagen täglich von 10—12 Uhr vormittags. Zweigstelle für Inseratannahme: **Berlin-Friedenau,** Brünnhildestr. 1.

Süddeutsche Monatshefte

5. Jahrgang Dezember 1908 Heft 12

Inhaltsverzeichnis:

Rundschau:

Kunst- und Kunstgewerbe:

Weihnachtsrundschau:

J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger in Stuttgart und Berlin



Empfehlenswerte Festgeschenke in eleganten Einbänden!

Goethes Sämtliche Werke



GOETHE

Jubiläums-Ausgabe. In 40 Bänden. Groß-Oktav

In Verbindung mit Konrad Burdach, Wilhelm Creizenach, Alfred Dove, Ludwig Geiger, Max Herrmann, Otto Heuer, Albert Köster, Richard M. Meyer, Max Morris, Franz Muncker, Wolfgang von Oettingen, Otto Pniower, August Sauer, Erich Schmidt, Hermann Schreyer und Oskar Walzel herausgegeben von Eduard von der Hellen

Preis des Bandes: In Leinwand gebunden Mark 2.— In Halbfranz gebunden Mark 3.— Prospekt gratis

„Mit dieser Ausgabe ist alles auf diesem Gebiete bisher Dargebotene zweifellos übertroffen." — Die Nation

„Der reichhaltige, neue Kommentar, den diese Cotta'sche Ausgabe bietet, macht auch für alte Freunde Goethes die einzelnen Bände zu erfreulichen neuen Geschenken." — Kreuzzeitung

„Wir glauben nicht, daß für eine so schöne Ausstattung jemals in Deutschland billigere Preise gefordert wurden." — Hamburger Fremdenblatt

„Die Ausgabe ist, was Textkritik, literarhistorische Einleitungen, sowie Anmerkungen betrifft, mustergültig, ja sie kann ohne Uebertreibung als etwas noch nicht Dagewesenes bezeichnet werden." — Münchener Neueste Nachrichten



SCHILLER

Schillers Sämtliche Werke

Säkular-Ausgabe

In 16 Bänden. Groß-Oktav

In Verbindung mit Richard Fester, Gustav Kettner, Albert Köster, Jakob Minor, Julius Petersen, Erich Schmidt, Oskar Walzel, Richard Weißenfels herausgegeben von Eduard von der Hellen

Preis des Bandes: In Leinwand gebunden Mark 2.— In Halbfranz gebunden Mark 3.— Prospekt gratis

„Wir haben hier endlich eine klassische Edition für das deutsche Haus, eine solche, die nicht nur durch relative Vollständigkeit und würdigste Ausstattung, sondern auch durch kritische Gediegenheit und durch erklärende Beigaben aus der Feder hervorragender Fachleute sich vor allen uns sonst bekannten auszeichnet . . ." — Archiv für das Studium der neueren Sprachen und Literaturen

„Zweifellos die beste, vollständigste und vornehmste aller vorhandenen Ausgaben." — Schwäbischer Merkur

„Man kann sagen, daß die Cotta'sche Säkular-Ausgabe die Anforderungen, die sie selbst an sich gestellt und die an sie gestellt werden dürfen, nicht nur erfüllt, sondern übertroffen hat. Sie ist äußerlich und innerlich eine mustergültige Leistung des deutschen Buchdruckes und der deutschen Wissenschaft." — Münchener Neueste Nachrichten

Gratis und franko Cotta'scher Klassiker-Katalog / Cotta'scher Musikalien-Katalog / Kleiner Cotta'scher Verlags-Katalog (Neuere Belletristik, Illustrierte Werke, Geschichte, Literaturgeschichte, Biographien u. s. w.)



J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger in Stuttgart und Berlin

Empfehlenswerte Festgeschenke in eleganten Einbänden!



Cotta'sche Handbibliothek

Hauptwerke der deutschen und ausländischen schönen Literatur in gediegen ausgestatteten, äußerst wohlfeilen Einzelausgaben

Gebundene Ausgaben, in eleganten Leinenbänden zu beziehen:

Auerbach, Deutsche Illustrierte Volksbücher 10 Bände In 3 Bände geb. zu je M. 2.—
„ Edelweiß M. 1.50
„ Spinoza. Ein Denkerleben M. 1.70
Bürger, Gedichte M. 1.20
Droste-Hülshoff, Lyrische Gedichte M. 1.20
Ebner-Eschenbach, Marie v., Ein Spätgeborner M. —.90
Fontane, Theodor, Wanderungen durch die Mark Brandenburg. Auswahl, herausgegeben von Herm. Berdrow M. 1.50
„ Ausgewählte Balladen M. —.90
Freiligrath, Ferd., Gedichte M. 1.50
„ Neue Gedichte M. 1.50
Göring, H., Lessings Leben M. 1.10
Goethe, Faust. Mit Einleitung von Goedeke 1. und 2. Teil M. 1.20
„ Die Leiden des jungen Werthers Mit Einleitung von Goedeke M. —.75
„ Wilhelm Meisters Lehrjahre Mit Einleitung von Goedeke 2 Teile in 1 Band geb. M. 2.—
„ Briefwechsel mit einem Kinde 3 Bände in 1 Band geb. M. 2.50
„ Unterhaltungen mit dem Kanzler Friedrich von Müller M. 1.50
Grillparzer, Ausgewählte Gedichte M. 1.10
„ Das goldene Vließ. I. Der Gastfreund. — Die Argonauten. II. Medea. Mit Nachwort von Heinrich Laube. Beide Bände in einen Band geb. M. 1.—
Grün, Anastasius, Nikolaus Lenau. Lebensgeschichtliche Umrisse. Mit einem Anhang: Briefe von und an Lenau, ausgewählt und erläutert von J. Proelß M. 1.—
Gudrun (s. Simrock)
Hartmann, Der Krieg um den Wald M. 1.—
Hauff, Lichtenstein M. 1.20
„ Märchen M. 1.30
Hausschatz, Humoristischer für das deutsche Volk, herausgegeben von Ernst Eckstein 6 Bände zu je M. 1.50
Heine, Buch der Lieder. Mit Einleitung von Stephan Born M. 1.10
„ Romanzero M. 1.10
Heldenbuch, Das kleine (s. Simrock)
Herder, Stimmen d. Völker i. Liedern M. 1.25
Hoffmann, E. Th. A., Kater Murr M. 1.40
Hölderlin, Gedichte M. 1.10
Jean Paul, Doktor Katzenbergers Badereise M. 1.10
Keller, Gottfried, Die drei gerechten Kammmacher. — Pankraz der Schmoller Zwei Erzählungen in 1 Band geb. M. 1.10
„ Ausgewählte Gedichte M. 1.50
Kurz, Hermann, Der Sonnenwirt. Schwäbische Volksgeschichte 2 Bände in 1 Band geb. M. 2.—
Lenau, Gedichte M. 1.30
Loti, Japanische Herbsteindrücke Uebersetzt von Robert Proelß M. 1.10
Mörike, Eduard, Gedichte. Idylle vom Bodensee M. 1.20
„ Maler Nolten M. 1.60
„ Erzählungen M. 1.20
Paoli, Betty, Ausgewählte Gedichte M. —.90
Roquette, Rebenkranz zu Waldmeisters silberner Hochzeit M. 1.—
Rückert, Liebesfrühling nebst Vorfrühling: Agnes' Totenfeier und Amaryllis M. 1.30
Schack, A. F. Graf v., Die Plejaden M. 1.—
„ Strophen des Omar Chijam M. —.90
Schiller, Gedichte Mit Einleitung von Goedeke M. 1.—
„ Wallenstein. Mit Einl. von Goedeke. I. Teil: Wallensteins Lager. Die Piccolomini. II. Teil: Wallensteins Tod. Beide Teile in einen Band geb. M. 1.—
Schopenhauer, Parerga und Paralipomena 4 Bde. Bd. I/II in 1 Band geb. M. 2.— Bd. III/IV in 1 Band geb. M. 2.40
„ Die Welt als Wille und Vorstellung. 2 Bände in 1 Band geb. M. 1.80
Seidel, Heinr., Weihnachtsgeschichten M. 1.10
Simrock, Karl, Uebersetzungen:
Gudrun. Deutsches Heldenlied M. 1.30
Das Nibelungenlied M. 1.50
Das kleine Heldenbuch. 2 Bände in 1 Band geb. M. 2.30
Streicher, Andreas, Schillers Flucht von Stuttgart und Aufenthalt in Mannheim 1782 bis 1785. Neue Ausgabe M. 1.—
Uhland, Gedichte M. 1.20
Wieland, Oberon Mit Einleitung von F. Muncker M. 1.10
Wilbrandt, Novellen a. d. Heimat M. 1.40
Wolzogen, K. v., Schillers Leben M. 1.20

Vollständiges Verzeichnis gratis

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart

Bestellzettel Seite 7.

Helen Keller ist kein Wunder,

aber das Wunderbarste hat in ihrer Entwicklung seinen ergreifenden Ausdruck gefunden; an den Namen Helen Keller knüpft sich für uns das freudige Bewußtsein, daß weit außerhalb der alten Grenzen unserer Kultur neue Pfähle fest und dauernd eingeschlagen wurden, zum Segen der Menschen. In der **„Geschichte meines Lebens“** verfolgen wir, wie zwei Geisteshelbinnen, Helen Keller und ihre Lehrerin Miß Sullivan, einen Kampf führen, wie er erhabener kaum gedacht werden kann. Tief im Innersten erschüttert, von hoher, andächtiger Begeisterung erfaßt, wohnt man diesem jahrelangen Ringen bei, das die taube, blinde, stumme Helen Keller Schritt für Schritt siegreich aus der geistigen Nacht erlöst und zu den Höhen der Menschheit emporführt.

Ein Hymnus des Kulturerfolges

ist daher dieses Buch, eine herrliche Bejahung, an der sich aufrichten kann, wer an der Menschheit verzagen möchte. Ein freudiges: Und dennoch! spricht für ihn aus jeder Seite.

Jeder, der Herz und Sinn hat für eine der schönsten geistigen Großtaten aller Zeiten, sollte das Buch lesen. Und alle die, denen unsere heranwachsende Generation anvertraut ist, alle Eltern und Lehrer, müßten es wieder und wieder lesen!

„Die Geschichte meines Lebens“ ist ein wahres Weihnachtsbuch: Es ist voller Sonnenschein, Liebe und Glückseligkeit, und Sonnenschein strahlt es in unsere müden Herzen.

Dr. M. Wilh. Meyer.

Bestellzettel

„Die Geschichte meines Lebens," mit eigenhändiger Original-Widmung Helen Kellers für den Käufer, in feinem Halbfranzband, 15 Mark.

Widmung.

(Faksimile von Helen Kellers Schrift.)

In dieser Ausgabe meiner "Lebensgeschichte" grüsse ich meine Freunde im deutschen Vaterlande. Gerne möchte ich glauben dass mein Buch etwas Vergnügen gäbe, um die grosse geistige Freude einigermassen zu vergelten, die ich dem Lande Schillers und Goethes schuldig bin. Helen Keller.

„Die Geschichte meines Lebens," mit eigenhändiger Original-Widmung Helen Kellers für den Käufer, in feinem Halbfranzband, 15 Mark.

Wie man „Die Geschichte meines Lebens" beurteilt.

Tägliche Rundschau. Selten hat die Lektüre eines Buches **einen so nachhaltigen und gewaltigen Eindruck** auf mich gemacht, selten **einen so mächtigen Sturm der verschiedensten Gefühle** in mir wachgerufen. **Helen Keller ist eine Geistesheldin, die durch einen mit beispielloser Energie und Tatkraft geführten Kampf zu den Höhen einer Bildung sich durchgerungen hat,** die bei gewöhnlichen Menschen schon als außergewöhnlich gelten müßte. Erfahren wir aber, daß unsere Heldin der edelsten Sinne, des Gehörs und des Gesichts, zudem auch der Sprache seit ihrer frühesten Kindheit beraubt, wissenschaftliche Leistungen vollbrachte, wie sie selbst in ihrem Buche in so meisterhafter Form uns geschildert hat, **so steigert sich unsere Bewunderung zu einer Art andächtigen und ehrfurchtsvollen Enthusiasmus,** nicht nur für die Person

Bestellzettel Seite 7.

Helen Kellers, sondern auch für ihre **Führerin** auf diesem mühsamen Wege, **die durch ihr Erziehungswerk vielleicht die erhabenste und bewunderungswerteste Großtat vollbrachte, welche die Annalen der Erziehungsgeschichte je verzeichnet haben** .... Das Buch **erfüllt uns mit Dank gegen den Schöpfer,** der uns mit den edelsten Sinnen ausgestattet hat; es fördert unsere Lust zu geistiger Arbeit, indem es uns zeigt, welche Hindernisse Energie und Fleiß zu überwinden vermögen. **Daher empfehle ich nicht nur Eltern und Pädagogen, sondern vor allem auch der jungen Leserwelt, besonders auch den jungen Damen, dieses Buch in der vollsten und aufrichtigsten Überzeugung.**

Berliner Tageblatt. **Nicht nur Erzieher und Eltern, jeder Mensch** muß mit Freude das Buch der Helen Keller lesen. **Dem Schriftsteller, dem Künstler, dem Gelehrten eröffnet es neue Aussichspunkte. Leute, die in Krankheit und Trübsal am Leben verzweifeln wollen, richtet es auf:** denn es zeigt ihnen, wie nichts so hoffnungslos ist, daß es nicht Trost und Linderung fände. **Übermütige lehrt es Demut, Leichtfertige Besinnung.** Es ist ein Werk, das keiner vergessen kann, der es einmal gelesen hat.

Marie von Ebner-Eschenbach. Gestern habe ich „Die Geschichte meines Lebens" von Helen Keller tief ergriffen und **voll der wärmsten Bewunderung** für die Verfasserin zu Ende gelesen. Ich wäre Ihnen sehr dankbar, s. g. H., wenn Sie Frl. Keller sagen würden, daß **jede Zeile ihres Buches mir unaussprechliches Interesse** eingeflößt hat... Wollen Sie beiden Damen **meine Huldigung darbringen... Als ein erhabenes Beispiel stillen Heldentums** stehen Helen Keller und ihre Freundin vor meinen Augen.

Agnes Gräfin Klinckowström. Helen Kellers Lebensgeschichte hat mich **in hohem Grade gefesselt. Sie ist erschütternd und unterhaltend zugleich,** durch die Frische und Fröhlichkeit der Schilderung. **Es ist ein Dokument des Sieges einer großen Seele und einer phänomenalen Intelligenz über die Materie.** Helen Keller ist in der Tat ein Phänomen, und **ihr interessantes Buch kann nicht warm genug empfohlen werden.**

Wilhelm Fischer, Graz (Grazer Tagespost). **Es ist ein wunderbares Buch;** denn das scheinbar Unmögliche ist darin wirklich geworden .... **Helen Keller ist eine Siegerin. Sie hat eine Welt erobert: das Reich des Lichtes. Heil ihr! Neigen wir uns vor ihr.**

Berliner Morgenpost. Wer Helen Kellers Geschichte liest, wir[illegible] ausrufen: **Beglückende Wahrheit! Jede Seite, jede Zeile von Hele[illegible]** Lebensgeschichte **haucht ein warmes, überströmendes Glücksgefühl, de[illegible] Zauber jeden fortreißt,** der an den Schicksalen dieses seltenen und seltsa[illegible] Charakters teilnimmt. **Das Buch der Glückseligen,** die die Grausamkeit [illegible] Natur mit hellsehendem Weisheitslächeln niedergezwungen, die das bitterste [illegible] glück in das süßeste Glück gewandelt, **läßt einen nicht mehr los. Liebl[illegible] als ein idyllisches Märchen, spannender als ein packender Roman, [illegible] reicher als manche pädagogische Enzyklopädie wirkt Helens Lebensge[illegible]**

Bestellzettel Se[illegible]

Schlesische Volkszeitung. Das Buch ist an sich spannend und unterhaltend, aber mehr als das, es **fordert zur größten Bewunderung auf; es belehrt, ermahnt, beschämt, rührt.**

Alte und Neue Welt (Einsiedeln). Dieses Buch repräsentiert **entschieden die originellste u. interessanteste Autobiographie, die je geschrieben worden ist** ... Wir haben es mit einem Interesse gelesen, wie selten ein anderes; **diese Lektüre möchten wir einem jeden unserer Leser gönnen.**

Illustr. Sonntagszeitung. **Das Buch enthält Schönheiten über Schönheiten, Wahrheiten tief wie ein Bergsee, Lichtquellen der Seele, die leuchten wie die Sonnen der Ewigkeit.**

Hamburger Korrespondent. **Hat jemals ein Dichter einen interessanteren psychologischen Roman geschrieben,** als ihn hier die Wirklichkeit schuf in dem Leben der **taubstummen** Blinden?



Miß Sullivan buchstabiert Helen Keller ihre Lektüre in die Hand.

Felix Holländer: Man muß das Buch Zeile für Zeile andächtig und mit Ehrfurcht lesen, um das schier Wunderbare zu erfassen und zu begreifen.

Schwäbischer Merkur. Das Buch **gehört zu den merkwürdigsten Urkunden des Wissens vom menschlichen Geiste** ... Es ist eine Fülle geistiger Anregung, die das Buch uns gibt. Es geleitet uns an die **Pforte des Tempels, hinter der die tiefsten Geheimnisse des Menschengeistes verschlossen liegen.**

Leipziger Neueste Nachrichten. Nur einige seltene, auserlesene Schriftwerke stehen auf der Höhe eines bleibenden Allgemeinwertes. Sie fassen uns ans innerste Herz und lassen uns nicht los. **Ein solches Buch ist das im Verlage von Robert Lutz in Stuttgart erschienene Werk „Helen Keller, Die Geschichte meines Lebens."** ... Aber daß ein Menschenkind, bei dem eigentlich nur an den Tast- und Geruchssinn angeknüpft werden konnte, will sagen, daß die unglückliche kleine Helen Keller bis zu solchem geistigen Hochland vorgedrungen ist, das dürfte doch ganz einzig dastehen: das bedeutet einen Triumph des menschlichen Geistes überhaupt ... **Möge diese Lebensgeschichte in recht viele Hände kommen! Man kann daraus lernen, man kann sich daran erbauen. Es ist so etwas Ernstes, Tiefes, Großes und Freudiges. Ein wunderbares Leben!**

Hamburger Fremdenblatt. Für empfindende Menschen ist dieses Werk mehr als ein fesselnder Roman, **es ist die Niederschrift einer der größten Taten auf dem Gebiete der Menschenliebe, eine Urkunde, die für alle Zeiten Zeugnis ablegt von der Tatkraft des Menschen.**

Bestellzettel Seite 7.

Das Offizier-Kasino. Das Glaubensbekenntnis Helen Kellers, das sich „Optimismus“ betitelt, dürfte nächst dem Werke „Die Geschichte meines Lebens“ von derselben Verfasserin als **eines der edelsten Werke der Weltliteratur** bezeichnet werden können. Wer im Drange des Lebens unter irgend einer Last zusammenzubrechen droht, der wird sich an der sieghaften Hoffnungsfreudigkeit dieser Philosophin aufrichten, die, trotzdem ihr die Natur fast alle Sinne versagte, doch nicht verzweifelt, sondern sich zur höchsten menschlichen Vollkommenheit emporringt.

St. Petersburger Zeitung. **Wie ein Sonnenstrahl aus tiefster Finsternis ist das Glaubensbekenntnis** der tauben und blinden Helen Keller: „Optimismus“ und dazu angetan, vielen Trost und frischen Lebensmut einzuflößen. Niemand wird es reuen, diesem sympathischen, einzigartigen Menschenkinde ein paar Stunden gewidmet zu haben.

Dienet einander. Helen Kellers Glaubensbekenntnis muß mit der größten Bewunderung erfüllen.

Rigaische Rundschau. Wer irgend des Zuspruchs und der Ermunterung bedarf im Ungemach des Daseins, der greife nach dieser Bekenntnisschrift und erquicke und erlabe sich an der lieblich duftenden Blüte.

Evangel. Gemeindeblatt. Es ist eine Freude, das Büchlein zu lesen, und wir möchten es besonders für die reifere Jugend empfehlen. Das Büchlein wäre es wert, **in Massen verbreitet zu werden.**

Berliner Lokalanzeiger. ... An die Spitze möchte ich Helen Kellers herrliches Büchlein „Optimismus“ stellen, dem man die weiteste Verbreitung heute mehr denn je wünschen möchte.

Leipziger N. Nachrichten. Schon um ihrer persönlichen Schicksale willen muß Helen Kellers Büchlein über den Optimismus lebhaftes Interesse erwecken. Und es wird sich nur steigern, wenn man ihre **feinsinnigen und wohlerwogenen Gedankengänge** liest, die für manches Menschenkind etwas **wahrhaft Tröstendes** haben dürften.

Meine Welt

Soeben erschienen

Preis hübsch gebunden 1 M.

Bestellzettel

Von .... bestelle ich:

1 **Helen Keller, Die Geschichte m. Lebens** brosch. 5.50 M., geb. 6.50 M., Halbfrz. 7.50 M.
1 „ „ **Optimismus** 1 M.
1 „ „ **Meine Welt** 1 M.
1 **Anekdotenbibliothek** Bd. 1, 2, 3, 4, 5, 6/7. Brosch. — Geb.

(Verlag von Robert Lutz in Stuttgart.)

Name und Adresse: ....

....

(Das Nichtgewünschte bitte zu streichen.)

Bibliographie.

Bei der Redaktion der Süddeutschen Monatshefte sind folgende Bücher und Zeitschriften eingelaufen:

Geschichte. Politik.

Guglielmo Ferrero, Grösse und Niedergang Roms Dritter Band. Das Ende des alten Freistaats. XII, 341 S. Vierter Band: Antonius und Kleopatra. VII, 321 S. Stuttgart, Julius Hoffmann.

Oberleutnant Rudolf Bartsch, Die Schill'schen Offiziere. 88 S. Das Kriegsjahr 1809 in Einzeldarstellungen. Unter Leitung Sr. Exz. des Feldmarschalleutnants Emil v. Woinovich herausgegeben von einem Kreise von Offizieren des K. u. K. Heers. Redigiert von Hauptmann Alois Veltzé. Band 7. Preis M. 1.80. Wien-Leipzig, C. A. Stern.

Dr. M. J. Baernreither, Mitglied der österreichischen Delegation, Bosnische Eindrücke. Eine politische Studie. 58 S. Preis 1 K. Wien, Manz'sche k. u. k. Hof-, Verlags- und Universitätsbuchhandlung.

Graf Gobineau, Die Renaissance, Historische Szenen. Deutsch von Ludwig Schemann. Neu durchgesehene und verbesserte Auflage. XXXIX, 316 S. Preis broch. M. 5,—, geb. 6.50 bezw. M. 8.—. Strassburg, Karl J. Trübner.

Die Franzosenzeit in deutschen Landen. 1806—1815. In Wort und Bild der Mitlebenden. Herausgegeben von Friedrich Schulze. Bd. 1. 1806—1812; XIV, 336 S. Bd. 2. 1812 bis 1815; IX, 379 S. Preis M. 18.—, geb. M. 20.—. Leipzig, R. Voigtländer.

Dr. Hermann Stauber, Die Schedel'sche Bibliothek. Ein Beitrag zur Geschichte der Ausbreitung der italienischen Renaissance, des deutschen Humanismus und der medizinischen Literatur. Nach dem Tode des Verfassers herausgegeben von Dr. Otto Hartig. Bd. VI, 2. u. 3. Heft der Studien und Darstellungen aus dem Gebiete der Geschichte, herausgegeben von Dr. Herman Grauert. XXII, 278 S. Preis M. 8.—. Freiburg, Herder'sche Verlagshandlung.

Biographien, Memoiren, Briefe.

Briefe und Tagebuchblätter des Generals Charles Gordon of Khartum. Ausgewählt und übersetzt von Dr. Max Goos. Bibliothek wertvoller Memoiren, Lebensdokumente hervorragender Menschen aller Zeiten und Völker. Herausgegeben von Dr. Ernst Schultze Bd. 8. 456 S. Preis M. 6.—, geb. M. 7.—. Hamburg, Gutenberg-Verlag, G. m. b. H.

Memoiren aus den spanischen Freiheitskämpfen 1808—1811. Ludwig von Grolman, Albert Jean Michel Rocca, Moyle Sherer, Heinrich von Brandt, Henri Ducor, Don Juan Andrés Nieto Samaniego. Bearbeitet von Friedrich M. Kircheisen. Bibliothek wertvoller Memoiren, herausgegeben von Dr. Ernst Schultze, Band 7. 500 S. Preis M. 6.—, geb. M. 7.—. Hamburg, Gutenberg-Verlag, G. m. b. H.

Schiller und Lotte, Ein Briefwechsel. Herausgegeben von Alexander von Gleichen-Russwurm. In 2 Bänden. XV, 657 S. Preis M. 5.—, geb. M. 7.—, in Leder M. 9.—. Jena, Eugen Diederichs

Arthur Roessler, Ferdinand Georg Waldmüller. 130 S. Mit 136 Illustrationen. Preis M. 5.—. Wien, Karl Graeser.

Agnes Sapper, Frau Pauline Brater. Lebensbild einer deutschen Frau. Mit 2 Bildnissen. 312 S. Preis geb. M. 4.—. München, C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung Oskar Beck.

Karl Storck, Mozart. Sein Leben und Schaffen. Mit einem Bildnis und 2 Schriftproben. VII, 553 S. Preis geh. M. 6.50, geb. M. 7.50. Stuttgart, Greiner und Pfeiffer.

Friedrich Nietzsches Briefe an Peter Gast. Herausgegeben von Peter Gast. XXV, 540 S. Preis geh. M. 9.—, geb. M. 10.— Leipzig, Insel-Verlag.

Jacob Baechtold, Gottfried Kellers Leben. Kleine Ausgabe ohne die Briefe und Tagebücher des Dichters. Aus dem Nachlass des Verfassers. 2. Aufl. 287 S. Preis M. 3— Stuttgart und Berlin, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger.

Briefe Conrad Ferdinand Meyers nebst seinen Rezensionen und Aufsätzen, herausgegebn von Adolf Frey. Mit 4 Bildern und 8 Handschriftproben. 2 Bände. I: VIII, 465 S. Bd. II: IV, 436 S. Preis geb. M. 20.—. Leipzig. H. Haessel.

Kulturgeschichte.

Friedrich Kluge, Bunte Blätter. Kulturgeschichtliche Vorträge und Aufsätze. 213 S. Preis broch. M. 6.—, geb. M. 7.—. Freiburg, (Baden), J. Bielefeld.

Willibald Herlein, Das Dorfleben in seiner geschichtlichen Entwicklung gezeigt an der Geschichte eines einzelnen Dorfes an den Grenzen von Bayern, Franken und Schwaben; oder: Geschichte des Dorfes Rohrbach als Paradigma für die Geschichte der sozialen, rechtlichen und wirtschaftlichen Verhältnisse auf dem Lande. Aus dem Nachlass herausgegeben von Dr. J. E. Weis-Liebersdorf. XV, 254 S. Preis M. 5.—. Regensburg, Verlagsanstalt, vorm. G. J. Manz.

Staat und Gesellschaft der neueren Zeit (bis zur französischen Revolution) von F. v. Bezold, E. Gothein, R. Koser. VI, 349 S. Die Kultur der Gegenwart. Ihre Entwicklung und ihre Ziele. Herausgegeben von Paul Hinneberg. Teil II, Abt. V, 1. Preis geb. M. 11.—. Berlin u. Leipzig, B. G. Teubner.

Sprachwissenschaft. Literaturgeschichte.

Dr. Arnulf Sonntag, Hermann Lingg als Lyriker. VIII, 134 S. Preis M. 2.—. München, J. Lindauer'sche Buchhandlung (Schöpping).

Heinrich Grohs, Die Satire in der jüdischen Literatur. 63 S. Frankfurt a. M. J. Kauffmann.

Dr. Eugen Heinrich Schmitt. Ibsen als Prophet. Grundgedanken zu einer neuen Aesthetik. VIII, 401 S. Leipzig, Fritz Eckardt.

Konrad Falke, Wenn wir Toten erwachen! Ein Beitrag zur Kenntnis Ibsens. 25 S. Zürich Rascher & Cie.

Die osteuropäischen Literaturen und die slawischen Sprachen. Von A. Bezzenberger, A. Brückner, V. v. Jagić, J. Máchal,

M. Murko, F. Riedl, E. Setälä, G. Suits, A. Thumb, A. Wesselovsky, E. Wolter. VIII, 396 S. Die Kultur der Gegenwart, Ihre Entwicklung und ihre Ziele. Herausgegeben von Paul Hinneberg. Teil I Abt. XI. Preis geb. M. 11.—. Berlin und Leipzig, B. G. Teubner.

Samuel Lublinski, Der Ausgang der Moderne. Ein Buch der Opposition. VII, 314 S. Dresden, Karl Reissner.

Friedrich Kummer, Deutsche Literaturgeschichte des 19. Jahrhunderts dargestellt nach Generationen. XVI, 720 S. Preis geb. M. 10.—. Dresden, Karl Reissner.

R. Kaulitz-Niedeck, Goethe und Jerusalem. 191 S. Preis brosch. M. 3.50, geb. M. 4.50. Giessen, von Münchow'sche Hof- und Universitäts-Druckerei O. Kindt.

Theologie. Kirchengeschichte.

Max Werner, Das Christentum und die monistische Religion. 202 S. Preis M. 2.—. Berlin, Karl Curtius.

G. Nathanael Bonwetsch, Grundriss der Dogmengeschichte. VI, 206 S. Preis geb. M. 3.50. München, C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung Oskar Beck.

Otto Zimmermann S. J., Ohne Grenzen und Enden. Gedanken über den unendlichen Gott den Gebildeten dargelegt. VIII, 188 S. Preis M. 1.80. geb. M. 2.50. Freiburg, Herder'sche Verlagshandlung.

Philosophie. Psychologie.

P. Marian Morawski S. J., Abende am Genfer See. Grundzüge einer einheitlichen Weltanschauung. Uebersetzung aus dem Polnischen von Jakob Overmans S. J. 3. Auflage. XVI, 258 S. Preis M. 2.20, geb. M. 2.80. Freiburg, Herder'sche Verlagshandlung.

Naturwissenschaften. Medizin.

Dr. G. Z. Warmund, Los vom Storch! 68 S. Preis M. 1.50. Leipzig-Gohlis, Bruno Volger.

Dr. med. Anna Fischer-Dückelmann, Die Frau als Hausärztin. Ein ärztliches Nachschlagebuch der Gesundheitspflege und Heilkunde in der Familie mit besonderer Berücksichtigung der Frauen- und Kinderkrankheiten, Geburtshilfe und Kinderpflege. Mit 463 Originalillustrationen, 37 Tafeln und Kunstbeilagen und dem Porträt der Verfasserin. Gänzlich neubearbeitete und vermehrte 500,000 Jubiläumsausgabe. X, 916 S. Preis in 1 Bande M. 17.—, in 2 Bänden M. 20.—. Stuttgart, Süddeutsches Verlags-Institut.

Vom Urtier zum Menschen. Ein Bilderatlas zur Abstammung und Entwicklungsgeschichte des Menschen. Zusammengestellt und erläutert von Konrad Guenther. 20 Lieferungen à M. 1.—. Lieferung 11—14. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

Geographie. Reisen.

E. von Seydlitz, Handbuch der Geographie. Jubiläumsausgabe. 25. Bearbeitung, unter Mitwirkung vieler Fachmänner besorgt von Professor Dr. E. Oehlmann. Mit 400 Figuren, Karten, Profilen und Landschaftsbildern in Schwarz- und Photographiedruck, 4 farbigen Karten nnd 30 farbigen Tafeln. Preis: Leinenband M 6.50, Halbfranz M. 7.50. Breslau, Ferd. Hirt.

Karl Haag, Osterferien in Andalusien. Mit 28 Zeichnungen des Verfassers. 71 S. Preis M. 1.50. Stuttgart, K. Ad. Emil Müller.

Friedrich Kayser und Ernst M. Roloff, Aegypten einst und jetzt. 3. völlig neubearb. Auflage. Mit Titelbild, 189 Abbildungen und einer Karte. Illustrierte Bibliothek der Länder- und Völkerkunde. XII, 336 S. Preis M. 7.—, geb. M. 9.—. Freiburg, Herder'sche Verlagshandlung.

Die Weltumsegelungsfahrten des Kapitäns James Cook. Ein Auszug aus seinen Tagebüchern. Bearbeitet und übersetzt von Dr. Edwin Hennig. Mit 8 Bildern und 1 Karte. 554 S. Bibliothek denkwürdiger Reisen. Erzählungen über berühmte Reisen aus der Feder von Teilnehmern. Herausgegeben von Dr. E. Schultze. 1. Band. Preis M. 6.—, geb. M. 7.—. Hamburg, Gutenberg-Verlag G. m. b. H.

Prof. Dr. J. Kutzer, Das deutsche Land in seinen charakteristischen Zügen und seinen Beziehungen zu Geschichte und Leben der Menschen. 5. neubearb. Aufl. mit 179 Bildern und Figuren und 12 farbigen Tafeln und Karten, herausgegeben von Dr. Viktor Steinecke. 559 S. Preis M. 10.50, geb. M. 12.50. Breslau, Ferdinand Hirt.

Bildende Kunst. Aesthetik.

Max von Boehn, Giorgione und Palma Vecchio. Mit 110 Abbildungen. Band 94 der Künstlermonographien. Herausgegeben von H. Knackfuss. 130 S. Preis M. 4.—. Bielefeld u. Leipzig, Velhagen und Klasing.

Friedrich Pollak, Lorenzo Bernini. Eine Studie. 122 S. Preis M. 4.—. Stuttgart, Julius Hoffmann.

Curt Bauer, Aesthetik des Lichts. Mit 13 Tafeln. 231 S. München und Leipzig, R Piper & Co.

Ferdinand Georg Waldmüller, Sein Leben, sein Werk und seine Schriften. Herausgegeben von Arthur Roessler und Gustav Pisko. 2 Bände. 302 S., 228 S. Preis M. 136.—. Wien, Karl Graeser & Cie.

Fritz Kunz, Der heilige Franz von Assisi. Mit Text von Heinrich Federer. Preis geb. M. 6.— München, Verlag der Gesellschaft für christliche Kunst. G. m. b. H.

Die Meister der Malerei und ihre Werke. Fünf Jahrhunderte Malkunst in Deutschland, Italien, Spanien, Frankreich, England und den Niederlanden 1400—1800. Von Max Rooses. Mit 450 Abbildungen und 13 Farbendrucktafeln. Vollständig in 12 Lieferungen zu je M 1.—. Lieferung 9—12. Leipzig, Wilhelm Weicher.

Oskar Schwindrazheim, Kunst-Wanderbücher. Eine Anleitung zu Kunststudien im Spazierengehen. 5. Bändchen: Von alter zu neuer Heimatkunst. Mit 73 Abbildungen nach eigenen Aufnahmen und Skizzen des Verfassers und mit 16 leeren Seiten für Bemerkungen und Skizzen. 84 S. Preis M. 2.—, geb. M. 3.—. Hamburg, Gutenberg-Verlag G. m. b. H.

Schule. Erziehung.

Otto Anthes, Erotik und Erziehung. 72 S. Preis M. 1.—. Leipzig, R. Voigtländer.

Hans Wegener, Das nächste Geschlecht. Ein Buch zur Selbsterziehung für Eltern. Das sexuelle Problem in der Kindererziehung. Preis kart. M. 2.—, geb. M. 3.—. Giessen, Alfred Töpelmann (vorm. J. Ricker.)

Theater, Musik.

Karl Vogt, Schauspieler-Kunst. Eine Hochschulfrage. Berlin, Priber & Lammers.
A. Richard Scheumann, Die grossen deutschen Tondichter. Lebenserzählungen in Bildern für unsere musikalische Jugend. Bd. 1, 2. Haydn, Mozart, Beethoven, Schubert, Weber, Mendelssohn, Schumann. Mit 3 bzw. 4 Porträts. Preis Bd. 1 M. 1.—, Bd. 2 M. 1.20. Leipzig, Kommissions-Verlag Friedrich Hofmeister.

Schöne Literatur.

Rudolf Hans Bartsch, Die Haindlkinder. Roman. Mit Buchschmuck von Alfred Keller. 334 S. Preis geh. M. 4.—, geb. M. 5.—. Leipzig, L. Staackmann.
Max Geissler, Das sechste Gebot. Roman. 290 S. Preis geh. M. 4.—, geb. M. 5.—. Leipzig, L. Staackmann.
Wilhelm Busch, Hernach. 60 S. München, Lothar Joachim.
Karl Spitteler, Literarische Gleichnisse. 2. Auflage. VIII, 100 S. Preis geb. M. 3.—. Zürich, Albert Müller.
Karl Spitteler, Gustav. Ein Idyll. 2 Aufl. 94 S. Preis geb. M. 3.—. Zürich, Albert Müller.
Karl Spitteler, Friedli der Kolderi. 2. Auflage. 128 S. Preis geb. M. 3.50. Zürich, Albert Müller.
Adolf Dressler jun., Elisabet. Die Tragödie einer jungen Liebe. 4 Akte. 96 S. Preis M. 1.80. Leipzig-Gohlis, Bruno Volger.
Bruno Sasse, Rudbert und Irmingard. Ein Trauerspiel. 90 S. Preis M. 1.20. Leipzig-Gohlis, Bruno Volger.
W. Conrad-Ritschl, Die Teufels-Sonate. Drama in 5 Akten. 114 S. Leipzig, Rudolf Haupt.
Hebbels Werke in 10 Teilen. Herausgegeben, mit Einleitungen und Anmerkungen, versehen von Theodor Poppe. Goldene Klassiker-Bibliothek. Hempels Klassiker-Ausgaben in neuer Bearbeitung. 10 Bände in 6 Bänden. Preis geb. M. 7.50, 12.50, 15.— bezw. 20.—. Berlin, Leipzig, Wien. Stuttgart, Deutsches Verlagshaus Bong u. Co.
Adolf Stern, Ausgewählte Novellen. 3. Aufl. 493 S. Dresden und Leipzig, C. A. Koch (H. Ehlers).
Carl Friedrich Wiegand, Niederländische Balladen. 88 S. Preis geb. M. 3.20. Frauenfeld (Schweiz). Huber & Co.
Morris Rosenfeld, Lieder des Ghetto. Autorisierte Uebertragung aus dem Jüdischen von Berthold Feiwel mit Zeichnungen von E. M. Lilien. 5. Aufl. 140 S. Berlin NW. Hermann Seemann Nachf.
Thit Jensen, Mystische Novellen aus Island. Nach mündlichen Ueberlieferungen erzählt. Uebersetzung von Elsbeth Fasoli-Rohr. Mit einem Bildnis. 211 S. Preis brosch. M. 3.—, geb. M. 4.—. Bern, A. Francke.
Bibliothek deutscher Klassiker für Schule und Haus. Mit Lebensbeschreibungen, Einleitungen und Anmerkungen. Begründet von Dr. Wilhelm Lindemann. Zweite, völlig neubearbeitete Auflage, herausgegeben von Prof. Dr. Hellinghaus. Zwölf Bände. Preis geb. M. 36.—. jeder Band M. 3.—. X. Band: Romantik. Dichtung der Freiheitskriege. Chamisso. Platen. Mit einem Bildnis Brentanos. XVI u. 652 S.; XI. Band: Der schwäbische Dichterkreis. Oesterreichische Dichter. Mit einem Bildnis Ludwig Uhlands. XIV. u. 620 S. XII. (Schluss-) Band: Vom „jungen Deutschland" bis zur Gegenwart. Mit einem Bildnis der Annette Freiin von Droste-Hülshoff. XXII u. 564 S. Freiburg, Herder'sche Verlagshandlung.
Richard Dehmel, Gesammelte Werke. In 10 Bänden. 7. Band: Lebensblätter. Novellen in Prosa. Neue, völlig veränderte Ausgabe. 188 S. Preis M. 3—, geb. M. 4.—. Berlin, S. Fischer.
Gustav Adolf Müller, Ecce homo. Eine Erzählung aus Jesu Christi Tagen. 429 S. Preis M. 4.50, geb. M. 6.—. Leipzig, C. F. Amelang.
August Niemann, Aetherio. Eine Planetenfahrt. 222 S. Preis M. 3.—. Regensburg, W. Wunderling.
M. de Cervantes, Don Quixote. Vollständ. deutsche Ausgabe unter Benützung der anonymen Uebertragung von 1837, besorgt von Konrad Thorer. In 3 Bänden. 1. 2. 3. Preis M. 10.—, Leinenband M. 14.—, Lederbd. M. 18.—. Leipzig, Insel-Verlag.
Voltaire. Herausgegeben von Walter Schulte vom Brühl. Die Stimme der Grossen. 4. Bd. 145 S. Preis kart. M. 1.10. Berlin W., Concordia Deutsche Verlagsanstalt (Hermann Ehbock).
Emil Ertl, Freiheit, die ich meine. Roman aus dem Sturmjahr. 3. Tausend. 528 S. Preis brosch. M. 6.—, geb. M. 7.50. Leipzig, L. Staackmann.
Paul Lindau, Der Abend. Schauspiel in 4 Aufzügen. 72 S. Preis 20 Pf. Universalbibliothek 5032. Leipzig, Philipp Reclam jun.
Max Möller, Meister Pinkepank oder Christnacht bei den Schnee-Elfchen. Weihnachtsmärchen in 5 Bildern. Musik von Otto Findeisen. 72 S. Preis 20 Pf. Universalbibliothek 5037. Leipzig. Philipp Reclam jun.
Franz Alfons Helmer, Der Roman eines Strolches. Aus den hinterlassenen Papieren eines Arztes. Eine physiologische und psychologische Studie. VII, 369 S. Preis M. 4.—, geb. M. 5.—. Köstritz-Leipzig, C. Seifert.
Alban Stoltz, Gesammelte Werke. Billige Volksausgabe: Spanisches für die gebildete Welt. 12. Auflage. VIII, 358 S. Preis M. 1.50, geb. M. 1.80. Das Vaterunser und der unendliche Gruss. Kalender für Zeit und Ewigkeit 1845, 1846, 1847 und 1858. Preis M. 1.80, geb. M. 2.20 und M. 2.60. Freiburg, Herder'sche Verlagshandlung.
Manuel Schnitzer, Das Buch von Peter und Fann. 2. Aufl. 195 S. Preis M. 2., geb. M. 3.—. Berlin, Concordia, Deutsche Verlagsanstalt (Hermann Ehbock).
Rudolf Presber, Das Mädchen vom Nil. Novellen. 3. vermehrte Auflage. 214 S. Preis M. 2.50, geb. M. 3.50. Berlin, Concordia Deutsche Verlagsanstalt (Hermann Ehbock).
Balduin Groller, Die Ehre des Hauses. Roman. 264 S. Preis M. 2.50, Dresden, E. Pierson's Verlag.
M. von Berneck, Stelltheim. Roman in 3 Teilen. 402 S. Preis M. 4. Dresden, E. Pierson's Verlag.
Fritz Wittels, Alte Liebeshändel. 13 Novellen aus zwölf Jahrhunderten. 182 S. Preis M. 3—, geb. M. 4.—. Wien und Leipzig, Jahoda u. Siegel.
Des Knaben Wunderhorn. Ausgewählt und eingeleitet von Friedrich Ranke. XIV, 261 S. Preis geb. M. 2.—. Leipzig, Insel-Verlag.

eutsche Sagen. Aus der Sammlung der Gebrüder Grimm ausgewählt und herausgegeben von Paul Merker. XI, 289 S. Preis geb. M. 2.—. Leipzig, Insel-Verlag.
Henrik Pontoppidan, Das gelobte Land. Roman. 588 S. Preis M. 6.—, geb. M. 7.50. Jena, Eugen Diederichs.
Joseph Gruenstein, Ein Phantast. Roman in 2 Teilen. 452 S. Preis M. 4.—, geb. M. 5.—. Berlin, Karl Sigismund.
Hugo Bail, Der Streik. Drama in 5 Aufzügen. 160 S. Preis M. 2.50. Dresden, E. Pierson's Verlag.
Else von der Heiden, Jugenderzählungen. Mit Bildern. 185 S. Preis M. 2.—. Dresden, E. Pierson's Verlag.
Deutsche Frauenbriefe aus zwei Jahrhunderten von Emil Burger. Mit 4 Bildnissen. Diesterwegs Deutsche Volksausgaben. 4. Band. Herausgegeben von Direktor E. Keller. VI, 249 S. Preis M. 1.50, geb. M. 3.—. Frankfurt a. M. und Berlin, Moritz Diesterweg.
Richard Müller. Die Budderbärwel vun Diefedhal. Dorfbilder in Pfälzer Mundart. 90 S. Preis M. 2.—, geb. M. 2.50. Kaiserslautern, Eugen Crusius.
Arthur Rössler, Der Dialog vom Pierrot und andere Essays. 66 S. Preis M. 2.80. Wien, Karl Graeser.
Im Röseligarte. Schweizerische Volkslieder herausgegeben von Otto von Greyerz. Mit Buchschmuck von Rudolf Münger. 2. Bändchen. 80 S. Preis M. 1.20. Bern, A. Francke.
Walter Mortier, Sie beisst! Burlesker Schwank in 4 Aufzügen. 215 S. Preis M. 2.50. Leipzig-Gohlis, Bruno Volger.
Willibald Krain, Habseligkeiten. Eine Sammlung. 95 S. Preis M. 3.—. Jauer, Oskar Hellmann.
E. Trampe, Zerbin u. Leila. Romantische Tragikomödie in 5 Akten. 199 S. Preis M. 2.50. Leipzig-Gohlis, Bruno Volger.
Josef Friedrichowicz, Der Bund der Vier. Schauspiel in 5 Akten. 45 S. Preis M. 1.20. Leipzig-Gohlis, Bruno Volger.
Josef Friedrichowicz, Der verhängnisvolle Fund. Schauspiel in 5 Akten. 47 S. Preis M. 1.20. Leipzig-Gohlis, Bruno Volger.
Peter Rosegger, Alpensommer. VIII, 415 S. Preis brosch. M. 4.—, geb. M. 5.— und M. 5.50. Leipzig, L. Staackmann.
Helene Christaller, Aus niederen Hütten. Geschichten aus dem Schwarzwald. 161 S. Preis M. 2.—, geb. M. 3.—. Heilbronn, Eugen Salzer.
Goethes Sprüche in Reimen. Zahme Xenien und Invektiven. Herausgegeben und eingeleitet von Max Hecker. XIX, 264 S. Preis geb. M. 2.—. Leipzig, Insel-Verlag.
Rudolf Greinz, Aus'm heiligen Landl. Lustige Tiroler Geschichten. 330 S. Preis M. 4.—, geb. M. 5.—. Leipzig, L. Staackmann.
Richard Voss, Richards Junge (Der Schönheitssucher). Roman. 2. Auflage. 538 S. Preis M. 5.—. Stuttgart und Berlin, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachf.
Wege nach Weimar. Gesammelte Monatsblätter von F. Lienhard. Sechster Band. Goethe. Mit Bildnissen. IV, 288 S. Preis geb. M. 3.50. Stuttgart, Greiner & Pfeiffer.
Le XVIIme siècle par les textes, Morceaux choisis par G. Pellissier - Lectures classiques. 572 S. Paris, Librairie Ch. Delagrave.
A. O. Weber, Graf Schim von Panse. Satire. Mit 60 Zeichnungen von Hanns Anker. Preis geheftet M. 2.50, geb. M. 3.—. Berlin W., Gustav Rieckes Buchhandlung Nachf.,

Vermischtes.

Patria. Bücher für Kultur und Freiheit 1909. Herausgegeben von Fr. Naumann. 267 S. Preis geb. M. 4.—. Berlin-Schöneberg, Buchverlag der „Hilfe". G. m. b. H.
Schweizer Heim-Kalender. Volkstümliches Jahrbuch für 1909. 175 S. Zürich, Arnold Bopp.
Illustrierter jüdischer Familienkalender für das Jahr 5619 (1908—09) 149 S. Berlin-Leipzig, Modernes Verlagsbureau, Kurt Wigand.

Zeitschriften.

Der Türmer. Monatsschrift für Gemüt und Geist. Herausgeber: Jeannot Emil Frhr. von Grotthuss. 10. Jahrg. 12. 11. Jahrg. 1. 2. Verlag von Greiner u. Pfeiffer in Stuttgart.
Das zwanzigste Jahrhundert. Organ für fortschrittlichen Katholizismus. VIII. Jahrgang. No. 36 bis 40. München, Verlag des XX. Jahrhunderts.
Deutsche Bühnengenossenschaft. Amtliche Zeitung der Genossenschaft deutscher Bühnen-Angehöriger. 37. Jahrgang No. 36 bis 43. Verlag von F. A. Günther & Sohn, Berlin SW.
Signale für die musikalische Welt. Begründet von Barthold Senff, Herausgegeben von Artur Spannuth in Berlin. 66. Jahrg. No. 36 bis 46. Berlin W., Signale für die musikalische Welt, G. m. b. H.
Anwalt der Tiere. Monatsschrift des Berliner Tierschutz-Vereins. Berlin SW. 11, Königgrätzerstrasse 41. 3. Jahrgang No. 9/10. Verlag des Berliner Tierschutz-Vereins.
Coenobium. Rivista internazionale di liberi studie. 2. Jahrg. No. 5. Lugano, casa editrice del „Coenobium".
Xenien. Eine Monatsschrift. Herausgegeben von Hermann Graef. Jahrgang 1908. Heft 9 bis 11. Leipzig, Xenien-Verlag.
Die Zukunft. Herausgeber: Maximilian Harden. 16. Jahrgang. No. 49 bis 52. 17. Jahrgang No. 1 bis 5. Berlin, Verlag der Zukunft.
Wissen u. Leben. 1. Jahrgang Heft 23, 24. 2. Jahrg. Heft 1. 2. 3. Kommissionsverlag von Rascher & Cie, Zürich.
Allgemeines Literaturblatt. Herausgegeben durch die österreichische Leo-Gesellschaft. Redigiert von Dr. Frz. Schnürer. 17. Jahrgang. No. 17. 18. 19.
Hochschul-Nachrichten. Herausgegeben von Dr. Paul von Salvisberg. 18. Jahrgang. No. 11/12. München, Akademischer Verlag.
Polis, Sozialpsychologische Rundschau. Herausgegeben von U. W. Züricher. 2. Jahrgang. No. 3. Zürich 1908.
Die Musik. Herausgegeben von Kapellmeister Bernhard Schuster. 7. Jahrg. Heft 24. 2. Septemberheft. Berlin, Schuster & Loeffler.
Die Vogesen. Zeitschrift für Touristik und Landeskunde. 2. Jahrgang. No. 17—20. Strassburg i. E., Verlag „Die Vogesen".
Hochland. Monatsschrift für alle Gebiete des Wissens, der Literatur und Kunst. Herausgegeben von Karl Muth, 5. Jahrgang. 12. Heft. 6. Jahrg. 1. Heft. Jos. Kösel, München und Kempten.
Die Friedenswarte. Zeitschrift für internationale Verständigung. Herausgegeben von Afred M. Fried. 10. Jahrg. No. 9/10. Im Selbstverlag des Herausgebers. Wien IX, 2.
Ueber den Wassern. Halbmonatschrift für schöne Literatur. Herausgeber: Dr. P. Expeditus Schmidt O. F. M. 1. Jahrg. Heft 17/18 Verlag der Alfonsusbuchhlg. in Münster i. W.
Kunstwart. Halbmonatschau für Ausdruckskunst auf allen Lebensgebieten. Herausgeber F. Avenarius, 21. Jahrgang. 24. Heft, 22. Jahrgang, 1. 2. 3, Heft. München, Georg D. W. Callwey.
Natur und Kunst. 8. Jahrgang der Deutschen Alpenzeitung. Heft 12—13. Gustav Lammers in München, Berlin, Wien, Zürich.
Bühne und Welt. Zeitschrift für Theaterwesen, Literatur und Musik. Herausgegeben von E. u. G. Elsner. X. Jahrg. No. 24. XI. Jahrg. 1, 2. 3. Berlin, Leipzig, Wien. Verlag von Georg Wigand.
Der Menschenkenner. Monatschrift für praktische Psychologie. Herausgegeben von Dr. R. Stübe und Magdalena Rumm-Kintzel. Jahrg. 1908. No. 6/7. Leipzig, Otto Wigand.

Erwinia. Elsässische Blätter für deutsche Literatur. Monatsblatt des literarischen Vereins „Alsabund". Herausgegeben von Georg Süss. 15. Jahrg. No. 12. 16. Jahrg. No. 1. 2. Alsaica-Verlag, Strassburg i. E.

Neue Musik-Zeitung. 29. Jahrg. No. 23. Stuttgart, Leipzig, Carl Grüninger.

Die neue Rundschau. 19. Jahrgang der Freien Bühne. Heft 10 und 11 1908. Berlin. S. Fischer.

Deutsche Arbeit. Monatsschrift für das geistige Leben der Deutschen in Böhmen. Herausgegeben im Auftrag der Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft, Kunst und Literatur in Böhmen. Jahrgang 8. Heft 1. Prag, Karl Bellmann.

Literarische Wanderungen. No. 2. Theater. Herausgegeben von Karl Vogt. Berlin W., Priber u. Lammers.

Kind und Kunst. Illustrierte Monatshefte für Schule und Haus. Neue Folge. 3. Jahrgang. Heft 1. Breslau, Verlagsanstalt Adolf Stengel.

Das literarische Echo. Halbmonatschrift für Literaturfreunde. Herausgeber: Dr. Jos. Ettlinger. 11. Jahr. Heft 2. 3. Berlin, Egon Fleischel & Co.

Monatshefte für Kunstwissenschaft. Herausgeber: Dr. Georg Biermann. 1. Jahrg. Heft 10. Leipzig, Klinkhardt u. Biermann.

Die Schaubühne. Herausgeber: Siegfried Jacobsohn. 4. Jahrgang. No. 42—46. Berlin, Oesterheld & Co.

Erdgeist. Illustrierte Wochenschrift. Herausgeber: Eugen Diehl. 3. Jahrgang. Heft 18. Wien, Erdgeistverlag.

Die Fackel. Herausgeber: Karl Kraus. 10. Jahr. Doppelnummer. No. 261—262. Wien, Verlag „Die Fackel".

Das Freie Wort. Frankfurter Halbmonatschrift für Fortschritt auf allen Gebieten des geistigen Lebens. Begründet von Carl Saenger. Herausgegeben von Max Henning. 8. Jahrg. No. 14. 15. 16. Frankfurt a. M. Neuer Frankfurter Verlag, G. m. b. H.

Chronik der christlichen Welt. Herausgeber: D. th. F. Mich. Schiele in Tübingen, 18. Jahrgang. No. 41—44. Tübingen, J. C. B. Mohr (Paul Siebeck).

Oesterreichische Rundschau. Herausgegeben von Dr. Alfred Frhrn. v. Berger, Leopold Frhrn. v. Chlumecky, Dr. Karl Glossy, Dr. Felix Frhrn. v. Oppenheimer. 17. Band. Heft 1, 2, 3. Wien, Carl Fromme.

Die Hilfe. Wochenschrift für Politik, Literatur und Kunst. Herausgeber: D. Friedrich Naumann. 14. Jahrg. No. 41—46. Berlin, Buchverlag der „Hilfe", G. m. b. H.

Die christliche Welt. Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände. 22. Jahrgang. No. 41—45. Marburg i. H. Verlag der Christlichen Welt.

Soziale Kultur. Der Zeitschrift Arbeiterwohl und Christlich-sozialen Blätter neue Folge. Redigiert von Prof. Dr. Fr. Hitze und Dr. W. Sohn. 28. Jahrgang, Oktober 1908. M.-Gladbach, Volksverein-Verlag.

Die Umschau. Uebersicht über die Fortschritte und Bewegungen auf dem Gebiete der Wissenschaft und Technik, sowie ihre Beziehungen zu Literatur und Kunst. Herausgegeben von Dr. F. H. Bechhold. 12. Jahrgang. No. 41—44. Frankfurt am Main, H. Bechhold.

Schwäbisches Archiv. Organ für Geschichte, Altertumskunde, Literatur, Kunst und Kultur Schwabens. Herausgeber: Amtsrichter a. D. Beck in Ravensburg. 28. Jahrgang. No. 10. F. Alber.

März. Halbmonatschrift für deutsche Kultur. Herausgeber: Ludwig Thoma, Hermann Hesse, Albert Langen, Kurt Aram. 2. Jahrgang. 2. Oktoberheft. 1. Novemberheft. München, Albert Langen.

Aerztliche Rundschau. Wochenschrift für die gesamten Interessen der Heilkunde. Herausgegeben von Dr. A. Krüche. 18. Jahrgang. No. 41—43. München, Verlag der Aerztlichen Rundschau (Otto Gmelin).

Der Arzt als Erzieher. Zeitschrift für persönliche und soziale Gesundheitspflege. Herausgegeben von Otto Gmelin. 4. Jahrgang. Heft 10. München, Verlag der Aerztlichen Rundschau (O. Gmelin).

Mercure de France. Herausgeber: Alfred Vallette. 19. Jahrgang. Band 75. No. 272. Paris Société du Mercure de France.

Almanach der Süddeutschen Monatshefte

München
Süddeutsche Monatshefte GMBH

Preis M —.40

Inhalt: Das geheimnisvolle Sittlichkeitsverbrechen im Sankt Gotthardtunnel. Von Hermann Losch. — Der Heß und sein Buch. Von A. Supper. — Die Anfänge der Kunst. Von Hans Thoma. — Ruederer. Von Josef Hofmiller. — Helene Fourment. Von Karl Voll. — Römische Religion. Von Friedrich Th. Vischer. — Siccus an Frau Landgerichtsdirektor Duffek, Hochwohlgeboren. Von Max Steinitzer. —

Illustrationen: Hans Thoma. Unveröffentl. Photographie aus dem Jahre 1864. Lovis Corinth: Joseph Ruederer. Franz von Lenbach: Robert von Hornstein. Rubens: Helene Fourment. Friedrich Th. Vischer: Unveröffentlichte Photographie aus den Jahren 1857—59.

Bestellkarte liegt diesem Hefte bei.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung oder direkt vom Verlag.

Ruederer als Novellist

Alfred Kerr:

„Und eine Geschichte hat er geschrieben vom Hochzeiter und der Hochzeiterin, **die ihresgleichen sucht in den Erzählungen der Zeitgenossen.** Es war keine Erzählung. Es war ein Gemälde... von einem süddeutschen Rubens gemalt, erinnerungstrunken, weintrunken; eine sommerlich heiße Tanzsymphonie; ein wunderseliger Wirbel; ein Traum von Küssen und stürmischen Stunden und leuchtender Pracht und blühenden Menschen und verwehender Schönheit; ein herzlicher Reigen der Lust: ein schmerzlicher Schauer des Entsagens: eine Jugend, — es war eine ganze heiße Jugend."

Fritz Mauthner:

„Die Geschichte vom „strohblonden Augustin, dem brennroten Kilian und der sittlichen Weltordnung" ist oft wüst, oft schrullenhaft erzählt, so daß die Phantastik mitunter in traumhafte Unordnung übergeht; aber **ihr Verfasser ist ein Dichter, so wahr E. T. A. Hoffmann ein Dichter war.** Und er wird uns mit diesem genialischen Wurfe ein ganzer Dichter bleiben, auch wenn er sich selbst späterhin untreu werden oder wenn die Lust an der Tollheit ihn gelegentlich geschmacklos werden lassen sollte. Josef Ruederer ist mit dieser einen Erzählung ein Poet, allerdings nicht für die überästhetischen Dekadenten, die kein Blut sehen können, wie der strohblonde Augustin, und die darum vor dieser Kraft und vor diesem lauten Gelächter erschrecken werden; aber wir freuen uns der Kraft und des Gelächters, weil Ruederers rasche Entwickelung uns ein Zeichen mehr ist dafür, daß die Zukunft nicht einer der neuen Schulen gehört, nicht dem pedantischen Naturalismus und nicht dem verschwommenen Symbolismus, sondern jeder starken, saftstrotzenden Individualität.

Nur möge niemand glauben, auch Ruederer selbst nicht, daß ein solcher Höllenbreughel sich nachahmen oder leicht wiederholen lasse. Das Beste an der Geschichte ist ja doch, was zwischen den Zeilen steht, die Auflehnung gegen alle Philisterei und das tiefe Mitleid mit dem Schicksal des strohblonden Augustin, das himmlische Mitleid mit der verkommenen Menschenseele, diese letzte Philosophie der Resignation, **die nur einer in Deutschland so ergreifend und so humoristisch darzustellen vermag: Wilhelm Raabe.** Es ist das Wesentliche der Dichtergabe, solche nahezu religiöse, natürlich freireligiöse Empfindungen, wenn man sie fühlt, dem stillen Leser mitteilen zu können; in einer Schule züchten lassen sich nur Manieren, nicht Empfindungen. So ist Raabe ein Einsamer geblieben; so mag Ruederer — fast möchte man's ihm wünschen — ein Einsamer bleiben."

Oskar Bie:

„Sein Roman „Ein Verrückter" war ein kräftiger Stoß, seine „Tragikomödien" sind eine köstliche Gabe. Es ist da eine Novelle darin vom Hochzeiter und der Hochzeiterin wundersam über der Wirklichkeit schwebend und doch von dem Dufte der Wirklichkeit ganz voll, **wie ich seit Keller nichts gelesen habe.** Ruederer ist eine über den Dingen lächelnd schwebende Natur, ein Satyriker feinsten Korns. Aber er verliert nie die Erde, und eine unverwüstliche Kraft, eine germanische Kraft, doch in Kultur gesättigt, spricht aus seinen Werken."